32101 076534849

0902
.997

1124

EX LIBRIS
A. TRENCELENBURG.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Vierzigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1840.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzaetikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

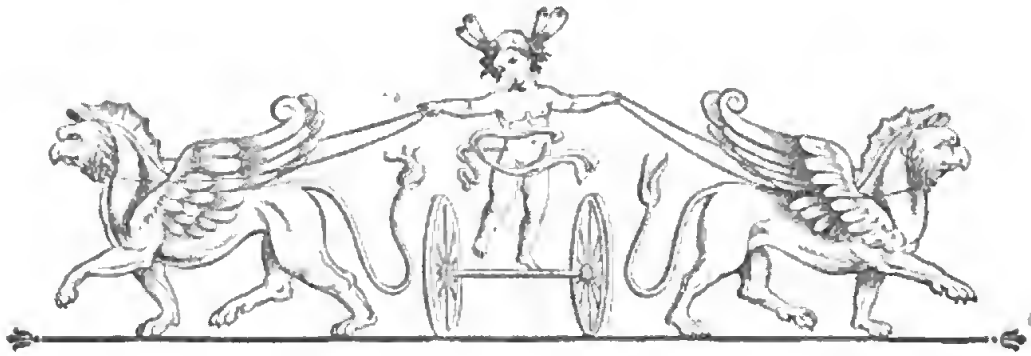
Alle Briefe und Beiteäge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 1. — den 2. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Montesquieu's Selbstbetrachtungen,

mit einem Commentar von A. Weill.

Bewundert hab' ich in meinem Leben viele Scheinsteller und große Männer, geliebt aber nur zwei, den Einen als Knabe, den Andern als Jüngling. Schiller und Montesquieu. Wie groß war daher meine Freude, als ich einst zufällig die Portraits beider Männer neben einander sah und ihre äußere schlagende Aehnlichkeit entdeckte. Gewiß, der Anblick eines weiblichen Bildes, das einem Ideal entspräche, hätte mich nicht so entzücken können. Auch repräsentiren Beide das Höchste, was ihre Nation zu erreichen weiß, nur steht Montesquieu als Philosoph und Gelehrter da, während Schiller Beides ist und zugleich Dichter; Propheten und tiefe Auguren des menschlichen Wesens sind Beide. Montesquieu glaubte sogar sich selbst zu verstehen und entwarf ein Bild von seiner innern Person. Wir wollen sehen, ob er blos sich, oder, wie Schiller, wenn er eine Person zeichnet, die ganze Menschheit sich in dieser Figur reflectiren läßt. Vor welchem Spiegel Montesquieu gesessen, wissen die Götter. Jeder Satz von ihm über sich selbst nöthigt mich aber zu einem Commentar über Gott, Welt und unsere Zeit. Einer seiner Hauptsätze ist gleich folgender:

„Ich habe fast nie im Leben Verdruß gehabt, noch „weniger Langeweile."

Wer einmal weiß, daß es im Leben keine Freude ohne Schmerz, keine Rose ohne Dornen gibt, der ist so ziemlich gegen alles das gewappnet, worüber der Naturmensch aufschreit. Der Philosoph lacht nicht, er lächelt blos, und wenn er weint, so geht er bei Seite, damit ihn Niemand sieht, denn er schämt sich, schwach zu sein. Der zum Bewußtsein gekommene Mensch liebt nicht, und haßt nicht, seine Liebe ist Anhänglichkeit, sein Haß Abneigung, weiter nichts. Er hat also, wie Montesquieu, nie Verdruß, Kleinigkeiten berühren ihn nicht, und Großes findet ihn gewaffnet. Uebrigens ist ein großer Unterschied zwischen Verdruß und Schmerz, und daß er nie Schmerz gehabt habe, sagt Montesquieu nicht.

Was die Langeweile betrifft, so sagte der berliner Jude und Philosoph Mendelssohn: ich bin am wenigsten allein, wenn ich allein bin, und Charlotte Stieglitz sagte: wie kann man sich ennuyiren, wenn man nicht ennuyant ist? —

„Meine Maschine," sagt Montesquieu, „ist so glück„lich gebaut, daß ich lebhaft genug von allen Gegen„ständen affizirt werde, um mir Vergnügen zu machen, „und nicht genug, um mir Furcht einzuflößen."

Montesquieu nimmt hier die Seele für den Körper, und schreibt offenbar letzterem zu, was er nur seiner Cultur verdankt. Es ist aber nicht zu läugnen, daß so wie der Körper Einfluß auf die Seele hat, letztere auf den Körper noch mehr ausübt, so daß sogar die Züge eines gebildeten Menschen sich bei einem feinen Einfall verfeinern, die Gesichtslinien eines Häßlichen bei einem schönen Gedanken sich verschönern. Man mag darüber lachen oder nicht, die Philosophie oder die Noblesse des Herzens zeigt sich in jeder Linie des Gesich-

(RECAP) 0902 .S97 1840 pt.1

65813

Digitized by Google

tes und, was noch merkwürdiger, in den Linien der Hand sogar. Diese Kunde hieß bei den Chaldäern die Weisheit der Hand, und heutr noch weißagen die Zigeunerinnen nach deren Linien, obschon dies nur ein Aberglaube ist. Am ersten Wort, sagt ein Schriftsteller, erkenn' ich den Menschen, am zweiten seine Bildung, am dritten seinen Charakter. Dies ist nun übertrieben, eben so wie Buffon's le style c'est l'homme, aber es ist immer etwas Wahres daran. Die Seele kann also den Körper gleichgültig für manche Eindrücke machen, sie kann das richtige Maß zwischen Vergnügen und Furcht treffen, und so konnte Montesquieu, der sein Portrait im Alter machte, von seiner Maschine sprechen, und zwar mit Recht, denn durch das lange Selbststudium gewöhnt man sich so an sein System, verschlingt sich der Körper so mit der Seele, daß man das Ganze für eine bloße Maschine hält. Sonderbar, was Montesquieu in seinem Portrait als vorgefundene Wirklichkeit angibt, stellten die Weisen des Alterthums als Ideal eines Menschen auf.

„Ich habe gerade so viel Ehrgeiz, als man braucht, „um Theil an den Dingen des Lebens zu nehmen, habe „aber nicht so viel, um einen Ekel an der Stellung, „die mir die Natur angewiesen, zu empfinden."

Man könnte das für Schmeichelei nehmen, denn es ist fast unglaubbar. Ich lasse den ersten Theil noch gelten, aber der zweite müßte doch bezweifelt werden, wäre Montesquieu nicht wirklich so glücklich gewesen, seinen Beruf ganz zu erfüllen. In unserer Zeit hätte er dies gewiß nicht gesagt, denn wo ist die Gränze für das Genie? Seitdem ein korsikanischer Artillerieofficier Herr der Welt wurde, glaubt jedes Genie Königsblut in seinen Adern zu fühlen; es fehlt ihm vielleicht die Stellung, die ihm — der Zufall gibt. „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das seh'n die Thoren nimmals ein" u. s. w. Mancher Sänger wäre vielleicht ein Philosoph geworden, wenn er zu rechter Zeit einen Schnupfen bekommen hätte; so manches Genie geht auf dem Lande in Schmuz unter, weil seine Phantasie weder Bildung noch Nahrung erhielt. Die Natur weist keine Stellung an, die Erziehung thut es, diese kann es freilich nicht ohne jene thun, aber jene auch nicht ohne diese, und dann macht der Mensch die Zeit nicht, sondern die Zeit den Menschen. Mirabeau wäre als lasterhafter obscurer Mensch gestorben, hätte er drei Jahre früher geendet, und Napoleon schriebe heute Zeitungsartikel, wir in seinem vierundzwanzigsten Jahre. Die Journalartikel, die er schrieb, lieferte Talleyrand ihm aus, ohne Copie davon zu nehmen, und Napoleon verbrannte sie. Es war eine Brochüre über das Glück der Menschheit für die lyoner Akademie; Napoleon pries darin die Republik als das einzige Glück der Menschheit. O, Natur und Zufall! — Unwillkürlich fällt mir hier im Sturmwind meiner Commentationen Lessing's Frage ein: ob Raphael ein großer Maler geworden wäre, wenn er auch ohne Hände geboren! Die Frage ist lächerlich. Es wäre ihm so wenig eingefallen, Maler zu werden, als einem Bassisten, den Tenor zu singen. Er hätte wohl Maler sein können, aber kein Mensch hätte es gewußt. Friedrich der Große sagte einst zu einem Major, den er nicht leiden konnte, und der immer avanciren wollte: Er ist General, aber ein Hundsfott, der's weiter sagt! —

„Wenn ich ein Vergnügen empfinde, so werde ich „affirirt davon, erstaune aber immer, es mit so vieler „Gleichgültigkeit gesucht zu haben."

Ich gestehe, ich habe dies Anfangs nicht verstanden, oder habe lange Zeit gerade das Gegentheil gemeint. Etwas der Art, erinnerte ich mich, fühlte Rousseau während der höchsten Hingebung in der Leidenschaft. Rousseau erzählt, wie er vierzehn Tage hindurch dem schönsten Mädchen in Italien nachlief, und als sie ihm endlich ein Stelldichein gewährte, als er auf dem Gipfel des Glückes war, als er in ihren Armen lag, entdeckte er plötzlich, daß ihr rechter Nasenflügel kleiner als der linke. Er sagte dies der Schönen und diese erwiederte ihm: Studire Du die Mathematik und laß die Frauen! Damit schlug sie ihm die Thür vor der Nase zu. Er reißt ihr vergebens nach. An diese Thatsache, wer glaubte es, hat Rousseau fast ein ganzes System geknüpft, daß nämlich der denkende Mensch kein sinnliches Vergnügen mehr zu genießen im Stande sei. Dies glaubte ich bei Montesquieu zu finden. Er aber behauptete, sich blos gewundert zu haben, daß er es mit Gleichgültigkeit suchte, da es ihn wirklich erfreute, und das verstand ich nicht. Ich glaube aber, Montesquieu folgte hierin dem Grundsatze des alten Philosophen Zeno. „Wenn Du das Leben schön finden willst," sagt dieser, „so mache daran keine Ansprüche!" Montesquieu ging also mit so wenig Ansprüchen als möglich einem Vergnügen entgegen und wunderte sich etwas darin zu finden. Nun ist mir's klar, Montesquieu war noch mehr Misanthrop als Rousseau. Wende die Worte eines großen Mannes zehnmal um, sagt der Talmud, Du findest immer etwas Neues darin. —

„Ich war in meiner Jugend glücklich genug, um „mich an Frauen zu gewöhnen, von denen ich geliebt

Digitized by Google

„zu werden glaubte; sobald ich aber diesen Glauben ver„lor, trennte ich mich plötzlich von ihnen."

Diese Stelle ist bedeutend, sie beweist, daß Montesquieu nie liebte, obschon er an einer andern Stelle sagt, er sei noch im fünfunddreißigsten Jahre verliebt gewesen. Seine Liebe bestand in dem süßen Gefühl, geliebt zu werden. Sonderbar, daß die Liebe nie tief in das Gefäder einer großen Männerseele greift, sofern die Liebe darin besteht, einem zweiten Wesen eine Superiorität einzuräumen. Das Genie fühlt aber stets seine eigene Superiorität, ist nur durch Liebe geschmeichelt, liebt aber nie selbst. Weder Alexander, noch Friedrich, noch Napoleon liebten; wedre Homer, noch Plato, noch Dante, noch Byron, Shakspeare, Goethe oder Montesquieu liebten, d. h. verloren ihr Selbst an ein zweites Ich. Mit dem ersten philosophischen Gedanken verschwindet die Liebe als Leidenschaft, obschon sie als Grundsatz oder als Nothwendigkeit bestehen kann. Der große Maler kann sich so lange in eine weibliche Gestalt als sein Modell verlieben, bis sie gemalt ist, sobald aber nichts mehr zu malen ist, liebt er das Bild mehr als die Geliebte. Eben so geht es dem Dichter, der zu seinem Zweck lieben muß. Das Genie, als solches, liebt nie; freilich aber gibt es wenig Genies, oder wo es vorhanden ist, ahnt es nicht immer seine Größe. Aber wie Schiller sagte, er halte es mit keiner Philosophie, eben aus Philosophie, so sagte Rousseau: Ich liebte *nie*, weil ich *immer* liebte. Auch Natalie in Meister's Lehrjahren antwortet auf die Frage, ob sie liebte: Nie oder immer!

„Das Studium war für mich das Hauptmittel „gegen alle Lebensunannehmlichkeiten; ich habe nie einen „Verdruß gehabt, der nicht nach einem stundenlangen „Lesen verschwand."

Also hat er doch Verdruß gehabt, wie der Zwirn in Lumpacivagabundus sagen würde; denn er hat doch lesen müssen! Doch ich muß hier ernst werden, weil ich die ernsteste Seite im Leben berühre und offen sein will. Was ist der Zweck des Studiums? Kennt ihn unsere Zeit? Nein, leider nein, Man *lernt* heut zu Tage nur, um zu *lehren*, so wie es die sehr klugen Rabbinen schon beklagten; man macht eine Axt daraus, sagen sie, um Holz zu hauen. *Lehren* muß man, um zu *lernen*, und lernen, um besser zu werden. Verbietet unsern Gelehrten, das, was sie können, wieder zu lehren, und Ihr werdet sehen, wie viele dem Studium treu bleiben. Es gibt in Deutschland Pedanten und Wortkrämer, die in ihrem ganzen Leben von Zahlen und Namen leben, blos um sie dem Publicum herzuzählen, kein Land hat so viele Compilatoren und gelehrte Maschinen als Deutschland.

„Ich bin eben so zufrieden mit Dummköpfen als „mit geistreichen Männern, es gibt wenig Leute, die „so langweilig sind, daß sie mich nicht amüsiren könn„ten, oft gibt es nichts Amüsanteres als einen langwei„ligen Menschen."

Montesquieu hat sich selbst sein Urtheil gesprochen, indem er an einer andern Stelle sagt: geistreiche Männer ließen sich in der Regel von Dummköpfen regieren. Geistreicht Männer sind deshalb so selten für das politische Leben zu gebrauchen. Man fragte einst die Königin Elisabeth, woher es käme, daß ihr Land so blühend wäre, während Spanien und Frankreich so schlecht regiert würden. Weil ich als Frau, erwiederte sie, Rath bei Männern hole, jene Könige als Männer aber den Rath ihrer Weiber befolgen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Offenes Sendschreiben, von Dr. A. Ruge.

Halle, den 18. Dec. 1839.

Es wird Sie interessiren, daß Echtermeyer und ich den Chamisso'schen Musenalmanach redigiren. Aus Berlin und Schwaben ist schon allerlei Artiges eingegangen; andere beliebte und bekannte Lyriker haben versprochen. Es werden neue und wohlbekannte Namen sich zusammenfinden, und jeder in guter Gesellschaft, wie sich von selbst versteht. Daß wir selbst nicht poetisch betheiligt sind, ist neu dabei, schädlich aber wohl nicht, so wenig die Redactionen der Blätter, welche Lyrisches veröffentlichen, gehalten sind, einen Namen unter den Dichtern zu haben. Es versteht sich aus dem Princip der Sache von selbst, daß wir keine charakteristische Richtung der Gegenwart ausschließen, und nichts eifriger wünschen, als die Mannichfaltigkeit, die da ist, auch auszudrücken.

Was mich betrifft, so sagt man mir nach, ich wolle nach Leipzig ziehen, ein Gerücht, welches darin wohl seinen Grund findet, daß ich die Universität quittirt habe. Die Universität selbst ist dabei weniger betheiligt; im Gegentheil, die meisten Professoren sind im Laufe der Zeit mir vielmehr freundlicher gesinnt worden. Sie erinnern sich, daß 23 Mitglieder dieser Anstalt in der leipziger allgemeinen Zeitung gegen mich auftraten, und sich meines Gegners annahmen, ihn Collegen nannten u. s. w. Seitdem haben mehrere dieser Herren praktisch die Bestätigung meiner Kritiken und den eigentlichen Inhalt der Collegenschaft erfahren, indem Streitigkeiten innerhalb der Facultät über ein unglückliches Pietistensubject, das Leo protegirte, sowohl Leo's als Erdmann's unfreies Princip in einem höchst merkwürdigen Verlauf ans Licht gestellt, und nicht nur die Leerheit und Hohlheit der

Digitized by Google

Corporations- und Collegen-Idee gründlich aufgedeckt, sondern auch die Farben der Willkür und der wissenschaftlichen Consequenz geschieden und sich gegenüber gestellt haben. Sie müssen darüber eine Correspondenz zu gewinnen suchen. Die wahrhafte, actenmäßige Darstellung dieser Vorgänge, die hier, wie sich von selbst versteht, publici juris sind, werden höchst interessante Aufschlüsse und Einsichten in die Bewegung unserer Gegenwart gewähren. Für die Jahrbücher ist die Geschichte zu empirisch; wir können uns auf die Tagsgeschichte nicht einlassen, um das Hauptinteresse, das philosophische und primitive nicht zu verdecken; sonst wäre es ein Leichtes gewesen, allerliebste Notizen und Pointen mitzutheilen. Dem heiteren Verlauf dieser Streitigkeiten folgte nun ein förmlicher Triumph des Pietismus, welcher zweierlei beweist, einmal daß die Redensarten von Corporation und Zunft, welche wir vornehmlich der Romantik im Gegensatz zu den freien Grundlagen unserer Staatsverfassung zu danken haben, taube Nüsse sind, denn nicht die Majorität der Facultät, sondern die Minorität hat ihren Willen gekriegt, nicht die Facultät hat den Candidaten angenommen, sondern ein höherer Wille waltete über ihr; — sodann beweist er, wie wenig Leo und seine Freunde sich aus den sogenannten „organischen Existenzen", „den Corporationen" machen und daß nicht in ihnen, sondern in der Intelligenz das einzige Mittel gegen Unfreiheit und Willkür zu finden ist. Sich der Corporation anschließen, heißt sich der Ohnmacht verbünden; denn die wesentlichen Gegensätze des Geistes, die der freien Wissenschaft und die der unfreien, an die praktischen Zwecke weggeworfenen Wissenschaft, d. h. der Philosophie und des Pietismus höhlen die Corporation aus und zeigen sich als unendlich wichtig im Vergleich zu den formellen Rechten und Privilegien. — Sie können sich nun leicht denken, daß die Herren Collegen, welche diese Erfahrungen gemacht haben, in Folge derselben eher an mir, als an dem Collegen Leo einen Freund zu haben meinen. Da nun die antipietistischen Docenten, wie es nicht anders sein kann, bei weitem die Mehrzahl ausmachen; so habe ich nie besser zur Universität gestanden, als eben jetzt, wozu noch der Umstand kam, daß ich jetzt mehr Zuhörer fand, als früher. — Wenn ich nun dennoch diese Stellung aufgegeben, so hat das seinen Grund in andern Verhältnissen. Vorigen Herbst wurde mir von Männern, die es vermögen, eine bestimmte Aussicht eröffnet, als ich aus dem Avancement eine Ehrensache machte. Ich sollte die Beendigung meines Streites mit Leo abwarten. Dieser Zeitpunct trat ein; aber zu gleicher Zeit hatte praktisch der parfümiete Pietismus nur um so größere Progressen gemacht, der Vorhang vor den liebenswürdigen Aussichten fiel, und es hätte sich nun schlecht ausgenommen, wenn ich in infinitum davor wäre sitzen geblieben. Auch wäre es thöricht gewesen, mich an diesem Zipfel lächerlicher und vorgeblicher Weise noch weiter herumzerren zu lassen mit den Forderungen, ich solle weder die Universität, noch die Collegen recensiren und recensiren lassen, Leute, die wie Hahnemann mit den großen Stiefeln der Romantik voranzugehen und ihre Nasen zwischen alle philosophischen Thüren klemmen. Zugemacht! da haben wir das Geschrei! — das soll nun wider die Ordnung sein. Ich finde das Umgekehrte, es wäre unerhört, wenn man sich solche Unverschämtheiten ruhig gefallen ließe, als die Hakeleien der Antiphilosophen sind. Die Luft muß gereinigt werden. Die scheiftstellerische Fundamentirung des freien Geistes der gegenwärtigen Philosophie, die Befreiung auch der Hegelei und ihrer Consequenzen vom romantischen Zopf- und Puderwesen ist so unerläßliche Pflicht, daß ich auch einen Geheimdoctorhut, geschweige denn den eines Magister legens dazu angegeben haben würde. Doch erlaube ich allen wirklichen Geheimen und öffentlichen Räthen daran zu zweifeln, weil allerdings bei uns das zeitgemäße Resigniren hochgestellter Personen noch nicht in seiner ruhmvollen Bedeutsamkeit erkannt worden ist. Außerdem hab' ich mit dem Gewinn meiner Unabhängigkeit nichts verloren. Denn sollte es mir belieben und den Studenten nothwendig erscheinen, so hindert mich nichts, ihnen so gut, wie bisher, Privatstunden zu geben und dieselben durch den Courier oder das Wochenblatt bekannt zu machen. Meinen hiesigen Aufenthalt aber zu verlassen, wäre thöricht, da ich in den angenehmsten Verhältnissen lebe, und seit einem Jahre als Stadtverordneter ein erhöhtes Interesse an Halle, dem ich so unendlich viel verdanke, gewonnen habe. Ein öffentliches Interesse haben diese Verhältnisse nur, sofern sie die Stellung unseres Staats zu der lebendigen Philosophie beweisen, welche weder der Theologie, noch der Politik, sondern nur der Wahrheit dienstbar sein will; ein Widerspruch, bei dem auf die Länge nur die unwahren Existenzen verlieren können, die heuchlerische Theologie und das unfreie vor der Wahrheit erschreckende Gespensterbewußtsein. — ꝛc.

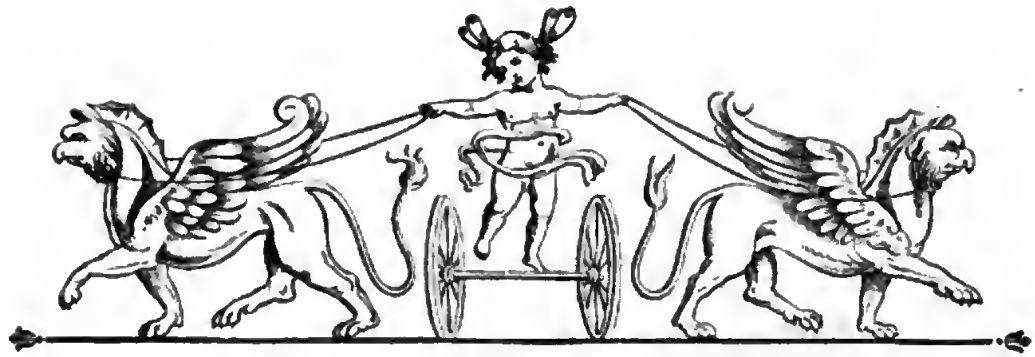
Arnold Ruge.

Notiz.

[Aufruf an die Philhellenen.]

Dr. Waltenberg, Bataillons- und praktischer Arzt, der einige Jahre in Griechenland war, hat einen Aufruf und einen Entwurf zur „Begründung eines literarisch-artistischen Philhellenismus" erlassen. Die Sache ist kurz diese. Griechenland ist pauvre, arm an Gold, arm an Kunstschätzen, denn die meisten wurden verschleppt, arm an Mitteln, auch nur der Kenntniß der altgriechischen Literatur aufzuhelfen. Jeder Autor, jeder Musiker, jeder Maler, Kupferstecher und wer sonst für Kunst und Wissenschaft thätig, soll zur Gründung einer Bibliothek und Kunstsammlung für die Griechen sein Scherflein beitragen, indem er seine Geisteserzeugnisse einliefert. Merkwürdig bleibt dabei, wenn man bedenkt, daß Deutschlands Druckereien die Stereotypausgaben der alten griechischen Autoren nach Neugriechenland liefern sollte, damit man dort Homer und Thucydides lesen kann! Außerdem fragt sich, ob sich keine baiersche Censur eindrängt, wenn die Autoren von Neudeutschland ihre Bücher zu liefern gesonnen wären!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 2. — den 3. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Montesquieu's Selbstbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Anfangs vor den meisten Großen eine „kindische Furcht gehabt; sobald ich sie aber kennen lernte, „ging ich ohne Zwischenstufe zur Verachtung über."

Ich will diesen Ausspruch durch einen andern von Montesquieu ergänzen. „Ein Umstand, der mir immer sehr viel geschadet hat," sagt er, „ist, daß ich Alle, die ich nicht achten konnte, verachtete." In diesen Worten liegt das naive Bekenntniß einer großen Seele. Liebe und Haß äußern sich bekanntlich wie Freude und Schmerz durch dieselben Bewegungen. Man sucht die Geliebte, so wie den Feind zu umschlingen; die Riesenschlange und der Epheu gleichen sich in der That, wenn auch nicht im Wollen. Derjenige also, der tief empfindet, liebt oder haßt, kennt aber kein Justemilieu im Verhalten zu Menschen, wenigstens von Natur nicht, ein solches ist eben erkünstelt. Gleichgültigkeit ist ein Erzeugniß der Civilisation, nicht der Wilde, nicht einmal der Landmann, kennt diesen Zustand der Empfindung. Ein großer selbstständiger Geist aber, der sich nicht den Convenienzen der Gesellschaft unterwirft, behält immer das rein Natürliche, und geht von einem Extrem zum andern über. Daher ist es erklärbar, daß Montesquieu denjenigen verachtete, den er nicht zu achten wußte, obschon dieser es vielleicht nicht verdiente. Es schadet dies im Leben, wie Montesquieu selbst gesteht, aber dadurch ändern sich wirkliche Gefühle nicht, im Gegentheil steigert sich diese Verachtung, je mehr sie schadet. Nur Liebe heilt diesen Gegensatz. Wenn der Dichter oder das Genie ein Vorurtheil hat, so hilft das Widersprechen nichts, man muß ihm Recht geben, ihm aber durch die That, durch Großmuth das Gegentheil beweisen, denn diese angeborne Verachtung erweicht sich erst beim Dichter einen triftigen Grund, wenn er gemeine Rache sieht, deren er keinenfalls fähig wäre. — Auf diesem Punct ist noch eine große Lücke in unserer Psychologie.

„Ich habe es immer geliebt, den Frauen dummes „Zeug vorzuschwatzen und ihnen Dienste zu erweisen, „die wenig kosten."

Montesquieu sagt des fadeurs, heute sagt man fadaises, nur lieben es die Frauen nicht mehr, sie sind ernster geworden. Es gibt übrigens Frauen, bei denen man mehr durch geistreiche Grobheiten als durch fade Complimente gewinnt. Montesquieu spricht hier von gewöhnlichen Frauen.

„Unglücklicherweise habe ich nur Liebe für das Wohl „und die Ehre meines Landes, keinenfalls aber für das, „was man Ruhm nennt. Ich habe immer eine geheime „Freude gehabt, wenn man eine Maßregel für das all„gemeine Wohl ergriff."

Worte, die eines Philosophen und Staatsmannes würdig sind. Der Ruhm eines Landes, sagt Thucydides, ist sein Grab. Napoleon mag es aufs neue beweisen. Ein guter Schullehrer ist der Gesellschaft nützlicher als ein berühmt gewordener Feldherr, nur sind die Menschen zu dumm, um dies zu begreifen. —

Digitized by Google

„Wenn ich in einem fremden Lande reiste, habe ich „mich dort wie in der Heimath attachirt, ich nahm an „seinem Geschick denselben Antheil, und wünschte, daß es „glücklich sein möchte."

Kosmopolitische Worte eines Franzosen, wie sie noch keiner außer Rousseau aussprach. Ueberhaupt ist Montesquieu der einzige Franzose, der es würdig wäre, ein deutscher Denker und Philosoph zu sein. Zugleich übertrifft er die deutschen Denker darin, daß er klar und deutlich ist und gar keine engherzigen Gefühle hat, die sich nun einmal ein Deutscher nicht ganz abgewöhnen kann, weil das Leben ihm zu klein in der Wirklichkeit vorkommt.

„Ich habe sehr oft bei Leuten Geist gefunden, die „für geistlos galten."

Gewiß sehr wahr, aber auch umgekehrt, und das noch weit öfter.

„Es thut mir nicht leid, für zerstreut gehalten zu „werden. Ich habe sehr viele Ungereimtheiten gemacht, „die man mir auf diese Kosten hin gern verzieh, die „mich aber ohnedies in große Verlegenheit gebracht „hätten."

Wie naiv und durchtrieben! Montesquieu hat gewiß gelächelt, als er dies schrieb; er fügte jedoch hinzu:

„Ich habe mich nie entschuldigt, ich liebe die Häu„ser, wo ich mit meinem alltäglichen Hausmannsgeist „fortkomme."

Es ist sonderbar, daß die großen Männer das Gewöhnliche im Leben so lieben. Sollte es nicht Eitelkeit sein, um sich als Contrast höher zu fühlen? Auch nehmen sie deshalb so oft gewöhnliche Mädchen zu Frauen. Und wenn man einmal wie Montesquieu einen so weltgroßen Namen hat, — er hatte ihn bei seinem Leben schon, — so zeigt man sich nicht gern allzu oft in glänzender Gesellschaft, weil diese fortwährend Ansprüche macht und am Ende glaubt, ein großer Mann dürfe gar nicht mehr zu seiner Magd sagen: Käthe, hol' mir meine Nachtmütze, oder: Diese Kartoffeln sind wirklich gut! Sagt er dies, so ist eine geistreiche Frau im Stande und flüstert: Wie fade! Das kann ja ein Jeder sagen, ich sehe gar nichts Geniales an dem Manne! Und sie behauptet dies, und hätte er auch l'esprit des lois geschrieben.

„Bei Tische habe ich immer Jemand gern, der sich „die Mühe gibt, glänzen zu wollen. Ein solcher Mensch „bietet immer eine Blöße dar, während die Andern „sich hinter einem Schilde verdeckt halten."

Es ist dies eine Ergänzung des oben ausgesprochenen Grundsatzes: „nichts Amüsanteres als ein langweiliger Mensch!"

„Nichts aber amüsirt mich mehr, als wenn ich Je„mand antreffe, der ohne Pardon langweilig erzählt. Ich „höre zwar seine Geschichte nicht, aber ich gebe Acht „auf die Art, wie er sie erzählt."

Man sieht, daß der geistreiche Mann erst lernen muß, wie man eine dumme langweilige Geschichte erzählt. Für den dramatischen Dichter ist dies von großem Interesse.

„Nie habe ich es leiden wollen, daß ein geistrei„cher Mensch zweimal meiner spottete."

Dies ist schon ernster. Ich habe immer geglaubt, daß man geistreichen Männern eher verzeihen könne als Dummköpfen, weil diese das Nachgeben für Schwäche halten, und zwar kam ich auf diese Wahrheit durch Erfahrung. Wenn man mit einem Dummkopfe zu thun hat, so dachte ich, so kann man Anfangs schon nachgeben, die Welt weiß doch zu unterscheiden. Dem ist aber nicht so; die Welt urtheilt nach dem Scheine und verzeiht nichts, sogar einem Montesquieu nicht. Ein geistreicher Mann aber weiß Großmuth oder Selbstverläugnung zu schätzen, der Dummkopf, der sich für geistreich hält, — denn dies ist eben das Zeichen des Dummkopfs — legt alles auf seine Rechnung; man muß daher in einem solchen Falle strenger sein. Knigge ist in diesem Punkte meiner Meinung, und Montesquieu irrt sich. Es ist besser, von einem geistreichen Manne getadelt, als von einem Dummen gelobt zu werden. Montesquieu vergaß die Fabel von der Fliege und dem Bären: mieux vaut un ennemi sage qu'un ami imbecille.

„Ich habe meine Familie genug geliebt, und für ihr „Nöthigstes selbst gesorgt, aber ich habe mir bald die Klei„nigkeiten vom Halse geschafft. Obschon mein Familien„name weder gut noch schlecht ist, da er erst einen Adel „von 250 Jahren zählt, so habe ich doch Anhänglichkeit „dafür und wäre im Stande, ihn als Erbe zu übertra„gen, damit er nicht ausstirbt."

Und er hat dies gethan. Montesquieu hatte also auch seine Maeotte, obschon er im Grunde nicht viel auf den Adel hielt, wie man sich denken kann. Man mag noch so hoch über dem Leben stehen, sagt Goethe, so reißt es einen an einem Zipfel zu sich hinab. Diese Stelle habe ich nicht gern übersetzt, aber sie ist einmal da als Schatten zum Licht.

„Wenn ich mich Jemandem anvertraue, so thue ich „es ohne Rückhalt, aber ich thue es nicht so leicht."

Digitized by Google

Ich habe einen alten Lehrer gehabt, der sagte immer: ein jeder Mensch wird gewiß einmal 100,000 Thaler erben, nur erleben es die Meisten nicht!

„Meine Maschine ist so beschaffen, daß ich mich erst „in jedem abstracten Gedanken ein wenig sammeln muß, „ohne dies verwirren sich meine Ideen, und wenn ich „fühle, daß man mir zuhört, so scheint es mir, als ver„schwinde die ganze Frage vor mir, mehrere Spuren zei„gen sich auf einmal und keine Spur springt hervor. „Was jedoch die Raisonnements oder das Disputiren be„trifft, wo die Sujets zerhauen werden, so heise ich mir „sehr gut heraus."

Hieraus ersieht man die Ursache, warum Montesquieu die Redner nicht liebte und warum ein guter Improvisator selten ein großer Dichter ist. Der tüchtige kernhafte Redner improvisirt eigentlich nicht; denn er hat erst lange über seinen Gegenstand nachgedacht; das eben veranlaßte, daß man von Demosthenes sagte, seine Reden röchen nach der Lampe. Der Improvisator im strengsten Sinne gleicht dem Kork, der leicht auf der Oberfläche fortschwimmt, während das Gold untertaucht und sich langsam fortwälzt.

„Ich bin verliebt in die Freundschaft."

Ueber diese sechs Worte wäre ein Buch zu schreiben. Was ist aber über Freundschaft und Liebe nicht schon geschrieben worden! Ich will zum Spaß einige Fragen stellen. Die Leserinnen mögen sie mir beantworten. Wie man sie auch beantworten mag, etwas wahr und etwas unwahr wird es immer bleiben.

1. Artet Liebe in Freundschaft aus, oder Freundschaft in Liebe?
2. Ist Liebe beständiger als Freundschaft, und ersetzen sie sich je?
3. Kann man den als Freund haben, den man nicht lieben konnte?
4. Sieht man auf Schönheit bei einem Freunde?
5. Stützt sich Liebe auf Schönheit oder auf Gemeinschaft der Seele?
6. Kann man einen falschen Liebhaber als Freund lieben oder umgekehrt?
7. Darf ein lediger Mensch der Freund einer verheiratheten Dame sein?
8. Kann ein Frauenzimmer einen Freund haben, ohne ihn zu lieben?
9. Kann man in die Liebe verliebt sein, ohne einen Gegenstand zu lieben?
10. Was ist der Unterschied zwischen Lieben und Verliebtsein?
11. Wie lange liebt man, bis die Liebe zur Freundschaft wird?

Sie sehen, das Dutzend ist gleich da. Lord Nelson soll jedoch einmal eine sechsundachtzigjährige Dame gefragt haben, wie lange die Damen lieben, worauf sie antwortete, er solle eine ältere fragen. Knigge bemerkte, daß Frauen sich gern häßliche Freundinnen, Männer sich gern schöne Freunde wählen. Das Gegentheil aber finde bei der Wahl unter dem andern Geschlechte Statt. -

„Ich verzeihe leicht, weil ich ungern hasse; es scheint „mir, der Haß sei schmerzlich. Wenn sich Jemand mit „mir versöhnen wollte, fühlte ich meiner Eitelkeit ge„schmeichelt und vom Augenblicke betrachtete ich den Mann „nicht mehr als meinen Feind, da er mir den Dienst er„wies, mir eine gute Meinung von mir zu geben."

Welch eine schöne Seele. Der Philosoph hat Recht zu behaupten, daß die Schwächen des Menschen seine starke Seite ausmachen. Der Haß drückt, und lange Zeit Jemand hassen, heißt beständig an ihn denken. So viel ist gewiß, daß der Mensch, der keine Feinde hat, nichts ist.' Und dann ist die Versöhnung so süß. Wenn sich die Menschen nur kennen lernten, sie würden sich leichter mit einander versöhnen.

„Im fünfunddreißigsten Jahre hab' ich mich noch „verliebt."

Da haben wir's! Also doch, auch Montesquieu, als reifer Mann. Erst gesteht er, er habe sich nur lieben lassen von Frauen, dann, er sei nur in die Freundschaft, in einen Begriff, verliebt, und nun dies Bekenntniß. Was ist nun richtig in seinen Geständnissen? Er hat die Sätze seiner Ueberzeugungen nach und nach zusammengetragen, sie sind, wie er selbst, gewachsen, nicht als Abschluß seiner Beichte hingestellt. Seinem ganzen Wesen nach traut man ihm die Richtigkeit seiner ersten Selbstäußerungen zu, es steht ihm sogar schön, nie ein Weib absolut geliebt, für keine einzelne Person geschwärmt zu haben, höchstens für eine Idee. Und ist es vielleicht ein Druckfehler, oder eine Täuschung, wenn er sagt, er habe doch im fünfunddreißigsten Jahre geliebt? Soll es vielleicht heißen: ich glaubte noch im fünfunddreißigsten Jahre zu lieben? Wenn er wirklich verliebt gewesen wäre, hätt' er es so nüchtern kalt gesagt? Hier appellire ich an die Frauen; sie müssen auf diese Fragen die beste Antwort finden.

„Wenn ich mit der Welt lebte, so liebte ich sie, „als könnte ich nicht die Einsamkeit ertragen. Sobald „ich aber auf meinen Gütern zurückgezogen lebte, dachte „ich nicht mehr an die Welt".

Digitized by Google

Der große Mann erkennt jeden Moment, jede Scholle, wo er lebt, und richtet sich darnach; nur schwache Greise und junge Pedanten glauben der Zeit ihre Ansichten und ihre Ideen aufdringen zu müssen. Man muß die Welt lieben, wenn man in ihr lebt, und sie vergessen können, wenn man nicht mit ihr leben kann.

„Wenn ich einen Mann von Verdienst sehe, so zer„gliedere ich ihn nicht; einen mittelmäßigen hingegen, „der einige Eigenschaften hat, den zergliedere ich."

Diesen Grundsatz sollte sich jene aufrichtige Kritik an die Stirn schreiben. Die Kritik ist in der That weiter nichts als eine geistreiche Zergliederung, die aber bei einem bedeutenden Manne nicht ausreicht, denn bei ihm ist das Gute mit dem Schlechten so verwachsen und verschlungen, daß das Eine das Andere scheinen kann und muß. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß das Genie nicht weit von einem großen Verbrecher entfernt ist, da es aus großen Leidenschaften mit großem Geiste erwächst. Schiller's Räuber Moor war die erste Idee, diese Probe an einer großen Menschenseele zu versuchen. Je größer der Mann, desto größer seine Fehler, weil bekanntlich ein großes Licht einen großen Schatten wirft. Ob man aber das Mittelmäßige wegen seiner guten Seiten in der Literatur anerkennen soll, das ist die Frage. Im Leben soll man es gewiß, denn das Leben muß man sich zu versüßen suchen; nicht zu vergällen.

„Ich bin, glaube ich, der einzige Mann, der Bücher „geschrieben hat, ohne den Ruf eines Schongeistes zu „erhalten. Wer mich kennt, weiß, daß ich in meinen „Unterhaltungen nie darnach strebte, und daß ich das „Talent besitze, die Sprache derer zu führen, mit denen „ich lebe. Dennoch aber habe ich das Unglück gehabt, Leu„ten, deren Wohlwollen ich am meisten gewünscht hätte, „einen Widerwillen einzuflößen. Was meine Freunde „betrifft, so habe ich sie bis auf Einen nie alle er„halten."

Welch eine herrliche Charakterschilderung! Der Prophet hat Recht, wenn er ausruft: Tief ist das Menschenherz; wer kann es ergründen! Wollte man Montesquieu zergliedern, wie viele Widersprüche würden sich nicht in ihm finden! Aber das Genie gleicht einem Meere, das beständig auf- und niederwogt, sein Charakter ist eben der, daß es unbeständig ist, und dieser Charakter steht fest, obschon er eine consequente Inconsequenz ist. Eine Dame seiner Zeit sagte: Montesquieu sei ein Mann, den die Welt nie kennen lernen würde, weil er nicht im Stande sei, sich selbst auszukennen. Sollte sie Recht gehabt haben?

„Mit meinen Kindern lebte ich wie mit meinen „Freunden."

Hierin liegt eine ganze Pädagogik. Es gibt Gedanken, die ein ganzes Buch ausfüllen würden, und Bücher, die nicht einen einzigen Gedanken enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Schwerin, 18. Dec. 1830.

[Musik.]

Am 12. und 16. d. M. ließ sich bei uns im Theater der geschätzte Violinist H. W. Ernst hören, der den großen, ihm vorangehenden Ruf vollkommen bestätigte und durch sein schönes Spiel zur Bewunderung hinriß. Vorzüglich war es ein Andantino und der Karneval von Venedig, von ihm selbst componirt und eine musikalische Burleske genannt, wo man über den genialen Vortrag und die außerordentliche Leichtigkeit und Sicherheit erstaunen mußte, mit welcher der Künstler alle Schwierigkeiten, aus denen dieses Stück zusammengesetzt ist, zu besiegen wußte. Herr Ernst wurde mit Beifallsbezeigungen überschüttet. Im zweiten Concert, welches bei gedrängt vollem Hause und aufgehobenen Abonnements Statt fand, hatten wir zugleich das Vergnügen, eine junge Sängerin Mariane Kiage und den königl. Kammermusikus Carl Schunke, beide aus Berlin, zu hören. Erstere sang die Cavatine aus Rossini's Barbier, und eine große Arie von Donizetti aus der Oper: il Furioso, in welcher die junge Sängerin Gelegenheit hatte, den großen Umfang ihrer schönen Stimme, von f der kleinen Octave bis dreigestrichen c, zu zeigen, wobei sie zugleich durch ihren leichten Vortrag der Coloraturen und Triller zum allgemeinen Beifall hinriß*). Herr C. Schunke trug mit bekannter Virtuosität ein Concertino und Variationen über ein Thema aus Tell auf dem chromatischen Horn vor. Beide Stücke wurden mit Anerkennung aufgenommen und den Künstler reichlicher Beifall gezollt. He. Ernst hofft im Februar oder März künftigen Jahres nach Berlin zu kommen. Das Leben bei uns ist reich an Kunstgenüssen aller Art und der Hof thut alles mögliche, um auch in geselliger Beziehung ein reges Leben hervorzurufen.

*) Nach Berichten aus Berlin ist diese Sängerin eine Ausart der italienischen Manier. D. R.

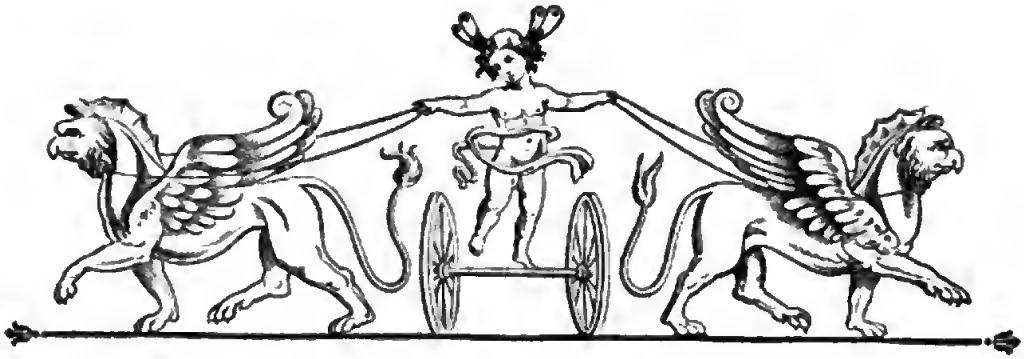
Notiz.

[Ein Stahlstich von Heidelberg.]

Reisende begnügen sich mit den kleinen Erinnerungsblättern, die man ihnen unterwegs bietet. Von dem alten Schlosse von Heidelberg, der größten Ruine Deutschlands, erschien jedoch ein größeres Blatt, Zeichnung von Feies, Stahlstich von Grünewald, in Mannheim bei Hoff. Der Zeichner hat den besten Punct in der Landschaft erfaßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 4. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Getäuschte Erwartung.

Auf den Berg am frühen Morgen
Ist ein Knab' empoegeeilt,
Während in Gewölk veeboegen
Noch die Sonne zögernd weilt;
Ihren Aufgang will er sehen,
Doch er kennt nicht Ost, noch West,
Und so bleibt er harrend stehen,
Ob sich nichts erspähen läßt.

Alles trüb', nur Nebel winden
Um die Höh'n sich Schlangen gleich;
Matte Lichter nah'n und schwinden,
Magisch graut's im Dämmerreich.
Fern nur sieht er, roth wie Rosen,
Jetzt ein helles Wölkchen steh'n,
Das mit schmeichlerischem Kosen
Weste auf und niederweh'n.

„Ja — dort muß die Sonne kommen:
Rosen zeichnen ihren Lauf!"
Also ruft er süßbeklommen,
Blickt zum Wolkenröslein auf;
Kehrt sein Aug' unabgezogen
Sehnend nach der lichten Spur,
Und, ob Nebel zieh'n und wogen,
Auf sein Röslein baut er nur.

Und so harrt und harrt der Knabe,
Ob des Röslеins Kern nicht springt,
Und dem Nebelblättergrabe
Sich der erste Strahl entringt.

Lang' schon hat er es getragen,
Doch kein Fünkchen Lichtes blinkt,
Bis die Augen ihm versagen,
Und sein Haupt vor Wehmuth sinkt.

Sieh! da weitet sich der Schleier
Schnell zum goldnen Riesenthor;
Ja — das ist der Sonne Feuer,
Weltverklärend tritt sie vor.
Aber nicht an jener Stelle,
Aber aus dem Röslein nicht, —
Aus des Nebels dichter Welle
Taucht ihr freundlich Angesicht.

Das ersieht der Knab' und weinet,
Sein Vertrau'n ist ihm geraubt,
Weil nicht dort die Sonn' erscheinet,
Wo er sie zu schau'n geglaubt.
Dort hätt' ihm ihr Kommen Wonne,
Dort Entzücken ihm gebracht;
Hier verdrießt ihn gar die Sonne,
Wenn sie noch so freundlich lacht.

Joh. Gabr. Seidl.

Wiederholung.

Mag's auch die schönste Landschaft sein,
Die euch zum Fenster guckt herein,
Bleibt sie sich gleich allimmer,
Gefällt sie bald euch nimmer.

Und wenn das schönste Liedlein klingt,
Das schmelzend in die Seele dringt,
Hört' ihr's alltäglich schallen,
Bald wird es euch mißfallen.

Digitized by Google

So ist's mit jedem Ding der Welt,
Das Neue schmeichelt und gefällt,
Doch endlich wird's veraltet,
Und Lieb' und Lust erkaltet.

Ein einzig Bild veraltet nicht,
Es ist des Liebchens Angesicht;
Geht Tag um Tag vorüber,
Und wird uns täglich lieber.

Ein einzig Liedlein tönt und klingt,
Das man sich nie zur Gnüge singt;
Denn ist es kaum verklungen,
Will man's von vorn gesungen.

„Ich liebe Dich, Du liebst mich!"
Wie neu doch täglich hört es sich!
Hoch soll der Meister leben,
Der uns dies Lied gegeben!

Joh. Gabr. Seidl.

Erinnerung an Heidelberg.

Ich weiß es kaum zu sagen,
Was mir so wehe thut;
Ich denk' an grüne Berge,
Ans Rauschen jener Flut.

Sie eilt durch dunkle Felsen
So leise, tief und bang,
Wie eines grauen Barden
Verhallender Gesang.

Der Frühlingshauch erhebt sich,
Er rastet niemals gern;
Und lockt mit leisem Zittern
Die Halmen aus dem Kern.

Doch blickt die graue Veste
Mit Schweigen in das Thal
Und mahnet uns, zu leben,
Zu lieben noch einmal.

Th. Creizenach.

Montesquieu's Selbstbetrachtungen.

(Beschluß.)

„Ich habe zum Grundsatze gehabt, nie durch einen „Andern thun zu lassen, was ich selbst thun konnte. „Daher habe ich mein Glück durch meine eigenen Mittel „befördert; durch Mäßigung und Mäßigkeit (modéra„ration et frugalité), und nicht durch fremde Mittel, die „alle niedrig und ungerecht sind." —

Viele Bücher sind schon über Oekonomie, oder die Kunst, reich zu werden, geschrieben worden; dieser Satz und ein Ausspruch Salomo's sind aber gewiß mehr werth, als alle Preisschriften über dies Capitel. Unser ganzes Erziehungssystem ist falsch, man sucht dem Menschen Mittel zu geben, um zu erwerben, das einzige ausschließliche Mittel ist: Entbehren können. On ne devient pas riche à force de recevoir, sagt Larochefoucauld, mais à force de ne pas beaucoup dépenser. Und Salomon: Wenn du dein eigener Knecht bist, so bist du dein Herr und der Anderer! In diesem Satze liegt die ganze Summe des menschlichen Glücks. Sie scheinen so annehmbar, aber die Menge wird verlockt und verführt, weil die Herrscher jenen Glauben nicht theilen. Vielleicht können solche Grundsätze auch nur in Republiken allgemein werden. Maimonides, der, merkwürdig genug, diesen zwei Worten, Mäßigkeit und Mäßigung, ein ganzes Lebenssystem widmet, führt es ausführlich aus, und ich werde es später selbst übersetzen. Man hat von jeher neugierig gefragt, warum die Juden alle Geld haben? Kennen die Christen aber die wahre jüdische Philosophie? Nein. Sie besteht in jenen beiden Worten. Dieser moralische Grundsatz erhält das Judenthum: Mäßigkeit und Mäßigung. Der wahrhafte Jude ist mäßig in seinen Bedürfnissen; hat ihm doch der Talmud alle Lebensmittel fast verboten, besonders im öffentlichen Leben; der Jude ist an das Entbehren gewöhnt, er entbehrt sogar die natürliche Freiheit; der Jude endlich ist mäßig, weil er beständig seinen Zorn verschlingen und pattes de velours machen muß; er schmeichelt auswendig und flucht inwendig. Der Christ machte ihn zu einem solchen Geschöpf. In Frankfurt stieß einst ein Ochs einen Juden in einen Graben. Dieser stand auf und sagte zu dem Metzger: Herr Metzger, ich habe nicht mit dem Ochsen angefangen, Sie haben's gesehen! — Das ist die ganze Geschichte dieses Volkes seit der Zerstörung Jerusalems.

Eine andere jüdische Anekdote ist folgende. Ein Jude hatte einen Proceß mit einem Christen; er begab sich zum Richter und wollte ihn bestechen. Der Richter aber sagte: Wie kannst Du mich bestechen wollen, das alte Testament verbietet es Dir! — Ew. Gnaden verzeihen, erwiederte der Jude mit einem Katzenbuckel, das ist hier keine Bestechung. Ich lege nur Geld hinzu, damit Ihre Gerechtigkeitswage gleich wird!

„Wenn man es von mir erwartet hatte, daß ich „in einer Unterhaltung glänzen sollte, so that ich's ge„rade nicht. Ich habe lieber einen geistreichen Mann, „um mich an ihn zu lehnen, als tausend Dummköpfe, „die mir Beifall klatschen. Ich habe Niemand mehr

Digitized by Google

„verachtet als die kleinen Schöngeister und die großen „ohne Redlichkeit."

Ein ganzes Heer von Betrachtungen können sich an diesen Satz reihen. Er zeigt die Tiefe eines großen Herzens und die Unabhängigkeit eines starken Geistes, er zeigt Montesquieu's ganzen Charakter. Die Leute meinen gewöhnlich, ein großer Mann sei erschaffen, um sie zu amüsiren. Timon von Athen hat gewiß einen übertriebenen Charakter gehabt, aber in Vielem hatte er Recht. Wer die Menschen genau kennt, wird ein Misanthrop; Du mußt es aber nicht werden, damit sie nicht mit Fingern auf Dich weisen können; aus Menschenhaß muß man ein Philanthrop werden. Montesquieu that aber sehr wohl daran, gerade zu schweigen, wenn man seine Worte bewundern wollte.

„Als ich in die öffentliche Welt trat, kündigte man „mich als einen geistreichen Mann an, und die Autori„täten empfingen mich sehr höflich. Als ich aber durch „den Erfolg meiner Lettres persanes vielleicht zu viel „Geist zu haben schien, so wurden sie kalt und ich er„litt tausend Unannehmlichkeiten von ihnen. Innerlich „über den Ruf eines berühmten Mannes beleidigt, de„müthigen sie ihn, um sich zu rächen; man muß selbst „schon sehr stark gelobt werden, wenn man geduldig „das Lob eines Andern ertragen kann."

Welch ein Schnitt in die Seelen der Schriftsteller, welch eine Kenntniß dieser Zunft! Wie Vieles läßt sich durch diese Amputation erklären! Doch hier mag jeder Leser auf den Rand dieser Blätter seine eigenen Bemerkungen setzen.

„Ich wüßte nicht, daß ich je vier Louisd'or blos „der Mode wegen ausgegeben, oder eine Visite aus ir„gend einem Interesse gemacht hätte. Bei dem, was „ich unternahm, gebrauchte ich nur die gewöhnliche Vor„sicht, et j'agissais moins pour ne pas manquer les „affaires, que pour ne pas manquer aux affaires. „Wenn ich jedoch in England geboren wäre, so würde „ich mich nicht zu trösten wissen, wenn ich keinen Reich„thum erworben hätte."

Man sieht, Montesquieu kannte sich nicht, wenn er sagte, er hätte nie eine boshafte Zeile geschrieben; mit dieser Zeile gibt er England einen Todesstich. Inzwischen ist er auch noch an einer andern Stelle auf naive Weise boshaft. „Ein Herr vom Hofe, der gewisse Absichten auf mich hatte," erzählt er, „fragte mich, ob ich keine Pension wolle. Ich wüßte nicht, antwortete ich, daß ich etwas Niederträchtiges begangen hätte." — Ist das nicht zugleich charakteristischer als Voltaire's ganze Geschichte vom Siècle de Louis Quatorze?

„Wenn ich etwas wüßte, daß mir nützlich wäre „und meiner Familie nachtheilig, so würde ich es ver„werfen; wenn ich etwas wüßte, daß meiner Familie „nützlich wäre, ohne dem Vaterlande zu nutzen, so „würde ich es vergessen; wenn ich aber etwas wüßte, „das meinem Vaterlande nützlich wäre und Europa und „dem menschlichen Geschlechte nachtheilig, so würde ich „es als ein Verbrechen betrachten."

Ihr Politiker und Staatsmänner, leset diese Zeilen und fasset sie in Gold ein! Und du, stolzes England mit dem eingefleischten Egoismus, wirf dein Gold fort für diesen Satz!

„Ich war ein Freund fast aller Geister, und ein „Feind fast aller Herzen. Ich bin lieber von meinem „Herzen als von meinem Geiste geplagt."

Der erste Satz ist räthselhaft, oder man müßte denn an die Worte der Bibel denken, wonach alles Böse aus dem Herzen steigt. Der zweite Ausspruch ist sehr wahr gefühlt. Die Plage, die Dir das Herz macht, ist noch immer ein Gefühl der Wärme, der meiste Herzenskummer ist sogar noch süß. Aber der Zweifel des Verstandes, der Kummer des Denkens macht kalt und tödtet. Nur ein Mittel gibt's dagegen: man muß am Zweifel selbst zweifeln.

„Ich lasse eine ziemlich dumme Sache machen, — „meine Genealogie." —

Das ist aufrichtig, und um des naiven Geständnisses willen verzeiht Jedermann diese Sache, von der Montesquieu sagt, sie sei ziemlich dumm. Ob aber mein Commentar verzeihlich ist, auch wenn ich ihn ebenfalls für ziemlich dumm erkläre, wissen die Schriftgelehrten und Pharisäer.

Notizen.

[Das leipziger Theater.]

Hr. Berthold, Inspicient, hat abermals beim Ablauf eines Abonnementjahres die Leistungen der leipziger Bühne zusammengestellt. Wir knüpfen daran das Interesse, zu ersehen, was die Bühnen mittlern Ranges bei gegenwärtigem Stande der Theaterverhältnisse in Deutschland leisten. Es ergibt sich daraus nicht blos, worin die heutigen Schauspieler stark und schwach sind (ob sie nämlich stark in der Schwäche und schwach in der Stärke), wie erhalten daraus auch einen schrägen Reflex auf die Bildung und den Geschmack des Publicums, ich sage einen schrägen, weil weni-

Digitized by Google

ger die absolute Bildung, als vielmehr das Amusement sich dort zu versammeln pflegt, und ein Bühne zweiten Ranges diesem huldigt. Will man die Schauspielkunst in Deutschland durchschnittlich betrachten, so fragt man natürlich, wie oft Shakspeare, Schiller und Goethe gespielt werden. Für die leipziger Bühne zeigt sich für den Lauf eines Jahres folgende Angabe. Von Shakspeare: ein einziges Drama, ein einziges Mal, Romeo und Julie. Von Goethe weder der Faust, noch Tasso, noch Iphigenia, blos Egmont wagte sich heraus. Von Schiller weder Wallenstein, noch Karlos, noch Jungfrau von Orleans, noch Braut von Messina, dagegen Kabale und Liebe, Tell und Maria Stuart, jedes einmal. Von Lessing weder Nathan, noch Emilie Galotti, nur Minna von Barnhelm, einmal. — In der Oper ist das alt Classische mehr auf den Bretern geblieben: Don Juan 3 mal, Entführung aus dem Serail 3 mal, Euryanthe und Zauberflöte 4 mal, Freischütz, Titus und Figaro's Hochzeit 2 mal. Von neuern Pièen: Adam's treuer Schäfer 7 mal, Hugenotten, 9 mal, Halevi's Guido und Ginevra 17 mal, Adam's Brauer 8 mal, Thomas' Perruquier und Lorzing's Caramo 3 mal. Alle diese Opern, die beiden ersten abgerechnet, wurden uns als Neuigkeiten gebracht, und zwar früher als auf jeder andern deutschen Bühne. Dagegen im Bereich des Dramas erlebten wir an Neuigkeiten nur Hugo's Ruy Blas und Bulwer's Dame von Lyon. An Lustspielen lieferten Raupach, Töpfer und Nesteoy ein Paar neue Pièen, andere Novitäten waren sämmtlich französischen Ursprungs.

[Die Kiehl'sche Töchterstiftung.]

Die protestantische Welt, die sich dem strengen Kirchenverbande entzogen hat, ist bei der Nothwendigkeit dieser individuellen Freiheit doch zugleich um die Wohlthat jener großen humanen Institute gekommen, in welchen der Einzelnstehende, denen der Familienverband fehlt, eine Gemeinsamkeit als Ersatz findet. Für Bildungsanstalten der männlichen Jugend hat der protestantische Staat gesorgt, und Preußen fühlte am lebendigsten diese Nöthigung, weil der Protestantismus ohne den Fortschritt der Intelligenz eine Widersinnigkeit wäre. Allein die weibliche Jugend und das weibliche isolirte Alter gehen der großen Wohlthat verlustig, welche die katholische Welt mit ihren Institutionen zu bieten hat. Man besuche die Klöster der Ursulinerinnen, beobachte die Krankenpflege, welche die Elisabethinerinnen und die umherwandernden, für geringe Entschädigung dienstbaren barmherzigen Schwestern leisten, und man fühlt den großen Zusammenhang, in welchem der Katholicismus getragen wird, indem er auf allen Puncten der hülfsbedürftigen Creatur zu Hülfe eilt. Der gemeine Mann leistet dort diese Pflichtübungen aus religiösem Drang; in protestantischen Ländern läßt er sich bezahlen; dort hängt seine Seligkeit daran, hier sein weltlicher Vortheil. Nur einzelne Secten in der protestantischen Welt, die Herrnhuter und einige Pietistenvereine am Rhein, können Einzelnes aufweisen, das ihrem religiösen Sinne Ehre macht. Und was der religiöse Sinn in der protestantischen Welt nicht vermag, muß die Humanität im Großen und Ganzen leisten. Die Kiehl'sche Stiftung für Erziehung der weiblichen Jugend, für Bildung der Erzieherinnen und Pflege des weiblichen Alters ist ein solches Project, das aus dem Gefühl der angedeuteten Lücke in protestantischen Ländern hervorgeht. Es kommt darauf an, daß die Theilnahme groß genug wird, um es zu realisiren. Nach dem Vorschlage erwirbt jeder mit 3 Thlrn. jährlicher Beisteuer als Mindestgabe das Recht der Mitgliedschaft, um den Verein zu constituiren. Hr. Kiehl ist Bürgermeister in Charlottenburg bei Berlin. Ueber seine Schrift, worin er sich ausführlich darüber ausläßt, stattet L. Mühlbach im ersten Hefte des Freihafens für 1840 Bericht ab.

[Musik in Leipzig.]

Am Neujahrstage wie gewöhnlich Abonnementconcert. Von Mendelssohn ein neuer Psalm, 114: „Da Israel aus Aegypten zog", so edel, warm und kräftig wie die besten Sachen dieses Styls. Die Ouverture zur Euryanthe stach mit ihrer Weltlichkeit fast dagegen ab. Hr. Teetbar aus Braunschweig, der seine erste musikalische Bildung in Leipzig erhielt, spielte zwei Clarinettenstücke. Manchem war sein schöner Clarinettenton noch in bestem Andenken. Frln. Elisa Meerti sang Scene und Arie aus Othello. Es gelang ihr vollkommen, diese ganz für die Bühnendarstellung berechnete Scene durch innere Erregung, durch innige Wahrheit und vortreffliche Nüancirung dem Gefühl getreulich vorzuführen; ein in Schmerzen gesättigtes, von naher Todesahnung durchschauertes Gemüth erklang in ihren Tönen. Da wir die Sangerin nur noch zweimal hören werden, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß wir in der Folge vielleicht glänzendere Virtuosität, auch mächtigere Stimmen hören werden, nicht leicht aber gleiche Innigkeit und Zartheit. — Die Introduction aus Rossini's Tell, ein schon oft gehörtes Musikstück, wirkte frisch und belebend mit seinen herzigen Bergesgrüßen und Alpenklängen. Beethoven's C-moll-Symphonie wurde mit einem Jubel aufgenommen, als gewähre sie den ganz frischen Eindruck des ersten Enthusiasmus. Die meisterhafte Ausführung verdiente alle Anerkennung.

[Rosenkranz über Varnhagen.]

In der Geschichte der Kant'schen Philosophie von Rosenkranz, welche den 12. Band der großen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken (Leipzig, Leopold Voß) bildet, erwähnt der Darsteller die Denkwürdigkeiten Erhard's, welche Varnhagen v. Ense herausgab. Bei dieser Gelegenheit heißt es von Varnhagen: dieser freiwillige Archivar so großer Briefschätze, dieser Großsiegelbewahrer tausend biographischer und literarischer Geheimnisse, dieser unermüdliche Porträtmaler unserer Zeitgeschichte u. s. w. Zugleich theilt Rosenkranz die Schilderung mit, die Varnhagen von der Verbreitung der Kant'schen Philosophie gelegentlich gab, um die Atmosphäre deutlich zu machen, in welcher Erhard athmete. Die feine Art und Weise, wie Vaenhagen die Lebensluft einer Persönlichkeit wittert und anzudeuten weiß, wird mit Recht meisterhaft genannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 1. — den 4. Januar 1840.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Italia.

Mit Beiträgen

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von **Alfred Reumont.**

Zweiter Jahrgang. 1840. Mit einem Titelkupfer. 8. Elegant cart. 2 Thlr.

Schon der erste Jahrgang dieses gediegenen Taschenbuches, für dessen Werth so namhafte Mitarbeiter bürgen, hatte sich des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen. In jetziger Zeit, wo mehr auf den Inhalt, als auf äußeren Schmuck der Taschenbücher gesehen wird, wird die Italia, welche mit dem inneren Gehalt ein elegantes Aeußere verbindet, eine der ersten Stellen unter den besten einnehmen. Es mag genügen, hier den mannichfaltigen Inhalt des vorliegenden Jahrgangs anzuführen: Sklavin und Königin. Von der Gräfin Hahn-Hahn. — Lehr- und Wanderjahre des Raphael Santi von Urbino. Maler-Novelle von C. Fr. v. Rumohr. — Der Stumme. Von Franz Freiherrn v. Gaudy. — Die Herzogin von San Giuliano. Mitgetheilt von Alfr. Reumont. — Die Geschichte des Templers von Brindisi, Rogers von Flor, letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien, durch F. W. Barthold. — Giacomo Leopardi. Sein Leben und seine Schriften. Von H. W. Schulz. — Die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Von Dr. Gaye. — Toscanische Volkslieder. Mitgetheilt von Alfr. Reumont.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homberg, Tinette, Mythologie der Griechen und Römer, so aufgefaßt und dargestellt, wie es das Verständniß antiker Kunst und Dichtung erleichtert und den Geschmack daran befördert; mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen und ethischen Bedeutsamkeit der Mythen. Nebst einem Anhange über das ägyptische Mythensystem. gr. 8. (41 Bog.). cart. Rthlr. 3. —

Einladung zur Subscription

auf

C. M. Wieland's sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenen neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Die erste und zweite Lieferung in 12 Bänden.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.

I. II. Don Sylvio von Rosalva.

III. Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Seelenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.

IV. V. VI. Agathon.

VII. VIII. Goldener Spiegel.

IX. Danischmend.

X. Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen, Liebe um Liebe. Schach Lolo.

XI. Poetische Erzählungen. Das Wintermärchen. Das Sommermärchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.

XII. Idris und Zenide. Peregrine oder die Wünsche. Der Wogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.

Die dritte Lieferung, Bd. 13 — 18, erscheint Mitte dieses Monats; die vierte, Bd. 19 — 24, zu Anfang December dies. Jahrs bestimmt.

Bedingungen der Subscription.

Wieland's sämmtliche Werke erscheinen in 36 Bänden kl. 8., auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel ꝛc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Digitized by Google

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist: 12 Thlr. oder 21 fl. 36 Kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke; die zweite in 12 Bändchen, die übrigen Schriften literarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

Leipzig, im November 1839.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Elias, Dr. W., Romantische Bilder der Gegenwart. Zweiter Theil. Töchter der Zeit. 8. 16 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

So eben sind vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Thomas Moore's
poetische Werke

deutsch von

Theodor Oelckers.

Taschenausgabe in vier Bänden.

Mit Moore's Portrait von Schwerdgeburth.

Preis für alle vier Bände: 2 Thlr. —

Es bedarf wohl nur der Anzeige, daß diese, nach allen stimmfähigen Blättern höchst gelungene Uebertragung der Werke des gefeierten **Moore** vollständig erschienen ist, um alle Freunde classischer Dichtungen zur Anschaffung dieser wohlfeilen und eleganten Ausgabe zu veranlassen.

Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

Praktische Anweisung zum richtigen, naturgemäßen

Beschneiden der Melonenranken,

um möglichst schöne und vollkommene Früchte zu erlangen. Mit 6 colorirten Abbildungen. Aus dem Französischen des Grafen v. Planey. gr. 8. geh. Preis 12½ Sgr.

So eben ist bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Höchst wichtige Aufklärung über das **Sinken** des **Werthes** des **Goldes**. Nach den neuesten Entdeckungen von Arago, Biot und Gay-Lussac. Aus dem Englischen übertragen. 8. broch. Preis 4 Gr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

Dr. Franck.

Vierter Jahrgang.

Mit Castelli's Bildniß und drei scenischen Darstellungen.

8. Elegant cartonnirt. 3 Thlr.

Inhalt: **D'Schwoagarin a Kumödigschbüt a sa z'amag-ſödzd, wia s' in Esdaraich röd'n dean, von J. F. Castelli. — Liebesbotschaften.** Lustspiel in zwei Acten, von **K. Weichselbaumer. — Das Gespenst auf der Brautschau.** Ritterliches Lustspiel in drei Aufzügen, von **J. B. v. Zahlhas. — Der Heckthaler.** Schwank in zwei Acten, von **N. v. Lagustus. — Der Bräutigam von Haiti.** Lustspiel in fünf Acten und in Alexandrinern, von **Dr. Franck.**

Der erste bis dritte Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Niemeyer's Pädagogik.

Unterzeichnete Buchhandlung hat hiermit das Vergnügen den zahlreichen verehrl. Subscribenten auf

August Hermann Niemeyer's

Grundsätze

der

Erziehung und des Unterrichts

9te Ausgabe gr. 8vo.

die ergebenste Anzeige zu machen, daß bereits im Anfange des vorigen Monats des 3ten Bandes 2te Abtheilung an alle Buchhandlungen versandt wurde und von denselben in Empfang genommen werden kann.

Mit dieser Abtheilung, enthaltend die vom jetzigen Herausgeber H. A. Niemeyer (Prof. u. Doctor der Theologie und Director der Franckeschen Stiftungen), dem Sohne des verewigten Verfassers des Werks, in der Vorrede zum ersten Bande versprochene Umarbeitung der „Geschichte der Pädagogik bis auf die neueste Zeit," liegt nun dies anerkannt classische Werk dem Publikum wieder vollständig vor. Es ist bei dieser neuen Bearbeitung Nichts versäumt worden, was zu immer höherer Vollendung des Werkes beitragen konnte; die neuere Literatur ist überall möglichst vollständig nachgetragen; die neueren Erfahrungen sorgfältig benutzt und scharfsinnig beurtheilt; die Geschichte der Pädagogik in einer Gründlichkeit ausgeführt, wie mit ähnlicher Präcision und gleicher Gelehrsamkeit in keinem andern Werke. So dürfen wir hoffen, daß dieses Buch sich auch ferner des großen Beifalls erfreuen

Digitized by Google

werde, welcher ihm bisher in so reichem Maße überall zu Theil geworden ist, dürfen hoffen, daß es auch ferner für den Lehrer und Erzieher das ausführlichste Repertorium für alle Theile seiner Wissenschaft, der zweckmäßigste und unparteiischste Führer in seinem schwierigen Berufe sein werde, dürfen hoffen, daß auch ferner Eltern, denen das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, aus diesem Buche Rath und Belehrung in dem ernsten Geschäfte der Erziehung schöpfen und daß es ferner den reichen Segen stiften werde, welchen „der Lehrer Deutschlands" durch die früheren Ausgaben nicht blos in Deutschland, sondern durch zahlreiche Uebersetzungen auch im Auslande gestiftet.

Der auf Gemeinnützigkeit berechnete Preis für alle 3 Bände — 128 Bogen — ist

auf schönem weißen Velin-Druckpapier 6 Rthlr.
" Schreibpapier . . . . . 8 "
" Velin-Schreibpapier . . . . . 9 "

gestellt und kann es dafür von jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Halle, im November 1839.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

L. Rackebrandt: Abbildung und Beschreibung der

englischen Nagelmaschine.

Oder: Gründliche Anweisung, alle gewöhnlichen Sorten Nägel durch ein Maschinenwerk zu verfertigen, ohne sie zu schmieden. Mit 8 Tafeln Abbildungen. 8.
2 Thlr. 20 Sgr.

Eine für Eisenhüttenwerke, Mechaniker und Fabrikbesitzer höchst wichtige Schrift. Ein solches Maschinenwerk liefert jährlich 1000 Centner Nägel, von der kleinsten bis zur größten Sorte.

Polytechnisches Centralblatt

(Redacteur: Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 62 – 67. mit 55 Abbildungen.

Gasbeleuchtungsapparat von H. F. Marquis de Bouffet-Montauban und J. Carvalho de Medeiros. — Selligues' Gasbereitungsmethode. — Henry Augustus Wolls' Maschinen für Hutmacher. — Henry's Flinte zu vierzehn Schüssen. — Crockford's Schwimmerventil. — Laad's verbesserter Korkzieher. — Weitere Mittheilungen über Lichtbilder, besonders Daguerréotypen. — Sicherheitslampen von Roberts und Dumosnil. — Patentirter Apparat zur Bleiweissfabrication von Button und Dyar. — Haize's Knetmaschine. — H. Stephens und E. Nash Verbesserung in der Fabrication des blausauren Kalis und Natrons. — Handcock's verbesserte Fussrollen für Meubles. — Papierfabrication aus Holz. — Dr. Hänle über die Desinfection der Abtritte. — Dr. Häule's Alkalimeter. — Ueber Kopal und Dammar, von Gieseke. — The England, der erste americanische Dampfwagen in England. — Verbesserte Methode Kupferstiche einzufassen, von Dieckmann. — Ueber Le Chevalier's feuersichernde Beize in Vergleichung mit anderen. — Fontainemoreau's Zinklegirungen. — Fontenay's strengflüssige Gläser, Ueberfangglüser und Glasfarben. — Ueber die Haltbarkeit des Asphaltpflasters. — Sächsische Patente. — Würtembergische Patente. — Preussische Patente. — Chronik der Eisenbahnen. — Ueber den Farbstoff des Campecheholzes und seine Darstellung, von Golfier-Besseyre. — Joseph Bock's Verbesserungen in der Gasbeleuchtung. — Ueber die Genauigkeit der mit dem Bremsdynamometer angestellten Messungen. — Preussische Patente. — R. F. Marchand über den Werth chemischer Analysen des Geschützmetalles. Einige Versuche über Cementbau, von Denison. — Anatole de Caligny's hydraulischer Widder. — Ersatzmittel für das Schwungrad. — Schleim der Seealgen. — Graue Stärke zu bleichen. — Die Caoutchouczeuge von Blanchin und St. Giles.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. December 1839.

Leopold Voss.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stille Lieder.

Von

Karl Beck.

16 Bändchen. gr. 12. Broch. 12 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Nächte. Gepanzerte Lieder. Rthlr. 1. 6 Gr.
Der fahrende Poet. Dichtungen. Rthlr. 1. 18 Gr.

Ankündigung.

Neue Zeitschrift für Musik.

In Verbindung mit mehreren Künstlern und Kunstfreunden

herausgegeben

von

Robert Schumann.

Zwölfter Band. Januar bis Julius 1840.

Mit Neujahr beginnt der zwölfte Band dieser mit immer gesteigerter Theilnahme aufgenommenen Zeitschrift, in welcher der Kunstfreund alle bedeutenden Erscheinungen der musikalischen Gegenwart unparteiisch und in anziehender Weise besprochen findet.

Das Interesse an der Zeitschrift zu erhöhen, werden ihr vierteljährlich höchst elegant ausgestattete Musikbeilagen à 3—4 Bogen mit Originalbeiträgen ausgezeichneter Tonsetzer beigegeben. Die bis jetzt erschienenen enthielten Compositionen von:

J. S. Bach, Beethoven, Ludwig Berger, Pauline Garcia, A. Henselt, C. Kossmaly, Osw. Lorenz, Johanne Mathieux, F. Mendelssohn-Bartholdy, J. Moscheles, Franz Schubert, Robert Schumann, L. Spohr, J. J. H. Verhulst, Clara Wieck u. a. m.

Die resp. Abonnenten gelangen hierdurch nach und nach zu einer Sammlung von Musikstücken, wie man sie in solcher gediegenen Auswahl nur selten bei einander antreffen dürfte.

Von der neuen Zeitschrift für Musik erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jede zu einem halben Bogen in gr. 4. Der Preis eines Bandes von 52 Nummern mit musik. Beilagen ist 2 Thlr. 16 Gr. (C. M.), ohne Beilagen 2 Thlr. 8 Gr. (C. M.).

Alle Buch-, Kunst- und Musikhandlungen, wie auch alle Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im December 1839.

Buch- und Musikhandlung von
Robert Friese.

Digitized by Google

Preis-Herabsetzung.

Allen Freunden der Belletristik, Leih-bibliotheken und Lesezirkeln,

so wie Jedem, der Unterhaltung in guten Büchern sucht, bestens empfohlen.

Eine Sammlung großentheils in den letztern Jahren von den ausgezeichnetsten Schriftstellern verfaßten Romane, Novellen, Theater- und Unterhaltungs-Schriften, welche im Ladenpreise 158½ Thlr. kosten, erlassen wir bis Ostern 1840

117 Bände, zusammen für 36 Thlr.

Wer die ganze Sammlung nicht nehmen will, und einzelne Werke wählt, zahlt

für Werke, deren Ladenpr.				**100**	Thlr. ist, nur			**25**	Thlr.
"	"	"	"	**50**	"	"	"	**18**	"
"	"	"	"	**30**	"	"	"	**12**	"
"	"	"	"	**20**	"	"	"	**9**	"
"	"	"	"	**15**	"	"	"	**7½**	"

Den Werth der Schriften verbürgen die Namen der Autoren: **W. Alexis, Apel, Balzac, Blum, Bouilly, Fouqué, Foerster, Kuhn, Lessing, Moore, Müchler, Nicolai, Oehlenschläger, Pigault-Lebrün, Scaevola, Scott, Tiedge, Tromlitz, Voß, Weißenthurn, Winkelmann** ꝛc.

Jede solide Buchhandlung liefert die Werke zu den ermäßigten Preisen, so wie auch gratis Verzeichnisse derselben.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung in Berlin.

Bei G. Basse erschien so eben:

Thillaye's Praktisches Handbuch zur

Fabrication der chemischen Producte.

Für Techniker, Pharmazeuten, Metallarbeiter, sowie für Künstler und Gewerbtreibende überhaupt. Deutsch von Dr. F. J. Hartmann. Erster Band. Mit 2 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 25 Sgr.

*** Ein höchst gediegenes Handbuch für jeden Techniker, Pharmazeuten, Metallurgen ꝛc. Die beiden letzten Bände folgen binnen kurzem.

Bei C. Ludewig in Grätz erschienen, und in allen Buchhandlungen, in Leipzig bei Paul Baumgärtner, zu haben:

Terpsichore.

Neuer

Ball- und Masken-Almanach

für Freunde des geselligen Vergnügens und der heitern Conversation, von Karl von Frankenstein.

Mit 7 artistischen Beilagen und 12 Alpen-Quadrillen, nebst Musik von Eduard Eichler, steiermärkisch ständischem Lehrer der Tanzkunst. Elegant gebunden. In Etui 2 Thlr.

Bei C. B. Polet in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's sämmtliche Werke, vollständig in allen Beziehungen erklärt von Dr. Schlegel. Mit Schiller's Büste und Facsimile. 16. br. 12 Gr.

(Die Erklärungen sind auf eine eben so wissenschaftliche als unterhaltende und leicht verständliche Art gegeben.)

Leitfaden und Lehrstoff in der Geographie. Ein Handbuch in 3 Cursen von C. Walther. Mit 8 fein color. Karten. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

(Ist nach dem Urtheile geachtetee Pädagogen eins der besten Lehrbüchee füe Lehree und Schülee.)

Denkmäler der Reformation. Mit 8 fein illum. Abbildungen. Ein Festgeschenk als Andenken und Erinnerungsbuch für alle, welche die so merkwürdige 300 jährige Jubelfeier der Reformation erlebten. 8. schön geb. 1 Thlr.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fischer, Prof. Fried., der Somnambulismus. Drei Bände. 8. Preis: geh. 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 ggr.

Dieses Werk bespricht in drei Bänden: das Schlafwandeln und die Vision; den thierischen Magnetismus; das Hellsehen und die Besessenheit. Man wird es dem Heern Verf. Dank wissen, diesen Gegenstand mit scharfer aber doch euhiger Kritik behandelt, und dee Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen und gebildeten Publikums zugänglich gemache zu haben.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Leben und Briefe

von

Adelbert von Chamisso.

Herausgegeben

von

Julius Eduard Hitzig.

2 Bände.

Auch unter dem Titel:

Adelbert von Chamisso's Werke.

5r und 6r Band.

Dem 6ten Band sind die bisher noch nicht gesammelt gewesenen Gedichte und einige Aufsätze Chamisso's angehängt.

Beide Bände kosten geheftet 2½ Thlr.

Leipzig, im December 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 4. — den 6. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

Novelle von Julius Hammer.

Der junge Gutsherr, Max von Krontheim, galt bei dem zahlreichen Adel der Umgegend für einen so liebenswürdigen Cavalier, als je einer herzeneeobernd in der feinen Gesellschaft aufgetreten war. Fünf und zwanzig Jahre alt, befand er sich auf der glücklichen Lebenslinie zwischen Jüngling und Mann, in dem vollen Bewußtsein seiner Vorzüge, so wie seiner Fehler. Deshalb wußte er diese letztern mit gewandter Klugheit, die nicht merken ließ, wie klug sie sei, zu verbergen, während er jene, ohne anmaßend und eitel zu erscheinen, in dem besten Lichte zu zeigen verstand. Er hatte theils von der Natur die Fähigkeit bekommen, theils die Kunst gelernt, in der geselligen Unterhaltung, wenn auch nicht jederzeit neu, doch immer anziehend zu sein. Seine Redeweise imponirte und fesselte. Ueberraschender Witz und dialektische Fertigkeit des Gedankens und der Sprache waren die wachsamen Schildträger seines geistigen Uebergewichtes, das er sich bald unter seinen, freilich meist beschränkten Standesgenossen verschafft hatte. Selten fand er Widerspruch, und wenn ihm dies einmal begegnete, so schien sein Triumph eine Warnung für Andere, die etwa in Versuchung wären, sich derselben Freiheit zu bedienen. Schon seine Gewohnheit im Siegen gewährte ihm immer neue Siege, die er mit so richtigem Takte benutzte, daß man hätte fragen können, ob er selbst wohl seine Ueberlegenheit ahne?

Bringt man außerdem seine äußern Mittel, Schönheit und Reichthum in Anschlag, so wird man es natürlich finden, daß er vorzüglich die Frauen gänzlich auf seiner Seite hatte. Und wie wichtig sind diese in der Gesellschaft! Der Neid der Männer gegen den Begünstigten hebt diesen, anstatt ihn zu stürzen, immer höher. Das wußte Max und richtete sein Benehmen danach ein. Wohlbekannt mit den Schwächen des zweiten Geschlechts legte er mit leiser Hand unsichtbare Schlingen, in denen sich hier und da ein Herz fing. Zarte Annäherung und rasche Kühnheit, zur rechten Zeit angewandt, je nachdem er die eine oder die andere brauchte, sicherten ihm im voraus das Gelingen seiner Absichten zu, welche, wie die Leserinnen vielleicht schon gemerkt haben, nicht immer die reinsten waren.

Eins vorzugsweise vergaß er nicht im Umgange mit den Frauen, ein sehr bedeutendes Hülfsmittel — er spielte den gemüthreichen Schwärmer. Er stellte sich entzückt von den Reizen der Natur; er sah mit sehnsüchtig träumerischen Blicken in den klaren Wasserspiegel, als wolle ihn eine geheimnißvolle Macht hinunterziehen, und dabei flüsterte er wohl auch, wie unwillkürlich, ein paar Zeilen aus einem Gedichte, das ihm eben einfiel, etwa von dem „feuchten Weibe, das aus dem bewegten Wasser hervorrauscht.“ Oder er betrachtete sinnend den Untergang der Sonne, die „wie ein Held stirbt“, und ihm Veranlassung gab, neben seinem Ergriffensein zugleich seine Belesenheit an den Tag zu legen. Eine gute That, die etwa geschehen war, schmückte

Digitized by Google

er mit dichterischen Farben aus, denn Max besaß eine ziemlich lebhafte Einbildungskraft und vermochte seinen Aussprüchen einen Anstrich von Wärme und Herzlichkeit zu geben, welche ihm nicht eigen waren.

Doch daß wir nicht ungerecht sind! Ein gänzlich kalter Scheinmensch war er dennoch nicht. In der Tiefe seiner Brust schlummerten die innigeren Gefühle und regten sich bisweilen wie im Traume. Hin und wieder empfand er ein Unbehagen, dessen Ursprunge er hätte prüfend nachgehen sollen, anstatt es gewaltsam zu betäuben und zu ersticken — es stoß aus dem unbefriedigten Bedürfnisse seines Herzens nach Wahrheit gegen sich selbst. Bei all' seiner Geistesgewandtheit sah er das nicht ein, erkannte er nicht den bessern Menschen in sich. Kein Wunder, daß jenes Verlangen mit seinem warnenden Unbehagen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde und Max sich täglich weiter von seinem guten Genius entfernte. Er spielte mit sich und Andern ein falsches Spiel und, zu seinem Verderben, leider! in einem Kreise, wo man dergleichen falsche Spiele mehr, als irgendwo gelten läßt, und nach den Gesetzen einer stillschweigenden Convenienz die gegenseitige Lüge anerkennt, sogar fordert! Dieser Mode huldigte auch Max, nur mit größerer Geschicklichkeit, als die Uebrigen, und natürlich auch mit größerem Vortheil, so daß man seine gleißende Maske für sein wahres Gesicht nahm. Ja, man hielt ihn endlich für einen Naturmenschen und für ein Stück von Poeten, dem das Herz immer auf der Zunge schwebe. Selbst seine kleinen Bosheiten und graziösen Ungezogenheiten — wie man sich ausdrückte — beurtheilte man von diesem Standpunctr aus, und fand sie, wenigstens weiblicher Seits, im hohen Grade originell und, nach dem Lieblingsausdrucke der Frauen, reizend. Hatten diese auch in Erfahrung gebracht, der Herr von Krontheim habe auf der Universität, die er vor zwei Jahren verlassen, ein etwas wüstes Leben geführt, und sich den Ehrentitel eines Don Juan erworben — was kümmerte sie das? Oder, besser gesagt, sprach das nicht eben für seine Liebenswürdigkeit? Denn die Damen der feinen Gesellschaft nehmen bei den Männern so gern mit der Nachkost vorlieb; sie wollen die Männer interessant — man kennt diesen Ausdruck! Und zeugte nicht überdies eine leichte Narbe, welche des interessanten Mannes Stirn zierte, nicht verunstaltete, für seinen persönlichen Muth? Vielleicht hatte er sich für die Ehre einer Geliebten geschlagen! Vermuthungen, wie diese, wurden bald zur Gewißheit erhoben. Die reichsten und schönsten Fräulein buhlten um die Blicke seiner Gunst, indessen er an den ihrigen zu verschmachten schien. Jede wähnte sich die Bevorzugte, und Jede beneidete doch die Andere. Das war seine Feinheit. Keiner sagte er eine Schmeichelei, und Alle hatten doch am Ende aus seinem Munde so viel Schmeichelhaftes und Herrliches vernommen, daß sie kaum eitel genug waren, es auf sich zu deuten.

Seitdem Max auf seinem Gute Krontheim residirte, fehlte es nicht an Vergnügungen aller Art. Die ältesten Herren und Damen erinnerten sich nicht, jemals ein so lustiges Leben in dem Umkreise ihrer Besitzungen geführt zu haben. Es konnte dies zufällig sein, aber Max galt nun einmal für den Urheber der Veränderung, und er ließ sich diesen Ruf gern gefallen. Er ergetzte sich an dem Glanze, der um ihn her verbreitet war; er spielte eine Rolle, und diese festzuhalten, war sein einziges Bestreben.

Freilich war er zu gebildet, um nicht die größere Masse der Personen, mit denen er umging, im Stillen zu verachten. Doch sie begünstigte seinen Herrschersinn, und so ließ er sie öffentlich gelten und schmeichelte ihr, um sie desto sicherer nach seinem Kopfe zu lenken. Er stand im Mittelpunete der Scene und sah der possierlichen Komödie zu — er war Zuschauer und Mitspielender zugleich.

Ein Despot an dem einen Orte ist Despot an jedem andern Orte, wo er die Macht hat, es zu sein. So konnte es nicht fehlen, daß Max auf seinem Gute gegen seine Untergebenen ein launenhafter und harter Herr war. Oft ließ er ein kleines Versehen mit der Peitsche bestrafen, oder brauchte dieselbe, wenn ihn ein gnädiger Zorn überraschte, auch eigenhändig; eben so oft mußten Unschuldige leiden. Warf er auch nach dergleichen Uebereilungen mitunter Geld unter die Leute, die, ohne Unrecht gethan zu haben, Unrecht hatten erdulden müssen, oder suchte er sie mit schönen Worten, die hübschen Mädchen in seinen Diensten noch außerdem mit herablassenden Liebkosungen zu begütigen — so war das arme Gesinde nur noch mehr zu bedauern, daß es um Geld und schöner Worte willen einem Tyrannen dankbar die Hand küssen mußte, um nicht jene Züchtigungen in verstärktem Maße an sich wiederholt zu sehen.

„Wie der Herr, so die Knechte," heißt es mit Wahrheit im Sprichwort. Die höhrr gestellten Dienstpersonen waren meist das im Kleinen, was ihr Vorgesetzter im Großen. Dabei fügten sie sich mit pfiffiger Heuchelei in dessen Launen, leisteten seinem Uebermuthe auf alle mögliche Weise Vorschub, führten seine strengen,

Digitized by Google

nicht selten grausamen Befehle mit noch größerer Strenge und Grausamkeit aus, und dies Alles, weil es ihnen entweder schmeichelte, bei ihm gut angeschrieben zu stehen, oder aus Habsucht und erbärmlichem Geiz, mußten sie auch ihren elenden Gewinn mit hündischer Erniedrigung erkaufen.

Unter ihnen zeichnete sich besonders der Leibjäger — Berthold mit Namen — aus. Er hatte einen größeren Einfluß als der erste Verwalter, welcher freilich ein Mann von strenger Redlichkeit war und keine Umtriebe kannte, durch welche er sich bei dem Gutsherrn hätte beliebt machen können. Die treue Erfüllung seiner Pflicht war seine ganze Klugheit. Er hatte schon dem Vater Max gedient und sich durch genaue Kenntniß der Verhältnisse auf dem Gute so unentbehrlich gemacht, daß man ihm die Leitung des Ganzen nicht wohl entziehen konnte, ohne schlimme Folgen für den blühenden Wohlstand der Herrschaft zu befürchten. Unter diesen Umständen richtete der gehässige und neidische Berthold nichts gegen ihn aus, wie gern er ihn auch aus seiner und des Herrn Nähe entfernt hätte. Zu diesem aber wußte er sich allmälig so zu stellen, daß er sich manche Freiheit herausnehmen durfte. Max hatte ihm einige kleine Geheimnisse in Beziehung auf Liebesangelegenheiten entdeckt und sich des Schlauen als eines Unterhändlers und Briefboten bedient. Eine gewisse Vertraulichkeit hatte sich in dem Verhältnisse zwischen Herrn und Diener eingestellt, welche dem letzteren manchen nicht unbedeutenden Vortheil gewährte, die er aber auch, wenn es einmal Noth thäte, als eine gute Waffe zu gebrauchen dachte. Unedle Menschen scheuen sich nicht, ein Geschenk, wofür sie dankbar sein sollten, gegen den Schenker selbst anzuwenden — jedes Mittel gilt ihnen ja gleich, wenn sie nur ihren Zweck dabei erreichen. Diese Gesinnung steckte auch in Berthold, aber er hütete sich, sie zu verrathen, vielmehr spielte er gegen Herrn von Krontheim den aufrichtig Ergebenen. In seinem Herzen jedoch haßte er ihn und freute sich über jeden Unfall, der dem stolzen Herrn begegnete, wär' es auch nur deshalb gewesen, weil derselbe frei und reich und schön und beneidet war. Berthold dagegen war ein armer Schächer, der sein weniges Vermögen durchgebracht und, nachdem er die Süßigkeiten eines unabhängigen Genußlebens gekostet, durch die Noth gezwungen, in Dienste hatte gehen müssen; außerdem sagte ihm der Spiegel, daß er sehr häßlich sei. Er knirschte, die Reue über seinen frühern liederlichen Lebenswandel vermehrte seinen Ingrimm, und gerade jetzt quälte ihn das Bewußtsein seiner abstoßenden Persönlichkeit am unerträglichsten. Denn — um nicht zu sagen, er liebte — er suchte die Gunst eines Mädchens, welches sich als Dienerin auf dem Gute befand, und war entschlossen, derselben sich als Gatte anzubieten.

Agathe war nur eine niedere Magd, doch an Sanftmuth und Herzensgüte übertraf sie bei weitem alle ihre Genossinnen im Dienste. Auch an Bildung stand sie ihnen voran; sie war das fleißigste Kind in der Schule gewesen; fromm und still hatte sie immer die Lehren ihrer Eltern befolgt, und sich nicht durch den Muthwillen und Leichtsinn anderer Mädchen ihres Alters verführen lassen. Die Arme! Kaum hatte sie das vierzehnte Jahr erreicht, da ward sie eine Waise. Kurz nach dem Tode ihres Vaters, der ein unbemittelter Landmann gewesen war, starb auch ihre Mutter. Sie hatte keine ältern Geschwister, die sie hätten unterstützen können — sie mußte zeitig in die Welt hinaus, unter fremde Menschen, die nichts nach ihrem Kummer, nach ihren Thränen fragten. Sie mußte ein lachendes Gesicht zeigen, als sie zu Lichtmeß, am Todestage ihres Vaters, auf dem Markte in der Residenz stand, um sich als Magd zu verdingen. Ein Bauer nahm sie als Hirtin auf sein Gütchen mit. Der Bauer war ein unwirscher, finsterer Mann, und sein Gütchen beannte ab. Er zog mit dem Bettelstabe in der Hand fluchend von der rauchenden Stätte fort, Agathe wendete sich jammernd nach dem nächsten Dorfe, Niemand wollte sie annehmen, man sagte, sie sei zu schwach für schwere Arbeit. Man gab ihr einen Trunk und ein Stück Brot und ließ sie ziehen. Mit Mühe erhielt sie endlich einen Dienst, wenigstens ein Unterkommen, denn sie mußte lange Zeit ohne Lohn dienen. Der Sohn des Hauses, in dem sie sich nun befand, machte ihr entehrende Anträge — angsterfüllt floh sie in der Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein.

[Der dänische Thronwechsel.]

Wenn auch das so plötzlich erfolgte Ableben König Friedrichs VI. und der dadurch veranlaßte Regentenwechsel für die Bewohner einer so unumschränkten Monarchie, wie dermalen der dänische Staat, schon an und für sich ein wichtiges und folgenreiches Ereigniß genannt werden muß, so gewinnt doch dasselbe eine noch ungleich größere Bedeutsamkeit durch die so langjährige, fast zwei Menschenalter in sich fassende Regierung des so eben verstorbenen Königs, und durch die, wie man allgemein sagt, so ausgezeichnete

Persönlichkeit des nunmehr zum Throne berufenen Herrschers, an die das Land so manche schöne Hoffnung knüpft. Nicht zu verwundern war es daher, wenn diese Todesbotschaft und die Ausrufung des neuen Herrschers trotz des so vorgerückten Alters des hingeschiedenen Monarchen dennoch heftig erschütterte, und diese Verkündigung das Ohr so unerwartet traf, daß man eine geraume Zeit in einer gewissen Betäubung zubrachte, und sich nur mit einiger Mühe an den Gedanken gewöhnte, der alte 72jährige Regent dieses Landes sei nicht mehr, eine 56jährige Regierung habe ihre Endschaft gefunden, und eine neue Königsära, die für eine Menge lang gehegter Hoffnungen und Wünsche entscheidend sein solle, habe so eben ihren Anfang genommen. Jetzt, nachdem die erste Ueberraschung vorbeigegangen, werden tausend Stimmen laut. Es ist, als ob eine Saat von Wünschen und Erwartungen plötzlich in allen Gemüthern zur Reife gelangt sei und nunmehr ihrer Verwirklichung entgegensähe, von allen Seiten lassen sie sich in Schrift und Rede vernehmen, und in den überschwenglichen Preis des neuen Herrschers mischt sich das fast eben so überschwengliche Lob des abgeschiedenen. Das Gericht am See Móris war gewiß ein dem schönen menschlichen Gefühle der Versöhnlichkeit widerstreitendes Gericht, und es mag gut und löblich sein, selbst am Sarge einer mit der königlichen Stirnbinde geschmückten Leiche nur der Tugenden zu gedenken, die etwaigen Fehler und Mängel aber auf Rechnung der gemeinsamen menschlichen Unvollkommenheit zu setzen, und über sie mit schonender Hand den Mantel der Vergessenheit zu breiten. Kein Wort des Tadels werde daher auch hier über die greise Königsleiche gesprochen, die noch über der Erde weilt und ihrer Beisetzung in der Gruft der Väter erst entgegensieht. Auch waren die Tugenden des verstorbenen Monarchen groß und echt genug, um Anspruch auf Anerkennung, ja selbst auf Trauer zu begründen, und jede etwa ihm ankledende Mangelhaftigkeit bezog sich lediglich auf die so schwierige Stellung eines unumschränkten Regenten und nicht auf den einfachen Menschen. Und welche Leiden, welche Schmerzen hat dieser König nicht inmitten seines langen Herrschertages erduldet, und wie wenig vermochten doch die Insignien der hohen Würde ihn vor den Stürmen des Unglücks und der Sorge zu schützen! Die Geschichte weniger Fürsten möchte so viel tragische Momente darbieten, wie die König Friedrich's VI. von Dänemark, und wenn sein Regentenleben auch voll von trüben Ereignissen und herben Verlusten war, so möchte es doch schwer zu sagen sein, ob er mehr als König oder als Mensch gelitten hat. Ein hochtragisches, mit Blut und Gräuel reichgefärbtes Ereigniß, dessen wir hier nur mit widerstrebender Hand gedenken, ein politisches Nachtstück, wie solches kein zweites die Jahrbücher Dänemarks aufweisen, trübte, in Verein mit einem dem Wahnwitz verfallenen Vater, schon früh den Lebenshorizont des zarten Kindes und warf einen finstern Schlagschatten auf das ganze nachherige Leben. Oeffentliche Blätter sind indessen schon vielfach bemüht gewesen, die so zahlreichen tragischen Partien dieses Fürstenlebens uns wiederum ins Gedächtniß zu rufen, und überheben uns dadurch der Mühe, sie hier nochmals in allen ihren Einzelnheiten vorzuführen.

Es mag waglich und mit Recht bedenklich erscheinen, einer jungen erst tagalten Regierung gleich bei ihrem Anfange das Horoskop zu stellen und über ihre Beschaffenheit und ihren Werth ein festes Urtheil abzugeben. Von dem Prinzen läßt sich nicht immer ein sicherer Schluß auf den König machen, und wenn auch manche Gründe zu der erfreulichen Hoffnung berechtigen, daß das neuaufgegangene Königsgestirn dem hiesigen Lande einen schönen politischen Tag und das Gedeihen und Reifen seiner tiefgefühlten Interessen bereiten werde, so ist dies doch eben nur eine Hoffnung, wenn gleich eine starke, und erst die Zukunft wird es lehren, ob sie eine wohlbegründete und eine in allen ihren Theilen sich verwirklichende war. Aus den verschiedenen Antworten des Königs auf die zahlreich eingereichten Adressen und Glückwünsche, durch die sich der kräftige Wunsch nach einer norwegischen Constitution und einer unverkümmerten Preßfreiheit wie ein rother Faden zieht, läßt sich nur mit Sicherheit entnehmen, daß derselbe nicht gewilligt sei, irgend eine Veränderung in der Verfassung des Landes, wenigstens vorläufig, vorzunehmen, daß die lex regia mithin ihren Fortbestand nach wie vor haben und von den überlieferten Prärogativen der absoluten Königsgewalt keine einzige vergeben werden wird. Die norwegische Constitution wird ausdrücklich als eine Uebereilung bezeichnet, dagegen aber Hoffnung auf eine größere Preßfreiheit gemacht und feste Versicherungen auf Verbesserungen der Institutionen gegeben. Diese Antworten bilden in Verbindung mit der erlassenen Proclamation eine Art von Regierungsprogramm, das als Richtschnur des königlichen Verfahrens immerhin angenommen werden kann. (D. F. f.)

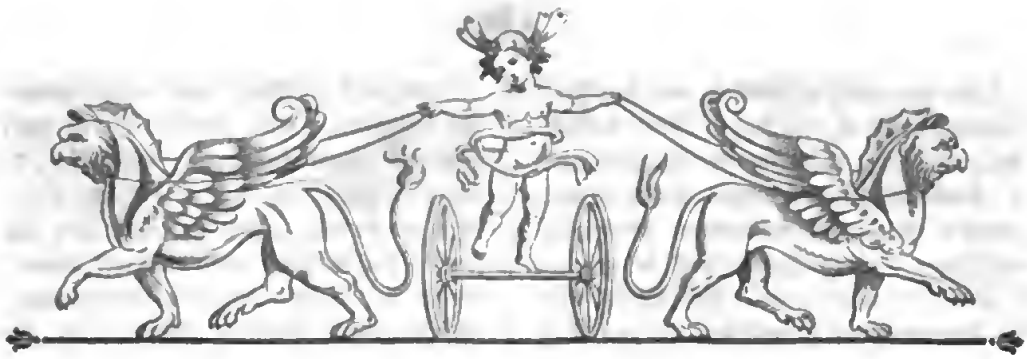
Notiz.

[Der Pilot.]

Die Probenummer dieser neuen, von der Redaction des Freihafens edirten Zeitschrift liegt vor uns. Sie erscheint wöchentlich in 1½ Druckbogen in sehr pikant neuer Form und kündigt sich als allgemeine Revue der einheimischen und ausländischen Literatur- und Völkerzustände an. Wir finden eine Rubrik eröffnet: Leben und Cultur in Oesterreich, ein anderer Artikel erläutert die Revolution in Zürich und ihre Consequenzen. Es wäre mit Dank anzuerkennen, wenn die neue Zeitschrift auf diese Partien der Berichterstattung, auf Darstellung der gesellschaftlichen Zustände von einheimischen Federn, ihren Hauptnachdruck legte. Auffallend in Bezug auf das Arrangement ist uns dagegen die Mittheilung eines Stückchens Novelle, mit dem fatalen Bescheid: Fortsetzung folgt, so daß uns der Genuß dieser an sich gewiß interessanten Erzählung von d. F. v. W.: „Sterneck" auf drei Wochen zerdehnt wird. Dies ist sonst nur das Leiden alter Journale. Ein kritischer Artikel über Sternberg's Saint-Sylvan ist nicht sowohl streng und scharf, als vielmehr erbittert und gallicht. Nach dem Charakter des deutschen Publicums zu urtheilen, wird dieser Artikel Hrn. v. Sternberg viel Freunde erwecken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 5. — den 7. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

Die Morgenröthe fand sie auf feuchtem Moos im Walde schlummernd und weckte sie. Sie dankte der Morgenröthe nicht, daß sie sie erweckt, sie hätte lieber immerfort geschlafen. Zitternd vor Frost setzte sie sich auf einen Stein, hüllte sich, so gut es gehen wollte, in ihr dünnes Schürzchen und weinte sich satt. Dann schritt sie auf gutes Glück weiter und gelangte, ohne es zu wollen, in ihr heimisches Dorf. Am späten Abend kam sie an. Zu wem sollte sie sich wenden? Erst ging sie auf den Kirchhof und besuchte die Gräber ihrer guten Eltern. Dann besann sie sich auf den Schulmeister, der ein herzensguter, alter Mann war, und fremde Noth mitfühlte, weil er dieselbe in seinem eigenen Hause kennen gelernt. Nach einer strengen Prüfung überzeugte er sich, und dabei traten ihm Thränen ins Auge, daß Agathe, obwohl zur Jungfrau herangeblüht, noch dasselbe fromme und sittige Mädchen sei, welches er früher in ihr so lieb gewonnen hatte.

Er nahm sie auf, speiste sie an seinem dürftigen Tische, beherbergte sie unter seinem Dache und tröstete sie in ihrem Elende mit lebensweisen Worten. Zufällig wurden in dem Dorfe, da gerade eine Zeit der Dienstveränderung eingetreten war, Mägde gesucht für das Gut Krontheim. Der gute Schulmeister verschaffte ihr eine Stelle daselbst, gab ihr seinen Segen und entließ sie.

So kam Agathe auf unseren Schauplatz, aber auch hier sollte ihr das Glück nicht günstig sein. Ein Unstern schien über der armen Waise zu walten. Seit dem Hinscheiden ihrer Eltern war die Freude selten in ihr Herz eingekehrt. Schon in ihrer äußern Erscheinung lag für ein gutes Auge — ich meine ein Auge, dessen Sehkraft bis in die Tiefen der Brust hinunterreicht — etwas ungemein Rührendes und Trübseliges.

Agathe war von schlanker Gestalt; ihre Bewegungen hätten für ziemlich anmuthig gelten können, wäre nicht eine gewisse scheue Hast in ihnen sichtbar gewesen, welche von jener nächtlichen Flucht her wie eine Krankheit zurückgeblieben war. Ihr Antlitz, auf welchem neben einer kindlichen Träumerei ein frühgereifter, seltsamer Ernst des Lebens ausgeprägt lag, war für eine Bäuerin bleich genug, wenigstens in der Regel; denn bisweilen wechselte eine hohe Röthe mit der gewöhnlichen Bläße ihrer Wangen. Man konnte es überhaupt Agathen ansehen, daß schwere Arbeit in den Jahren der körperlichen Entwickelung diese störend gehindert hatte. Dies zeigte sich auch nicht selten in einer plötzlichen Abspannung ihrer Kräfte. Dann überfiel sie ein Zittern, das Geräth entsank ihrer Hand, und in solchen Augenblicken zumeist rötheten sich ihre Wangen am lebhaftesten. Doch die Mägde und Knechte auf dem Gute errietben nicht den Grund ihrer Ermattung, schalten sie aus oder bespöttelten sie und nannten sie träge und saumselig. „Das Ding," höhnten sie, „dünkt sich was Besseres als wir; kaum vergönnt sie uns ein Wort, so maulfaul ist sie!"

Digitized by Google

Ach, die Arme hätte gern mehr gesprochen, aber das Herz war ihr wie zugeschnürt, wenn sie die Lippen öffnen wollte; man hatte sie so oft ausgelacht, hatte ihre freundlichen und harmlosen Reden „dummes Zeug" geheißen, hatte sie mit gröblichen Vorwürfen und Schimpfnamen überhäuft, wenn sie bei unzüchtigen Liedern stumm und bei gemeinen Ausdrücken ernst geblieben war. Ihr Muth war dahin, sich in die Unterhaltung zu mischen — von Tag zu Tag ward sie stiller und schüchterner, von Tag zu Tag wurden ihre Dienstgenossen unartiger und abstoßender. Es dauerte nicht lange, so hielten sie Agathen für halbverrückt, behaupteten, sie sei mondsüchtig und trieben allerhand verletzende Neckerei mit ihr.

Die gequälte Dirne ertrug die Unbilden mit scheinbarer Gelassenheit. Allein in ihrem Innern nagte der Wurm des tiefen Kummers. Wann die Ruhezeit kam, schlich sie ermüdet nach ihrem Kämmerlein, setzte sich auf ihr Bett und weinte, bis ihr der Schlaf die Augen zudrückte. Wie oft hatte sie sich den Tod gewünscht! Nicht allein das Mißverhältniß, in dem sie zu den Leuten auf der Herrschaft stand, war es, was sie bedrängte und traurig machte, ein unerklärliches Sehnen in ihrer Brust lockte ihr Thränen in die Augen, ein geheimer Schmerz, dessen Ursache ihr unbekannt war. Schüttle nicht das Haupt, feiner Leser, weil von einem geheimen Seelenleiden bei einer Bäuerin geredet wird, die nichts ist als eine niedere Magd in ärmlichem Kleide, und die die Kühe melken oder das Grabscheit führen und baarfuß über die Stoppeln des Feldes laufen muß — schüttle nicht dein Haupt, in welchem vielleicht eben noch eine wollüstige Erinnerung an eine überschwängliche Romanschönheit verklingt — laß sie verklingen die Erinnerung, ehe du allen Glauben an die arme Agathe verlierst. Bedenke, sie ist früh eine Waise geworden, und seitdem hat sie einsam gelebt und verlassen; ihr jugendlicher Leib ist geschwächt von der Last der Anstrengung, zu welcher sie die Menschen zwangen — die Harmonie ihrer geistigen und körperlichen Kräfte ist gestört, ihr natürlicher, frischer Sinn mußte krankhaft werden ohne ihr Verschulden, und um ihre heimlich nagende Krankheit bekümmert sich kein Mensch! Sie selbst fühlt dieselbe, ohne sie in ihrem Umfange zu erkennen. „Ich bin doch gar zu elend!" flüstert sie jeden Abend beim Schlafengehen. „Was wird der neue Tag wieder Schmerzliches bringen?" — Und sie sinkt vor ihrem Bett auf die Kniee, faltet betend die Hände, neigt das müde Haupt auf die Kissen und entschlummert wohl in dieser Stellung, eingewiegt von ihrem Nachtgebete. —

Ja, lieber Leser, auch einer niederen Magd kann das begegnen! Und könntest du sie in ihrem verschwiegenen Kämmerlein einmal belauschen, wie sie leisathmend schläft, und das Mondlicht seinen Silberschleier über ihr Antlitz gewebt hat und über ihren keuschen Busen — du würdest doch vielleicht deine Salondame auf einige Augenblicke vergessen und gerührt vor der betend entschlafenden Bäuerin stehen, die beim erwachenden Morgen wieder das Grabscheit führen und die Kühe melken und baarfuß über die Stoppeln des Feldes laufen muß! Doch laß uns weiter sehen.

— Es ist Herbst. Die Tage sind schon kürzer, die Abende länger geworden. Die Mägde und Knechte haben mehr Gelegenheit, nach vollbrachter Arbeit im Freien, in der Gesindestube bei der geselligen Lampe die Köpfe zusammenzustecken und dies und jenes zu beschwatzen. Herr v. Krontheim ist der oft wiederkehrende Gegenstand des Gespräches. Da machen sie, wenn kein Verwalter gegenwärtig ist, ihrem Aerger Luft, beklagen sich gegenseitig über das strenge Regiment und entschädigen sich für den erlittenen Druck durch Scheltreden und wilde Ausbrüche ihres Zornes. Was man über den Herrn selbst nicht zu äußern wagt, das legt man dem Leibjäger zur Last, dem allgemein verhaßten. Er verderbe vollends, heißt es, was an jenem noch gut sei; er sei ein Menschenschinder ohne Gefühl, ein Kerl, den der Teufel holen müsse. — An solchen Ausdrücken weidete man sich, und ließ deutlich genug merken, daß es nicht immer bei den Worten allein bleiben werde. Agathe, welche schweigend dabei saß, bebte und fürchtete Unglück.

Eines Abends begab es sich auf ähnliche Weise. Das Dienstpersonal war ergrimmter als jemals — Max hatte nämlich wieder einmal die Peitsche brauchen lassen. Man fluchte auf ihn, drohte, lärmte.

„Leben wir in Rußland? Sind wir Leibeigene oder Hunde, daß er uns so behandelt?" rief der Eine und schlug kräftig auf den Tisch.

„Es kann ihm noch übel ergehen!" setzte ein Anderer knirschend hinzu. „Der Blitz kann ihm den rothen Hahn auf das Dach setzen!"

„Das wäre ein Spaß!" schrieen Mehrere und brachen in ein lautes Hohngelächter aus.

Agathe wurde bei diesen wüsten Reden von einer unbeschreiblichen Angst gepeinigt. Das rohe Gelächter erschütterte sie furchtbar — ihr war es, als sähe sie schon die Flammen ausbrechen — die Sinne vergingen ihr — der Odem stockte in ihrer Brust — sie sank erschlafft zurück.

Digitized by Google

„He, was hat die Agathe?" fragten verwundert ihre Nachbarinnen.

„Der Teufel! Sie wird blaß, wie der Tod!" brummte der Großknecht.

Agathe erholte sich und griff hastig nach dem Wasserkruge, um den Anfall mit einem frischen Trunke niederzuschlagen. In diesem Augenblicke trat der erste Verwalter herein, um die Befehle für den künftigen Tag auszutheilen. Die verlegenen Knechte, um den Inhalt ihrer Unterhaltung nicht zu verrathen, stimmten, wie zufällig, ein Lied an. Unter dem tobenden Gesange sammelte Agathe ihre Kräfte wieder. Es wurde still; der Verwalter machte sein Geschäft ab und wünschte Allen eine gute Nacht. „Bist Du unwohl, Mädel?" fragte er noch im Abgehen Agathen, die das Haupt schüttelte und sich zu einem Lächeln zwang. „Nun, geh' zu Bett und schlaf' aus, daß Du morgen tüchtig bist!"

Die Leute begaben sich gleichfalls zur Ruhe. „Sie ist mir schon lange verdächtig vorgekommen!" raunte der Großknecht einem Andern ins Ohr. „Wenn wir von dem Herrn reden, wird sie unruhig. Hm, wer weiß, was dahinter steckt!" —

Im Dorfe war schon Alles still und finster geworden — nur von dem Herrnhause herüber glänzte noch Lichtschimmer — Agathe aber saß auf ihrem Bette und weinte. Unter ihrem Fenster hört sie jetzt vorsichtige Tritte. Sie lauscht. „Agathe!" ruft es leise. „Hörst Du?" Sie sieht ängstlich hinaus. „Bist Du noch krank, Agathe?" fragt die Stimme, die sie nun erkennt.

„Nein, nein!" antwortet sie hastig und tritt vom Fenster. Ihr Herz pocht laut — Berthold, der Jäger, schleicht hinweg.

Armes Kind! Warum mußte Dich das Unheil treffen, daß der böse Mensch dir geneigt wurde? — Zwar hatte Berthold Agathen sich noch nicht deutlich erklärt — die Nichtswürdigkeit ist feig der Tugend gegenüber — aber, mit der wilden Flamme im Herzen schlich er ihr wie einem edlen Wilde nach, und beobachtete ihre Benehmen gegen ihn und Andere. Und wenn er sie im Felde allein traf, dann sprach er von seinen Plänen für die Zukunft, von der Aussicht auf eine einträglichere Stelle, welche ihm Herr von Keontheim zu verschaffen versprochen, von der Behaglichkeit einer eigenen, unabhängigen Wirthschaft, nach der er Verlangen trüge, u. s. w.

Agathe schien ihn nicht zu verstehen, wie eifrig er sich auch bemühte, seinen Worten zärtliche Blicke beizugesellen, die ihm natürlich schlecht gelangen. Sie scheute sich vor dem unheimlichen Feuer seiner kleinen, tückischen Augen, die verstreckt unter rothbuschigen Brauen hervorblitzten. Ihr war bang zu Muthe in seiner Nähe; schlimme Ahnungen bewegten ihr kindliches Herz, als ob dieser Mann berufen sei, ihr böser Dämon zu werden, sie in das Verderben zu stürzen. Daß ihn eine so heftige Leidenschaft, wie sie sich wirklich schon seiner bemächtigt hatte, zu ihr dränge und treibe — daran wagte sie kaum zu glauben; sie zitterte vor diesem Gedanken, wie vor einem schweren Unglück, und konnte doch dessen drohende Vorzeichen nicht wegläugnen. Das Streben, vor dem Unseligen wenigstens nicht befangen zu erscheinen, vermehrte nur ihre Befangenheit und bestätigte ihn in einem Argwohne, der seit kurzem — nicht ohne Grund — in ihm rege geworden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

[Die norwegische Verfassung, Dänemarks Mängel.]

Möchten wir nun auch glauben, und scheint dieser Glaube sich hinlänglich durch eine 25jährige Erfahrung bestätigt zu haben, daß die norwegische Constitution keine Uebereilung für Norwegen sei, und wäre sie es dennoch, wie Gott um recht viele und recht tüchtige derartige Uebereilungen zu bitten hätten, so schickt sich doch Alles nicht für Alle, und es könnte trotz der großen Trefflichkeit dieser Constitution dennoch vielleicht der Fall sein, daß dieselbe für das hiesige Land und den unläugbaren so niedrigen Stand hiesiger politischer Bildung wirklich eine Uebereilung noch zur Zeit wäre.

Fand der König es überhaupt nicht für gut, eine norwegische Verfassung einzuführen, so blieb ihm in der That auch nichts anderes übrig, als sie als eine Übereilte zu signalisiren. Er konnte nicht füglich darauf aufmerksam machen, daß die Verhältnisse und Zustände Norwegens damals ganz andere gewesen seien, als gegenwärtig die hiesigen; eben so wenig konnte er ferner, wollte er nicht verletzen, sagen, daß das hiesige Land für diese Constitution dermalen noch nicht reif und würdig sei, sondern er mußte sie vielmehr, um die nach ihr geäußerten Verlangnisse auf eine so höfliche Weise als möglich abzuweisen, geradezu als eine verfehlte und mangelhafte darzustellen suchen. Mit der Ertheilung einer wahrhaft freien und den Staatsbürgern jegliche Garantie leistenden Verfassung ist es überhaupt eine gar eigne Sache. Es scheint fast, als ob solche Kleinode Völkern nie im Schlafrock und Pantoffeln und hinter dem warmen Ofen verliehen würden, sie scheinen nur erworben und nie verschenkt zu werden, und wo wir uns auch hinwenden mögen, sei es nach der Schweiz, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, England, Amerika, oder auch nach Nor-

Digitized by Google

wegen, überall werden wir die Annahme bestätigt finden, daß gute und vorhaltige Constitutionen nur die Frucht vieler und langer Anstrengungen und großer Aufopferungen waren. Die Natur, die für alle Güter des Lebens den Schweiß wollte, scheint als Einlösungspreis für dieses Gut selbst häufig einen Blutpreis zu verlangen, ohne daß sie selbst dann sich allemal bereitwillig finden läßt, es uns zu verleihen. Als die versammelten Manner zu Eidsvold das unschatzbare Kleinod der norwegischen Constitution aus der Hand ihres Fürsten empfingen, waren die Verhältnisse keineswegs so ruhiger und friedlicher Art, wie hier, und das Land war mitten in einem heroischen Akt begriffen, als dieser Verfassungssegen über dasselbe kam. Ganz Norwegen stand von einem Ende zum andern unter den Waffen, auf den Bergen flammten Feuerzeichen und jeder wehrhafte Mann hatte Hof und Heerd verlassen und war an die Grenze geeilt, um den bedrohten Thron eines geliebten, selbstgewählten Fürsten gegen das gesammte Europa, wenn's sein müßte, mit seinem Leben zu vertheidigen, und es war nur zu wahrscheinlich, daß manches Herzblut erst die Verfassungsgabe röthen müsse, bevor sich ihrer das Land erfreuen könnte. Unter solchen Umständen möchte es daher jedenfalls rathsam sein, alle dringlichen Bitten um Ertheilung einer norwegischen Constitution fortan hier zu unterlassen und um ein Geschenk nicht fürder zu flehen, welches doch verweigert werden möchte und das in Betracht der Verhältnisse vielleicht selbst von zweifelhaftem Werthe sein würde.

Möge man bedenken, daß selbst ein absoluter König bei wahrer Wohlgesinntheit dem hiesigen Lande unzählige Wohlthaten und Verbesserungen schenken könne, und möchten die Bitten und Wünsche sich daher nur auf solche Dinge beziehen, die ohne Aufgebung irgend eines Attributes der königlichen absoluten Gewalt gewährt werden können. Mit Recht darf man, von dem als vortrefflich geschilderten Fürsten und seinen gepriesenen Einsichten erwarten, daß er die herkulische Arbeit nicht scheuen werde, den hiesigen Auglasstaat mittelst durchgreifender und zahlreicher Reformen von seinem Institutionsunrathe in etwas zu reinigen und ihm ein wohnlicheres und mit den Anforderungen der Zeit und Civilisation mehr übereinstimmendes Ansehen zu geben. Zweckmäßige Ersparungen werden bestimmt im Staatshaushalte eingeführt werden, so wie Ordnung in den Finanzen herrschen wird. Nicht ferner möge die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze auf sich warten lassen, und somit auch die Aufhebung der einseitigen Wehrpflicht des Landmanns und die alleinige Berücksichtigung der augsburgischen Glaubensgenossen im hiesigen Staatsdienste beschafft werden. Die berathenden Provinzialstände werden hoffentlich nicht mehr unter Schloß und Riegel gehalten werden, wodurch sie einer Versammlung von Verschworenen glichen, sondern ihre Verhandlungen werden künftig dem Volke zugänglich sein und ihre Debatten eine unbeschnittene Mittheilung erfahren. Von der Gerechtigkeitsliebe und der Unparteilichkeit des neuen Monarchen werden sich die Herzogthümer ohne Zweifel eine größere Achtung ihrer deutschen Nationalität, eine größere administrative und finanzielle Trennung von Dänemark, und eine Aufhebung des so ungefügigen Reichsbankgeldes nicht vergebens versprechen, sowie die Bewohner der Herzogthümer auch gewiß aufhören werden, Zwangsgäste der danischen Sprache zu sein. Hoffen und erwarten wir eine wenigstens theilweise Abschaffung des so verderblichen Privilegienunwesens, das zu einer bedauernswerthen Höhe und selbst hin und wieder zu einem geistigen Monopole gesteigert ist; aber hoffen und erwarten wir vor allen Dingen, daß dem eben so lebhaft wie ungetheilt geäußerten Wunsche nach Freiheit der Presse von Seiten des neuen Herrschers auf eine entsprechende und genügende Weise gewillfahrt werde, denn nicht mit Unrecht hat man die freie Presse das „Palladium der Völker" und die „Schildwache der Gesellschaft" genannt. Könnten wir daher uns eine freie Constitution auf einen Augenblick ohne eine ihr entsprechende Preßfreiheit denken, so würde selbst eine noch so freie Verfassung ohne die letztere uns mit Recht als nicht gesichert und fast werthlos erscheinen, und sollten wir zwischen beiden die bange Wahl treffen, so könnte es immer sein, daß wir uns nicht ohne Grund für die Preßfreiheit entschieden. Wir erinnern hierbei an die herrlichen Worte des berühmten Sheridan, die er einst unter donnerndem Beifallsrufe des Hauses der Gemeinen sprach und die ein englisches Blatt bei einem neulichen Vorfalle wieder in Erinnerung rief, nämlich an die Worte: „Gebt mir einen ungerechten, unwürdigen König und ehrlose Minister, gebt mir ein verkauftes Haus der Lords und ein feiles Unterhaus, aber gebt mir eine freie, ungekränkte Presse, und ich zermalme sie alle zusammen!". Den hohen gerühmten Einsichten des nunmehrigen Königs wird es nicht entgehen, daß die freie Presse die wahren berathenden Stände des Landes bilde, daß die periodische Presse die beste Erweckerin und Förderin des Gemeinsinnes und des Interesses für die öffentlichen Angelegenheiten sei und daß die periodische Presse endlich mehr Aufklärung und Bildung unter die Massen verbreite und sie zu einem größeren geistigen Leben erwecke als alle Volksschulen des Landes, und daß sie die rechte Nährerin und Pflegerin des Volksunterrichtes abgebe und zur Aneignung der dort betriebenen Kenntnisse lebhaft aufmuntere.

(Der Beschluß folgt.)

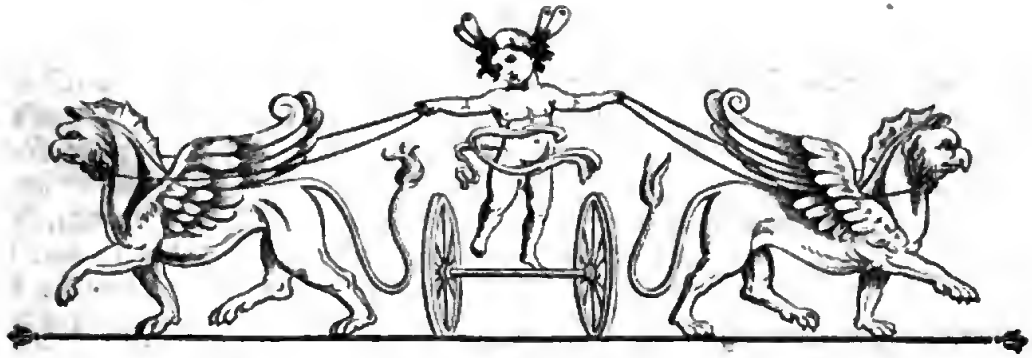
Notiz.

[Mozart's Nachlaß.]

Außer der Oper „Zaide" ist von dem gesammten Manuscriptennachlaß, den Herr Andrée in Offenbach von Mozart's Wittwe kaufte, bis jetzt nach erschienen: ein Rondo und Allegro für Pianoforte, ein Allegro für Pianoforte und Violine, eine Serenade für zwei Violinen, Bratsche, Violoncell und Contrabaß, eine (leichte) Sonate für Pianoforte und Violine, und ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 6. — den 9. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

In der Nacht, da er sich von Agathens Fenster, nachdem er mit den Knechten gesprochen, fortschlich, preßte er mit einem dumpfen Seufzer die Hand wider die Brust, während es ihm heiß durch die Adern lief, wie glühende Lava. „Sie liebt mich nicht — das ist gewiß, sie haßt, sie verabscheut mich, weil ich kein Tugendheld bin!“ Die Hände krampfhaft ballend, fuhr er zusammen, von einem Gedanken durchzuckt, und wendete sich mit starrem Blicke nach dem Herrenhause. Dann fuhr er fort: „Ist denn etwa der dort ein Engel voll Reinheit und Güte? Worin besteht denn seine Vortrefflichkeit? Ich kenn' ihn doch hinlänglich. — Reichthum, Vornehmheit, eine schöne Fratze, eine geschmeidige Zunge — nichts weiter, das sind seine Vorzüge! Im Grunde sind wir Beide gleich wenig werth. Zum Teufel, warum soll er glücklicher sein als ich? Er komme mir nicht in mein Revier, wenn ich eben auf dem Anstand bin!“

Höhnisch verzerete er sein Gesicht und ließ sich auf einer Steinbank nieder, von der er nach dem erleuchteten Zimmer sah, in welchem Krontheim noch wachte.

Dieser ging in großer Bewegung auf und ab. Er hatte zeitiger als gewöhnlich, unter dem Vorwande eines leichten Unwohlseins, die Gesellschaft verlassen; in der That aber, weil er das Bedürfniß gefühlt, mit sich allein zur Ruhe zu kommen. In seinem Innern war seit einiger Zeit eine bedeutende Veränderung vorgegangen, und er hatte es nicht verhindern können, daß man ihm dieselbe, wie meisterhaft er sich auch sonst zu verstellen wußte, bereits angemerkt. Man hatte es z. B. scherzweise verkündet, Herr von Krontheim sei bei übler Laune ertappt worden. Die lustigen Damen waren unter sich übereingekommen, ihn recht tüchtig auszuschelten, aber ach! das Schelten hatte ihnen diesmal nur beißende Erwiederungen eingebracht, die das Gewand einer feinen Artigkeit trugen.

Max setzte sich an den Schreibtisch, seine innere Unruhe sollte ihm erleichternde Worte in die Feder dictiren, aber die Worte, die er schrieb, regten ihn nur noch mehr auf. „Soll meine Macht hier zu Schanden werden, wo ich sie am meisten brauche? Ist mir die Pforte verschlossen, an welcher ich oft hohnlachend vorüberging, und die nur dem Wahren und Edlen sich aufthut? Bin ich in dem Kreis der Verächtlichen gebannt, in welchem die Lüge ihren Thron gebaut hat? Hab' ich mich schon unwürdig gemacht der echten Glückseligkeit?“ Diese Fragen starrten ihn, wie mit glühender Schrift, von dem weißen Papier an. Er warf die Feder weg, stand auf und öffnete das Fenster. Berthold's Hund schlug an. Max vermuthete den Jäger in der Nähe und rufte nach ihm. „Bist Du noch wach, Berthold?“ fragte er. — Dieser kam herbei: „Gnädiger Herr! Befehlen Sie etwas?“

„Ich hätte Lust, auszureiten!“

„So spät in der Nacht?“

Digitized by Google

„Meine Kopfschmerzen ließen mich nicht schlafen; ich will freie Luft. Laß satteln und begleite mich!"

Berthold entfernte sich kopfschüttelnd. Ha ha, dachte er schadenfroh, diesmal geht's dem Herrn nicht besser als dem Diener! — Nach einer kleinen Weile ritten die Beiden in die Nacht hinaus. Geraume Zeit saß Max schweigend auf seinem Rosse, mit finstern Gedanken beschäftigt, über dessen Veranlassung wir die Leser sogleich aufklären wollen.

Seit zwei Monaten war Emmy, die schöne Tochter des Freiherrn von Holst, aus der Pensionsanstalt und von einer Reise zurückgekehrt und hatte sich einige Tage mit ihren Eltern auf Krontheim aufgehalten. Maxens verstorbener Vater war der beste Freund des Barons gewesen und hatte diesen vor etwa fünf Jahren durch ein bedeutendes Darlehen vom Untergange gerettet. Von jener Zeit an hatte den Baron das Glück begünstigt, so daß er in den Stand kam, die Schuld, die er bei dem Vater, seinem Freunde, gemacht, dem Sohne abzutragen. Zu diesem Zwecke war Herr von Holst auf Krontheim als Gast gewesen. Max sah die zur Jungfrau gewordene Emmy wieder, mit welcher er sich sonst so gern, da sie noch Kind gewesen, abgegeben. Erröthend trat sie ihm entgegen, geschmückt mit allen jugendlichen Reizen, und Max, der mit Worten immer schnell fertige, stand stumm und verwirrt vor ihr und fühlte im Augenblick, daß hier seine gewöhnliche Weise, mit den Frauen zu verkehren, nicht ausreichen würde. Dies bestätigte sich auch in der Folge. Es war ihm, wenn sie die großen, tiefsinnigen Augen zu ihm aufschlug, als ob ihn solch ein Blick aller Gedanken beraubte. Wie sehr er sich auch zwang, seine Schwäche zu verbergen, er vermochte es nicht. Der allbeliebte und bewunderte Gesellschafter benahm sich dem seltsamen Mädchen gegenüber so steif und plump und geziert, wie ein ungebildeter Landjunker, der zum ersten Male im städtischen Salon den feinen Edelmann spielen soll. Emmy blieb sich in ihrem Benehmen ganz gleich — ernst und still, sonder Anmaßung, aber Achtung gebietend, ohne sich ihrer Macht bewußt zu sein. Sie suchte oft die Unterhaltung ihres schönen und stattlichen Wirthes; er merkte dies und ward dadurch immer befangener und verlegener, weil er vermuthete, sie wolle ihn prüfen. Diese Vermuthung war keine unrichtige. Aber Emmy, auf welche Max von Anfang her keinen günstigen Eindruck gemacht hatte, entdeckte gar bald die innere Hohlheit derselben und die niedere Gesinnung, die er ihrem zarten Sinne ohne sein Wissen verrieth. Das war der Max nicht mehr, wie er ihr sonst erschienen war! Selbst in seinen äußern Zügen wollte sie, wie sie ihrer Mutter gestand, eine unangenehme, abstoßende Schärfe bemerkt haben, die der stechende Blick seines Auges noch auffälliger mache. Max wußte nicht, wie sie von ihm denke, er war zu wenig Kenner eines solchen Herzens, das sich von dem giftigen Hauche der Gesellschaft noch rein erhalten hatte, als daß er hätte tiefere Blicke in dieses Heiligthum thun können.

Emmy verließ nebst ihren Eltern das Gut; mit einer Wunde im Herzen blieb Max zurück. Emmy war sein einziger Gedanke, ihre Gunst zu erobern sein ausschließliches Streben. Oft ritt er auf die in der Nähe gelegene Besitzung des Herrn von Holst hinüber; doch jedesmal kam er verstimmt und unzufrieden mit sich selbst zurück. Emmy's Gesinnung gegen ihn blieb ihm ein Räthsel.

Endlich gestand er ihrem Vater in einer geheimen Unterhaltung seine Absichten und bat ihn um seine väterliche Vermittelung. Der Baron hatte Maxens Neigung zu Emmy nicht allein schon bemerkt, sondern der Tochter auch seinen Wunsch bereits angedeutet, sie möchte sich entschließen, dem Sohne seines Retters ihre Hand zu reichen. Daraus machte er jetzt kein Hehl gegen Max, und rieth ihm nur, sich nicht zu übereilen. Dieser, berauscht von der süßen Hoffnung, gewann neuen Muth wieder und bot alle seine Künste auf, Emmy's Herz zu gewinnen. Sie jedoch konnte ihren gegen den Werbenden gefaßten Widerwillen nicht besiegen; ihn möglichst zu verbergen, hielt sie für ihre Pflicht, da sie wußte, wie großen Dank ihr Vater der Krontheim'schen Familie schuldig sei. Deshalb wies sie auch Maxens Antrag, den sie vorausgesehen und gefürchtet, nicht zurück, sondern bat ihn nur um Bedenkzeit, um Aufschub ihrer Entscheidung. „Bedingt man sich doch," fügte sie hinzu, „oft bei sehr geringfügigen Geschäften eine Frist aus, um mit sich zu Rath zu gehen; wie vielmehr darf und soll man es in so wichtiger Angelegenheit, bei welcher es sich um das Glück zweier Herzen handelt!"

„Sie haben Recht, Emmy — — gnädiges Fräulein!" (verbesserte er sich) „Nur dünkt mir, bei geringfügigen Dingen sich zu bedenken und zu wanken, sei oft weit erklärlicher, als in einem Falle, wo das Herz, nicht — die Vernunft zu entscheiden hat!"

Er konnte mit dieser gewagten Aeußerung einen Seufzer nicht unterdrücken. Aber — hatte ihn in diesem Augenblicke ein wahres Gefühl geleitet, so benutzte er es im künftigen schon zur Täuschung. Er fuhr in

Digitized by Google

dem begonnenen Tone fort, zu sprechen, und ergoß sich in einen Strom von Phrasen, die erheuchelt waren. Emmy sah ihn groß an und brachte ihn mit einem Blick zum Stillschweigen, der ihn mit Verdruß und Beschämung zugleich erfüllte. Grollend nahm er von ihr Abschied.

„Sie muß die Meinige werden," dachte er auf dem Heimwege, „und sollte ich alle Minen springen lassen!" Jetzt fiel ihm auch ein, welchen bedeutenden Dienst sein Vater einmal dem ihrigen geleistet, daß er eine Art von Recht auf ihren Besitz habe. „Im äußersten Falle wird man sie daran erinnern!" Mit diesem niedern Troste beschwichtigte er den innern Aufruhr; aber er fragte nicht: „Kann sich die wahre Liebe also trösten? Kann die wahre Liebe glücklich werden durch einen erzwungenen Besitz?" —

Sein Trotz war aufgestachelt. Er wähnte eine Demüthigung erlitten zu haben, und nahm sich vor, künftig stolzer und gebietender aufzutreten als bisher. Er bereute, dies nicht von Anfang an gethan zu haben, seiner allzugroßen Zaghaftigkeit alle Schuld beimessend, verwirrte er sich in Spitzfindigkeiten, die ihn noch weit mehr von der rechten Bahn — von Emmy's Gunst entfernen mußten.

Einige Tage darauf traf er bei einem kleinen Feste mit ihr zusammen. Wie heftig es auch in seinem Innern tobte, so gab er sich doch alle Mühe, heiter und launig, kurz, in seiner gewöhnlichen Art zu erscheinen. Er belebte auch bald die Unterhaltung durch Witz und glückliche Einfälle; die Damen des Kreises waren entzückt, wurden gesprächig, lachten, scherzten und gaben sich ganz der Lust der Geselligkeit hin. Es wurden Spiele veranstaltet, bei denen manches freiere Wort gesprochen werden durfte. Bei dieser Gelegenheit hatte sogar eine kleine, die Naive spielende Blondine, welche sich längst das Köpfchen mit Vermuthungen zerbrochen hatte, was wohl neulich die Mißstimmung des Herrn von Krontheim veranlaßt haben möge, den Muth, ihm ins Ohr zu flüstern: „sämmtliche Damen seien überzeugt, daß er sich ernstlich verliebt habe!" Und dabei machte sie ein so schelmisches Gesicht, als ob sie an demselben Abende eine französische Kammerjungfer auf dem Theater gesehen, und zeigte lächelnd ihre blendend weißen Zähne, auf die sie sich nicht wenig einbildete. Herr von Krontheim aber, anstatt ihr wieder etwas zuzuflüstern und sie mit einem beneidenswürdigen Geheimnisse zu beglücken, lachte laut auf, wiederholte ihre Bemerkung vor allen Ohren — die Gelegenheit war ihm willkommen, eine kleine Rache an Emmy zu nehmen — und war boshaft genug, mit der Trivialität zu entgegnen: „O, mein gnädiges Fräulein! Amor hat Flügel und flattert so leicht wie ein Schmetterling, der an jeder Blume nascht und auf keiner lange verweilt. Wußten Sie das nicht?" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. Main.

[Musikalischer Rückblick auf das J. 1839.]

Ich sollte eigentlich mit dem Erhabensten in der Tonkunst mit der Musica sacra beginnen, aber diese ist bis auf den Urquell derselben, den Choral, reducirt, der sich, bewunderungswürdig genug, bei den Musikern so vieler Jahrhunderte in seiner erhabenen Einfachheit, ich möchte sagen großartigen Demuth, unveränderlich erhalten hat. Eine Capelle besitzen wir nicht, und das Oratorium ist in den Cäcilien-Verein verwiesen, der sein jetziges Renommée nur noch auf den Klang seines alten Namens stützt, da ihm schon geraume Zeit die alte Selbstständigkeit mangelt. Eine gute Gesangsmethode und Einheit im Gesammtvortrag leuchten bei dessen seltenen Vorstellungen immer noch aus den geschwächten Mitteln, die, was die Soli betrifft, größtentheils von den Sängern der Oper ergänzt werden müssen. Weshalb man dem, seit Schelble und Ries todt sind, interimistischen, aber sehr eifrigen Dirigenten Heren Vogt nicht auch die Leitung dieser öffentlichen Aufführungen anvertraut, und man Ferdinand Hiller's oder Felix Mendelssohn's oder Guhr's Dirigirstab dazu requiriren muß, mag aus Gründen geschehen, die tief in der innern Natur der Sache wurzeln mögen. Ich getraue mir wenigstens nicht, sie mit leichter Hand zu zerlegen. Bei solchen außerordentlichen Aufführungen, die trotz ihrer classischen Musik selten zahlreich besucht sind, wirkt unser Theater-Orchester mit. Ich hörte öfter den Cäcilienverein ein Conservatorium nennen. Dieser Vergleich aber hat keine Haltbarkeit, denn das Conservatorium unterscheidet sich von diesem durchaus nur praktischen Verein durch eine Saat von unten hinauf, durch innere Schuldildung, kurz durch die Stützsäulen der prima principia. Am fühlbarsten wird der Mangel eines Conservatoriums unserer Oper, die bereits Jahre lang vergebens nach dem Besitzthum eines primo uomo und einer prima donna schmachtet, und diese wichtigen Posten nur durch die ephemeren Erscheinungen unersättlicher Gäste zu besetzen im Stande ist. Ich komme später darauf zurück.

Bei wirklich höhern Feiertagen ist sehr zu bedauern, daß Künstler und Dilettanten um Gottes Willen zusammengestoppelt werden müssen, um die hohe Bedeutung des Amtes durch eine magere Missa zu schwächen, wie das neulich der Fall mit einer Aloys Schmitt'schen neuen Messe im Dom war, deren Arbeit durch dies unsichere Chaos kaum zu erkennen war. Daß unser großes Publicum im Allgemeinen selbst kein intensives Interesse an der strengen Schreib-

Digitized by Google

art hat, beweiſt, daß es nur ſolchen Aufführungen zuſtrömt, die als Decoration zu einem fideien Volksfeſte dienen. Hiebei deute ich natürlich auf unſer Mozart-Feſt vom Juli 1838, wo ſelbſt im großen Schiff der Katharinen-Kirche trotz erhöhten Preiſen kein Apfel mehr zur Erde fallen konnte. Als es aber am darauf folgenden gewöhnlichen Osterconcert im Theater galt, ſeinen muſikaliſchen Drang zu befriedigen, und die Paraphraſe des Vater Unſer von Spohr und Schnyder von Wartenſee's Oratorium „Zeit und Ewigkeit" als verſäumtes Gut bequem nachzuhören (denn ich rede nur von der Maſſe, die am erſten Feſttag vor den Portalen unter einer Linie von 20° Reaumur, nichts hörend, ſchmachtete) da blieben die Räume leer.

Die Analogie führt mich jetzt zu dem frankfurter Liederkranz unter der Direction des Heren Juſt. Zu welcher ehrenwerthen Tendenz ſich dieſer Verein hinaufgeſchwungen, indem er den Manen des Gottgeliebten (Amadeus) größten Volkscomponiſten ein Denkmal ſetzt, deſſen Saulen zu Fingal's Harfen werden ſollen, ſeinen Namen durch ſeinen eigenen Geiſt zu preiſen, braucht nicht durch meine Feder bekannt gemacht zu werden. Dieſes Denkmal in unſerer Monumentſetzlichen Zeit (mit einem geiſtreichen Humoriſten zu reden) wird wahrlich nicht aus kalten Steinen, ſondern aus warmen Herzen gebaut ſein. Es liegt in der Natur der Sache, daß dem Liederkranze ſtets neue Mitglieder zuſtrömen, und er dadurch die Ehre ſeines Namens, wie die ſeiner Geſänge immer mehr ausbreitet.

Die Liedertafel des Herrn Neeb, die kürzlich ihr 3tes Jahresfeſt feierte, zeichnet ſich duech einen Vortrag aus, der es weniger auf maſſenhafte und gewaltige Effecte wie auf pünktliche Nuancirung und geiſtige Auffaſſung abſieht. Noch beſondees dabei zu loben iſt dir Disciplin, die Neeb unter ſeine Mitglieder, man kann ſagen Schüler, gebracht hat.

Welche Früchte der Orphens, feüher die Liederblüthe, ein noch nicht lange unter der Leitung des Herrn Jungmann ins Leben getretener Männer-Verein, tragen wied, muß die Folge lehern. Es ſollen beeeits tüchtige Stimmen darunter ſein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Schieswig-Hoiſtein.

(Beſchluß.)

[Ruf nach Preßfreiheit.]

So wahr und allgemein anerkannt dieſe Behauptungen ſind, ſo wahr und einleuchtend iſt auch der Ausſpruch, daß es zwiſchen einer freien, unbeſchränkten Beſprechung öffentlicher Zuſtände und zwiſchen gänzlicher Knechtung der Preſſe kein Mittelding gebe und vernünftigerweiſe geben könne, daß es alſo nicht der Regierung freiſtehe über Preßvergehungen und deren Beſtrafung zu urtheilen, ſondern nur einer aus unparteiiſchen, unbeſcholtenen und gebildeten Mitgliedern zuſammengeſetzten und zu dem Ende beeidigten Verſammlung. Der einſtimmig gegen den König ausgeſprochene und tief vom Lande gewürdigte Wunſch nach Erlangung einer wahren Preßfreiheit und die hierauf bezügliche nicht ablehnende Antwort des Monaechen, mögen uns in der Annahme beſtärken, daß die desfallige Hoffnung ſich nicht betrogen ſehen werde. Traueig iſt es jedoch, daß an dieſer Wohlthat einer freien Preſſe Holſtein und Lauenburg nicht in dem Maße würden Antheil nehmen können, wie Dänemark und Schieswig, und daß hier den Preßanordnungen des deutſchen Bundes ſelbſt wider den Wunſch und den Willen des Königs nachgelebt weeden müßte. Nichtsdeſtoweniger dürfte die periodiſche Preſſe ſich auch in den genannten zum deutſchen Bunde gehöeigen Peovinzen in angenommenem Falle vieler Vortheile nnd Freiheiten erfreuen und namentlich in rein inländiſchen Angelegenheiten ein freies Wort für ſich erlangen. Die periodiſche Preſſe der Heezogthümer bietet, ungeachtet ſie in den letzten zehn Jahren an extenſivem und intenſivem Gehalte bedeutend zugenommen hat, dennoch durchaus nicht den erfreulichen Anblick dar, welchen man erwarten ſollte, woran zunächſt und ganz vorzüglich der große Cenſuedruck Schuld iſt. Statt ihre Thätigkeit, inſofern dieſelbe nicht ausſchließlich belletriſtiſcher oder wiſſenſchaftlichee Natur ſein ſollte, auf Förderung des Gemeinwohls und auf die großen Fragen des Tags zu richten, ſieht man ſie nur leider zu häufig beſchäfeige, das Leben und die kleinen Angelegenheiten von Privaten zum Gegenſtande zu wählen, die unbedeutendſten Vorfälle des Alltagslebens mit ermüdender Breite zu beſprechen, ſich in den niedrigſten und ſchmutzigſten Gevatterklatſchereien zu ergehen und uns Dinge und Neuigkeiten aufzutiſchen, die ſchweelich über den engen Ring des heimiſchen Oetes hinaus irgend Jemanden zu intereſſiren vermögen. Erhebt ſie ſich aber in ihre eigentliche höhere Sphäre und beſpricht großartigere, den Staat und das öffentlich Wohl und Leben betreffende Dinge, ſo geſchieht und muß dies geſchehen mit einem ſolchen Aufwand von Hypokriſie und Heucheiei, daß einem ehrlichen Manne dabei ſeltſam zu Muthe wird. Nur der Serviliſmus und die blinden Anhänger alles Beſtehenden ſtehen ſich prächtig dabei, indem Niemand der Afterweisheit ihrer Lehren und Anſichten auf gebührende, gründliche Weiſe offen entgegnen darf, ſondern ſich begnügen muß, die Schiefheit und Verkehrtheit derſelben auf indiecte und verſtohlne Weiſe maskirt anzugreifen. E. C.

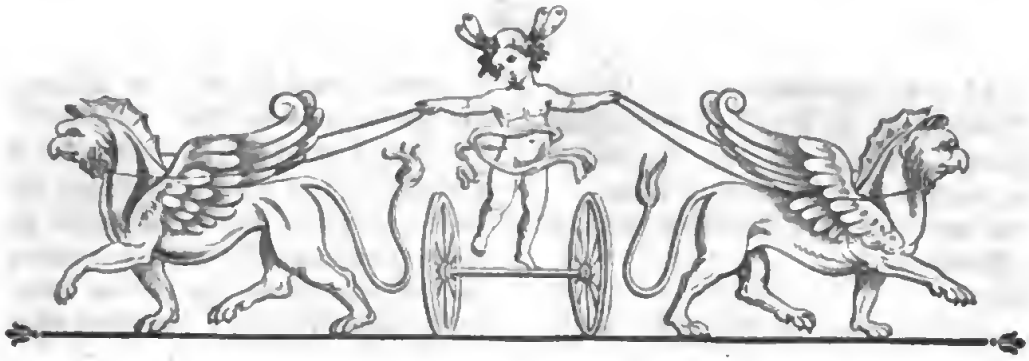
Notiz.

[Samuel Warren.]

Der Verf. dee Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes, Samuel Warren, iſt nicht Arzt, ſondeen Jueiſt, wie man uns aus London verſichert.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 7. — den 10. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

„So sind die Männer nun!“ erwiederte das Fräulein hoch erröthend, und schloß ihr Mündchen fest zu, ungeachtet der blendend weißen Zähne. Die Schönen, Emmy ausgenommen, die ein so gleichgültiges Gesicht machte, als sei nichts vorgefallen, lachten, und Diejenige, welche am meisten lachte, fixirte dabei den Ungezogenen mit flammenden Blicken, die noch etwas ganz Besonderes zu sagen schienen. Die Comtesse Ludovika war es, mit welcher Max kurz vor der Ankunft Emmy's ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte. Max verstand Ludovikens Gelächter recht wohl; scheinbar zufällig wendete er sich zu ihr, küßte ihr demüthig die Hand und sprach in bittendem Tone: „Wenn ich ungalant war, so bitte ich das ganze Geschlecht um Verzeihung! — Alle für Eine,“ setzte er mit schlauer Zweideutigkeit hinzu, „und Eine für Alle!“

Die letzten Worte betonte er stark, um die zürnende Gräfin zu beruhigen; was ihm auch vollkommen gelang. Niemand ahnte seine Stellung zu Emmy, die man wegen ihrer Schweigsamkeit nicht sonderlich achtete, und die man gar nicht für fähig hielt, dem feurigen Herrn von Krontheim eine tiefere Leidenschaft einzuflößen.

Max vermied, so lange Emmy noch keine entscheidende Antwort auf seinen Antrag gegeben, eine Unterhaltung mit ihr allein. Gegen ihre Eltern benahm er sich mit gewohnter Zuvorkommenheit, und zeigte ihnen ein glückliches Gesicht, als ob er keine Besorgnisse in seinem Herzen hege, seine äußerliche Ruhe aber war nur ein Schleier, unter welchem die entgegengesetzten Seelenbewegungen sich verbargen, gleichsam wie ein bedeutender Wasserfall den tiefen Abgrund, in welchen er hinunter stürzt, duech einen sonnenbeglänzten Nebel verhüllt. Emmy ließ sich nicht täuschen, sie ahnte hinter dem trügerischen Flitter die grauenhafte Tiefe, aus welcher wilde Dämonen verführerische Arme ihr entgegenstreckten! Sie war in einer gefahrvollen Lage. Sie schauderte, wenn sie an eine Verbindung dachte, bei welcher sie das Opferlamm sein sollte, an eine Verbindung ohne Frieden und Freude.

Max war ihr heute mehr als je zuwider. Sie verzweifelte an der Hoffnung, mit der sie sich bisweilen getröstet hatte, ihn vor innerer Verwahrlosung zu retten, ihn mit sanfter Hand wieder auf die Höhe hinaufzuleiten, von der er herabgesunken.

Zufällig kam er bei Tische in ihre Nähe zu sitzen. Einige ältere Herren unterhielten sich von dem Zustande ihrer Güter, von dem Ertrage der Oekonomie und dergleichen Dingen. Krontheim mischte sich in das Gespräch, vielleicht nur, um seine Kenntniß in der Verwaltung zu zeigen, und rühmte beiläufig, nicht ohne Selbstgefälligkeit, die Strenge, mit welcher er die Zügel des Regiments als Gutsherr zu führen pflege. Von schmerzlichem Unmuthe erfüllt, hörte Emmy die verwerflichsten Ansichten von Max mit keckem Munde ausspre-

Digitized by Google

chen, und konnte sich nicht enthalten, ein Wort dagegen zu sagen, unbekümmert um die ziemlich schroffe Erwiederung des Gereizten. Als man von dem Gegenstande abgekommen war, wendete sie sich wieder zu jenem.

„Sie könnten mir einen freundschaftlichen Gefallen thun, Herr von Krontheim!"

„Und der wäre?"

„Ich habe auf Ihrem Gute ein Mädchen bemerkt, das ich in meine Dienste zu nehmen Lust hätte; eine stille, gute Dirne, die, fürcht' ich, ihren jetzigen schweren Verrichtungen auf die Dauer unterliegen würde! Sie besinnen sich vielleicht im Augenblicke nicht —"

„In der That, nein!" entgegnete Max verlegen. Aber ich bin glücklich, Ihren Wunsch erfüllen zu können. Das Mädchen soll Ihnen zugesandt werden. Ich werde sogleich bei meiner Rückkehr mit dem Verwalter sprechen —"

„Sie nennt sich Agathe und wird sich wohl meiner noch erinnern."

„Sprachen Sie selbst mit ihr, gnädiges Fräulein?"

„Als ich Ihr Gast war, Herr von Krontheim."

Die Anwesenden standen jetzt vom Tische auf, und das Gespräch wurde abgebrochen. Max hatte Mühe, seine üble Laune zu bewältigen, die sich bei ihm, er wußte selbst nicht woher, eingestellt hatte. Mehrere aus der Gesellschaft ließen die Wagen vorfahren und nahmen Abschied. Plötzlich kam Maxens Bedienter und meldete ihm heimlich, der Kutscher sei von einem Pferde geschlagen worden, und nicht sogleich im Stande, seinen Dienst zu versehen.

„So schaff' mir einen Andern an seine Stelle!" sagte Max ungeduldig und mißmuthig über die Störung. „Geschwind, ich will fort!"

Emmy hatte bereits von dem Vorfalle gehöret und war sogleich zu dem Verwundeten geeilt, um seinen Schmerzen Linderung zu verschaffen. Glücklicherweise war seine Verletzung nicht bedeutend, so daß er sich bald wieder aus seiner Betäubung erholte.

Eben wollte Emmy das Gemach verlassen, als der ungeduldige Max, sie nicht bemerkend, hereintrat und den Kutscher mit baeschen Worten anredete, ohne eine Spur von Mitleid zu zeigen. Emmy trat näher.

„Sie hier, mein Fräulein?" fragte Max spöttisch. „Wollen Sie vielleicht auch diesen da miethen?"

Ihn keiner Antwort würdigend, verließ sie das Gemach.

Bald darauf saß Max im Wagen, und im schnellsten Trabe flogen die Rosse dahin.

Finster brütend, war er nun mit sich allein. Die Landschaft lag in dämmernder Ruhe vor ihm, der Halbmond sank golden hinter dem Walde hinab, von ferne läutete die Glocke des Dorfes — er sah und höete nichts um sich, seine Seele lag auf der Folter seiner Gedanken. Emmy, Emmy, — ihr Bild schwebte ihm immer vor, aber nicht beruhigend und versöhnend; wie wäre das möglich gewesen, da Neigung und Abneigung — ich will nicht sagen, Liebe und Haß — in seiner Brust gegen einander stritten? Seine Eitelkeit war im höchsten Grade verletzt, er hatte sich von Emmy's Mißachtung überzeugt; sie hatte ihn dieselbe in Worten und Blicken, in ihrem ganzen Benehmen allzudeutlich erkennen lassen. Ein Weib sollte über ihn triumphiren? Er knirschte. Ein Weib, das er zu seiner Gattin zu machen hoffte? — Hohnlachend warf er das Haupt zurück, als ob er sagen wollte: „Ist sie nur erst einmal in meiner Gewalt, dann will ich diesen Uebermuth schon brechen!"

Er überdachte die letztvergangenen Tage, die eben entflohenen Stunden, und mußte sich gestehen, sehr oft höchst unklug geredet und gehandelt zu haben. Nun bestürmte er sich selbst mit den bittersten Vorwürfen. „Wo war deine Klugheit?" fragte er sich. „Ist das die Art, ein eigensinniges Mädchen zu gewinnen? Erst unmännliche Demüthigung und Feigheit — dann verletzender Hohn, starre Ueberhebung, Rücksichtslosigkeit, herrischer Stolz? Wo hab' ich meine Sinne gehabt, daß ich so ganz aus dem Gleise fallen konnte? Weh mir, ich fürchte, meine glänzende Rolle nimmt mit diesem Fehltritt überhaupt ein Ende!"

So geht es den Menschen, die ohne innere Wahrheit sind. Bei leidenschaftlicheren Seelenaufregungen verlieren sie leicht den Kopf und verrathen mit einem Male ihre langversteckten schlimmen Eigenschaften. Und während sie ihre Unbedachtsamkeit zu beschönigen suchen, geben sie sich immer neue Blößen. Sie geben das Vertrauen zu sich auf und schwanken von Gegensatz zu Gegensatz, ohne einen sichern Haltpunct zu erringen. Darum darf man sich nicht wundern, wenn wir einen Mann, wie Max, den Nimbus, den er um sich verbreitet hatte, muthwillig selbst zerreißen sehen. Seine Verwandlung ist dessen ungeachtet natürlich.

Mürrisch und menschenfeindlich kam er in seiner Wohnung an; er erwiederte den Gruß der ihm Begegnenden nicht. Selbst Berthold, der die Wagenthür öff-

Digitized by Google

nete, ward diesmal kurz abgefertigt und ging brummend auf die Seite. Langsam, die Arme in einander geschlagen, schritt Max über den breiten Weg nach dem Herrenhause.

Am Hofthor stand Agathe und sah ihm mit neugierig schmeezlichem Blicke nach, bis er verschwunden war. Dann wendete sie sich mit gesenktem Kopfe; eine Thräne fiel auf ihre gefalteten Hände. Sie glaubte sich unbemerkt; aber Berthold war hinter ihr hergeschlichen und beobachtete ihre traurigen Geberden. Ein Wassergraben war in der Nähe, über welchen ein schmaler Steg leitete. Berthold sah, daß sie diesen verfehlen und in das Wasser fallen würde. Behend sprang er vor und umschlang die Erschrockene, die laut aufschrie.

„Willst Du naß werden oder gar ertrinken?" sprach er, indem er sie zurückzog. „So geht es, wenn man seinen Gedanken nachhängt, und in die Irre hineinläuft, ohne zu wissen, wohin? Hab' Acht, daß Du nicht Schaden leidest, Agathe!"

Mit diesen Worten ging er schnell auf der entgegengesetzten Seite fort, seinem Hund pfeifend, der an Agathen freudig emporsprang und ihr die Hand leckte. Sie hatte das gute Thier oft gestreichelt und es an sich gewöhnt.

An allen Gliedern zitternd, eilte sie zurück, wie von Gespenstern verfolgt. Als sie in die Gesindestube eintrat, war gerade von ihr die Rede gewesen; man hatte sie eines unehrbaren Umganges mit Herrn von Krontheim beschuldigt. Die arme Verleumdete ahnte nicht, was das schallende Gelächter bedeute, mit dem man sie empfing. Von dieser Zeit an hörten auch in ihrer Gegenwart die Gespräche über Max auf, man fürchtete Verrath von ihrer Seite, was man ihr auch zu verstehen gab. Desto erbitterter redete man im Geheimen von seiner Hartherzigkeit und sann auf Racheplane.

Agathens Stellung ward immer unerträglicher. Sie hatte sich vorgenommen, dem alten guten Schulmeister in ihrem heimathlichen Dorfe brieflich sich zu entdecken, ihm, so weit ihr es gelänge, ihre Herzensangst zu beschreiben. Da erhielt sie die Kunde von seinem Tode — ihr letzter Freund war dahin — sie hatte keine Seele mehr, von der sie Trost und Theilnahme hoffen konnte. Sie weinte unaufhörlich in ihren einsamen Stunden. Ach, dachte sie, hätte mich doch Berthold nicht zurückgehalten, als ich unwillkürlich den Schritt ins Wasser lenken wollte! Nun hätte ich vielleicht schon Ruh und wär' bei meinen guten Eltern im Himmel."

Sie dachte daran, von dem Gute zu entfliehen. Aber wohin? Sie hätte sich in Gefahr begeben, als Landstreicherin aufgefangen, und wie eine ehrlose Dirne behandelt zu werden. Und dann — ihr armes Herz hing doch noch mit festen Banden an der Stätte, wo sie so unglücklich war. „Wenn nur Berthold nicht wäre!" Ihn fürchtete sie am meisten, auf ihn kam sie immer wieder zurück. — „Ich ahne, dieser Mensch wird mir noch großes Leid bringen!" — Sehr ernstliche Besorgnisse erregte ihr außerdem der täglich bedenklicher werdende Zustand ihrer Gesundheit. Sie empfand, daß dieselbe gefährlich angegriffen sei und der Ruhe und Pflege bedürfe. Aber Agathe wagte nicht, sich darüber zu äußern; sie verbarg, so viel sie vermochte, die Abnahme ihrer Kräfte, und erschöpfte das Maß derselben durch unausgesetzte Anstrengungen immer mehr. Indem sie vorausfühlte, daß sie einmal plötzlich zusammenbrechen werde, hoffte sie zugleich, mit diesem Augenblicke auf ewig zu genesen. Ihr Verlangen nach Befreiung von den Erdenbanden stieg mit ihrer Schwäche, und verlieh ihr den Muth, standhaft den Rest ihrer Leiden zu ertragen. Es waren ja auch in dem bittern Kelche einige Tropfen Süßigkeit! (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Revue der musikalischen Leistungen.]

Unser Museum ist eine feste Burg, die großartig und zierlich zugleich die Gauen unserer Musik-Welt beherrscht. Ein entschiedenes Gepräge trägt diese Anstalt nicht, denn sie verbindet das Ernste mit dem Heiteren, das Oratorische mit dem Modernen. Sie hält in jeder Winter-Saison regelmäßig ihre 12 Sitzungen, in welchen unser Theater-Orchester wieder Gelegenheit hat, sich in seinen keckſten Schattirungen zu zeigen. Namentlich bleiben Beethoven's Symphonieen und Mendelssohn's Ouvertüren noch immer Glanzpuncte seiner Leistungen. Ich sage noch immer, weil ihre ofte Wiederholung von Manchen als Einseitigkeit getadelt wird. Daß Abwechslung hier zweckmäßig und sogar bildend wäre, ist nicht in Abrede zu stellen, doch muß man dagegen dem Museum auch wieder das Lob ertheilen, daß es mit oft aufopfernder Humanität manche jüngere Erzeugnisse der Zeit ans Tageslicht befördert, die sonst im Kerker des Pultes vermodern würden. Obgleich durch diese Tendenz viel Spreu mit unter den Weizen läuft, so wird doch auch wieder manches brave Talent dadurch aufgemuntert. Das letztere ist immer als Gewinn für die Kunst zu betrachten, und diese Blatter werden in der Folge solcher neuen Erscheinungen fleißig gedenken. Oratorien und Lieder am Flügel, Vorträge über Aesthetik, und Gedichte von Castelli, Humoresken, Arien, Con-

Digitized by Google

certe ꝛc. bilden gleichsam die romantischen Gruppen zwischen jenen vulkanischen Einfassungen, und obgleich keine Farben verschmäht werden, diese Sitzungen recht bunt zu machen, obgleich man das variatio delectat sorgfaltig im Auge hält, so ist doch an jedem Abend in der verständigen Mischung dieser Farben eine gewisse Analogie und Rundung nicht zu verkennen. Daß sämmtliche musikalische Productionen, wie die meisten Vorträge von Seiten unserer Sänger und Schauspieler ausgehen, ist nur in so fern zu beklagen, als man daraus erkennt, daß auch in diesem Institut nur producirt, aber nicht gelehrt oder herangebildet wird. Auf der andern Seite aber wird dadurch, und dazu unter Guhr's Solo-Herrschaft wieder eine artistische Sicherheit gewonnen, die den Abonnenten nur einen reellen Kunstgenuß prophezeit, weshalb auch der kolossale Weidenbuschsaal stets überfüllt ist. Dazu kommt noch, daß unser Museum ein wahrer Kaper ist, dem jeder durchreisende Virtuose, manchmal wohl auch Virtuosone, was man ja nicht voraus wissen kann, seinen Tribut bezahlen muß, und das ist auch der Hauptgrund, weshalb Privatconcerte durchaus in Mißcredit stehen. Hauptsterne der Virtuositär, wie z. B. Paganini, Ole Bull, Beriot und Thalberg, strahlen natürlich überall, und sie würden vielleicht auch in den Steppen von Astrachan Fortune machen. Solche Künstler aber, deren Namen noch nicht mit Prägnanz zu unsern Ohren gedrungen und die erst durch ihren eignen Werth mit denselben Bekanntschaft machen müssen, können getrost auf die Kosten legen. Unter vielen andern war das einmal der Fall bei dem Geiger Lipinsky, dem doch jeder Kunstfreund die geweihten Hände küssen möchte. Wer also außer dem Museum nicht das Glück hat, mit dem Theater in Verbindung zu treten und für eine Bagatelle seine Töne zwischenactlich in die Coulissen verhallen zu lassen, der kann nur seinen Wanderstab wieder ergreifen. Subscriptionslisten und Brandbriefe sind in solchen Fällen Synonyme. Fräulein Schloß z. B. eine vortreffliche Altistin und Schülerin Bordogni's hat hier allgemein bezaubert und beinahe doch auf die Kosten legen müssen. Dem jungen wackeren Cembalist Lacombe ging es fast nicht besser, obgleich er fast ein halbes Jahr lang hier in vielen Cirkeln Sensation erregte und sein Geld zusetzte. Er ist ein ganz brillanter Virtuose, nur sucht er hier und da zu blenden. Selbst das gediegene, ruhige (aber geistlose) Spiel der berühmten Miß Robena Anna Laidlaw, Pianistin J. M. der Königin von Hannover, zog nicht, und der weite Concertsaal spottete der vielen Freibillets, die (nie ohne dies) sich darin verloren. Ich könnte Folianten füllen mit tragikomischen Beschreibungen hiesigen Concertwesens. Diese Paar Notizen dienen wenigstens Solchen zur Belehrung, welche sich mit sanguinischen Hoffnungen unsern Mauern nähern.

Nach dieser wohlgemeinten Modulation komme ich auf die Riefstahl'schen Quartettzirkel, deren Soiréen im Russischen Hof, alle 14 Tage zwischen den Museen Statt finden, und sich eines sinnigen, immer gewählten Auditoriums erfreuen. Es überrascht dabei der freundlich stille Cirkus von Damen aus den ersten Ständen, worunter sich viele Engländerinnen befinden, welche Bemerkung für den Beobachter von einem kunsthistorischen Interesse sein dürfte. Die Pausen dieser Quartette füllen Lieder am Flügel aus, wobei Schubert und Proch stets um die Palme ringen. Nach Riefstahl's ehrenvollem Ausflug nach Hamburg ꝛc. haben diese Soiréen wieder begonnen, und zwar unter den günstigsten Auspicien in dem Saale des Hofes von Holland. Der Instrumental-Musik-Verein unter Leitung Aloys Schmitt's besteht bereits 5 Jahre, zählt an 90 Mitglieder und steht gegenwärtig im Zenith seiner Kraft. Er hat sich zur löblichen Tendenz gemacht, nur Classisches und solche Werke zu geben, die außerdem in Vergessenheit kommen würden. Ob es gerathen ist, daß ein schwer zu dirigirender Dilettanten-Verein, dem kühnen Muthe folgend, sich nunmehr an Beethoven'sche Symphonien wagt, da er seine Kräfte bis jetzt nur den Compositionen Mozart's, Haydn's und ähnlicher gewidmet, wird die Folge lehren. Wer übrigens Lust hat, sich erdrücken zu lassen, mag den unvermeidlichen Saal des Weidenbusches besuchen, der bei den unentgeltlichen Aufführungen dieser Anstalt noch um die Hälfte zu klein ist.

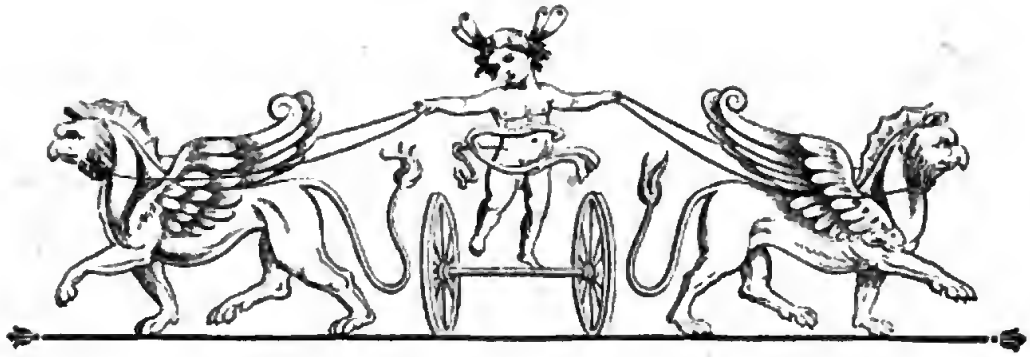
Die Gesangvereine der Herren Kellner und Großmann sind mehr oder weniger prismatische Reminiscenzen unserer Cäcilia; der erstere weiht seine Kräfte der Muse Polyhymnia. Beider Vereine Studien und Aufführungen tragen oratorisches Gepräge. Möchten sie dabei immer auf ihre Kräfte achten, damit der Stoff die Mittel nicht überwältige! Schade, daß beide Anstalten jetzt ihrer Hauptstützen beraubt sind, welche mit mehr oder weniger Glück nun der Oper angehören. Die Zweckmäßigkeit solcher Vereine stellt sich immer am besten da heraus, wo es gilt, sich in Vereinigung allgemeinen musikalischen Interessen anzuschließen. Die Akademien im Theater z. B. geben am öftersten zu dieser Bemerkung Anlaß. Wie überall, so finden auch hier noch eine Menge kleinerer Gesangvereine ein stilles insularisches Glück in ihren anspruchslosen Bestrebungen, und es ist eine wahre Lust, wenn man an Sommerabenden die Straßen durchwandernd, von den Gesängen, die aus erleuchteten Salons entgegen schallen, gleichsam wellenmäßig getragen und fortgehoben, aber leider selten erhoben wird.

Die Runde dieser öffentlichen Anstalten schließe ich am brillantesten mit unsern Militair-Musik-Corps der Linie und Stadtwehr, die auf Paraden und an Belustigungsorten beweisen, daß sie nicht hinter den Verbesserungen militärischer Taktik zurückgeblieben sind. Es steht hierbei zu hoffen, daß die, wenn auch sonst guten Arrangements kränkender Opernmelodien und Tänze allmählig den energischen Originalmärschen weichen werden, welche in Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, Neithart, Küffner, Walch, K. Meyer u. A. so treffliche Muster lieferten, und welche meistens den Zweck hatten, die Krieger zur Tapferkeit zu beleben, nicht aber blos ihren Taktschritt, gleichviel wie es geschieht, zu bezeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 8. — den 11. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

Warum noch länger ein Geheimniß daraus machen, was meine Leserinnen gewiß schon errathen haben?

Die arme, niedere Magd liebt den vornehmen, stolzen Herrn! —

Ist das so wunderbar? Ich will es nicht entscheiden — es mag freilich nicht häufig vorkommen — aber Mitleid verdient die gute Agathe, die ihr Herz nicht zu zügeln gewußt, vielleicht weil sie es selbst zu wenig verstand. Wenn Max auf hohem Rosse vom Hause sprengte, dann betrachtete sie, Anfangs wohl nur mit kindischem Wohlgefallen, die schöne, schlanke Gestalt, die sich leicht und keck im Sattel wiegte. Und wenn er an der Seite einer prächtig gekleideten Dame mit herausfordernden Augen scherzend einherschritt — dann beneidete wohl Agathe ein wenig die reizende Begleiterin, welcher er den Arm geboten. Oder wenn er zufällig an der im Felde Arbeitenden vorüberging, dann erröthete sie, ohne daß er es bemerkte, und getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, welche zwar nicht so brennende Blicke schossen, wie die feurigen Augen der adeligen Fräulein, dafür jedoch unendlich sanfter und milder waren. „Aber eben diese Agathe mit den sanften und milden Augen," so wirfst Du mir ein, lieber Leser — „wie konnte sie einen Mann lieben, dessen Despotie und Ungerechtigkeit sie vielleicht schon an sich selbst erfahren?" — Dagegen könnte ich dich an das alte Sprichwort erinnern, daß die Liebe blind sei. Allein am allerwenigsten darfst du vergessen, in welchem Lichte Agathen die rohen Knechte und Mägde, welche ihr so viele Kränkungen verursachten, erscheinen mußten, und daß ihr deshalb die Willkür des Herrn von Krontheim, in welcher sie eine Art von Genugthuung für sich fand, nicht so verwerflich vorkommen konnte, als sie es wirklich war; zumal da sie bei weitem größere Schuld den Schmeichlern Maxens zurechnete. Hatte sie nicht die Erbärmlichkeit eines solchen tagtäglich in dem häßlichen Jäger zu verachten! Gewiß, Agathe ist zu entschuldigen, wenn sie für Max Partei nimmt. Laßt ihr immer die traurige Freude, sich in Träumen zu seinen Füßen zu sehen, den Saum seines Kleides küssend. Ihr bescheidenes Herz erhebt sich ja kaum zu dem Wunsche nach Befriedigung ihrer Sehnsucht; Max steht ihr so fern, wie die Sonne, welche den kleinen Halm auf unbeschirmter Heide versengt, nachdem ihr strahlender Blick ihn eben erst aus dem Keime gelockt.

Während Agathe, gleich dem Halme auf der Haide, hinwelkte, griff die Flamme in Berthold's Herzen immer heftiger um sich, und immer tödtlicher ward zugleich der Haß gegen den beneideten Max, den er für den Störer seines Glücks ansah. Dennoch hütete er sich, ihm seine Gesinnung zu verrathen, vielmehr spielte er den unterthänigen Diener noch eine Zeit lang fort, die Gelegenheit zur Rache abwartend.

Digitized by Google

An die frechen Reden der Dienstleute in Beziehung auf Agathen glaubte er nicht; um so sonderbarer kam es ihm vor, als Max eines Tages sich nach ihr erkundigte. Dies geschah in Folge der Bitte Emmy's von Holst, welche, wie wir wissen, Agathen in ihre Dienste zu nehmen wünschte. Berthold, diesen Zusammenhang nicht kennend, argwöhnte sogleich, Krontheim sei selbst auf das Mädchen aufmerksam geworden, und fing an zu fürchten, jene aus der Luft gegriffenen Verleumdungen könnten wahr werden. Um dies zu verhindern, hielt er es für rathsam, von Agathen, seiner Ueberzeugung entgegen, ein ungünstiges und abschreckendes Bild zu entwerfen. Er stellte sie als ein nachlässiges, verstecktes und tückisches Geschöpf dar, selbst auf die Gefahr hin, daß sie davongejagt werden könne. Anders lautete zwar der Bericht Werner's, des ersten Verwalters, der ebenfalls befragt wurde; doch indem dieser zugab, Agathe habe allerdings in ihrem ganzen Wesen etwas Seltsames und Ungewöhnliches, worüber er selbst noch nicht im Klaren sei, so unterstützte er, ohne es zu wollen, Berthold's falsche Aussage durch scheinbare Uebereinstimmung mit der seinigen. Nun dünkte es dem einmal mißtrauisch gewordenen Max sehr wahrscheinlich, das zweideutige Mädchen könne sich gegen Emmy unvortheilhaft und hämisch über ihn ausgesprochen haben. Deshalb nahm er vor der Hand noch Anstand, sein Versprechen zu erfüllen, und Agathe, auf die er von nun an selbst ein genaueres Augenmerk zu richten beschloß, blieb auf dem Gute. Eine neue Wolke zog sich über ihrem Haupte zusammen.

Unser Schauplatz gleicht überhaupt einem vulkanischen Boden, den das wüthende Element untergräbt. In den Herzen der Bewohner glimmte ein gefährlicher Zunder. Die gedrückten Dienstuntergebenen verrichteten ihre Arbeiten unwillig und mit verhaltenem Grolle gegen Max. Er selbst aber trug gleichsam die strafende Nemesis in sich. Der Beneidete, scheinbar Glückliche, fand keine Ruhe mehr, seitdem seine Wahl auf Emmy gefallen. Er konnte nicht von ihr lassen, obwohl er einsah, daß seine Verbindung mit ihr weder für ihn, noch für sie eine gesegnete sein könne. Aber er wollte sein Schlachtopfer haben, um seinen beleidigten Stolz zu rächen. Nachdem er die Gränze der Liebe überschritten, befand er sich auf dem benachbarten, auf dem mächtigen Gebiete wollüstiger Grausamkeit. Bei jeder neuen Begegnung mit Emmy verfinsterte sich sein Geist immer mehr.

Jetzt erinnerte er sich zuweilen jenes Zunamens, den er auf der Akademie unter seinen Genossen geführt, und eine Ahnung flog durch seine Seele, daß er, gleich dem Don Juan in der Sage, den Höllengeistern verfallen, ein schmerzliches Ende in Verzweiflung nehmen werde. „Aber," fragte er sich, „was soll es mir helfen, wenn ich anfange, Buße zu thun, wenn ich mein früheres Leben bereue und verwerfe? Wer bürgt mir dafür, daß ich das gelobte Land finde, welches in weiter Ferne liegt? Jetzt gilt es, das Nächste zu erreichen, und — ehe dies nicht gelungen, soll mich kein ferneres Ziel kümmern!"

Träume waenten und schreckten ihn. Emmy erschien ihm in schwarzem Nonnengewande mit bleichem, mitleidflehendem Antlitz — der Fluch eines Klosterräubers gellte in seinen Ohren — da trugen verlarvte Männer einen dunklen Sarg vorbei — der Deckel fiel — entsetzt emporfahrend sah er sein eigenes Bild mit verzerrten Zügen auf der Bahre, und die Männer rissen ihre Masken ab und schauten ihn grinsend an aus leeren Augenhöhlen.

Erwacht spottete er freilich dergleichen wüsten Träumen und hohnlachte in den hellen Tag hinein; aber mit einbrechender Nacht fürchtete er die Wiederkehr quälender Traumbilder, mit welchen ihn eine willkürlich schaffende Einbildungskraft schon oft genug geängstigt hatte. So geschah es z. B. auch in jener Nacht, wo er, seinen unwillkommenen Vorstellungen zu entfliehen, in Berthold's Gesellschaft sich zu Pferde setzte und zur Morgendämmerung erst zurückkehrte. Am Abende vorher war er in des Barons Hause gewesen, der eine kleine Gesellschaft zusammengeladen hatte, zu welcher auch die Gräfin Ludovika gehörte. Dagegen war Emmy wegen Unpäßlichkeit auf ihrem Zimmer geblieben — ein Umstand, der dem ohnedies mißtrauisch gewordenen Max sehr auffällig sein mußte. Bei seinem nächtigen Spazierritt versank er schweigend in mannichfaltige Zweifel und Vermuthungen. Er konnte der faltenlosen Emmy nicht zutrauen, daß sie mit der Comtesse ein abgekartetes Spiel wider ihn triebe; dessen ungeachtet durfte er aus den gereizten Reden der letztern schließen, sie habe sein Verhältniß zu Emmy entdeckt und diese gewarnt, um sich an dem Treulosen zu rächen. Weiberrache ist furchtbar und kennt keine Gränzen; Max fing an, vor der getäuschten Coquette zu zittern. — „Ich wollte, sie läg' im Grabe!" Diese Aeußerung entschlüpfte ihm gegen Berthold, welcher dieselbe mit begierigem Ohr einsog, und unter der Maske der Theilnahme seine Trostreden in Gift tauchte. „Die Weiber verstehen Sie nicht," schmeichelte er und setzte hinzu: „Wer weiß, gnädiger Herr,

Digitized by Google

ob Sie nicht verleumdet worden sind! Oder Fräulein Emmy hat vielleicht ihr Herzchen schon verschenkt." Max gab seinem Rosse die Spoeen, daß es stöhnend Funken aus dem steinigen Boden schlug. „Hoho!" beruhigte der Jäger das erschrockene Thier und fuhr fort: „Sie wird es bereuen, gnädiger Herr, daß sie so spröde gewesen, sie wird ihr Glück erkennen lernen, aber —" Und mit dem Aber bohrte er jenem einen Dolch in das Herz — „aber, wenn es dann nur nicht zu spät ist!"

So weidete sich Berthold an Maxens Qualen und nährte sie mit teuflischer Schadenfreude. Max aber war nicht so verblendet, als daß er auf die Dauer sich hätte von der boshaften Falschheit täuschen lassen. Nach und nach war er dieses Menschen überdrüssig geworden, leider, ohne ihn ganz entbehren, ohne ihn entschieden von sich stoßen zu können. So geht es mit der Freundschaft der Schlechten! Ihm bangte theils vor des Heuchlers Hinterlist, theils war ihm die Gewohnheit dieses Umganges zu einer Fessel geworden, welche er zu zerreißen weder den Muth, noch die Kraft hatte. Um so zudringlicher behauptete Berthold seinen Platz; nicht, weil ihn, wie früher, Eitelkeit und Gewinnsucht dazu trieben, sondern jetzt vielmehr, weil er einsah, daß er ein lästiger Vertrauter sei. In seinem Unmuth vergaß sich Max einmal, den des Menschen Frechheit schon oft gereizt hatte, und aufbrausend warf er ihm diese vor.

„Du nimmst Dir anmaßend mehr Rechte, als ich Dir gegeben!" sprach er. „Erinnere Dich, daß Du der Diener bist!"

Berthold zog die Augenbrauen zusammen und lachte in sich hinein. Dann antwortete er trocken: „Wohl, wohl, ich bin nur ein Bedienter, aber — hab' ich nicht auch eine Zunge zum Reden, wie jeder Andere?"

Max fuhr auf: „Was fällt Dir ein? Was hast Du vor?"

„Nichts Böses, behüte!" entgegnete Jener. „Ich gehe meinem Erwerbe nach. Wollen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr, so such' ich mir eine andere Stelle. Die liebenswürdige Comtesse Ludovika hat schöne Waldungen —"

„Mensch, wie kommst Du auf die Gräfin?" fragte Krontheim überrascht und drohend.

„Ganz zufällig!" erwiederte der Jäger gleichgültig; nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich meine auch, der neue Dienst wird mir nicht so bald verloren gehen; denn die schöne Comtesse ist lebensfrisch und jung genug, daß sie zur Zeit Ihren Wunsch noch nicht erfüllen wird, gnädigster Herr. „„Ich wollte, sie läg' im Grabe!"" — Es war ein sehnsüchtiger Seufzer!" —

„Teufel!" brummte Max vor sich durch die Zähne. Wuth kochte in seinem Herzen, deren Ausdruck er mit Mühe zurückhielt. Er hatte die versteckte Drohung Berthold's verstanden. Gezwungen lenkte er ein, ja, er versuchte sogar zu lachen und erwiederte scherzweise: „Ei, das muß eine sentimentale Stunde gewesen sein, in der ich vom Tode einer so rosigen Büthe geträumt habe! — Du aber, Berthold," fuhr er ernster fort, „scheinst kein Meister in der Traumdeuterkunst! Nun laß, Du meintest es wohl nicht so schlimm, als man annehmen dürfte."

Damit machte er dem Gespräche ein Ende. Die Augen waren ihm furchtbar geöffnet, und ernstlicher als je sann er darauf, sich der giftigen Schlange zu entledigen, die er unbedachtsam mit seiner Gunst genährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Beethoven's Ouvertüren zu Leonore.]

Die gutmüthige Mittelmäßigkeit eines fremden Violinisten, des Hrn. Kammermusikus Stör aus Weimar, wurde im letzten leipziger Donnerstagsconcert wider Willen Ursache, daß uns ein seltner Genuß bereitet wurde. Der gedachte Virtuos wurde gleichgültig entlassen und erschien nicht wieder im zweiten Theile des Concerts. Statt dessen gab uns Mendelssohn-Bartholdy zu den beiden ersten Ouvertüren zur Leonore noch die dritte und vierte. Das Orchester spielte diese beiden ohne Probe und legte damit eine glänzende Meisterschaft an den Tag. Es hat außer David und Queißer keine bedeutenden Einzelnheiten, aber ein Ensemble aufzuweisen, das nur bei so innigem und häufigem Zusammenspiel, nur bei dem Enthusiasmus, den Mendelssohn's Eifer und Einsicht lebendig erhält, erklärlich ist. Nicht leicht hat eine Stadt Deutschlands, selbst bei größern Mitteln und glänzendern Einzelkräften, ein gleich durchgebildetes Orchester aufzuweisen. Nur bei solchem Geist, wie er hier das Ganze beherrscht, war es möglich, nach einer Symphonie, nach mehrern Gesangs- und Solopartien noch die vier Ouvertüren so vollendet ins Leben zu rufen. Der seltne Genuß sollte auffordern, die vier Meisterwerke in ihren Variationen auf dasselbe Thema zu vergleichen. Man müßte vor Allem erst sich über die Aufgabe vereinigen, die sich eine Ouvertüre zu stellen hat. Der Komponist schreibt sie nach Abschluß seines Werkes. Wie der Geist Gottes über den Wassern schwebt, überschaut er noch einmal seine Schöpfung und schweigt in dem Genuß jenes göttlichen Bewußtseins: und er sah, daß alles gut war. In dieser Seligkeit der Ruhe, in dieser Wollust seiner That, schreibt er die Ouvertüre. Nr. 1. unter den Vieren ist kindlich unschuldig, sie gibt eine einfach große Feier, eine beinahe fromme Verklärung der Liebestreue, die glaubensvoll bis ans Ziel des Sie-

Digitized by Google

ges bringt. Nr. 2. ist schon weit üppiger, sie zeigt den Schöpfer in einer bacchantischen Trunkenheit, in der er die Ideen seiner Oper rasch und heiß zusammenfaßt. Wie es aber Beethoven oft ergeht, so durchbrechen auch hier die Dämonen, die immer seine Welt in ein Chaos verwandeln möchten, die Seligkeit der Empfindung, ein ungeheurer Taumel droht die Welt aus ihren Fugen zu reißen. Nr. 3. faßt dieselben Empfindungen des Komponisten ruhiger, geordneter, künstlerisch weiser zusammen. Soll aber die Ouvertüre den vollendeten Sieg des Schöpfers über die Elemente seiner Weltordnung darstellen, so ist und bleibt Nr. 4. das eigentliche Werk der höchsten Vollendung. Diese E-dur-Ouvertüre erscheint am meisten frei von den Dämonen und den Elementargeistern, die den Abschluß streitig machten, sie erscheint am meisten gelöst vom Stoffe, und der Schöpfer hat hier den Punct erreicht, wo der Geist Gottes sich von seiner Welt scheidet, um ihr das letzte Siegel der Vollendung aufzudrücken. Hier ist am meisten jener Sonntagsfriede, der auf die Werkeltage des Schaffens folgt, — so weit bei Beethoven von absolutem Frieden überhaupt zu reden ist.

[Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau.]

Mundt beschreibt im ersten Freihafenheft 1840 den Kosciuszko-Hügel bei Krakau. Dieser ist ein Schneckenberg, dessen Windungen sich in ansehnlicher Breite hinlagern und gegen 300 Fuß in die Höhe steigen, ein Denkmal nach echt slavischer Volkssitte blos aus Erde aufgeworfen, ein Werk des Spatens, den die Hände der Nation selbst geführt, und woran kein Meißel des Künstlers, keine zusammengesetzte Berechnung der Architektur geholfen. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes kam man herbei, vornehme und zarte Frauen nahmen den Spaten in die ungewohnte Hand und neben dem armen Taglöhner arbeitete und die Wette die stolze Gräfin mit Thränen in den Augen, die um das Vaterland flossen. Mütter leiteten ihre unerwachsenen Kinder an, die vaterländische Erde zu geaben und daraus den Hügel zu wölben für Kosciuszko, den großen Narzelnik, in dem sich alle Polen wie in ihrem Familienoberhaupt umfassen. Die Erde dazu wurde aus allen Woywodschaften Polens zusammengeführt, selbst aus America, wie man sagt, wo Kosciuszko seine Heldenschule machte, und aus Solothurn, das seine Schweizererde beisteuerte, weil sie das letzte Asyl des sterbenden Feldherrn gewesen. Am 16. Oct. 1820 fanden die Feierlichkeiten der ersten Grundlegung des Hügels Statt. Zuerst wurde von dem Schlachtfelde bei Raclawice Erde mit den Gebeinen der dort gefallenen tapfern Polen herangefahren, um als Kern des Monumentes zu dienen. Denn in dieser Schlacht, 4. April 1794, ertönte zuerst der Ruf der Wiederauferstehung vom Grabe, der Ruf: Kosciuszko und Freiheit! der die neue Morgenröthe Polens begrüßte. Sodann kamen auf einem Schiff der Weichsel zwei große Kisten mit anderer Erde zu dem Denkmale Kosciuszko's herbei, gesandt von der Fürstin Isabella Czartoryska, der edlen Freundin des Helden, welche den Säbel Johann Sobieski's, den Kosciuszko einst von seiner Nation zum Geschenk erhielt, von ihm ererbt hat. Aber diese Erde, auch Schlachtenerde, war nicht wie die von Raclawice junge Saaterde zum neuen Frühling der Nation, dies war Erde von der Schlacht bei Macieiowice, also von dem Grabe Polens, das die Rossehufe der Kosaken auf dieser Wahlstatt begraben, es war Erde von jener Stätte, wo Kosciuszko mit dem Rufe: Finis Poloniae! niedersank und in die Hände der Russen fiel. — Im Dome zu Krakau liegt eine schweigende Heldentrias neben einander, Johann Sobieski, Poniatowski, Kosciuszko. — Mit einem Blick von jenem Hügel hinab in die untergehende Sonne schließt Mundt die schöne Skizze über Kosciuszko.

[Coleridge.]

In Anton Langerhanns' Skizzen englischer Charaktere (Leipzig, Kollmann) lesen wir auch einen Besuch bei Coleridge, jenem englischen Dichter und Gelehrten, der uns Deutsche interessiren muß, weil er den Wallenstein übersetzte. Als Dichter konnte Coleridge neben Byron nicht aufkommen. Seinem Theistable liegt die alte mönchische Fabel von Merlin dem Zauberer zu Grunde; das Gedicht blieb Fragment, der Dichter fühlte, daß kein Leser seinem Hange zum Uebernatürlichen, Wiederhabenen auf die Dauer Folge leiste. Seine Ballade Ancient Mariner verdiente übersetzt zu werden. Sein Fire, Famine and Slaughter hat mit Byron's Darkness denselben Stoff. In der Skizze von Langerhanns finden wir nicht das Motiv seines Todes erwähnt. Coleridge hatte sich an den Genuß des Opiums gewöhnt, den er anfänglich als Medicament brauchte. Er gewann diesen Nervenreiz lieb und starb an den langsamen Folgen dieses Genusses.

Erklärung.

Eine unbekannte Größe (x) erfreut das deutsche Vaterland in Nr. 300 des Hamb. Correspond. mit der Nachricht: die Zeitung f. d. eleg. W. enthalte in einem ältern Jahrg. unter meinem Namen ein Mährchen „die Heimath" betitelt. Ich mag nicht gern Verwirrungen in der Literaturhistorie verschulden, und ersuche daher die hochlöbl. Redaction, gefälligst bezeugen zu wollen, daß jenes Mährchen nicht unter meinem Namen abgedruckt sei*). — Die übrigen mich betreffenden Puncte im Hamb. Corr. gehören nicht auf das Feld der Z. f. d. e. W., sie wird mir jedoch für x die allgemeine Erklärung erlauben: daß ich mir keine Vormundschaft auforingen lasse, also Zeit, Ort und Wort für etwanige Ansprüche an das kürzlich bei Herrn Engelmann unter dem Titel „Pandora" erschienene Buch selber sehr gut zu finden weiß.

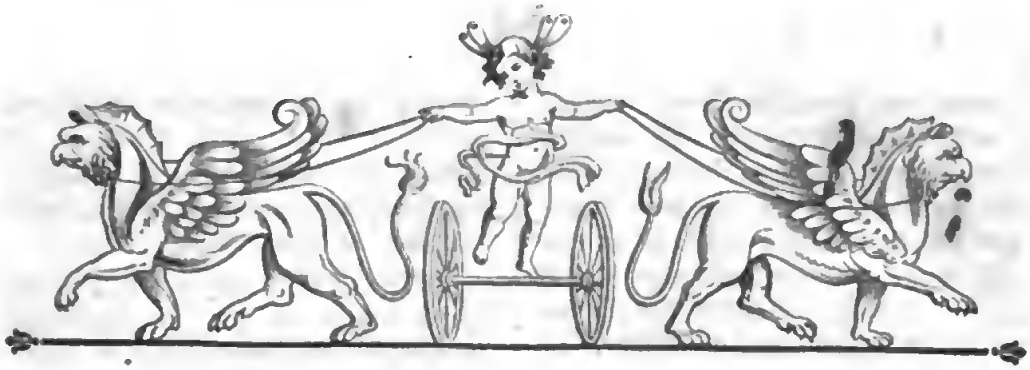
Hannover. Friedrich Voigts.

*) Was hiermit bezeugt wird.

Die Redaction.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 9. — den 13. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

Novelle von Julius Hammee.

(Fortsetzung.)

Aber auch der Jäger wartete mit Ungeduld auf die Stunde der Entschreidung. Ee hatte wiedee mehreee veegebliche Veesuche gemacht, die Scheanke niederzureißen, welche ihn von Agathen trennte. Das Mädchen wich ihm aus und schauderte in seinee Nähe; fast verzweifelte ee, sein Vorhaben jemals zu erreichen. Unaufhöelich grübelte er einem wirksamen Mittel nach. Agathe blieb ungerühet bei seiner wideelichen Zäetlichkeit. „Vielleicht," dachte ee, „beugt sie die Furcht! Man sagt ja, daß aus der Furcht oft die Liebe geboren weede!"

Beethold hatte sich bereits nicht gescheut, Agathens Ruf auf dem Gute zu zerstören. Andere mögen von ihe denken, was sie wollen, meinte er, wüßte er selbst nur, wie es in Waheheit mit ihr stünde! Aber das genügte ihm noch nicht — er mußte es dahin bringen, daß Agathe ihn gleichsam als ihre letzte, einzige Stütze betrachtete, und sich, ohne einen andern Ausweg zu haben, ihm gänzlich überließe.

Um dies zu bewerkstelligen, benutzte er einen Zufall. Er fand nämlich eines Abends auf dem Felde eine kleine silberne Kette, an der ein Dukaten befestigt war. Dieser, bei den Bäuerinnen nicht ungewöhnliche Schmuck gehörte einer Dienstmagd, welche eine der heftigsten Gegnerinnen Agathens war. Als er nach dem Gute zurückkehrte, war in der Gesindestube bereits Streit entstanden. Jene Dienstmagd hatte ihr Eigenthum vermißt, und wollte nicht zugeben, daß sie es verloeen habe; vielmehr behauptete sie ohne irgend einen Geund, sie sei bestohlen worden. Berthold, welchee wußte, daß Agathe an demselben Abende auch auf dem Felde und zwar in der Nähe der Magd gearbeitet habe, verbaeg das Gefundene sorgfältig und lenkte, wiewohl er sich hütete, diese Absicht meeken zu lassen, den Verdacht auf die arme Agathe. Man kann sich denken, daß sogleich Alle gegen sie Partei ergriffen und sie zur Verantwortung zogen. Ihre Veewirrung wurde für Beweis genommen. Man machte sogleich Anzeige bei dem Gutsherrn — auf Beethold, der sich nun zum Vertheidiger der Beschuldigten aufwarf, ward keine Rücksicht genommen, da mau seine Neigung für Agathen vermuthete — und die Unschuldige, deeen Betheurungen und Thränen ohne allen Erfolg blieben, waed einige Tage eingesperrt, nachdem sie die grausamsten Mißhandlungen in Krontheims Gegenwaet eefahren hatte. Zu gleicher Zeit wurde ihr der Dienst aufgekündigt.

Ihrer Haft entlassen, während welcher sie sich ernstlicher als jemals zuvor mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt hatte, erschien sie auffallend veeändert. Ihre Schüchteenheit, ihr ängstliches Benehmen war verschwunden. Bleich und mit niedergeschlagenen Augen, aber äußerlich ruhig, ging sie einher. Der tiefste Schmerz gibt der Seele eine gewisse Fassung vor den Augen der Menschen, denn er hat keine Gemeinschaft mehr mit der

Digitized by Google

Hoffnung; er ist stumm, wie der ewige Friede, dem er vorangeht. Wie innig sehnte sich Agathe nach demselben! Blickte sie des Nachts aus ihrem kleinen Fenster nach dem Kirchhofe des Dorfes hinüber, so pries sie die stillen Schläfer glücklich, deren Herzen aufgehört zu klopfen, und leise lispelte sie, wie der Herbstwind in den hohen Pappeln: „Läg' ich doch auch schon dort, wäre mir bereitet mein stilles Kämmerchen von Erde! — Niemand wird mir ein Kreuz setzen lassen — die Stätte, wo ich ruhen werde, wird unbezeichnet bleiben, und mein kleiner Grabhügel bald vertreten werden. O, Gott im Himmel, Du wirst Dich dann meiner Seele annehmen. Was ist mein junges Leben? Ein Gefäß voll Leiden ohne einen Tropfen Freude. Und nun noch diese Schmach —"

Erröthend hielt sie inne. Sie dachte an Max und verhüllte ihr Antlitz vor Scham. Nur vor Max wünschte sie gerechtfertigt zu sein, möchten sie dann alle Andern verachten. Aber was sollte sie thun? Sie konnte nur immer und immer wiederholen: „ich bin unschuldig!" Wer glaubte daran? Woher sollte sie Beweise nehmen? Sie rang die Hände im Gebete vor Gott des Nachts; und wenn sie erwachte und die Morgensonne so rein und fröhlich leuchtete, dann war es ihr einen Augenblick, als ob sie hoffen solle. Umsonst. Das glänzende Gestirn sah gleichgültig hernieder, wenn man sie mit dem Fuße stieß, wenn man verachtend ihrer Gemeinschaft mied oder sie erbarmungslos verspottete. Und dennoch schnitt es ihr in die Seele, als einige von den Knechten und Mägden wegen eines Vergehens harter Strafe erdulden mußten. Sie ahnte schweres Unheil für Krontheim, der seine Untergebenen so unmenschlich behandeln ließ. Hätte sie ihn nur warnen können! Sie fühlte jetzt die Kraft in sich, vor ihn hinzutreten, ihn auf die Gefahr, in welcher er schwebe, aufmerksam zu machen. Die Gelegenheit bot sich, daß sie mit dem ehrlichen, aber schroffen Werner einmal allein zusammen war. Ihm entdeckte sie sich, forderte ihn auf, offen mit dem Gutsherrn zu sprechen, und bat ihn zuletzt, sich auch ihrer anzunehmen, der Vertreter ihrer Unschuld zu werden, die sie mit dem heiligsten Eide beschwören könne. Werner, welcher sie bisher wirklich des Diebstahls für schuldig gehalten, fing jetzt an, wankend zu werden. Er verließ sie mit dem Vorsatze, künftig genauer aufzupassen. Der unwürdigen Handlungsweise Marens hatte er übrigens schon längst mit großem Unwillen zugesehen, und war nicht ungeneigt, seine Stelle aufzugeben, und sein Brot, müßte er auch mit einem geringeren Einkommen vorlieb nehmen, irgendwo anders zu suchen. Dem Gutsherrn Vorstellungen zu machen, hielt er für eben so gefährlich, als seiner innigsten Ueberzeugung nach für unnütz, zumal seitdem Berthold ihm im Wege stand.

Dieser glaubte jetzt seinem Ziele nahe zu sein. Es dünkte ihm an der Zeit, mit schnelleren Schritten dahin zu eilen — frohlockend setzte er seine Siegeshoffnung auf Agathens Zerknirschung. Dergleichen eitlen Hoffnungen gibt sich die Gemeinheit hin, ohne zu bedenken, daß nur derjenige ein Recht zum Hoffen hat, der der Erfüllung derselben würdig ist.

Agathe wanderte am Ufer des kleinen Flusses, welcher die Mühlen der Krontheim'schen Besitzung trieb. Das Wasser hatte schon von ihrer Kindheit an eine wunderbare Gewalt auf sie ausgeübt. In den Spinnstuben hatte sie immer am liebsten den Mährchen von verführerischen Nixen gelauscht, welche von Zeit zu Zeit emporsteigen und die Menschenkinder in das feuchte Element hinabziehen. Mit gesenktem Haupt ging sie dahin und verglich ihre Vergangenheit mit der Gegenwart. Mitunter bückte sie sich nach einer Spätblume — denn der Herbst war schon weit vorgerückt — und warf sie träumerisch in die Wellen, als wollte sie so die Geister des Flusses heraufocken oder beschwichtigen. Als sie an das Wehr kam, setzte sie sich auf einen bemoosten Stein, welcher die Ufergränze ein wenig überragte, und schaute mit starrem Blicke in den schäumenden Strudel. Ein Kahn lag nicht weit von ihr, unruhig hin und her schwankend und an der Kette rüttelnd, die ihn festhielt. Sie erinnerte sich der Erzählung von dem schönen Fräulein, das bei Regensburg in dem Strudel versank; denn die wilden Wogen verschonten nur junge Mädchen, welche die Qualen der Liebe noch nicht erfahren hatten. Agathe seufzte tief auf und wendete ihr Antlitz. Da stand Berthold vor ihr, der ihr nachgegangen war.

„Erschrick nicht, Agathe!" sprach er zu ihr. „Ich komme in guter Absicht!"

Sie hatte sich erhoben und entzog ihm die Hand, die er küssen wollte. Sie wollte fliehen, aber er vertrat ihr den Weg. Nun begann er von dem neulichen Vorfall zu reden und versicherte sie, wie fest er von ihrer Unschuld überzeugt sei, und daß er bei dem Gutsherrn für sie sprechen werde.

Hastig fuhr sie auf und schaute ihn mit großen Augen an.

Digitized by Google

„Soll ich nicht?“ fragte er, ihren Blicken ausweichend.

Sie nickte wiederholt mit dem Kopfe. „Ja, ja!“ flüsterte sie dann und legte dabei die rechte Hand auf das Herz. Um Berthold's Lippen zuckte ein boshaftes Lächeln. „Dir scheint viel daran gelegen,“ begann er wieder, „gerade bei dem Herrn in gutem Ruf zu stehen. — Hm, seltsam! Er hat Dich einsperren und schlagen lassen.“

Agathen stieg das Blut in die Wangen, während der Jäger sich unruhig die Hände rieb und seinen Zorn niederzukämpfen suchte. Nach einer Pause sprach er weiter: „Agathe, ich will Alles vergessen; ich will nicht daran denken, wie kalt und zurückstoßend Du mir immer begegnet bist, aber — reize mich nun nicht länger. Du weißt — und ich will es Dir jetzt in klaren, deutlichen Worten sagen — daß ich, ja, daß ich Dich liebe!“ — Agathe schauderte zusammen. Er nahm von neuem ihre Hand: „Bedenke, bedenke, in welcher Lage Du Dich befindest! Was hast Du zu hoffen? Welche Zukunft?“

Das Mädchen richtete die Augen nach dem Himmel und machte dabei unwillkürlich eine Bewegung nach dem Wasser. Berthold lachte unheimlich. „Wie geberdest Du Dich, träumerisches Ding? Willst Du dort hineinspringen? Hegst Du solche sündhafte Gedanken? Pfui, schäme Dich! — Nein, Schatz, es ist noch nicht so weit; vertraue Dich mir an, komm in meine Arme, ich habe Macht, Dich von Deinem erbärmlichen Schicksal zu erlösen, Dich glücklich zu machen. Nun?“

Mit einer höhnischen Miene antwortete ihm Agathe; Berthold setzte stürmisch seine Werbung fort, indem er ihr die Aussicht auf eine lockende Zukunft vorspiegelte. Erst, nachdem er eine geraume Weile gesprochen, bemerkte er die lebhaften Aeußerungen von Agathens Abscheu, welche sie jetzt nicht mehr verbergen konnte noch wollte; denn es gewährte ihrem gemarterten Herzen Erleichterung und Erhebung, die Anerbietungen eines Menschen zurückzuweisen, der sich prahlerisch einbildete, ihr Glück begründen zu können, und den sie doch in tiefster Seele verachtete. Sie hatte sich niemals durch seine Maske täuschen lassen, jetzt fürchtete sie auch seine Heimtücke nicht mehr — der Gram hatte ihr so volles Maß gegeben, daß sie keiner Besorgniß Raum gab. Sie hatte an innerer Stärke gewonnen; ihr Stolz, ihr Selbstgefühl war über Nacht groß geworden; ihr ganzes Wesen befand sich in einem erhöhten Zustande. Verächtlich halb von Berthold abgewendet, die Augenbrauen düster gesenkt, offenbarte sie ihm in kurzen, schneidenden Worten ihre innerste Gesinnung. Ihre matten Augen begannen zu leuchten, ihre Geberden wurden freier, ihre Gestalt schien zu wachsen. Erstaunt trat der Jäger zurück, als wollte er fragen, ob sie noch Agathe sei, Agathe, die das schreiendste Unrecht, Schimpfworte und Fußstöße, immer nur mit Thränen und Seufzern vergolten hatte? Als er wieder zu sich kam, hatte sie sich schon entfernt; er sandte ihr ein lautes Hohngelächter nach. Wüthend stampfte er mit dem Fuße. Sie war indessen über die nahe Brücke geeilt und erschien am jenseitigen Ufer. Sie trat auf den vorspringenden Stein, auf welchem sie gesessen, und als seine Stimme sie erreichen konnte, rief er: „Agathe! besinne Dich! Ich kann Rache nehmen! Ich lasse Dir nur kurze Bedenkzeit!“ — Die Wellen rauschten lauter, ein Windstoß fuhr durch die dürren Blätter der Bäume, tief hingen die Wolken herab. Der Hund, als habe er menschliche Empfindung, drängte sich wie bittend an seinen Herrn, der der Fliehenden nachstarrte, bis die Mühle ihm ihre Gestalt entzog. Dann kehrte er um und nahm denselben Weg, den Agathe eingeschlagen, zurück. In der Nähe des Herrngebäudes begegnete er einem von den Knechten, die neulich Strafe erlitten hatten. Der wilde Mensch trug ein Bündel unter dem Arme und schritt rasch an Berthold vorbei.

„Wohin gehst Du?“ fragte der Jäger.

„In die weite Welt!“ rief jener. „Sie haben mich vom Gute gejagt, weil ich meinen rechtmäßigen Lohn forderte und mir einen andern Dienst suchen wollte. Der Teufel mag's aushalten! Sind die Reichen und Vornehmen da, um uns das Bischen Leben schwer zu machen? Fluch diesen Blutsaugern! Euch, Herr Leibjäger, werden auch noch die Schuppen von den Augen fallen!“ Damit eilte er fort.

„So recht, so recht!“ brummte Berthold, „singt mir nur immer mehr derglichen angenehme Lieder!“ Ein grinsendes Wohlgefallen zog über sein Gesicht. „Blöder Thor,“ fuhr er fort, nach dem Knechte sich umschauend. „Wer sagt Dir, daß Schuppen auf meinen Augen liegen? Halt' ich nicht Euch Alle für Dummköpfe, und hasse ich nicht den, vor dem ich mich ein wenig in Katzenbuckeln übe? — Und doch, der Kerl hat nicht ganz Unrecht — diese schwindsüchtige Dirne hat mir's angethan. Ich bin — nein, ich war verblendet, zum letzten Male habe ich gewimmert und geseufzt, und so oder so muß sie unterliegen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Ein Wort über musikalischen Unterricht.]

Nun ein Woet zur rechten Zeit üder hiesigen Unterricht in der Musik. Man glaubt nämlich, es sei nichts leichtee als diesen zu ertheilen, und deshalb sieht man oft Zöglinge von Schülern iegend eines Schülees herangestutzt am Katheder des Flügels docieen, sieht sogar Töchter und Söhne hiesiger Bürger und Permissionisten sans façon dies Handwerk ergreifen, weil es bald gelernt ist und frühe Zinsen teägt, sieht von benachdaeten Ortschaften sogar jeden nach Belieden (denn die Kunst ist ja frei) von dieser einträglichen Epidemie ergriffen, und auch sein Stückchen von der reichen Wolle dlinden Vertrauens abzupfen. Es hat sich unter anderm, um den Mißdrauch zu vollenden, eine wahre Lehreefabeitation hier gebildet, aus der die noch ganz schülergrünen Patentdürschchen ohne den geringsten Beeuf keck auf die Nacken eefahrungsreicher Künstler springen, und den Reiz dee Neuheit füe sich haben. Diese Usuepation ist schon manchem wackern Leheee zum Uebel geworden, und viele seufzen im Stillen der Stunde entgegen, wo die Regieeung hier schützend einschreiten möge! Daß die musikalische Litteratur dabei dee Modepuppe fröhnt, und auf den melsten Pulten nur die seichten Mixta composita dramatischer Pasticcio's aufliegen, und nach den ersten fünf Minuten mit Unlust ausgestolperter Scala oder einer mißverstandenen Etude, sogleich gierig nach den gefeierten, noch ganz peßnassen Göttern des Zeitgeschmacks gegeiffen wird, wodei die abenteuerlichsten Titel und Vignetten den inneen Weeth prästabiliren müssen; daß endlich Bellini und Steauß auch hier wiedee das flatteende Siegespanier vortragen, veesteht sich schon von selbst. Es ist hier die Rede vom Clavieespiele, welches in jedem Stockweek eines jeden Hauses spukt, und gleichsam die musikalische Normalwissenschaft eepräsentiet. Bei dee Violine und andern Instrumenten sind jene Mißbeäuche nicht so heevorstechend, weil schon eine gewisse Intensität dazu gehört, es nur bis zu einer leidlichen Stufe zu dringen, und Vielscheeiderei nicht leicht Stoffe in ihnen findet. Nur im Gesangunterricht erneuern sie sich wieder, da die Lehrerschaft fertig ist, sobald man mit zäeteindee Stimme iegend eine favoritisiete Opernmelodie von sich geben kann. Daher kommt es, daß die meisten Clavierleheer auch Gesangunteericht geben, odee nicht selten Violinspieler schnell das Clavice lernen, um sich der so beliebten als lucrirenden Gesangsgöttin ebenfalls weihen zu können! Und so ist es denn eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Schüler in einer, höchstens 2 Stunden wöchentlich in beiden Künsten, vielleicht auch noch etwas Generalbaß dabei und zwar im kürzesten Teemin zum Paenaß geleitet weeden soll. Abee mein guter Genius hält mir noch zur rechten Zeit die Feder, ehe ich, dem bittern Gefühle folgend, mehe sage, als klug sein düefte. Doch nicht ohne Geund habe ich diesee eingerissenen Mißbräuche erwähnt, da in ihnen geößtentheils die Keime zu suchen sind, welche jeden Sinn, dee zu einem guten Geschmack und einem gebildeten Urtheil leiten könnte, gleich in der Geburt ersticken, weshalb wie auch am Ende, in Beziehung zur höhern Cultue und Kritik, kein eigentliches Publicum, sondern nur Parteien und Fartionen haben. Die Bestrebungen unserer Gebildeten und Freisinnigen sind daher nur schwache Schwimmgüetel gegen solchen Alles mit sich fortreißenden Steom. Ich glaube mit dieser Apostrophe den geschicktesten Uebergang zur Oper zu bilden.

Es wäee die undankbarste Arbeit von dee Welt hier mit Adam zu beginnen, um auf ihre gegenwärtigen Zustände zu kommen. Es wüede wedee frommen, wenn ich sie über allen Tadel erhaben schildeen, noch eine der tausend Geißein ergreisen wollte, die ihre Widersachee gegen sie schwingen. Ich löse ihr lieder die Fesseln, welche sie so iange auf das Bett des Akrustes geschmiedet hielten. Vielleicht fällt daduech die Binde von so Vieler Augen, die nur gewohnt waeek, sie als Delinquentin zu betrachten. Ihre letzte Gestalt, die sie seit dem 1. Juli unter der neuen Direction der Herren Guhr, Matz nnd Meck erhielt, düefte die geeignetste und natüelichste sein, sie dem Publicum vorzuführen. Es sei nur die Sache der Kritik, wie es ihre Pflicht ist, im Frieden wie im Kriege mit ihr den höheen Standpunnt der Kunst fest im Auge zu halten, mit Humanität übee sie zu urtheilen, aber auch mit unbeugsamer Strenge das Entetement und hochfahrende Ignoeanz zu verfolgen, es sei nur fern von ihr, jenem parteimachenden, feindseligen Cliquenwesen beizuteeten, das in seinen Uetheilen nur auf eigene Interessen speculiet, und das sympathetische Zauberband, das Künstler und Publicum stets fester umschlingen soll, leider stets lockeree knüpft, — so wied man bald, so hier wie im Auslande, den Typus einer allgemeinen Beurtheilung herausgefunden haben, und es kann dann nicht mehe so schwer werden, das Wahee von dem Falschen zu unterscheiden. Wenn stets von einem Veefall der hiesigen Opee geredet und so gern nachgeredet wied, so ist das lange noch nicht so aeg, als es bee böse Wille macht, der die Mängel unter das Mikroskop legt, und das Gute unter das Makeoskop eines gefaßten Vorurtheils. Die Unfälle, die unsere Oper geteoffen, liegen alleln in der Veeingeeung unseres im Jahr 1836 so blühenden Koeyphäen-Bestandes, indem die nach einander folgenden Austritte der Damen Backofen, Hauß, Fischer-Achten*), Gned, dee Heeren Nieser, Schmezer, Dodler, Maeoder, Fischer u. s. w. einer verkäepeeten Darstellung von Jos. Haydn's Abschiedssymphonie gilchen, bei der jeder sein Lichtchen auslöscht und davon geht, bis zuletzt dee Kapellmeistee ein trauriges Solo nachdenkt. (D. F. f.)

*) Diese sang im Juli 1836 zum letzten Male als Camilla.

Notiz.

[Moore.]

Anton Langerhanns in seinen Skizzen englischer Charakteee klagt Thomas Moore an, einige Stellen in seines Feeundes Byron Memoiren, die er in Händen hatte, unterdrückt zu haben, um nicht Lady Byeon gegen sich zu waffnen und sich seine Stellung in der aristokratischen Gesellschaft zu verderben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 10. — den 14. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

Geschäfte führten Berthold jetzt in das Zimmer seines Herrn. Tiefsinnig saß Max am Tische und bemerkte lange Zeit den Eingetretenen nicht, der mit untergeschlagenen Armen an der Thür stehen blieb. Als jener eine Bewegung machte, trat Berthold näher.

„Sie sehen so blaß aus, gnädiger Herr, sind Sie krank?" fragte er.

Max maß ihn mit großen Blicken, ohne zu antworten. Er steckte einen Brief zu sich, den er in der Hand hatte, und stand auf.

„Was gibt's?" fragte er nach geraumer Weile.

Berthold stattete ihm einen kurzen Geschäftsbericht ab, übergab ihm Rechnungen und dergleichen, und wartete auf Bescheid.

„Es ist gut," sprach Krontheim, „ich bin heut nicht aufgelegt, die Papiere durchzusehen. Laß sie liegen und komm morgen wieder."

„Wie Sie befehlen!" entgegnete Berthold und schickte sich an, sich zu entfernen.

Max rief ihn zurück. „Noch Eins, Berthold! Mir ist ein Gerücht zu Ohren gekommen, Du habest Lust, Dich zu verheirathen!"

Der Jäger biß sich auf die Lippen. „Nun," sagte er lachend, „dann könnten gnädiger Herr und Diener an einem Tage Hochzeit machen!"

Max schlug die Hand vor die Augen und wendete sich ab. Nach einer Pause fuhr er in dieser Stellung fort: „Ich hatte eine gute Versorgung für Dich, wie ich Dir schon früher sagte, und da dachte ich nun, Du könntest sie jetzt brauchen —"

„Hm, freilich!" antwortete Berthold, sich zur Ruhe zwingend.

„Ich werde ein andermal mehr mit Dir darüber sprechen. Doch jetzt verlaß mich!"

Berthold verbeugte sich tief und ging. Maxens blasse Wangen überzog plötzlich eine dunkle Röthe. Ergriffen von einem brennenden Schamgefühle, rief er aus: „So weit ist es mit mir gekommen, daß ich einem rohen Bedienten gute Worte geben muß, daß ich ihm schmeicheln muß, um mein armseliges Herrenthum keiner allzugroßen Gefahr auszusetzen! Dieser Schuft führt Böses im Schilde und hat mir schon Zügel angelegt, an denen er mich nach seinem Willen lenkt! O, ich fange an, einzusehen, wie es mit mir steht. Meine Untergebenen hassen mich und werden mir schaden, wo sie können. Und wo ist mein Uebergewicht geblieben, das ich über meine Standesgenossen ausübte? Der Glanz meiner Triumphe ist verblichen — man zieht sich von mir zurück, man vermißt mich nicht mehr in Gesellschaften, die Frauen begegnen mir kalt, wie die Männer — Alle lassen mich fühlen, daß man meiner nicht mehr bedarf. Meine Rolle ist ausgespielt!"

Nach einigem Nachdenken fuhr er auf: „Aber noch habe ich Kraft, von neuem zu beginnen, sie sollen mich

Digitized by Google

wenigſtens nicht für einen Thoren halten. Fluch der bequemen Tugendziererei, der Helfershelferin feiger Schwäche — ich will ſcheinen, was ich bin!"

Er nahm den Brief wieder, den er in Berthold's Anweſenheit verſteckt hatte, überlas ihn flüchtig noch einmal und warf ihn zornig auf den Schreibtiſch. „Darf ein Weib ſo zu mir reden? Bin ich ein Schulknabe?" rief er. „Sie liebt mich nicht! O, Emmy! Emmy! Aber ich nehme Deine Hand, Du ſollſt, Du mußt die Meinige werden, wär' es auch Dein und mein Unglück!"

Emmy hatte ihm geſchrieben und — was er kaum vermuthet — hatte ſeinen Antrag angenommen. Aber freilich, in ihrem Briefe war kein freudiger Entſchluß, ſondern vielmehr der Ton einer ernſten Entſagung erkennbar. Sie opferte ſich aus Dankbarkeit, welche ihre Familie der Krontheim'ſchen ſchuldete. „Vielleicht," ſchloß ſie den mit zitternder Hand geſchriebenen Brief, „vielleicht glückt es, daß Ihre Gattin den ſchönen Lohn ſich erringt, die unheildrohenden Wolken, welche Ihre Seele umgeben, durch Treue und ausdauernde Hingebung zu zerſtreuen und heraufzubeſchwören den Stern einer verſöhnenden Liebe."

Max ahnte, daß dies nie geſchehen werde. Er zitterte vor der Verlobung, die nächſtens vollzogen werden ſollte; er ſagte ſich, daß er die Geliebte verloren, indem er ſie gewonnen hatte. Finſter verſank er in ſich. Auf dem Gute herrſchte eine dumpfe Ruhe; auf jedem Geſichte lagen Argwohn, Furcht und Mißtrauen, und der trübe Herbſthimmel ſchaute kalt und ſtarr auf die Gegend, von welcher das Glück und der Frohſinn entflohen ſchienen. Eine dunkle Entſcheidung bereitete ſich vor.

Indeſſen nahte der Verlobungsmorgen. Die Räume wurden feſtlich geſchmückt und gewannen in ihren Blumengewändern ein heiteres Anſehen — der Himmel ſelbſt klärte ſich auf, die Sonne lachte — nur die Blicke der Menſchen blieben noch umflort. Max befand ſich in der menſchenfeindlichſten Stimmung. „Ein ſeltſamer Bräutigam!" flüſterte man; Agathe weinte viel im Stillen. Mit Berthold allein ſchien keine Veränderung vorgegangen zu ſein; er ſchlich mit ſeinem widerlich höhniſchen Lächeln nach wie vor umher, ohne eine nähere Gemeinſchaft mit irgend einem Menſchen auf dem Gute zu haben; denn auch mit Herrn von Krontheim — ſo ging das Gerücht unter den Dienſtleuten — habe er ſich nun überworfen.

Agathe hoffte nach ihrem letzten Zuſammenkommen mit Berthold am Fluſſe, er werde ſich eines Beſſern beſonnen haben und ſeine nutzloſe Liebesverfolgung künftig unterlaſſen. Aber ſie irrte ſich, er ließ ihr nur eine kurze Bedenkzeit, wie er ihr zugeſagt hatte. Agathe ſtahl ſich gewöhnlich nach Tiſche in ihre Kammer, um daſelbſt einſam ein freies Stündchen zuzubringen. Eines Nachmittags war ſie beſchäftigt, ihr Erinnerungskäſtchen zu durchſuchen, in welchem ſie einige Kleinigkeiten zum Andenken an ihre verſtorbenen Eltern aufbewahrte. Mit wehmüthiger Freude betrachtete ſie eine Schnur mit einem kleinen goldenen Kreuze, das ſchon ihre Urgroßmutter bei ihrer Hochzeit getragen hatte. Agathe gedachte der Worte ihrer ſeligen Mutter: „Dieſes Kreuzchen ſollſt Du auch einmal tragen, Kind, wenn Du vor den Altar trittſt!" — Sie ſchüttelte traurig ihr Haupt bei der Erinnerung und liſpelte: „Im Sarge werde ich es tragen!" Dann hing ſie ſich ſpielend den Schmuck um, ſteckte ein paar Blumen aus den Guirlanden, die ſie für die Zimmer des Herrenhauſes hatte binden helfen, ſich an den Buſen und lächelte ſtill, wie eine friedlich Verſcheidende. Plötzlich fuhr ſie erſchrocken zuſammen, die Thür ging auf, Berthold trat herein. Agathe that einen gellenden Schrei und bedeckte die Augen mit der Hand, welche der Jäger langſam wegnahm und feſthielt.

„Nun, Agathe?" ſprach er in ſtrengem Tone. „Haſt Du Dich genug bedacht?"

Sie riß ſich los und rang die Hände. „Ei, Liebchen!" fuhr jener fort und umſchlang ſie lachend, „Du blühſt auf einmal auf, wie eine Roſe. Du biſt hübſch, Liebchen, laß mich Dich küſſen auf die rothen Lippen.

„Um Gottes willen, Berthold!" rief Agathe und ſank vor ihm auf die Knie. „Habt Erbarmen mit mir!"

„Mehr, als Erbarmen, Kind — ich liebe Dich ja!" entgegnete der Unverſchämte. „Komm zu Dir, ſprich, ſoll ich Dein Bräutigam ſein?"

Sie antwortete nicht; tiefe Seufzer drangen aus ihrer Bruſt.

Berthold ſtreichelte ihr die heißen Wangen: „Zwei Verlobungen auf einmal, das wäre luſtig!" raunte er ihr ins Ohr.

„Wehe mir!" ächzte ſie. Er ſtampfte mit dem Fuße und ſtieß ſie von ſich. „Unſaubere Dirne, mich verſchmähſt Du, und möchteſt mit ihm Buhlſchaft treiben!" Nachdem er ſeine Jagdbüchſe an einen Stuhl gelehnt, ſetzte er mit erhöhter Stimme hinzu: „Aber bildeſt Du Dir etwa ein, ich ſei geſonnen, leer auszugehen?"

Mit dieſen Worten faßte er ſie in die Arme.

Digitized by Google

„Ich brenne nach heimlicher Luft!" flüſterte er ihr zu. „Wir ſind allein, Liebchen!"

„Hilf mir, Gott im Himmel!" ſchrie Agathe und riß ſich mit der äußerſten Kraft aus ſeiner ſchnöden Umarmung. Ihr Auge rollte, wie bei nahendem Irſinn, ſie faltete die Hände über dem Haupte zuſammen. Da fiel ihr Blick auf die Jagdbüchſe. Frohlockend jauchzte ſie auf und ergriff ſie raſch: „Hinweg, Bube!" — Der Hahn knackte, ſie legte auf Berthold an. „Hahaha!" lachte dieſer laut auf. „Drück' nur los! Nur mit geladenen Flinten trifft man ſein Ziel!"

Sie ließ das Gewehr ſinken, ſie wankte, ihre letzten Kräfte drohten zuſammen zu brechen.

Vor dem Fenſter auf dem Hofe hörte man Stimmen. „Nun, ein andermal!" höhnte Berthold, „wir ſehen uns wieder, Schätzchen!"

Ohne die Büchſe zu ſich zu nehmen', verließ er das Gemach. Vorſichtig wich er den Blicken der auf dem Hofe befindlichen Leute aus, die eben an ihre Arbeiten zurückkehren wollten.

„Nun," ſprach Berthold vor ſich hin, „ich habe ja auch nicht Zeit zum Müßiggang; nach dem Forſt will ich und die junge Baumſchule beſichtigen; das wird mich zerſtreuen, und vielleicht fällt mir bei der Gelegenheit ein guter Gedanke ein."

In einiger Betäubung eilte er zum Thore hinaus und ſetzte ſeinen Weg wohl eine halbe Stunde lang haſtig fort, wie in einem wüſten Traume. Nach und nach ſammelte er ſich und begann zu überlegen, was er nun zu thun habe. Auf einem kleinen Hügel angekommen, ließ er ſich auf den Boden wieder, um auszuruhen. Er blickte nach dem Gute hin und hob drohend die Hand auf. „Ich möcht' Euch Alle verderben!" ſprach er zähneknirſchend. „Fluch Dir, Agathe, jetzt haſſe ich Dich, wie einen böſen Wurm, und Deinen Buhlen dazu! Aber ich gedenk' es Euch noch, das ſchwör' ich bei der Hölle!" Sein Herz klopfte ungeſtüm. Ueber ſein Haupt hin flog ein Zug krächzender Dohlen und Krähen. Berthold fuhr zuſammen. „Wittert ihr Leichen, ihr Galgenvögel!" brummte er; „eure Prophezeihung kann eintreffen!" Froſt durchſchüttelte ihn, er ſprang auf und ging in dumpfem Sinnen weiter. Als er ſich nach einer Weile umſchaute, erblickte er, fern von ſich im Thale, einen Reiter, der mit verhängten Zügeln dahinſprengte. Bald erkannte er Herrn von Krontheim. „Haha!" lachte er; „es freut mich nur, daß der dort auch keine Ruhe hat! Den Tag vor ſeiner Verlobung wird er wie von böſen Geiſtern umhergetrieben. Bravo, bravo! Du ſollſt nimmer Frieden finden, ſo lang' ich lebe! Meine Rache ſoll Dich verfolgen, bis Einer von uns Beiden zur Hölle fährt, und dort wollen wir Brüderſchaft machen, mein hochgeborner Freund!"

Max hatte das Schloß verlaſſen, um ſich müde zu reiten. Er hetzte ſein Roß athemlos, bis ihn die von den Wieſen aufſteigenden Nebel an der Fortſetzung ſeines Sturmritts hinderten. Da ließ er ſein Pferd Schritt gehen und verſchnaufen. „Die Nebel verkündigen einen ſchönen Tag!" flüſterte er kopfſchüttelnd und athmete beängſtigt. Bald darauf gab er dem Rappen wieder die Sporen und wollte eben nach einer leichten Anhöhe hinauflenken, als er neben ſich ein leiſes Geräuſch hörte. Zitternd kauerte Agathe am Felde, ein Bündel unter dem Arme; ſie hatte in ihrem Schmerze den Entſchluß gefaßt, zu entfliehen. Wohin, wußte ſie ſelbſt noch nicht, doch hatte ſie an Fräulein Emmy gedacht. Max hielt ſein Pferd an und ſah auf die Niedergeſunkene herab. Agathe war keines Wortes mächtig. Bittend ſtreckte ſie ihm die Arme entgegen. Er aber, ſie erkennend und vor Zorn erröthend, gab ihr einen Schlag mit der Gerte und rief: „Das iſt ja die loſe Dirne, die Diebin, die Verläumderin!"

„O, ſchlagen Sie mich nicht, guter Herr," ächzte das Mädchen. „Ich bin unſchuldig!"

„Du ſollſt gepeitſcht werden. Warum biſt Du nicht bei der Arbeit. Was haſt Du vor? Laufen alle meine Diener davon? Haſt Du ein böſes Gewiſſen? Ich bin noch viel zu wenig ſtrenge gegen dieſes Geſindel!"

„Herr, vergebe Ihnen der Himmel Ihre Vorwürfe. Auch wir Armen, Verlaſſenen haben einen Gott im Himmel!"

Max lachte laut auf, daß Agathe zuſammenſchauderte. „Will auch das Volk Moral predigen?"

„Entfernen Sie den Berthold von ſich!" flehte Jene und rang die Hände.

„Darin könnteſt Du Recht haben, Schlange!" ſprach Max durch die Zähne, aber zornig ſetzte er hinzu: „Hinweg, mach' Platz! Schon zu lang' ſchwatzeſt Du!"

„Herr, Herr, denken Sie an mich!" rief Agathe, ſich aufraffend, die Arme ausſtreckend.

Er wendete ſein Pferd um und ſprengte davon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Zustand der Oper.]

Unserm nachsehenden, vielleicht auch zu nachsichtigen Capellmeister Guhr macht man von dieser Zeit an den Vorwurf, er stemme sich gegen das Engagement einer Primadonna, die allein unserer Oper wieder den alten Glanz verleihen könne, aber man scheint vergessen zu haben, daß seit jener Zeit eine Reihe Sängerinnen hier gastirten, von welchen man eine jede gern für unsere Oper gewonnen haben würde, wenn die eine nicht mit brillanten Fesseln an auswärtige Theater gekettet gewesen wäre, die andere uns angestanden hätte. Ich will sie der Reihe nach citiren, insofern mir das Gedächtniß treu geblieben: Mad. Schodel, Mad. Ernst, Dem. Sabina Heinefetter, Dem. Kathinka Heinefetter, Dem. Nina Gned, Dem. Vial, Dem. Kapitain*), Mad. Janik, Mad. Fischer-Achten, Mad. Baumeister, Dem. Quint, Dem. Löwe, Mad. Pirscher, Dem. Wüst, Mad. Fischer, badische Hof-Opernsängerin, Fräulein van Hasselt, Dem. Jazedé, Mad. Schöpe, Dem. Clara Heinefetter, Mad. Eschborn, Dem. Mejo, Mad. Cornet, Dem. Freyse-Sessi, Dem. Meyrad, Dem. Scheurich, Mad. Schumann, Dem. Fischer aus Salzburg, Dem. Jenny Lutzer. Von diesen wurden die Damen Ernst, Kapitain, Quint, Jazedé und Scheurich engagirt und werden uns nur noch in kurzem die Demoiselles Kapitain, Jazedé und Scheurich bleiben, wenn nicht, wie es heißt, die erstere nach Wien, die zweite nach München übersiedelt. Alle übrigen Gastinnen waren wie gesagt nicht zu haben oder sie hielten den Vergleich mit unsern verlorenen Gütern nicht aus, oder fielen auch ganz durch. Da ich gerade am Abzählen bin, so füge ich auch die Namen der Herren Tenoristen bei, welche ungefähr in derselben Periode hier gastirten: Herr Irmer, Binder, Köhler, Dobrowsky, Cramolini, Klein, Seiler, Haltzinger, Greiner, Nissen, Götz, Kreipl, Ernst, Lehmann, Nieser, Seyfart, Ditt, Adresch, Kreutzer, Rauscher und Wild, welcher letztere für den ganzen Winter als Gast gewonnen, und stets neue Beweise gibt, wie lange eine gute Schule die Stimme zu conserviren im Stande ist.

Von diesen wurden die Herren Dobrowsky, Klein, Nissen, Ditt und Adresch engagirt, wovon uns aber nur die drei letzten Herren bis zu diesem Augenblick geblieben sind.

Nach diesem status quo stellt sich allerdings heraus, daß unsere Oper weder eine prima donna noch einen primo uomo besitzt, da Dem. Kapitain, so brav sie als lyrische Sängerin ist, doch das Fach einer Bravour- oder hochdramatischen Sängerin nicht ausfüllen kann, und Dem. Jazedé bei all ihren Ansprüchen und ihren unermüdlichen Coloraturen den soliden Anforderungen an ein geistiges Princip, wie an technische schulgerechte Ausbildung nicht Genüge leistet; so wie Nissen bei all seinem Fleiß, schöner Stimme und fortgerücktem Spiel noch Manches zu wünschen übrig läßt, namentlich wieder die Bravoura, und Ditt und Adresch*) noch Anfänger sind. Darin aber liegt noch kein Verfall, indem diese Herren und Damen der schätzenswerthen Vorzüge für die Oper noch manche besitzen, und so mehrseitig brauchbar und gefällig sind, daß der billig Denkende den Mangel des Illustrativen schon verschmerzen kann, wenn es sich damit den Genuß mancher guten Oper erkauft. Zudem besitzen wir in der wackern Mezzo-Sopranistin Dem. Krauky eine der gründlichsten Repräsentantinnen der italienischen Schule, gegen deren Bestrebungen und wahrhaft himmlische Geduld man noch vor kurzem ewig conspirirt, wenigstens jene eigensinnige Faction, deren einziger Kunstgenuß das Zischen ist. Hatte Dem. Krauky in solcher Zeit der Noth nicht ausgeholfen, wo es fehlte, so hätte man das Theater hundert Mal schließen können. Dann bleiben uns der wackere Baritonist Wiegand, der vielleicht die edelste und klangvollste Stimme in Deutschland hat, der Bassist Oertmer, der seit fünf Jahren der Liebling des Publicums geworden, und, nebenbei gesagt ein Diapason vom großen F bis zum eingestr. a besitzt, und der zweite Bassist Herr Barisch; bleiben uns noch die beiden wackern Baß und Tenor Bouffons Hassel und Minsinger — die nur leider selten in ihrem Esse zu schauen sind, da die komische Oper oder die Operette ganz auszulöschen droht, — und endlich Fräulin Hoffmann, deren Organ für secundäre Partien charmant, und für komische Alte, die sie vortrefflich gibt, fast zu voll und sonor ist.

Eine Oper, die sich noch eines solchen Ensembles, solcher Chöre und eines solchen Orchesters rühmen kann, ist vom Verfall vielleicht entfernter, als Bühnen, bei denen blos einige Illustrationen hervorragen, deren scenische Pracht aber die Aufmerksamkeit auf das artistische Totale fesselt und verschlingt. Ueber den Mangel an ersten Sangern (also im classischen Sinne des Worts) seufzen noch manche königliche Bühnen, ohne sich dadurch entschädigt zu sehen, was wir noch so glücklich sind, zu besitzen, und nur völlige Unkunde oder grundlose Gegner können diese in Kürze aber in Wahrheit gehaltene Würdigung unseres Opern-Status negiren und ferner vom Verfall derselben reden.

Was freilich unser Opern-Repertoir betrifft, so ist dasselbe noch immer beschränkt, obgleich in der Regel wöchentlich 2 und in der Messe 3 große Opern sind, und wer die Fragen aufstellt, weshalb diese Beschränktheit, und weshalb an uns stets zuletzt die neuen Opern kommen, der mag sie an solche stellen, die sich befugt glauben über Administration zu schreiben, oder sich zu deren geheimem Kammerrath aufwerfen. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Sache wie sie ist zu bezeichnen, nicht wie sie sein sollte oder könnte, und aus einem speciellen Berichte wird man für die Folge den Reichthum oder die Armuth unseres Repertoires am besten ersehen können.

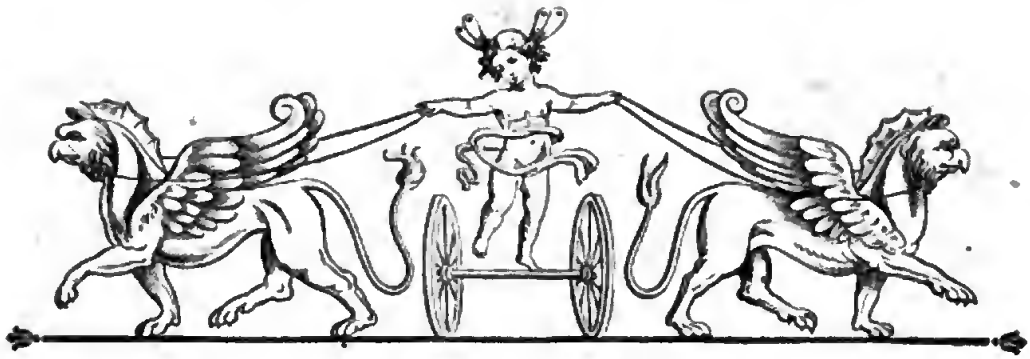
*) trat am 26. April 1837 zum ersten theatralischen Versuch in der Zauberflöte als Pamina auf.

*) trotz des erstern heerlicher Stimme und des letztern glücklichen Anlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 11. — den 16. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

Eine dunkle, unnennbare Angst trieb Agathen dem Herrn v. Kronheim nach. Sie verfolgte mit dem Auge seine Spur; er hatte die Richtung nach dem Forste zu genommen; so eilig sie vermochte, schlug sie einen nähern Weg dahin ein, um ihm noch einmal zu begegnen.

Max erreichte indessen eine kleine Waldwiese, die, von hohen Eichen und Buchen begränzt, ziemlich versteckt lag. Er glaubte sich ganz allein und saß mit gesenktem Haupte, ohne aufzuschauen, auf dem Rosse. Dunkle Ahnungen bewegten seine Seele. Das Rauschen der Bäume klang ihm wie Weherufen. Ein kalter Schauer zog über seine Brust, während sein Antlitz glühte.

Da tönte plötzlich eine starke Männerstimme „Halt!" und Berthold trat aus einem schmalen Seitenwege. „Ach, Verzeihung," fuhr er fort, „Sie sind es, Herr? Ich hatte Sie nicht vermuthet."

Max stieg vom Pferde und übergab es dem Jäger. „Ist nicht ein Bach in der Nähe?" fragte er; „ich fühle einen brennenden Durst."

„O, ja," war die Antwort. „Da drüben fließt schönes, klares Wasser. Aber an einem Becher wird es fehlen. Mein Hut könnte aushelfen, wenn Ihre gnädigen Lippen sich nicht scheuen sollten —"

„Geh'," unterbrach ihn Max, „und hole mir einen Trunk."

Der Jäger lächelte spöttisch, als Max in vollen Zügen trank. „Wohl bekomm's!" sprach er, und als jener schweigend vor sich hinstarrte, setzte er hinzu: „Ei so trüb', gnädiger Herr? Was wird Ihre junge Braut dazu sagen, wenn Sie ihr mit solcher Miene entgegentreten?"

„Ich rathe Dir, zu schweigen!" versetzte Max mit einem finstern Seitenblicke. Berthold lächelte wieder. „Nun, mich geht's nichts an," sagte er; „aber wissen möcht' ich doch endlich, wie es mit der Versorgung steht, auf die ich nun schon geraume Zeit hoffe. Vornehme Herren pflegen bei besonders festlichen Gelegenheiten ihren armen Dienern von ihrem Glück etwas abzugeben."

„Du sollst befriedigt werden!" entgegnete Max stolz; „aber jetzt laß mich in Ruh!"

„Das ist so die beliebte Redensart der Großen," sprach der Jäger mit Bitterkeit. „Wenn man nur uns einmal Ruhe gönnte!"

„Willst Du mir Vorwürfe machen, Elender?" erwiederte Max.

Berthold suchte Streit. — „Herr," fuhr er drohend auf, „ich rathe, behandeln Sie mich behutsam! Unsereiner ist auch nicht ganz ohnmächtig."

Max zitterte vor Wuth. „Bringe mich nicht zum Aeußersten!" stammelte er, und als ob er eine finstere Entscheidung dieser Augenblicke ahnte, sprach er hastig und abgewendet: „Mein Pferd! Ich will fort."

Digitized by Google

Er schwang sich in die Bügel. Das Thier bäumte sich, von den Sporen verletzt. „Halt! Wollen Sie mich überreiten?“ rief Berthold und gab dem Pferde einen Schlag auf den Kopf, indem er es am Zügel festhielt.

„Laß los!“ befahl Max. „Erst will ich Ihnen noch eine Warnung mit auf den Weg geben,“ entgegnete jener. „Hüten Sie sich, daß Ihre Braut morgen erfährt, welchen schönen Auftrag ich damals von Ihnen bekam, als die Gräfin Ludovika Ihnen lästig zu werden anfing!“

„Verworfener! Bringst Du das verruchte Mährchen wieder?“

„Kein Mährchen, Herr, kein Mährchen. O, über das kurze Gedächtniß! Aber ich habe Alles in einem zierlichen Briefchen aufgezeichnet; das trag' ich bei mir und sehe mir die Gelegenheit ab, es in die rechten Hände zu bringen.“

Max war todtenbleich vor Schreck. Berthold's abscheuliche Lüge konnte von den fuchtbarsten Folgen sein. Sollte er sich jetzt zum Bittenden herablassen? Es war ihm unmöglich. Er beugte sich vom Pferde nieder und packte den Schändlichen an der Brust.

„Hand weg!“ schrie Berthold, „oder ich vergesse mich! Fluch Ihnen, Sie haben mich um Glück betrogen! Jetzt sollen Sie Alles wissen — Agathe, die blasse Träumerin, liebt Sie, und ich warb vergebens um das Mädchen, ward verspottet und zurückgestoßen. Aber sie ist nun elend und unglücklich, das ist mein Werk! Nun hab' ich's nur noch mit Ihnen zu thun, mein hoher Herr!“

„Gib den verleumderischen Brief!“ stöhnte Max.

„Nur mit meinem Leben!“ lachte Berthold.

„Nun, mit Deinem Leben denn!“ fuhr jener furchtbar auf und griff nach einer Pistole.

In diesem Augenblicke sah Berthold Agathen am jenseitigen Ufer des Baches. — „Agathe! Ihr Geist!“ Mit diesen Worten stürzte er zusammen. Der Schuß war gefallen, der Jäger wälzte sich in seinem Blute. Agathe verschwand händeringend im Dunkel des Waldes.

Max schaute starr auf die Leiche, bis das letzte Zucken vorüber war. Dann stieg er bebend ab und durchsuchte die Taschen des Todten. Doch der Brief, der wahrscheinlich auch erlogen war, fand sich nicht. Schon wollte Max die Hand zurückziehen', als er etwas klieeen hörte. Er griff danach — es war das silberne Kettchen mit der Goldmünze, das Agathe gestohlen haben sollte. Hastig steckte er es zu sich. „Er also war der Dieb?“ flüsterte er. Sein Blick fiel auf die blassen, verzerrten Züge des Ermordeten. Schaudernd wendete er sich ab. Sein Roß scharrte ungeduldig und zitterte; von ferne klang froher Gesang heimziehender Landleute. Wenige Secunden darauf eilt Max eilig weiter. Der Fluch des Mordes trieb ihn lange in der Irre heeum. Mehrmals faßte er nach der andern, noch geladenen Pistole, um seiner entsetzlichen Angst durch den Tod ein Ende zu machen; aber seine Hand hatte kaum Kraft, sie zu erheben. Alle seine Glieder waren gelähmt, er ächzte wie ein Sterbender. In tiefer Dämmerung kam er auf dem Gute an, gab schweigend sein Pferd ab und schwankte nach seinen Zimmern. Der Duft der Blumen dünkte ihm Leichengeruch. Ermattet warf er sich auf das Sopha nieder und bedeckte das kalte Antlitz. Nach einer Weile sprang er auf und schellte. „Mehr Lichter!“ rief er. — Das Gemach ward erhellt, wie bei einem Feste. „Ich hab' ihn nicht ermordet,“ sprach er dumpf; „ich drückte willenlos das Gewehr ab, ich wollte ihn nicht tödten.“ — Armselige Trostgründe! Die Zukunft starrte ihn an, wie eine schwarze, grauenhafte Oede, durchflossen von einem rothen Blutstrome. Wenn er an Emmy und die nahe Verlobung dachte, wollte er verzweifeln. Nach und nach versank er in einen fast bewußtlosen Zustand. —

Agathe, nachdem sie Augenzeugin der blutigen That gewesen, war eiligst davongelaufen. Anfangs, ohne zu wissen, wohin? Den Gedanken an ihre Flucht hatte sie aufgegeben. Heute, da ihre Augen das Gräßliche geschaut, aufs Gerathewohl hinauszugehen, ohne ein Unterkommen für die nächste Nacht zu wissen, war ihr unmöglich, vielmehr nahm sie ihren Weg nach dem Gute — aber auch dahin, mit welchen schmerzlichen Gefühlen! — zurück. „Nun ist ja Dein zudringlicher Werber auf einmal fort für immer!“ dachte sie und dabei schauderte sie. — — „Vielleicht,“ fuhr sie fort, „wird man glauben, er habe sich selbst ermordet, und Herr v. Krontheim wird außer Verdacht bleiben!“

Thörichtes Mädchen! Zitterst Du immer noch für Max? Er hat Dich geschmäht, er hat Dich mit der Gerte geschlagen, er hat Dich unmenschlich genug behandelt! Willst Du ihn dafür lieben? —

Mit großer Anstrengung erreichte Agathe das Gut und begab sich sogleich nach ihrem Kämmerchen, wo sie sich still niedersetzte. Ihre Füße brannten, ihre Schläfe zuckten, sie war höchst erschöpft. So mochte sie wohl eine gute halbe Stunde gesessen haben — draußen war es schon sehr dunkel geworden — als ein Trupp Leute mit Laternen sich dem Hofthore nahten.

Digitized by Google

Der ganz Hof gerieth in Bewegung. Man lief durch einander, man schrie, man lärmte. Was gibt's? Was für ein Unglück ist geschehen?"

„Ruft den Herrn!" schrieen Andere. Eine Bahre wurde niedergesetzt; man nahm den Mantel herunter und erkannte Berthold's Leiche. Das Gutsgesinde stand in starrem, dumpfem Schweigen umher.

Man eilte nach dem Zimmer des Herrn v. Krontheim, um ihm den Vorfall zu melden. „Herr," sagte der Berichterstatter, „mir zogen lustig singend nach Hause und unser Weg führte uns durch den Forst; da fanden wir an der westlichen Seite des Forstes, da, wo die schöne Eiche steht, Berthold, Ihren Jäger, von Mörderhand erschlagen."

Max hatte alle Kraft nöthig, um die Erzählung ruhig anzuhören. Rasch wendete er sich und fragte dann: „Hat man Verdacht?"

„Bis jetzt noch nicht, Herr!"

„Der Berthold war wohl sehr verhaßt?"

„Herr —"

„Nun, nur frei heraus!"

„Nun ja, Herr, kein Mensch mochte mit ihm zu schaffen haben!"

„Hm! — Wenn sich etwas Näheres ergibt, theilt mir's mit!"

Damit entließ er die Anwesenden. —

„Wehe! wehe!" stöhnte er; „wer mir die That vom Herzen nähme! Wer den kleinen Fingerdruck ungeschehen machen könnte! Vorher war ich glücklich, aber ich glaubte nicht daran. Emmy, Du hattest Recht, es gibt doch eine Tugend; Du wolltest mich zu Dir heraufbilden, Du Reine! Das ist nun Alles vorbei — Alles — Alles!"

Unten auf dem Hofe wurde indessen zu wiederholten Malen der Name Berthold genannt. Das Gesinde hatte sich noch nicht verlaufen. „Der Verdacht wird wohl noch auf mich fallen! Was soll ich dann thun? Eingestehen, nimmermehr. Ich will meine Schuld bei mir selbst tragen und einst, wo es auch sei, verantworten, aber kein menschlicher Richter soll mir etwas anhaben, und sollte ich noch einen Mord deshalb begehen müssen!"

Mit diesen Worten erhob er sich und trat an das Fenster. Von fern her vernahm er verworrene Stimmen, die immer näher kamen. Der schnellfertige Verdacht hatte seinen Gegenstand gefunden, nicht Herrn von Krontheim, obgleich sich dieser durch seine Unruhe manche Blöße gegeben, sondern die unschuldige Agathe, die zwei Dienstpersonen vom Gute ruhigen Schrittes hatten dem Forste zuschreiten sehen. Kaum war das Wörtchen des Verdachtes ausgesprochen, als man nach der Unglücklichen suchte. „Sie ist längst entflohen!" rief Einer; „sie trug ein Bündel unter dem Arme." — „Wir haben sie!" riefen Mehrere von Agathens Fenster herab. Als Agathe hörte, was man von ihr wollte, stieß sie einen herzdurchdringenden Schrei aus. „Auch das noch, heiliger Gott!" — Man fand Berthold's Gewehr bei ihr (der gütige Leser erinnere sich, daß es der Jäger neulich mitzunehmen vergessen) — es war ungeladen — kein Zweifel, Agathe mußte die That vollbracht haben. Sie ward auf den Hof hinabgezogen; man stieß sie mit Fäusten; man fragte, drang in sie, sie möge bekennen. Agathe stand mit gesenktem Haupt, sie gab auf keine Frage Antwort, man mochte mit ihr thun, was man wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Neue Opern, Prüme, Die Ball, Hamann.]

Bei dieser passenden Gelegenheit erlaube ich mir noch eine kurze Hindeutung auf unsern Pensionsfond, dessen Abfassung zufolge sich uns nicht leicht eine Illustration verbinden wird, welche ihre Zukunft zu sichern wünscht; und so lange die inhumanen Gesetze dieser Anstalt nicht wesentliche Aenderungen erleiden, die für unsere Bühne von anziehender, aber nicht von abstoßender Natur, wie die gegenwärtigen, sein werden, so lange wird die Triarchie unserer Direction sich vergebens vornehmen, für die Acquisition erster Mitglieder, die auch außerdem nicht auf den Bäumen wachsen, bedeutenden Opfer zu bringen.

Dieser Ueberblick unserer musikal. Zustände im Allgemeinen wird die unbefangenen Leser auf den Standpunct gesetzt haben, Einzelnheiten für die Folge desto sicherer auffassen und beurtheilen zu können. —

Was nun als Rückblick auf das verflossene Jahr sich in dieser musikallschen Gallerie nicht von selbst herausstellen könnte, werde ich hier mit einigen Zügen nachholen:

Neue Opern sahen wir: der schwarze Domino (vom Repertoir verschwunden), das Fräulein vom See (nur durch die Kratky einige Mal über Wasser gehalten), Beatrice di Tenda (worin die Capitain brav ist), der Diamant des Geisterkönigs (Zaubermährchen mit Musik, taucht noch zuweilen auf), der Brauer von Preston (der sich hält, und worin Abresch Glück macht), und am 30. Dec. Adam's „treuer Schäfer." — Die Intrigue ist mit den Haaren herbei gezogen und schlüpfrig, die Musik fließend und mitunter genial. Trotz letzterer war die Oper dem Falle nahe. Abresch's drollige Ader allein hielt im dritten Act die Gallerie in Activität.

Digitized by Google

Faust wurde renovirt kürzlich gegeben, machte als alte Lieblingsoper ein volles Haus, sprach aber nicht an. — Reichel rivalisirte mit Staudigel. Die Kritik spricht dem letztern mehr Intelligenz zu, obgleich sie die Vorzüge des erstern nicht verkennt. Mehr allgemeinen Effect machte jedenfalls Staudigel. Der Bariton Wächter aus Dresden machte nur theilweise Glück. Jenny Lutzer gab einen großen Cyklus von Gastrollen, deren Resultat bekannt ist. Der kritische Meinungsproceß, wer höher stände, sie oder die Löwe, entschied sich doch allgemein bald dahinaus, daß erstere als schuldurchbildete Concert- und Bravoursängerin wohl noch unübertroffen dastände, aber als dramatische mit der Löwe keinen Vergleich aushielte. Jedenfalls zollte unser Publicum der Löwe größern Tribut, da es die Räume bei jeder ihrer Vorstellungen bis zum Erdrücken füllte, und sich sein Enthusiasmus von Rolle zu Rolle steigerte, was bei Jenny Lutzer der umgekehrte Fall war.

Außertheatralisches und concertlich Hervorstechendes ist folgendes:

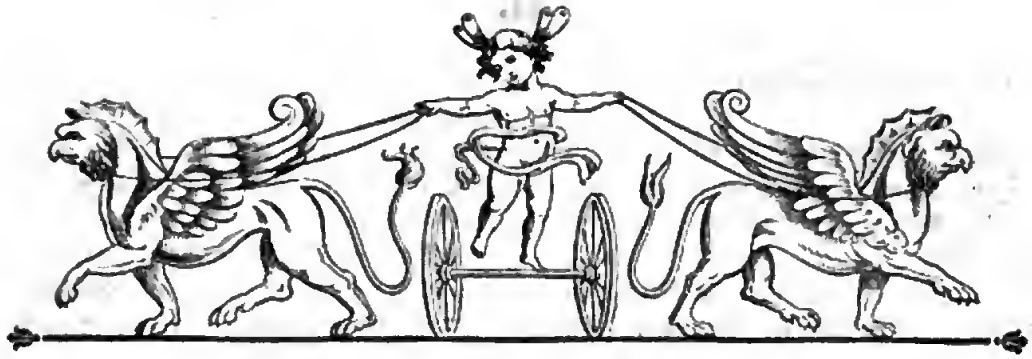
Die Gebrüder Heinrich und Herrmann Wolff machten vor ihrer Kunstreise nach dem Norden ein volles Haus, worin der jüngere Bruder Herrmann auf seiner Strohharmonika inflammirte, während dem soliden Geiger ein stillerer, wenn auch inniger Beifall wurde. Wie das nun so geht! Das Ehepaar Faconnier und der Harfenist Gaudefroi spielten zwischenactlich im Theater. Mad. Faur. ist eine brave Sängerin mit feiner Stimme und Vortrag, und ihr Gemahl ein Pianist mit einer Manier à la neige. Hr. Godefroi aber ist der erste Harfenist unserer Zeit, und machte wie billig Furore. — Die ungarische Musikbande des Weyster Sandor ließ sich einige Mal mit gemischtem Glücke hören, und über die Priesterinnen der Pagode wußten die Leute gar nicht, was sie sagen sollten. Die einen verstopften sich die Ohren, andere sperrten Mund und Nase auf mit kunsthistorischem Entzücken lauschend, eine dritte Partie fand diese braune Gesellschaft ekelhaft, eine vierte höchst interessant und merkwürdig, eine fünfte zu bloß. So viel ist gewiß, daß unsere kleinen Tänzerinnen Emma und Cantilde Krause weit mehr anziehen. — Der Liederkranz gab am 18. Febr. sein jähriges Concert für seine Mozartstiftung unter Guhr's Leitung, fand aber seine Rechnung nicht dabei. Die weiten Räume der Mainlust waren aber am 29. Juli zu klein, die Gäste alle zu fassen, als es galt der Gedächtnißfeier des letzten Sängerfestes nebst bengalischem Feuer ꝛc. gratis beizuwohnen. Im Museum spielte Fräulein Rosalie Girschner aus Berlin Pieces von Henselt, nett und deutlich, was aber meines Bedünkens nicht die einzigen Erfordernisse zum Ausdruck Henselt'scher Compositionen sein dürfen. Ein Fräulein Emma Will aber erregte Sensation. Glockenreines, volles und sanftes Metall in geschmeidiger Kehle, bei großem Umfang einer gleichen Scala und schönem Exterieur. Das wäre ein Fang für Theaterdirectoren, aber die jugendliche Dilettantin verschmäht es, eine Priesterin Thaliens zu heißen. Auch wurde eine Symphonie von Jos. Strauß (Es-dur) im Museum beifällig aufgenommen. Das ist ein gediegen Werk, voll brillanter Intentionen, und wacker durchgeführt. Es rivalisirte mit der Lachner'schen Preissymphonie in Wien. Diese letzte wurde kürzlich ebenfalls im Museum wiederholt: doch fanden es unsere besten Kenner zu lang und apheristisch. Es ging spurlos vorüber.

Ich schließe mit den pikanten Erscheinungen des Prume aus Lüttich, des Norwegers Ole Bull und des Franzosen Haumann. Ersterer kam damals wie aus den Wolken herab, ungenannt, unbekannt, spielte seine Compositionen, die alle eine gewisse Bellini'sche Elegie athmen und seine Melancholie — dazu das bescheiden-stolze, fast gezierte Wesen, das Jünglingsalter und seine den Damen gefährlichen Augen. — — Er hatte nicht die geringste Erwartung zu rechtfertigen, es war ein Leichtes für ihn, diesen Beifallssturm zu erregen. Es war kein Wunder, daß er der allgemeine Attractionspunct wurde. Anders war es mit Ole Bull, dem die Posaune des Ruhms voranschmetterte, an welchem die kühnste Phantasie ihr Lob erschöpfte, von welchem fabelhafte Geschichten zu lesen waren, und den man, seine Ahnungen zu verkörpern, lieber als einen modernen Kobold mit der Geige unter dem Arm, oder als Apoll von Malvedere hätte erscheinen sehen mögen. Daher schon das Murmeln der Entzauberung, als ein gewöhnlicher Mensch, sich durch den Wald der Pulte drängend, hervortrat, den von andern Menschen nichts unterscheiden sollte, als — seine Kunst. Weit rücksichtsloser wurde vollends über ihn entschieden, als er alle den anticipirten abenteuerlichen Tiraden in seinem Spiele unmöglich entsprechen konnte und es sich im Laufe seiner Concerte, die immer leerer wurden, zeigte, daß er allerdings ungeheure Vorzüge besitze, daß aber weder Styl noch Abrundung darin herrsche, daß seine Compositionen kein bestimmtes Gepräge tragen, daß all seine Tugenden sich in Bizarrerien auflösten, daß er, mit einem Wort, kein solider classischer Geiger sei. Obgleich ich nun auch dieser letzten Meinung beistimme, so will ich doch das Wörtlein „noch" hinzufügen, und zu bedenken geben, daß Ole Bull ebenfalls ein junger Mann ist, der bei seinem eminenten Talent, seiner Phantasie und einer vollendeten Technik, hat er die Labyrinthe der Zeitverirrungen durchflogen, noch sehr wohl auf classischem Boden wandeln kann. Daß es in ihm liegt, bewies ein Mozart'sches Quartett, das er in einem Privatcirkel zum Erstaunen aller anwesenden Künstler wahrhaft meisterhaft vortrug. Einstweilen mag immerhin der Witz über ihn gelten, daß er ein grober Nachdruck des Paganini sei.

Kaum waren Ole Bull's Saiten verklungen, und schon kam Haumann, der ritterliche, aber auch prätentiöse Geiger, der ein Schwert statt des Bogens zu führen scheint. Aber sei es Aerger über getäuschte Erwartung im Publicum, sei es Mißtrauen, Abspannung der Nerven oder des Beutels, kurz, Haumann spielte vor einem leeren Hause. Beim Entree machte er allerdings eine sehr knappe Verbeugung, aber zum Glück söhnte sein Spiel, dessen Flug seinen Unmuth überwältigen mochte, mit dieser Unart wieder aus. Die Handvoll Auditoren spendeten ihm nach Kräften tobenden Applaus, und wir schieden als Freunde. C. G.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 12. — den 17. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Fortsetzung.)

Einige von den Leuten eilten zu Herrn v. Krontheim.

„Gnädiger Herr," sprach der Wortführer, „wir glauben die verruchte Hand gefunden zu haben —"

Max fuhr wie aus einem Traume auf; er hatte nichts gehört. „Was wollt Ihr?" fragte er erschöpft. „Was schleicht Ihr Euch bei mir ein?"

„Die Wichtigkeit der Sache, Herr, entschuldige uns! Wir glauben, daß den Mord Niemand —"

„Nun?"

„Als die Dienstmagd Agathe begangen hat, die schon einmal wegen Diebstahls in Untersuchung gewesen ist."

„Nein! nein! nein! Unmöglich!" schrie Max, sich vergessend; „sie kann es nicht sein! Und sie war auch damals gewiß an dem Diebstahl unschuldig!"

„Aber, Herr, der Verdacht spricht hier zu dringend, wir müssen die Dirne wenigstens in sicheren Verwahrsam bringen, bis die Untersuchung gegen sie eingeleitet wird."

Max stand mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte. Nach einer Weile winkte er mit der Hand. „Ich will sie retten!" sprach er, als er wieder allein war, „es koste, was es wolle, sie soll aus ihrem Gefängniß entfliehen können, und die Arme will ich reich und glücklich machen."

Dieser Entschluß schien ihm einige Freudigkeit zu gewähren; er wurde ruhiger. „Und mein ganzes Leben, „setzte er hinzu, „soll dann Wohlthun und Buße heißen!" —

Agathen hatte man Ketten angelegt; als man sie fortführte, lief ein Hund herbei; da man Berthold's Jagdhund erkannte, suchte man ihn an ein Band zu legen, weil man vermuthete, er werde wüthend über Agathen herfallen. Aber zum großen Erstaunen Aller drängte er sich zu ihr hin, wedelte, sprang an ihr empor und gab die lebhaftesten Zeichen von Freude zu erkennen. Agathe streichelte und liebkoste das gute, treue Thier, und dabei sah sie sich im Kreise umher, als ob sie sagen wollte: „Nun, ich meine, das ist auch eine Antwort." Dann ließ sie sich abführen. Der Hund schlich traurig dem Zuge nach.

Die Nacht war angebrochen. Scheinbar lag ein tiefer Friede über dem Gute. Der alte redliche Werner saß in seinem Stübchen mit untergestütztem Haupt und konnte nicht schlafen wegen der Mordgeschichte.

„Nein," brummte er vor sich hin, „das hast Du nicht gethan, Agathe!" — und dabei schüttelte er sein sorgenschweres Haupt — „Ein böser Stern muß über Dir walten, daß Du so oft unschuldig leiden mußt. Und nun gar als Mörderin und in Banden! Arme Agathe! Aber getrost," fuhr er, muthig Athem holend, fort, „Gott im Himmel wird Alles zum Besten lenken, er wird Deine irdischen Richter mit Kraft ausrüsten, daß sie Dich reinigen von dem furchtbaren Verdachte,

Digitized by Google

denn wem er ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand."

Er faltete betend die Hände und blieb lange in dieser Stellung sitzen. Dann ging er nach seiner Schlafkammer, um sich zur Ruhe zu begeben. Er schlief auch, gestärkt durch das Gebet, recht bald ein.

Max von Krontheim versuchte auch zu beten, um Ruhe zu gewinnen, aber sie floh ihn immer und immer. Aechzend warf er sich auf seinem Lager umher. Seine nächste Sorge war, Agathen zu befreien, theils aus Dankbarkeit, theils, damit keine Criminaluntersuchung begonnen würde, die vielleicht den wahren Thäter ans Licht bringen könnte. Er beschloß, ein paar zuverlässige Leute vom Gute zu bestechen, und mit deren Hülfe Agathen ihrer Banden zu entledigen. Dann wollte er sie bei ihrer Flucht unterstützen, wollte ihr ein sicheres Unterkommen im Nachbarstaate verschaffen und für sie in allen Stücken sorgen. Sie glücklich zu machen, die er erst vor kurzem so schnöde behandelt, war sein innigster Wunsch. „Sie schweigt, sie schweigt, um mich nicht zu verrathen!" sprach er gerührt vor sich hin; „verdienst Du das auch, Unwürdiger?"

Er versank wieder in finsteres Nachsinnen und hörte lange nichts von dem Geräusche, das auf dem Hofe entstanden war. Endlich fuhr er erschrocken empor. Der Nachtwächter stieß ins Horn: „Feuer! Feuer! Erwacht, erwacht, ihr Leute von Krontheim, sonst brennen Euch die Häuser über den Köpfen weg! Feuer! Feuer!" Der Ruf wiederholte sich. Man rannte durch einander. Max riß die Fenster auf; da brach eben die lichte Flamme aus dem Dache, das bisher nur Funken gesprüht hatte. Ein entsetzlicher Lärm entstand. Max zitterte, von Frost geschüttelt. „Die Rache eilt schnell!" sprach er schaudernd und war wie gelähmt; er sah dem Brande zu, ohne mit zu Hülfe zu eilen. Endlich raffte er sich auf und stürzte die Treppe hinab. Spritzen rasselten, und zischend flogen die Wasserstrahlen in die Flammen. Man riß die Gebäude ein; man zerstörte, um größere Zerstörung zu verhindern. „Wie ist's ausgekommen?" fragte Max. Niemand konnte es begreifen. Eine gottlose Hand muß es angelegt haben. Der Brand hatte schon ein großes Seitengebäude und mehrere Scheuern mit ihren Wintervorräthen verzehrt. Indessen arbeiteten die Leute mit unausgesetzter Anstrengung fort. „Stellt Posten aus!" sprach jetzt Einer, der von der andern Seite kam. „Es kommt mir vor, als schliche Diebsgesindel herum. Man wurde aufmerksam und vertheilte Wachen. Das Feuer begann endlich in seiner gräßlichen Gier nachzulassen; es wurde durch eine hohe Brandmauer gehemmt, die zu einem großen Vorrathsgebäude gehörte; zur Vorsicht hatte man das Dach abgedeckt. In diesem Hause saß Agathe einstweilen als Gefangene.

Als die Flamme beinahe nieder war, entstand auf der entgegengesetzten Seite ein Geschrei. Man schleppte einen Kerl herbei, der in die Geschäftsstube im Herrenhause eingebrochen, und eben im Begriffe gewesen war, einen Schrank, in welchem er eine Casse stehen gewußt, zu erbrechen. Als man ihn in besserer Beleuchtung brachte, erkannte man in ihm jenen Knecht, den man wegen seines schlechten Betragens vom Gute fortgejagt. Bei seinem Anblick ward sogleich der Verdacht rege, er möge der Brandstifter sein. Er ward vor Herrn von Krontheim geführt. Man setzte ihm hart zu; erst antwortete er trotzig und verneinend. Aber als er merkte, daß man gar keinen Zweifel in sein Verbrechen setzte, glaubte er sich verrathen, ward kleinlaut und gestand. „Ja," rief er, Max entgegentretend; „ich habe den Spuk angerichtet, um mich zu rächen, junger Herr! Da, schauen Sie, wie die schönen Gebäude nun in Kohle und Asche liegen! Sie haben uns, die Niedriggebornen, immer verachtet und gepeinigt; es konnte nicht ausbleiben, daß Einer einmal Rache nehmen mußte. Hätt' ich es nicht jetzt gethan, so wär' ein Anderer nach mir gekommen, Herr, denn —"

„Laßt ihn schweigen, führt ihn fort und verwahrt ihn wohl!" rief Max zornig, aber gleich darauf ließ er traurig das Haupt auf die Brust sinken und murmelte: „Ich hab's gesäet, nun ernt' ich!" Der Brandstifter ging hohnlachend ab.

Die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen arbeiteten die Leute, um neue Feuersgefahr abzuwenden — endlich ging der Tag über einer traurigen Brandstätte auf. Nach kurzem Schlummer erwachte Max. Er sah die Zerstörung um sich her; der Himmel war mit grauen Wolken überzogen; in seiner Seele war es finster, wie schwarze Nacht. Heute sollte sein Verlobungstag sein. Der Gedanke fiel auf seine Brust wie ein Felsstück. Er warf sich verzweifelnd auf die Knie: „Mein Gott, mein Gott, bürde mir nicht mehr auf, als ich tragen kann!" Nun sandte er Eilboten auf Emmy's Gut, unterrichtete sie von den traurigen Vorfällen seit gestern, und bat sie deshalb, die Verlobung noch etwa acht Tage auszusetzen, da es unter diesen Umständen wohl nicht schicklich sein möchte, eine so feierliche Handlung vorzunehmen. — Max fühlte sich mit jeder Minute erschöpf-

Digitized by Google

ter und kraftloser; Angst, Furcht, Schreck und dunkle Grübeleien hatten ihn in wenigen Stunden aufgerieben; er besorgte, ernstlich krank zu werden. Eben wollte er Leute rufen lassen, um sich mit ihnen über Agathens Flucht zu besprechen, als ihm die Nachricht gebracht wurde, Agathe sei vergangene Nacht ihrer Haft entsprungen; nur bei der Verwirrung, die der Brand angerichtet, sei ihr das möglich geworden, die Ketten, mit denen man sie belastet, habe sie abzustreifen gewußt und zurückgelassen. Man habe schon ihre Spur aufzufinden sich Mühe gegeben, aber bis jetzt noch ohne Erfolg. — Auf Max machte diese Kunde einen tiefen Eindruck. „Wo," dachte er, „kann sie sich hingewendet haben? Wenn sie nur nicht — —" Er unterbrach sich selbst, indem er zusammenschrak. Dann bat er, man möchte ihn allein lassen. — „Wenn sie nur nichts Unglückliches an sich selbst vorgenommen!" ergänzte er und schwieg lange Zeit, einem Gedanken nachhängend. „Unglückliches!" fragte er sich endlich. „O, nein, sie wäre glücklich, — so wie ich glücklich sein würde, wenn ich fort wäre, weit fort, auf ewig!" Der Gedanke an den Selbstmord beschäftigte ihn nun mit all seiner Qual, ohne daß er zu einem Resultate kommen konnte. „Nein," rief er zuletzt entschlossen aus und stampfte mit dem Fuße, „nein, ich will's tragen, ich will ausharren, ich will büßen!"

Auf dem Gute hatte sich indessen die Meinung über Agathen sehr verändert; man flüsterte allenthalben von ihrer Unschuld; man flüsterte auch wohl noch manches Andere, von einem neuen Verdacht, aber nur leise, ganz leise.

Von allen Seiten und zu allen Tagesstunden trafen jetzt Boten von den Gütern der Umgebung bei Max ein mit Briefen, welche sowohl Beileidsversicherungen, als Trostreden in Menge enthielten. Auch Emmy's Vater schrieb und bot ihm zugleich eine Summe an, wenn Max etwa, durch den Brand in Verlegenheit gesetzt, nicht sogleich Gelder genug zur Verfügung haben sollte. Doch das Vermögen Maxens war größer, als der Baron Holst wußte, und machte die großmüthig angebotene Hülfe unnöthig. Emmy hatte dem Briefe ihres Vaters einige herzliche Zeilen beigefügt. Max betrachtete lange, lange die lieben Züge. „Diese Hand," flüsterte er dann kaum vernehmlich, „ist für mich doch verloren. Nein, ich kann Dich nicht betrügen, Emmy, Du sollst Deine reine Hand am Altare in keine blutbefleckte legen."

Am dritten Tage nach der Feuersbrunst gingen Leute aus dem Dorfe nach der Mühle in der Nähe des Gutes. Da sahen sie an einer hohen Uferstelle, die mit Weidengebüsch, das man gestutzt und zusammengeflochten hatte, bewachsen war, des ermordeten Jägers Berthold wohlbekannten Jagdhund sitzen, der ängstlich und unruhig nach dem Wasser hinunterfah und wimmerte. Als er Menschen witterte, sprang er auf, rannte ihnen entgegen, zerrte an ihren Kleidern und sprang wieder nach jener Stelle zurück, sich immer dabei umsehend, ob man ihm auch folge. Man ging ihm nach und — was mußte man erblicken? — ein weiblicher Leichnam war ans Ufer geschwommen; blos der Oberkörper lag auf dem Trocknen, während sich der untere Theil noch im Wasser befand; die langen aufgelösten Haare bedeckten zur Hälfte das bleiche Antlitz.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Der junge Mystiker, oder die drei letzten Festzelten aus seinem Leben. Eine biograph. Skizze von Dr. Fritz. Leipzig, Köhler.

Wir sind einmal daran gewöhnt, die Novelle auch zum Vehikel religiöser Bekenntnisse benutzt zu sehen. Seit den Glockentönen des berliner Strauß waren besonders Biernatzki und Angelstern auf diesem Gebiete des erbaulichen Romans thätig. In dem obgedachten Büchlein schüttele ein jüngerer Theolog die Last der Zeitmeinungen und Parteiansichten von sich. Er hat sich verschiedentlich angeregt gefühle, von der Rationalistik und der Glaubensfrömmigkeit; anstatt sich aber auf dem Gebiet der Speculation an David Strauß zu orientiren und alle Wehen der Geburt bis zum Durchbruch der siegreichen Kraft des Gedankens in sich zu verwinden, schüttele er, wie gesagt, das Widerstreitende blos von sich und setzt dies zu einem Lebensbilde zusammen, dessen Held im edlen Kämpfen draufgeht. Solche Darstellung mag für den Verfasser wichtig sein, der Zeit dient dergleichen nicht, denn es ist damit nichts gewonnen, nichts zu Ende geführt. Auf dem Gebiet der religiösen Debatte ist also die Erscheinung des Buches unnütz. Will der Autor als solcher beurtheilt sein, so darf man ihm Wärme des Gefühls, Beweglichkeit des Räsonnements zugestehen; beides ist aber nicht genug, nur der Ataraxie des Denkens, die keine Nacht der Verzweiflung scheut, gelingt die Erledigung des Themas, wie vor der Macht der Forschung die Ueberlieferung des Glaubens zu retten sei. In Bezug auf das kirchliche Leben sucht der Verf. nach einem gewissen Justemilieu. Es gibt aber nur zwei Arten Christenthum. Entweder bemächtige sich die Religion des Menschen kraft all der Mittel, die mit Hülfe sinnlicher Erregung das weltlich verstrickte Gemüth erfassen, benedeit die Künste und benutzt alles zur Glorie des offenbarten Gottes. Dies ist Katholicismus, der den

Digitized by Google

Begriff einer allgemeinen Kirche festhält, weil er alle Güter des Lebens, allen Reichthum und Glanz der Welt mit seiner Heiligung erfaßt, sich der Individuen bemächtigt und sie gebannt hält in der Beseligung einer allgemeinen göttlichen Gemeinsamkeit. Oder die Religion gibt das Individuum frei, läßt das Ich Priester seiner selber sein und hat für das Bedürfniß einer Gemeinsamkeit nichts als den Begriff der innern Kirche, oder höchstens ganz puritanische schmucklose Aeußerlichkeiten. Was sich zwischen beiden Richtungen schwankend hält, ist Nothbehelf oder Verwirrung. Und zu dieser Verwirrung gehört die Neigung des Verfassers, den priesterlichen Stand des Protestantismus mehr als Kaste berechtigt zu sehen. Hierarchie widerstreitet allem protestantischen Geist; hier ist der Priester nur Organ der Gemeinde, nicht Stellvertreter des Himmels. — Es finden sich im Buche des Dr. Fritz auch viel müßige Studien, ein Ueberfluß von Versuchen und Hindernissen. Seine Bildersprache verräth den Mangel an Logik. Da liest man von einem Zauber der Weiblichkeit, „der gemüthvolle Jünglinge an Perlenschnuren kettet", liest von Herzen, die „wie Blumenbeete voll Sonntagsgefühlen, entfaltet an der Sonne des Evangeliums, dufteten". Wer in den Gedankenstoffen unfertig ist, sucht immer gern nach gefühlvollen Lückenbüßern.

Notizen.

[Die leipziger Allgemeine über Oesterreich.]

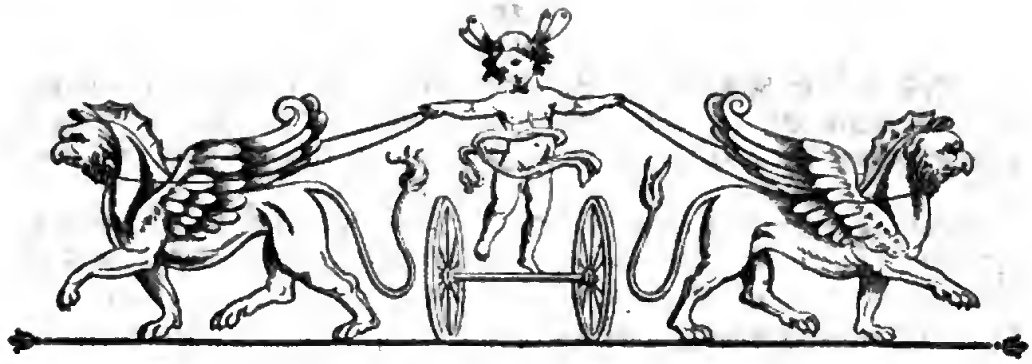
Die leipziger Allgemeine brachte kürzlich einen ungemein interessanten Correspondenzartikel aus London über die Handelspolitik Oesterreichs und Preußens. Hinter die commerriellen Baumwoll- und Salzladungen hatte der Correspondent noch ganz andere kostbare Waaren und sehr viel attisches Salz verpackt. Er behauptet nämlich, daß die auswärtige Politik Oesterreichs, so sehr sie überall die Passive, Unbetheiligte, ja Demüthige spiele, doch an allen Ecken an Reactionen arbeite, und ihre größten Triumphe feiere, wo sie nach der Meinung unschuldiger Laien eine Niederlage erlitten. Die neuliche Spannung mit Rußland habe nur den Endzweck gehabt, England mit Frankreich zu entzweien, und in die alte heilige Allianz herüberzuziehen. Wirklich ist jetzt Petersburg mit London quasi alliirt, während es mit Berlin schmollt. Jene Allianz wurde aber von Seiten Wiens und Petersburgs nur auf kurze Zeit geschlossen; denn man kann und will sie nur so lange halten, bis man unter ihrem Schutz einen gewissen, großen Plan vollführt hat, mit dem die Festigkeit Cabrera's, die russisch-bonapartistischen Sprühteufelchen zu Paris, und noch andere kleine Wirren in spinnenfeiner Verbindung stehen, und während man im Innern mit so großer Vorsicht die Presse handhabe, benutze man sie im Auslande mit einer Rührigkeit und Finesse, die man dem langsamen Oesterreich gar nicht zumuthen möchte! Der Correspondent behauptet, daß das Morning Chronicle', welches so entsetzlich gegen Preußen rabotire, einige Oesterreicher zu Mitarbeitern habe, die so keck sind, ohne Erlaubniß der wiener Censur für ein auswärtiges, noch dazu liberal politisches Blatt zu schreiben. Wir erfahren, daß diese Mitarbeiter sich zufällig auf dem Johannisberge trafen, kurz, wir erfahren Dinge, die man gewiß eher in Paris und London, als auf dem stillen Minoritenplatz zu Wien erfahrt. Treffend ist auch die Bemerkung, daß alle scheinbaren Bewegungen und Fortschritte im Innern Oesterreichs nur Kreisbewegungen sind, die desto sicherer wieder auf den alten Fleck führen. Noch frappanter ist das Licht, welches die Correspondenz auf die wirklichen unausgesprochenen Interessen der habsburgischen Monarchie, und ihre Stellung zu Deutschland seit 1806 wirft. — Verf. jenes Artikels weiß viel zu viel, und schreibt mit viel zu gemessener Ruhr, als daß man in ihm einen Naturpolitiker, oder gar einen ungücklichen Demagogen vermuthen könnte. Das ist ein Politiker von Profession, und doch wieder keiner; denn, nach seinen Ideen zu schließen, steht er in keinem Staatsdienst, in keinem Solde. Er selbst gibt sich als einen Schwaben an. Wer mag dieser kluge Schwabe sein?

— f —.

[H. W. Ernst.]

Am 13. Januar gab Ernst in Leipzig sein erstes Concert. Dieser Ernst, der das Spiel seiner Nebenbuhler zum bloßen Spaß herabzudrücken droht, ist sehr rasch an den beiden Weltplätzen London und Paris als Geigenspieler ersten Ranges anerkannt, weil er erst spät, nach einer langen Zeit einsamer Studien, auftrat. Er scheint um so schneller europäischen Ruf zu gewinnen. Der jüdische Mann ist aus Brünn gebürtig, das blasse steinerne Antlitz mit dem scharfen rollenden Augenspiel wäre äußerlich schon Zeuge genug von der ungeheuren Arbeit, die dieser technischen Meisterschaft und dieser geistigen Herrschaft über die Mache seines Instrumentes voranging. Er hat der Geige einen bisher unerhörten Umfang abgezwungen, und doch ist jeder Ton seines Spiels so leicht und frei wie eine willige Gabe, klingt so gelöst von den Stoffen, die ihn erzeugten, als sei er eine Geburt der Luft. Dies scheint uns ein Haupterforderniß, sobald von wirklicher Meisterschaft die Rede sein soll; so lange sich die Töne dem Instrument entwinden, so lange man spürt, daß der Geiger sie herausholt, so lange sie sich nicht frei wie selbstständige Wesen geberden, ist noch Ringen und Streben, nicht die Ruhr und Errungenschaft des Meisters ersichtlich. Diese vollendete Ruhe, diese Objectivität der Tongestaltung ist in Ernst's Spiel das Erste, was uns merkwürdig erscheint. Zugleich imponirt die riesenhafte Kraft seiner Bogenführung. Er reißt weniger zur Schwärmerei hin, als zum Erstaunen über die Macht, die er übt. — Er spielte eine Phantasie über Themata aus Othello, ein Concertino, beides von eigner Composition, und Variationen von Mayseder, mit einer Cadenz, die wahrscheinlich ihm selbst angehört. — Wir werden ihn, sobald er von Dresden zurück ist, noch in einem zweiten Concerte hören.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 13. — den 18. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Herr und Magd.

(Beschluß.)

Zufällig kam der alte Werner desselben Weges daher; er trat hinzu und erkannte sogleich Agathen. „Mein Gott!" rief er schmerzlich aus. „So weit hat Dich das Schicksal oder das Unglück getrieben, armes Mädchen, daß Du Ruhe in den Wellen suchen mußtest?"

Nun wurden schnell noch mehr Leute herbeigeholt und der Leichnam aus dem Wasser gezogen. Er ward auf eine Bahre gelegt, und Niemand war im Kreise, der nicht voll Rührung vor der Todten stand. „Diese sieht nicht aus, wie eine Mörderin!" flüsterte man sich einander zu. Und in der That lag sie da, bleich und schön, wie die Unschuld selbst. Ein himmlischer Friede sprach aus allen ihren Zügen, die der Tod nicht zu verzerren gewagt. Auf ihrem weißen Busen blinkte das kleine goldene Kreuzchen, das sie sich neulich spielend in ihrem Kämmerlein umgehängt, und das sie nach dem Wunsche ihrer seligen Mutter am Hochzeitstage hätte tragen sollen.

Als man die Leiche nach dem Gute geschafft hatte, ging Werner eilig zum Herrn, um Anzeige zu machen. Max war heftig erschüttert. „Ich hab's geahnt!" rief er. „Friede mit ihr! — Aber, Werner, kann ich sie nicht noch einmal sehen?"

Werner zuckte mit den Achseln. „Wenn der gnädige Herr wünschen, aber ich sehe nicht ein —"

„Laß mich, Werner," versetzte Max mit milder Stimme und ließ sich nach dem Leichnam führen. Schweigend stand er geraume Zeit vor demselben, um seine Lippen zuckte eine schmerzliche Wehmuth. „Sie hat," dachte er, „geschwiegen, um mich nicht zu verrathen, sie hat mich geliebt, und wie hab' ich im Leben ihr vergolten!" — Er fuhr wie aus tiefen Gedanken auf, dann legte er die Hand auf Werner's Schultern und fragte: „Nicht wahr, man wird sie ganz am Ende des Friedhofes, fern von andern Gräbern, einscharren?"

„Jeder Fleck Erde ist Gottes Erde!" antwortete der ehrliche Verwalter.

„Ja wohl, Alter!" sprach Max und ging eilig mit Werner nach seiner Wohnung zurück.

Hier angekommen, nahm Werner, nicht ohne Verlegenheit, das Wort: „Gnädiger, ich habe Ihrem seligen Herrn Vater bereits gedient, und auch Ihnen schon lange Zeit; aber ich werde alt, und der beschwerliche Dienst fängt an, meine Kräfte zu übersteigen —"

„Wie, guter Alter, Du wolltest mich verlassen, Du, mein treuester Diener?"

„Wenn Sie treue Diener suchen, gnädiger Herr, werden Sie deren immer finden. Ich muß nochmals bitten, mich zu entlassen. Ich will ganz offen sein — so offen ich sein darf — ich habe keine Ruhe auf dem Gute mehr, und fühle mich auch von Schuld nicht frei. Ich hätte Agathen in ihrem Leben manches Weh und Unrecht ersparen können, wenn ich das Mädchen besser erkannt hätte. O, nun seh' ich's ein, sie war ein vor-

Digitized by Google

treffliches Geschöpf! Doch sie hat Ruh. Leben Sie wohl, mein Herr, und nehmen Sie von einem alten Manne noch den Rath: Achten Sie auch den Untergebenen nicht gering!"

Mit diesen Worten ging Werner langsam fort. Max blieb einige Minuten in starrer Stellung unbeweglich stehen. Dann erhob er das Haupt, scheu um sich blickend: „O, ich fühl's," sprach er dumpf, „auf mir lastet der Verdacht des Mordes, aber man gibt ihm keine Worte."

Agathens Leiche ward im äußersten Winkel des Kirchhofs eingegraben. Aber am Morgen darauf fand man ihren kleinen Hügel reich mit Blumen geschmückt.

Max führte von jetzt an ein stilles, zurückgezogenes Leben. Er leitete mit Umsicht und Thätigkeit den neuen Bau der Häuser und Scheuern, die an der Stelle der niedergebrannten prächtiger, als sie vorher gewesen, aus der Asche steigen sollten. Gegen seine Dienstleute war er mild und gut; alle lobten ihn und arbeiteten gern auf seinem Gute; seine vorige Härte und übertriebene Strenge war völlig verschwunden. Auch auf den Gütern der Umgegend war jetzt ein ganz anderes Leben. Die rauschenden Vergnügungen, deren eins das andere sonst gejagt, waren verstummt; die Familien beschränkten sich auf ihre häuslichen Kreise, und zogen sich nach und nach von Max gänzlich zurück. Der Baron von Holsi hatte sein Gut verkauft und sich im Nachbarstaate niedergelassen. Auch zu Emmy's Ohren schien endlich der Verdacht gedrungen zu sein, welchen man im Stillen allgemein gegen Herrn von Krontheim hegte. Dadurch ward das letzte Band, das sie noch an Max geknüpft, für immer zerrissen.

Max beschloß, nie zu heirathen, und hat Wort gehalten. Aber er führte ein gottesfürchtiges Leben, that den Armen Gutes, wo er konnte, war menschenfreundlich und gastfrei — kurz, aus dem Menschen, der einst voll von unedlen Leidenschaften gewesen und die Tugend verlacht hatte, war ein höchst ehrenwerther Charakter geworden. So mächtigen Einfluß hat das Unglück auf die menschliche Seele.

In seinem Herzen freilich nagte der ruhelose Wurm. Nicht selten sah man ihn des Abends auf dem Friedhofe. Er ging zur Gruft seines verstorbenen Vaters und betete da. Aber wenn er ein Weilchen dagesessen hatte, sah man ihn nach dem äußersten Winkel schleichen, wo sich Agathens Hügel befand. Auf diesem saß er oft Stunden lang, und kehrte bleich und mit verweinten Augen zurück. Jedermann wußte wohl, was das bedeute, aber man schwieg darüber, denn man bemitleidete ihn aufs herzlichste — er hatte sich ja die Liebe Aller erworben, die mit ihm in Verbindung standen.

Das Gut Krontheim aber nahm von Jahr zu Jahr an blühendem Wohlstande zu. Des Himmels sichtbarer Segen schien darüber zu walten.

Deutsche Romane.

Lord Byron. Ein Dichterleben. Novellen von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Engelmann.

Byron, diesen dämonischen Menschen mit der großen Lyrik im Herzen, im Roman darzustellen, könnte nach erstem Bedenken als ein Wagniß ungewöhnlicher Art erscheinen. Inzwischen durften sich vielleicht nicht geringere Bedenklichkeiten erheben, um William Shakspeare, den dramatischen Heros mit der tiefen Stille seiner simplen Persönlichkeit, im Roman figuriren zu lassen, und H. Koenig hat die Person des großen Dichters so glänzend und sinnig novellistisch in Scene gesetzt, daß wir in dieser epischen Vermittlung des Romans des Dichters Wollen und Streben, William's dichterische Eigenheiten, Maximen und Stimmungen, zu Erlebnissen des Menschen erwachsen sehen, so daß sein inneres Leben an seinem äußern klar wird. Die moderne Novellistik hat sich nun einmal zum Ziel gesetzt, all unser Wissen und Fühlen als Erlebniß hinzustellen. Der Novellist Byron's hat für sein Thema dieselbe Aufgabe. Stößt er hier auf eine unsäglich schwimmende Gefühlswelt in seinem Helden, wodurch ihm allerdings eine bedeutende Schwierigkeit erwächst, so entschädigt ihn dafür der glänzende Reichthum an Gestalten, in deren Wirbelkreis sich sein Held mit dem Blutdurst der Genußlust stürzte, und der mannichfachste Wechsel in äußerer Staffage, die bedeutsamsten Localitäten in den Zuständen unseres Jahrhunderts nehmen den Lord wie einen Liebling auf, als wollten sie ihn mit Schätzen überladen und ertödten. Byron als Jüngling auf Newstead-Abtei, in deren Nähe seine erste Blume im Morgenglanz der Liebe blühe, — welch' ein Stoff zu einer balladenhaften Novelle! Byron mit dem ersten Todesschmerz in der Seele, mit dem ersten tödtlichen Ueberdruß am Occident, auf den Boden des Orients versetzt, — welche Situationen, um das metaphysisch zernagte, durch die Coqueterie der Gesellschaftszustände unterwühlte Europa mit der gesunden Ueppigkeit des Morgenlandes zu confrontiren! Byron in London, in einer Ehe ohne Liebe, in der Gesellschaft, die dem Genie den Boden der Existenz heimlich untergräbt, wäre schon allein Stoff genug für einen modernen Roman. Byron in Venedig, wo er seinen Don Juan erst liebt, um ihn zu schreiben, — welch' Thema für den Pinsel eines Heinse-Ardinghello! Ferner in Ravenna, als Carbonaro, in die politischen Gedankenstoffe des Jahrhunderts getaucht, während er an der Seite der Gräfin Guiccioli zum ersten

Digitized by Google

Male wieder vom Gefühl der Heiligkeit der Liebe beglückt wird. In diesem Umgange adelt sich seine Leidenschaft wieder und ein großer Weltzusammenhang in jener politischen Verbindung läßt den dämonischen Jünglingsschwärmer zum Mann seines Jahrhunderts reifen, als welcher er, nach abermaligem Schiffbruch aller seiner Pläne und Gefühle, in Griechenland den Heldentod sucht und findet. Trotz der Unfaßlichkeit seiner innern Gestalt, weil sie weder fertiger Charakter, noch geschlossene Intelligenz ist, und nur von der Lyrik der Stimmungen auf- und abgetragen wird, kann Byron mit der äußerst pikanten Färbung seiner Mischung von Faust und Don Juan sehr wohl als ein raffinirter Vertreter seines Jahrhunderts genommen werden. Der Apparat zu seinem Lebensgemälde ist, wie gesagt, eher überreich, die Staffage kann dem Biographen nicht glücklicher geboten werden, und wenn seine Person uns zu nahe steht, um sie uns objectiv zu machen, so ist doch das Terrain, auf dem er erscheint, London, Venedig, Griechenland, fern genug und in eine Romantik gestellt, die der Erfindung des Poeten alle Möglichkeit bietet, um die Fäden ganz frei und selbstständig zu knüpfen. Kurz, der Stoff ist der üppigste, auf den die Novellistik stoßen kann, obschon das Gefühlsleben eines dämonischen Lyrikers nicht leicht plastisch zu machen ist. Der Roman, der dies unternimmt, muß nun desto mehr die Gruppirung um die Figur des Helden fest, sicher und wirklichkeitsvoll gestalten. An der Umgebung, an den Wirkungen auf Andere, muß Byron's Wesen klar werden, so wie Faust, der immer auch mehr ein Inbegriff von Ideen ist, uns erst an Gretchens lebensvoller Wirklichkeit zur individuellen Person wird. An Byron's Herzen lag mehr als Ein Gretchen, eine ganze Galerie von Frauengestalten umgab, bald enger, bald in weitern Kreisen, den seltenen Mann, den sich die Dämonen und die Grazien zum Liebling erwählten. Jene Mary zunächst, der „Morgenstern von Annesleyhall", der seinem Jugendherzen leuchtete; in Albanien griechische Gestalten, die er sich aus dem Gewühl eines abenteuervollen Lebens eroberte, in Venedig jene wunderbare Fornarina, die Gräfin Therese Guiccioli, u. A. Gelingt die Zeichnung dieser Weiblichkeiten, weiß uns die Romandichtung die Lieblingsneigungen dieser sehr verschiedenartig gestalteten Individualitäten zu wahrhaften Erlebnissen zu machen, so wird auch Byron's Natur damit zur plastischen Person, und die Schwierigkeit, aus den gährenden Elementen seines Fühlens, Denkens und Wollens eine wirkliche Gestalt heraufzubeschwören, ist überwunden. — Wie hat nun Willkomm sich in diesem überreichen Stoff zurechtgefunden? Koenig wählte sich aus Shakspeare's Lebensaltern den Moment seiner blühenden Manneskraft, die Stufe seines vollen Glücks als Mensch und Dichter, wo sich ihm eine Gestalt entgegendrängt, aus deren Neigung ihm die üppige Lust seiner Komödien erwächst; das Zeitalter steht dann in trefflichen Gruppen um ihn. Auch Meister Tieck zeichnete den Dichterheros in bestimmt geschlossenen Momenten, auf der Stufe des Kindes, auf der Stufe des ersten scheuen Jünglingsalters. In einem andern Meisterwerke, wo er ebenfalls ein großes Dichterleben zum Thema nahm, gab er die letzten Entwickelungen der poetischen Persönlichkeit, faßte Camoens auf der absteigenden Lebenslinie und recapitulirte, was aus seinen früheren Schicksalen zur Ergänzung des vollen Gemäldes diente. Weder Tieck noch Koenig hat seinen Helden in allen Lebensmomenten hinter einander aufzufassen versucht, und diese Selbstbeschränkung ist künstlerische Weisheit. Willkomm hat das Schwerere unternommen, er hat seinen Helden in fortgesetzt laufender Lebenslinie von Anfang bis zu Ende festhalten wollen und seine Darstellung Byron's ist eine Biographie geworden, an der nicht blos der Leser, auch der Pinsel des Darstellers sichtlich ermüdete. Die erste Novelle ist ein schönes Novellenbild, Byron als Knabe ist als beginnende Gestalt sehr gelungen, Mary ist eine Individualität, das Verhältniß beider in ihren Stimmungen zu einander ist von dem Erzähler als ein wirkliches Erlebniß hingestellt. Sämmtliche übrigen Beziehungen Byron's zu den oben genannten weiblichen Figuren sind von Willkomm nur berichtet, wie der Biograph, wenn er sich zugleich Räsonnement erlaubt, es zu liefern weiß. Selbst wo sich Ungeheures ereignet, wo jene Fornarina, von Liebesqual gefoltert, sich in den Canal stürzt, übersteigt die Darstellung nicht das Maß des Berichterstattens. Die pikantesten Männerfiguren, Shelley, Fletcher, Ali Pascha, Trelawney, sind Silhouetten, keine Oelbilder. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem, was der Biograph, und was der Romandichter zu liefern hat. Ich läugne nicht das Verdienst breiter biographischer Mittheilungen aus dem Seelenleben, somit läugne ich auch nicht das Verdienst der Willkomm'schen Arbeit um Byron's Verhältnisse und Zustände; aber es kommt darauf an, sich klar zu machen, was der Roman kann und soll. Wer Willkomm's sehr glückliche „Grenzwanderungen" liebgewann, kennt ihn hier nicht wieder. In jenen kleinen Bildern ist so viel Emsigkeit im Detail, so viel Stetigkeit, um eine Ansicht am Factum, nicht im Räsonnement, sondern als Ereigniß hinzustellen; in dem großen Dichterleben dagegen eine Flüchtigkeit, die über die schönsten gegebenen Situationen hinwegeilt, von Punct zu Punct schweift, ohne den Werth des Menschenlebens an irgend einer Stelle zu begreifen, ohne die Aufgabe der Kunst zu erledigen, die selbst an einem Steine so lange mit den Lippen hängt, bis er als fertige Gestalt vom Postamente steigt und von seinem Dasein lebendiges Zeugniß gibt. Ich muß es als eine verfehlte Manier bezeichnen, seinen Helden wie auf der Reise zu begleiten, ihn blos zu beobachten, statt ihn zu schaffen und selbstkräftig sich selbst vertreten zu lassen. Hieraus erwächst eine Monotonie, der sich auch die rüstigste Darstellungskraft nicht entwinden könnte.

Der Stern der Liebe. Vom Verf. der Reisescenen aus zwei Welten, J. H. Rauffe. Zeitz, Schieferdecker.

Auf eine läppische Dedication folgt ein Vorwort, worin der Verf. der Censur dankt, ein früheres Buch von ihm unterdrückt zu haben, das Buch sei eine wilde Unbesonnenheit gewesen, voller Urwälder, die nicht in die civilisirte Gesellschaft gehörten. Nun habe er ein anderes gemacht, denn sein Leben sei in ein neues Sternbild getreten, aus dem Skorpion in die Jungfrau. Gedankt sei es den Augen ei-

Digitized by Google

ner Dame! fügt er hinzu. In den Liebesbriefen dieses neuen Buches entwickelt sich ein Juan. Dieser macht unter anderm folgende Liebeserklärung: „Weil ich ganz Ihr Geschöpf bin, seien Sie mir gnädig, allmächtiges Fräulein! Fräulein! Eine Welt von Wollustschauern zuckt in den zwei Sylben. O, wären Sie mein Fräulein, ich Ihr Page, o, nein, nein, ich Ihre Zofe! O, mein gnädigstes Fräulein, nehmen Sie mich in Ihre Dienste als Ihre Zofe! O, daß ich würdig befunden würde, Ihre Schuhbänder zu lösen, zu waschen Ihre Füße mit den Thränen meiner Sehnsucht, und sie zu trocknen mit den Lippen meiner Küsse!" (sic!) — Was das nun wohl für Unwälder sein mochten, die Hr. Rausse sich unterdrücken ließ!

Theobald. Von Victor Strauß. 3 Bde. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Göttinger Studenten sind 1812 versammelt. Die Schmach des Vaterlandes liegt drückend auf ihren Gemüthern. Aber der Roman wagt sich nicht energisch hinaus ins Leben der öffentlichen Interessen, er bleibt Geschichte weniger Menschen in ihren gemüthlichen Beziehungen zu einander. Erst im dritten Bande erschallt der Aufruf an Deutschland, und die in Familienverhältnisse verstrickten Personen reißen sich zaghaft los. Der Roman ist mit seinen Interessen nicht wichtig genug, um sich so wohlgemach in drei Banden auszuspinnen. Der Ton des Vortrags ist zu phlegmatisch; an der unausgesetzten gemüthvollen Einkehr zu innerer Beschaulichkeit verräth sich der Gedankengang eines gemüthreichen Theologen. In derselben Verlagshandlung hatte der Pastor Wilhelm Angelstern, wie er sich als Autor nannte, mehrere Romane ähnlicher Art geschrieben, welche die religiösen Conflicte des Gemüthslebens, aber ohne Entscheidung für die eigentlich drängenden Interessen der Zeit, zum Thema hatten, „das Testament", „Thaieck" u. s. w. Sollte vielleicht dieselbe Autorschaft hier von neuem pseudonym aufgetreten sein?

Genrebilder. Von L. Ernst. Berlin, Wolff.

Diese drei Novellen, für deren zweite am wenigsten der Gesammttitel „Genrebilder" paßt, gehören zu dem Besten, was die Novellistik von 1839 gebracht hat. In diesem Styl liegt Entschiedenheit, Gesinnung und Haltungskraft. Aus dieser Satyre leuchtet ein männliches Bewußtsein hervor, das sein Ziel kennt, selbst wenn sich dasselbe verschleiert hält, ein Bewußtsein, das für seinen Glauben die schärfsten Waffen in Bereitschaft hat, aber mit Maß gebraucht. Die gewaffnete Festigkeit dieses Satyristen, der unter anderm die Thorheiten der Zeit auf dem Felde der Musik und Malerei zu geißeln weiß, ist ein Resultat der Reife seines Geistes. Die zweite Novelle: „die Hand des Sohnes" ist ein schauriges Nachtstück, voll Kraft und Schwung. Die dritte: „Kunst und Kritik" greift humoristisch in unsere nächsten Situationen. Die Parodie der düsseldorfer Malerschule darin ist sehr geistvoll und witzig.

Söhne der Zeit. Eine Novelle von Wilhelm Elias. Halle, Anton.

Töchter der Zeit. Von dems. Bei dems.

Beide Bücher führen auch den Gesammttitel: Romantische Bilder der Gegenwart, obschon der Titel unpassend ist, da es der phantastischen Pietistik nicht gelingt, unsere Verhältnisse der Gegenwart, die große Arbeitsamkeit des Jahrhunderts, das unaufhaltsame Herandrängen der untern Classen zum Antheil am besten Lebensinhalt, durch einige quasivolle Träume zu einer verkümmerten Romantik zu verkehren. Die Erfindung in diesen Erzählungen ist gewöhnlich, die Sprache nicht gemein, aber aufgestachelt und oft geschmacklos. Unter anderem sagt ein emancipationslustiges Mädchen zu einem Manne: „Seit wann verheimlichte ich Dir denn, daß ich mein Fleisch zu gut halte, um es von den Fesseln des Ehestandes wund scheuern, und mich als Sklavin auf eine Bank der kläglichen Galeere, Haushalt, anschmieden zu lassen?"

Die Mystiker, Novelle, und der Arzt als Scharfrichter, ein Lebens- und Reisebild, von H. F. Mannstein. Dresden u. Leipzig, Arnold.

Die Novelle gibt die Geschichte der königsberger Mucker auf verändertem Terrain, sehr grob und ordinär.

Notizen.

[Carl von Holtei.]

Wer den jovialen Skeptiker und trocknen Humoristen persönlich kennt, findet ihn in seinen „Briefen aus Seafenort", die der Freihafen für 1840 brachte, getreulich wieder. Der liebenswürdige Mann schildert hier seine müßige Langeweile und das behagliche Gähnen seines melancholisch comfortablen Zustandes sehr ergötzlich. Die derbe, burleske Naivität des schlesischen Naturells prägt sich eigenthümlich in ihm aus, besonders in den Momenten, wo er als hypochondrischer Heimchenfänger Frösche und Spinnen erzieht. Möchte er seine Memoiren liefern. In Schleusingen bei Glaser erschienen seine Künstlerdramen, welche auf vielen Bühnen ihr Glück machten, sein Shakspeare in der Heimath und sein Lorbeerbaum und Bettelstab. In der Vorrede zu jenem gibt der Verfasser interessante Blicke auf die wiener Theatercensur.

[Journalistik in Modena.]

Nach der Erzählung eines Reisenden ist in Modena der österreichische Beobachter noch immer als ein freigeisterisches, aufklärerisches Blatt verboten. Es müßte sonach sehr lehrreich und ergötzlich sein, außer der Voce della verità jene Blätter zu lesen, die in dem frommen Ländchen nicht verboten sind. — l —.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei zwei Beilagen, von Joh. Ambr. Barth in Leipzig und J. J. Weber in Leipzig.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 14. — den 20. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Eduard Gans.

Von Saint-Marc-Girardin.

Manchen meiner Freunde hab' ich schon verloren, aber kein Verlust ergriff mich so schmerzlich, als die Nachricht vom Tode des berühmten Gans. — Er war den 22. März 1798 in Berlin geboren, und starb in dieser Stadt den 5. Mai 1839, in seinem 42sten Jahre. — Als ich 1830 nach Berlin kam, kannte ich Gans nicht, ich hatte keinen Empfehlungsbrief, nur eine jener kleinen Visitenkarten, welche den Namen des Empfehlenden mit einigen Worten über den Empfohlenen enthalten, wie man sich deren in Deutschland häufig bedient. Ich halte nicht viel von Empfehlungsbriefen, weil sie oft nur dazu dienen, um einen langweiligen Menschen aus St. Petersburg bei einem eben so langweiligen in Paris zu beglaubigen, und ich ließ mehrere Tage verstreichen, ohne meine Karte abzugeben. Endlich entschloß ich mich dazu, aber ich fand ihn nicht. Er kam zu mir, ich war ausgegangen, und da ich einigen klüglichen Leuten begegnet war, die mir viel Unfreundliches von ihm erzählten, so beeilte ich mich nicht, ihn aufzusuchen, so daß wir uns vielleicht niemals gesehen hätten, wenn ich ihn nicht zufällig in der Wohnung eines Dritten getroffen. Wir näherten uns, gingen zusammen fort, fingen an zu plaudern, und seitdem sah ich Gans täglich.

Denkt Euch einen Franzosen, und zwar einen Pariser, der nach Berlin geht, um sich zu unterrichten, der aber bei allem Geschmack und Eifer für die Wissenschaft doch oft sehnsüchtig nach dem Vaterlande zurückblickt, denkt Euch die Freude eines solchen, einem Deutschen zu begegnen, der Frankreich leidenschaftlich liebt, es kennt, darüber sprechen kann, zu sprechen weiß und zu sprechen liebt, und der bei seinen geistvollen, beredten, mannichfaltigen Unterhaltungen deutsche Bildung mit französischer Lebhaftigkeit vereinigt, der Alles gelesen hat, nicht wie seine Landsleute, um über Alles zu schreiben, sondern über Alles zu sprechen. Ein solcher war Gans. Während unserer langen Gespräche unter den Linden, im Thiergarten, im Garten von Mon-Bijou, in Strauß, überall wo wir gingen, weihte mich Gans in die deutschen Verhältnisse ein, und zwar nach französischer Weise durch die Conversation. In Frankreich denken wir wenig nach, aber wir reden viel, und die Conversation erweckt den Geist eben so gut wie das Nachdenken. Die Unterhaltung, wenn sie gut, und unter Leuten, die sich gleich stehen, geführt wird, hat sogar den Vortheil vor dem Nachdenken voraus, daß sie den Geist zu größeren Anstrengungen nöthigt, denn das Nachsinnen begnügt sich mit dem Entwurf, oft selbst mit dem Schatten eines Gedankens, während die Conversation vom Gedanken den klaren Ausdruck fordert. Die Meditation neigt zu abschließenden Ideen. Dieser Abschluß des Denkens genügt aber nicht für die Conversation, sie fordert eine scharfe und abgerundete Form, und mit ihr sind die Beinahe's, das Helldunkel, die Nebel der Rede unmöglich. Das ist ein wesentlicher Vortheil. Ich füge hinzu,

Digitized by Google

daß das Gespräch nicht nur das Verdienst hat, den Gedanken aufzuklären, es übt auch eine Controle über denselben, und findet die lebendige Erwiederung. Der Denker im Zimmer ist einsam, und wenn er sich irrt, so geht er, ohne gehemmt oder gewarnt zu werden, bis an das Ende seines Irrthums; der Redende aber wird sogleich von dem Mitredenden verbessert. „Ihr Franzosen," sagte mir einst Gans, „Ihr habt das rednerische Genie." Seitdem ich regelmäßig den Sitzungen unserer Kammern beiwohne, ist mir zwar einiger Zweifel über diese Wahrheit entstanden; aber Gans wollte nicht nur von den Rednern sprechen, er verstand darunter jene Fähigkeit der Beredtheit, welche unsern Reden und unsern Schriften so viel Grazie verleiht. Das rednerische Genie bedeutete nach ihm das Genie des klaren und abgerundeten Ausdrucks, der in der That französisches Talent ist, und Gans schätzte dies Talent um so höher, als er es selbst besaß, und weil darin eine seiner höchsten Gaben beruhte. In Deutschland schadet selbst der Charakter der Sprache und die Gewohnheit des Nachsinnens häufig dem Denken der Schriftsteller und der Professoren. Gans ist fast der Erste, der dieses beredte und lebendige Wort auf das Katheder gebracht hat, welches den Zuhörer erregt, und die Belehrung durch die Bewegung erreicht. Dies gehörte zu den französischen Sitten, welche dieser von französischen Ideen ganz durchdrungene Geist nach Deutschland übertragen hatte.

Ich habe in den „Rückblicken auf Personen und Zustände" mehrere Züge unserer berliner Unterhaltungen wiedergefunden. „Ich kannte Frankreich," sagte mir Gans, indem er von seiner ersten Reise nach Paris sprach, „ich hatte von frühauf Eure Schriftsteller gelesen, als Kind habe ich Napoleon in Berlin gesehen, und nach beendigtem Kriege war es trotz des Hasses, welcher den Kampf überlebte, doch Frankreich, welches mich unaufhörlich anzog, da ich überzeugt war, daß, ungeachtet seiner Niederlagen, Frankreich es war, welches die Initiative in der Weltgeschichte behielt. In Paris war mir alles Wichtige und Bedeutende von Hörensagen und Lesen bekannt: die Viertel, die Straßen, die Vergnügungsorte, die Männer, der Werth des Einen gegen den Andern gehalten, der Stand der Parteien, die Richtungen in der Literatur, alles das war mir nicht fremd; es fehlte mir nur die Anschauung des Ganzen, nach welcher sich selbst das Bekannte ganz anders stellt, neue Gesichtspuncte überhaupt gewonnen werden, und dem abstrakten Hin- und Herschweifen endlich das Siegel der Bestimmtheit aufgedrückt wird. Man kennt ein Land nicht, von dem man nur die Beschreibung, und man kennt ein Volk noch nicht, wenn man nur seine Gesetze, seine Bücher und Journale gelesen hat. Nichts ersetzt die selbsteigene Anschauung der Dinge und der Menschen." — Gans kam also 1825 nach Paris, und brachte von dieser Reise die lebendigsten und interessantesten Erinnerungen heim. „1830," sagte er mir eines Abends in Wien, „habe ich mehr Menschen und mehr Dinge als 1825 gesehen, ich habe die Flitterwochen Eurer Julirevolution gesehen. Ich habe mehr beobachtet und mich mehr unterrichtet, aber ich habe Frankreich nicht so empfunden, als 1825." Dann erzählte er mir mit Begeisterung seine Gänge durch Paris, wie er die Orte studirt hatte, welche das Andenken unserer Revolution von 1789 aufbewahrten. Herr Cousin diente ihm dabei als Führer. „Nie," sagte er, „habe ich lebendigeren und erschütternderen Geschichtsunterricht erhalten, als damals."

Es möge mir erlaubt sein, hier eine Bemerkung über diesen „Sinn" für Frankreich zu machen, den Gans mehr als irgend ein Fremder, dem ich je begegnet bin, besaß. Allerdings ist der Einfluß Frankreichs auf Berlin keine neue Sache. Vorbereitet wurde derselbe durch die französischen Flüchtlinge, die sich unter dem großen Kurfürsten dort niederließen, aber entschieden gestaltete er sich erst unter Friedrich dem Großen. Sein Hof war ganz französisch. Der Geist Voltaire's und seiner Schüler regierte in Berlin, obwohl Friedrich die schwachen Seiten der Philosophie des 18ten Jahrhunderts kannte, obwohl er wußte, wessen er sich von der Weisheit der weisen Encyklopädisten zu versehen hatte. Er nahm von dieser Weisheit, was er für das Vergnügen seiner Abendgesellschaften in Sans-Souci brauchte; aber er wußte auch den französischen Geist anzuwenden, der ein Geist der Prüfung und der Controle ist, er wußte alte Mißbräuche abzuschaffen, eine thätige und wachsame Regierung zu begründen, und endlich die administrative Monarchie zu schaffen, welche im Norden Europas die Schule für die alte Feudalmonarchie geworden ist. Zugleich herrschte in Berlin der französische Geist seit Voltaire in der Gesellschaft, und seit Friedrich dem Großen in der Verwaltung, aber es war auch nur der Geist des 18ten Jahrhunderts und nichts mehr. Formell, wie alle übertragenen Sitten, war er geblieben, was er im Augenblick seiner Uebertragung war. Was daraus entsprang, die französische Revolution, ihre Gesetze, ihre Einrichtungen, ihre Kühnheit, der dritte Stand, der eine Nation gebildet, welche ein neues politisches Regiment

Digitized by Google

stiftete, der eine Armee geschaffen, welche Europa besiegte, der eine Regierung gebildet, welche mit allen alten Höfen Europas verhandelte, Alles dies war fremd und fast verhaßt in Berlin. Man liebte hier Frankreich, aber nur das Frankreich von 1789, man wollte in dem revolutionären und erobernden Frankreich von 1791 u. 1805 nicht die Tochter und Erbin des Frankreichs von 1760 wiedererkennen. Berlin hatte, so schien es, auf das Jahr 1789 ein Siegel gelegt, es hatte das Buch geschlossen, um es nicht wieder zu öffnen. Gans war einer der Ersten, der es wieder öffnete, und der es auszusprechen wagte, daß zwischen dem Frankreich, welches Friedrich geliebt hatte, und dem, welches das neue Preußen verkannte, der Zusammenhang niemals aufgehört habe, und daß Eins aus dem Andern hervorging. Während wie unter der Restauration die Tradition von 1789 wiedergewannen, wandte Gans in Berlin die deutsche Philosophie und Bildung an, um die Verschwisterung des Jahres 1789 mit den daraus entsprossenen Zeiten zu beweisen, erklärte die bewundrungswürdige Productionskraft der französischen Civilisation von Ludwig XIV. bis zu Napoleon, und verhinderte es, daß der deutsche Geist sich zwei Frankreiche bildete, das eine das der Vergangenheit, dessen beherrschenden Einfluß man annahm und bewunderte, das andere das der Gegenwart, das man als parteienvoll und revolutionär verdammte. Gans behauptete, daß es nur ein Frankreich gebe, und aus dem politischen und philosophischen Charakter unserer Geschichte bildete er sich den Stoff seiner Vorträge. — Diese Vorträge hatten einen für deutsche Universitäten unerhörten Erfolg. Gans hatte mehr als 1500 Zuhörer, es war ein Publicum, und der Professor wurde selbst darin zum politischen Redner, etwas, was neu und fremd in Berlin war. Die öffentliche Gratis-Vorlesung wurde ihm später untersagt, er sollte sich, dem Brauch der deutschen Universitäten gemäß, auf einen festbegränzten und bezahlten Cursus beschränken, doch auch dieser Cursus hatte einen bedeutenden Erfolg. Die Wirkung des Professors verlor an äußerem Umfang, aber sie gewann an innerer Lebendigkeit. 1500 Zuhörer bilden ein Publicum, 100 eine Schule und eine Secte *).

*) Gans las im Wintersemester 1830 über neueste Geschichte, publice, und zwar für zwei Abtheilungen, weil das größte Auditorium die Zahl der Zuhörer nicht faßte. Auf diese Weise las er von etwa 1500 Zuhörern, die allen Ständen angehörten. Später las er „Philosophie der Geschichte" vor etwa 500 Zuhörern. E. M.

Gans war in Berlin, obwohl Professor und Schriftsteller, doch eine politische Person, was in einem Lande, das keine öffentliche Vertretung hat, eine ganz neue Sache war. Es gibt scheerlich in Preußen Schriftsteller, die sich mit Politik beschäftigen, aber sie haben keine Wirkung auf das Publicum. Ihr Wort verhallt, ihrer Person gilt nicht. Gans aber war in Berlin dahin gelangt, eine politische Person außerhalb des Staates und der Regierung zu sein, obwohl alle Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes dieser Neuerung entgegenstanden. Die Menge, welche sich bei seinem Begräbniß zusammendrängte, das Volk, die Bürger, die Officiere und Studenten, sie Alle haben es dargethan, daß man nicht nur einen Professor nach dem Kirchhofe begleitete, sondern einen Mann, der auf die Gesellschaft seiner Zeit gewirkt hatte. Daher die volksmäßigen und unverhohlenen Klagen, welche zur Ehre seines Angedenkens erschollen sind! Und wie ich Gans kannte, so war es diese Stellung eines politischen Mannes in einem nicht politischen Lande, welche ihm am meisten zusagte, weil sie ihn den Sitten Frankreichs und Englands nahe brachte. Die Politik war das Element, in welchem er am liebsten lebte. Deshalb liebte er Frankreich so, er wußte ihm Dank, daß es in Europa eine politische Initiative gab, welche niemals stockte, und in Bezug hierauf trat er selbst gegen uns mit ungestümem Verlangen auf. Er konnte es nicht ertragen, daß Frankreich einen Augenblick von diesem Beruf zu weichen schien, er hielt es für verpflichtet, sich an Europa hinzugeben zum Triumph der Civilisation: dies war seine Rolle, seine Mission, diese mußte es erfüllen, wohl oder übel, auf sein Risiko und seine Gefahr. Wie scharf und geistvoll war sein Unmuth gegen das, was er unsern Egoismus nannte, und was doch nur unsere Klugheit war. Und vor Allem, wie viel Liebe lag in seinem Zorn gegen Frankreich, der wahre Zorn eines Liebenden! „Seit einem Monat gehe ich nur um Frankreich herum," schrieb er mir von Genf im September 1832, „ohne mich entschließen zu können, es zu betreten. Euer Justemilieu und Eure souveraine Bourgeoisie hindert mich daran. Wenn Gott die Julirevolution für die Kasernen der Straße Saint-Denis gemacht hat, so will ich aufhören, mich um Philosophie und Geschichte zu kümmern, denn ich habe keinen Maßstab mehr für beide. Lieber will ich Ludwig XIV., Napoleon und selbst die Kämpfe der Restauration, als diese bleiche, hinfällige Freiheit, diese Ordnung ohne Größe und ohne Glanz. Und doch liebe ich es, dieses Frankreich — denn wenn es wollte!...." Dann bat er

Digitized by Google

mich, nach Straßburg zu kommen, wo er einige Tage bleiben wollte. „Wir wollen mit einander sprechen und streiten, und wer weiß, theurer Freund, ob uns nicht begegnen wird, was, wie es heißt, zwei Glaubensstreitern des 16ten Jahrhunderts begegnete; der eine war Katholik, der andere Protestant, und sie stritten so gut und mit so trefflichen Gründen gegen einander, daß der Katholik Protestant und dieser Katholik wurde."

Obwohl Gans mehr politischen Geist und Feuer hatte, als seine Landsleute, so hatte er doch noch viel von deutschen Sitten und deutschem Universitätswesen an sich. Obwohl er sich mit den Ereignissen seiner Zeit als Parteimann beschäftigte, so beurtheilte er sie doch als speculativer Philosoph unter einem ganz allgemeinen Gesichtspuncte, und hier betrog er sich. Er betrachtete vor Allem das Interesse der Humanität, und stieß sich an den Hemmnissen, welche sich der Erfüllung des Geschicks Europas, so wie er es sich dachte, entgegenstellten. Indem er die Ereignisse ganz heiß, und den Tag nach dem Tage beurtheilte, hinderte ihn seine Ungeduld, zu begreifen, daß der Widerstand einen nothwendigen Theil in dem Zuge der menschlichen Dinge bildet, daß, was ihm den Weg zu hemmen schien, oft seinen Lauf nur sicherte, und endlich, daß, wenn die Geschichte einem logischen Plane folgt, diese Logik erhabener und größer ist als der menschliche Verstand, und daß sie gegen diesen den Vortheil hat, nichts auszuschließen, selbst nicht den Aufenthalt und die Erschütterungen. Gans betrog sich also, so glaube ich wenigstens, in der Schätzung der momentanen Dinge, d. h. in der Politik, aber er excellirte in der Philosophie der Geschichte, wenn er die Begebenheiten in der Entfernung und in großen Massen beurtheilte, und hier vorzüglich besaß er eine merkwürdige Beredsamkeit, die halb französisch und halb deutsch war, halb Esprit und halb Begriffe-rung. Die Philosophie der Geschichte war seine Lieblingswissenschaft. Ein Schüler Hegel's hatte er in dem Schooß dieser Schule eine merkwürdige Revolution verursacht, denn er hatte sie als eine Lehre, die alle vorhandene Gewalt, selbst die absolute, rechtfertigte, nach der Maxime überkommen, daß, was ist, auch Recht habe zu sein; er aber hatte sie fast bis zum Liberalismus geführt, dessen Princip im Gegentheil das ist, Rechenschaft zu fordeen von jeglicher Gewalt über ihren Ursprung und ihr Recht *). Wie gern mochte ich mit ihm über die Philosophie der Geschichte sprechen, wie lange und interessante Unterhaltungen pflog ich mit ihm, deren Nutzen mir anheimfiel. Nur wenn Gans zu glauben schien, daß alle großen Ideen für die Entwickelung der Humanität deutsche Erfindung seien, erlaubte ich mir, ihm einige Stellen von Bossuet oder Fenelon zu citiren, die vor Herder und Hegel, ohne ein System zu machen und ohne die populäre Sprache zu wechseln, mit bewunderungswürdigem Scharfsinn den Plan der Vorsehung und die Entwicklung der Civilisation erklärt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dies Verhältniß von Gans zu Hegel ist falsch dargestellt. St.-Marc-Girardin scheint Hegel's Philosophie nicht aus dessen eigenen Schriften zu kennen. Hegel lehrt den Begriff aller Geschichtsepochen, aber er bleibt nirgends bei der stagnirenden Rechtfertigung des Daseienden stehen, es ist ihm überall um die Vernunft der Wirklichkeit, und damit auch um ihre höchste Freiheit zu thun. Er hat nie den Absolutismus gerechtfertigt, sondern vielmehr den constitutionellen Staat als den „einzig vernünftigen" hingestellt. Gans hat weder für die Rechtsphilosophie, noch für die Philosophie der Geschichte wesentlich Neues begründet, sein Verdienst besteht nur in der lebendigern Verarbeitung des von Hegel Gedachten und in der Hinführung desselben zur neuesten Zeitgeschichte. E. M.

Notizen.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

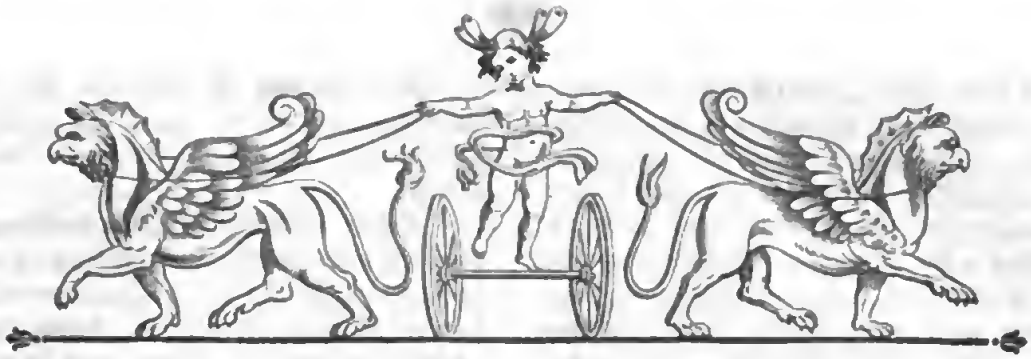
Das leipziger Comité zur Jubilarfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst hat Mendelssohn aufgefordert, eine Composition zum Feste in den Tagen des Juni beizusteuern. Er hat eine solche versprochen, wenn auch nicht ein Oratorium, wie das Programm verkündet.

[Frau von Paalzow.]

Die als Verfasserin von Godwie-Castle bekannte Frau von Paalzow, eine Schwester des Historienmalers Professors Wach in Berlin, scheint mit ihren Lustspielen auf der Bühne Glück zu machen. Bei der ersten Aufführung ihres „Noch ist es Zeit!" war das Theater in Berlin gedrängt voll, — man vermuthete damals hinter den gegebenen Chiffern A. P. dieselbe königliche Hoheit, welche sich nach allgemeinem Vermuthen als Leuner producirte. (Daß „die Geschwister" später in Dresden unter Raupach's Namen gegeben wurden, hebt jene Vermuthung noch nicht auf.) Das zweite Stück der Frau v. Paalzow: „der Bruderkuß", wurde am Sylvesterabend in Berlin gegeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 15. — den 21. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Eduard Gans.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich unter Anderm einer langen Unterhaltung, die wir auf dem Kreuzberge hatten. Der Kreuzberg ist ein kleiner Hügel, wie man deren in der Umgegend Berlins findet. Auf dem Gipfel dieses Hügels steht ein eisernes Monument zum Andenken an die Siege der Befreiungskriege. Ich las auf diesem Monumente die Namen mehrerer Schlachten, von denen ich nie hatte sprechen hören, denn die kaiserlichen Bülletins erzählten nur von unsern Siegen, und als wir zurückgingen, sprachen wir von Jena und von Waterloo. „Das sind traurige Tage," sagte Gans, „aber diese traurigen Tage haben glückliche Erfolge gehabt. Sie haben die Völker gemischt und genähert, sie haben für die moralische Einheit Europas gearbeitet. Ihr habt uns viel gegeben, obwohl Ihr uns geschlagen habt; Ihr habt uns die Gleichheit der bürgerlichen Gesetze und die Einheit der Verwaltung gegeben, Alles, was Ihr seit 1789 erlangt habt. Wir unsererseits haben Euch viel rückgegeben, denn wir haben durch unsere Siege von 1813 die stolze Vereinzelung gebrochen, in der Ihr lebtet, in der Ihr nichts sahet, kanntet und bewundertet, als Euch allein, wodurch Ihr zugleich unfeuchtbar und eitel wurdet. Schmähen wir deshalb nicht allzusehr unsere beiderseitigen Niederlagen. Wißt Ihr, daß die Wiedergeburt Preußens von Jena datirt? Jena hat in unsern Gesetzen und unserer Verwaltung zerstört, was Friedrich d. G. aus Nachlässigkeit oder aus Politik noch vom deutschen Mittelalter bewahrt hatte. Wir dachten, daß Preußen mit seiner mehr adligen als nationalen Armee, mit seiner Verwaltung, welche die Stütze der Municipalmacht verachtete, mit seinen Maximen Friedrich's, welche nur noch eine schlecht begriffene Erfahrung waren, stark und mächtig sei. Jena zeigte uns unsere Schwäche, und da begannen wir mit frischen Kräften zu arbeiten. Der liberale Geist, der stets die Vorsehung Preußens war, kam uns zu Hülfe. Die Armee wurde national durch die Landwehr, die nichts anderes ist, als Eure Conscription. Der Freiherr von Stein organisirte die Municipalitäten, und führte in diese Organisation das Princip der Gleichheit ein, das die städtischen Institutionen des Mittelalters niemals zugelassen hatten. Während Ihr in Westphalen, Baden, Hessen und in allen, Eurem Reich verbündeten Ländern Eure Gesetze durch Eroberung einsetztet, nahmen wir sie uns selbst, indem wir Napoleon die einzige ihm gewachsene Kraft, den Liberalismus, und den Siegern des kaiserlichen Frankreichs die Principien des volksthümlichen Frankreichs entgegenstellten. So wahr ist es, daß in diesem Europa, welches bald nur Ein Volk bliben wird, nur ein und derselbe Geist sich bethätigt und mit Hülfe des Krieges wie mit Hülfe des Friedens sich verbreitet, und diesen neuen Geist habt Ihr der Welt gegeben durch die französische Revolution. Die französische Revolution ist nach dem Christenthum die größte Epoche für die Einheit der Völker, denn sie hat das Princip der po-

Digitized by Google

litiſchen und der bürgerlichen Freiheit proclamirt. Kraft der einfachen Qualität als Menſch iſt Jeder berufen, dieſe bürgerliche, politiſche und religiöſe Freiheit zu genießen. Die franzöſiſche Revolution hat ein Banner in der Welt aufgerichtet, um das ſich früher oder ſpäter die Menſchen aller Nationen verſammeln müſſen, ein geheiligtes Banner, auf dem man leſen kann: „Unter dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen!" Auch offenbaren ſich ſeit der franzöſiſchen Revolution überall, in der Politik, der Literatur, der Kunſt, in allen Sitten, die Spuren der Einheit, welche das Ziel der Menſchheit iſt. Betrachtet den Krieg der Revolution, den Krieg, der Europa ſeit 1792 bis 1814 bewegt hat. Wenn wir ihn nur in ſeiner Dauer und ſeinen Erfolgen betrachten, ſo iſt es am Ende ein gewöhnlicher Krieg: es ſind Siege, Schlachten, Tractate, Aenderungen der Ländergebiete. Das iſt der Stoff aller Kriege. Aber wenn wir ſeine Urſachen und ſein Ende betrachten, ſo finden wir einen beſondern Charakter; ſein Ausgang iſt ganz politiſch, es iſt ein Meinungskrieg. Das beſte Mittel, über den Charakter und die Natur eines Krieges zu urtheilen, iſt, ſeinen Ausgang zu betrachten. Der weſtphäliſche Friede, indem er in Deutſchland die Macht des Proteſtantismus anerkannte, begründete den beſondern Charakter des dreißigjährigen Krieges, der ein Religionskrieg war. Der Congreß von Wien, indem er in Frankreich die Reſtauration gründete, beſtimmte auch den Charakter des Revolutionskrieges, der ein ganz politiſcher Krieg war; ein Krieg zwiſchen dem alten und neuen Regiment. Ein Meinungskrieg iſt immer ein allgemeiner Krieg, ſo war es auch mit dem Revolutionskriege. Seine Löſung war eine allgemeine Löſung; dieſe iſt der Friedensvertrag von Wien. Die Reſtauration iſt kein Geſchichtsereigniß für Frankreich, ſondern ein Geſchichtsereigniß Europas, und der Fall der Reſtauration, wenn ſie fällt (dieſe Unterhaltung fand im Mai des Jahres 1830 ſtatt), wird nicht nur, ſeid deſſen gewiß, ein Ereigniß für die Geſchichte Frankreichs, ſondern ein europäiſches Ereigniß ſein. Alle Zuſtände ſind jetzt innig mit einander verknüpft und halten ſich gegenſeitig aufrecht, die ganze Welt iſt ein großes Netz, deſſen Maſchen alle auf einmal erzittern und ſich bewegen. Unſere Erde iſt nicht mehr dumpfig, träge, unbeweglich, die Erde iſt durchklingend und elaſtiſch, und alle Bewegungen erzeugen mit dem Stoß den Gegenſtoß. Es iſt ein weiter Ocean, wo alle Maſſen ſich auf einmal erheben, und die Fluth, die von den Ufern Amerikas kommt, wird, Sturm auf Sturm, ſich an den Ufern Europas brechen."

Ich unterbrach ihn hier und ſagte: „Nur Eines beunruhigt mich hierbei. Was ſoll in dieſer Epoche der Einheit und der Vermiſchung aus den Individuen werden?"

„Ach!" erwiederte er, „Sie berühren da den wunden Fleck. Wenn die Ereigniſſe ſich ſo machen, wenn ſie in ſolchen Maſſen ſich erheben, dann nehmen ſie auch koloſſale Proportionen ein, und werden rieſenhaft. Aber die Menſchen, nun! ſie bleiben, was ſie waren, ſie bleiben klein. Die Ereigniſſe verlängern ſich, ſo zu ſagen, über die ganze Oberfläche Europas: ſie dehnen ſich, erheben ſich, wachſen auf eine maßloſe Weiſe, aber der Menſch kann nicht über ſein gewöhnliches Maß hinaus, und bleibt, was er auch thun möge, in den fünf oder ſechs Fuß ſeiner Größe, und in den fünf oder ſechs Ideen ſeines Geiſtes eingeſchloſſen. Daher dieſes Mißverhältniß zwiſchen den Sachen und den Menſchen, das wir täglich ſehen, und das täglich empfindlicher wird. Dieſe Kleinheit der Menſchen iſt für unſere Zeit unvermeidlich. Jedes Mal überhaupt, wenn viel Menſchen bei einem Ereigniß auftreten, iſt der Antheil des Einzelnen klein. Wenn es viel Zuſchauer auf der Scene gibt, hat der Einzelne wenig zu ſagen, er bleibt einen Augenblick, wirft ein oder zwei Worte hin und tritt wieder hinter die Couliſſe. Die Politik und das Theater gleichen ſich in dieſer Beziehung auf eine merkwürdige Weiſe. Betrachten Sie die antike Tragödie: ſie malt die Leidenſchaften und das Unglück des Helden, ſie füllt das Theater mit einer einzigen Perſon, eben ſo auch in der Politik, eine einzige Perſon, ein großer Mann, ein Cyrus, ein Perikles, ein Sulla füllen das Theater, an ihn kettet ſich Alles. In der Tragödie, oder vielmehr dem modernen Drama, iſt das Intereſſe nicht mehr bei den Charakteren, ſondern bei den Ereigniſſen, bei den Theatercoups, den nicht endenden Verknüpfungen, und darin ähneln ſich Theater und Politik zum Erſchrecken. Heutzutage macht ſich die Beſtimmung der Völker von ſelbſt und allein. Die Individuen folgen den Ereigniſſen, ſie machen ſich, nach einem geiſtvollen Ausdruck der engliſchen Revolution, zu Dienern der Vorſehung. Niemand geht mehr an der Spitze der Dinge, man geht in der Reihe. Man leitet die Ereigniſſe nicht, man folgt ihnen, und die Zeit iſt vorüber, wo einzelne Menſchen das Schickſal einer Nation machten. Es gibt nur noch einen Helden, einen Menſchen von Genie: der iſt die ganze Welt, der iſt das Volk. Aber hat das Volk einen Namen, iſt es ein Individuum, ein Jemand? Nein, das Volk iſt faſt ſelbſt nur ein Ereigniß,

Digitized by Google

denn eben so wie die Ereigniſſe hat das Volk etwas Schickſalvolles, Inſtinktmäßiges. Es geht und läuft auf eine unwiderſtehliche Weiſe, es hat in ſeinen Bewegungen eine hohe und tiefe Vernunft, die ihm aber nicht zu gehören ſcheint. Es iſt vernünftig, wie die Bewegungen der Erde, oder wie die Sterne des Himmels, die den Geſetzen der Vorſehung folgen, es iſt vernünftig, wie die Inſtrumente und Diener Gottes, vernünftig und blind. Und eine Identification der Völker einigt die Menſchen durch die gleichmäßigere Theilung der Dinge, ſie iſt der Menſchheit günſtig, und allerdings dem Individuum feindlich, denn ſie vernichtet die Ungleichheit, ſie macht die Geſellſchaft gleicher, einiger, — nicht platter, wie Sie ſagen wollten."

Als wir nach der Stadt zurückkehrten, ſahen wir in den Kupferſtichläden unter den Linden das Bild Napoleon's. Dies Bild war damals überall in Preußen, wie in ganz Deutſchland, in allen Ländern ausgeſtellt. Die Epoche des zeitgenöſſiſchen Streites war vorüber, die Nachwelt begann.

„Sehen Sie," ſagte ich zu Gans, „hier iſt ein Mann, der das Individuum, welches Ihr Syſtem opfert, ein wenig wieder aufrichtet."

„Ja," erwiederte Gans, „aber er iſt auch die letzte Individualität, er iſt die größte, und ich habe in Bezug auf ihn viel nachzuholen. Es ſcheint, daß Napoleon der Welt ſein eigenes Glück aufgedrängt, und aus ſeinem Schickſal das Europas gebildet hat. Er hat kühn die franzöſiſche Revolution ergriffen, er hat ſie, halb willig halb widerſtrebend, an die Stufen ſeines Kaiſerthrones geleitet. Von der Höhe dieſes Thrones hat er Europa erſchüttert, hat er die Dynaſtien umgeſtürzt. Aber weiter, ſehen Sie ihn im Unglück, ſeine Perſönlichkeit erſcheint hier faſt noch plaſtiſcher als im Glück. Sein Mißgeſchick, rieſig wie ſein Glück, hat ein Relief und einen Glanz, die nur ihm gehören. Sein Geſchick und ſein Ruhm ſtehen einzig da unter den großen Unglücklichen wie unter den Eroberern. Verbannt nach St. Helena, auf einer öden Inſel, zwiſchen zwei Welten, ſtirbt er unter den Augen der Welt, und dieſes Grab, auf einem fernen Felſen, unter einem andern Himmel, hat etwas Myſtiſches, das die wunderbare Außergewöhnlichkeit ſeines Lebens bei ſeinem Ausgang und ſeinem Eingang begleitet. Und doch, doch hat auch dieſer Mann, welcher 15 Jahre hindurch das Geſchick der Welt beſtimmt zu haben ſchien, nur dem Geſetz unſers Jahrhunderts gedient, er hat ihm in dieſer Stellung nicht entgehen können, auch er iſt den Ereigniſſen mehr gefolgt, als er ſie geleitet, er hat die Beſtimmungen der Vorſehung ausgeführt, aber hat nichts geſchaffen, was das Werk ſeines Willens wäre, und, merkwürdig! Alles, was er *gegen* das Geſetz des Jahrhunderts und den Geiſt der Zeit thun wollte, ſeine großen militäriſchen Lehen, ſeine Majorate, ſeine Throne in Spanien, Italien und Deutſchland, Alles endlich, was nur in ihm beruhte, iſt mit ihm geſtürzt. Wie viel Dinge dagegen, die er, ohne ihre Folgen zu überſehen, begann, haben ſeine Macht überlebt! wie viel Zuſtände rühren von ihm her, die er nicht wollte! Er hat Deutſchland nach ſeiner Phantaſie zerſtückelt und zerbröckelt, und Deutſchland iſt unter ſeinen Händen einiger und kräftiger erſtanden. Er wollte Preußen vernichten, und im Jahre 1814 war Preußen mächtiger als unter Friedrich dem Großen. So hat ſelbſt Napoleon der Nothwendigkeit der Dinge gehorcht, ſo waren die Ereigniſſe ſtärker, und vielleicht auch größer als er."

Für Gans gab es keine Individuen mehr, es gab nur, was wir jetzt ſehen, Parteien, d. h. Menſchen, welche ſich zu klein finden, um allein gegen die Verhältniſſe anzukämpfen, dieſe vereinigen ſich, drängen ſich an einander, und ſuchen eine Kraftanſtrengung zu machen. Aber dauern ſie? England hat mit ſeinen Whigs und Tories hundert Jahre gelebt, jetzt aber, wie viel Parteien entſtehen, leben und ſterben nicht in zehn Jahren! Auch die Parteien von heut haben nicht mehr Kraft und Dauer als die Individuen. Und wenn wir von der Politik zum Reich des Gedankens übergehen, ſo ſehen wir dieſelbe Erſcheinung. Es gibt keine Bücher mehr wie den „Esprit des lois" oder den „Contrat social", es gibt nur Journale. Denn was iſt ein Journal? Iſt es der Gedanke eines Individuums, eine Perſon? Es iſt ein Weſen des Verſtandes, eine reine Abſtraction. Ein Journal iſt eine Partei mit der Feder in der Hand, es iſt keine Perſon. Wer ſchreibt in den Journalen? Jedermann! Man ſagt, daß im Alterthum Jedermann Poet war, Jedermann dichtete, dann bildeten ſpäter dieſe zerſtreuten Geſänge, dieſe populären Gedanken, indem ſie ſich vereinigten, die Ilias oder die Odyſſee. Eben ſo iſt es mit den Journalen, ſie machen ſich, wie ſich ſonſt die epiſchen Gedichte machten. Das ſind die Epopöen unſerer Zeit, ſie ſind entſtanden wie die alten Epopöen durch unbekannte Rhapſoden, welche, wie dieſe Epopöen, den Gedanken der Völker repräſentiren. —

Dieſe Unterhaltung gibt ein Bild von der Weiſe, wie Gans bei ſeinen Geſprächen die allgemeinen Ideen auf die Ereigniſſe und die Dinge des Tages bezog, in-

Digitized by Google

dem er unaufhörlich die speculative Philosophie auf die tägliche Politik anwandte. Sie läßt auch seine Meinung über den Gang und das Ziel unseres Jahrhunderts erkennen. Er glaubte an die zukünftige Einheit der europäischen Welt, und überall sah er davon Zeichen und Symptome. Mit geistvollem Scharfsinn und tiefer Systematik bestimmte er in den kleinsten Erscheinungen der Literatur und des Theaters den Bezug, den sie auf den allgemeinen Gedanken des Jahehunderts hatten. Ich erinnere mich in Bezug hierauf eines sehr geistvollen Artikels, den er in eine berliner musikalische Zeitung bei Gelegenheit des Erfolges einrücken ließ, den Mlle. Sonntag, die damals schon verheirathet und schon als Gräfin bekannt war, in Berlin erreichte. Sie trat, glaube ich, zum letzten Male auf, und es war ihr letzter, unermeßlicher Triumph. In Berlin war dies fast ein öffentliches Ereigniß. Unter dieser Benennung bemächtigte sich Gans desselben, indem er es in dem Sinne seiner philosophischen Ideen erklärte. „Wenn wir den Erfolg der Mlle. Sonntag in der Nähe betrachten, sagte Gans in diesem Artikel, so kann man einige Ideen daraus für die Beurtheilung des Charakters unserer Zeit gewinnen. Der Zeit scheint im Leben wie in der Kunst das Große und Erhabene, das Bewegungen und Erschütterungen hinterläßt, nicht mehr angenehm zu sein. Ihre Helden sind Mäßigungshelden, friedliebende Krieger, ihr Anblick darf keinem imponiren, und man muß, wie entfernt sie auch stehen, in ihnen die Gleichen erblicken können. Liebe, soviel man will, aber keine Ehrfurcht, weil diese mit der Furcht Verwandtschaft hat. In der Kunst sind es nicht mehr die hohen großartigen Gestalten, die man schauen mag, denn in ihnen erkennt sich kein Zuhörer: sie bieten keinem bequem den Spiegel dar, daß Jeder seine eigne Persönlichkeit darin erblicke. Seitdem die Kunst aber nicht mehr erhaben, und durch weitere Canäle zum Vergnügen führen soll, sondern von Hause aus Vergnügen ist und bleibt, seitdem sie dienend geworden, und in ihrer Dienstbarkeit, trotz dem, daß sie Kunst ist, sich selbst wieder, um zu gefallen, auf Künste legen muß: sind die großartigsten, erschütternden Gestalten nur störende Catone, die als überflüssig zu entfernen, die höchstens nebenbei zu toleriren sind. Die Zeit hat sogar ein vortreffliches Wort gefunden, um das Hohe, das sie nicht mehr ertragen kann, mit einem Vorwurf zu bezeichnen. Sie nennt es einseitig, und mit Recht. Jedes Große ist einseitig, schon darin, daß es hervorragt und bemerkt wird. Was die Zeit als Vielseitigkeit lobt, ist diese Geschmeidigkeit, aus der Kunst und dem Publikum Eins zu machen, und die Erhöhung, welche die Darstellung von den Darstellenden trennt, jeden Augenblick geistig und körperlich herabzulassen. Im Schauspiel will das Publicum einen erweiterten Salon erblicken, keine großen Eigenschaften, denn diese stören die Gleichheit, die allerdings in der Gesellschaft nothwendig ist; nichts Erschütterndes, denn man geht nicht in eine Gesellschaft, um angegriffen nach Hause zu kommen, die Kronen, die das Publicum austheilt, sollen Küsse sein, und die Bewunderung soll sich in Umarmungen auflösen. — Dieser Richtung entspricht die Vereinigung von vielfachen Talenten, wovon zwar nicht jedes für sich auf hervorragende Bedeutung Anspruch macht, denn das wäre von selbst ein Grundgebrechen, das man nicht verzeihen könnte, aber die musivisch zusammengesetzt sich gegenseitig unterstützen, und so ein angenehmes Ganzes bilden. Ein solches Talent ist das der Mlle. Sonntag."

Unstreitig ist in diesem Portrait unserer Zeit viel Geist, vielleicht zu viel, und ich möchte nicht behaupten, daß Alles darin wahr ist. Man muß jedoch hierbei an ein Zeitalter denken, das zur Einheit aller civilisirten Völker strebt, sowie Gans es sich dachte, ein Zeitalter, wo alle großen Bewegungen und alle großen Gefühle nothwendig allmälig sich verlieren; denn es ist die Eigenthümlichkeit aller großen Gefühle, daß sie durch ihre Erhebung nur eine Ungleichheit, einen Unterschied durch die Auszeichnung erzeugen, sie verhindern die Einheit, welche um zu existiren vorzüglich der Gleichheit bedarf. Mit großen Gefühlen werden die Menschen zu Helden, und die Völker selbstständige und unabhängige Nationen. Denkt man sich aber ein Zeitalter, das zur Gemeinschaft aller civilisirten Völker strebt, muß nicht in diesem die europäische Gesellschaft, vorzüglich in den höhern Ständen, eher sanft, polirt, gemäßigt, als energisch, heftig, begeistert, leidenschaftlich sein, und muß sie nicht in der Kunst mehr das Gefällige und Amüsante lieben, als das Erhabene, Erregende? Ist es nicht wahr, daß die Ruhe und der Sybaritismus des Geistes und der Seele seinen vorherrschenden Charakter bilden werden, und wenn es ihr auch zuweilen einfällt, aus Laune von der Kunst und der Literatur heftige und ungewöhnliche Bewegungen zu fordern, wird sie nicht immer wieder aus Natur- oder Gewohnheitshang zum Weichen und Sanften zurückkehren? Das wollte Gans sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 16. — den 23. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Eduard Gans.

(Beſchluß.)

Ich ſprach von ſeinen „Rückblicken auf Perſonen und Zuſtände.“ In dieſem Werke berichtet er über ſeine drei Reiſen nach Paris, 1825, 1830 und 1835, und vergleicht dieſe drei verſchiedenartigen Epochen unſerer Zeitgeſchichte. Bei dieſen drei Epochen kommt 1835 am ſchlechteſten weg. Es iſt wahr, ich geſtehe es, 1835 gab es nichts, was die Einbildungskraft ergreifen konnte, nichts was den Dichter oder den Philoſophen anziehen konnte, und vorzüglich einen Philoſophen, der eben ſo begierig iſt, ſeine Ideen zu ſyſtematiſiren, wie der Dichter, ſie zu geſtalten. 1825 hatte Gans die Kämpfe des Geiſtes gegen die Reſtauration und unſere Siegeshoffnungen geſehen, er hatte auch die literariſche Reform geſehen, welche unſere Romantiker begannen. Alles dies, das um ſo ſchöner, da es auf die Zukunft gerichtet war, hatte Gans verführt und begeiſtert. 1830 war er bei unſerm Siege gegenwärtig. 1835 wohnte er dem nächſten Morgen nach dem Siege bei, und ein ſolcher iſt immer traurig. Keine Begeiſterung, keine Täuſchung mehr, man hatte die Probe in der Politik und der Literatur gemacht, und wie alle Proben, hatte ſie weniger ergeben, als man hoffte. Man glaubte 1835 nicht mehr, daß die Julirevolution die Geſellſchaft geändert, und die ſocialen Krankheiten, welche ſie quälen, geheilt habe. Man ſah, daß dieſe Revolution nur den Sieg der politiſchen Ideen von 1789 neu befeſtigt hatte, aber indem ſie dieſe zugleich von einer Unzahl falſcher Illuſionen befreite. Andererſeits glaubte man 1835 auch nicht mehr, daß die Befreiung von den Regeln des Ariſtoteles, und ſelbſt von der Cenſur unſere Literatur verjüngen, und Tauſende von Genies, die bisher unter dem Druck geſchmachtet, erwecken könne. 1835 waren wir, leider! zu der Weisheit gelangt, die immer ein wenig der Enttäuſchung gleicht. So viel von dem Stand der Geiſter, und was die That betrifft, ſo unterdrückten wir die Emeuten, und ſuchten die innere Glückſeligkeit des Landes zu geſtalten. Denn die Weisheit und das häusliche Glück ſind herrliche Dinge für den, der ſie genießt, aber ſie ſind ſehr einförmig für den, der ſie von weitem anblickt. Es gibt da kein dramatiſches Schauſpiel, es gibt ſelbſt keine Gelegenheit, ein großes Syſtem zu machen. Der friedliche und ſtille Verlauf des häuslichen Glücks ſchließt die Poeſie und Logik aus. Die Philoſophie der Geſchichte weiß nicht, woran ſie ſich halten ſoll, wenn ſie plötzlich in die Mitte einer ſolchen Geſellſchaft verſetzt wird, nur nach dem Verlauf einer gewiſſen Zeit, und nach der Dauer einiger Jahre gewinnt das Glück und die Wohlhabenheit der ruhigen und ſanften Völker, von weitem geſehen, den Anblick des Schönen und Großen, jedoch unter der Bedingung, — das muß ich ſogleich hinzufügen, daß die Völker ruhig und glücklich ſind nur durch ihre Vernunft und ihren Willen, und daß ſie ſtets unabhängig und frei bleiben. Dieſer Art iſt das Glück, das Frankreich ſeit faſt zehn Jahren zu gewinnen ſucht, ein

Digitized by Google

Glück, das seiner Unabhängigkeit und seiner Freiheit nichts kostet. Da wir allmälig, wenn auch mit dem Opfer vieler Klagen und Quälereien dahin gelangen, so wandte auch Gans sich in seinen letzten Lebensjahren allmälig dieser neuen Gattung der Größe zu.

Zu dieser Umkehr gab es mehrere Ursachen: Zunächst wurde es nach gerade etwas antiquirt, Frankreich nur anzugreifen und über den Geist seiner Klugheit und Mäßigung zu schimpfen. Da alle Parteien dies seit fünf oder sechs Jahren thaten, so ermüdete Gans, der stets lieber vor als hinter den Andern ging, an dieser abgekarteten Renommisterei. Sodann, da die Erfahrung die Weißagungen seiner Unlust zu verwerfen schien, da Frankreich in seiner politischen Haltung verharrte, und sich nicht schlecht dabei befand, so gewann diese Haltung in den Augen des gewiegten Schülers von Hegel die Autorität des Erfolges, d. h. insofern sie das Recht der vernünftigen Existenz hierzu besaß, und so weit er sie billigen mußte. So kam er, von seinen Zweifeln geplagt, im Jahre 1837 nach Frankreich, und wollte diesmal einige unserer großen Provinzialstädte sehen. Bei seiner Rückkehr ging er über Paris, und hier sah ich ihn das letzte Mal. Sein Geist bewegte sich in großer Schwankung, indem er bald mit erstaunlicher Lebhaftigkeit den neuen Zustand Frankreichs verspottete, weil dieser sehr wenig den Erwarteungen von 1825 und den ersten Julitagen entsprach, bald, was er sah, mit der Miene der Resignation billigte und es schon zu systematisiren suchte. Die Ungewißheit seines Geistes findet sich in einem seiner letzten Briefe, die ich erhalten habe, wieder: man sieht daraus, wie Frankreich ohne Unterlaß der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Studiums war.

„Mein theurer Freund," sagt er hier, „ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Eurem Lande denken soll, und meine letzte Reise durch Eure Provinzialstädte hat mir zu gleicher Zeit höchlichst mißfallen, und zugleich viel Stoff des Nachdenkens geliefert. Ich wußte vor dieser Reise nicht recht, was die Pariser sagen wollten, wenn sie nur mit einer gewissen Verachtung von der Provinz sprechen, jetzt weiß ich es: Ihr habt keinen Mann in der Provinz. Welche Langeweile! Welche Schläfrigkeit! Man ißt, man schläft, aber sieht nichts. Welcher Materialismus! Eure pariser Bürger sind Vulkane des Geistes neben Euren Provinzialen. Und denken Sie, liebster Freund, wie mir das mißfallen mußte, ich bin in Deutschland gewohnt, in unsern kleinen Städten Geschmack für Wissenschaft und Kunst zu finden. In Deutschland ist das geistige Leben überall verbreitet, es ist in allen Gliedern, nicht blos im Kopf und Herzen, wie bei Euch. So war ich denn im ersten Augenblick bereit, mit Euren Provinzialpublicisten zu rufen: Decentralisiet Euch, so viel Ihr könnt, laßt etwas Blut den Extremitäten zufließen, denn sonst müßt Ihr umkommen vor Erstarrung in den Extremitäten und vor Blutanschwellung im Herzen. — Nach der ersten Ueberraschung jedoch frage ich mich, warum die Sache sich so verhält, und wenn ich finde, daß Frankreit seit 300 Jahren der Concentration zustrebt, so kann ich mich nicht wundern, noch sehr beklagen, daß Ihr noch zur Stunde dem Hange Eurer Geschichte folgt. Ich bin selbst versucht worden, zu glauben, daß diese so ungleiche Vertheilung des geistigen und politischen Lebens eine durchaus organisirtere Gesellschaft gibt, als dies den Anschein hat. In den Republiken des Alterthums gab es Einen öffentlichen Platz, Ein Forum, wo die Bürger zusammenkamen, um die öffentlichen Geschäfte zu besorgen. Außerhalb des Forums besorgten sie ihre Privatgeschäfte, und beschäftigten sich mit der Bestellung ihrer Felder. Paris ist das Forum von Frankreich geworden, nicht allein, weil in Paris die Kammersitzungen gehalten werden, sondern weil es nur in Paris ein öffentliches Leben gibt. Es ist in Paris wie auf einem, ganz Frankreich geöffneten Platze der Oeffentlichkeit, wo die Dinge und die Ereignisse entschieden werden. Paris faßt wie das antike Forum einen Beschluß, und gibt Gesetze für ganz Frankreich. Ich war häufig nahe daran, über die Art, auf welche die Julirevolution in den Provinzen stattfand, zu spotten. Man sah die Maillepost mit einer tricoloren Fahne ankommen, man hörte den Courier rufen; es lebe die Charte! und dann war in einem Nu die Revolution fertig. Dieser mechanische Gehorsam der Provinzen gegen Paris schien mir ein Uebel; aber im Gegentheil, er ist vortrefflich, denn ohne ihn hättet Ihr 38,000 Julirevolutionen, so viel als Communen, und was würde nur in dieser Unordnung aus der Ruhe, der Ehre, dem Glück, dem Leben der Bürger? Mit Eurer Manier, Alles in Paris zu thun, wird das Land in bestem Stand erhalten, und ich gestehe zugleich, daß die Provinzen sich über nichts zu beklagen haben, denn zu diesem Forum, das Ihr Paris nennt, wird Jedweder zugelassen. Es ist ein Spieltisch, wo um das Geschick Frankreichs gespielt wird, aber an diesen Tisch darf Jeder herantreten, Jeder kann hier zum Wort kommen oder die Karten nehmen. Die Tribüne und die Presse insbesondere rufen

Digitized by Google

alle wichtige Ideen, die in irgend einem Winkel des Landes entstehen, nach Paris. Keine Idee wird erstickt oder ignorirt. Ich muß sagen, daß ich in der Provinz keinen einzigen Gedanken gefunden habe, der sich darüber zu beklagen hätte, daß er nicht in Paris aufkommen könne, im Gegentheil habe ich in der Provinz nur Ideen aus Paris gefunden. Paris scheint sich in Frankreich damit belastet zu haben, jede politische und geistige Arbeit des Landes zu übernehmen, Paris denkt, discutirt, redigirt, und ist die Arbeit fertig, geht sie nach der Provinz. Das klingt bizarr, besonders für einen Deutschen, aber es ist für die Politik wie für die Literatur wahr. Dank sei es dieser Anordnung, daß die Provinz von jeder wissenschaftlichen und politischen Sorge befreit wird und auf die rechnet, welche sie in Paris vertreten, so thut die Provinz, was die Bürger der alten Republiken außerhalb des Forums thaten, sie vollbringt ihre Geschäfte, sie säet, pflanzt, erntet, spinnt, webt, arbeitet ganz friedlich. Nach Eurer 300jährigen Gewohnheit, Alles nach dem Gesetz und Geist von Paris zu thun, erkenne ich, daß die Politik und die Literatur, die Ihr in der Provinz ausbilden würdet, die doppelte Unangemessenheit haben würden, nicht originell zu sein, weil sie Paris nachahmen würden, und seiner kleinlich und ärmlich, weil die localen Leidenschaften die Politik nach ihrem Wuchs zuschneiden würden. Ich halte mich also zufriedengestellt von dem, was ich sehe, und bewundere es, wie, ohne daran zu denken und ohne es zu wollen, durch so verschiedene Mittel, Frankreich zu einer socialen Constitution gelangt ist, die mehr als man glaubt, der Constitution der alten Gesellschaften gleicht."

So ungefähr gab sich dieser sprühende und erfindungsreiche Geist Rechenschaft von dem ruhigen Zustande Frankreichs, nachdem er es im Fortschritt und in Bewegung gesehen, wie es 1825 und 1830 war, und nach Maßgabe, als er es besser verstand, entschloß er sich wieder, es zu lieben wie früher, denn Gans hatte, wir müssen es schließlich sagen, keinen Hang zu träumerischem Enthusiasmus, zu abenteuerlichen Exaltationen *).

*) Wir können von Saint-Marc Girardin nicht scheiden, ohne seinen Worten einige Erläuterungen hinzuzufügen. Er hat Eduard Gans vollkommen so gezeichnet, wie dieser in seinem persönlichen Wesen erschien, er hat in den Gesprächen mit ihm die treffendsten Züge seines edlen, freiheitglühenden Geistes entworfen; so wie er hier erscheint, war Gans im Umgange wirklich, und man mußte ihn um dieses Feuers willen innig lieben. Aber wir können es auch nicht verhehlen, daß Saint-Marc Girardin den Ideen des Mannes wohl zu folgen, sie aber nicht vollkommen zu durchdenken vermag. Wir haben in einer Note schon die Unkenntniß Girardin's mit der Hegel'schen Lehre berührt, deshalb konnte er auch Gans nicht vollkommen verstehen. Es erscheint ihm an diesem als Idealismus, was aus der festen Nothwendigkeit des Denkens hervorgegangen ist. Deshalb ist es ihm anstößig, wenn Gans die Verwirklichung der philosophischen Idee von der Geschichte fordert. Girardin spricht von einem „logischen Plan der Geschichte, der größer als der menschliche Verstand". Das ist idealistisch. Der logische Plan der Geschichte kann sich nur durch die menschliche Vernunft offenbaren, und diese hat daher vollkommen Recht, wenn sie die Thaten der Geschichte als ihre Thaten in Anspruch nimmt. Die Natur des Geistes ist es, zu wirken und zu schaffen, nicht zu erwarten, was vom Himmel fällt. Vom Himmel fällt nichts, als die rohen Naturerscheinungen. Durch die Individuen macht sich die Geschichte, in dem Individuum beruht daher auch ihre Kraft. Die Ansicht von Gans über Frankreich ist daher bei weitem tiefer, als die Girardin's. Gans gehörte zur Opposition, und er ist nie davon gewichen, obwohl es Girardin zu glauben scheint; dieser aber gehört zum Juste milieu, er wirke für das Interesse Louis Philipp's. Girardin's Glückseligkeitslehre steht auf sehr schwachen Füßen. Er will den Frieden zugleich mit der Unabhängigkeit und Freiheit des Volkes. Wohl! das will jeder Redliche, aber der Einsichtige verlangt als Princip und Lebenskraft dieses Friedens die Bewegung des ideellen Fortschreitens. Stillstand ist schon Rückschritt. Die Unabhängigkeit des Volkes erringt sich nur durch die höchste Anspannung ihrer Lebenskraft, und diese kann sich nur in dem wahrhaft freien Zustande äußern. Mögen die Parteien sich bekämpfen, sie sind nur die äußere Erscheinung der innern Dialektik der Begriffe, welche aus zwei entgegengesetzten Stufen des Denkens die dritte höhere erzeugt, bis sie zum Culminationspunct der Vernunft gelangt. Das ist die Einsicht, welche Gans eben so wie die Opposition von der französischen Regierung verlangt, und deren immer neue Gestaltung und Verwirklichung die Geschichte täglich lehrt. Ein rein negirender, auflösender Zustand, wie in der ersten französischen Revolution kann hierbei nicht entstehen, denn der moderne Staat, wie er aus dieser hervorgegangen ist, bildet ein organisches Ganzes, in dem ein Glied das andere ergänzt und bewache. — Doch wir wollen uns nicht in die Doctrin verirren, sondern lieber dankend anerkennen, was uns Saint-Marc Girardin gegeben hat, und wir wollen es zugleich rühmen, daß der französische Gelehrte eine so tiefe und innige Freundschaft für den Deutschen im Herzen trug. Seine Charakteristik ist die erste, die wir von Gans erhalten haben. Seine deutschen Freunde haben noch keinen Nekrolog, keine Biographie desselben geschrieben,

Digitized by Google

auch über die Herausgabe seines Nachlasses ist noch nichts bestimmt, ja es scheint fast, als sei dieselbe ganz aufgegeben worden. Wir wollen nicht hoffen, daß politische Furchtsamkeit die Schuld davon trage, und erwarten, daß Hotho, Benary, sowie die übrigen Freunde recht bald ihrer Pflicht nachkommen mögen. Für jetzt hat sie Saint-Marc Girardin beschämt.

Dr. E. Meyen.

Deutsche Memoiren.

Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebensstudien. Von O. L. B. Wolff. 3 Thle. Cassel u. Leipzig. Krieger'sche Buchh.

Ein deutscher moderner Gelehrter gibt in diesen geschickt aneinandergereihten Aufsätzen über Menschen und Bücher seine Memoiren und liefert damit den interessanten Beweis, wie Wissenschaft und Leben Hand in Hand ihn gebildet. Als Einleitung gibt Prof. Wolff ein Stück Biographie, das sehr anmuthig mit seiner Kindheit in Altona beginnt. Die Gestalt eines Großvaters ragt hier in den nächsten Umgebungen des Banquierhauses besonders hervor, und die Pfingstgabe, in vielen Sprachen zu reden, bildet sich unter den Talenten des Knaben zu seiner später gepflegten Improvisationskunst andeutungsvoll und vorzugsweise heraus. Was sonst dieser biographische Artikel hervorhebt, gilt eben auch dem Improvisator, als welcher Wolff in deutschen Culturzuständen als Phänomen dastand; die Art und Weise, wie sich diese Gabe in ihm gestaltete, wie er sie pflegte und seinen Zeitgenossen darbot, ist ausführlich und mit einer wohlthuenden Gewissenhaftigkeit zur Darstellung gebracht. Als einzelne Memoirenstücke schließt sich nun in den drei Bänden eine ganze Reihe von Aufsätzen an. Clasing, der außerhalb Hamburgs wenig bekannte Musiker, wird uns als Beförderer des Improvisators vorgeführt. Zwei Abende in Müllner's Gesellschaft, zwei Frauen, und die Erinnerungsblätter im dritten Bande gehören ebenfalls in das Lebensgemälde des Autors. Mit vorzüglicher Wärme gibt er ein Bild von Johanna Schopenhauer, jener seltnen Frau, welche die Kunst besaß, nur immer im Kreise edler Menschen, immer in der Atmosphäre der feinsten Cultur zu leben. Von literaturhistorischem Interesse ist der Artikel über „Romeo und Julia in Weimar", der uns in Goethe's Natur den mäßigen Grad nachweist, wie weit er Shakspeare'sche Poesie verstanden; Wolff erläutert sehr einsichtig Goethe's verfehlte Bearbeitung der genannten Tragödie. — Der Autor besitzt das Talent, an der Persönlichkeit die kleinen Züge herauszufinden, die eine Autorschaft erläutern. Dies entfaltet sich an einer andern Reihe von Aufsätzen, die uns literarische Bekanntschaften, zum Theil durch persönliche Berührung trauter geworden, vorführen. Wir nennen die Aufsätze über Jules Janin, Prosper Merimée, Lady Caroline Lamb, in welcher Wolff ein Gegenstück zu Bettina findet, Alfred de Vigny, Wilhelm Müller, Stephan Schütze u. A., der vielen kleinen schätzbaren literarischen Notizen über französische und englische Literatur nicht zu gedenken.

Notizen.

[Heinrich Koenig.]

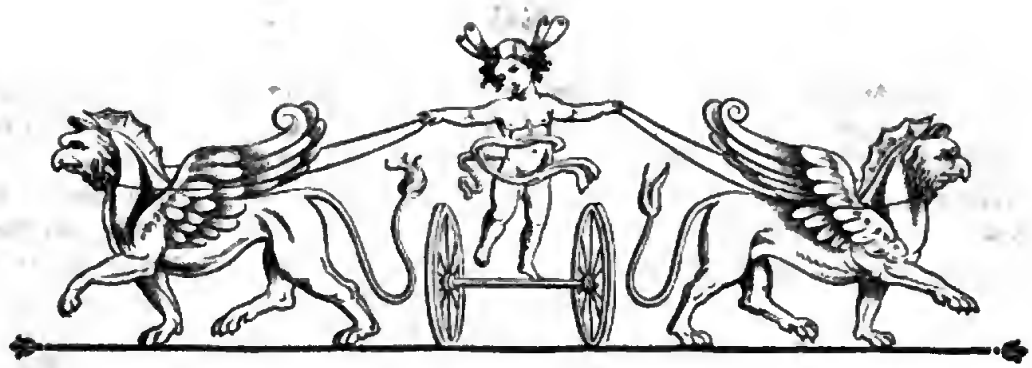
Das 17. Heft des Conversationslexikons der Gegenwart brachte einen interessanten Artikel über Heinrich Joseph Koenig, dessen innere Lebensgeschichte schon von Kindheit an mit den religiösen Wehen unserer Zeit sehr eng verflochten ist. Die katholische Kirche erlebte an ihm abermals eine Opposition in ihrem eignen Schooße, und zwar die kindlich reine Opposition der harmlos prüfenden, leidenschaftslos denkenden Vernunft. In seiner ersten Jugend war Koenig aus einer gewissen poetischen Empfänglichkeit gläubig, aber die orthodoxe Strenge des Gymnasiums in Fulda und die fast gewaltsame Bemühung eines Priesters, ihn zum Franciscaner zu erziehen, störten ihn aus der Hingebungslust der Empfindung und nöthigten ihn, nach und nach sein Heil in der Selbstständigkeit des freien Willens zu suchen. Die nachherige Verbindung mit dem freisinnigen Benzel-Sternau wurde für ihn später Veranlassung zur Mitarbeiterschaft am „Protestanten", einer gegen den „Katholiken" in Frankfurt a. M. von Friedrich herausgegebenen Zeitschrift. Die dort gelieferten Aufsätze stellte Koenig 1829 unter dem Titel: „Rosenkranz eines Katholiken" zusammen, ein Rosenkranz, der allerdings an jedem Kügelchen einen Dorn hat. Der Bischof von Fulda gestattete dem Verfasser eine Frist zum Widerruf. Statt dessen begründete Koenig 1831 in einer neuen Schrift: „der Christbaum des Lebens" die selbstbewußte Freiheit seines apostolisch reinen, vernunftgemäßen Christenthums. Jetzt drohte der Bischof mit förmlicher Excommunication, welche noch im J. 1831 allerdings erfolgte, aber nach Aufruf des weltlichen Schutzes der Regierung nur in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel, ohne Anschlag an der Kirche, als Bann über ihn verhängt wurde. Zum Protestantismus trat Koenig nicht über. — Geboren wurde Heinrich Koenig 1791 zu Fulda. 1835 bethätigte er seine Bestrebungen für politische Freiheit in seiner Schrift: Leibwacht und Verfassungswacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden. In den nächstfolgenden Jahren war er Mitglied des ersten hessischen Landtags. Seine Dramen, seine Romane, seine ganze literarische Bedeutsamkeit kennt das deutsche Publikum und weiß, daß es an ihnen Schätze besitzt.

[Henri Blaze. Brieflich aus Weimar.]

Der Baron de Bury, Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen, und Mitredacteur der Revue des deux mondes, in welcher er unter dem Namen: Hans Werner, später als Henri Blaze geschrieben, hat in Weimar seine Uebersetzung des zweiten Theils von Goethe's Faust bei Hofe vorgelesen und den Falkenorden erhalten. Seine Uebersetzung beider Theile des Faust erscheint in Paris.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 17. — den 24. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von d. Fr. v. W.

Von tiefer Dämmerung umfangen stand der Minister Graf von Sendberg an ein Fenster seines Wohnzimmers gelehnt, nach dem obern Stocke des gegenüber liegenden Hauses, der Wohnung eines begüterten Beamten, blickend, wo die Vorhänge nicht herabgelassen und er schon seit lange geschäftiges Bewegen und das Anzünden der Lichter an den schönen grünen Cheistbäumen beobachtete. Endlich wurde die Thür eines Nebenzimmers geöffnet, und eine Schaar Kinder stürzte sichtlich jubelnd herein, erst einen Augenblick stutzend, wie geblendet, um dann mit unmäßiger Freude das Eigenthum zu erspähen und zu erfassen.

Ein Lächeln der Befriedigung überflog des Lauschenden Züge, er war in einem Familienkreise aufgewachsen, in welchem dieses Fest immer hoch und heilig gehalten, und auch jetzt noch, in seinem achtunddreißigsten Jahre, fühlte er sich davon ergriffen, die Seele bewegt von süßer, wehmüthiger Rückerinnerung. Der Graf war unvermählt; in den Blüthentagen seines Lebens hatte der Tod ihm eine liebenswürdige Braut geraubt, und erst seit kurzem war der Wunsch in ihm rege geworden, die Einsamkeit seines Daseins durch eine zweite Verbindung beleben zu wollen. Lange blieb er sinnend stehen, nicht mehr zu beobachten, nur um zu träumen, dann rasch den Mantel überwerfend, verließ er das Haus ohne eigentlichen Zweck; ihn lockte die Mondeshelle, die frische Gottesluft. Für den Abend war Graf Sendberg in ein befreundetes Haus geladen, sein Herz zog ihn schon jetzt dorthin, aber der Sitte gemäß, durfte er noch lange nicht daran denken, dort sich einzufinden. Weder Schnee noch Eis bedeckten den Boden, die Luft war mild, wie zu Anfang des Herbstes, und der Mond goß sein zauberisches Licht in reicher Fülle über die Erde aus. Der Minister eilte dem geräuschvollen Treiben zu entkommen; ihn verdrossen alle Läden und Vorhänge, er hätte in jedes Fenster blicken mögen, um den Jubel dieses heiligen Abends in seiner ganzen Herrlichkeit zu empfinden. Endlich erreichte er einen entlegenen Stadtbezirk; in Mitten eines freien, mit hohen Castanien, Ulmen und Tannen besetzten Platzes, befand sich ein Teich, dessen Spiegelfläche die Strahlen des Mondes auffing. Die umher stehenden Bäume warfen ihre langen Schatten auf den erhellten Boden, das tausendfältige Geflechte ihrer Zweige glich einem kunstvollen Netze, woran jetzt auch das zierlichste Reislein sichtbar erschien, während die düsteren Tannen ihre Häupter bestimmt gegen die lichten, fast nebelartigen Wolken abzeichneten.

Der Minister blickte ernst und bewundernd umher. „Auch jetzt noch schön!“ murmelte er leise, „o, unerschöpflich sind die Wunder der Natur! — Wie vieler Vorbereitung bedarf der Mensch, bevor es ihm gelingt, nur Beifall zu erringen; der Natur genügt ein Baum, die kleinste Wasserfläche, um unter allen Umständen wundervolle Eindrücke hervorzurufen. —

Digitized by Google

Unter ähnlichen Betrachtungen gelangte er an ein Häuschen, dessen erhellte Fenster ihn anzogen. Ob sie auch hier des Christabends sich freuen? So denkend, blickte der Graf vorsichtig durch die kleinen reinlichen Scheiben und blieb ergriffen stehen. In der Mitte des engen Stübchens war ein Haufe Sand gethürmt, durch drei Lichter erhellt und spaesam hin und wieder durch einen Apfel verziert, indessen ein größeres, aus der Mitte hervorragender Zweig einige aus Brotteig geformte Thiere zu tragen schien. Drei Kinder knieten neben diesen Herrlichkeiten am Boden, dieselben anstaunend, die Händchen zusammengeschlagen, bis endlich das Jüngste furchtsam die kleine Hand nach einem rothen Apfel ausstreckte, und als es denselben glücklich erfaßt, sich zur Mutter umdrehend, mit unschuldiger Freude ausrief: „Sieh! Mutter, sieh!" — Die neben einander stehenden Eltern blickten sich schweigend an und gaben einander die Hände. Des Ministers Auge verdunkelte sich, ein solcher Anblick war ihm neu, fast nie zuvor hatte er so eine gottesfürchtige Rührung empfunden. Unwillkürlich griff seine Hand nach der Börse, eben so schnell zog er sie zurück; nein, diese Freude mußte ganz genossen werden, wie sie war; diese heilige Genügsamkeit durfte durch keine fremdartige Ueberraschung gestört werden. —

Einige Stunden später betrat der Graf die hell erleuchtete Wohnung seiner Gönnerin, der Baronin von Sording, einer reichen Matrone, welche mit ihrer schönen Nichte in der Residenz lebte. Die Hausfrau war, obwohl wenig Gäste anwesend, mit großer Auswahl gekleidet, und in würdevoller Haltung; alles umher athmete Pracht und Geschmack, aber der Hauch jener süßen Traulichkeit fehlt, den man bei Familienfesten ungern entbehrt. — Die jedesmalige Stimmung der Baronin pflegte der Minister aus der Anrede abzunehmen, welche ihn empfing; bei sehr feierlichem Anlaß hieß er: Excellenz, bei minderem: Herr Minister, und wenn jede Etiquette durch Freundschaft beseitigt werden sollte: lieber Graf. — Sehr oft war es ihm schwer, bei so wechselnden Anreden den erforderlichen Ernst zu behaupten, heute aber durchrieselte es ihn schauernd, als er, in den hell erleuchteten Saal tretend, als Excellenz angeredet wurde; o heute, eben heute, hätte er Alles lieber sein mögen, als hoher Staatsbeamte, ein schlichter, einfacher Mensch, geliebt, zutraulich empfangen, ohne Einfluß, ohne Rang. Er hatte das Alles, und hätte es hingeben mögen, für ein Seelenwort von geliebten Lippen, für ein Wort aus der innersten Tiefe eines zärtlichen Herzens. Sein Auge irrte suchend umher, die Baronin gewahrte es mit seinem Lächeln: „Fernande ordnet die Christbescherung," sagte sie mit einiger Wichtigkeit. —

Die Gäste gingen redend umher, hier wurde ein Buch flüchtig aufgeschlagen, dort ein Gemälde betrachtet, ein Tagesblatt beredet, oder Scherze mit den Kindern einiger befreundeten Familien versucht, welche sich ebenfalls unter den Geladenen befanden, und theils in steifer Haltung, theils auf den Sesseln umherliegend, dem ersehnten Augenblick entgegenharrten. Der Minister empfand eine Ungeduld, die ihn fast überwältigte. Endlich wurden die Thüren des anstoßenden Salons geöffnet; im Hintergrunde des schönen Gemachs, von hohen bis an die Decke reichenden Tannenbäumen umgeben, stand Fräulein v. Soeding, weiß gekleidet, einen vollen Rosenkranz im Haar, von Jugend und Schönheit strahlend. Der Glanz der Beleuchtung, die feenartige Vertheilung von Licht und Blumen, die zierliche Aufstellung der zum Theil reichen Gaben blendeten einen Augenblick selbst den Grafen. Er schwieg, während um ihn her ein Gesumme von Lobeserhebungen ihn fast betäubte. Die Baronin zeigte eine Ueberraschung, welche der Natur wie abgelauscht war.

Fräulein von Sording bewegte sich gleich einer reizenden Fee, zwischen dem dunklen Grün der Bäume, ihr leuchtender Blick suchte denjenigen, der sich lange nach demselben gesehnt. Der Minister empfing das ihm Zugedachte, ein schönes Schreibzeug und ähnliche Gegenstände, mit großer Zerstreuung; es lag ihm so wenig daran, er war zu alt und zu verwöhnt, um über solche Dinge sich noch freuen zu können. Sein Gemüth dagegen war seltsam bewegt, Natur und Anspruchlosigkeit hatten, er sagte es sich nur zu gut, wenig Theil an diesem Feste, aber die Huldgöttin desselben stand seinem Herzen zu nahe, er widerstand ihrem Zauber nicht.

Die Baronin ging graziös lächelnd umher, die Anstalten ihrer Nichte mit flüchtigem Lobe beachtend, da gewahrte sie, wie Jene einen herzlichen Blick mit Graf Sendberg austauschte. Sie nahte Beiden in der besten Laune: „Nun, liebes Graf, was sagen Sie zu Fernanda's Geschmack, und hat sie wirklich Ihre Wünsche errathen? Darf ich wissen, welche Gabe Sie am meisten erfreut? — Der Befragte blickte zerstreut auf; „Das," sagte er lächelnd, „soll Keiner erfahren, auch bekam ich dies Geschenk so eben erst." Die Baronin lachte: „Großen Heeren muß man Vieles nachsehen, besonders die Zerstreuung!" „Vielleicht, besonders das Ausplaudern," entgegnete er leise und schmeichelnd, aber

Digitized by Google

ein rosiger Widerschein auf den Wangen seiner Nachbarin ließ ihn das flüchtige Wort fast bereuen.

Als die Gesellschaft in das Wohnzimmer zurückkehrte, fanden sich dort die Geschenke für Fräulein von Sording aufgestellt. Von schönen blühenden Gewächsen umgeben, welche der Graf gesandt, war auf einem Tische ein vollständiger kostbarer Schmuck ausgebreitet, ein Familienstück, welches die Baronin für ihre Nichte hatte umfassen und ergänzen lassen. Neben demselben lag ein duftender Veilchenstrauß. — Fernanda's Augen überflogen die Gaben und blieben an den Blumen haften; der Minister beneidete die Blüthen, zu denen sie sich herab beugte, sie beinahe mit den Lippen berührte. Der Veilchenstrauß überraschte sie sichtlich; fast mit Bestürzung richtete sie den fragenden Blick auf ihre Tante. „Verlange keine Auskunft von mir," entgegnete diese schalkhaft, „das Sträuschen ist anonym eingesandt."

Fräulein v. Sording erröthete, und nachdem sie ihren freundlichen Dank abgestattet, wurden Anstalten zum Thee getroffen, den sie bereitete. Der Minister nahm seinen Platz neben ihr, anfangs schweigend, denn wider Willen beunruhigte ihn jenes unscheinbare, liebliche Sträuschen; woher kam es? Wer war es, der durch jene Blumen in einen Kreis sich versetzte, der ihm persönlich vielleicht verschlossen blieb? — Fernanda betrachtete lächelnd den sinnenden Freund: „Ihre Gedanken sind nicht bei uns," sagte sie nach einer Weile. Er nahm, sich zusammenraffend, aus diesem Vorwurf Anlaß, des kleinen Abenteuers seiner Wanderung zu gedenken. Als er geendet, blickte Fräulein v. Sording ihn tief ergriffen an, im Schooße des Ueberflusses erscheint wahre Genügsamkeit immer rührend. „Sie gingen zu den Leuten ins Haus, nicht wahr?" Der Minister machte eine verneinende Bewegung. „O, dann will ich den Kindern einen Korb mit Zuckerwerk und Spielereien senden, hier ist hinreichend vorhanden."

Graf Sendberg ergeiff ihre Hand: „Nein, nein," sagte er lebhaft, „ich habe der Versuchung widerstanden, dort zu geben, und so müssen auch Sie es. Wecken Sie keine Wünsche, deren Erfüllung außer dem Bereiche der Vernunft liegt. Immer sollte man Jedem nur geben, was für seine Zustände paßt; vergessen werde ich jene Familie nicht, aber es wird sehr von Umständen abhängen, ob ich sie jemals unterstütze, denn wahrhaft glücklich ist, wer durch Thätigkeit in dem Stand sich sieht, die bescheidenen Wünsche der Seinen zu befriedigen."

Fernanda blickte in sein ernstes, edel geformtes Antlitz. „Sie sind immer mein Mentor, aber ich folge gern." Er küßte die Hand, welche noch leise in der seinigen ruhte, und vielleicht würde sie ihm der Augenblick zu lang ersehnter Erklärung gekommen sein, hätte seine schöne Nachbarin nicht, ihre Hand ihm mit einiger Unruhe entziehend, im raschen Uebergange das Gespräch auf Politik und Staatsverhältnisse gelenkt.

Geistreiche Personen, welche eine öffentliche Stellung im Leben einnehmen, sehen sich gewöhnlich im geselligen Leben ungern daran erinnert; dort wenigstens möchten sie, nach Ruhe sich sehnend, für Augenblicke einen Beruf voll Sorge und Verantwortlichkeit vergessen. So auch der Minister, und es schmerzte und verdroß ihn, eben immer von derjenigen auf die Bahn des öffentlichen Lebens zurückgeführet zu werden, welche seine Abneigung dagegen kennen mußte. Durchaus unbegreiflich erschien es ihm, wie Fräulein v. Sording sich mit Politik beschäftigen möge, die so ganz außer dem Bereiche ihres Wirkens lag, ihre Seele aber war nur zu sehr davon erfüllt, und ihre Fragen, ihr rastloses Forschen setzten den Grafen nicht selten in Verlegenheit. Vergebens auch an diesem Abend auszuweichen sich bemühend, verfügte er sich endlich, flüchtigen Unwillen im Herzen, zu der übrigen Gesellschaft.

Am folgenden Tage traf der Minister mit der Baronin und deren Nichte auf einem Spaziergange zusammen; sich zu ihnen gesellend gedachte er mit heiterer Dankbarkeit des verflossenen Abends, bis seine Aufmerksamkeit plötzlich auf einen Hund von Bernhardinerrace gelenkt wurde, der in großen Sätzen herbei springend, und bevor der Graf es zu verhindern im Stande war, seine schweren Pfoten auf Fräulein v. Sording's Arm legte. Bestürzt wich diese einen Augenblick zurück, dann färbten sich ihre Wangen, „Carino! o Carino!" flüsterte sie schmeichelnd und blickte, das Haupt erhebend, wie forschend umher. Zwei junge Männer kamen des Weges, auf den leisen Ruf des Einen sprang der Hund gehorsam zurück; beide Herren zogen die Hüte und der Minister blickte, durch den Vorgang aufmerksam gemacht, in zwei jugendlich ausdrucksvolle Gesichter. Der muthmaßliche Eigner des Hundes ging zunächst an Fräulein v. Sording vorüber, ein leuchtender Blick seines halb gesenkten Auges streifte dieselbe, während sein Gefährte mit ruhiger Unbefangenheit Alle grüßte. Der Graf schwieg unschlüssig, und bevor die Baronin ihrer Verwunderung Worte zu geben im Stande war, nahte derselben ein Bekannter, welcher nach der ersten Begrüßung ihr seinen Arm bot. Diesen Anlaß benutzte der Minister, fast leise zu fragen: „Wie es scheint, nahte Carino

Digitized by Google

Ihnen mit allen Vorrechten alter Bekanntschaft? — Fernanda machte eine bejahende Bewegung, gern hätte er hinzugefügt: Und der Gebieter desselben? aber er schwieg und stumm gingen sie eine Weile neben einander. — Nach sichtlicher Ueberwindung brach Fräulein v. Soeding das etwas peinliche Schweigen. „Ich habe," sagte sie, „dies schöne Thier früher gesehen, er sowohl wie sein Gebieter waren meine Jugendbekannte." Der Minister blickte sie schalkhaft an: „Die Sie im Alter wiederfinden." Fernanda lächelte jetzt gleichfalls, ihr Muth, ihre Unbefangenheit schienen wiederzukehren. „Der junge Mann, den sie eben sahen, ist in Wahrheit der Gefährte meiner ersten Jugend, der Sohn des Pfarrers, in dessen Hause ich nach dem Tode meiner theuren Mutter sechs Jahre zubrachte. Die Familie lebte in einem reizenden Dörfchen, welches an den prächtigen Besitz des Fürsten von W. gränzte. Unendlich oft hat der treue Hund mich auf meinen Wanderungen dorthin begleitet; das Schloß war zu jener Zeit unbewohnt und der anmuthige Park bot den wünschenswerthesten Aufenthalt. Dort war für alle Jahreszeiten gesorgt, und vielleicht gibt es keine Anlage, die dieser zu vergleichen wäre, so reizend erdacht, so sinnvoll ausgeführt. — Große, mit Wintersaat absichtlich sehr reichlich besäete Flächen boten im Herbst, und selbst im mildern Winter, den Anblick grüner, dichter Rasen. Prächtige Tannen und Fichten so wie Gebüsche immergrüner Sträucher standen am Rande derselben oder darauf verstreut. Zahllose buntfarbige Spechte und Heher, welche in jener Gegend nisten, ließen sich Vögeln aus den Fernmährchen auf den grünen Flächen sich nieder; zierliche Damhirsche schweiften furchtlos umher, die Knospen, die junge Saat benagend, und während die ganze Natur ausgestorben erschien, war dort Alles grün, belebt, und von großer, wenn auch einförmiger Schönheit. Carino begleitete mich täglich, da das Wild sich vollkommen an sein harmloses Umherschweifen gewöhnt."

„So macht Carino eine Ausnahme von der Regel, denn diese treuen Thiere pflegen nur ihrem Gebieter zu folgen und auf diesen zu hören."

„Ja', dieser —" Fräulein v. Soeding unterbrach sich wie unwillkürlich, lebhaftes Roth färbte ihre Wangen, der Minister schwieg gleichfalls, nach einer Pause, ohne Uebergang fragend: „Wie nennt sich der junge Mann?"

„Stromfeld. Ich vermuthe, daß er erst kürzlich anlangte, denn ohne Zweifel wird er bei meiner Tante sich einführen lassen."

Wenige Tage später fand eines jener Tanzfeste bei der Baronin Statt, welche diese immer im Verlauf von 14 Tagen zu veranstalten pflegte. Der Minister erschien spät und gewahrte beim Eintreten in den Saal nicht ohne einige Bestürzung den jungen Stromfeld und dessen Gefährten. Der Letzte tanzte mit sichtlicher Lebensfreudigkeit, während jener, in einer Ecke lehnend, mit düsteren, erloschenen Augen, ernst, beobachtend, aber sichtlich theilnahmlos umherblickte.

Nach einer Weile wurden beide junge Männer dem Minister als Studenten der Rechte vorgestellt, er begrüßte sie höflich, aber sein Blick traf eigentlich nur Heern Stromfeld, dessen fest auf ihn gerichtetes Auge seine Beachtung nur mehr noch anregte. Mit Verwunderung bemerkte der Graf, daß dieselben Augen, welche er eben zuvor düster und glanzlos gesehen, jetzt in Feuer und Lebendigkeit strahlten; das Aeußere des jungen Mannes fiel allein durch eine angenehme Gestalt und den geistig wechselnden Ausdruck der Züge und Augen auf, nur geistreiche Personen konnten ihn hübsch nennen. Er beantwortete die Anrede des Ministers einfach, ohne sonderliches Geschick, sogar mit einiger Befangenheit und zog sich dann unter der Menge zurück. Graf Sendberg hatte im Leben hundert bedeutendere Gesichtszüge gesehen, und verhehlte sich den Beweggrund nicht, welche eben diese ihm so beachtungswerth erscheinen ließen; seine Blicke folgten dem jungen Manne, der bald darauf Fernanda zum Tanz führte. Das Auge der Eifersucht sieht scharf, und so blieb der leise Händedruck nicht unbeachtet, nicht der seltsam räthselhafte Blick, womit der Fremde seine junge Gefährtin betrachtete. —

(Die Fortsetzung folgt.)

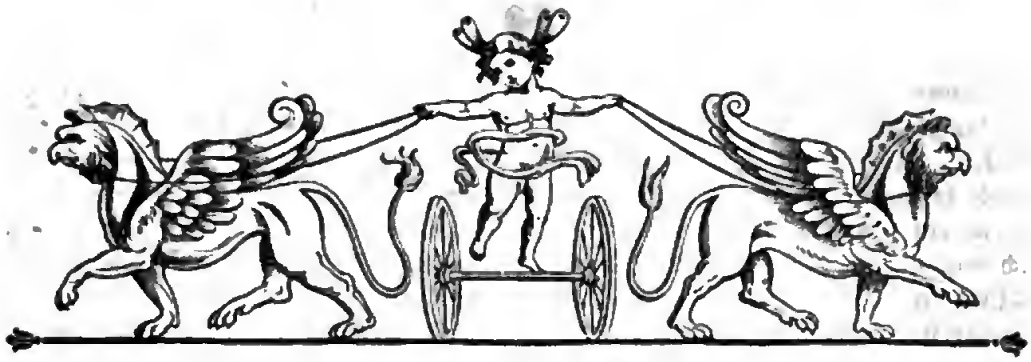
Notiz.

[Bei.]

Der siebente und letzte Band vom Leben und Abenteuer des Nicolaus Nickleby (Braunschweig bei Westermann) bringt, außer den geräumten, aber diesmal ziemlich dürftigen Federzeichnungen nach Phiz, auch das Portrait des Autors. Hr. Dickens-Boz hat ein sehr kecks Gesicht, dem man auch die ungenirtesten Blicke und Griffe in das gemeinste Seelenleben zutraut.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 18. — den 25. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Bei der Abendtafel, wo an jenen Balltagen alle Etikette verbannt war, und jeder eine Gefährtin nach seiner Wahl sich erfah, hatte Herr Stromfeld seinen Platz Fräulein v. Sording und dem Minister gegenüber genommen. Dieser beachtete nicht ohne Interesse den Ernst, womit der junge Mann die Gesellschaft überblickte, und dann erst später, wie Jemand, der mit seiner Beobachtung vollkommen aufs Reine gekommen ist, seiner hübschen Nachbarin zur Rechten sich zuwandte. Nachdem er diese einen Augenblick betrachtet, überflog ein Lächeln seine Lippen, und eine ihm gebotene Erfrischung ablehnend, knüpfte er mit jener ein Gespräch über die Vorzüge der Mäßigkeit an.

„Wie beneide ich," sagte er unter anderem, „die schlanken leichten Araber, welche, auf ihren herrlichen Rossen die Ebenen durchstreifend, fast keiner Nahrung, keiner Erfrischung bedürfen, die der ihnen innewohnende Geist erhält, ernährt, möchte ich sagen, und welche die reine Himmelsluft trinken, ohne Sorge, wo ihr Tisch ihnen gedeckt sein möge."

Die junge Dame wies einen ihr gebotenen Teller mit Pastete zurück, und es in raschem Hinblick gewahrend, setzte ihr Nachbar das Gespräch mit einem Ausdruck von Schalkhaftigkeit fort, welche den Minister wider Willen belustigte.

„Ich besitze," begann er von Neuem, „zu meiner größten Freude, die, ich möchte sagen, liebenswürdige Eigenschaft, auf Bällen Nichts, durchaus gar Nichts zu genießen, höchst selten und nur als Ausnahme, ein Glas Limonade. Dadurch eben gelingt es mir, den Tanz zu einem rein ideellen Vergnügen zu gestalten. Wesen, welche man anbetet und bewundert, Frauen namentlich, sollte man niemals essen sehen, diese Bemerkung ist nicht neu, aber sie wird ewig wahr bleiben."

Das arme, hübsche Kind stimmte in diese Betrachtungen ein, indem sie eine Erfrischung nach der andern zurückwies, und so oft ihre Augen sehnsüchtig an etwas besonders Einladendem hafteten, warf Stromfeld irgend eine Bemerkung hin, welche zu neuer Entsagung bewog. Auch die Nachbarin zur Linken blieb nicht unbeachtet, denn als diese, ziemlich ohne Anlaß, ein Gespräch über Literatur begann, ging jener mit großer Gewandtheit darauf ein, jedoch nur, um zu nicht geringer Bestürzung der jungen Schönen alle Romane gänzlich zu verwerfen.

Mit großer Lebendigkeit und gleichem Ernst den Nachtheil jeder flachen Lectüre schildernd, empfahl er dagegen das Studium der Geschichte aller Zeiten, als das einzig begründete und wahre Interesse, welches das Leben darbiete. „Die Geschichte," fügte er hinzu, „ist, wenn Sie wollen, der große Roman der Menschheit, aber ein heilig ernster Roman, ein erlebter, vorgegangener, aus den tiefsten Quellen der Ueberzeugung geschöpfter, worin es sich nicht um das jämmerliche Wohl und Wehe

Digitized by Google

einiger mehr oder minder verrückten Liebenden handelt, sondern um reine, heilige Gottesliebe, um das Heil oder Verderben der Völker. Dies Studium allein macht mich völlig glücklich und dringend rathe ich es Ihnen an. Vorläufig möchte ich den Aufstand der Serbier empfehlen, wäre es auch nur, um ein ernsteres Interesse an die reizende Uebertragung serbischer Lieder zu knüpfen. Es ist etwas Zeitgemäßes und bietet keine Schwierigkeit."

Dieser Vorschlag wurde mit kleinlauter Verwirrung gebilligt; Graf Sendberg bekämpfte die Neigung zu lachen, und wenn gleich in dem dreisten ironischen Wesen des jungen Mannes etwas lag, was ihm mißfallen mußte, würde er dessenungeachtet Unterhaltung darin gefunden haben, hätte nicht ein seltsam befehlender Blick, den Stromfeld zuweilen im raschen Fluge auf Fräulein v. Sording warf, ihn erschüttert und verdrossen. Diese verhielt sich ruhig, man könnte sagen leidend, und nahm, gegen ihre Gewohnheit, an der Unterhaltung wenig Theil.

Das Gespräch, welches alle Phasen gewöhnlicher Begebenheiten durchlaufen, fiel zuletzt höchst zufällig auf schmerzliche Lebensereignisse. Herr Stromfeld schwieg lange und citirte endlich den ersten Vers von Goethe's: Wer nie sein Brot mit Thränen aß ꝛc. mit so überraschend leidenschaftlichem Ausdruck, daß der Minister meinte, nie einen größeren Mimen gesehen zu haben, während jener sogleich das Aussehen ruhiger Sorglosigkeit wieder annahm. Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf Fernanda, Thränen zitterten unter ihren Wimpern, während ihre ganze Gestalt zu beben schien. Spät zog er sich zurück, es schien ihm unmöglich vor seinem Nebenbuhler sich zu entfernen, denn seinem Stolz, seinem Herzen zum Trotz mußte er den Fremden für solchen anerkennen.

In seiner Wohnung angelangt, überließ Graf Sendberg sich dem ernstlichsten Nachdenken; die seltsame Verkettung in jedes Menschen Schicksal fiel ihm schwer aufs Herz. Seit zwei Jahren in der Baronin Hause aus- und eingehend, zuerst als Bekannter, seit längerer Zeit als Freund, hatte er gleich Anfangs Fernanda's Reize anerkennend bewundert, ohne sich jedoch jemals in näherer Beziehung zu ihr zu denken; durch ihre häuslichen Tugenden, ihre einfache Anmuth, waren nach und nach ernstere Vorstellungen in seiner Seele geweckt, welche zu tiefer, inniger Leidenschaft sich gestalteten, als er die Ueberzeugung zu gewinnen meinte, diesem jugendlichen Herzen nicht gleichgültig zu sein. Dieser Glaube faßte festere Wurzel durch die Wahrnehmung, daß Fräulein v. Sording, deren Benehmen immer zart und weiblich, unter allen jungen Damen die einzige war, welche seinen Rang niemals zu beachten schien. In ihrem Wesen lag, ihm gegenüber, jene unbefangene Traulichkeit, welche Frauen nur da an den Tag zu legen pflegen, wo sie sich geliebt wissen, und bei ihnen, oft ihnen selber unbewußte, das antwortende Gefühl im Herzen sich regt. — Graf Sendberg würde seine Bewerbung bereits ausgesprochen haben, hätte nicht eine unverkennbare Unruhe, welche Fräulein v. Sording mitunter zu befallen schien, und ihr leidenschaftliches Eindringen in politische Verhältnisse, seinen Entschluß noch verzögert. Jene Unruhe, wie quälte sie sein Herz, wie unerklärlich erschien sie ihm in einem so reinen Gemüthe, und dann, wie durfte er hoffen, glücklich mit einer Frau zu werden, deren rücksichtsloses Parteinehmen ihn in seiner Stellung nur zu oft compromittirt haben würde. Neigung dürfte dies Bedenken besiegt haben, wäre nicht in dem Augenblicke, wo diese lebhafter als je sich geltend machte, neuer Zwiespalt dazwischen getreten. —

Unerfreulich und seltsam erschien dem Grafen die Vorstellung, sich neben Herrn Stromfeld als Mitbewerber zu denken, sein Stolz lehnte sich weniger dagegen auf, als seine Vernunft. Wenn ungeachtet aller Vortheile, welche auf seiner Seite waren, Fernanda's muthmaßlich frühere Neigung für jenen erwacht war, welche Hoffnung konnte ihm bleiben, dieselbe wieder auf sich zu lenken, um so mehr, da das magnetische Band der Jugend hier die Gemüther verknüpfte. Diese Magie eben war es, welche er fürchtete, indem er mit schnelleren Herzensschlägen der Zeit gedachte, wo auch er geliebt hatte, ohne Besinnen und Ueberlegen, geliebt, als ein jugendlicher Mann. — Nach langem, erst sehr aufgeregtem, dann sehr besonnenem Sinnen beschloß er, vorläufig seine Stellung in nichts zu verändern, und die Ereignisse sich entfalten zu sehen.

Die Anhäufung wichtiger Geschäfte gestattete dem Grafen nicht, als Beobachter aufzutreten, ihm wurde jede Wahrnehmung mehr gelegentlich und im Fluge des Augenblicks. Herrn Stromfeld begegnete er im Hause der Baronin nur an Tagen, wo dort getanzt wurde, ein Concert Statt hatte, oder irgend ein besonderes Fest diesem Zutritt verschaffte; bei weniger zahlreichen Vereinigungen war er niemals anwesend. Die Baronin gehörte zu jenen vornehmen Weltdamen, welche für die Gesammtzahl ihrer Gäste immer ein höfliches, verbindliches Wort haben, dem Einzelnen aber als solchem, sobald nicht Rang und sehr günstige Verhältnisse für ihn

Digitized by Google

sprechen, keine weitere Beachtung scheuken; nur so lange dieser der Masse angehört, ist er ein Gegenstand verbindlicher Gastfreiheit, tritt er selbständig aus deeselben hervor, nimmt Nichtbeachtung die Stelle früheren, scheinbaren Wohlwollens ein. Frau v. Soeding war auf erwähnte Weise sehr höflich gegen Herrn Stromfeld, nie aber gedachte sie ferner, namentlich nicht gegen Graf Sendberg, und wollte dieser das Gespräch auf Jenen lenken, brach sie dasselbe mit einem so kalten Unbehagen ab, als sei von einem Bewohner Chinas oder Sibiriens die Rede.

Fräulein v. Sording erschien dem flüchtigen Beobachter ohne Zweifel unverändert, dem Auge der Neigung aber konnte ein sinnender Zug um den anmuthigen Mund, ein ernsteres Blicken ihrer Augen nicht entgehen, welche den jungen Freund bald zu suchen, bald absichtlich zu vermeiden schienen. —

Zu jener Zeit gestaltete sich zuerst unruhiges politisches Treiben, welches die Aufmerksamkeit der Regierungen in Anspruch nahm. Der Polizeidirector der Residenz, ein genauer Bekannter des Ministers, theilte diesem eine Liste aller in Verdacht stehenden Theilnehmer mit, Herrn Stromfeld's Name stand an der Spitze. Leichte Bewegung glitt über des Grafen Züge, und über jeden Angeschuldigten Bemerkungen mittheilend, schwieg er nur über Stromfeld gänzlich. „Kind Stromfeld?" fragte Jener endlich, „ich dachte, er sei Ihnen bekannt?" —

„Ich sah ihn bei verschiedenen Festen, wo Unterschied der Jahre und Stellung nicht dazu beitragen konnten, uns einander näher zu bringen. Er tanzt vortrefflich, und scheint ein gescheidter und sehr eitler junger Mann, weshalb ich ihn nicht für gefährlich halten würde. Tiefe Pläne bedingen ernstes Studium und eine Selbstverleugnung, welche sich mit dem Wunsche, zu glänzen, schlecht verträgt. Sein politisches Glaubensbekenntniß kenne ich in der That nicht, dergleichen gehört ja auch nicht auf einen Ball."

„O, diese jungen Leute geben dasselbe überall kund, und die Damen sind leider nicht die letzten, welche Partei nehmen. In welche Lebensverhältnisse wären Frauen nicht von jeher verflochten gewesen! Politik, Intrigue und Liebe haben sich von Anbeginn niemals feindlich abgestoßen."

Des Ministers Blick verfinsterte sich: „Der junge Mann hat mir Antheil eingeflößt, und so wünsche ich, daß er unschuldig sein möge."

„Er schuldlos! Wünschen Ew. Excellenz ihm, daß er so schuldig nicht sein mag, als ich sehr begründete Ursache habe zu glauben. Es gibt," fügte er sehr verlegen hinzu, „Verhältnisse — Personen, welche zu schonen unter allen Umständen höchst wünschenswerth erscheinen muß — die leiseste Andeutung ist so oft hinreichend, sehr Unangenehmes zu verhüten."

Der Minister, welcher so bestimmter Andeutung nicht bedurft hätte, blickte mit ruhiger Selbstbeherrschung in das Auge des höchst verwirrten Freundes: „Folgen Sie Ihrem gütigen Sinn, und warnen, wo es Ihnen wünschenswerth erscheint," entgegnete er und lenkte, Jenen, der etwas ewiedern wollte, rasch unterbrechend, das Gespräch sehr gelassen auf andere Bahnen.

Nachdem der Polizeidirector ihn verlassen, überließ der Minister sich allen unangenehmen Gefühlen, welche diese Unterredung sehr natürlich erwecken mußte. Es war klar, daß Jener wünsche, er möge Fräulein von Sording warnen, folglich mußte die Kunde eines Einverständnisses mit Stromfeld bis zu ihm gelangt, und so auch der Antheil nicht unbekannt sein, welcher in seinem Herzen für dieselbe sprach. Wie viel hatte der junge Mann im Verlauf kurzer Zeit ihm geraubt! Das selige Bewußtsein, sich geliebt zu wähnen, den zutraulichen Austausch der Blicke und Gedanken, Alles, was seinem Leben Glück und Ruhe verliehen. —

Graf Sendberg durfte sich nicht verhehlen, wie sehr ein Mann von Herrn Stromfeld's Persönlichkeit auf die Menge einzuwirken im Stande sei; der Einzelne begehrt begründete, Vertrauen erweckende Eigenschaften, die Masse will verblendet und hingerissen sein, und eben dazu besaß Jener alle erforderlichen Gaben. Die ihm eigenthümliche, glänzende, wenn auch nicht logische Beredsamkeit, der seelenvolle Gedankenblitz im Aufschlag des schönen Auges, die scheinbare oder wirkliche Begeisterung, welche ihn augenblicklich hinreißen konnte, die ihm sichtlich angeborene Fähigkeit, seine Gestalt in wahrhaft malerische, den Worten angepaßte Stellungen zu bringen, mußten ihn ohne Zweifel als einen gefährlichen Theilnehmer geheimer Bündnisse erscheinen lassen, wenn gleich auf andere Weise eine Art phantastischer Gehaltlosigkeit nicht leicht zu übersehen war. Die Verwickelung des jungen Mannes in politische Umtriebe bezweifelte der Minister keineswegs, aber er begreift nicht, wie es ihm möglich sein werde, vermittelnd einzutreten. Ein Wink, Jenem ertheilt, der ihm so ferne stand, konnte diesen höchstens zu größerer Vorsicht veranlassen, vielleicht ihn in tieferes Verderben stürzen. Fernanda zu

Digitized by Google

warnen, erschien eben so unthunlich, da kein bestimmter Grund zum Mißtrauen vorlag, und überdies mochte der Graf sich nicht verhehlen, daß zu so vertraulicher Mittheilung der Augenblick übel gewählt sei; ihre Herzen hatten in der letzten Zeit sich merklich entfremdet. Ihre Herzen? Nur von dem seinigen konnte die Rede sein, denn düstere Zweifel, ob das ihrige jemals für ihn empfunden, stiegen mehr und mehr in seiner Seele empor. Jetzt war ihr leidenschaftliches Theilnehmen an Politik und Staatsverhältnissen ihm nicht mehr räthselhaft, aber diese Aufklärung von schmerzlichster Erschütterung begleitet. —

Unter ähnlichen Betrachtungen betrat der Minister zuerst das Haus der Baronin wieder, und zu seiner Ueberraschung traf er auf der Treppe mit Herrn Stromfeld zusammen, welcher im Begriff stand, sich anmelden zu lassen. Zum ersten Male begegnete ihm dieser dort, ohne besonderen Anlaß, und ein Theil seiner Verwunderung mochte in seinen Zügen lesbar sein, denn ein Ausdruck tiefer Ironie flog über des jungen Mannes Antlitz, als er scheinbar ehrerbietig Platz machte. Der Minister trat, wie er gewohnt, unangemeldet ein, und fand bereits einen kleinen Kreis versammelt. Einige Augenblicke später erschien Herr Stromfeld mit jener ruhigen Sicherheit, welche unwillkürlich an die Lehre des Faust erinnern durfte:

Und wenn Du Dir nur selbst vertraust,
Vertrau'n Dir auch die andern Seelen.

Einem so jungen Manne würde vielleicht in solchem Kreise etwas mehr Bescheidenheit wohl angestanden haben. —

Nach den ersten Begrüßungen nahte Herr Stromfeld einer jungen Dame, welche gelegentlich von ihm ausgezeichnet zu werden pflegte, und während er unbefangen ein Gespräch mit dieser anknüpfte, ergriff Fernanda, scheinbar absichtslos, Gelegenheit, dem Minister zu nahen. Ein vor demselben liegendes Zeitungsblatt gab Anlaß zu einer Unterredung, in welche der Graf diesmal, bestimmte Absicht muthmaßend, bereitwillig einging. Aus allgemeinen Betrachtungen wurden vorsichtige, dann, durch seine Nachgiebigkeit verleitet, gewagtere Fragen, an welche bittere Bemerkungen sich anschlossen. Der Minister blickte mit ernster Kälte in das strahlende Auge, welches vor dem Blick des seinigen sich senkte: „Mein Glaubensbekenntniß," entgegnete er ruhig, „weicht ohne Zweifel von der Ansicht unserer Zeit bedeutend ab, es ist der Schrift entlehnt und lautet höchst einfach: „Wer Gott fürchtet, ehret seinen Fürsten." Wer nun eine solche Maxime nicht als religiöse Ueberzeugung in sich aufzunehmen im Stande ist, sollte wenigstens, um äußerer Ehre und Sicherheit willen, nicht jegliche Vorsicht aus den Augen setzen."

Fernanda stand völlig fassungslos, erröthend, erbleichend, dem Minister gegenüber; ihre tiefe Erschütterung milderte sein Mißvergnügen. Der strenge Ernst seines Blickes wich einem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns, dann verließ er sie, einem Winke der Baronin Folge zu leisten. Herr Stromfeld hatte sich Fräulein von Soeding genaht, und Beide hatten, lebhaft mit einander sich unterredend, eine Stellung angenommen, welche ihre Gesichtszüge der Beobachtung fast gänzlich entzogen. Dieser Vorsicht ungeachtet, war eines großen Spiegels nicht gedacht, welcher dem Minister zu gleichem Erstaunen und Verdrusse die drohenden, gebietenden Blicke verrieth, welche der junge Mann auf das schöne Wesen richtete, welches bleich und in tiefer Niedergeschlagenheit ihm gegenüber stand. — Nur ein in Selbstbeherrschung hingebrachtes Leben machte es dem Grafen möglich, ein äußerlich ruhiger Zuschauer zu bleiben; sein Blut wallte stürmisch, und hätte er der innern Aufregung nachgeben können und wollen, er würde, jugendlich aufbrausend, für diese Blicke blutige Genugthuung begehrt haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

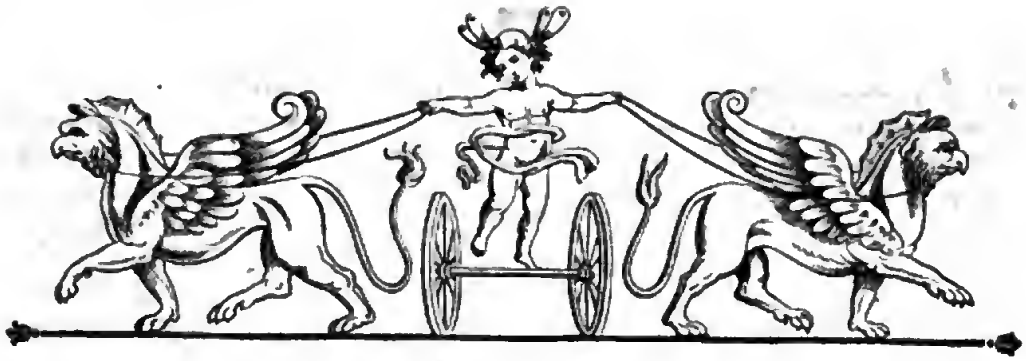
[Luisa Merrit.]

Unsere belgische Sängerin hat mit einem glänzenden Benefizconcert die Reihe ihrer liebenswürdigen Leistungen in Leipzig beschlossen. Es ist nicht gut, daß sie ihre Bahn in Deutschland, für welche Leipzig immer einen guten Eröffnungspunct abgibt, unterbricht und nach Brüssel zurückgeht, wo sie den Rest des Winters hindurch singen wird. Sie sang in ihrem Abschiedsconcert unter anderm ein Duett mit Herrn Pögner aus der Semiramis. Im Vortrag von Romanzen ist sie am bedeutendsten. In demselben Concert spielten Ferdinand Hiller und Mendelssohn auf zwei Flügeln das bekannte Hommage à Händel von Moscheles.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei zwei Beilagen, von George Westermann in Braunschweig und Friedr. Manke in Jena.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 19. — den 27. Januar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von d. Fe. v. W.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile nahte Stromfeld der Baronin, gegen welche er, höflich sich beurlaubend, einer kleinen Reise gedachte, die er zu unternehmen gesonnen sei. Tief sich vor derselben verbeugend, traf ein Blitz seines schalkhaften Auges Frau von Orm, jene junge, früher erwähnte Dame, während ein eben so rasches Aufschlagen desselben den Minister fast höhnend streifte. Frau von Orm blickte ihm erröthend nach: „Welch seltsamer Mensch!" äußerte sie lächelnd, „dreist, ohne deshalb zu mißfallen, und gleich bekannt und vertraut, ohne eigentliche Zudringlichkeit. Gewiß hat der frische Glanz seiner Rhetorik schon manches Frauenherz im Fluge erobert; wollte man indessen den blendenden Schein vom wahren Elemente sondern, würde schwerlich viel Wesentliches übrig bleiben." Diese Ansicht wurde sichtlich nicht ohne Beziehung aufgestellt; der Minister verschmähte, darauf einzugehen, und bemerkte, wie Fräulein v. Sording, in emsiger Beschäftigung mit ihren Blumen, das Antlitz tief zu denselben herabbeugte.

Wenige Wochen später hatten verschiedene Verhaftungen Statt, und Stromfeld, der sich zum Besuch bei seinen Eltern befand, ward dort eingezogen und in die Residenz geschafft. Graf Sendberg fühlte sich durch dies Ereigniß auf unerfreuliche Weise berührt; zu sehr Mann von Ehre, um in solcher Beziehung leicht an Andern zu zweifeln, fürchtete er keine Aussage zum Nachtheile Fräulein v. Sording's, aber die Voraussetzung ihrer Besorgniß, so wie ihre denkbare Einmischung in solche Verhältnisse, erschütterte ihn tief.

Mit dem festen Vornehmen, seine Gefühle auf keine Weise verrathen zu wollen, wurde der Baronin Haus von ihm betreten, dennoch wäre sein Vorsatz fast an den unendlich traurigen, ängstlichen Blicken gescheitert, mit denen Fernanda ihm ins Auge sah. Die natürliche Milde seines Charakters erwachte, er hätte sie trösten, beruhigen mögen, aber auf welche Weise? — Noch lagen alle Verhältnisse unklar vor, nichts war erwiesen, und Alles konnte so zum Guten wie zum Schlimmen sich wenden. Die Baronin gedachte des Vorgefallenen sogleich, lebhaftes Mißfallen äußernd, daß Stromfeld, in solche Verbindungen verwickelt, habe wagen können, in ihr Haus sich einführen zu lassen.

Fräulein v. Sording erröthete und erblaßte wechselsweise während der ziemlich langen Rede ihrer Tante, und sie bemitleidend, wenn gleich ihr zürnend, erwiederte Graf Sendberg Einiges im versöhnenden Sinne, wogegen ein ältlicher Herr das Wort nehmend, wohlgefällig äußerte: „Der Mensch hat mich gleichwohl amüsirt, eine ganz curiose Persönlichkeit, und dabei anregend und gefallsam. Ich versichere, meine Gnädige, daß mir ohne ihn manche sehr artige Gedanken nicht gekommen wären."

Die Baronin lachte: „Dann freilich kann ich nicht bereuen, ihm Zutritt gestattet zu haben."

Digitized by Google

Wochen, Monde vergingen, ohne daß über die Schuld der Verhafteten Bestimmtes verlautet hätte; Fräulein v. Sording's Wangen entfärbten sich mehr und mehr, ihre schöne Gestalt verlor an Fülle, und in ihren Augen lag ein Ausdruck so tiefen Seelenleides, daß der ihr nur zu wohl geneigte Freund das Opfer eigener Gefühle nicht gescheut haben würde, hätte es in seiner Macht gestanden, ihr Beruhigung zu gewähren. Sein Verhältniß zu ihr war wieder freundlicher, weicher, doch aber von jeder ganz offenen Mittheilung fern; Beide fühlten, daß es einen Punct gäbe, über welchen jede Aufklärung nicht vereinigend, sondern trennend einwirken werde. —

Die vorliegende Beendigung eines wichtigen Geschäfts bewog den Minister zu einer Reise auf seine Güter, wo er sechs Wochen verweilte und mit dem Beginn des Frühlings zurückkehrte. Abends und unerwartet in der Residenz anlangend, fand er sein Haus fast von aller Dienerschaft verlassen, und nachdem eingelaufene Briefe flüchtig von ihm durchgesehen, zog wahre Sehnsucht des Herzens ihn zu der lang Entbehrten, der immer noch Geliebten.

Einen Richtweg durch den Garten der Baronin einschlagend, zu dessen Gitterthor er den Schlüssel besaß, genoß er, von angenehmen Gefühlen angeregt, die mildwarme Luft mit empfänglichen Sinnen. Sanfter Regen hatte die Natur erfrischt, eben erschlossene Birken und Massen von Veilchen hauchten um ihn her ihr wundervolles Aroma aus, während einzelne Regentropfen wie flüsternd von Gebüsch und Zweigen niedertrauften. Des Grafen Blick richtete sich zuerst auf Fräulein v. Sording's Fenster; eines derselben schien geöffnet, es wunderte ihn nicht, ihre Vorliebe für das Einströmen frischer Luft kennend und theilend. — Der Mond trat bald hinter leichten Regenwolken zurück, bald glänzend hinter denselben hervor, und ein lichter Strahl desselben zeigte dem Minister zu seinem unnennbaren Erstaunen die Gestalt eines Mannes, welcher am Rebengelände geschickt zu jenen unerhellten Fenstern emporstieg. Völlig überrascht, durch Baumgruppen hinlänglich verborgen, verweilte der Graf regungslos an dem Platze, wo er sich befand; der unwahrscheinliche Gedanke an beabsichtigten Diebstahl haftete nicht lange, ein kleines Liebesabenteuer der Zofe gewann größere Wahrscheinlichkeit, und er beschloß, sich vorläufig als ruhiger Beobachter zu verhalten.

Der sichtlich junge Mann schwang sich leicht mit kühner Gewandtheit empor, und auf sein leises Räuspern zeigte sich sogleich eine weiße Gestalt am Fenster, welche tief sich zu ihm herabbeugend, mit ihm zu flüstern, die Arme um seinen Nacken zu schlingen schien.

Bevor der Minister zu entscheidendem Ueberlegen gelangen konnte, brach und knisterte es neben ihm im Dickicht, in langen Sätzen sprang ein großer Hund jener Seite des Hauses zu, wo er sogleich lautes Freudengeheul anstimmte. Auf einen leisen Ruf des jetzt schnell Herabklimmenden verstummte er indessen augenblicklich; Jener berührte jetzt den Boden, winkte mit dem Tuche empor und ging dann rasch vorwärts, aber schon nach einigen Minuten blieb er stehen, warf sich, das Licht des jetzt glanzvoll hervortretenden Mondes nicht scheuend, auf die Knie und schloß den Kopf des Hundes fest an seine Brust: „Du, Du," sagte er kaum hörbar, „so treu, so ausharrend, in Kummer und Elend! Du hast mich gesucht, gefunden, und sollst mir folgen, würde ich zehnmal durch Dich verrathen." Dann rasch emporspringend, den Arm noch einmal gegen Fräulein v. Sording's Fenster ausstreckend, eilte er weiter; der Hund wollte knurrend der Stelle zuzeugen, wo der Minister stand, aber auf ein leises Pfeifen seines Herrn folgte er diesem gehorsam, nur den Kopf noch zürnend zurückwendend.

Graf Sendberg stand eine Weile wie geblendet: „Stromfeld frei und zu Fernanda's Fenster emporsteigend?" Er lehnte fast betäubt gegen einen Baum; das Haus jetzt zu betreten war ihm durchaus unmöglich; langsam verfügte er sich in seine Wohnung zurück. Diese war während seiner Entfernung wieder völlig bevölkert und sein Secretär erwartete ihn. Der Minister ließ sich über alles Vorgefallene Bericht erstatten, als das Neueste wurde Stromfeld's Entweichung genannt, dem es gelungen, in der verflossenen Nacht seine Freiheit zu gewinnen. „Man glaubt," fügte der Secretär hinzu, „seine Befreiung sei seit lange durch große Geldopfer vorbereitet, und er eile jetzt einem Seehafen zu, sich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Ohne Zweifel ist er bereits weit von hier."

Der Minister seufzte leise, und selber wenig redend ließ er den jungen Mann jedes größere oder kleinere Ereigniß weitläufig berichten, welches dieser, das Schweigen seines Gebieters für behagliche Ruhe nehmend, mit der besten Befriedigung vollführte. Als der Minister ihn endlich freundlich verabschiedete, waren ihm aus dem ganzen Vortrage nur die Worte erinnerlich, daß Stromfeld entflohen, alles Uebrige war unbeachtet, ungehört an ihm vorübergegangen, und er hatte die Zeit, wäh-

Digitized by Google

rend Jener redete, dazu benutzt, einen Entschluß über das eigene Verfahren zu fassen.

Der leise Kampf, ob er Stromfeld's Anwesenheit in der Residenz anzeigen müsse, war bald geschlichtet; er war entschieden, es nicht zu thun. Unter die Beweggründe, welche ihn dazu veranlaßten, gehörte auch die Ueberzeugung, daß Jener, sein Vaterland aufgebend, hinreichend Anlaß finden werde, die Irrthümer seiner Jugend zu bereuen. Von ihm wurden Vergehen solcher Art strenger, jedoch nicht ohne Mitgefühl für den Fehlenden beurtheilt, in seiner wahrhaft menschlichen Brust schlug das Herz eines ernsten, aber milden Richters. Unrichtig würde die Voraussetzung sein, daß seine, Stromfeld gewidmete Nachsicht sich auf Fräulein v. Soeding ausgedehnt habe. Er hatte sie zu sehr, zu hingebend geliebt, und fühlte jetzt nach innerster Ueberzeugung sich ihr für immer entfremdet.

Der Minister schützte am folgenden Tage dringende Geschäfte vor, um nicht zur Baronin zu gehen; am Abend war großes Fest bei Hofe, wo er dieselbe sogleich unter den Anwesenden erblickte; Fräulein von Soeding suchte sein umherirrendes Auge vergeblich. Im ersten günstigen Augenblick winkte die Baronin ihn zu sich hin: „Man sah Sie noch gar nicht, theurer Graf; ist es gütig, alte Freunde zu vergessen? Meine Nichte hat mich leider nicht begleitet, wie Sie sehen, sie war etwas leidend, gleichwohl verdenke ich es ihr, ein solcher Tag erheischt ein Opfer, und mit Recht!“

Das Herz des Angeredeten schlug gewaltsam, er zwang sich zu freundlicher Erwiederung, während sein forschender Blick die Menge durchdrang, und er endlich den Polizeidirector gewahrte. Rasch auf diesen zueilend, fragte er ohne Uebergang, ohne Gruß: „Sind Sie gewiß, aber ganz, ganz sicher, daß Herr Stromfeld nicht hier in der Residenz noch verborgen?“ — Jener stutzte: „So sicher, wie Jemand dies sein kann, der nach Möglichkeit Alles aufbietet, was seine Pflicht erheischt, dennoch aber mitunter hintergangen wird.“ — „Es wäre unerhört!“ murmelte der Graf, dann mit höchstem Widerstreben dem Winke folgend, daß die Fürstin ihn zur Partie erwaete. Hätten Alle, welche ihn um jenen Vorzug beneideten, sich sagen können, daß nur die unzerreißbaren Fesseln geselliger Verhältnisse ihn da gebannt hielten, wo man ihn geehrt und glücklich wähnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Offenes Sendschreiben eines Fremden an berliner Sänger und Sängerinnen und an das berliner Publicum.

(Nach Aufführung des Barbiers von Sevilla, den 10. Januar.)

Entschuldigung, meine Herren, und den Damen meine Ehrerbietung! Vor Allen gilt dies Ihnen, Dem. Sophie Löwe. Sie sind die Primadonna der königlichen Oper zu Berlin; diese Oper erfreut sich eines sehr weit verbreiteten Rufes; man kann also wohl bei Derjenigen, welcher hier die Hauptrollen zugetheilt sind, mit Recht alle die Eigenschaften voraussetzen, welche zu einer würdigen Lösung der so großen ihr übertragenen Aufgabe erforderlich sind — es heißt, denk' ich, gewiß nicht zu viel fordern, wenn man außer einer kräftigen, reinen und gefügigen Stimme auch eine ganz ausgezeichnete Gesangsmethode verlangt. Eben so darf man ferner gewiß wünschen, daß die Primadonna es verstehe, dem scenischen Bedürfnisse angemessen den Gedanken der Dichtee genau wiederzugeben und in jeder Rolle auch wirklich den dieser eigenthümlichen Charakter auszudrücken. Welche Vorstellung aber haben Sie, Mademoiselle, von Dr. Bartolo's Mündel sich gemacht?... Bisher, dächt' ich, fand man in Beaumarchais' Rosina allgemein ein junges lebensvolles Wesen, wenn auch wohl etwas boshaft, so doch immer voll züchtiger Zurückhaltung, selbst bei den Sticheln, welche sie dem alten Vormunde spielt. Haben Sie nun etwa diese Rolle auch so aufgefaßt?... Nach dem, was ich gesehen habe, erlaube ich mir, hieran zu zweifeln. Warum — ich bitte, sagen Sie mir das — warum haben Sie aus dieser Rosina, der künftigen Gräfin Almaviva, eine Grisette gemacht, eine Schenkdirne mit so gemeinen Geberden, daß man nach ihrem Seitenstück an der Leiter der geselligen Bildung sicher bis zu den untersten Sprossen hinabsteigen müßte...? Sind Sie denn ferner, Mademoiselle, berufen, den Geschmack des Publicums zur völligen Ausartung zu bringen, indem Sie an die Stelle des wirklichen Inhalts der Partituren unaufhörlich solche Schnörkeleien einschieben, die den wahren Charakter der Musik bis zur Unkenntlichkeit entstellen...? Ist denn Rossini's Musik nicht schon an und für sich verschnörkelt genug, auch ohne die verschwenderische Ueberladung mit allen den Geschmacklosigkeiten, wodurch Sie unsere Ohren so grausam heimsuchen, und die Bewunderung, welche man Ihrem Talente so gern zollen möchte, bedeutend vermindern...? Mit Vergunst, Mademoiselle, wär's Ihnen denn ganz und gar nicht möglich, die Noten, genau nur die Noten zu singen — dem vortrefflichen Beispiele nachahmend, das Sie ja tagtäglich vor Augen haben ... Herrn Mantius mein' ich...? Apropos, Herr Mantius! Ja, meiner Treu, ihm habe ich keine Frage zu stellen; denn, was Geschmack und Gesang betrifft, so läßt dieser ausgezeichnete Künstler gar nichts zu wünschen übrig. Indeß, ich muß ihn doch fragen, weshalb er für gut befunden, auf seine schwarze Toque eine große lange weiße Feder zu pflanzen, fast länger, als er selber ist...? Herr Mantius könnte doch in der That wissen, daß man im Augenblicke der Serenata noch nicht den strahlenden Grafen Almaviva

Digitized by Google

vor sich sehen soll, sondern vielmehr nur den ganz bescheidenen Lindor: daß mithin nur ein tief auf die Augen gerückter Hut und ein mauerfarbener Glücksrittermantel hierbei an ihrem Platze sind.

Und Sie, Herr Blume, der Sie, wie man sagt, ein ganz vortrefflicher Schauspieler und ein sehr angenehmer Sänger sind — wer hat Sie denn auf den Gedanken gebracht, den Dr. Bartolo zu einem babau zu verzerren, der nur auftritt, um seinen Vorrath an Lazzi zum Besten zu geben...? Sie wissen ja eben so gut als ich, daß dieser Bartolo vielmehr ein geriebener Alter, verschossen in seine Mündel, die ihn von ganzem Herzen haßt — und nicht ein Schwachkopf ist, geschweige denn ein possenhafter Gaukler. Woher also kommt es, daß Sie ihn zu einer so grotesken Personnage umschaffen? Glauben Sie etwa, besonders viel gewonnen zu haben, indem Sie das Gelächter und den Beifall einiger Liebhaber von dergleichen plumpen Uebertriebenheiten erregen?... Und Ihr Gesang, Herr Blume?... Ach, entschuldigen Sie! Mir war in diesem Augenblicke gänzlich entfallen, daß Sie die einzige Arie, die Sie zu singen gehabt hätten, mit edlem Schweigen übergingen.

Auch Sie, Herr Schneider, trifft ein Theil der vorstehenden Bemerkungen für die unmäßige Ueberladung Ihrer Rolle als Don Basilio: Sie sollten ja einen Singlehrer darstellen — warum also sangen Sie Ihre Arie von der Verleumdung so grundschlecht, als ob Sie sich vielmehr um jeden Preis alle Lerndegierigen vom Leibe halten wollten?

Alle Welt kennt die Rolle des Figaro, diese Meisterschöpfung von Beaumarchais, jenen lebens- und geistvollen, gewitzten Barbier, welcher fähig, jede gesellschaftliche Stellung zu behaupten, „selbst die des Sohnes eines Fürsten, wenn's dem Himmel gefallen wollte." Wer aber wäre fähig, zu behaupten, daß er diesen Figaro am Freitage, den 10. d. M., in der Darstellung des Herrn Wred wiedererkannt habe? Indeß, Hr. Wred ist ja nur ein Zugvogel, der bestimmt nicht mehr lange auf seinen Abzug warten lassen wird, wozu ich ihm von ganzem Herzen glückliche Reise wünsche! Nein, Scherz bei Seite! Nimmermehr werde ich daran glauben, daß Herr Wred in seiner Einbildung so weit gehen könne, sich für einen guten Schauspieler und Sänger zu halten — es wäre denn vielleicht für Riga — für Berlin aber, nein und noch einmal: nein!...

Was hat man nun aus allem Vorangegangenen zu schließen? Daß es keineswegs „der Barbier von Sevilla" gewesen, der am 10. d. M. im königl. Opernhause aufgeführet worden, sondern vielmehr eine Farce, von den Acteurs und Actricen (Herrn Mantius ausgenommen) bis aufs Aeußerste getrieben, wie sie höchstens einer Schenkstube würdig.

Vielleicht wird man fragen, was ich denn eigentlich mit einer so strengen Kritik wolle — und dieser Frage begegne ich hiermit im voraus: Was ich will, ist das, was alle Kunstliebenden wollen müssen: Musik, so gesungen, wie sich's gehört, nicht aber entstellt und verfälscht, wie sie fast jedes Mal durch Dem. Löwe u. Comp. zu Markte gebracht wird. Was ich will, ist ferner: daß die darstellenden Personen sich bemühen, den Geist der Werke, welche sie ausführen sollen, zu durchdringen; daß Künstler von einer so bedeutenden königlichen Bühne, wie die berliner, vor dem Publicum stets nur in edler und geziemender Weise sich zeigen; daß sie aus dem so geisthaltigen Barbier von Sevilla nicht ein Spektakelstück machen, wie man sich's kaum auf einem Jahrmarkte gefallen lassen möchte. Was ich überdies will, ist: daß die Direction künftig verhindere, daß vor dem gesammten Hofe und vor einem achtbaren Publicum, welches den Sinn für das wahrhaft Schöne lebendig in sich trägt, die darzustellenden Stücke so schmählich entstellt werden, indem man etwas ganz Anderes als die Musik des Componisten singt, und dem Geiste des Dichters die jammervollsten Quodlibets unterschiebt. Was ich endlich will, ist: daß die Direction die schon eingeschlagene löbliche Bahn weiter verfolge und so oft als möglich die großen Meisterwerke eines Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini u. A. m. zur Aufführung bringe. Vor Allem aber wolle man uns doch ja mit Neulingsausgeburten, wie Marino Faliери, Lucrezia Borgia u. dergl. m., wie billig, verschonen.

Genug von diesem Exniomus! Es ist Zeit, längst Zeit, diesen dramatischen Ungeheuerlichkeiten und den modernen musikalischen Rhapsodien ein Ende zu machen. An einem edlen und schönen Schauspiele erheben sich die Gemüther, durch den Anblick des Gegentheils aber werden sie entwürdigt... Dieses Interesse der öffentlichen Sittlichkeit ist bedeutend genug, um eine gewissenhafte Beachtung für sich in Anspruch nehmen zu dürfen.

Nun erlaube auch Du, aufgeklärtes und kunstliebendes Publicum von Berlin, daß ich eine Frage an Dich richte: Warum in aller Welt ermuthigst Du durch Deine Beifallsbezeigungen solches Geguegel, das doch ganz und gar keine Bedeutung hat, sondern höchstens dazu dient, die Schwäche der Sängerin, welche einen so häufigen und so unglückseligen Gebrauch von dergleichen macht, an den Tag zu legen...? Wenn Du Dich nur bisweilen streng gegen sie bezeigtest, so würdest Du ihr wahrlich einen sehr wesentlichen Dienst leisten; denn das ist nicht zu leugnen, daß Dem. Löwe viele Eigenschaften besitzt, die bei einer vollkommenen Sängerin durchaus wünschenswerth sind: Sie hat schöne, sehr schöne Augen, Lebhaftigkeit, Spiel und Stimme. Nur eine einzige Eigenschaft fehlt ihr: die Kunst des Gesanges — eine schwere Kunst, das weiß ich recht wohl; mittelst ernstgemeinter Studien jedoch kann sie sich dieselbe immer noch aneignen. Ob sie dies aber wollen wird?... Zuverlässig, wenn Du es nur forderst; denn Alles hängt ja von Dir ab: Habe also nur den Muth, ein oder ein paar Mal Deine Allmacht fühlen zu lassen — für das Uebrige stehe ich.

(Bei der Durchreise von Paris nach Petersburg.)

Notiz.

[Rudolph Mettler.]

Man schreibt uns aus Berlin, daß ein dramatisches Gedicht von Dr. Mettler: „Francesco Sforza" von der königl. Bühne angenommen worden. Fräul. v. Hagn, Seydelmann und Rott werden darin beschäftigt sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 20. — den 28. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ward dem Minister ein Billet übergeben, und nachdem er dieses unter lebhaftem Gedankenwechsel gelesen, ergriff er seinen Hut und begab sich in der Baronin Wohnung. Ein herbeieilender Diener öffnete die Thüre des eigentlichen Wohngemachs, und der Graf befand sich Fräulein v. Sording gegenüber, welche sich vom Divan erhob, ihn zu begrüßen, sogleich aber, und wie kraftlos, in denselben zurücksank. Während er dieses und die außerordentliche Blässe ihres Antlitzes nicht ohne innere Theilnahme beachtete, blickte auch sie bewegt in seine durch mannichfache Gemüthsbewegung veränderten Züge, nur seine Haltung war dieselbe, obwohl der etwas stolze Ernst derselben ihr in dem Augenblicke fast furchtbar erschien.

„Ihre gütigen Zeilen haben mich zu Ihnen, beschieden," äußerte er höflich und einen Sessel ihr gegenüber einnehmend. Fräulein v. Sording seufzte, sichtlich nach Worten und Fassung ringend: „Meine Tante hat das Haus für einige Stunden verlassen — ich wünsche — ich habe Ihnen so Vieles zu sagen — anzuvertrauen," setzte sie athemlos hinzu.

„Sie finden mich sehr bereit, diesem Vertrauen zu entsprechen."

„Sie sind immer gütig — ich — ach! meine Mittheilung wird sehr lang sein."

„Beruhigen Sie sich darüber gänzlich, ich bin gekommen, Sie anzuhören, und verspreche Ihnen jeglichen Beistand, den ein Mann von Ehre zu leisten im Stande ist."

„O, ich bedarf Ihres Mitleids — Ihrer Nachsicht!"

Des Grafen Herz schlug mit fast betäubender Heftigkeit, und seine Stimme schwankte, als er mild entgegnete: „Fassen Sie jetzt Muth, lassen Sie die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen."

Das Nachstehende enthält im Wesentlichen, was Fräulein v. Soeding, häufig durch Thränen, Verwirrung und die tiefste Bewegung unterbrochen, dem innerlich fast nicht minder erregten Hörer mitzutheilen im Stande war.

Nach ihrer Eltern Tode wurde Fernanda von ihrem Vormunde, da zufällig die wenigen Verwandten, welche sie besaß, sich im Auslande befanden, zu der Familie eines Landpredigers, zu Herrn Stromfeld's Eltern gegeben. Liebevoll ward sie von dem guten würdigen Paar empfangen, welches nur den einen Sohn besaß, der die Schule bereits verlassen, um von seinem gelehrten Vater auf die Universität vorbereitet zu werden. Fräulein v. Soeding zählte vierzehn Jahre, der junge Stromfeld vier Jahre mehr, und dieser war für ihren jugendlichen Frohsinn der erwünschteste Gefährte.

Bei ihrer Aufnahme mußte Fernanda eine Prüfung ihrer Kenntnisse bestehen, welche nicht sehr zu ihrem Gunsten ausfiel, und worin besonders ihre Unkunde

Digitized by Google

im geschichtlichen Fache einiges Erstaunen erregte. Dies eben war das Lieblingsstudium des vortrefflichen alten Mannes, der alle Gleichnisse von den Römern und Griechen herleitete, dessen drittes Wort: Freiheit war, obgleich es niemals einen loyaleren Unterthan mag gegeben haben. Zwischen Büchern groß und alt geworden, und gar wenig in der wirklichen Welt zu Hause und bewandert, hatte er sich eine Kindlichkeit des Sinnes, eine Gemüthsreinheit bewahrt, welche, als Beispiel betrachtet, mehr Nutzen stiften mochte als seine Predigten, die größtentheils aus gelehrten Citaten bestanden, welche er mehr noch seinen historischen Werken als der Bibel zu entlehnen pflegte. Der gute, alte Mann sprach mit Begeisterung vom Abschütteln der Knechtschaft, dabei vergangene, nicht erlebte Tage vor Augen habend, und redete so im Sinne unserer Zeit, die ihm fremd war und seinen Ansichten weit ab lag. — Wahrscheinlich aber hatte er jedoch auf diese Weise den Keim zu seines Sohnes Ansichten und dessen Verderben gelegt. Der junge Stromfeld ward beauftragt, Fernanda Unterricht im Geschichtsfache zu ertheilen, und obwohl der Vater das Wissen derselben für Stückwerk ausgab, meinte er doch, es werde für diesen Zweck ausreichend sein. Beschämt über ihre Unwissenheit lernte sie mit dem ehrgeizigsten Eifer, um theils den Beifall ihres jugendlichen Lehrers, theils denjenigen des alten Mannes zu erringen, der häufig Prüfungen anstellte, welche er gewöhnlich vergnügt und beifällig schloß. Sein harmloses Streben nach tieferer Erkenntniß auch in diesem Fache war von demjenigen des Sohnes weit verschieden; dieser suchte in der älteren Geschichte Argumente für seine Begriffe von Volksfreiheit und liberaler Verfassung. Sein Unterricht wurde mehr und mehr ein Darlegen seiner politischen Ansichten, seine glänzende, feurige Darstellungsgabe, sein völliges Hingeben an solche Vorstellungen, umnebelten den Geist der jugendlichen Schülerin, während auch ihr Herz widerstandslos sich ihm zuneigte.

Schmerzlich ergriffen sah sie ihn nach Verlauf zweier Jahre das Vaterhaus verlassen, um die Universität zu beziehen; alle Liebe, alle Sorgfalt widmete sie jetzt seinen Eltern, deren Zuneigung für die Pflegetochter fast an Anbetung gränzte. Stromfeld's Mutter gehörte zu jenen milden liebreichen Frauen, bei denen häusliche Tugenden den Mangel geistiger Regsamkeit ersetzen, unter ihrer sanften Leitung verflossen Fernanda's schönste Jugendjahre in schuldloser Reinheit. Erst nach Verlauf eines Jahres kehrte der Sohn zum Besuche zurück und schien in mancher Beziehung umgewandelt. Sein Benehmen war ungezwungener, ungleicher, und gegen Fernanda von leidenschaftlicher Wärme. Auch seinem Vater gegenüber trat er jetzt unverhohlen mit seinen Ansichten über Freiheit hervor; der treffliche Mann mißverstand ihn aber gänzlich; ihm kam es nicht entfernt in den Sinn, daß sein Sohn auf das Leben könne anwenden wollen, woron er bis dahin nur in seinen Büchern gelesen. Sogar die oft geäußerte Ansicht, daß wer der Freiheit im Wege stehe, als ihr Opfer fallen müsse, wurde von ihm nur als Rückblick auf ältere Geschichte, namentlich auf den Tod Cäsar's, betrachtet, dessen er mit tiefem Leidwesen als einer historischen Nothwendigkeit zu gedenken pflegte. Ungeduldig, und doch rücksichtlich jeder Erklärung des Erfolgs zu unsicher, schenkte der junge Mann nur Fernanda sein völliges Vertrauen. Diese lebte so abgeschieden, war mit ihrem jugendlichen Herzen so ganz an ihn gewiesen, daß es ihm bei seiner eigenthümlichen Liebenswürdigkeit nicht schwer fallen konnte, sie ganz für seine Ansichten zu gewinnen. Auf stundenlangen einsamen Spaziergängen entwickelte er seine, wie er es nannte, großartigen Pläne, und ließ ausgebreitete Theilnahme an denselben mehr muthmaßen als wissen. Nur die Gefahren, welche ihn bedrohen konnten, erschreckten Fernanda, seine Vorsätze erschienen ihr aufopfernd und heldenmüthig. —

So bestärkte ihr jugendlich thörichter Beifall ihn vielleicht noch mehr in seinem unseligen Vorhaben; sein Benehmen gegen sie athmete reine, unendliche Zärtlichkeit; befanden sie sich allein mit einander, nannte er sie Du, wie früher, aber mit so ungezwungener Innigkeit, so ganz als ob es sich von selber verstehe, daß sie nichts dawider einzuwenden wußte. Kein Wort von Neigung kam über seine Lippen, aber auch keines, welches nicht davon gezeugt hätte; ja gewiß, damals liebte er sie, und sie würde, weniger jung und unerfahren, wohlthätig auf ihn haben einwirken können. Ihre ganze Theilnahme war eine von der Tyrannei der Liebe aufgedrungene, und Blicke und Gedanken schweiften, während Stromfeld von Völkern und Kronen redete, nicht selten auf den Pfaden noch fast kindlicher Vorstellung umher. —

Nach seiner abermaligen Abreise verflossen achtzehn Monate, bevor Fernanda ihn wiedersah, aber er schrieb ihr oft, und die ganze seltsame Richtung seines Sinnes spiegelte lebendig in seinen Briefen sich ab. Als sie ihn wiedersah, erschien er ihr wiederum verändert, sein Benehmen hatte einen ihm bis dahin fremden Anstrich von Uebermuth und Ironie angenommen, und er war ihr

Digitized by Google

gegenüber schroffer, dreister, obwohl nicht unfreiebig. Wo er früher überredete, sprach er jetzt seine Ansichten entschieden herrisch aus, und die kleinste Meinungsverschiedenheit konnte Entzweiungen herbeiführen, welche ihr, die ohne seinen Beifall nicht zu leben wußte, fast das Herz brachen. — Sie hörte auf zu überlegen, um blindlings zu glauben; damals schwebte ihr dunkel vor, was ihr nachmals klar wurde; es fehlte seinem Wesen an den harmonischen Uebergängen, welche Gefühl und Geist mit einander verbinden; sobald er klug war, blieb sein Herz unbewegt, sobald er fühlte, verließ seine Klugheit ihn. —

Niemals sprach Steinfeld in Beziehung auf Fernanda bestimmte Wünsche oder Hoffnungen aus, aber er gedachte der Zukunft, als ob sein Glück ihre Freude, sein Leid ihr Leid sein werde. Noch während seiner Anwesenheit kehrte die Baronin von Sording, Fernanda's Tante, aus Frankreich heim, und forderte ihre Nichte von den Pflegeeltern zurück. Diese Trennung war schmerzlich; so viele Liebe konnte die Scheidende nicht wiederfinden. Die Eltern entließen sie mit Thränen und Segnungen, der Sohn, welcher unter den nichtigsten Vorwänden fortstudiert, um seine Pläne erfolgreicher zu fördern, gab das Versprechen, seine Studien in der Residenz vollenden zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, im Januar.

[Die Weihnachtszeit von ehedem und jetzt.]

Wenn man Berlin in der Weihnachtszeit sieht, so sollte man es für einen recht lustigen gemüthlichen, lebensfrohen Sammelplatz von mehr als dreimal hunderttausend glücklichen und leichtsinnigen menschlichen Wesen halten. Die langen Straßen mit ihren zahllosen glänzenden Magazinen, wo alle Schätze, welche die Sinne reizen, aufgestapelt liegen; die drängenden ellenden Menschenmassen, die Linien von Karossen, welche vor den brillantesten Gewölben halten, die Menge der Käufer überall, die großen Geldsummen, welche gezahlt und wieder gezahlt, und zuweilen verschwenderisch hingeworfen werden, um einer Geliebten zu gefallen, den süßen Dank einer jungen Frau zu erringen, oder ein sprödes Herz zu erobern, erwecken die ehrfurchtvollsten Begriffe von dem Reichthum, der hier wohnt. Wer nicht weiß, wie es besonders bei Damen fast zur Ehrensache geworden ist, recht viel und recht Theures geschenkt zu erhalten, kann leicht manche Thorheit unbegreiflich finden, aber die Mode will es, und die Mode ist der größte Tyrann der modernen Menschheit, deren Gewalt sich selten ein Sterblicher entzieht. Man stürzt sich in Schulden, um eigene und fremde Eitelkeit zu befriedigen, und wie Viele auch heimlich seufzen mögen, die Macht der Gewohnheit, das, was man Gesetz der Schicklichkeit nennt, und der Ehrgeiz, nicht zurückzustehen gegen Andere, ist weit stärker, als alle Moral und Philosophie. Und wie ist es anders geworden seit dem letzten Viertheljahrhundert! Man kann die Psychologie des Zeitgeistes am Kleinen wie am Großen studiren, und oft bietet das Erste viel intensivere Merkmale dar. — Vor fünfundzwanzig Jahren ungefähr war der Weihnachtsmarkt in der breiten Straße und auf dem Schloßplatze der Inbegriff aller Herrlichkeiten des berliner Weihnachtslebens. Seine glänzenden Zinnbuden, andere mit Messingwaaren, noch andere mit den zierlichsten Wachsbildungen, mit den wunderbaren nürnberger Städten, Dörfern, Thieren, die in der Arche Noah saßen, mit den Schaaren bleierner, buntbemalter Helden, mit den tausend süßen Pfefferkuchen, o! wie reizte das die kleinen, wie die großen Leute. Der Weihnachtsmarkt war ein rendezvous für Jung und Alt. Bei hellem Wetter in der zwölften Stunde wimmelte es von der beau monde. Die Studenten kamen mit ihren Mappen und farbigen Mützen, die damals noch nicht verpönt waren, dann die ästhetischen Referendare, die jungen Officiere, aber auch die älteren, und selbst die höchsten Stände verschmähten es nicht, sich hier zu zeigen. Nun erschienen auch die Damen, man grüßte sich, man fand sich, schloß sich an, machte Bekanntschaften, lustwandelte durch die breiten Gassen, und Mancher hat sein Schäfchen heimgeführt, der es hier zum ersten Male erblickte. Am Abend, wenn alle Lichter brannten, wurden die Kinder von Ammen und Müttern und Dienerinnen begleitet hingeschickt. Wie ein fröhlicher Traum steht es noch vor meinen Augen, wie wir uns drängten, die Herrlichkeiten wenigstens anfassen wollten, die Rosse und Kanonen, die Elephanten und Säbel und Harnische, und die Verkäufer mit Wedeln und kleinen Stöckchen die unfolgsamen Hände in Respect hielten. Dann mußte, einmal in jedem Weihnachtsleben ganz gewiß, eine Reise zu Wagen durch den Wunderbau gemacht werden. Einer jener alten ungeheuren Familienkasten rückte unverhofft vor die Thür, die Eltern mit der jauchzenden Kinderschaar stiegen hinein, und Schritt vor Schritt im langen Zuge ging es durch die Budengassen eine Stunde lang auf und ab, denn wer wäre es müde geworden zu schauen, sich dieses und jenes zu wünschen und schmeichelnd zu bitten, bis man da und dort anhielt, uns einige kleine Wünsche erhörte, gleichsam als Vorgeschmack der großen Seligkeit des Weihnachtsabends. Aber es ist aus mit der alten Weihnachtsfreude, mit den Conditorausstellungen von hundert Zuckerpüppchen, mit den vergoldeten Ruthen und den nichtswürdigen Pfeffernüssen, sogar den Waldteufeln droht der Tod. Sie haben sich schon jetzt zu ihren Freunden, den Armen, zurückgezogen, deren unharmonische Ohren nicht von ihren betrunkenen Schnurren erbeben. Aber wie lange wird es dauern, und die Cultur, die alle Welt beleckt, wirft sie auch aus den Hütten und überliefert sie unbarmherzig der Vergessenheit. Die Welt ist vernünftiger geworden, wie man sagt; schon die Kinder sol-

Digitized by Google

len in ihrer Luft auch einen Nutzen finden, zum Denken und Nachdenken angehalten werden, und man findet es abgeschmackt oder sogar schädlich, ihnen unnütze Spielereien zu kaufen. Statt der Husaren gibt es Bücher, statt der Arche Noah mit ihren Geschöpfen, Kupfer und Rechentafeln, statt der Leiermänner und Kobolde, Bau- und Handwerkskasten und sinnvolle architektonische Zusammensetzungen von Papp- und Holzstücken. — Der alte Weihnachtsmarkt hat auch sein Recht verloren, denn die ganze Stadt ist zum Markt geworden, und das große Fest, welches sonst ein heiliges Fest der Kinderlust und Freude vor allen Dingen war, ist nun vornehmlich den großen Leuten gewidmet. Nur die Mittelstände und die untern Classen haben noch ganz festgehalten an der alten Sitte. Da führt man die Kinder noch zu den blanken Buden, sucht auf den Nähten umher nach dem letzten Groschen, um ein Püppchen zu kaufen, und am Christabend darf der Tannenbusch nicht fehlen mit den Lichtstümpfchen und dem vergoldeten Apfel. Der Weihnachtsabend in den späten Stunden bietet dann ein eigenes Schauspiel. Dann ist der Christmarkt ganz und gar den armen aebeitenden Schaaren verfallen, denen er überhaupt mehr und mehr allein gehört. Die Fabriken und die Handwerksstätten öffnen sich, die Arbeiter haben den Lohn ihrer letzten Tagewerke und auch wohl kleine Geschenke von gütigen Herren erhalten. Nun eilen sie Alle, ihr Geld in der Hand und die geringen Ersparnisse, welche sie sich abgedarbt haben, dazu gethan, um einen Abend im ganzen Jahre Glück und Freude in ihre Wohnung zu bringen. Man sieht den armen Menschen die Lust an, welche sie empfinden, und die Begier, mit welcher sie Dies und Jenes betrachten, handeln, es traurig wieder hinlegen, wenn es ihr Vermögen übersteigt, und endlich mit der Last ihrer kleinen Schätze, den grünen Busch in der Hand forteilen. Das ist oft wahrhaft rührend für den, welcher sie beachtet. — Der Wohlthätigkeitssinn der Berliner, welcher in der That vielleicht kaum irgendwo seines Gleichen findet, macht sich auch für dies Fest der Freude geltend. Nicht allein, daß mehrere Gesellschaften auch aus den höchsten Ständen sich gebildet haben, die jährlich Ausstellungen halten, zu welchen viele Damen zierliche Handarbeiten liefern, aus deren Erlös den Waisen Weihnachtsfreuden bereitet werden, auch sehr viele Familien bauen den Kindern ihrer armen Nachbarn und Hausbewohner kleine Geschenke mit den eigenen Kindern auf, und für die großen Sammlungen armer kleiner Geschöpfe, in den Warteschulen, sorgen viele menschenfreundliche Herzen und an ihrer Spitze die Frau Kronprinzessin, welche am Weihnachtstage von Anstalt zu Anstalt fährt und viele Dutzende von neuen Kleidern und Hemdchen und viele Körbe voll Honigkuchen und Aepfel selbst vertheilt. —

Blickt man auf die Freuden, welche den höheren Ständen und der erwachsenern Welt durch die Weihnachtszeit geboten weeden, so fühlt man erst recht den Unterschied von Sonst und Jetzt. Sonst war es die höchste Stufe der Verfeinerung, die Ausstellungen der Conditoren zu besuchen, und indem man die künstlichen Zuckerbildungen und kleinen Panoramen meist unentgeltlich oder gegen ein geringes Eintrittsgeld anschaute, welches man gewöhnlich in Zahlung bringen konnte, genoß man, was der süße Mann feil hatte. — Jetzt gibt es Ausstellungen bei wenigen Conditoren mehr, aber Faust's Wintergarten hat sich mit einem eigenen Weihnachtsmaekte aufgethan, mit Buden à prix fixe, mit Glückslotterien und zwanzig schönen Verkäuferinnen, die viel zu verführeeisch sind, um ihnen zu widerstehen. Dann Fuchs mit großen Panoramen und seinem so lang als achtes Wunder angestaunten Local, endlich aber das Diorama von Gropius, wo neben din täuschenden Fernsichten mancherlei anderes Sehenswerthe zu schauen ist. Vier große Säle voll Werke aus allen Reichen der Kunst, auch die hübschen Erzeugnisse aus Steinpappe, welche Gropius fabrieirt, reizende Treibhäuser, die man leider nur ansehen, und nicht betreten darf; große Buffets, wo die feine Welt sich sammelt von den verschiedenen Promenaden durch unterirdische Räume, wo hier vor Alexandrien die türkische Flotte kreuzt, dort vor der Kirche des heiligen Grabes ein Ehepaar am Kaffeetisch sitzt, welches beim Lesen der Spener'schen Zeitung einschläft, im Hintergrunde aber zwei Dioramen nebeneinander Ansichten derselben Gegenden Berlins zeigen, nur mit dem Unterschiede, daß zweihundert Jahre zwischen beiden liegen. Die Ansicht von Berlin im Jahre 1640 vom Dache des Schlosses zeigt die heutige Friedrich's- und Dorotheenstadt, als einen öden und sumpfigen von den Armen der Spree durchschnittenen Geund, über welchen mehrere lange Holzbrücken laufen und außer dem alten Münzthurme im Vordeegrunde nur verlorene kleine Häuser und Gartengebäude, die Falknerei, das Wildgehäge und das Taubenhaus des Kurfürsten stehen. Das Nebenbild zeigt dieselde Gegend, aber wie sie jetzt ist, das heißt die schönste und großartigste Berlins, und vielleicht könnte man sagen aller Hauptstädte Europas. —

(Die Fortsetzung folgt.)

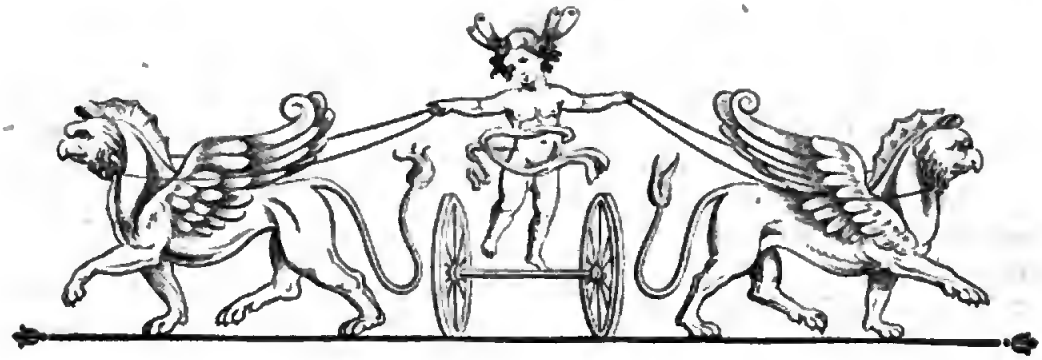
Notiz.

[Friedrich von Kölle.]

Der Begründer der Cotta'schen Vierteljahresschrift ist als Verfasser der werthvollen pragmatisch tüchtigen Schriften über Rom im J. 1833 und über Paris im J. 1836 bekannt. Er ist als würtembergischer Legationsrath seit längerer Zeit außer Thätigkeit. Das Conversationslexikon der Gegenwart gibt in dem Artikel über ihn 1781 als sein Geburtsjahr an. In den „süddeutschen Miscellen", die sein Schulgenosse und Freund Rehfues früher in Karlsruhe redigirte, wird eine Schilderung des Lebens in Leipzig vor, während und nach der Völkerschlacht als von seiner Feder aufgeführt. F. v. Kölle befand sich während der Schlacht in Leipzig. Außer seinen Betrachtungen über Diplomatie werden auch noch „Betrachtungen über das Gebet des Herrn" in dem angezogenen Artikel derselben Autorschaft zuerkannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 21. — den 30. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Güte und Liebe, so wie alle Verwöhnungen des Reichthums empfingen Fräulein von Sording in dem Hause ihrer Tante, ihr Herz aber war durch einen andern Ausdruck von Zärtlichkeit verwöhnt, und in dem Maße, als es sich ärmer fühlte, bildete ihr Verstand sich thätiger aus. Zum ersten Male betrachtete sie das Leben nicht aus dem Gesichtspuncte gutmüthiger Beschränktheit oder geistreicher Ueberspannung, und einen auf Stromfeld's Geheiß geheimen Briefwechsel mit demselben unterhaltend, theilte sie ihm jede Ansicht und Beobachtung mit. Die Mehrzahl derselben fand geringschätzige Abweisung, und als sie bei späterer Mittheilung des Grafen Sendberg mit aller Bewunderung gedachte, welche sein Charakter ihr einflößte, machte er es ihr in seiner Antwort zur Pflicht, diesen Umgang zum Vortheil seiner Zwecke zu benutzen, verschiedene Puncte bezeichnend, über welche er Aufklärung wünsche.

Dieser Auftrag erregte den leidvollsten Kampf in Fernanda's Seele, ihr edler Sinn empörte sich gegen denselben, aber ihr Herz war gewöhnt, unbedingt Folge zu leisten, und ihr Kopf wußte aus diesem Labyrinth den Ausweg nicht zu finden. Wenn derjenige, den sie als den Sklaven und als den Vollstrecker ungerechter Gewalt zu betrachten hatte, so offen, so fest und gütig sein konnte, wie vollkommen hätte dann Derjenige sein müssen, der in seinem Sinn geringschätzig auf jenes Denken und Handeln herabsah. — Ihre offenen, unschuldigen Mittheilungen empörten Stromfeld's Stolz; am heiligen Abend empfing sie den Veilchenstrauß, das verabredete Zeichen seiner Nähe. Sein Scharfblick drang ohne Mühe bis in die innersten Falten ihrer Seele, er hatte ihr zu vergeben, daß augenblicklich das Bild eines Andern in moralischer Hinsicht neben dem seinen aufgetaucht war, vielleicht dasselbe überstrahlt hatte, und diese Vergebung konnte nur durch die demüthigste Unterwerfung errungen werden.

Der erste zürnende Blick, den er auf Fernanda warf, überzeugte ihn, wie sehr er noch in ihrem Herzen herrsche, er lächelte unwillkürlich, obwohl diese Wahrnehmung ihn nicht zu erwärmen schien. Kalt und ruhig setzte er seiner zagenden Geliebten auseinander, was ihm für seine Pläne frommen könne, ihre Mitwirkung nicht erbittend, sondern dieselbe despotisch begehrend. So fand sie in den widerstreitendsten Kampf sich hineingezogen; dem Einen mit widerstrebendem Gefühl gehorchend, den Andern mit blutendem Herzen täuschend, war für sie an Lohn und Befriedigung nicht zu denken. Stromfeld, dem alle Opfer gebracht wurden, schien gleichwohl im Herzen verändert; nur ein Auflodern früherer Leidenschaft zeigte ihr von Zeit zu Zeit, was sie ihm einst gewesen; ob das Leben ihn kälter gemacht, ob Andere ihm mehr gefallen, oder die Liebe im Strom der Ehrsucht untergegangen, blieb ihrer Ergründung unerschlossen.

Digitized by Google

Fernanda verlebte nach Stromfeld's Verhaftung die troſtloſeſte Zeit ihres Lebens, die Möglichkeit eines traurigen Ausganges ſtand ihr unaufhörlich vor Augen, und ſie würde gewagt haben, des Miniſters Beiſtand zu erflehen, hätte ihr das Nutzloſe ſo voreiliger Verwendung nicht eingeleuchtet. Während ſo erſchöpfender Kämpfe wurden einige Zeilen ohne Unterſchrift ihr eingehändigt, die Nachricht enthaltend, daß man bemüht ſei, einem wohlbekannten Gefangenen die Freiheit zu verſchaffen; ein Unternehmen, welches jedoch nur durch bedeutende Geldmittel gefördert werden könne. Dieſer Mittheilung war die Andeutung beigefügt, wohin Beiträge zu ſenden wären. Fräulein v. Sording gab alles Geld, welches ſie beſaß, ſowie werthvolle Kleinigkeiten, von denen ſie, ohne Aufſehen zu erregen, ſich trennen durfte.

Ohne weitere Vorbereitung empfing Fernanda die erſchütternde Kunde von des jungen Freundes Flucht; ſobald ſie allein war, entſtürzten Ströme von Thränen ihren Augen, ſie ſank auf ihre Knie und dankte Gott. Seine frommen Eltern waren während ſeiner Gefangenſchaft geſtorben; Schrecken und Gram, der erſte wahre Kummer, der ihr Leben traf, untergruben die Wurzeln deſſelben. Der alte Mann erlag zuerſt, ſein der Welt entfremdeter Geiſt wußte für des Sohnes Vergehen den richtigen Maßſtab nicht zu finden, ſein Herz brach an Ueberſchätzung deſſelben, und die treue Gefährtin eines bis dahin glücklichen Daſeins folgte ihm in den Tod, wie ſie im Leben ihn niemals verlaſſen. So ſtand der junge Mann einſam und völlig verlaſſen in der Welt, angeſchuldigt und nicht gerechtfertigt, frei, aber von den Geſetzen verfolgt, ohne Schutz, ohne irgend ein ſicheres Liebesband, welches ihn mit dem Leben verknüpfen konnte.

Im Laufe des Tages, an welchem Stromfeld ſeine Freiheit erlangt, empfing Fernanda einige Zeilen, worin er, deſſen Hand ſie nur zu wohl kannte, ſie am Abend um neun Uhr an ihr Fenſter beſchied. Tödtlich erſchrocken, denn ſie wähnte ihn bereits in Sicherheit, verlebte ſie den Tag in fieberhafter Aufregung; endlich, als die erſehnte, gefürchtete Stunde ſchlug, ſtieg er zu ihrem Fenſter empor. Sie blickte in ſein bleiches, leidenvolles, vom Monde matt beleuchtetes Antlitz, und ſchlang bebend, um ihn wenigſtens vor dem Herabſtürzen zu ſichern, ihre Arme um die ſeinigen. Er blickte mit ſeinem vollen, lebendigen Seelenausdruck zu ihr auf und ſagte leiſe: „Ich durfte ſo nicht ſcheiden, ich bedurfte Deines Lebewohls und Deiner Verzeihung. Vergib mir, Fernanda, daß ich den ſüßen Kindertraum Deiner erſten Jugend ſtörte, daß ich — vergib mir Alles, denk', o denk', daß wir uns niemals wiederſehen!" Fernanda ſchluchzte leiſe, ihre Thränen benetzten ſein Antlitz. „Arme Fernanda!" ſagte er bewegt, „aber Du wirſt mich vergeſſen; daß es Dir möglich ſein wird, iſt meine Schuld, ich — weißt Du, daß meine Eltern —?" Er konnte nicht vollenden, ſein Haupt ſank auf ihren Arm, wo er eine Weile im tiefſten Schmerz es ruhen ließ. Während einiger Augenblicke unterhielten ſich Beide noch flüſternd, dann ſchied er von ihr, ein unergründetes, nicht gelöſtes Räthſel, nie ganz verſtanden noch gebilligt, aber, ach! wie innig beklagt! —

Als Fräulein von Sording bis zu dieſem Abſchnitt ihrer Mittheilung gekommen, entfiel Thräne auf Thräne ihren Augen, während ſie ſchweigend zu Boden blickte. Auch der Miniſter blieb ſtumm, aber ſein Schweigen richtig deutend, begann ſie nach einer Pauſe: „Obwohl leidend und ſehr betrübt, würde ich geſtern bei dem Hoffeſte erſchienen ſein, wenn ich — wenn ich im Beſitz meines Schmuckes wäre. Dieſer Umſtand beunruhigt mich um ſo mehr, als meine Tante mir entſchieden befohlen hat, bei dem Feſte gegenwärtig zu ſein, welches Sie, Herr Graf, am Namenstage der Fürſtin zu geben gedenken."

Der Miniſter konnte ſich, vernünftiger Weiſe, nicht ſehr befremdet fühlen, Fräulein v. Sording's einziges Eigenthum in Herrn Stromfeld's Händen zu wiſſen, er ſchwieg jedoch, den fragenden Blick auf Jene richtend, welche leiſe fortfuhr: „Ich habe den Schmuck — ich habe ihn — gegen 200 Louisd'or verſetzt, und dieſe Summe Stromfeld im Augenblick des Scheidens gegeben — nein, aufgedrungen darf ich ſagen."

Dieſer Zuſatz erſchütterte den Grafen auf die ſchmerzlichſte Weiſe; Fräulein v. Sording konnte etwas ihr Gehöriges verpfänden! Die Vorſtellung der Liſt, der Verſtellung, welche ein ſolches Beginnen nothwendig erheiſchte, durchſchauerte ihn unangenehm: „Wer war Ihnen dabei behülflich?" fragte er ernſt.

Fernanda ſah ihn bittend mit gefalteten Händen an: „Ich kann Niemand verrathen." — Ihre Worte, ihr Anblick entwaffneten den Mißmuth des Fremdes; er lächelte ſanft und entgegnete: „Sie beſtrafen meine unzeitige Neugier durch ein Mißtrauen, welches ich nicht verdiene. Ich weiß jetzt wenigſtens, wie ich helfen kann, und werde heute Abend die von Ihnen bezeichnete Summe hinter jenen Vorhang legen. Weinen Sie nicht ſo — bedenken Sie, daß ein redlicher Freund ſeine Dienſte Ihnen anbietet, daß die Annahme deſſelben das

Digitized by Google

Beste ist, was Sie in dieser Angelegenheit zu unternehmen im Stande sind. — Es gewährt mir wahre, herzliche Freude, Ihnen nützlich sein zu können, und wenn sie mich achten, wenn jemals," — er hielt einen Augenblick inne, sein Auge traf mit seltsamem Ausdruck das ihrige, dann setzte er gefaßt hinzu: — „wenn jemals Erinnerung des Vergangenen Ihr Gemüth bewegt, so gedenken Sie dieser Summe niemals, vergessen Sie, daß je davon die Rede war, nie, nie müsse ein Gedanke daran Sie mehr beschäftigen. — Leben Sie wohl, und wollen Sie mir danken, so sei es dadurch, daß Sie immer auf mich zählen, wenn ich vermittelnd einzutreten im Stande bin."

Fräulein v. Sorbing erhob sich rasch, der Graf aber hatte das Zimmer verlassen, bevor ein Wort über ihre Lippen kam, und still weinend sank sie in die Kissen des Divans zurück. —

In seiner Wohnung angelangt, befahl der Minister jeden Besuch abzuweisen; er bedurfte der Fassung, welche man durch besonnenes Ueberdenken des Unerfreulichen am leichtesten wieder erlangt. Die verschiedenartigsten Empfindungen bestürmten sein Herz wie seine Vernunft, wer aber einen solchen Kampf selber schuldlos durchkämpfe, wird fast immer beruhigt aus demselben hervorgehen. Halb warf er sich vor, kein milderes, tröstlicheres Wort geäußert zu haben, und doch, wer hätte ein solches von seinem verrathenen, gemißhandelten Herzen begehren dürfen? — Die Worte Tancred's:

„Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeih'n"

traten unwillkürlich vor seine Seele, seine Empfindung am richtigsten bezeichnend. Wie Jenem erging es ihm; Alles, Alles fühlte er sich bereit für Fernanda zu unternehmen, nur vergeben konnte er ihr nicht. —

Am Abend verfügte der Graf sich, nicht ohne lebhafte Ueberwindung, in das Haus der Baronin, und indem er Fernanda begrüßte, fiel ihm wiederholt die Verwüstung auf, welche Furcht und Gram über diese reizende Gestalt verhängt. Seufzend wendete er sich ab, und gegen seine Gewohnheit den Wunsch nach einer Partie äußernd, nahte er ihr im Laufe des Abends nicht wieder. Das Gefühl, mit welchem Fräulein v. Sorbing die Rollen mit Gold zu sich nahm, durfte vielleicht als Sühne für begangenes Unrecht, für jede tief von ihr bereute Verheimlichung gelten. Zum ersten Mal im Leben fühlte sie sich herabgewürdigt, gedemüthigt. Die Unterredung am Morgen hatte ihrer Erwartung nicht entsprochen, sie war auf Erstaunen, Vorwürfe, Unwillen und Tadel gefaßt gewesen, und statt dessen war ihr ruhiges Gehör, bereitwillige Hülfe geworden. Kein Ausbruch lebhafterer Empfindung hatte ihr Hoffnung und Zuversicht gewährt, denn selbst im Zorn, so furchtbar er augenblicklich erscheinen mag, liegt der Anknüpfungspunct der Aussöhnung und Vergebung. Ihr war eben durch die Ruhe des Freundes die einzige Stütze geraubt, welche sie aufzurichten im Stande gewesen wäre. — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Sonst, jetzt und in Zukunft.]

Die ungeheuren Gebäude, die das Schloß umlagern, das Zeughaus, das Museum, die Bauschule; die weite Fernsicht der Linden mit dem Triumphportale des brandenbuerger Thores, die Paläste zu beiden Seiten, die Oper, die Universität, die Akademie, die Bibliothek, dann das Meer von stolzen Giebeln, über welche die rothen Doppelthürme der neuen Kirche, die Kuppel der Dome auf dem Gensdarmenmarkte, und das geflügelte Pferd sammt dem Hochbau des Schauspielhauses ragen, die ganze unermeßliche Stadt daran, welche sich gerade nach dieser Seite in wenigen Jahren so weit ausdehnte, daß die nächsten Dörfer sich schon wie ihr verschmelzen, Alles breitet sich hier bis zur weitesten Ferne voll Leben in schöner Gestaltung aus, und gewiß war es ein sehr glücklicher Gedanke des Herrn Gropius, seinen Landsleuten das Sonst und Jetzt so trefflich anschaulich zu machen. — Sonderbare Gedanken steigen uns bei diesen Vergleichungen auf. Wenn zweihundert Jahre genügten, diese wunderbaren Verwandlungen zu vollenden, diese öden Sandwüsten und Sümpfe mit Palästen zu füllen, eine mächtige Stadt, einen mächtigen Staat zu schaffen, was werden die nächsten Jahrhunderte thun, wie wird Berlin dann sich gestalten, wenn ein Netz von Eisenbahnen es umzieht? Es gibt Leute, die zuweilen finstere Träume haben, und in einer Art prophetischer Laune sich einbilden können, es werde und müsse eine Zeit kommen, wo Berlin seinen Rang und Glanz irgend einer anderen Stadt im Herzen Deutschlands abtreten müsse. Die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, sagen sie, könne nicht an einer nördlichen Kante liegen, und eben sowohl, wie Sevilla einst an Madrid die Herrschaft abtrat, als Spanien Spanien wurde, eben sowohl wie dies von seinen vierhunderttausend Einwohnern drei Viertheile verlor, wie seine Straßen öde liegen, seine Paläste verfallen sind und nur von alter Herrlichkeit zeugen, so werde auch einst in Berlin das Verhängniß sich lösen. Man könnte diesen Behauptungen vieles Andere entgegensetzen, oder sich einbilden, daß nach zweihundert Jahren irgend ein junger Gropius drei Dioramen Berlins aufstellte, auf deren letztem Nesseln, wild und üppig, die zersprungenen Monumente der Kunst und des untergegangenen Lebens umwuchern. Gewisser ist es, daß, mag die Geschichte sich gestalten, wie sie will,

Digitized by Google

die Macht und Größe der Städte nicht gerade darauf beruht, daß sie der Mittelpunct eines Reiches sind, sondern daß sie alle Elemente des innern Wachsens und Gedeihens enthalten, und darum, wie es die neueste Zeit will, die großen Cultur- und Handelswerkstätten der Völker bleiben. Alles Andere folgt dann von selbst. — Was aber könnte so sehr wie Eisenbahnen dafür beitragen?! Eine Stadt im Mittelpuncte eines großen Netzes, das in ihr seinen Knoten findet, muß für alle Zeiten die große Hauptstadt bleiben, wo sich Kunst, Handel, Industrie, Macht und Reichthum vereinen. — In diesem Augenblicke macht man wichtige Anstrengungen zu diesem Ziele, und sicher werden wir in den nächsten Jahren Merkwürdiges erleben. Eine Bahn nach Stettin wird die öden Stadttheile bevölkern, welche sich dem Quartiere der Königsstadt anschließen; nach einer zweiten Seite richtet sich die Bahn nach Breslau, welche so eben bei der Regierung beantragt worden ist und wohl bestätigt werden dürfte; endlich tritt auch eine Gesellschaft hier und in Hamburg zusammen, die beide Städte mit einer directen Bahn vereinen will, welche von unermeßlicher Wichtigkeit sein muß. Kommt zu alle diesem dann noch die Bahn zum Rhein, welche längst projectirt und nun der natürlichen Hindernisse wegen dahin abgeändert ist, daß sie nicht über Kassel, sondern über Magdeburg, Braunschweig, Hannover und Minden durch Westphalen führen soll, so ist Berlin von allen Seiten von Eisenbahnen umringt, mit dem baltischen und dem deutschen Meere verbunden, der große Stapelplatz des gesammten Handels und der Mittelpunct aller neuen Zeitbewegungen. — In einer Zeit von zwanzig Jahren ist die Bevölkerung der Stadt um mehr als hunderttausend Einwohner gewachsen, sicher aber hat sie noch lange nicht den Culminationspunct ihrer Größe erreicht, und auch hier sind es wieder die Eisenbahnen, welche die Zahl der Bewohner schnell verdoppeln werden. Merkwürdig ist dabei das Weltereücken Berlins nach Westen, wo es sich rasch fortstrebend ausdehnt, während die östlichen Theile ihr ruhiges, altes stilles Ansehen behalten. Man hat sich viele Mühe gegeben, diese Ostseite, das Köpenicker Feld genannt, Räume, wo z. B. ganz Leipzig mit Bequemlichkeit Platz hätte, und die gegenwärtig noch immer der Gärtnerei und dem Getreidebau dienen, in einen Stadttheil umzuwandeln. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, innerhalb der Ringmauern diese weiten Felder zur Sommerzeit voll rankender Halme zu sehen, und man begreift kaum, waeum man in Zeiten, wo Berlin kaum halb so bevölkert war als jetzt, diese ganze Landschaft mit zwei Meilen langen Mauern umschloß. — Aber Alles deutet sich auch hier nach dem Woete Friedrich's des Ersten. — Man lachte in Europa über das prächtige Arsenal des kleinen Königs von Preußen, das der größten Monarchie genügen konnte. Meine Enkel werden es füllen, sagte er. Man lachte über die Königskrone: Meine Enkel werden sie groß machen, ich wollte sie ihnen nur geben, rief er aus. — So ist es auch mit den Mauern Berlins. Friedrich und seine Nachfolger haben sie gebaut, und den Enkeln zugerufen: Wir haben Euch den Raum umzäunt, füllt ihn aus! Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Stadt im Laufe der nächsten Generationen und mit Hülfe des neuen Hebels, der Eisenbahnen, auch hier sich blühend und für den Handel und Fabrikstand immer bedeutungsvoller erheben wird. Aber langsam nur, außer an den Ufern des Stromes, haben sich die Gassen verlängert, während im Westen wie mit einem Zauberschlage ganze Stadttheile entstanden sind, die Mauern als Hindernisse erscheinen, und der ganze Thalkessel des Flusses bis an die Höhen von Tempelhof und Schöneberg schnell mit Häusern besetzt wird, die da und dort schon zu Straßen anwachsen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Ernst in Leipzig.]

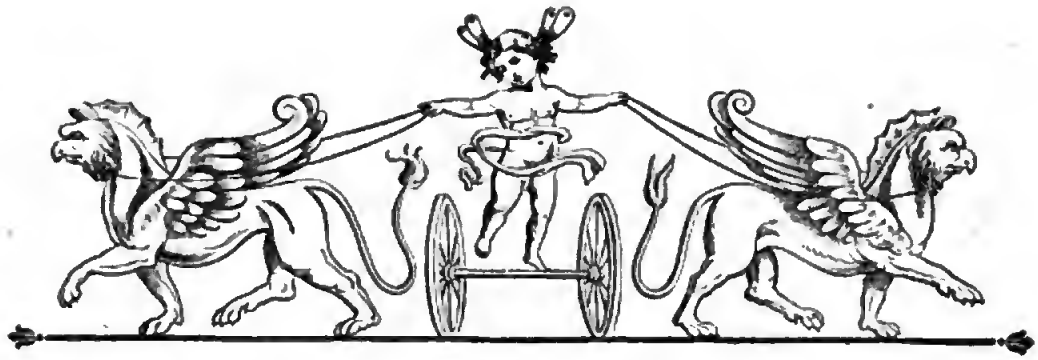
Hr. Ernst aus Brünn (sein eigentlicher Name soll Stern sein) gab in Leipzig ein zweites Concert, nachdem er in Dresden gespielt, wo man ihn jedoch weder kennen, noch kennen lernen wollte. Er spielte nur Sachen eigner Composition, auf Verlangen seine Phantasie über Themata aus Othello, ein Capriccio über ein Thema aus dem Piraten, ein Andantino und Karneval von Venedig, wie er eine Burleske nennt, die als Composition wenig Werth hat und nur seine staunenerregende Herrschaft über das Instrument zu entwickeln bestimmt ist. Das Capriccio besteht aus Variationen, die eigentlich diesen Namen nicht verdienen, da einige Bizarrerien noch kein musikalisches Capriccio machen. Der neckische Uebermuth, der Geist der Laune, selbst die Coquetterie der Grimacen und Minauderien fehlt diesem Stücke, wie allen Compositionen dieses Virtuosen. Am eigenthümlichsten war in dem Capriccio die eine Variation, wo das Thema durch ein begleitendes Tremulo hindurchklingt und ein Pizzicato eine Art Baß dazu gibt. — Für die Technik des Virtuosen ist man übereingekommen das Wort „schwindelerregend" als das gelindeste zu gebrauchen, und das mit Recht. Was den Geist seines Spiels betrifft, so fühlen wir hier viel Classicität, nicht den Dämon Paganini's, nicht das Berauschende, das Lipinski stellenweise gibt, aber weit mehr Geschmack, mehr vollendete Sauberkeit als in Lipinski's Spiel.

[Politik in Deutschland.]

Meyerbeer's Hugenotten sind in Wien als Guelphen und Ghibellinen gegeben; warum streicht man nicht auch in den Geschichtsbüchern die Bartholomäusnacht? Die Namen der Personen in der Oper sind dieselben geblieben, nur hat man dem Marcell den Luther'schen Choral gestrichen. Was heidnisch schien, z. B. die Badescene, ist geblieben. — Von früher her weiß man, daß Baron Lichtenstein in Berlin den Rossini'schen Tell in einen Hofer verwandelte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 22. — den 31. Januar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Graf Sendberg erschien während der folgenden Tage nur flüchtig bei seiner Gönnerin, das kurze Verweilen mit gehäuften Geschäften entschuldigend; so kam der Namenstag der Fürstin heran, an welchem in jedem Jahre ein glänzendes Fest bei ihm Statt hatte. Willenlos ließ Fernanda den reichen Putz sich anlegen, welchen die Baronin für sie veranstaltet; nur als der Schmuck befestigt ward, verdunkelten sich ihre Augen, Thränen fielen auf das Armband herab, auf welches sie sich niederbeugte, ihre Bewegung zu verbergen. Im Glanz dieser Steine lag die Erinnerung an unendlich viel Elend, an die bittersten Stunden der Vergangenheit und die Mahnung an eine trübe Zukunft.

Zögernd mit pochendem Herzen verließ sie den Wagen, als dieser am Hause des Festgebers hielt, kaum vermögend, der Tante zu folgen, welche rasch, in der besten Laune vorangehend, alle zierlichen Anstalten mit schmeichelhaftem Lobe beachtete. Beim Eintritt in den Festsaal traf Fernanda's erster Blick auf den Minister, der von verschiedenen Anwesenden umgeben in der Mitte desselben stand. Seine hohe Gestalt und edlen Züge fielen durch die reiche Uniform, welche er selten anzulegen pflegte, und durch die Menge von Ordenszeichen noch vortheilhafter ins Auge. — Gewohnt, daß sein erster Blick für sie war, gleich Sonnenlicht sie begrüßend, sah sie ihn jetzt denselben langsam erheben; freundliches, und doch, wie es ihr scheinen wollte, melancholisches Lächeln überflog beim Anblick der neuen Gäste sein Antlitz; er nahte der Baronin mit großer Artigkeit, sie an einen Platz zu geleiten, und indem er Fräulein v. Sording begrüßte, war es dieser, als habe sein Blick über ihren Schmuck hingestreift und sie empfinde dieses körperlich, mit jenem unerklärlichen Schauer, womit ein Blick aus geliebten Augen zu erschüttern vermag. —

Das Fest war sehr glänzend und zahlreich besucht; zum ersten Male stieg an jenem Abend das Bewußtsein in Fernanda auf, als stehe der Mann, dem sie in zutraulicher Unbefangenheit zu nahen gewohnt war, weit und vornehm über ihr. Der ruhige Ernst, mit welchem er ihr nahte, mochte diese Empfindung hervorrufen, die ehrerbietige Achtung, welche alle Anwesende ihm bezeigten, dieselbe verstärken, und so suchte sie, verwirrt und befangen, ihm auszuweichen, während, sobald er sich von ihr entfernte, ihre Blicke wie festgebannt da hafteten, wo er verweilte. Der Abend verging, ohne daß ihr ein mehr als höfliches Wort von ihm geworden, nur gegen die Mitte des Festes hatte er galant unter der Fülle herrlicher Blumen die schönsten ausgewählt, sie unter den Damen zu vertheilen, und sich endlich zu diesem Zwecke auch ihr genaht. Sichtlich zerstreut bot der Graf verschiedene Sträuschen zur Auswahl dar, Fräulein v. Sording's zitternde Hand langte unbewußt nach einem Veilchenstrauße, da traf sie ein finsterer Blick seines Auges; erschrocken zog sie die Hand zurück, diese

Digitized by Google

dann wie kraftlos sinken lassend; ein leichtes Zucken, wie der Versuch zu einem Lächeln, bewegte seine Lippen, dann selber eine Rose wählend, bot er ihr diese dar, und legte, da sie keinen Versuch zur Annahme machte, dieselbe leicht in ihre Hand. Unter manchen trostlosen Lebenszuständen mag, gramvoll von einem Feste heimkehren, leicht mit der trostloseste sein. Hastig jeden Putz ablegend, verweilte Fernanda lange nach Anbruch des Tages ruhelos in ihrem Gemache; dieser Abend hatte den Zauberglanz abgestreift, der ihre Jugend bis dahin umgeben. Die süßeste, oft auch gefährlichste Täuschung des Daseins war dahin; sie hätte geglaubt, Alles durch sich zu gelten, durch Jugend und Anmuth, durch Geist und Liebenswürdigkeit, und in dem Augenblicke, wo der Freund aufgehört, sie mit Neigung zu betrachten, war sie in den eigenen Augen nichts, als ein unbedeutendes Wesen, jung zwar noch, aber nicht so schön, als sie gewähnt zu sein, und ohne jene Elasticität des Geistes, dessen Spannkraft einzig aus einem guten Gewissen, aus innerem Lebensmuthe hervorgeht.

Fernanda hätte um Vieles den Abend nicht noch einmal erleben mögen, und doch war er nur der Anfang zu noch schmerzlicherer Prüfung gewesen. Graf Sendberg kehrte allmälig zu seiner früheren Gewohnheit zurück, selten verging ein Tag, an welchem er das Haus der Baronin nicht besuchte, aber in seinem einnehmenden, gleichmäßigen Wesen würde man vergeblich eine Spur von Leidenschaft zu entdecken gesucht haben. Diese Ruhe war es, welche Fernanda gänzlich um die ihrige brachte, sie konnte es nicht ertragen, ihn so sich gegenüber zu sehen, das Leben schien ihr verödet, seit der Freund nicht mehr Glück und Seligkeit aus ihren Blicken zu entnehmen schien. Der Verlust war zu groß, die Herzenskränkung zu schmerzlich.

Fräulein v. Soeding's mehr und mehr schwankende Gesundheit bewog den zu Rathe gezogenen Arzt zu dem Ausspruch einer Badereise, dazu als Nachcur eine Reise durch Tyrol empfehlend. Das Gemüth der Baronin befand sich im wunderlichsten Zwiespalt, sie hatte fest auf eine Verbindung des Ministers mit ihrer Nichte gerechnet, und begriff in verdrießlicher Ungeduld dessen Zögern nicht; sollte sie nun mit Jener fortreisen, und vielleicht einer Andern Gelegenheit bieten, sein Herz zu gewinnen; von der andern Seite schien es dagegen wünschenswerth, dem lieben Kinde zu jener frischen Lebensblüthe wieder zu verhelfen, welche als anmuthigster Reiz derselben gegolten. — Der Freund selber schlichtete diesen Kampf, indem er die Reise auf eine Weise anrieth, welche tieferes Theilnehmen zu verrathen schien. Die Augen der Baronin leuchteten: „Theurer Graf, sobald der Rath von Ihnen ausgeht, wird Fernanda's Unentschiedenheit gehoben sein. Sie verehrt Sie so innig!"

Der Minister verbeugte sich kalt, diese Anspielung empörte ihn; er mußte mit ansehen, wie die einst so zärtlich Geliebte aus Gram um einen Andern dahin welke und schmachte, und verschmähte es, Dankbarkeit zu zeigen, welche nicht in seinem Herzen war. Als er jedoch im raschen Umblick Thränen in Fernanda's Augen wahrnahm, fühlte er durch den Anblick sich erweicht; sie während Monaten nicht sehen, hieß jedenfalls entbehren, und diese Betrachtung verlieh seinem Blicke einen Ausdruck, an den Fernanda's zagendes Gemüth sich aufrichtete. Das waren die Augen, welche sie früher angeblickt, und welche sie seit jener schmerzlichen Unterredung nie wieder gesehen, das war der Ausdruck, für den es keine Bezeichnung gab, weil er ganz Seele war. Ihr Muth erwachte, es war ihr, als bedürfe sie der Stärkung nicht, als werde sie ohne Nachhülfe genesen; der Widerstand gegen die Reise fand indessen kein Gehör, und sie reiste mit dem festen Vornehmen ab, gestärkt und fröhlich wiederkehren zu wollen.

Im Spätherbst kehrte sie heim; zartes Roth blühte wieder auf Fräulein v. Sording's Wangen, dennoch fehlte die fröhliche Zuversicht, welche sie zu erlangen gemeint. Wie hätte diese ihr werden sollen? Jeder ernste Rückblick deutete auf Schuld und Verlust; der Freund ihrer Kindheit und ersten Jugend, wo weilte er, was war aus ihm geworden? — Der Mann, dem sie, durch den Unterschied der Jahre in Sicherheit gewiegt, mit unbefangener Traulichkeit genaht, den sie geliebt ohne es zu wissen und zu denken, der leidenschaftliche Neigung für sie empfunden, und von ihr hinweggangen war, konnte er ihr jemals vergeben? — Mit pochendem Herzen, mit sehnsüchtiger Erwartung wünschte sie die Heimkehr herbei, der erste Blick des Wiedersehens werde, so dachte sie, über ihr Lebensglück entscheiden. — In der Heimath aber fand sie Alles unverändert, höfliches Zuvorkommen, freundliches Wohlwollen, keine Spur jener Leidenschaft, auf welche ihr tief bewegtes Herz heimlich gerechnet. Mit dieser Wahrnehmung schwanden die wohlthuenden Erfolge der Reise, und aus wieder beginnendem Kränkeln entwickelte sich eine ernste, Besorgniß erweckende Krankheit. —

Graf Sendberg zeigte während derselben die wahre, innige Theilnahme des Freundes, täglich kam er selber, sich bei der Baronin zu erkundigen, während auch wie-

Digitized by Google

derholte Sendungen seltener Früchte und Blumen seinen Antheil kund gaben. Eines Tages fand er Frau v. Sording in Thränen und ungewöhnlicher Bewegung; auf des Grafen lebhaftes Befragen erwiederte sie: „Mögen Sie mich thöricht nennen, theurer Freund, viel würde ich darum geben, Fernanda den Schmuck nicht geschenkt zu haben, den sie einst in Ihrem Beisein am Christabend empfing. Der Himmel weiß, was damit sein mag, aber in allen ihren Phantasien beklagt sie die Weggabe dieser unglückseligen Steine, weil ihr dadurch das liebste Herz entfremdet worden. Ihre Klagen, ihre Thränen zerreißen mir in solchen Augenblicken das Herz; der Arzt rieth, den Schmuck herbeizuholen, damit sie, wo möglich, vom Besitz desselben sich überzeuge, dies ist auch wiederholt von mir versucht, aber schaudernd weist sie ihn zurück. Auf irgend eine Weise muß diesen Phantasien Wahrheit zum Grunde liegen; eine traurige jedenfalls, und mir ahnt, daß ich mein armes Kind an diesem Kampfe verlieren werde."

Der Minister schwieg, mühsam die innere Bewegung bekämpfend; von diesem Tage an änderte er sein ganzes Benehmen. Sich in Aufmerksamkeiten erschöpfend, beschwor er die Baronin täglich, ihrer Nichte die Sehnsucht zu schildern, welche er empfinde, sie wieder zu sehen. Vielleicht siegte die innere Jugendkraft, vielleicht waren auch jene Botschaften nicht ohne günstigen Erfolg, denn vierzehn Tage später wurde dem Grafen gestattet, Fräulein von Sording zu sehen; sie saß in einem Lehnsessel das schöne bleiche Haupt durch Kissen gestützt, beide begrüßten sich mit tiefer Befangenheit. Nach den ersten Erkundigungen versuchte Fernanda ihre Verwirrung zu bemeistern. „Es scheint heute so mild zu sein," äußerte sie den Blick erhebend, nur um etwas zu sagen. Bewegt blickte der Minister sie an: „Das Eis ist geschmolzen, Leben und Wärme sind wiedergekehrt," sagte er mit weicher Stimme. Fernanda erröthete und die Baronin lachte: „Das Eis geschmolzen? Lieber Graf, wir haben kaum *eines* Sonnenblicks uns erfreut."

Er lächelte: „Ein einziger Lichtstrahl kann Vieles umgestalten."

Verwirrt ließ Fräulein v. Sording eine Blume zur Erde fallen, mit welcher sie bis dahin sich beschäftigt, der Minister kniete nieder, scheinbar dieselbe aufzuheben, aber für Diejenige, welcher diese Huldigung galt, ging dieselbe nicht unbeachtet verloren. Thränen drangen ihr ins Auge. „Vergebung," sagte sie sanft, wie sein Bemühen bedauernd. „Für Alles," entgegnete er leise und innig.

Als kurze Zeit darauf Fernanda im Brautputze dem Grafen die Hand reichte, drückte er seine Lippen auf die Steine ihres Armbandes; nur auf sein bestimmtes Begehren hatte sie mit der prachtvollen Gabe ihrer Tante sich geschmückt: „Der häßliche Schmuck!" flüsterte sie leise, „wie viele trübe Stunden hat er mir bereitet!" — Der Bräutigam blickte schalkhaft zu ihr auf: „Wer weiß, ob Du ihm nicht auch Einiges zu verdanken hast, das aber soll wenigstens ein unerklärtes Räthsel bleiben. Möge," fügte er ernst hinzu, „Gottes Segen mit uns sein, sein Friede dem Entfernten trösten."

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Der Conflict zwischen dem Zunftzwang und der Gewerbefreiheit.]

— Wie nun die Stadt fortstrebt in Größe und Ausdehnung, so haben auch ihre Bewohner den modernen und leichtbeweglichen Charakter angenommen, der aus Zeit und Bildung ihnen erwächst. — Aber das Fortstreben in Wissenschaft, Kunst und Industrie, wie der ganze moderne Culturzustand hat natürlich auch seine Schattenseiten, und selbst die wachsende Allgemeinheit der Bildung muß diese hervorbringen. Der schwindende Speculationsgeist zeigt sich in manchen modernen Gaukeleien, und wie dieser den ehemals strengen, stolzen Handelsstand theilweise umgewandelt hat, so hat die Gewerbefreiheit den Handwerker und seine Arbeiten verändert. — Früher standen die meisten Handwerker in unmittelbarem Verkehr mit dem Publicum: Das Zunftwesen schützte sie, ihre Forderungen, ihre Lehrlinge, altherkömmlichen Gebräuche und die sichere Tüchtigkeit ihrer Productionen. — Die Handels- und Gewerbefreiheit riß Alles aus den Fugen. Industrielle Köpfe mit einem kleinen oder großen Geldvorrath fingen mit vielen Dingen Handel an, die sonst nur der Handwerker lieferte. Der Zunftzwang war aufgelöst, jeder Gesell konnte ein Patent lösen und Meister sein, ohne irgend eine Prüfung; denn der Staat überließ es Jedem, sich zu nähren, wie er könne, und von seinen erlangten Fähigkeiten jeden beliebigen Gebrauch zu machen. Nun wurden Fabriken und große Werkstätten gegründet. Diese wollten ihre Waaren verkaufen und gaben gern und leicht Credit; so entstanden zahllose Handlungen, die sich gegenseitig ruinirten, die Preise herabsetzten, um die Käufer anzuziehen, und häufig noch systematische Betrügereien verübten. Junge Handlungsdiener mit geringem, oder oft mit weniger als keinem Vermögen, associirten sich; leicht erhielten sie die nöthigen Waaren, sie verkauften billig, kündigten endlich nach Jahr und Tag einen Ausverkauf an, und erklärten sich endlich bankrott. Entweder war nun wirklich Alles verzehrt, oder aber der beste Theil in Sicherheit gebracht; oder kurz vor dem Ausbruche des Bankrotts verkaufte man die Handlung an Frau oder Sohn, oder vertrauten Freund, dem dann

Digitized by Google

gesetzlich nichts anzuhaben war. Um dem Schuldthurm zu entgehen, wird nun schnell ein Patent gelöst, und der Kaufmann wurde Handwerker, der plötzlich einer Tischler-, oder Glaser-, oder Schlosserwerkstätte vorstand. Als solcher konnte weder seine persönliche Freiheit angetastet, noch sein Handwerkszeug abgepfändet werden, sondern es blieb bei einer Abschätzung seiner Einkünfte und geringen Abzahlungen, die seine Schulden in zehn Menschenalteen nicht decken konnten. So wurden die Gläubiger endlich ermüdet; um nicht Alles zu verlieren, nahmen sie das Geringe, was ihnen unter der Hand angetragen wurde, und nach abgeschlossener Capitulation ward die Werkstatt aufgegeben, das Patent bei Seite gelegt, und mit dem schmählichen Raube des ersten Bankerotts eine neue Handlung errichtet, wo es nicht besser gemacht wurde, als früher. Man hat Beispiele, daß dies Manöver drei und vier Male wiederholt wurde, und der kluge Kaufmann zuletzt als ein ganz wohlhabender angesehener Mann daraus hervorging. — In neuester Zeit hat das Gesetz diesem Unfuge ein wenig entgegengearbeitet, aber lange nicht genug, um ihn zu vertilgen, und so vorsichtig auch mit der Zeit die Fabricanten in ihrem Credit geworden sind, so ist es doch immer verhältnißmäßig sehr leicht, bedeutende Waarenmassen zu erhalten. Denn die Fabriken selbst, die sich immer vermehren, gebrauchen, so gut wie der Handwerker, der Händler als Vermittler mit dem Publicum, und suchen diese selbst auf, um ihnen Credit anzutragen, wenn ihr Geschäft anscheinend blühend ist.

Auch in Beziehung dieser Reihen von glänzenden Gewölben und Magazinen hat Berlin die Umwandlung zu einer modernen Größe erfahren. Wer kaufte noch seine Möbel beim Tischler, sein Tuch beim Tuchmacher, seine Messer beim Messerschmied, seine Strümpfe beim Weber, kurz alle seine Bedürfnisse bei dem Manne, aus dessen Händen sie unmittelbar hervorgehen?! Für die verschiedensten Gegenstände sind reiche Magazine vorhanden, wo die größte geschmackvollste Wahl möglich ist, und obenein die billigsten Preise. — Der Fabrication in Masse ist der Handwerker in den meisten Dingen nicht gewachsen, die Maschinenanwendung, welche immer mehr zunimmt, bringt ihn immer weiter zurück, und es ist wahrhaft erschütternd, die Klagen vieler dieser armen Leute zu hören, die zu alt geworden sind, um eine andere Beschäftigung zu ergreifen und niemals die schöne Vergangenheit vergessen können. — Für alle diese Zustände muß aber die frühere Generation aussterben. Zurückführen läßt sich die Welt nicht, aber die neuen Menschen versöhnen sich mit den Dingen, die sie nicht anders kennen, ergreifen Beschäftigungen, welche nach ihren Begriffen einträglich sind, suchen andere, wenn die ersten sie nicht mehr ernähren, und finden völlig in der Ordnung, was ihren Vätern entsetzlich erschien. — Eine Erscheinung, die ganz durch die Zunahme des unsoliden Geistes im Handel und Wandel bedingt wird, sind die prahlerischen Anzeigen in den öffentlichen Blättern, welche die Ausverkäufe gewöhnlich begleiten. Die Art und Weise derselben ist oft ungemein belustigend, und zeigt gewöhnlich eben sowohl von dem praktischen Scharfblick der Händler, die ihre Leute kennen, wie von dem witzigen Gebrauch der Sprache, der vielen der echten Berliner eigen ist. Einige der Aufschriften, die man als Lockvögel gebraucht, sind gewissermaßen Eigenthum des Volkes geworden und man trifft sie gelegentlich in Jedermanns Munde. Es gibt eine schöne Auswahl solcher Kraftsprüche, und alle Tage werden neue erfunden, die sich an Lächerlichkeit überbieten: — Fort mit Schaden! — Unerhört billig! — Noch nicht da gewesen! — Unglaublich ohne es zu sehen, und wer es sieht, glaubt es erst recht nicht! — Nie kommt so etwas wieder hier vor! u. s. w. u. s. w., das findet man in jeder unserer Zeitungen, und dann folgen gewöhnlich die Nachrichten, daß entweder ein Fabricant seinen ganzen Vorrath zum Spottpreise verschleudern wolle, weil Unglücksfälle ihn getroffen hätten, oder daß es gelungen sei, durch Umstände, die niemals wieder sich so glücklich vereinigen könnten, ein ganzes Waarenlager aufzukaufen, welches man nun weit unter den Fabrikpreisen dem Publicum anbiete; oder man erfindet sonst ein mehr oder minder glaubbares Mährchen, und um den guten deutschen Vetter Michel ja recht sicher übers Ohr zu hauen, setzt man wohl hinzu, daß zugleich Wagen und Pferde, mit welchen die Vorräthe angekommen, oder Ladentische und Spinden oder auch Webestühle und sonstige Geräthschaften mit verkauft würden. In London und Paris findet man diese Wirthschaft in viel größerem Maßstabe, nur viel feiner angelegt, denn man ist an die Sache viel zu sehr gewöhnt, um sich in so plumpen Fallen fangen zu lassen. Simpel gibt es aber überall, und so pfiffig in vielen Dingen die Berliner sind, so hat diese schöne Tugend sie hierbei doch völlig verlassen. Zu ihrer Entschuldigung muß man jedoch sagen, daß zuweilen in der That Ausverkäufe vorkommen, bei welchen die Sachen weit unter dem Werthe fortgehen. In Fällen nämlich, die ich früher schon andeutete, wo ein Bankerott vor der Thür ist, und man um jeden Preis noch den armen Fabricanten und wahren Eigenthümer betrügen will. (D. F. f.)

Notiz.

[Zur Literatur der Hochgestellten:]

Der „Pilot" gibt in seiner zweiten Nummer einen scharfsinnigen Bericht über die in Erfurt erschienenen „Beiträge zur Beleuchtung schwebender Fragen", die man mit Gewalt zur Literatur der Hochgestellten zählen wollte. Die beiden ersten Abschnitte des Buches unter den Ueberschriften: „Geist und Wort, Glaube und Schrift" weist der Pilot dem Geh. Justizrath C. F. Göschel in Berlin zu; der letzte Abschnitt jedoch unter der Rubrik: „Religion und Staat"; über dessen Verfasser bedeutende hohe Vermuthungen im Schwange gingen, verrathe bei seiner durchaus klareren und einfacheren Sprache und seinem vom Schulformalismus freien Gedankengang einen verschiedenen Verfasser. Heller Verstand bei aller Lust, sich an die Gemüthserschütterung gefangen zu geben, ein gern zum Witzigen sich neigender Ausdruck, religiöse Grundfärbung bei allem Bemühen, sich mit den Anforderungen der neuen Zeit in Einklang zu setzen, und eine vornehme Entschiedenheit, die an Einspruch nicht gewöhnt ist, das seien die Eigenthümlichkeiten dieses Aufsatzes, der die Repräsentativverfassungen zu perfidiren sucht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 1.

Montesquieu's Selbstbetrachtungen, nebst einem Commentar von A. Weill.
Offenes Sendschreiben, von Dr. A. Ruge.
Notiz.

No. 2.

Montesquieu's Selbstbetrachtungen. (Forts.)
Correspondenz. Aus Schwerin.
Notiz.

No. 3.

Vermischte Gedichte.
Montesquieu's Selbstbetrachtungen. (Beschl.)
Notizen.

No. 4.

Herr und Magd. Novelle von Julius Hammer.
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein.
Notiz.

No. 5.

Herr und Magd. (Forts.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Forts.)
Notiz.

No. 6.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. Aus Schleswig-Holstein. (Beschluß.)
Notiz.

No. 7.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)

No. 8.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Notizen.
Erklärung.

No. 9.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 10.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

No. 11.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

No. 12.

Herr und Magd. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 13.

Herr und Magd. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 14.

Erinnerungen an Eduard Gans. Von Saint-Marc-Girardin.
Notizen.

No. 15.

Erinnerungen an Eduard Gans. (Fortsetzung.)

No. 16.

Erinnerungen an Eduard Gans. (Beschluß.)
Deutsche Memoiren.
Notizen.

No. 17.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von d. Fr. v. W.
Notiz.

No. 18.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. (Forts.)
Notiz.

No. 19.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. (Forts.)
Offenes Sendschreiben eines Fremden an berliner Sänger und Sängerinnen und an das berliner Publicum.
Notiz.

No. 20.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 21.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)
Notizen.

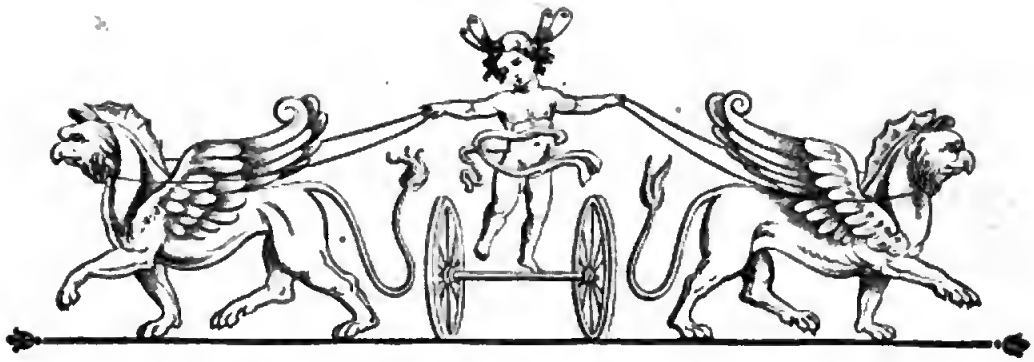
No. 22.

Ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und vier Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 23. — den 1. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Freiburg im Breisgau.

(Vom Verf. der Briefe über Schwaben und Franken.)

Schon dämmert's in den Nischen und Capellen an den Seiten und oben im Chore, spärlich fällt durch die obern Fenster des Schiffes der scheidende Tag. Wir wenden uns gen Westen — welch' ein Anblick! In voller Gluth stehen zu beiden Seiten des Portals die zwei prächtigen Fensterrosen da, in tausend Farben brennen sie, und trunkenen Blickes versenkt sich das überraschte Auge in diesen strahlenden Regenbogenkranz. Mich dünkt, keine Kirche in der Welt könne ein schöneres Schauspiel aufweisen — wenigstens macht selbst die kolossale Fensterrose des straßburger Münsters keinen solchen Eindruck. Man muß es selber sehen, um die Schwärmerei zu begreifen, die in diesen Genuß versenkt sich gern am Ziele irdische Wünsche und Erlebnisse gestellt denken mochte. Hier sieht man den Triumph der Kunst — der Mensch vermag nichts ohne die Natur — mit ihr Alles.

Endlich verbleicht auch dieser Glanz; — da entzünden sich die Kerzen, ertönt die Orgel; es versammelt sich die Gemeinde um den Priester des Herrn zum abendlichen Gebete.

Ja, jetzt ist's Zeit zum Beten. Jetzt sammle deine Sinne aus der endlosen Zerstreuung des Tages, gehe in dich, du Mensch, und bedenke, was du bist und wie du es verdienst, daß Er deiner gedenke. Und das ist nun der Ort, in dem das Herz sich finden und fassen und sicher und getrost die Kränze seiner Gebete winden kann, um sie von den guten Engeln Gottes auf das Haupt des Ewigen legen zu lassen. Und wandelt dich in diesem heiligen Dunkel dann ein unheimliches Bangen an — ein Schrecken über die Nähe Gottes, vor dem nichts heimlich sein kann, und ohne den es keine Heimath gibt, vor dem das Herz heraus muß aus seinen Falten und Gründen, aus seinen Tiefen und Untiefen — erzitterst du kalt und bang und dennoch süß und freudig bis in das Innerste durch Mark und Bein, durch Seele und Geist, — dann hast, dann kennst du Religion.

Jedoch du hast Schleiermachern in der Dreifaltigkeitskirche vom frommen Gefühl als schlechthinigem Abhängigkeitsbewußtsein predigen hören; du hast zu den Füßen des großen Meisters gesessen und dir die Religion als absolutes Bewußtsein Gottes deduciren lassen — du bist über die Deisidaimonia der Griechen, über das timor facit Deum des religiösen Römers, über die Furcht Gottes der Bibel weit hinausgeschritten auf deiner Gedankenbahn, aber ein Etwas im Busen ruft dich immer zurück, und in den Bangigkeiten des Herzens, in den Schrecken des Gewissens vergissest du Hegel und Schleiermacher.

Religion ist Furcht Gottes. Erst diese, und dann mag die Liebe kommen, der es gegeben ist; die Furcht völlig auszutreiben. Wenn man, unbestimmt genug, Religion durch Gefühl des Unendlichen definirt — wie soll das Gefühl des Unendlichen anders über dich kommen, als mit leisem Schauder und stillem Erschrecken des in-

Digitized by Google

nersten Menschen? Der Wurm dem Schöpfer, der Frevler dem Heiligen, der von Haß Vergiftete dem Liebeüberströmenden gegenüber — er muß in banger Angst vergehen wollen. Darum ist der Tod, die Entsagung, das Opfer — der Kern alles Cultus, darum das Kreuz, das niemals sproßt und blüht, sondern stets ein sterbend Bild trägt, Symbol der Religion des Geistes und der Welt selber. Das Fühlen, das Hereinnehmen und Insichfinden des Unendlichen kann nur geschehen mit und nach völliger Entäußerung der endlichen Ichheit. Wie nun dieser Bruch der Endlichkeit gefühlt, getragen und überwunden wird, ob er in äußerlichem oder innerlichem Vorgange, als zeitliches und darum äußerlich wiederholbares Phänomen, oder als einzige That des Geistes angeschaut wird, darnach bestimmt sich der Charakter der einzelnen Religionen. Das Heidenthum sieht und erträgt den Bruch und den Tod des Endlichen in der schönen Naturkraft; der Jude in der menschlichen Persönlichkeit, deren Innerlichkeit aber auf die Aeußerlichkeit des Opferthieres übertragbar ist; das Christenthum endlich erfaßt es mit dem innersten Ich, aber der eine glaubt es als äußerlich zeitlich an Christus geschehen, und darum im Meßopfer äußerlich wiederholbar, dagegen protestirend glaubt der andere es innerlich an dem ewigen Christus geschehen, und darum als die ewige That des sich seiner Selbstheit und Endlichkeit in die unendliche Anderheit des Absoluten entäußernden, aus dem Leben in den Tod versinkenden und vom Tode zu höherem Leben wiederzugebärenden Geistes.

Rasch hat uns in unsern Gedanken die Nacht ereilt, welche heute unruhig und vorbedeutungsvoll die dunklen Schwingen über die Erde breitet. Unstät flackern die Lichter, der Wind pfeift um die Flanken des Riesenbaues über den freien Münsterplatz hin — nur noch einen Blick hinauf an die Spitze des gewaltigen Thurmes. Auch seine Stunde ist nun gekommen; jetzt weise er uns himmelan und bezeichne treu und sicher den unverrückbaren Punct des Fühlens und Glaubens, der, wenn Alles weicht und wankt und sich wandelt, an den Einen, Ewigen gemahne. Ja, das ist seine Zeit, wenn die spitze Pyramide ernst und schweigsam in den nächtlichen Himmel starrt, wenn sich in ihr eine feste Leiter zum Himmel schwingt, auf der die schwanken Geister auf- und niedersteigen und die unstete Seele wieder in ihr Gleichgewicht sich rücken lassen möge. Diese schwarze, schwere, kalte Masse, und doch diese leichte, klare Spitze dicht bei den Sternen oben — wem brächte ihre Betrachtung nicht in Einem Grund und Boden, Ziel und Ende seines Empfindens und Denkens wieder? —

Ein trüber Morgenhimmel verkündigt Regen. Gerade jener soll uns heute Muße und Ruhe zur eigentlichen Besichtigung des Sehenswürdigen in Stadt und Kirche geben. Den „Führer durch die erzbischöfliche Dom- und Münsterkirche (!), von Dr. J. A. Müller, 1829" in der Hand, durchpilgern wir zunächst bedächtig und anschaulich das Innere des Tempels, das seines Gleichen nirgends findet. Diese Vollendung, dieser Zusammenklang des Einzelnen und Ganzen, diese Reinheit und Frische der Glasmalereien, diese Kunst der Schnitzwerke und Bildaltäre, die Einfachheit und Symmetrie vom Gewölbe bis zum Pflaster — Alles wie aus Einem Guß, obgleich der gothische Styl sich im Mittelbau und an dem Seitenportale mit dem byzantinischen abzufinden und zu theilen hatte, obgleich bis auf die neueste Zeit, ja bis auf diesen Tag die Hände ergänzend, ersetzend, wiederherstellend, reinigend und vollendend niemals daran müde geworden sind. Ich habe dergleichen noch an keinem Gotteshause gesehen. Keines ist fertig, keines ein Ganzes wie dieser Münster vom Fuß bis zum Scheitel.

Den mächtigen, 356 pariser Fuß hohen Thurm (er ist nur um 22 par. Fuß niedriger als der straßburger) muß man besteigen, wenn man ihn ganz durchgenießen will. Ganz unten in der Nähe erscheint die Pyramide zu massig, zu ungegliedert, die vielen geraden horizontalen Zwischenlinien, die zwar in den mannichfaltigsten Formen durchbrochenen Vierecke, bis zur Spitze leiterartig sich erhebend, scheinen sogar den stolzen Bau mit der schwungvoll gezackten Leichtigkeit gothischer Kunst in widerlichen Zwiespalt zu stellen. Unmittelbar vor der Stadt stellt sich schon der eigenthümliche Charakter des Baues energischer heraus, Leichtigkeit und Gliederung lassen sich neben der Solidität und Geschlossenheit des Ganzen nicht verkennen. Aber erst wenn Du ihn besteigst, und mit Andacht, etwa den Bleistift in der Hand, diese Mannichfaltigkeit der Gebilde, diese Wucht und Kraft der Formen kühn und sorgsam in dem unverwüstlichen rothen Sandstein ausgeführt verfolgst, so belebt sich diese starre Säule von Stufe zu Stufe, und es knospet und blüht, es windet und bindet sich Basis und Spitze zu einer unendlichen Blumen-, Frucht- und Dornenkrone auf.

Alle die straßburger und ulmer und cölner Kolosse bleiben ewig Krüppel gegen dieses unvergleichliche Denkmal deutscher Kraft und Tugend. Wer den freiburger

Digitized by Google

Münster nicht gesehen, hat immerhin nichts gesehen, als große schöne Fragmente oder Ruinen.

Und wenn wir nun auf die nahen Berge steigen und in die fünf Thäler ringsum über die Stadt hin in die weite Ebene hinausblicken — welche Stadt mag Freiburg in dieser Art überbieten? —

Wir stehen auf dem Lorettoberge und lassen Herrn- und Höllenthal, Günthers- und Rhein- und Elzachthal, Feldberg und Kaiserstuhl die Musterung passiren. Immer wieder lenkt sich der Blick hin zu dem Schloßberge und zu der seltsamen Erscheinung auf dessen Ruinen. Unter Wind und Regen wandelt eine zweifelhafte Gestalt über den Trümmern auf und ab, das dunkle Gewand flattert im Sturme, die Arme bewegen sich in lebhaftem Pathos, jetzt steht er still, jetzt betrachtet er sinnend mit gehobenem Antlitz das Lärmen und Treiben der Thoren in der Stadt da drunten, jetzt kehrt er sich rückwärts und stiert in die düstern Gründe des Höllenthales hinaus. Nicht für ihn haben die lebensfrohen Freiburger am Ausgang desselben auf den Schild eines braven Wirthshauses sich das „Himmelreich" malen lassen — grollend und brütend will er sein Weib, das ihm den Kummer angethan, vor ihm zu sterben, vom Sturm und Wetter sich zurückrufen lassen aus dem Schattenreiche.... Armer, alter Mann, wie lange wird's währen, bis Du Dir von Wind und Regen nicht mehr das Brautlied singen zu lassen beauchst, bis Du von diesem Deinen täglichen Posten abgelöst, und — schon jetzt ein Schatten — mit Deinem Wahn und Deinem Schmerze in die Grube gesenkt wirst? —

Das Auge wendet sich noch einmal auf den Dom zurück, um sich der Harmonie zu freuen, in welcher dieses Werk zu seinen Umgebungen steht. Die starren, unerschütterlich im Urgestein gefesteten Spitzen, die schroffen Kuppen des Schwarzwaldes konnten nur eine solche Pyramide neben sich dulden. Freilich verlachen sie dagegen das formlose Thurmwerk, das man der neuen protestantischen Kirche aufgesetzt hat. Drei Stunden weither wurde eine hübsche, große byzantinische Klosterkirche Stein für Stein, während einer Zeit von zwölf Jahren herbeigebracht und hier wieder zusammengefügt zu einem imposanten Gotteshause — wie zum Hohn scheint man diesen verzwickten, plump durchbrochenen Kegel, dieses Vogelhaus ihr auf den Nacken gehockt, in das Kreuz gepfropft zu haben. Freilich sind Kirchenthürme das Kreuz für die moderne Architektur. Massenhaftigkeit und Leichtigkeit, Solidität und Gliederung zu vereinigen, will der heutigen Baukunst nicht gelingen. Man sieht sich gezwungen, theoretisch und praktisch den Thurm neben die in irgend welchem Styl gebaute Kirche hinzustellen, weil er denn doch einmal für unentbehrlich gilt. — In der That, entbehrlicher kann er nicht gemacht und gedacht werden, als wenn man ihn so zur Ruhe setzt. Aber wenn mit Verlaub nicht der Hausgebrauch, sondern die Idee in der höhern Architektur noch herrschen darf, so will sich im Thurm die breite Masse in die eine Spitze, die Vielheit der Gestalten und Gebilde zur Einheit, die endlose Endlichkeit in die eine Unendlichkeit aufheben, um so das ganze Leben, den ganzen Welt- und Lebensblick über sich hinaus in den Brennpunct der Ewigkeit zu rücken. Aber wo ist heute der Baumeister, der für die Ewigkeit zu bauen unternähme? —

Der Bau dieser protestantischen Kirche selber übrigens ist eine schöne Erscheinung in dem katholischen Freiburg. Anziehender noch wird er, wenn wir uns erzählen lassen, wie bei der Gründung der Erzbischof selbst den Grundstein gelegt, und wie bei der Vollendung nur die nothwendige Abwesenheit beim Landtage den jetzigen Erzbischof und den katholischen Klerus von der allgemeinen Theilnahme an der Einweihung abgehalten hat.

Wie uns heute Heer v. Demetee, als er nach seiner Morgenandacht aus dem Münster an uns vorüberging, ein recht leiblicher, wohlgenährter Mann vom besten Willen zu sein schien, so wissen die Freiburger, lebenslustig und bequem, wie sie sind, nichts von streng katholischer Ascetik und Bigotterie. Und wie wäre ein finsterer Geist da möglich, wo Welcker und Rotteck gefeiert sind, wo Hug und Scheeiber, Staudenmaier und Hirscher leben und wirken. Der Liberalismus zwar hat bei der letzten Bürgermeisterwahl, da Buchhändler Wagner gegen Rotteck's Neffen die vierfache Stimmenzahl errang, eine vollständige Niederlage erhalten. Auch an der Universität können sich entschiedene liberale Richtungen nicht im vollen Umfang geltend machen. Schreiber ward, weil er die jungen Theologen von der Unvernünftigkeit des Cölibats überzeugen wollte, (1836) von der Lehrkanzel der Moral an die der historischen Hülfswissenschaften überwiesen. An seine Stelle wurde Hirscher aus Tübingen berufen — eine treffliche Wahl, denn wenn irgend eine katholische Moral den ungeheuern, geständiger Weise durch die Reformation bewirkten Umschwung im Katholicismus bekundet, so ist es Hirscher's in wahrhaft evangelischem Geiste abgefaßte, freilich mehr erbaulich als wissenschaftlich geschriebene Moral. Die persönliche Wirkung dieses hochwürdigen Mannes könnte ungleich

Digitized by Google

größer sein, wenn er sich nicht so sehr zurückzöge, und die Freiburger ihn nicht blos in ironischer Beziehung als ihren „Apostel" unter sich herumwandeln ließen. — Auch Staudenmaier findet für seinen Geist des Christenthums, für seine philosophisch-ästhetische Bildung (er arbeitet an einem Werke über die Plastik) nicht den rechten idealen Boden, in dem er heimisch werden und Wurzel fassen könnte. Aus gleichem Grunde greift Hug's rüstige Thätigkeit nicht so tief ein, als man vermuthen sollte. Es fehlt an einer philosophischen Basis, welche von dem einzigen Trentowsky trotz seiner Vielgeschäftigkeit in Ewigkeit nicht hergestellt werden dürfte; denn der Markgräfler wächst zu sehr in der Nähe und die nicht zum besten renommierten Studiosen hier unterschreiben lieber als philosophische Collegien das Goethe'sche:

Ein starkes Bier, ein beizender Tobak
Und eine Magd im Putz, das ist so mein Geschmack.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

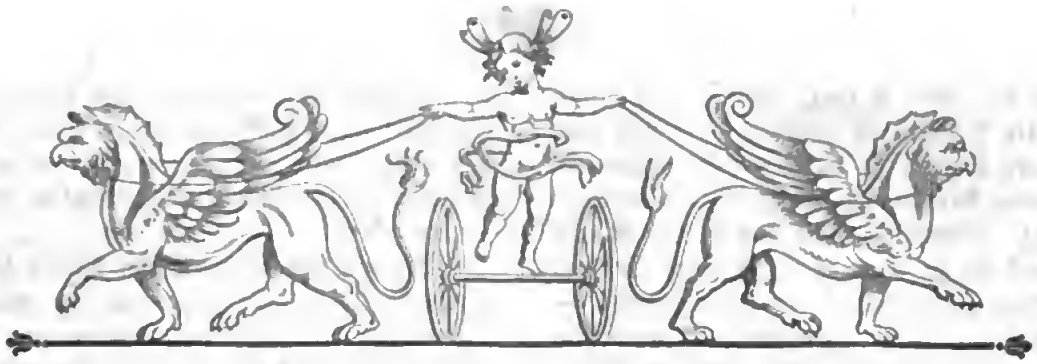
[Industrie u. Aristokratie.]

In allen anderen Fällen ist es entweder ganz schlechte und verlegene Waare, oder es ist eine Sammlung von fehlerhaften zurückgelegten Stücken, und dies ist ein besonderer Industriezweig. Es gibt hier billige Tuchverkäufe, Leinwandverkäufe u. s. w., die ganz aus solchen schlechten Waaren bestehen, welche von allen Orten und Enden zusammengeholt werden. Juden reisen umher und kaufen den Fabrikanten die Stücke ab, welche entweder Löcher haben, in der Farbe verbrannt, schlecht gebleicht, oder aus den schlechtesten Stoffen erbärmlich gearbeitet sind. — Hat man nun genug zusammen, so wird ein Verkauf zu wahrhaft fabelhaften, oder unerhörten, oder unglaublichen Preisen angesetzt, und so oft die Leichtgläubigen auch betrogen wurden, so viel darüber auch schon gesagt, gewarnt und selbst geschrieben worden ist, dennoch finden sich immer wieder neue Thoren, die gern billig kaufen möchten. Es würde Unrecht sein, wollte man nun, wie es zuweilen geschieht, diese Sünden auf den ganzen Handelsstand ausdehnen, der in seinem Kerne noch eben so ehrenvoll und redlich ist als früher. Die fortschreitende Culturentwicklung muß neben dem Guten auch überall das Schlechte begünstigen und nach dem Grundsatze, daß wo viel Licht ist, auch viel Schatten sein muß, ist es ganz in der Ordnung, daß die Welt, wie man sie ansehen will, besser und schlechter werde. — So sind neben den Schwindeleien aller Art doch weit mehr Magazine entstanden, wo man ganz sicher sein kann, das Geschmackvollste, Neueste und Beste zu den mäßigsten und ganz festen Preisen zu erhalten. Und wie im Handel, so ist es in Allem. Das Tüchtige und Gute ist nicht verschwunden, es ist überall auf dem Wege zur weiteren Entwickelung, aber die Welt ist verändert, und den alten Leuten, die immerfort sich nach den guten alten Zeiten zurücksehnen, wo Alles so derb, so dauerhaft, so lebenslänglich sicher war, ist freilich nicht zu helfen. — Eine der Hauptklagen unserer Zeit ist die Ueberfüllung aller Fächer, und gewissermaßen hat man auch darin Recht, denn der Menschen sind viel mehr geworden, jedes Land Europas ist seit dem letzten friedensvollen Vierteljahrhundert mindestens auf ein Viertheil in der Zahl seiner Bewohner gewachsen, und wie mancherlei neue Beschäftigungen Industrie und Künste den Menschen auch eröffnet haben, so ist doch in vielen Erwerbzweigen eine doppelte und dreifache Vermehrung der Betheiligten hervorgegangen, die mit der Gesammtbevölkerung nicht gleichen Schritt hält. Diese Mißverhältnisse müssen sich jedoch ausgleichen, und zwar am einfachsten dadurch, daß wer kein Bestehen in dem ergriffenen Lebensberuf findet, sich einem anderen zuwendet, und allerdings überall untergehe, wenn er nicht Klugheit und Talent genug besitzt, den Kampf mit der Welt aufzunehmen. In diesem Augenblicke hat der Staat auch wieder seine Bekanntmachungen erneut, daß Jeder sich hüten möge vor dem Studiren und Niemand auf eine Anstellung im Staatsdienste rechnen solle (so sagt wenigstens der Justizminister), der nicht bei außerordentlichem Talent, sich mindestens zehn Jahre lang nach beendigten Studien zu erhalten vermöge. — Diese Aussichten erscheinen Vielen sehr niederschlagend, aber sie sind eine ganz natürliche Folge des ungeheuren Andrangs zum Staatsdienste, der die ganze Blüthe der Nation für sich in Anspruch nahm, und dadurch eine sehr sonderbare und scharfe Trennung seiner Bürger hervorrief, die in keinem Staate wohl so sehr bemerkbar wird, als in Preußen. — Die Masse der Bildung nämlich hat eine neue Aristokratie zusammengesetzt, die im Beamtenstande ihren Stützpunct findet, und als Bureaukratie so häufig schon näher beleuchtet worden ist. Die Bureaukratie ist jedoch nur ein Theil dieser Aristokratie der Bildung, welcher überhaupt Alles angehört, was durch Talent, Kenntnisse und Geist eine Stellung in der Gesellschaft genommen hat; und, gewissermaßen stillschweigend, als ebenbürtig anerkannt wird. Die alte Aristokratie der Geburt ebenlowohl, wie die moderne des Geldes, haben sich dieser allgemeinen verschiedentlich genähert und sich theilweise mit ihr verschmolzen. — Man hörte früher häufig den Ausspruch, selbst von Koryphäen des Adels, daß die Aristokratie des Talentes und die gemeinsame Bildung die rechte Scheide der Ansprüche und Auszeichnungen im Staate sein müsse, und hierdurch allein sich ein großer Unterschied der Menschen geltend mache. — In neuerer Zeit aber ist man von diesen unstandesmäßigen Ansichten zurückgekommen. Man hat von Neuem gelegentlich erklärt, daß das Volk nur zum Gehorchen da sei, die Lenker der Staaten aber Gott allein Rechenschaft schuldig wären; daß der Adel der Geburt den ersten Stand im Staate bilde, dessen Kraft durch die Begünstigung und Ermunterung zu Majoraten, durch autonomische Statute und Vorrechte zu heben sei, damit er eine unerschütterliche Mauer um den Thron, oder wie ein witziger hoher Staatsmann dafür bemerkte, eine neue Königsmauer bilden könne. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei zwei Beilagen, von Joh. Friedr. Hammerich in Altona und G. Basse in Quedlinburg.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 24. — den 3. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

Novelle von Dr. Schiff *).

An einem Freitag Nachmittag des Jahres 1694 trat ein armer jüdischer Wanderer in das Haus des Lazarus Abeles im Judenviertel zu Prag, mit der Bitte, an dem Sabbathmahle Theil nehmen zu dürfen. — Lazarus war im Begriff, nach der Synagoge zu gehen. Er fragte den jungen Reisenden nach Stand und Namen, worauf dieser antwortete, er heiße Löbel Kurzhändler und studire den Talmud; er sei hergekommen, die berühmte alte Synagoge zu sehen und beim prager Rabbiner seine Studien fortzusetzen. Worauf ihn Lazarus willkommen hieß und ihn einlud, einstweilen mit nach der Synagoge zu gehen, wo er ihm eine Stelle zum Beten neben der seinigen versprach.

Dies höete aber Jochebet, des Lazarus Ehefrau, sie rannte hastig herbei und rief: „Lazarus! wir können heute keinen Gast annehmen. Wir haben nichts weiter als ein Paar Hühnchen im Topfe und einen Kuchen in der Pfanne; gib dem jungen Menschen eine Kleinigkeit, weil es noch Tag ist, damit er wo anders hingehe und esse."

„Liebe Frau," antwortete Lazarus, „Hühner und Kuchen sind ein gar gutes Mahl, wie unser Gast anderswo nicht leicht findet. Auch sagt der Talmud: es ist besser, dem Hungernden Speise zu geben als Geld. Denn Speise stillt sogleich den Hunger, mit dem Gelde muß er die Gelegenheit abwarten, sich Brot zu kaufen."

Löbel fügte hinzu: „Diese schöne Lehre unseres Talmud hat noch einen ausgedehnteren Sinn, den Niemand besser erkennen mag als ein armer Wanderer, wie ich, der leider genöthigt ist, Gastfreundschaft zu suchen. — Geld! Man hat es oft nöthig! Allein warum ist es stets beschämend, ein Geldgeschenk zu empfangen? Das will ich Euch sagen. Der Arme ist ein Mensch wie der Reiche. Der liebe Gott, der die Allweisheit selber ist, macht keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Er befiehlt dem Reichen wie dem Aemen: liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst; wollen aber die Menschen sich lieben, so müssen sie sich einander gleich fühlen, um mit einander glücklich zu sein. Dies will aber der Reiche nicht. Der Arme soll nicht seines Gleichen sein, er will sein Glück mit dem Aemen nicht theilen. Es soll also einen Unterschied geben zwischen Menschen, die vor Gott einander gleich sind, und dieser Unterschied ist das Geld. Wer es besitzt, will damit herrschen, wer es entbehrt, muß darum dienen. Es ist schwer, zu dienen, noch schwerer aber ist, sich vor einem Stolzen zu demüthigen. — Durch das Geldgeschenk eines Reichen an einen Armen wird aber zuerst das Gleichheitsgefühl aufgehoben. Der Reiche ist Geber, der Arme Empfänger — wessen? — des Geldes, des Unterschiedes zwischen Arm und Reich. Sodann gibt vielleicht der Reiche, um sich des Armen zu entledigen, dessen Nähe ihn belästigt.

*) Probe aus einer Sammlung von Sagen und Mährchen der Juden, die unter dem Titel: „Tausend und ein Sabbat" erscheinen werden.

Digitized by Google

Vielleicht dankt der Arme so kurz, geht so rasch, weil die Ansprüche des Reichen ihn verletzen. — Gibt man aber statt Geldes Speise, so ist dies nicht beschämend. Der Magen eines Reichen wie eines Armen verlangt seine Sättigung. Nimmt doch der Reiche von dem Armen einen Trunk an, wo ihn dürstet, warum der Arme von dem Reichen nicht Speise, wo ihn hungert? — Was das Bedürfniß eines Menschen ist, weiß jeder Mensch, hier regt sich am ersten Mitgefühl und Barmherzigkeit, beim Heiden so gut wie beim Juden. — Doch wer den Armen an seinen Tisch nimmt, sein Mahl mit ihm zu theilen, der handelt aus reiner Menschenliebe. Er stellt sich dem Armen gleich, erweist ihm Ehre und Gastfreundschaft. Er erwartet nicht Lohn noch Vergeltung; verbittet sich vielleicht aus Edelmuth jegliche Danksagung. Aber ein Lohn, eine Vergeltung kann ihm nicht entgehen, die nicht, welche Desjenigen harrt, der die Gebote des Herrn erfüllt. Er hat den Armen geliebt, wie sich selbst. Was er für den Augenblick hatte, sein Haus, seinen Tisch, seine Gesellschaft, seine Unterhaltungen, kurz alles, was er genoß, ließ er den Armen mitgenießen. — Was er für den Augenblick hatte, habe ich gesagt, weiter braucht er nicht zu theilen, denn was der Reiche sonst besitzt, gehört seiner Zukunft. — Dieser Sinn herrscht in der jüdischen Sitte, daß der Reiche dem Armen bei Tische den Ehrenplatz anweist. — Doch, lieber Herr, dies sage ich zu Ehren des Talmud, nicht aber, um mich an Euren Tisch zu drängen. Denn weil Ihr behindert seid, mich aufzunehmen, so habt Ihr mir den Willen erwiesen, der mir Ehre genug ist."

„Nein!" sagte Lazarus, „für heut' müßt Ihr bleiben; erstlich wage ich Euch kein Geld anzubieten, dazu seid Ihr mir zu ehrenwerth; zweitens lasse ich Euch in keinem Falle fort. — Und kurz und gut, begnügt Euch mit dieser Erklärung, denn ich bin nicht im Stande, meine Worte zu setzen, so gut wie Ihr."

„Aber, lieber Lazarus," wandte Frau Jochebet ein. „Es geht wahrlich nicht an, wir können heut keinen Gast bitten."

Lazarus warf sich in die Brust: „Albernes Geschwätz!" rief er. „Bei Lazarus Abeles sollte am Sabbat nicht Essen genug für einen Gast mehr vorhanden sein!" Er warf ihr einen Blick zu, der ihr seinen tiefsten Unwillen verkündete. Dessen ungeachtet fuhr Jochebet fort: „Aber ich muß es doch besser wissen, ich bin ja in der Küche."

Lazarus war im Begriff, ihr heftig zu antworten, als Löbel ihn zurückhielt mit der Bitte, ihn ohne Geld und ohne Speise von dannen gehen zu lassen, was ihm ja besser sei, als Anlaß zur Zwistigkeit zwischen Eheleuten zu geben.

Lazarus war in all seinem Wesen sehr entschieden, er entgegnete: „Jetzt müßt Ihr erst mit mir nach der Synagoge, dann kehren wir heim zum Mahle, und morgen Mittag müßt Ihr wiederkommen und bei mir bleiben, bis der heilige Sabbat endet und die Woche beginnt." Nach diesen Worten faßte er Löbel beim Arm und zog ihn mit sich fort. Lazarus war ein großer, starker Mann, Löbel mußte wohl ihm folgen, er mochte wollen oder nicht.

Jochebet war sehr bestürzt. „Ich kann mir nicht helfen!" sagte sie, „der junge Gast scheint ein guter Mensch, seine Mienen sind einnehmend und er spricht, daß man ihm gern zuhört, aber bei seinem Eintritt war mir, als sei das Unglück über unsere Schwelle gekommen. Behüte uns Gott! allein solche Ahnungen trügen mich nimmer."

Es war Nacht geworden, der Tisch war gedeckt, die Sabbatlampe brannte, Löbel und Lazarus waren aus der Synagoge heimgekehrt, sämmtliche Hausgenossen befanden sich im Zimmer, um das Mahl zu beginnen, und Simon, der einzige Sohn des Lazarus, ein schöner munterer Knabe, trat mit bedecktem Haupte zu seinem Vater, um nach üblicher Weise sich segnen zu lassen.

Lazarus segnete ihn sehr andächtig, dann blickte er seufzend Löbel an und sprach: „Gelobt sei der Gott Israel, der mir gestattet, meinen Sohn zu segnen. Weh! weh! es ist eine schwere Zeit zu Prag. Seit kurzem straft Gott unsere Sünden auf eine Weise, von der unsere Vorvoreltern nie etwas gewußt. Unser eigen Fleisch und Blut empört sich wider uns. Unsere Kinder fallen ab von dem einzigen Gott und beten im Götzentempel der Nazaener und fluchen ihren Eltern und Voreltern."

„Diese Woche sind wieder zwei Judenknaben abtrünnig geworden," seufzte Löbel.

„Redet nicht davon!" rief Lazarus jähzornig. „Es macht mich wild, es verdirbt mir die Sabbatluft. — Kommt! wir wollen uns waschen und beten." — Dies geschah und man setzte sich an den Tisch, die Suppe wurde verzehrt und der Kuchen aufgetragen. Da be-

Digitized by Google

gann Lazarus von neuem: „Sagt, mein werther Gast, gibt es eine größere Glückseligkeit, als der hochgepriesene Gott den Juden in der Sabbatfeier beschert hat. Besonders als Knabe freute ich mich die ganze Woche auf den Sabbat, wo ich in meinen Feierkleidern an der hellen mit leckeren Speisen beladenen Tafel sitzen würde, um in heiterer Ruhe und in heiligen Gefühlen zu beten und zu schmausen. Das sind ja die Paradiesesgefühle der Frommen. Und am Sabbat sah ich mit Angst die Nacht einbrechen, die Woche anfangen, als müßte ich aus dem Schooße Abraham's ins Erdenleben zurück. — Wie anders sind die Knaben heut! Warum werden sie ihren Eltern und dem heiligen Sabbat abtrünnig? — Wo haben sie es besser? Wo finden sie eine Freude, die der Sabbatfreude gleicht? Wie! fürchten sie nicht die große feindselige Welt, fürchten sie nicht die grausamen Nazarener, die unsere heilige Sprache nicht reden, im Götzentempel beten, Verbotenes essen und unkeusch leben? — Entweder muß der hochgelobte Gott, um die Sünden der Väter zu strafen, deren Kinder toll machen, oder die Nazarener sind schwarze Zauberer und verzaubern unsere Kinder zu tollem, widernatürlichem Beginnen."

„Keines von Beiden," sagte Löbel; „die Macht, die Euch ein Wunder, ein Zauber erscheint, ich bin im Stande, sie Euch zu erklären. Schon auswärts habe ich von dem Leidwesen gehört, und daß man hier in Prag seinen eigenen Söhnen nicht trauen kann. Mein gutes Glück und ein Zusammentreffen besonderer Umstände haben mir die Quellen und die Ursachen dieser unglücklichen Erscheinung verrathen, ich bin jetzt auf der Spur des ganzen Frevels."

Lazarus sah ihn betroffen an.

„Ihr denkt wohl gar, daß ich die Unwahrheit sage, weil ich so kurze Zeit erst in Prag bin. Ich kenne die Stadt noch nicht und rede schon von ihren Geheimnissen. — Ich will Euch dies Räthsel lösen: Das eben ist ja der Verdruß der Nazarener, daß wenn einer von unsern Leuten abtrünnig wird, er über lang oder kurz reuig und büßend zum Gott Israels, dem Unaussprechlichen, zurückkehret. So ist auch hier schon mancher Knabe wieder heim zu seinen Eltern gekommen und hat öffentlich in der Synagoge Buße abgelegt. Leider aber waren es armer Leute Kinder, sie wurden nicht streng gehalten und hatten schon Manches sich zu Schulden kommen lassen, man achtete ihrer wenig, und die Schmach, die sie den Ihrigen durch ihre Abtrünnigkeit zufügten, ließ sich bald vergessen. Ihre Wiederkehr machte kein Aufsehen und noch weniger ihre Buße. Schon am ersten Tage meines Hierseins fügte es Gottes Wille, daß ich mit einem dieser Knaben zusammenkam, ich näherte mich ihm freundlich, beschenkte ihn, gewann sein Vertrauen und stellte ihm vor, welch großen Dienst er der ganzen Judengemeinde leiste, wenn er nicht verschwiege, auf welche Weise man ihn verführet und verlockt, welche Vorspiegelungen und Versprechen man ihm gemacht und nicht gehalten habe — kurz, was ihn bewogen hätte, abzufallen." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Kampf der Zeit, Scheu vor Oeffentlichkeit.]

— Aus diesen Gründen und vielen andern ist in neuester Zeit ein Kampf zwischen der alten, wieder begünstigten Aristokratie, und der großen Masse der Bildung, speciellen aber noch zwischen Bureaukratie und Geburtsadel entstanden, der nur noch gegen die Geldaristokratie eine gewisse zärtliche Neigung hervorblicken läßt; nämlich die sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit, für seine leeren Kasten volle zu empfangen, und gegen vergilbte Pergamente mit gräflichen und freiherrlichen Wappen neue Staatsschuldscheine einzutauschen. Wir maßen uns keines Blickes in die Zukunft an, aber immer mag man sagen, daß der Kampf des alten Adels gegen die modernen Irrthümer, und ganz besonders gegen die in Preußen so sorgsam großgezogene Bureaukratie, wie gegen die anmaßliche Bildung der Masse ein sehr schwerer werden dürfte. Die Generationen sind mit einer gewissen Verachtung der Geburtsvorrechte aufgewachsen, in welcher sie zum Theil selbst durch unsere Gesetzgebung bestärkt wurden, die von völliger Gleichheit häufig redet. Nun geschieht es immer in der Welt, daß der Widerstand auch den Widerstand hervorruft, wie Druck eines Körpers jedesmal den Gegendruck erzeugt, nur leider sind Grundsätze und Pietätsgefühle überall so locker geworden, überall findet sich ein sogenanntes feinsinniges Rechtsgefühl und ein Sinn für das, was man gewöhnlich zeitgemäßen Fortschritt nenne, in allen Ständen und selbst in einem Theile der höchsten verbreitet. Die Bekrittelung und Bespöttelung aller Maßregeln und Vorgänge nimmt kein Ende, so verbreitet sich ein Geist der Unruhe, der von keiner noch so scharfen Censur gehemmt werden kann; und dieser hat sich z. B. ganz in der letzten Zeit gezeigt, wo die kirchlichen Wirren so manchen Anlaß boten. Von dieser Bewegung blieb bis jetzt die Masse des Volkes so ziemlich frei, da der junge, höhere Bildung erreichende, Theil, entweder größtentheils in den Staatsdienst trat, oder doch sich von dieser Masse schied, wie Oel von Wasser. Denn das gerade war bisher das Charakteristische, daß die Bildung sich vom Volke zu trennen suchte, und der Nährstand auch fast nur der Nahrung nachging. Glücklich, wenn er sie fand; zufrieden in seinem engen Erwerbskreise; unbe-

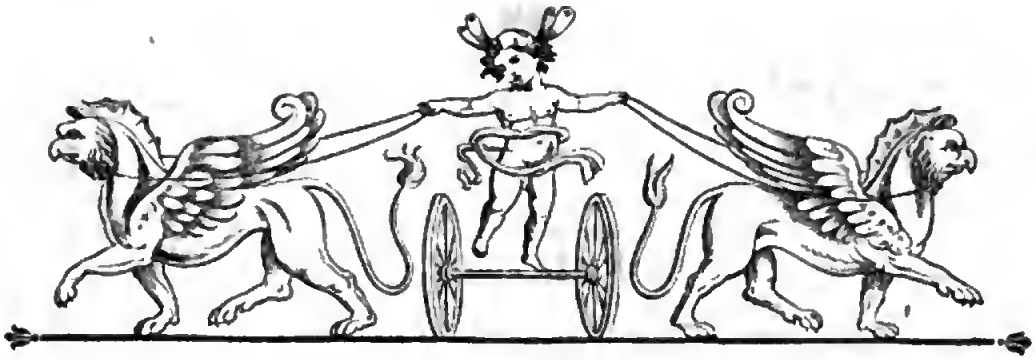
Digitized by Google

kümmert um Welt, Gesetz und Menschen; unzufrieden, wenn er aus seiner Behaglichkeit aufgerüttelt wurde; hochmüthig, wenn er Geld erworben hatte, sein einziges Dichten und Trachten; ohne Theilnahme für Kunst, Wissenschaft und Leben, und mit allem Sinn für das Getriebe der Welt und der Staaten verschont. Dies ist ein Punct, der häufig schon zur Sprache gekommen ist, und vielleicht liegt es allgemein im deutschen Charakter, wie in unserer politischen und socialen Erziehung, daß gewöhnlich noch überall sich eine so geringe Theilnahme für öffentliche, gemeinsame Angelegenheiten zeigt. — Man kann es den Leuten, die so gern mit wichtiger Miene daran zweifeln, daß wie schon reif für eine Verfassung, für Censurfreiheit und andere Dinge sind, welche den rohen Irländern und den Bauern von Drontheim längst gehören, eigentlich nicht verdenken, so albernes Zeug einzuwenden, denn gewiß kann man mit dem besten Willen nicht sagen, daß ein reger, tiefverständiger und nach Fortschritt strebender Geist, der Ehrgeiz, für das Wohl der Mitbürger zu kämpfen, sich besonders hervorthäte. Theils liegt das an jener Scheidung der Bildung, theils an unsern Institutionen selbst, denen jede Oeffentlichkeit fehlt, was die Theilnahme so gänzlich auf Null herabsetzt, daß Niemand sich darum kümmert, ob der Magistrat neue Mitglieder wählt, oder die Stände der Mark zusammenkommen. Man erfährt nichts davon, als später gelegentlich durch den magern Landtagsabschied, denn überall muß Handschlag an Eides Statt geleistet werden, von dem Inhalt der Sitzungen nichts auszuplaudern. Diese Scheu vor Oeffentlichkeit ist betrübend in einem Lande, welche diese gewiß nicht zu fürchten hat. Nur die Oeffentlichkeit kann das Volk heraufbilden, die ehrgeizige patriotische Energie seiner Vertreter erwecken, und den Bürgern des Staates Gelegenheit geben, sich zu überzeugen, ob sie auch Männer gewählt haben, die alle ihre Pflichten getreulich erfüllen. Die Dunkelheit aber, welche über Alles gedeckt wird, ist gewiß nicht geeignet, einen allgemeinen Wetteifer zu entzünden, vielmehr läßt es sich erklären, warum z. B. bei der Wahl der Stadtverordneten der größte Theil der am meisten gebildeten und zur Wahl geeigneten Bürger so geringe, oder vielmehr keine Anstrengungen macht, gewählt zu werden. Der echte Bürgersinn, der keine Mühen und Beschwerden scheut, der Sache der Stadt oder des Staates wegen, ist zu wenig geweckt, und so sind denn oft die Gewählten gewiß recht verständige Leute in ihrer Art, aber doch wenig geeignet, in so vielen Fragen, die bei der Verwaltung einer großen Stadt vorkommen, ein selbstständiges, einsichtsvolles Urtheil zu fällen. — Unter allen diesen Umständen ist es fast als ein Glück zu betrachten, daß die Ueberfüllung des Staatsdienstes einen Theil der Jugend und Bildung den gewerbfleißigen Ständen zuwendet. Hierdurch wird eine Ausgleichung bewirkt werden, die bis jetzt mangelte. Die Kreise der Bildung erweitern sich, und der Nährstand gewinnt dadurch eine andere Stellung. Mit der Bildung erweitert sich auch der Blick auf das Leben, und schon jetzt findet sich ein Theil der jüngeren Bürgerschaft, die mit Kenntnissen und praktischen Erfahrungen ausgerüstet, eine ganz andere Erscheinung darbietet, als die alten Leute, welche gewöhnlich nicht im Stande sind, eine fehlerlose Rechnung zu schreiben, noch viel weniger aber über ihre Handwerkskenntnisse hinausgehen. Die fortschreitende allgemeine Bildung ist das sichere und alleinige Mittel, nicht hinter der Zeit zurückzubleiben, und allen den abnormen Erscheinungen entgegenzuwirken, welche in Glauben und Staat so gern die gute alte Zeit der Frömmigkeit und des mittelalterigen Gehorsams heraufbeschwören möchten. — Ich habe Ihnen vor einiger Zeit ein Bild unserer frommen Gesellschaften und deren Bestrebungen entworfen, kann mich aber nicht enthalten, besonders noch hier der Mäßigkeitsvereine zu gedenken, die in jüngster Zeit große Anstrengungen gemacht haben, zu Ansehen zu gelangen. — Die Absicht ist an sich eine sehr wohlthätige, aber es ist eine große Thorheit, zu glauben, daß Vorstellungen gegen den Genuß von Spirituosen, mag man diese auch mit Höllenflammen ausmalen, den großen Haufen bewegen sollen, das Trinken ganz aufzugeben. — Die Regierung interessirt sich der guten Sache wegen lebhaft für diese Vereine, was eigentlich Jeder thun sollte und Viele thun würden, wenn die pietistische Nebenarbeit dieser Gesellschaften nicht abschreckte. Meines Erachtens ist jedoch der Antheil des Pietismus an der Säuferbekehrung gerade das Wesentliche, und gewiß das einzig Wirksame, denn bloße Vorstellungen der Vernunft sind bei Säufern ganz überflüssig, und das Einzige, was dann und wann wohl einen halb Verlornen aufhalten und zurückführen kann, sind die Mahnungen der Religion in jenem Sinne. — Das Beste könnten natürlich die Regierungen thun, wenn sie gemeinsam die Branntweinsteuer erhöhten, und dafür die Malz-Maischsteuer herabsetzten, so daß ein kräftiges und billiges Bier überall gebraut würde. Allein an wie vielen Faden hängt eine solche Maßregel, die mit dem Steuerwesen, mit der Landesindustrie, dem Weizbau und der Cultur des Bodens und vielen andern Dingen aufs innigste verbunden ist, und nicht so leicht aufgegeben oder umgeändert werden darf, als der feurige Eifer vieler Mäßigkeitsmänner es gerecht findet. Die Regierung hat jedoch neuerdings auf polizeilichem Wege vielfach geholfen. So sind, namentlich in der Provinz Posen, wo der Branntwein die größte Rolle spielt, die Schenkwirthe bedroht worden, bei Verlust der Schenkgerechtigkeit, keinem halb oder ganz Berauschten noch mehr des Getränkes zu verabreichen. Den Juden insbesondere, dieser großen Plage Polens, ist das Recht dabei ganz genommen worden, Schenkwirthschaft zu treiben, oder vielmehr, es wurde ihnen geboten, keinen Branntwein glasweise zu verabreichen, was so viel bedeuten sollte, keinen Kleinhandel mehr zu treiben. Die Juden nahmen jedoch die gesetzliche Bestimmung wörtlich, schafften die Gläser ab, Töpfe und Maße an, und der polnische Bauer trank gerade wie früher, da er beim Juden das meiste erstreit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 25. — den 4. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

(Fortsetzung.)

„Still, still!" rief Lazarus. „Ich mag so etwas gar nicht hören. Wie mögt ihr dergleichen in den Mund nehmen! Mir ist, als würde dies Zimmer davon verunreinigt!"

„Das Reden von jeglichem Frevel ist keine Sünde. Hasset immer den Abfall vom Glauben! Nur gebt in diesem Hasse nicht zu weit, damit nicht Böses entstehe aus Haß des Bösen. Wie viel Leid wäre so manchem rechtschaffenen Vater, so mancher zärtlichen Mutter erspart, wenn ich früher hergekommen wäre, um diese Forschungen zu unternehmen! — Wißt! ich arbeite an einer Schrift, welche ich an gutgesinnte Juden verkaufen will, denn ich bin arm und muß zu leben suchen, wie ich kann. In dieser Schrift habe ich den ganzen Frevel entlarvt. Wer sie besitzt und die gegebenen Vorschriften befolgt, ist seiner Kinder sicher. Vielleicht kauft Ihr mir auch ein solches Schriftchen ab; doch davon will ich heut nicht reden, weil Sabbat ist. Damit Ihr aber nicht glaubet, daß ich prahle, will ich Euch Alles sagen, was mein Schriftchen enthalten wird."

„Darauf bin ich wirklich recht begierig," sagte Lazarus.

„So wißt denn, die Jesuiten sind es ganz allein, die den Juden solch Herzeleid anthun. Und die Macht, welche Ihr so eben ein Wunder oder einen Zauber genannt habt, die Macht, welche einen Knaben bewegt, Haus und Glück und Gott und Eltern und Alles, was heilig, süß und theuer ist, zu verlassen, das ist die Macht der Sünde, oder besser gesagt, die Macht der Unzucht, die gar groß ist über Knaben von dreizehn bis funfzehn Jahren. Denkt Euch einen gesunden vollblütigen Burschen, wie Euren Simon dort, dem die Unschuld noch auf der Stirn glänzt, aus den Augen blitzt, und auf der Wange blüht — und es träte ein üppiges buhlerisches Weib zu ihm und spräche zärtliche Worte und gebrauchte ihre Verführungskünste — könnte die ihn nicht zu manchem bewegen? — So vernehmt denn, daß die frommen Väter der Gesellschaft Jesu gemeinschaftliche Sache mit Buhlerinnen machen, um unschuldige Judenkinder ihren Eltern zu rauben, zu verführen und abtrünnig zu machen!"

„Weh, weh!" rief Lazarus empört. „Ist es nicht genug, daß man uns unterdrückt und wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen saugt, daß man ungestraft uns mißhandelt und zu Tode martert, auch unsere Kinder verführt man zur Unzucht und stiehlt ihnen den einzigen wahren Gott."

„Weh, weh! über solche Bosheit!" riefen die übrigen Tischgenossen. — Löbel fuhr fort:

„Das erste Opfer, das solch eine Buhlerin von dem Knaben, den sie an sich gezogen, begehrt, ist sein Arbeitskampfes, jenes Gewand, das wir nach den Worten des Gesetzes unter den Kleidern tragen, und dessen Schaufäden uns ermahnen, keusch und rein zu bleiben. —

Digitized by Google

Die Väter der Gesellschaft Jesu sind gelehrt und kennen unsere heiligen Gebräuche. Daß sie den Knaben gerade dieses Gewand nehmen lassen, an welches das Gebot der Keuschheit sich knüpft, geschieht, wie ich glaube, aus schändlicher Bosheit, um den Eltern sinnbildlich zu verstehen zu geben, daß ihre Söhne nicht mehr keusch, nicht mehr rein sind. Freilich ist diese Bosheit zu fein und die Eltern so unglücklicher Knaben zu ahnungslos, um das darin zu erblicken oder daraus zu rathen. Dem sei nun, wie ihm wolle! Denkt Euch, wenn eines Tages der Vater oder die Mutter merkt, daß ihr Sohn kein Arbekampfes trägt, denkt Euch ihren Zorn, und welchen Lärm das gibt. — Der Zorn mag gerecht sein, es empört, wenn eine alte heilige Sitte verletzt wird! Leider aber kann der Jude, der doch so manche Fähigkeiten besitzt, nur selten sich mäßigen, und am seltensten da, wo er seinen einzigen Gott, den hochgelobten Herrn, beleidigt glaubt. — Die meisten Knaben entliefen ihren Eltern gleich nach der ersten Züchtigung, sie hatten natürlich mehr auf dem Gewissen, als bis jetzt entdeckt war, und die Wiederholung einer zu grausamen Züchtigung war nur zu wahrscheinlich. — Dagegen hatten jene Buhlerinnen ihnen glänzende Versprechungen gemacht, lockende Aussichten eröffnet. Und die sinnlose Strenge der Eltern jagte die eigenen Kinder in die Schlinge ihrer Verführer. Was feine Schlauheit der Feinde mit Lockungen begann, vollendete blinder Zorn und rücksichtsloser Eifer der Eltern."

„Beim hochgelobten Gott!" rief Lazarus in plötzlicher Aufwallung, „müßte ich an meinem Sohne erleben, daß er kein Arbekampfes trüge, ich wüßte nicht, wozu mich das hinreißen könnte."

„Verhüte Gott!" sagte Löbel, „daß Euch dies harte Schicksal treffen sollte. Möget Ihr viel Freude an Eurem Sohn und an dessen Kindern erleben und auch dessen Kindeskinder noch sehen. Aber Vorsicht schadet nicht. Euer Simon ist ein schöner und munterer Knabe, und auf schöne Knaben wird es meistens abgesehen. Ueberhaupt halten die Jesuiten viel auf Körperschönheit und nehmen keinen Häßlichen unter sich auf. Ihr Götzendienst ist gar kostbar und prächtig, und ihre Priester sind schöne Männer, und die Chorknaben, die sie umgeben, wahre Engel an Lieblichkeit. Es ist ja ein viel prunkreicheres Schauspiel, das sich mit hübschen, als das sich mit häßlichen Kindern aufführen läßt, und gewiß sehen die Nazarener viel lieber schöne als häßliche Judenknaben ihren Gott abschwören. Vielleicht sind es aber die Verführerinnen auch, die sich eben die schönsten Knaben aussuchen, um ihr schmäliges Werk mit Lust und Liebe zu betreiben. Darum bewahrt Euren Knaben; insonderheit aber achtet auf die Weiber, die zu Euch in den Laden kommen und kaufen. Glaubt nicht, daß Ihr die Verworfenen erkennen werdet. Um ihren Zweck zu erreichen, werden sie sich nicht für das geben, was sie sind; vielmehr werden sie züchtig und vornehm gekleidet einhergehen. Seid aber auf der Hut, wenn sie Euren Simon schön finden, duldet nicht, daß sie ihn liebkosen, und wenn sie begehren: Euer Sohn solle dir Einkäufe nach ihrer Wohnung bringen, so gebt das nimmermehr zu."

„Gott meiner Väter!" rief plötzlich Jochebet in Thränen. „Es hat mir geahnt, daß mit diesem Gaste das Unglück über unsere Schwelle gekommen ist!"

„Was ist Dir? was soll das Weinen?" fragte Lazarus betroffen.

„Ach!" klagte Jochebet. „Nur allzu wahr ist, was unser Gast berichtet, und wahrscheinlich hat uns das Unglück schon getroffen. Eine schöne Dame kommt häufig in unsern Laden, und meistens, wenn Du nicht da bist."

Lazarus schrie laut auf, und seine derbe Faust umklammerte das große Vorlegemesser.

„Ich kann mich aber geirrt haben!" lenkte Jochebet furchtsam ein und umarmte zärtlich den zitternden Simon. Diese Dame kann kein gemeines Mädchen sein, sie trägt seidene Kleider, echtgoldene Ketten und diamantene Ringe mit Steinen von drei bis vier Karath. Sie spricht, Simon sei ein schöner Junge, aber nie hat sie verlangt, er sollte ihre Einkäufe nach Hause tragen."

Lazarus war todtenbleich vor Wuth wie von Schrecken, und seine gewaltigen Glieder bebten, seine Faust hielt immer noch das Messer. Plötzlich aber warf er es nieder und brach in Thränen aus. „Weib, Weib!" rief er, „was jagst Du mir solch Schrecken und solche Wuth in die Glieder, daß ich mich selber nicht mehr kenne. Mein Simon war mir stets gehorsam und hat mir nie Kummer gemacht, er ist fromm und arbeitsam, und ich preise den Ewigen, der mir einen guten Sohn geschenkt, denn auch ich war der gute Sohn meiner Eltern, und habe geehrt Vater und Mutter, auf daß es mir wohlergehe in dem Eigenthum, das sie mir hinterließen und ich meinem Sohne hinterlassen werde. O, Simon, mein einziges liebes Kind, zeige mir nur Dein Arbekampfes, damit ich mich beruhigen kann." —

Digitized by Google

Weinend und zitternd neſtelte Simon Wamms und Weſte auf, that, als wolle er um den Tiſch zu ſeinem Vater gehen, als er aber der Thür nahe war, ſchlüpfte er hinaus, und eben ſo behende und raſch ſprang er aus der Hausthüe. Wie der Blitz ſchoß Lazarus ihm nach. Die Zeugen dieſes Auftrittes blieben wie erſtaret ſitzen, jeder fürchtete das Entſetzlichſte und lauſchte auf irgend einen Schrei, ein Geräuſch — doch alles blieb ſtill. —

Nach einer guten Weile trat Jemand wieder ins Haus und ſchloß die Thür, welche offen geblieben war — Lazarus war es und trat ins Zimmee, ſehr ruhig und gefaßt, aber todtenbleich. Still nahm er den Hausvaterſtuhl wieder ein und fragte Löbel: „Wollt Ihr noch eſſen?"

„Keinen Biſſen!" ſagte dieſer mit Widerwillen.

Lazaeus feagte ſeine Tiſchgenoſſen nach der Reihe, ob ſie noch eſſen wollten. Alle dankten. Nur Jochebet hatte er nicht gefragt. Er zeigte ihr die Schüſſel mit den beiden Hühnern und ſpeach: „Du haſt geſüechtet, das Mahl wüedr nicht reichen, da ſiehſt Du nun, die Hühner bleiben noch übeig."

„Was haſt Du mit Deinem Kinde gemacht?" fragte Jochebet kleinlaut und ängſtlich.

„Tragt das Mahl ab!" gebot Lazarus, „wir wollen ſegnen."

Aber Niemand eührte ſich von der Stelle.

„Tragt das Mahl ab!" gebot Lazarus mit lauterer Stimme.

„Was haſt Du mit Deinem Kinde gemacht?" wiederholte Jochebet.

„Still! kein Wort von ihm!"

„Mein Sohn! Mein Simon!" ſeufzte ſie.

„Still!" rief er aufgebracht. „Still!"

„Ich gehoeche Dir nicht, es iſt mein Sohn ſo gut wie Deiner. Wo iſt mein Simon? Haſt Du ihn umgebracht?"

„Wer iſt Dein Simon?" ſeagte mit höhniſchem Gelächter Lazarus. „Habe ich einen Sohn? Der Baſtard, der dort neben Dir geſeſſen, der ſoll verflucht ſein mit allen jüdiſchen Flüchen, verflucht mit Kind und Kindeskind in Ewigkeit, getilgt ſein Name, wie ich aus meinem Gedächtniß ihn getilgt."

„Du fluchſt Deinem Kinde!" rief Jochebet in Verzweiflung, „meinem und Deinem Sohn!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Fortſetz.)

[Mäßigkeitsvereine, Pietismus, „Schwärmerei nach der Mode."]

In Folge dieſer Auslegung erklärte nun die Regierung, die Juden ſollten ſich auch der Töpfe u. ſ. w. ganz begeben, und den Branntwein, wenn ſie damit handelten, künftig nur in Fäſſern verkaufen. — Die Juden ließen nun Fäſſer machen. Was heißt aber ein Faß? Ein Faß kann groß ſein, wie das heidelberger, oder wie ein londoner Bierfaß, und klein, wie man ſie aus Nußſchalen gearbeitet auf dem Weihnachtsmarkt findet. Die Juden ſagen: Es iſt was Großes um eine klare Geſetzgebung, und ließen Fäſſer machen, die der Bauer für einen Groſchen bis an den Spund gefüllt erhielt, den er an den Mund ſetzte, nicht eher aufhörte, bis kein Tropfen darin war, und wenn es der Jude ein halb Dutzend Mal wieder gefüllt hatte, wälzte er ſich ſo ſelig, wie früher. Das war der Handel mit Branntwein in Fäſſern, und der Regierung blieb nun nichts übrig, als ganz genau zu beſtimmen, wie viel Quart das kleinſte Fäßchen halten ſollte. Das iſt nun geſchehen, aber man ſieht, wie viele Mühe es macht, nur den Handel ganz wenig einzuſchränken, wie leicht es iſt, Geſetze zu umgehen, und wie gering die Erfolge der Mäßigkeitsvereine bis jetzt ſind. Was hilft es, daß künftig nur Perſonen von unbeſcholtenem Rufe die Schankgerechtigkeit erhalten ſollen; was will der Branntwein bei der Moralität?! Man kann ein ſehr ehrlicher guter Menſch ſein, und ohne Gewiſſensbiſſe Handel mit dem helliloſen Gifte treiben, denn der Staat erlaubt ihn, zieht Steuern davon und geſtattet, daß in allen neuen Straßen und Häuſern moraliſche Branntweinhändler ſich niederlaſſen. Es iſt erſtaunenswerth, wie bei dem Eifer der Mäßigkeitsvereine und bei der zugeſicherten Unterſtützung, in Berlin täglich ſich neue Keller und Kneipen aufthun. Wenn ein Haus erſt halb fertig ſteht, ſo iſt der Keller doch gewiß ſchon bewohnt, oder ein Laden zeigt ſich mit dem goldenen oder weißen Wappen im blauen Felde: Doppelte und einfache Branntweine u. ſ. w. Wer kann gegen ſolche helliloſe Verwilderung ſtreiten! Was helfen da wohl die Reden der Vereine, in welchen es als ein Verbrechen gegen Religion, Menſchheit und Gott geſchildert wird, wenn Ruchloſe, des ſchnöden Gewinnes halber, ihren Mitmenſchen mit Alkohol vergiften. Was hilft es, alle Verderbniß der Zeit und der Religion aus dem Branntwein herzuleiten? Selten bekehrt ſich ein Säufer, aber ein Händler bekehrt ſich ganz und gar nicht, denn der Mann müßte ein Thor ſein, dem zu entſagen, was den meiſten Gewinn bringt und ſeinen Nachbarn den Beedienſt zu überlaſſen. — Ich habe jüngſt einer Verſammlung des hieſigen Mäßigkeitsvereines beigewohnt, an deſſen Spitze ein Profeſſor der Univerſität ſteht, Dr. Kranichfeld, früherer Leibarzt der Königin von Hannover; und bin völlig überzeugt, daß der Verein in ſeiner Art, durch eindringliche Ermahnungen und Vorſtellungen von traurigen Beiſpielen als Folgen der Trunkſucht, auf die niedern Volksklaſſen eine, wenn auch nur geringe Wirkung hervorbringen kann. Weit ſicherer aber wirkt das beigefügte pietiſtiſche Element auf die Zuhörerſchaft, die ganz dazu gemacht iſt, die ſalbungsvollen Worte in Demuth hinzunehmen. Alle dieſe Menſchen gehören den un-

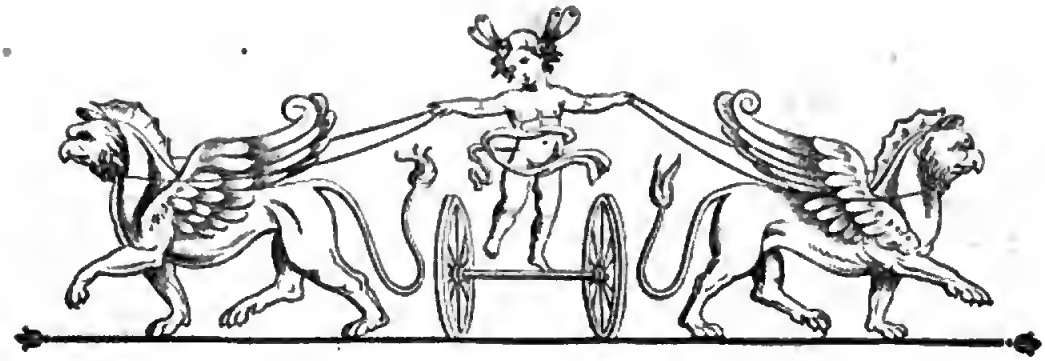
Digitized by Google

teren und mittlen Ständen an, alle sind gewöhnt, spirituöse Getränke zu genießen, mehrere tragen die Zeichen dieser Gewohnheit in den Gesichtern, die meisten aber gehören zu den frommen Klubbs und sind die Pfarrkinder von Geistlichen, welche längst die Böcke von den Schafen gesondert haben. — Es ist eine übertriebene Furcht, daß die Mäßigkeitsvereine die Zahl der Pietisten ansehnlich vermehren werden. Der Pietismus hat es sich zum Geschäft gemacht, dem Himmel die verlorenen Seelen wieder zu gewinnen und diese kann man ihm wohl gönnen. — Die Welt wird ihren Gang weiter gehen, es wird fortgetrunken und fortgeliebt werden, Kunst und Wissenschaft, der Gedanke in Staat und Kirche wird sich nicht aufhalten lassen, allen Verfinsterern zum Trotz, und so lasse man doch nach dem alten Sprichworte jedem Narren seine Kappe, wenn er sich darin gefällt. — Weit schlimmer freilich als diese unschuldigen Vereine sind die Bestrebungen der Pietisten, die neuerdings einen Feldzug gegen Hegel'sche Philosophie, Aufklärung überhaupt und alle Kunst und Freiheit der Wissenschaft gemacht haben, aber man sieht doch auch, wie wenig es ihnen genützt hat. Die Stimme der Vernunft ist überall gehört worden, und was hat es geholfen, daß hier gegen Kunstdenkmäler gepredigt, daß Eisenbahnen als Werke des Teufels verschrieen, daß Tanz und Lust, Theater und Ballet, als Sünden und Verbrechen bezeichnet werden? Was hat es Heinrich Leo geholfen und den Pietisten in Halle mit ihren Verfinsterungen und Wehgeschrei, und ihrer offenen und heimlichen Verbrüderung mit Hengstenberg sowohl, wie mit Görres? Sie haben sich lächerlich gemacht und sind eben so wohl verlacht, wie bemitleidet worden. Kleine Triumphe kann die Intrigue wohl erringen, denn die fromme Brüderschaft ist nicht ohne mächtigen Einfluß. Einige bekehrte alte Damen, invalide große Herren und verschiedentliche Geheimräthe haben Ansehen genug, um da und dort einen Erfolg zu sichern, aber der Sinn der Zeit wird nicht einmal zum Stillstand gebracht, viel weniger zur Rückkehr. Wie aber die Masse, trotz aller Bearbeitung darüber denkt, davon hat in der letzten Zeit ein Lustspiel von C. Blum, Zeugniß gegeben, welches unter dem Titel: „Schwärmerei nach der Mode", den Pietismus als eine Vergiftung alles wahren Lebensglücks, die Pietisten aber als Heuchler und Betrüger darstellt. — Schon dieses Inhalts wegen, der hier vor der Aufführung bekannt geworden war, fuhren viele Personen nach Potsdam, wo es zum ersten Male gegeben wurde. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, in Berlin würde es gar nicht auf die Bühne kommen, und man glaubte dies nach der Darstellung um so mehr, da es in Potsdam nicht sonderlich angesprochen hatte. Man wagte doch nicht zu applaudiren. Eine anwesende vornehme Person sollte sich beleidigt entfernt, und Seydelmann in seinem vortrefflichen Spiel einen bekannten Hof- und Domprediger täuschend copirt haben. — Alles erwies sich jedoch als falsch, als die Aufführung hier dennoch Statt fand. Der Andrang war so groß, daß für die ersten Vorstellungen schon Tage vorher kein Billet zu haben war, und Neugierige, selbst aus den höheren Ständen, den zweiten und dritten Rang füllten. Jetzt hat man es sechs Mal bei stets überfülltem Hause gegeben, seit jünger Zeit hat ein Stück kein solches Glück gemacht, die Theilnahme ist allgemein und der Beifall so stürmisch, wie man ihn selten sieht. — Das Stück selbst behandelt eigentlich eine Art Muckergeschichte nach königsberger Manier, obgleich es am Bodensee spielen soll. — Eine junge Gräfin bedauert den Tod ihres Gatten, und befindet sich dabei in den Händen eines Dr. Reckum, die Verdrehung des Wortes Mucker. Dieser und ein spitzbübischer Haushofmeister wissen sie ganz in Schwärmerei zu versenken, während sie selbst das Vermögen der Gräfin verwalten und diese nach Herzenslust betrügen. Der Dr. Reckum hält die salbungsvollsten von Gottseligkeit überfließenden Reden, und wird in Seydelmann's geschickten Händen ganz das, was er sein soll: die Maske eines vollendeten Heuchlers und Lüstlings, der durch Seraphgrüße und Doppelküsse der christlichen Liebe und Demuth, durch ausgesprochene verfängliche Lehren, die er dann wieder fromm umschleiert, durch Vertraulichkeiten, die er sogleich wieder geschickt verbirgt, die Sinne der jungen Witwe reizt, ihre Phantasie aufregt und ängstigt, und sie planmäßig dem Verderben entgegenführt, aus welchem sie durch das kecke Eindringen eines jungen Grafen mit Hülfe eines Justizrathes glücklich erlöst, endlich Braut und ihr treuer Lehrer schimpflich fortgejagt wird.

Das Stück selbst ist, wie es häufig bei Blum's Lustspielen geschieht, ebensowohl für gewisse Schauspieler geschrieben, wie auch der poetische Werth, die naturgemäße Entwicklung, und die innere Wahrheit derselben oft den Theatereffekten untergeordnet werden; aber überall ist diese Bühnenkunde von der schlagendsten Wirkung, der Dialog selbst pikant und die eingeschobenen kleinen Scenen zur Unterhaltung des großen Publikums von komischer Gewalt. — Der Dichter hat das Ganze um die beiden Hauptgestalten, den Verführer und sein Opfer, sehr geschickt gereiht, und diese werden durch Fräulein von Hagn und Herrn Seydelmann vortrefflich ausgeführt. — Carl Blum aber verdient das größte Lob, ein so zeitgemäßes Thema auf die Bühne gebracht zu haben, das eben so wirksam für uns sein muß, wie Molière's Tartüffe für jene Zeit war. Es gehört einiger Muth dazu, sich den mannichfach möglichen hämischen Umtrieben entgegen zu stellen, aber die allgemeine Theilnahme ist ein sicherer Probirstein, daß der Dichter das Rechte getroffen hat. Fast nicht minder ist die Intendanz des Theaters zu loben, und es verleiht eine gewisse Beruhigung, ein Stück dieser Art nicht verboten zu sehen. — Wie erbittert man übrigens in einigen Kreisen der Gesellschaft gegen diese Profanirung des Heiligsten ist, bedarf wohl keiner Bestätigung. Es laufen darüber verschiedene sehr belustigende Anekdoten umher, die offenbar erfunden sind, aber si non vero, ben trovato, und das ist die Hauptsache. Das Lustspiel wird sicher die Runde über manche deutsche Theater machen; wo aber nicht so bedeutende Talente wie hier den Dichter unterstützen und wo man nicht die Einwirkungen und die schändliche und schädliche Wirksamkeit der Pietisten so lebhaft empfindet, muß es einen bedeutenden Theil seines Reizes verlieren. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 26. — den 6. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

(Fortsetzung.)

Löbel befand sich in der peinlichsten Lage. Er, ein armer gastfreundlich aufgenommener Fremdling, hatte durch seine wohlgemeinten Reden diesen Auftritt herbeigeführt. — Dennoch konnte er jetzt nicht länger schweigen, aus Mitleid mit der Mutter, aus Empörung über die Härte und Grausamkeit des Lazarus. Zitternd vor Blödigkeit und weinend vor Zorn sprach er: „Tröstet Euch, ärmste der Mütter, und danket Gott, daß Euer Sohn entflohen ist und Herr Lazarus ihn nicht mehr getroffen hat. Glaubt Ihr, der Vater könnte seinem Kinde fluchen, nachdem er es ermordet hat? Seht! seine Kleider sind ohne Blutflecke, und ich sage Euch, hätte er seinen Sohn gemordet, er hätte jetzt nicht Schmeichelworte und Zärtlichkeiten genug, um damit vergeblich ihn ins Leben zurückzurufen. Darum laße ihn fluchen und seinem Grimm Luft machen. Sein Fluchen gefällt mir besser, als klagte er jetzt."

„Das sagt Ihr mir! Hab' ich nicht Friede vor Euch in diesem meinem eigenen Hause."

„Ich gehe schon!" sagte Löbel. „Ach, warum mußte ich dieses Haus betreten, um der Unglücksbringer zu sein. Doch meine Worte hätten Euch eine Warnung sein sollen — Aber ich gehe und danke für alle Ehren und für Alles, was ich genossen!"

„Geht Ihr vom Tische, ohne zu segnen?"

„Ihr heißt mich gehen!"

„Das verhüte Gott!" entgegnete Lazarus sanfter. „Bleibt und laßt das Mahl uns segnen. Ihr seid ein Gelehrter. Ich übertrage Euch den Segen."

Er füllte den Becher und stellte ihn vor Löbel hin, der ihn nahm und den Segen sprach. Der Becher ging herum und jeder der Tischgäste trank daraus. Als Jochebet den Becher erhielt, seufzte sie: „O, mein Gott! was ist dies für ein Sabbat." — Löbel wollte sich mit den übrigen Tischgenossen entfernen, doch Lazarus bat ihn, zu bleiben.

„Wohl kann ich mich einmal heut nicht fühlen," sagte er, „das werdet Ihr begreifen, und ohne Euch möchte ich nicht sein. Ihr wißt so Manches, wißt Ihr auch ein Mittel, daß ich meinen Gram vertrage?"

„Geduld!"

„Was ist Geduld?" fragte Lazarus bitter.

„Wenn Ihr nicht einmal wißt, was Geduld ist, so werdet Ihr auch nicht Geduld haben, mir zuzuhören, wenn ich Euch lehren will, was Geduld sei."

„Lehret mich, was Ihr wollt, redet, was es auch sei. Gebt mir viel, recht viel, zu denken auf, damit ich nur nicht an mich selbst denke."

Löbel begann: „Ihr wißt, daß es in Jerusalem zwei Gesetzesschulen gab; die des Hillel und die des Schamai. Schamai war zornig und Hillel die Sanftmuth selbst. Einst wetteet ein Schüler des Schamai mit einem Schüler des Hillel, und vermaß sich, die durch alle Proben bewährte Geduld des Rabbi Hillel dennoch zu erschüttern. Es war kein geringes Unternehmen, auch

Digitized by Google

galt es keine Kleinigkeit, die Wette war auf 400 Silberlinge gestellt. Aber jener Schüler des Schamai war ein Schalk und dünkte sich auf seine große Schlauheit viel verlassen. Er wußte, auf gewöhnlichem Wege war dem Rabbi nichts anzuhaben, der jeden Schmerz, jeden Verlust ertrug in der Ueberzeugung, es sei so Gottes Wille. Er wollte aber auch bemerkt haben, wie eifrig Rabbi Hillel im Dienste des Herrn sei, und wie er sich besonders auf den Sabbat freue, und die Vorbereitung zu demselben mit einer Sorgfalt betrieb, die ans Unglaubliche gränzte. Darauf gründete der Schalk seinen Plan. Er gedachte den Rabbi stets in diesen Vorbereitungen zu unterbrechen, indem er ihm die albernsten und unbedeutendsten Fragen vorlegte, auf die sich nach seiner Meinung nur antworten ließ: Dies ist so, weil es nicht anders ist. Wirklich wählte er seine Zeit so gut, daß der Rabbi eben ins Bad gestiegen war, als er ungeberdig an dessen Thüre pochte und rief: He! ist Hillel daheim? — Dies hörte der Rabbi und sagte: Hier bin ich; er beeilte sich, aus dem Bade zu steigen, seinen Mantel umzuwerfen und ihm entgegenzugehen. — Rabbi, begann der Schalk, ich muß Euch nothwendig fragen: Woher haben die Leute zu Babel runde Köpfe? — Hillel antwortete: Die Leute zu Babel sind bekanntlich nicht sonderlich gescheidt, und die runden vollblütigen Gesichter sind keine Kennzeichen der Weisheit. Ein reger Geist, der rastlos forscht und strebt, verleiht dem Antlitz ein anderes Gepräge, da wölbt sich die Stirn und wird frei, es beleben sich die Augen und die Züge, die Muskeln des Gesichts werden feiner und beweglicher, denn der Geist, den uns Gott gegeben, soll der Herr des Leibes sein. Es gibt aber lässige und gleichgültige Herren, die wachen nicht über ihre Knechte und halten sie zur Arbeit nicht an; da werden die Knechte feist und träge und bekommen runde und vollblütige Gesichter, wie die Bewohner zu Babel. Es gibt aber auch wachsame und gestrenge Herren, deren Diener sind schlank und sehnig, und gestählt durch Entbehrung und Arbeit. Es gibt aber auch stolze Herren, welche ihre Sklaven brandmarken, zum Zeichen, daß es ihre Sklaven sind. Und solch ein stolzer Herr ist der Geist des Weisen, der Leib des Weisen ist nicht nur der Knecht des Geistes, sondern der Sklave, der die Macken zu Schau trägt des Herrn, der ihn beherrscht. Trachte danach, mein Sohn, Deinen Leib zu Deinem Sklaven zu machen. Zwar hast Du nicht das rundköpfige Ansehen der Leute zu Babel, aber Dein Geist ist kein stolzer Herr. Der stolze Geist denkt und thut nur, was eines Geistes würdig ist. Prüfe Dich daher, mein Sohn, ob Dein Beginnen und Streben, Dein Dichten und Trachten dem göttlichen Athem oder dem Erdenkloß angehört! — So sprach Hillel voller Würde und Sanftmuth, und der Schalk stand beschämt vor ihm, er fing an, seine Wette zu bereuen, und fürchtete obendrein, sie zu verlieren. Indeß blieb er seinem Vorsatz treu. Er ging, ohne dem Rabbi zu danken und ohne ihn zu grüßen, und Hillel kehrte ins Haus zurück und stieg wieder ins Bad. Kaum aber saß er darin, so klopfte der Schalk zum zweiten Male und rief noch ungeberdiger: He! ist Hillel daheim? — Der Rabbi verließ zum zweiten Male das Bad, warf den Mantel um und trat vors Haus. Rabbi! begann der Schalk von neuem, ich muß Euch fragen, woher die Bewohner der Landschaft Charmudim runde rothliche Augen haben? — Das macht der Sand der Wüste, sagte Hillel, der leicht die Augen entzündet, daß sie roth werden und jucken. Erträgt man das nicht, reibt und kratzt dies zarte Organ, so vernichtet man die Wimpern, die gegen den Staub schützen, und reizt die Thränendrüsen, daß sie statt des heilsamen, das Auge reinigenden Wassers, giftigen Eiter erzeugen, woraus eine völlige Erblindung erfolgen kann. Mein Sohn, auch wir leben in einer Welt des Staubes, der, je feiner er ist, um so gefährlicher wird für unser Inneres Auge, unsern Geist. Ueberlasse es dem Auge selbst, sich zu schützen und sich aus eigner Kraft von den anfliegenden Erdstoffen zu reinigen, so gesundet und erstarkt es, und in Zukunft kann kein Staub mehr es trüben. Wer aber ein kleines Uebel nicht erträgt, zieht sich ein viel größeres, unerträglicheres zu: die Blindheit. Und wer nur körperlich erblindet, ist besser daran, als der geistig Blinde: der Bösewicht. Dem Blinden hilft Jeder gern, und Jeder schenkt ihm Mitleid und Theilnahme. Der Böse aber wird gehaßt und gestraft von Gott und Menschen. — Wieder ging der Schalk ohne zu grüßen und zu danken, und der Rabbi ging in sein Haus zurück, um sein Bad zu vollenden. — Da pochte der Schalk zum dritten Male und Hillel verließ das Bad, warf den Mantel um und ging hinaus. — Rabbi! rief Jener. Ich muß Euch fragen, woher die Bewohner der Nilufer platte Füße haben. — Hillel sprach: Die Ufer des Nils sind schlammig und schlüpfrig, die Bewohner, um nicht auszugleiten, setzen die Füße einwärts, senken den Kopf und krümmen den Rücken. Nicht nur platte, einwärts gekehrte Füße, auch runde Rücken und gesenkte Köpfe verrathen den Sumpfbewohner. Betrachte dagegen den Wuchs und die Haltung der Bergbewohner, wie stolz heben sie den Kopf,

Digitized by Google

wie frei tragen sie die hochgewölbte Brust, um frische, reine Aetherluft in langen Zügen zu trinken! Sie setzen die Füße auswärts, denn dies muß man beim Bergsteigen. Beteachte Dir die schmalen, wohlgeformten Füße, die sicher die gefährlichen Abhängr und Klippen beschreiten! Ein Fehltritt brächte unvermeidlichen Tod. Und doch gehrn sie auf schmalen Füßen stolz und frei, während die Sumpfbrwohner mit breiten Füßen das Ausgleiten fürchten, wobei sie sich nur beschmutzen, nicht aber beschädigrn würden. — Zieh Dir folgende Nutzanwendung daraus, mein Sohn! — Mit kühnem, freiem Geistr beschreite die höchsten Höhen des Lebens, Du wirst festen, steinigen Boden finden! Fürchte keinen Fehltritt, und Freiheit und Adel wird aus Deinem ganzen Wesen hervorleuchten. Wer aber im Schlamm und in der Gemeinheit des Lebens watet, der muß sich bei jedem Schritt vor dem Fehltritt hüten, der ihn beschmutzt und lächerlich macht, der senkt den Kopf und schaut den Boden an; der krümmt seine Brust, damit sie sich verenge vor jrder Sehnsucht; drr hat nichts, wie einen platten Fuß, drr ihn schützt vor dem Ausgleiten. — Doch, mein Sohn, willst Du nicht näher treten, vielleicht fallen Dir noch mehr Fragen ein, und Du kannst das Gehen und Kommrn und Pochen und Rufen Dir sparen. Ich muß jetzt mein Bad vollenden, weil es bald auf den Sabbat geht; dies soll mich aber nicht hindern, Deine Fragen zu beantworten, so weit ich es im Standr bin. — Als der Schalk den edlen Rabbi so reden hörte, gab er seine Wette verloren. Heil Euch, Rabbi Hillel! rief er dann, Eurr Geist ist der stolze Herr, dessen Leib die Marken drs Gebieters trägt. Euer Geist ist ein klares Augr mit kräftigen Wimpern und gesunden Nüsen, und kein Erdenstaub kann es trüben. Eurr Geist ist der schöngeformte Fuß des Bergbewohners, der sicher die schwindelnden Höhen beschreitet. Ich abrr bin ein Rundkopf von Babel, ein Rothange von Charmudim, ein Plattfuß von den Ufern des Nils, und weil ich Eure Vollkommenheit nicht glauben wollte, habe ich viel Geld verloren. — Er bekannte dem Rabbi dir Wettr um 400 Silberlinge, ihn zornig zu machen. — Mein Sohn, sprach Hillel, es ist mir leid, daß Du meinetwegen zu Schaden kommst, allein ich kann Dir nicht helfen! Ich alter Mann bin nun dermaßen an Geduld gewöhnt, daß, gesetzt ich wollte dir Geduld verlieren, mein Wille nichts mehr übrr die Gewohnheit vermöchte. Wahrlich, ich weiß nicht mrhr, wie man es anfängt, um sich in Zorn zu bringrn. — So dachte Hillel, das Oberhaupt der Gesetzesschule, welche mit der des Schamai im Streite lag. Der Talmud aber sagt: Wo Hillel und Schamai streiten, hat unbedingt der sanftmüthigr Hillel vor dem zornigen Schamai Recht." — „Heut hat der Feuergeist des Schamai Euch regiert!" fügte Löbel seiner Erzählung hinzu, „und hat Euch vermocht, zu wüthen gegen Euer Blut und Fleisch, gegen Euer Kind und gegen Euer Glück. Möge jetzt der Geist des sanftmüthigen Hillel bei Euch einkehren, damit Ihr Euch prüfet und erkennet, dann kann virlleicht noch alles gut und Euer verleiteter Sohn gerettet werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Pseudonyme Autorschaften. Bühnenneuigkeiten.]

Was die weiteren neuen Erscheinungen auf der Bühne betrifft, so haben wir im Ganzen wenig gesehen. Ein Lustspiel der Verfasserin von Lüge und Wahrheit, die Stiefmutter, erneute den Beweis, daß dies Talent zu einseitig ist, um nicht bald seine Empfindungen in Empfindeleien und seine christliche Moral und Tugend in Caricatur und Unwahrscheinlichkeiten erschöpft zu sehen. Selbst der feine Tact, der in diesen Lustspielen oft den Anstrich von Charakteristik erhält, fehlt hier und wir sehen eben nur Zerrbilder, die dem großen Haufen wohl Lachen oder Rührung auspressen können. — Eine moderne Schriftstellerin hat unter der Schiffer A. P. schnell hintereinander vier Stücke auf die Bühne gebracht, deren jüngstes „der Bruderkuß" heißt. Man hat vielfach hin und her gerathen, wen diese Pseudonymität decke, und die sonderbarsten Schlüsse gezogen. Auguste Paalzow und Prinzessin Auguste, und der Himmel weiß wie viele andere Deutungen man gab und Geschichten erzählte; so daß halb amtlich neulich in den Zeitungen erklärt wurde, diese Stücke seien keineswegs, wie man glaube, von einer hochgestellten Person. In der That höre ich aus einer guten Quelle, daß die Verfasserin keineswegs in den oberen Regionen der Gesellschaft zu suchen ist, sondern in ganz gemüthlichen, bescheidenen Kreisen und ohne alle weitere Bekanntschaft ihres Namens sich bewegt. Das Talent beschränkt sich auf einen gebildeten, pikanten Dialog, in dessen Pointen mehr Komisches und Witziges liegt, als in Situation und Charakteren, die ziemlich gewöhnlich sind. Es sind recht artige Conversationsstücke, die zur Unterhaltung genügen, ohne Anspruch auf mehr zu machen und in einer Zeit willkommen, wo die unschuldige Unterhaltung schwer wird. —

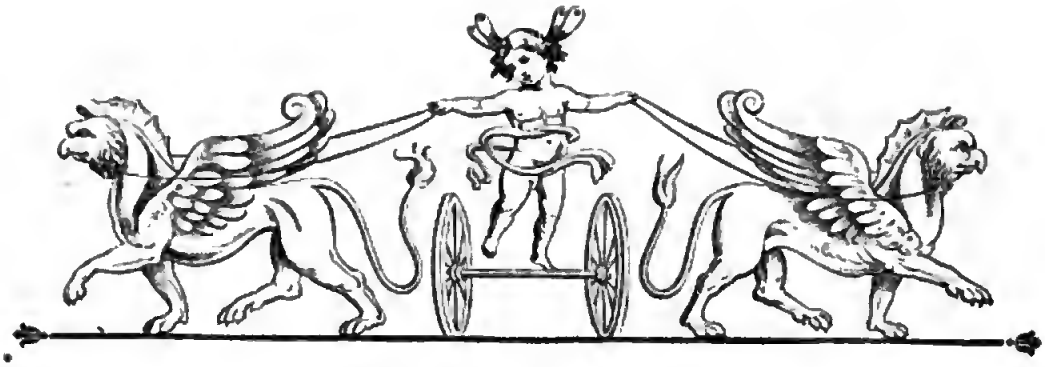
Ein anderer erst auftauchender dramatischer Dichter ist der anonyme Verfasser des Lustspiels: „Album und Wechsel". Einem Gerüchte nach sollte es von dem Romandichter Emerentius Scävola (v. d. Heiden) sein, in Wahrheit aber ist es von einem breslauer Regierungsrath, der einen mittelmäßigen Novellenstoff würdig fand, in Gespenstsform zu bringen. — Nichts ist gefährlicher jetzt, als der Moralbrüllerjammer, gegenüber der modernen Zerrissenheit, der Weltver-

Digitized by Google

emancipation, der reinen Tugend, der Advocatenkniffe und der Geldbestialität. Die Kaufmanns- und Banquiersstücke kommen jetzt zur Herrschaft, worin die verschiedenen Arten der Aristokratie sich praesentiren können, in jeder möglichen Glorie und Gemeinheit. Eine traurige Nebenrolle hat dabei die geldlose gebildete Zerrissenheit, welche gewöhnlich als eine Art Scheusal, eine Warnungstafel an der Brust, hingestellt wird, um guter Leute Kinder ja abzuhalten, etwa unter die Zerrissenen zu gehen. So schlimm ist es nun zwar hier nicht, und das Stück selbst enthält alle Anlagen, etwas Tüchtiges zu sein, allein nirgends ist eine Durcharbeitung und Gestaltung, und alles Wohl und Weh darin läuft auf einen Bankerott und eine gehörige Portion merkwürdiger Herzensgüte und Tugend hinaus. Ein anderes Handels- und Bankerottstück ist vor einigen Tagen gegeben worden: „der Fabrikant" nach Emile Souvestre's Drama: Henry Hamelin, bearbeitet von E. Devrient. — Hier ist nur das französische Element der Verführung einer jungen spirituellen, lebendigen Frau dem Bankerott beigemischt. — Was unserer deutschen Komödie die Liebe und ihre Leiden und Verwirrungen, das wird bei den Franzosen das Leben der Frauen und die Geschichte der Ehe. Dafür arbeiten ihre Dichter in allen Zweigen der Poesie, und sie bringen es oft zu Bildern von furchtbarer Wahrheit, gehen Spiegel des Lebens, die eben so bewunderungswürdig wie niederschlagend sind, obwohl die Welt keineswegs dabei untergehen wird, wie einst Sodom und Gomorra. — Dies neue Stück gibt auch ein Bild dieses Lebens, aber es ist ein ziemlich gewöhnliches. Eine jener gefallsüchtigen, eitlen jungen Frauen, ein von Sorgen und Eifersucht geplagter bankerotter Mann, ein zerrissener junger Maler, der nach französischer modernee Art das Leben nicht ertragen zu können glaubt, sind ziemlich gewöhnliche Figuren. Nur ein alter Oheim, ein praktischer und tiefverständig guter Mann, den Seydelmann vortrefflich darstellt, und der natürlich Alles zuletzt zum Guten lenkt, ist eine charaktervolle interessante Figur. — Gespielt aber werden alle diese Stücke, in welchen Seydelmann, Fräulein von Hagn und Devrient die Hauptrollen besitzen, wohl nirgends so gut als hier, und dies macht, daß Manches gefallt, was an andern Orten ganz kalt läßt. Es ist der Vorzug einer Bühne, welche in den meisten Fächern wahrhafte Künstler aufzuweisen hat, und der natürlich auch die größten Mittel zu Gebote stehen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß für die Fächer der Liebhaber und Bonvivants nur Kräfte da sind, wie sie die Herren Grua und Krüsemann bieten können. Beide haben ihre Zeit gehabt und diese überlebt, aber beide sind lebenslang engagirt, und so muß sie das Publicum hinnehmen, und die Abgeschmacktheit ertragen. Man erwartet nun als Ersatzmann Herrn Hendrichs aus Hannover, einen jungen Mann, aus dem ein Künstler werden kann, wenn er eifrig strebt. Sollte es aber wahr sein, was man behauptet, daß er sich schon als vollendet betrachtet, und die gewöhnliche Komödianteneitelkeit im wahren Maße besitzt, so ist Berlin zwar auch der Ort, wo er glorreiche Vorbilder dieser Art findet, nur möchte er dabei auch bittere Erfahrungen machen. — Als nahe bevorstehend zur Aufführung ist das Trauerspiel „Klotilde Montalvi" von Firmenich auf dem Repertoir, während man mit Gutzkow's Richard Savage, der natürlich auch hier die Neugier spannt, noch einige Zeit warten will. — Von Raupach haben wir seit langer Zeit nichts gesehen, doch werden drei neue Lust- und Trauerspiele für die nächste Zeit einstudirt. Von Bauernfeld ging kürzlich ein Stück in Scene, das aus dem Englischen des Beaumont und Fletcher herstammt, und „der Talisman" heißt. Es hat wenig angesprochen und bis auf einige Scenen voll derben altenglischen Humors ist es in der That langweilig, das Schlimmste, was man von einem Stücke sagen kann. Kein einziger Charakter ist entwickelt genug, um interessant zu sein, die Intrigue gewöhnlich, die Caricatur eines Rechtsgelehrten kaum mehr schmackhaft und nur der Dialog gewahlt, mit vielen zum Theil trivialen Gleichnissen, aber auch mit einigen hübschen Pointen versehen. Was unsere Oper anbelangt, so hat sich darin nichts geändert, weder in der Parteiung des Publicums, noch in der Feindschaft der Classiker und Romantiker; also auch nicht in dem Fetzgescheei: Löwe oder Faßmann. Der Chef der Opernkritik, Herr Rellstab, vertheidigt mit der größten Energie: Gluck, Spohr, Marschner und nebenbei natürlich auch Mozart und Beethoven; mit derselben Consequenz sind Spontini, Meyerbeer, Auber u. s. w. seinen Strafgerichten verfallen; was aber Rossini, Bellini, Donizetti und die sonstigen Is betrifft, o Herr Gott! da fragen Sie nicht weiter, das sind die eigentlichen Sündenböcke, und gerade wie man in politischen Streiten von tüchtigen Mannern die Philosophen verdammen hört, als diejenigen, welche Völker und Welt verführten, so werden diese Italiener mit derselben Leidenschaft als die Verderber alles guten Geschmackes betrachtet. Von einer Anerkennung des Guten neben dem Bösen, von dem, was sie für den Gesang gethan, von dem Reichthum des Melodiösen, von dem Einfluß, welchen sie dadurch auf die Masse der Völker übten, ist gar nicht die Rede, und traurig ist die Einseitigkeit, mit welcher auch Herr Rellstab verfahrt. Sein größter Triumph ist es, daß die Gluck'schen Opern, dann und wann gegeben, das Haus füllen. In einer Stadt wie Berlin aber, unter fast 400,000 Einwohnern, wenn man das nahe Potsdam mitzählt, und bei der Masse von Musikfreunden und Neugierigen, die nicht wissen, wie sie ihren Abend verleben sollen, ist das so etwas Außerordentliches nicht. Für unsere Zeit wird Gluck in seiner großartigen Eehabenheit niemals mehr die Masse für sich gewinnen. Eine kleine gewählte Schaar Gleichgestimmter und Kunstverständiger wird von der kalten Hoheit seiner Gedanken und jener antiken Schönheit aller Leidenschaften hingerissen, ihm immee den hohen Meisterpreis zuerkennen, allein es heißt die Zeit nicht erkennen, wenn man, wie es Herr Rellstab macht, die Menge schmäht, daß sie so ganz allen wahren Kunstgeschmack verloren habe. Sie hat ihn nicht verloren für Mozart und nicht für Beethoven, und daß sie gern Spontini, Meyerbeer, Auber, und zum guten Theil auch die Italiener lieber hört als Marschner, das kann ich ihr ganz und gar nicht verdenken, denn es geht mir gerade auch so. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 27. — den 7. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Erzählung hatte Löbel in der That vermocht, den aufgebrachten Lazarus zu beruhigen und ihn zum Nachdenken und zur Selbsterkenntniß zu bringen. „Ihr kommt doch morgen Mittag wieder," sprach er fast bittend zu Löbel, und da dieser verneinte, fügte er hinzu: „Ich bin in einer Lage, wo der schlichte Verstand eines Ungelehrten nicht ausreicht, in Euch aber wohnt der Sinn des Gesetzes, gepriesen sei der Ewige, der von seinem Geiste den Sterblichen mitgetheilt. Ihr dürft mich nicht verlassen, Ihr müßt mir rathen und helfen."

„Ich bin ein armer Fremdling!" sagte Löbel, „ich habe hier keine Verbindungen und Freunde, wie also kann ich Euch helfen? Ich kenne nicht Prag, nicht Juden noch Christen, die hier wohnen, wie kann ich Euch rathen? Ich kannte weder Euch noch Euren Sohn, und deshalb ist, was ich im guten Sinn sagte, zum Bösen ausgeschlagen. Gott hat unser Beisammensein nicht gesegnet, darum laßt uns scheiden, eh' sich das Uebel verschlimmert!" —

Er wollte sich auch bei Frau Jochebet verabschieden und sie möglichst wieder aussöhnen. Sie aber saß in stummer Betäubung in jener dumpfen Ergebenheit da, in welcher der Jude bei Mißgeschicken den unabwendbaren Willen Gottes verehrt. Wie sehr sich auch Löbel demüthigte, wie herzlich er sie auch um ein einziges freundliches Abschiedswort ansprach; sie zuckte nur schweigend und mit gleichgültiger Miene die Achseln.

Die Entweichung des Simon Abeles, des einzigen Sohnes reicher Leute, eines gottesfürchtigen, arbeitsamen Knaben, welcher der Augapfel seiner Eltern gewesen und keinem Menschen bisher irgend Anlaß zu Klagen und zur Unzufriedenheit gegeben, verbreitete allgemeine Bestürzung und Schrecken unter den Juden zu Prag. Sie wollten dies selbst den Augenzeugen nicht glauben, und Jeder wollte aus Lazarus' eigenem Munde die unerhörte Geschichte vernehmen. — So wurde Lazarus stets an sein Leid erinnert und mußte sein Unglück erzählen und immer von neuem erzählen, und jedesmal fügte er hinzu, was Löbel ihm anvertraut, daß Buhlerinnen von den bekehrungssüchtigen Jesuiten gedungen wären, alle Judenknaben zu verführen; dann brach er in die früheren Worte aus: „Ist es nicht genug, daß man uns unterdrückt und wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen saugt, daß man ungestraft uns mißhandelt und zu Tode schlägt und martert? Auch unsere Kinder verführt man zur Sünde und zum Abfall vom einzigen wahren Gott!"

Diese Worte schufen stets eine unglaubliche Wuth. Die Juden wehklagten und schrieen: „Wir lassen uns unterdrücken und aussaugen, mißhandeln und zu Tode martern, aber unsere Kinder, unsere Reinheit und unsern Gott lassen wir uns nicht nehmen." Mancher

Digitized by Google

knirschte vor Wuth und schnaubte und grübelte Rache. Aber Rache gegen wen? Schon das Gerücht, es sei ein einziger Christ von Juden mißhandelt worden, konnte eine Judenverfolgung herbeiführen und Eigenthum und Leben der Juden der Grausamkeit und Habsucht des Pöbels aussetzen. Höchstens in Worten konnte dieser Grimm sich Luft machen gegen einzelne Christen, die von Juden kauften, oder ihnen verkauften, oder ihnen Pfänder brachten und Geld abborgten; diesen konnte man sagen, Eure Priester machen gemeine Sache mit Buhlerinnen, uns unsere Kinder zu stehlen, und das war alles. Doch an jenen armen verwahrlosten Knaben, die abtrünnig geworden und wiedergekehrt waren, an denen ließen die Juden ihre ganze Wuth aus, hier durften sie es, denn Niemand fragte nach diesen Kindern und nach deren Eltern, und in seiner schwärmerischen Gottesfurcht haßt der Jude den Abtrünnigen mehr als den Nicht-Juden. An ihnen glaubten die Juden rächen zu müssen, daß sie sich zum Abfall hatten verleiten lassen; ihre reuige Wiederkehr, ihre schwere Buße war Anfangs übersehen worden und wurde ihnen jetzt nicht gut gerechnet. Wo sie sich zeigten, warfen sie den Schmähungen und Mißhandlungen ihrer Glaubensgenossen unbarmherzig ausgesetzt, bis sie einer nach dem andern zu den Jesuiten zurückliefen, was die heimliche Wuth der Juden nur steigerte.

Unter diesen Umständen war es gewiß unklug von Lazarus gehandelt, daß er allen seinen Freunden und Bekannten erzählte, er wolle und müsse seinen Sohn wiederhaben; todt oder lebendig sei ihm gleich viel, nur die Verfolger des jüdischen Glaubens sollten ihr Ziel nicht erreichen. Er hielt es für ein leichtes Werk, des Entflohenen wieder habhaft zu werden. „Jene Weiber der Sünde," sagte er, „thun, was sie thun, um des Geldes willen, das Geld des Lazarus Abeles hat aber dasselbe Gepräge, wie das Geld der Väter der Gesellschaft Jesu. Bestachen sie die Tochter der Sünde, mir meinen Sohn zu entführen, so bestehe ich die Tochter der Sünde, mir mein Kind zurückzubringen. Ich brauche die Jesuiten nur zu überbieten, und ich habe nun einmal den Kopf darauf gesetzt, ich will meinen Knaben wieder haben, und werde kein Geld sparen."

Die Juden, die Lazarus so reden hörten, konnten ihm ihren Beifall nicht versagen, und Jeder war entschlossen, ihm Beistand zu leisten.

Schon nach wenig Tagen trat ein stämmiger Bursch, Namens Manasse, zu Lazarus in den Laden und sprach mit lächelnder Miene: „Ich bringe Euch Kunde von Eurem Sohn. Heute früh sah ich ihn, eine Magd führte ihn, und brachte ihn nach dem Clemens-Collegium. Ich kannte die Magd, sie dient im Hause des Daniel Benkamp in der Altstadt, bei einem getauften Juden: Franz Kawka, sie heißt Barbara und bestiehlt ihre Herrschaft. Was bei einem getauften Juden gleich für eine Wirthschaft im Hause ist! Erst kürzlich habe ich dieser Magd zwei Betttücher abgekauft, worin noch der Name „Franz Kawka" eingenäht ist. — Ich wartete, bis sie aus dem Clemens-Collegium zurückkam, dann ging ich ihr nach und fragte sie, wie sie zu dem Kinde käme, das sie eben zu den Jesuiten gebracht. — Sie wollte mir nicht Rede stehen, da nannte ich sie eine Diebin und drohte ihr mit den Betttüchern, worin der Name Franz Kawka eingenäht war. Welch ein Glück, daß ich ihn noch nicht ausgezupft. Nun erfuhr ich von ihr, daß Euer Simon bei eben diesem Franz Kawka einstweilen untergebracht sei, und daß er die Taufe noch nicht empfangen habe. Auch hat mir Barbara versprochen, morgen den Knaben, statt ihn ins Clemens-Collegium zu führen, mir auszuliefern. Ich gebe ihr dafür ihre Betttücher unentgeltlich zurück. Ob sie ihr Versprechen halten wird, werdet Ihr ja wohl beurtheilen können!"

Lazarus erschloß seinen Geldschrank und zählte zehn Goldstücke auf den Ladentisch hin. „Ist das genug für Deine Betttücher?" fragte er.

Manasse lächelte. „Die Beettücher sind so viel nicht werth," sagte er. „Aber freilich kaufe ich Euren Knaben mit meinen Betttüchern nicht nur den Christen ab, ich muß ihn auch aus der Altstadt entführen und durch viele christliche Straßen tragen, was gar gefährlich ist, und wozu ich Beistand nehmen und meine Helfer bezahlen muß. Zu viel gebt Ihr mir nicht, Herr Lazarus, aber gut bezahlt ist es, sehr gut bezahlt!"

„So geh denn, wackerer Manasse, und halte Wort! Das Geld ist Dir gegönnt, Du weißt nicht, wie man sich an ein Kind gewöhnen, wie sehr man es vermissen kann! Ich freue mich auf Jochebet's Freude, wenn ich heim komme und sage: Weib! morgen hast Du Deinen Knaben wieder, und er ist noch nicht getauft!"

Als es anfing zu dunkeln, schloß Lazarus seinen Laden, um nach Hause zu gehen. Seine Freude hatte schon sehr gelitten durch zu schmerzliche Erinnerungen und durch sorgenvolle Betrachtungen über die Zukunft. Seufzend hinterbrachte er Jochebet, daß Simon wieder-

Digitized by Google

gesunden sei, und morgen wiedergebracht werden würde, aber da sie Freudenthränen weinte und ihrem Schöpfer dankte, ergrimmte Lazarus und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Jochebet brachte Licht, da sah sie ihres Mannes zornige Stirnfalten, den stieren, unruhigen Blick, seine zuckenden Lippen und Geberden, als spräche er mit sich selbst.

„Was ist Dir, Lazarus?" fragte sie, „Du hast ja nun Deinen Willen, und morgen werden wir unsern Simon wieder bei uns haben."

„Wieder bei uns haben?" sprach er kopfschüttelnd. — „Wir werden ihn wieder haben, aber wie? Ist er noch keusch und rein? Er hat gelebt im Hause eines Christen, er hat Verbotenes gegessen, hat kein jüdisches Gebet gesagt und Gott behüte! viel Heidnisches gelernt.

„Er wird Buße thun!"

„Buße thun!" schrie Lazarus außer sich. „Mein Kind Buße thun. — Ich werde das nicht ertragen! — Jochebet, mein Weib," fügte er sanfter hinzu, „die Schande unseres Kindes ist unsere Schande, thut unser Kind Buße, so thut Buße unser Fleisch und Blut, und demüthigt sich vor denen, die so tief vor uns sich bücken und beutelnd vor unsere Thür kommen, um ihr wöchentliches Almosen zu empfangen. O, Jochebet, die Hand des Herrn ruht schwer auf uns. Doch höre, was ich im Sinn habe, und widersprich mir nicht. Wo Du mir widersprichst, wirst Du mich nur erzürnen, ohne daß Du meinen Entschluß im geringsten änderst." —

„Ich will Dir nicht widersprechen," seufzte Jochebet.

„Wir geben unser Kind von uns. Er soll zu Deinem Ohm, dem Rabbi Feibel zu Fürth, der soll ihn Buße thun lassen, der soll ihn streng halten, ich will ihn nie, nie wiedersehen."

„Und wenn er sich bessert?"

„Kommt Zeit, kommt Rath. Wenn Dein Ohm, der Rabbi Feibel zu Fürth, sagt: Er ist gebessert, so soll er wieder mein Sohn sein. — Aber einen Denkzettel soll er mitnehmen, und aus den braunen und blauen Flecken am Leibe soll Rabbi Feibel zu Fürth noch lange herauslesen können, welche Sünden er begangen."

„Willst Du ihn schlagen?"

„Ja! Die zehn Goldstücke will ich nicht umsonst ausgegeben haben. Er hat mir Unruh und Verdruß, Sorgen und Schmerzen gemacht."

„Ach, das ist nicht der Geist des sanften Rabbi Hillel, der jetzt aus Dir spricht."

„Still! Weib! Darfst Du über Rabbinen urtheilen? Ich bin Dein Mann und Herr, und bei diesem Lichte vor Gott schwör' ich, ich schlage den Buben, so lange ich den Arm rühren kann." —

Ein heftiges Pochen und Rütteln an der Thür hinderte Jochebet, zu erwiedern, was ihr das Mutterherz eingab. — „Wer ist da?" fragte Lazarus.

„Herr Lazarus! Herr Abeles! Ich bitte Euch, macht auf!" rief eine klägliche Stimme.

Lazarus ging, die Hausthür zu entriegeln. Seufzend und schluchzend trat ihm Löbel entgegen und geberdete sich gar kläglich. Lazarus führte ihn ins Zimmer und fragte, was ihm widerfahren sei?

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Die Oper fällt, das Schauspiel steigt]

Uebrigens sehen wir hier einen merkwürdigen Wechsel des Geschmackes vorgehen. Seit der letzten Zeit hat die Vorliebe zu Oper und Ballet merklich nachgelassen, während das Schauspiel im Coursse steigt. Vor einigen Jahren noch mußte mindestens in jeder Woche sich das Schauspiel mit Oper und Ballet in Zahl der Vorstellungen theilen, und die besten Sachen machten nach wenigen Wiederholungen nur leere Häuser, während die Tänzer mit jeder ronde des jambes neuen Jubel und gesteigertes Entzücken verbreiteten. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo Fanny Elsler das Ideal aller Gardejunker und der liebliche Traum aller Gesandtschaftsattachés war! Pfeifenköpfe und Kaffeetassen mußten ihr Bild vertausendfachen, und wenn es auch bei uns nicht dahin kam, wie in Wien, wo eine Schaar zweibeiniger Maulesel die Pferde der Taglioni beneidete und deren Platz einnahm, so waren sehr viele Gehirne doch ziemlich ähnlich zerrüttet. Im Ganzen genommen war es eine Mode, die vorüber ging und an deren Stelle trat nun Sophie Löwe und die Oper. — Wie scharfe Gefechte sind nicht in der letzten Zeit geliefert worden zwischen dem italienischen und deutschen dramatischen Gesang und deren Repräsentantinnen. Die Classiker und Herr Rellstab stritten für das Fräulein von Faßmann, der größte Theil des Publicums für Fräulein Löwe. Die Gardeoffiziere, welche gewöhnlich in einer dichtgedrängten Schaar dir linke Seite des ersten Ranges besetzt halten, theilten sich, die Referendare theilten sich, das Parterre, von jeher in Berlin Tonangeber und Schiedsrichter, war in wilder Aufregung und so wurden dir Schlachten sehr stürmisch und endeten unentschieden gerade wie die zwischen dem Fräulein von Hagn und ihren Rivalinnen mit Thränenströmen und Krämpfen hinter den Coulissen.

Digitized by Google

In der neuesten Zeit hat sich jedoch das Publicum ermüdet an diesen Scenen, zum guten Theil davon zurückgezogen. Es geht mit allen Dingen so, die übertrieben werden, und deshalb auch macht Rellstab's Kritik gegen Spontini jetzt gar keine Wirkung mehr. Denn man erkennt, selbst wenn man Spontini's Freund und Bewunderer durchaus nicht ist, die ungerechte Verdissenheit und Parteilichkeit, die jedesmal die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Je weniger man Antheil an den Opernkampfen mehr nimmt, und je mehr die Direction dies durch ein fast gänzliches Aufhören aller Neuigkeiten begünstigt, denn außer einem Paar aufgewärmter alter Opern hat es fast seit einem Jahre nichts gegeben, je mehr wendet sich der Geschmack dem Schauspiele zu. — Man muß anerkennen, daß Seydelmann's Anwesenheit jetzt höchst wesentlich dabei gewirkt hat, denn diese vortreffliche Künstler im Verein mit Devrient, Weiß, Rott, Madame Wolff, Mad. Kerlinger und Fräulein von Hagn, unterstützt von einer großen Zahl von Mitgliedern, die mindestens sämmtlich zu den ausgezeichneteren auf deutschen Bühnen zu achten sind, hat dem Drama eine neue Anerkennung zu geben gewußt. Wie bedeutend diese Umwandlung ist, beweist, daß in drei Wochen drei Mal Lessing's Nathan aufgeführt werden konnte, was sonst nur geschah, wenn irgend ein bedeutender Künstler das Stück zum Gastspiel wählte. Das Haus war sonst immer leer und jetzt war mehrmals kein Platz zu haben. Gleiches geschieht in vielen anderen Fällen und wie groß der Andrang bei neuen Stücken ist, beweist, daß gewöhnlich alle freien Entrees oft bei mehreren Wiederholungen aufgehoben sind, während man sonst gren Thür und Thor öffnete, um ein volles Haus doch bei der ersten Vorstellung zu haben. Diese glückliche Veränderung wäre wohl geeignet, junge Talente zu ermuthigen, ihre Kräfte dem Theater zu weihen, und man muß es auch der Intendanz nachsagen, daß sie, wenigstens mehr als früher, dieselben begünstigen möchte. Ich habe große Lust, nächstens einmal weitläufiger über die Ursachen zu schreiben, warum so wenig von dem geschieht, was geschehen könnte, wenn die ungeheuren Mittel dieses großen, wahrhaft königlichen Instituts in voller Freiheit benutzt werden dürften. Wenn man von dem Gedanken ausginge, daß Talent und Geschmack hier seine vornehmste Stütze haben sollten, die Possenreißerei der niedrigsten Komik davon verbannte und jedes junge Talent, das sich als solches in einer Prüfung wahrhaft einsichtsvoller Künstler und Kunstkenner bekundete, mit Wohlwollen erregte und förderte, würde sertlich vieles anders sein, als es ist. Man hält aber weit mehr den kaufmännischen Standpunct fest, ohne besonders nach Poesie und Geschmack, Anregung des Talentes und Ermunterung junger Dichter zu fragen, deren Stücke gewöhnlich abgewiesen werden, wie dies erst jüngst mit Mosen's Otto dem Dritten der Fall gewesen ist. — Hier ließe sich ein weitläufiges Capitel anreihen, welche Unterstützung von Seiten des Staates dem Dichter überhaupt zu Theil werden sollte. — Bei der Beschränkung, welcher wie in Deutschland, besonders aber in Preußen durch die Censur unterworfen sind, und bei der herrschenden Neigung, die Poesie mindestens ebensowohl als eine Geißel wie als eine Wohlthat der Menschheit zu betrachten, würde dies jedoch sehr unnütz sein. — Man hat hier ein Gutenbergsfest feiern wollen, und Berlin, der Mittelpunct norddeutschen Lebens, die Stadt der Philosophen und der Wissenschaften, schien dazu besonders geeignet. Der Professor Gubitz, Redacteur des Gesellschafters und Druckereibesitzer, hatte sich an die Spitze des Unternehmens gestellt, und in einer weitläufigen Bittschrift den Zweck des Unternehmens und dessen hohe Bedeutung erläutert. Die ganze Antwort, welche er von der höchsten Behörde erhielt, bestand darin, daß er benachrichtigt wurde, sein Gesuch könne nicht gewährt werden. Gründe wurden natürlich nicht angegeben, aber Alles stimmt in der leider nur zu wahren Meinung ein, daß man die Literatur als eine Sache betrachtet, der man in keinem Falle einen Schein von Wichtigkeit verleihen möchte; und ein Gutenbergsfest ist vielfacher Deutung fähig.

Seitdem wir das Neujahr hinter uns haben, sind wir auch recht eigentlich in die Zeit der Bälle und Concerte gerückt. Der ausgezeichnete junge belgische Violinvirtuose Peume, der hier zum ersten Male erschien, ließ sich zum Oftern mit dem entschiedensten Beifalle hören, und verdunkelte durch sein kühnes und seelenvolles Spiel, das von der höchsten technischen Vollkommenheit begleitet wurde, nicht allein den zu gleicher Zeit anwesenden Herrn Müller aus Braunschweig, welcher von Rellstab als der erste deutsche Geigenspieler genannt wurde, sondern selbst die Erinnerungen an Ole Bull. Jetzt gibt Dreischock Clavierconcerte und mit großer Spannung erwartet man Ernst, den neuen Paganini. Unsere einheimischen Violinisten Möser, Ganz, Ries u. s. w. zeigen sich freilich bei dieser Masse großer Talente, welche uns in der letzten Zeit besuchten, keineswegs einer Concurrenz gewachsen, es können dieselben auch in der That, so tüchtige Glieder der Capelle sie sind, doch nicht als Concertspieler, wie man jetzt diese verlangt, gelten. — In literarischer Hinsicht ist es hier stiller als je, nicht minder in dem Gebiete der Kunst, obwohl in den Ateliers aller Maler zu der neuen Ausstellung viel gearbeitet wird. Man hofft, daß diese nächste Ausstellung ein wenig reichhaltiger werden dürfte, als die vergangene, da diesmal manche bedeutende Werke hiesiger und düsseldorfer Maler vollendet sein werden. Der Verkauf einer ausgezeichneten Sammlung Gemälde der vorzüglichsten französischen Meister, welche ein hiesiger Privatmann seit Jahren sammelte und zu hohen Preisen erstand, hat hier großes Aufsehen erregt. Die Sammlung, an welche über 18,000 Thaler gewendet war, wurde von einem hiesigen Kunsthändler für wenig mehr als die Hälfte erstanden, und dieser hat nun eine Ausstellung unter den Linden eröffnet, wo er die einzelnen Stücke veräußert, die auch zum Theil schnell Käufer gefunden haben. Welche Verhältnisse den leidenschaftlichen Sammler zu einem so nachtheiligen Verkaufe gezwungen haben, weiß Niemand mit Gewißheit, obwohl man sich darüber seltsame Gerüchte erzählt, gewiß aber ist es sehr zu beklagen, es war die Freude seines Lebens, und lange Zeit soll er völlig trostlos gewesen sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 8. Februar 1840.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

So eben ist das 1ste Heft folgenden Werkes erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das malerische und romantische
WESTPHALEN.

Von **Ferdinand Freiligrath.**

Mit 30 englischen Stahlstichen (von **H. Winkles** etc.)

In 10 *Lieferungen, jede zu* 10 *Sgr. od.* 8 *gGr.*

Format u. Ausstattung wie beim „maler. u. romant. Deutschland."

Was von Seiten der Kunst geleistet wird und geleistet werden soll, davon mögen die Bilder, welche das 1ste Heft schmücken, Zeugniß geben. Freiligrath selbst singt in dem das Werk einleitenden Gedichte:

„Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet
„Ein — Anderer und doch derselbe,"

und indem er also auch auf seinem heimathlichen Boden derselbe Poet sein wird, als wie wir ihn auf fremdem begegnen, so ist den vielen Freunden seiner Muse zugleich die Bürgschaft gegeben, daß sie das Trefflichste finden werden. Westphalen trat nie geräuschvoll in den Vordergrund, aber nicht minder romantisch schön, als historisch groß, verdient es gleich den schönsten Ländern Deutschlands, daß es sein Poet besinge und daß die Kunst es ziere.

30 der schönsten und bedeutsamsten Landschaften, Städte, Bergschlösser, Kirchen u. s. w. Westphalens, treu nach der Natur gezeichnet, meisterhaft in Stahlstich ausgeführt, schmücken unser Buch.

Von jetzt an erscheint alle Monate eine Lieferung.

Barmen und Leipzig im Januar 1840.

W. Langewiesche und F. Volckmar.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

The death of an Angel and other pieces, translated from the works of Jean Paul Fr. Richter. With sketch of his life and Character by Kenney. gr. 8. cart. 2 Thlr. London, Black and Armstrong.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

So eben erschien:

Der Freihafen.
1840.
Erstes Quartalheft.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Thlr.

Inhalt:

I. Briefe aus Grafenort, von **Karl von Holtei.**
II. Das Element des Wassers, von **C. G. Carus.**
III. Ueber den Conflikt der geistigen und der materiellen Interessen, von **Dr. H. Schmidt.**
IV. Der Naturforscher. Novelle von **Amalie Winter.**
V. Oesterreichische Gesellschaft und Aristokratie.
VI. Zeitbewegungen in der Medicin. Von **Prof. Weber** in Freiberg.
VII. Das Volksprincip in Wallis von W. v. R.
VIII. Der Kosciusko-Hügel bei Krakau, von **Dr. Theodor Mundt.**
IX. Städteleben und Königthum im alten und neuen Frankreich von **Eduard Arnd.**
X. Die Kiehl'sche Töchterstiftung, von **L. Mühlbach.**
XI. Hanseatische Briefe; Literarische Notizen u. s. w.

Mit diesem Hefte beginnt der 3te Jahrgang des Freihafens. Wie sehr es der Redaction gelungen ist, die Lieblingsschriftsteller unserer Nation zu vereinigen, davon liefern die bisher erschienenen 8 Quartalhefte den Beweis; auch hat diese Zeitschrift bereits in allen Theilen Deutschlands den lebhaftesten Anklang gefunden.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Ungarns, Rußlands u. s. w. haben den Freihafen stets vorräthig.

In Ludwig Förster's artistischer Anstalt in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Le Blanc, die Lehre vom Maschinenzeichnen, dargestellt in einer Reihe von Vorlegeblättern mit erläuterndem Texte. Zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte, deutsch bearbeitet in Ludwig Förster's artistischer Anstalt. Mit 60 Foliotafeln, lithographirt von Ferd. Jodl. II Abtheilungen. gr. 8.

Subscriptionspreis für jede Abtheilung 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr. C.-M.

Das französische Original, von welchem das oben benannte

Werk eine deutsche Bearbeitung ist, hat viel zu allgemeine Anerkennung gefunden, als daß es nothwendig schiene, hier darüber noch etwas Empfehlungsweithes zu sagen. Nur so viel glauben wir erwähnen zu müssen, daß hier keine reine Uebersetzung geliefert wurde, sondern daß viele Lehren, die im Originale nur angedeutet wurden, hier wirklich ausgeführt sind, so daß das Buch als Hülfsmittel für das Privatstudium erscheint. Dadurch ist allerdings der Umfang gewachsen, — nichts desto weniger hat der Verleger durch den billigen Preis, der kaum das Drittel desjenigen des Originals beträgt, auch den Unbemittelteren die Anschaffung möglich gemacht. Lehranstalten, welche nach dem Beispiele der königl. preußischen Gewerbsschulen dasselbe als Compendium einführen wollen, werden bei Abnahme in Partien, wenn sie sich an den Verleger wenden, sehr annehmbare Bedingungen erhalten.

Robert Burns' Gedichte

deutsch

von W. Gerhard.

Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen.

Leipzig 1840. Verlag von Joh. Ambrosius Barth.

8. cartonnirt Rthlr. 1. 12 gr.

Den trefflichen Schotten, dessen Dichtungen als die Lieder des Pflügers von Ayrshire in Großbritannien den gerechten Ruhm der Classicität sich längst erworben haben, in die deutsche Weltliteratur einzuführen, wünschte schon Goethe vor mehreren Jahren. Dem Bearbeiter dieser Sammlung ist es ungemein gelungen, Burns' Naivetät, Humor und ächte Lyrik zu erfassen und wiederzugeben, die deutsche Welt wird darum seiner Arbeit gern freundliche Aufnahme gewähren und die Skizze des Lebens des gefeierten Dichters, wie seine erläuternden Bemerkungen und die Melodientafel als willkommene Zugaben erkennen.

Im Verlage von L. Trautwein in Berlin erschien so eben:

Eine kurtze Comedien von der Geburt des Herrn Christi.

Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt.

Nach der auf der Königl. Bibliothek in Berlin befindlichen Handschrift getreu, nebst geschichtlicher Einleitung herausgegeben von Dr. G. Friedländer, Custos der Königl. Bibliothek in Berlin.

In gr. Octav auf Velinp. Elegant cartonnirt. Pr. 16 Sgr. (Auch ist eine kleine Anzahl von Exemplaren in größerm Format auf Kupferdruck-Velinpapier gedruckt worden und in schönem Einbande à 1 Thlr. 16 Gr. zu haben.)

Ueber das mehrseitige Interesse, welches diese Publication erregt, haben sich die Berliner öffentlichen Blätter mit großer Anerkennung ausgesprochen.

Das Conversations-Lexikon

in der

leipziger Originalauflage

behauptet trotz aller Concurrenz und der vielen Nachahmungen und Nachbildungen seinen Vorrang vor allen ähnlichen Werken und findet fortwährend den größten Absatz unter allen Classen des gebildeten Publikums. Von der **achten Originalauflage** in 12 Bänden erschien

ein neuer Abdruck,

von dem **vollständige** Exemplare auf Druckpap. 16 Thlr., auf Schreibp. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr. kosten. Wenigerbemittelte können aber auch die einzelnen Bände, in Terminen, wie sie ihnen am besten passen,

in einem neuen Abonnement

erhalten, wo dann der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr. kostet.

Den Reichthum des Conv.-Lex. zeigt das für jeden Besitzer der achten Auflage unentbehrliche

Universal-Register,

das auf 18 Bogen in dreispaltigen Columnen gegen 70,000 Personen und Gegenstände nachweist, über die Mittheilungen im Conv.-Lex. sich finden. Es kostet auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein **Supplement** zu der achten Auflage des Conv.-Lex., sowie zu allen frühern, allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben, giebt das auch für sich bestehende und in sich abgeschlossene

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Es erscheint in 4 Bänden und in Heften von 10 Bogen, deren jedes auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr. kostet; 18 Hefte (A—Li) sind bereits erschienen. Es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Gegenwart bewegt.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Für Gutsbesitzer und Wollmanufacturisten.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

J. Ph. Wagner: Die neuesten Fortschritte in der

Schafzucht und Wollkunde

und über den Wollhandel von 1839, nebst Bemerkungen über den Berliner Wollmarkt insbesondere, sowie Ansichten, wie die Schafzucht als Lehrgegenstand auf öffentlichen Anstalten behandelt werden muß. Für Gutsbesitzer und Landwirthe überhaupt, sowie für Wollmanufacturisten und Wollhändler. gr. 8. geh. Preis: 15 Sgr.

Von demselben Verf.: Ueber die neuempfohlene

Schafwäsche

Für Gutsbesitzer und Landwirthe überhaupt, sowie für Wollmanufakturisten. gr. 8. geh. Preis: 5 Sgr.

Digitized by Google

Subscriptions-Anzeige.

Mit Bezugnahme auf frühere Bekanntmachungen wird hierdurch schließlich angezeigt, daß das von dem Kalligraphen Johann Heinrigs in Cöln herauszugebende

Symbolisch-kalligraphische Denkmal Napoleon's

im April dieses Jahres bestimmt fertig und den zahlreichen Subscribenten zu dieser Zeit abgeliefert werden wird.

Dieses in Quer-Folio-Format und in Kupfer gestochene Blatt wird den Namen dieses Helden, die merkwürdigsten Schlachten und Hauptmomente seines Lebens nebst Portrait und Todesmaske in einem neuen Genre, mit der bekannten Meisterschaft des Herausgebers bearbeitet, enthalten und sowohl den Kunstfreunden, als auch den Freunden der Geschichte Napoleons eine sehr willkommene Gabe darbieten. Die darin vorkommenden Texte sind in französischer Sprache, und es steht bei der Schönheit des Blattes zu erwarten, daß dasselbe sich einer europäischen Verbreitung zu erfreuen haben wird.

Der billig gestellte Subscriptionspreis beträgt 1½ Thlr. und bleibt bis Ende Juni dieses Jahres offen, worauf der erhöhte Ladenpreis von 2½ Thlr. eintritt. Bis dahin nehmen sowohl die unterzeichnete Buchhandlung, als auch alle Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands, der Schweiz und der nördlich europäischen Staaten Subscriptionen an. Die letzteren, welche sich mit ihren Aufträgen an die unterzeichnete zu wenden haben, werden in den Stand gesetzt sein, das Blatt ohne Preiserhöhung für den Subscriptionspreis zu liefern.

Berlin, im Januar 1840.

T. Trautwein,
Breite Str. Nr. 8.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von Dr. *Sam. Hahnemann.*

Fünfter und letzter Theil. Antipsorische Arzneien.

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

35 Bogen in gr. 8. auf Velinpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 22 Gr.

Mit diesem Bande ist das großartige Werk nun geschlossen. Es enthält alle sogenannten antipsorischen Arzneien, mit bewundernswürdigem Fleiße und Scharfsinn geprüft und mit Vorworten, als praktischen Einleitungen zur leichtern Handhabung und Verständniß der Prüfungssymptome versehen. Der wissenschaftliche Arzt, dem es darum zu thun ist, die reinen Wirkungen der Mittel kennen zu lernen, die er bei der Wahl in gefahrdrohenden Krankheiten oft haarscharf zu unterscheiden hat, wird, welcher Schule er auch angehören mag, ein solches Werk gewiß willkommen heißen. Größere und werthvollere Beiträge zu den jetzt von allen Seiten als nothwendig anerkannten Prüfungen der Arzneimittel hat Keiner noch geliefert, als der hochbetagte und erfahrene Verfasser.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

E. L. Bulwer's

sämmtliche Werke.

Sieben und dreißigster Band.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Auch unter dem Titel:

Der See-Kapitain

oder

das Erbrecht.

Drama in fünf Akten

von

Sir E. L. Bulwer, Baronet.

8. elegant broch. Preis 15 gGr. oder 17½ Sgr.

Dieß neueste dramatische Schöpfung des berühmten Verfassers ward im Haymarket-Theater zu London am 31. Oktober 1839 zum Erstenmale auf die Bühne gebracht. Sie reiht sich würdig seinen frühern Dramen, „das Mädchen von Lyon" und „Richelieu" an, und gewährt, für die Bühne geschrieben, den Vorzug vor letzgenanntem Werke, sich ohne Abänderung zur Darstellung zu eignen.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 68 — 73. mit 60 Abbildungen.

J. Knorr über Apparate zur Erhitzung der Gebläseluft bei Schmiede- und Schlosserfeuern. — Gross über Ambossstöcke mit Sand, zum Ersatz der massiven aus Eichenholz. — Dr. A. L. Crelle über verbesserte Stubenfenster. — Edward Hall's Tuchwalke. — Tschaffen und von Kees, Vorrichtung zum Verfertigen gedruckter und gepresster Waaren (tour presseur). — Benj. Roth's Buchdruckerpresse. — Preise von Schiffsdampfmaschinen und Dampfschiffen in Schweden. — Englands Eisenproduction. — Centrifugalblasebalg von Paltay (Hubert-Félix) in Paris. — Moisson's de Vaux Verfahren, Metallröhren, namentlich Bleiröhren, zu pressen. — Ueber die Entwickelung und die Fortschritte der Industrie des obern Rheines. — Gewinnung und Vermünzung edler Metalle in Russland von 1823 bis Ende 1838. — Die Ausfuhr von Hanf- und Flachsproducten aus Russland. — L. Lalanne's Rechnenmaschine oder arithmetische Waage. — Versuche über die Leuchtkraft verschiedener Lampen und Kerzen, besonders in Bezug auf Parker's heisse Oellampe, von Ure. — Laignel's System, Krümmungen von kleinem Halbmesser auf Eisenbahnen fahrbar zu machen. — Nachtrag zu Gaultier de Chanbry's Bericht über Knetmaschinen. — Ueber die Erzeugung von Seide in Frankreich. — Literarische Nachweisungen. — Preisaufgabe auf Funkenabhalter. — Ein Mittel, das Einfrieren der Pumpen zu verhüten. — Sächsische Patente. — Würtembergische Patente. — Ueber die schlagenden Wetter und deren Beseitigung durch Platinschwamm, von Engelhardt. — Untersuchung der schlagenden Wetter aus verschiedenen Kohlengruben von Newcastle, von Turner. — Anwendung des Asphalts zum Verstreichen der Fugen auf Fruchtböden, von Conradi. — Ueber den Bergtheer von Verden, von Lampadius. — Treviranus über das specifische

Digitized by Google

Gewicht der Zuckerlösungen. — Bemerkungen über Dampfverbrauch bei Abdampfungen, von Treviranus. — J. A. Schlumberger über einen vervollkommneten Schwimmer. — J. P. Payen-Mariotte's verbesserte Construction der Billardbanden. — W. E. Newton's engl. Einführungspatent auf die Balkenconstruction und deren Anwendung bei Brücken und Gebäuden, vom hannöv. Baumeister Lawes. — Bröm in Sigmaringen, über Anwendung der erwärmten Luft beim Kalk- und Ziegelbrennen. — Th. Corbett's Verbesserungen im Heizen mit warmem Wasser für Treibhäuser und andere Gebäude. — Rodda's patentirter Rauchverbrennungs- und Kohlenersparungsapparat. — Imbert und Jobard's Pumpe mit beweglicher Wand. — J. S. Russell, über die Schwankungen von Hängebrücken und ähnlichen Verbindungen, und die Mittel, sie zu heben, von Wedding. — F. Molineux Verbesserungen in den Papierfabricationsmaschinen. — A. S. Stocker's und B. Heely's verbesserte Strappen für Beinkleider. — S. Stampfer, über Verbesserungen an Thurmuhren und anderen Pendeluhren. — Die Maschinenbauanstalt von Loeher und Wöger in Frauenfeld in der Schweiz. — Anzahl der Dampfmaschinen in den vereinigten Staaten. — Englands transatlantische Dampfschifffarth. — Dampfmaschinen in Dänemark. — Russische Velveteens.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Januar 1840.

Leopold Voss.

Neue schöngeistige Schriften.

Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne (von J. K. H. der Prinzessin Amalia H. zu Sachsen). 4r Bd., enth. 1) der Majoratserbe, Lustsp.; 2) der Pflegevater, Schausp.; 3) das Fräulein vom Lande, Lustspiel. Velinp. eingeb. 2 Thlr. 8 Gr. Die früheren 3 Bände kosten 7 Thlr.

A. von Tromlitz, sämmtliche Schriften, Taschenausgabe. Dritte Sammlung. 19—27r Band. Prän.-Preis 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

welche durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sind von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

Hercynia.

Führer durch den Harz.

Mit 8 lithograph. Abbildungen. Vierte, neu umgearbeitete Auflage. 16. Geh. Preis 15 Sgr.

Das Harzgebirge gleicht einem großen, an romantischen Schönheiten, an erhabenen Wunderwerken der Natur, an Baudenkmalen der Vorzeit, an reizenden Aussichten, an heilsamen Quellen und Bädern, an Berg- und Hüttenwerken und andern Werkstätten menschlicher Industrie äußerst reichen Parke, den jährlich viele Tausende aus der Nähe und Ferne besuchen, um in seinen Thälern, auf seinen Höhen zu lustwandeln und sich zu ergötzen. Der gegenwärtige kleine Mentor erscheint hier bereits in vierter, verbesserter Auflage.

Für Künstler und Kunstfreunde.

In Ludwig Förster's artistischer Anstalt in Wien ist erschienen und kann durch jede gute Buch- und Kunsthandlung bezogen werden:

Lithographirte Copien im Facsimile

von

ausgewählten Original-Handzeichnungen berühmter alter Meister der

niederländischen Schule

aus der

Sammlung Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten

Erzherzogs Carl von Oesterreich ꝛc. ꝛc.

26 Heft enthaltend:

Jesus im Tempel zu Jerusalem, Kreidezeichnung von Rembrand, cop. von L. Blau.

Eine Löwenjagd, Kreidezeichnung von P. P. Rubens, cop. von L. Blau.

Opferfest der Flora, von Fabrice Dubourg, cop. von L. Blau.

Subscriptionspreis 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 kr. C.-M.

Die früher erschienenen Blätter der deutschen und italienischen Schule fanden einen so ungetheilten Beifall, daß wir es für überflüssig hatten, diesem neu erschienenen Hefte, welches den andern rühmlichst zur Seite steht, eine Empfehlung beizugeben.

Für die, welche das erste Heft dieser Schule noch nicht besitzen, bemerken wir, daß dasselbe noch zum Subscriptionspreise von 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr. C.-M. abgegeben wird. Es enthält:

Die Vermählung Maria, von L. van Leyden, cop. von Krammer.

Melchisedeck kommt dem Abraham nach dessen Siege über Kedorlaomer, König von Elymais entgegen, von P. P. Rubens, cop. von Pilizotti.

Ein Papst übergiebt einem Dogen von Venedig das Feldherrnschwert, von Rembrand, cop. von Pilizotti.

Eine heilige Familie von van Dyk, cop. von Pilizotti.

Für alle Freunde ausgezeichneter schöngeistiger Schriften

ist ein Verzeichniß gesammelter Werke von den beliebtesten Dichtern: **van der Velde, A. von Tromlitz, A. Bronikowski, G. Schilling, E. Weisflog** ꝛc. ꝛc., welche wegen der Nachdrücke in Würtemberg zu ungemein billigen Preisen, selbst unter dem der Nachdrücke, bis Ostermesse 1840 verkauft werden sollen, in allen namhaften Buchhandlungen **unentgeltlich** zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 29. — den 10. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

Novelle von Dr. Schiff.

(Fortsetzung.)

Der Abrede mit Manasse gemäß verließ Barbara, jene Magd des Franz Kawka, am folgenden Morgen, Simon an der Hand, bei Zeiten ihre Wohnung, als sie aber die nächste Ecke erreicht und vom Hause nicht gesehen werden konnte, bog sie in eine andere Straße, welche nicht nach dem Collegium Sancti Clementis führte, sondern nach dem Judenviertel zu.

„Wohin gehen wir?" fragte Simon.

Barbara antwortete: „Zu Adelheid! sie möchte Dich gern einmal wiedersehen, es ist noch zeitig, und nach dem Collegium kommen wir noch früh genug."

Adelheid hieß jene lockere Dirne, welche im Laden des Lazarus die vornehme Dame gespielt, und um ihr Amt sich bequemer zu machen, eine Wohnung in der Nähe des Judenviertels genommen hatte. In der That wünschte Simon sie wiederzusehen und folgte seiner Führerin willig durch mehrere Straßen. — Mit einem Male aber blieb er erschrocken stehen und rief: „Da kommt einer meiner Bekannten!" Er wollte fliehen, doch Barbara hielt ihn mit beiden Händen und fragte: „Wo? wo?" — „Der dort mit dem Bündel Leinen unter dem Arm, das ist Manasse, ein starker verwegener Mensch, wenn er mich sieht bin ich verloren."

Barbara hielt ihn nur noch fester. „Du Schelm! Du willst wieder zu den Juden laufen!" sprach sie, „mir aber entkommst Du nicht." Simon wehrte sich aus Leibeskräften und rief, was er konnte, nach Hülfe. Indessen war Manasse näher gekommen, sprang auf den schreienden Knaben los, verhielt ihm den Mund und hob ihn zugleich beim Kopfe empor. Das leinene Bündel ließ er zu Barbara's Füßen fallen, die es schleunig ergriff; und rasch entflohen Beide nach diesem getroffenen Tausch: Barbara mit ihren Betttüchern hier-, Manasse mit dem Knaben dorthin.

Viele Juden waren theils aus Neugier, theils um nöthigenfalls Hülfe zu leisten, in einiger Entfernung gefolgt. Sie umgaben den Manasse, um ihn, sammt dem gefangenen Knaben, den Augen der Christen, die etwa herbeikommen sollten, zu entziehen. Ihre Anzahl war sehr beträchtlich, und in den christlichen Straßen, welche der Haufe tosend und Flüche murmelnd durchwogte, lief alles an die Fenster und vor die Thüren. Indeß konnten sie nicht errathen, was die Juden vorhatten. Manasse verhielt seinem Gefangenen den Mund so gut, daß dem armen Knaben kaum der nöthige Athem blieb, und wie sehr auch die Juden ihn stießen und kniffen, rauften und zausten, die breite Hand des Manasse ließ keinen Schrei, kein Wimmern hindurch.

Der Haufe hatte bald die Judengassen erreicht, hier mehrte sich der Lärm und das Gedränge. Weiber und Kinder, Knechte und Mägde stürzten aus allen Wohnungen, den unglücklichen Simon zu verfluchen und zu peinigen, und hier durfte er schreien und wimmern, so laut er wollte, seine Klagetöne waren denen, die ihn

Digitized by Google

quälten, Wohllaut und Musik, und ihr heulendes Fluchen, ihre singende Verfolgungslust verstärkte oder minderte sich mit seinem Schmerzgeschrei.

Zugleich mit Manasse drang ein ganzer Haufe Männer und Weiber in Lazarus' Haus. Im Nu war der Flur und das untere Zimmer gefüllt, die Hausthür blieb offen und die ganze Straße war voll zorniger, fluchender Gesichter. Das Gedränge und der Lärm mehrten sich mit jedem Augenblicke. —

Lazarus wollte Anfangs die seinem Sohne zugeschworne Züchtigung sogleich vollziehen, aber der Zustand, in welchem man sein Kind ihm brachte, entwaffnete seinen Zorn. Er ließ es geschehen, daß Jochebet weinend ihren blutenden ohnmächtigen Sohn in die Arme schloß und forttrug. Hiermit aber waren die rachsüchtigen Juden nicht zufrieden, sie bestanden darauf, daß die versprochene Züchtigung vollzogen werde, und am lautesten begehrten es die, welche Manasse gefolgt waren, um ihm Beistand zu leisten. Lazarus ließ sich ungern Vorschriften machen, er hieß die Leute gehen und sein Haus räumen. Was vermochte er aber gegen so Viele? Während er mit Einem zankte und schalt, überschrieen ihn drei, vier Andere. Jetzt kam auch Jochebet herzu mit Simon's zerrissenen und blutigen Kleidern.

„Sieh Dir die Kleider an!" rief sie Lazarus zu. „Die feinen, schönen Sabbatkleider, so sehen sie aus, nun denke Dir, wie sie erst den armen Simon zugerichtet haben. Die Züchtigung, nach der sie schreien, haben sie längst vollzogen. Und hätten sie nur das Kind geschlagen, aber die Kleider haben sie zerrissen, und die Kleider gehören den Eltern, welche sie machen lassen und bezahlen. Zehn Goldstücke hast Du gegeben, und man schont nicht einmal die guten Sabbatkleider unseres Sohnes."

Doch die einmal aufgeregte Menge ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, der Eine rief: „Solch gottloser Bastard muß keine schönen Kleider tragen." Ein Anderer sagte: „Ihr habt Euren Knaben Gott und Menschen zum Trotz verzärtelt, darum straft Gott Euch in Eurem Knaben." Ein Dritter fragte: „Warum haben armer Leute Kinder Buße thun müssen, daß Jeder hintrat und sie schlug, und sie dankten für die Wohlthat und den guten Willen, sie zu bessern; und Ihr sendet Euren Sohn nach Fürth, da soll er büßen? Hier hat er die Juden beleidigt, hier ist er abgefallen, und eine Züchtigung muß er haben unsertwillen; denn wir sind eben so gut Juden, als Ihr, Herr Lazarus, wenn wir auch nicht so viel Geld und Geldeswerth besitzen."

Diese Worte sprachen die allgemeine Stimmung aus. „Die Züchtigung! die Züchtigung!" rief es im Zimmer und auf der Gasse, „wir gehen nicht eher vom Flecke."

Mit einem Male aber ward „Platz, Platz vor dem Rabbi!" gerufen. Das Wort „Rabbi" beschwichtigte augenblicklich den Streit, während ein würdiger Greis mit langem Silberbarte, von seinem Diener geführt, sich langsam durch die Menge wand, indem Jeder sein Mögliches that, ihm auszuweichen und Bahn zu machen.

Der Rabbi betrat das Zimmer und wandte sich an Lazarus mit den strengen Worten: „Lazarus, Euer Benehmen ist jetzt der Art, daß ich nicht länger mit Ruhe es ansehen darf."

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der Juden. „Still!" gebot der Rabbi. „Wenn ein Rabbi spricht, muß Stille herrschen." — „Lazarus!" fuhr er fort: „Ihr seid ein Ehrenmann, ein gottesfürchtiger Jude, ein Wohlthäter der Gemeinde, Ihr seid unglücklich, darum kann ich Euch entschuldigen, aber seit kurzem stört Ihr tagtäglich den Frieden der Gemeinde. Ihr habt das Vertrauen eines jungen Gelehrten, der Gast bei Euch war, gemißbraucht, habt dessen Geheimnisse der Gemeinde verrathen, und alle Juden aufrührerisch gemacht; Christen sind hier gescholten worden; Judenknaben, bekehrte Sünder hat man gemißhandelt und zur Wiederholung Ihres Verbrechens gezwungen; Ihr selber habt heute Euren abtrünnigen Knaben am hellen Tage aus christlichen Straßen mit Gewalt entführen lassen. Lauter wahnsinnige Streiche, die, behüte uns Gott, schreckliche Folgen haben können. Wenn nun die Christen zu uns eindringen, den Knaben wieder zu befreien!"

„Weh uns! weh uns!" riefen die erschrockenen Juden.

„Still!" gebot der Rabbi. „Jetzt sagt mir, Lazarus, was bedeutet der Zank und der Auflauf hier?"

„Seht, Rabbi," sagte Lazarus, „diese kostspieligen Kleider meines Sohnes, so sind sie zerrissen worden, und ich gab Manasse zehn Goldstücke, um mir meinen Sohn zu bringen."

Der Rabbi wandte sich zu Manasse: „War es ausbedungen, daß Ihr die Kleider schonen solltet?"

„Nein!" sagte dieser.

„Entwich Euer Sohn nicht am Sabbat?" fuhr der Rabbi zu Lazarus fort.

„Am Sabbat Abend."

Digitized by Google

„So hättet Ihr bedenken müssen, daß Euer Sohn seine Sabbatkleider anhatte. Da es Euch nicht einfiel, kann Manasse nicht darunter leiden, daß Euer Sohn am Sabbat entlief und nicht am Wochentage. Es ist ein Schade, den Ihr, Lazarus, tragen müßt."

Da begann Jochebet: „Verzeiht, Rabbi, daß ich darein rede, aber es ist ja auch mein Sohn. Diese Menschen haben ihn blutig und ohnmächtig geschlagen, jetzt wollen sie meinen Mann aufreizen, daß er den armen halbtodten Knaben noch einmal züchtigt."

„Wer verlangt das?"

„Dieser da!" sagte Lazarus, und deutete auf den Sprecher von vorhin.

„Weshalb begehrst Du das?"

Dieser antwortete: „Er will seinen Sohn nach Fürth schicken, dort soll er Buße thun."

„Es hängt von mir ab, dies zu gestatten oder zu verbieten, und ich heiße es gut."

„Wir sind mit Manasse gegangen, als er den Knaben in christlichen Straßen einfing; denn Herr Lazarus hat uns versprochen, er wolle seinen Sohn in unserer Gegenwart züchtigen."

„Das Kind war blutig und ohnmächtig; Ihr habt die Züchtigung vollzogen, Lazarus ist seines Versprechens ledig."

„Verzeiht mir, Rabbi, eine Frage."

„Frage, was zur Sache gehört!"

„Darf ein Vater solche Verbrechen seinem Sohne verzeihen, weil sie uns empört haben, daß wir unwillkürlich sie züchtigten!"

„Gut gesagt! gut gefragt!" murmelte es durch die Reihen der Juden.

Der Rabbi mußte wieder Stille gebieten, dann sprach er: „Lazarus wird seinen Sohn züchtigen, aber nicht jetzt, nicht in unserer Gegenwart. — Lazarus!" wandte er sich milde zu diesem: „Eine kleine Genugthuung mögt Ihr den Leuten geben. Ihr habt sie aufrührerisch gemacht, Ihr müßt sie beruhigen. Bedenkt, Euer Sohn lief zu den Nazarenern, lebte im Hause eines Nazarenees, aß Unreines, gab sich mit Dirnen ab. Lauter strafwürdige Vergehen. Man thut nichts Unrechtes, wenn man Euch zumuthet, sie mit Vaterhand zu strafen, wie und wann Ihr das für gut findet!"

Das war zu viel für Lazarus, der Rabbi gab ihm Unrecht und zählte die Verbrechen seines Sohnes auf. „Wartet ein Weilchen, Rabbi!" rief er mit wüthenden Mienen, ergriff ein Scheit Holz, das im Zimmer lag, und sprang die Treppe hinauf. Jochebet rief: „Haltet ihn, haltet ihn zurück!" Sie hatte die Thür des Zimmers, wo Simon unter Löbel's Aufsicht sich befand, vorsorglich verschlossen. Als sie aber hörte, wie Lazarus mit einem einzigen Fußtritt die Thür sprengte, sank sie in Ohnmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Gesellschaftliches Thun und Treiben.]

Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß Correspondenzartikel aus Cassel in auswärtigen Blättern so selten zu finden sind. In dem Mangel an Stoff kann der Grund hiervon wohl nicht liegen; haben wir nicht einen Hof, eine Garnison, ein Hoftheater, eine Ständeversammlung, ein ganzes Heer von Klubs, Casinos, Vereinigungen? Aber leider ist es wahr, daß Cassel dessen ungeachtet, und trotz seiner geographisch günstigen Lage und seiner herrlichen Umgebung nie einen bedeutenden Platz in Deutschland einnehmen wird, denn es fehlt ihm, wie Dingelstedt in seinen Bildern aus Cassel sehr treffend bemerkt, die Regsamkeit, und dann, was ich noch hinzusetzen möchte: — das Geld.

Unsere socialen Verhältnisse sind im eigentlichen Sinne des Wortes trostlos. Die geschlossenen Gesellschaften, diese Pest alles öffentlichen Lebens, haben sich hier so angehäuft, wie in keiner andern Stadt Deutschlands. Wenn man denn auch einmal bei besondern Gelegenheiten auf den Felsenkellern, oder auf Wilhelmshöhe, eine Anzahl von Cassels Bewohnern aus allen Ständen vereint findet, so ist dies kein fröhliches harmloses Zusammensein, wie es uns in andern Städten freundlich entgegenwinkt, es ist ein gezwungenes drückender Zustand, nirgends eine Annäherung, überall langweilige Gesichter; mit einem Worte: das Philisterthum wie es leibt und lebt. — Unter den einzelnen geschlossenen Gesellschaften treten besonders das Lese-Museum, das Militair-Casino, der Abendverein, das Civil-Casino, die Euterpe und die Erholung hervor. Sodann gehört hierher ein bis Dato noch ungetaufter Klub, in welchem die schöngeistigen Referendare dominiren und ein Liebhabertheater unterhalten. Wie sehr aber dabei Aesthetik und Kunstsinn vorherrscht, mag der Umstand beweisen, daß man es in denselben schon bis zur Aufführung des classischen „Festes der Handwerker" gebracht hat. — In den übrigen Gesellschaften hat man sich noch nicht zu dieser geistigen Höhe emporgeschwungen, man begnügt sich da mit einigen Zeitungen, Billard, Karten, und gibt bisweilen ein Damenkränzchen, wobei es den geladenen Sängern und Schauspielern zur Pflicht gemacht ist, die strumpfstrickende Damenwelt durch Gesang und Declamation zu amüsiren. —

Literarische Notabilitäten haben wir seit Dr. Venemann's Abreise nicht aufzuweisen. — Hätten wir nur ein Organ der Oeffentlichkeit in Gestalt eines Unterhaltungsblattes, ich bin überzeugt, es würden junge Literaten wie

Digitized by Google

Pilze aus der Erde wachsen. Aber die Cassel'sche Allgem. Zeitung ist rein politischer Tendenz; und seit dem Tode des „Beobachters" ist der letzte Schimmer von Hoffnung verschwunden; ich bin gewiß, daß Ihnen von der Existenz dieses Blattes nicht das Mindeste bekannt war, und daß Sie dasselbe erst durch meine Grabrede kennen lernen. O, es war ein edler, kräftiger Jüngling, dieser Beobachter, in Räthsein, Charaden und Theaterkritiken behauptete er eine außerordentliche Freimüthigkeit, aber was ich ihm nie habe verzeihen können, war, daß er kurz vor seinem sanftseligen Ende den Versuch machte, witzig werden zu wollen; ich bin überzeugt, daß ihm dies eben den Todesstoß gab.

Die Kunst wird hier auf mannichfache Weise gepflegt. Im Gebiete der Malerei haben wir zwei Vereine, von denen der eine den Zweck hat, nur inländische Künstler zu bilden. Zu unsern Mitbürgern zählen wir die Gebrüder Müller, von denen der ältere die Historie, der jüngere die Landschaft bearbeitet. Der Erstere ist ein vielseitig gebildeter Künstler, doch würde ich mit größerem Vergnügen Vorträge über die Geschichte der bildenden Kunst von ihm anhören, während mich seine Bilder kalt lassen. Der jüngere Müller steht hierin weit über seinem Bruder. Ein langjähriges eifriges Studium der Natur in dem herrlichen Italien, verbunden mit genialer Auffassung, räumen ihm unter den jetzigen Landschaftsmalern eine sehr ehrenvolle Stellung ein. — Das jüngste Werk unsers tüchtigen Henschel, das kolossale Standbild des heil. Bonifacius, wird nun bald in Fulda aufgestellt werden, nachdem die Differenzen über den Preis endlich zu Ehren der Kunst beseitigt worden sind.

Die Musik anlangend fehlt es nicht an Vocal- und Instrumentalvereinen, Liedertafeln u. dergl. Die Mittel, die der Dilettantismus in dieser Beziehung aufzuweisen hat, sind unendlich schwach, und es ist daher mit allen den Vereinen, wo man zusammenkommt, um „Musik zu machen", für die Kunst wenig gethan. Der Cäcilienverein und die Singakademie führen alljährlich am Charfreitage unter Spohr's Leitung und unter Mitwirkung der Hofcapelle ein Oratorium auf. Für dies Jahr soll ein neues Tonwerk Spohr's, wozu er den Text aus England mitbrachte, und woran der thätige Meister noch arbeitet, executirt werden. Die Winter-Abonnementsconcerte, welche die Mitglieder der Capelle im Opernhause zum Besten ihres Unterstützungsfonds veranstalten, sind nicht in dem Maße besucht, wie man es von einem kunstsinnigen Publicum erwarten könnte. Wenn nicht einmal Spohr selbst die Geige zur Hand nimmt, so bleiben die meisten Plätze leer.

Das Hoftheater befindet sich gegenwärtig unter der alleinigen Leitung des Hofrath Feige. Spohr und Hofrath Vogel, die bisherigen Mitdirectoren, sind seit dem ersten Jänner als solche ihrer Thätigkeit enthoben worden. Mag was immer für eine Ursache diese Maßregel veranlaßt haben, so glaube ich, daß sie namentlich für unser Opernrepertoir, das sich ohnedies in keinem sehr erfreulichen Zustande befindet, nicht von den heilsamsten Folgen sein dürfte. Bellini, Donizetti, Adam und Consorten sind an der Tagesordnung. Von Gluck ist keine Rede; Mozart, Beethoven und Spohr dürfen sich alljährlich ein, höchstens zweimal blicken lassen, und mit den neuern Tondichtungen von Kreuzer, Lindpaintner, Lachner, Lorzing u. s. w. sind wir noch gar nicht bekannt gemacht worden. Eben würde ich auch die erwähnungswerthen Mitglieder des Hoftheaters in Beziehung auf ihre Talente und Leistungen die Revue passiren lassen, — doch will ich mich hüten, gewissen Leuten, die davon leben, deren Künstlerberuf zu bewachen und auszuposaunen, irgend einen Stoff zur Polemik zu geben, denn bei dem leisesten Tadel, den ich aussprächе, würde sich die Stimme der Gewaltigen erheben, sich der geliebkosteten und verwöhnten Schooßkinder annehmen, und mit der liebenswürdigsten Derbheit in tiefschleichendem Undeutsch beweisen, daß ich keines gesunden Urtheils fähig bin. K.

Notizen.

[Theater-Honorare.]

Die Lewald'sche Europa gibt folgende Sätze an. Das Burgtheater in Wien zahle 500 Fl. C. M. für ein Drama, das den Abend füllt, die königl. Bühne in Berlin gewöhnlich 100 Thlr. Gold, Hamburg 10 bis 20 Fr.d'or, München 10 Fr. d'or, Stuttgart nur 4 Fr.d'or. — Wir fügen nach unserm Wissen Folgendes hinzu. Hr. Raupach erhält von der berliner Bühne 50 Thlr. für den Act, mithin für ein fünfactiges Stück 250 Thlr., das Vorspiel nicht gerechnet, das sich dieser Dichter als Douceur selten entgehen läßt. Dagegen ist Hr. Raupach bei der Offerte seiner Stücke an andere Bühnen sehr genügsam. Er verlangt, falls wir recht berichtet sind, von der leipziger und hamburger Bühne 5 Thlr. für den Act. Mehr als 1 Fr.d'or pro Act zahlen die frankfurter, hamburger und leipziger Bühnen in der Regel nicht. Hr. Halm verlangte für die ganze Gelfeldis 30 Thlr. und man sah sich ungenöthigt, mehr zu zahlen. Hr. Töpfer ist ebenfalls sehr wohlfeil; Hr. Cosmar schamlos bescheiden. Wenn Schriftsteller wie diese, deren Producte gesucht sind, den Preis so herabdrücken ließen, so steht kaum zu hoffen, daß die eigentliche Literatur, falls sie auf den deutschen Bühnen wieder Fuß zu fassen im Stande ist, vor der Hand ein besseres Verhältniß erzwingen werde.

[Eisenbahnen.]

Von wahrhaft nationaler, umfassender Wichtigkeit sind die von Berlin nach Breslau und von Halle nach Cassel projectirten, zweifelsohne zur Ausführung kommenden Eisenbahnen. Jene wird den Norden und Süden, diese den Osten und Westen Deutschlands verbinden. Weder auswärtige Feinde, noch einheimische Fürsten und Regierungen haben uns zur nationalen Einheit bringen können, die Politik zerstückelte uns auswärts, die Religion nach innen zu; was nun weder Fürsten, noch Politik, noch Religion vermochten, das vermag nun das Interesse der industriellen Lebensmächte. Dies ist der Stand der Zeit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags. **30.** den 11. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Simon Abeles.

(Fortsetzung.)

Löbel war inzwischen bemüht gewesen, dem gemißhandelten angstvollen Knaben Trost und Beruhigung einzuflößen. Er erzählte ihm, daß er mit ihm nach Fürth zu seinem Oheim reisen und doet bleiben würden, bis zu Prag alles vergessen sei.

„Ach," seufzte Simon, „ich habe zu sehr gesündigt, das kann mir nicht vergessen werden."

„Die Zeit vermag viel, die Abwechselung unterwegs, das Leben unter fremden guten Menschen wird Dich auf andere Gedanken bringen."

„Weh mir," seufzte Simon, „ich habe gesündigt gegen alle jüdischen Gebote. Man hätte mich unter den Nazarenern lassen sollen. Die Juden haben kein Glück mehr. Ihr Tempel ist zerstört, sie werden unterjocht, gemißhandelt, und Gott hat seine Drohung erfüllt und ein zaghaftes Herz ihnen gegeben."

„Pfui! feiger Knabe!" rief Löbel und wich mit Abscheu von seinem Lager. „Du glaubst nicht an Gott, Du glaubst an Glück. Im Glück hast Du an Gott nicht gedacht, daeum macht das Unglück Dein Herz zaghaft."

In diesem Augenblicke sprang Lazarus die Treppe hinauf und trat die Thür ein.

„Bastard!" kuirschte er, „Bastaed, warum wolltest Du Christ werden?"

„Lieber Vater, ich will Alles gestehen!" schrie Simon, „schlage mich nur nicht."

„Bastaed! vermaledeiter! gestehe, warum Du Christ werden wolltest."

„Weil Heer Doctor Münzer, der Rector des Collegiums, mir gesagt: Jesus Christus, der Gekreuzigte, sei Gottes Sohn und unser Messias."

Diese in Todesangst gesprochenen Worte brachten Lazarus vollends außer sich. Er schlug mit dem Scheit Holz auf Simon los und rief: „Das ist für Jesus!"

Simon schrie: „Ich bin und bleibe ein Jude. Gelobt sei der König der Welten, der Gott meiner Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Hör' Israel, Dein Gott ist das einzige, ewige Wesen."

Löbel war dem Lazarus in den Arm gefallen. „Hört Ihr's!" rief er. „Euer Sohn ist Jude." Doch Lazarus schleudeete den schwachen Löbel an die Wand und fuhr fort: „Und das ist für Christus, das für den Gekreuzigten, das für Gottes Sohn, das für den Messias."

Hier stutzte er, denn Simon schele nicht mehr und blutete heftig. Er sah sich um: da stand Jochebet bleich und zitternd wie ein Gespenst, sie hatte sich von der Ohnmacht erholt, war hinaufgeeilt: zu spät! — Sie fletschte ihre Zähne, spreizte die Finger und stöhnte: „Mörder! Mörder!" — Auf der andern Seite lag Löbel am Boden und hatte mit beiden Händen sein Antitz verhüllt. So stand Lazarus zwischen einem guten und einem bösen Geiste, jener lag trostlos am Boden, das weinende Antlitz abgewendet. Jochebet stand auf-

Digitized by Google

echt und deutete auf ihn und nannte ihn grimmig und zähnefletschend: „Mörder!"

Immer mehr füllte sich das Zimmer mit Menschen, auch der Rabbi kam herbei.

Lazarus erkannte ihn: „Rabbi!" hub er an: „was beginne ich. Ich habe meinen Sohn erschlagen! Kain hat nur seinen Bruder, ich aber meinen Sohn erschlagen. Ach, meines Sohnes Opfer stieg nicht gottgefällig gerade gen Himmel, wie Abel's Opfer. Mein Sohn war ein Abtrünniger, ich beneidete ihn nicht und erschlug ihn dennoch. — O, Absalon, mein Sohn! mein Sohn! ruft David. Rabbi! (lachte er verzweiflungsvoll auf) lehrt mich, was soll ich rufen, da ich selbst der Mörder bin. Lehrt mich, Rabbi, was soll ich meiner Jochebet sagen, weil ich ihren Sohn, ihren Liebling, ihren Augapfel erschlug!" Hiermit zerriß er seine Kleider von oben bis unten, lachte noch einmal laut auf und schrie: „Es sind keine Sabbatkleider, es sind nur Wochenkleider!" —

Da erhob sich der Rabbi in seiner Würde und sprach: „Verflucht sei dieses Haus, und es sei unrein. Denn ein böser Geist herrscht darin, und da steht er." — Er deutete mit dem Finger auf Lazarus. „Aus den wohlgemeinten Worten eines Rabbi habt Ihr einen Kindesmord gemacht. Ich habe gesagt, Ihr sollt väterlich züchtigen. Ihr habt gezüchtigt wie ein Henker, und der Henker muß Euch züchtigen. Ihr seid ein Sohn des schwarzen Unglücks, und schwarz macht sich, wer Euch anrührt. Ich weiche aus diesem Hause, denn es soll unrein sein! Und unrein sei, wer nach fünf Minuten noch hier ist, außer denjenigen, so darin wohnen."

„Halt!" rief Lazarus. „Der erste, der aus diesem Hause weicht, bin ich selbst!" Er schritt vor dem Rabbi zur Thüre hinaus die Treppe hinunter, die Menge wich scheu zur Seite und ließ den bleichen gewaltigen Mann hindurch. —

Lazarus begab sich geradewegs aufs Rathhaus in die Gerichtsstube. Der damalige Concipist der königlichen Statthalterei hieß Constantin Frenkin. Lazarus fand ihn allein und redete ihn an:

„Herr Constantin! Ihr kennt mich. Ich bin der hiesige Schutz- und Kammerjude, Lazarus Abeles. Ich komme, mich als Mörder anzugeben und verhaftet zu werden. Schreibt das!"

Dem Concipisten ward bange vor den wilden Blicken und dem excentrischen Wesen des Lazarus. Er langte nach der Klingel, um die Gerichtsdiener herbeizurufen.

Aber Lazarus kam ihm zuvor und bemächtigte sich der Klingel.

„Hört Ihr nicht!" rief er. „Ihr sollt schreiben, was ich Euch sage. Ich bin Mörder, ich habe meinen Sohn gemordet, mein Blut und Fleisch, mein einzig Kind, denn Eure Priester haben Buhlerinnen ausgeschickt, ihn zur Unzucht zu reizen und zum Christen zu bekehren. Hörst Du? Christ! Schreiben sollst Du, — mach' mich nicht rasend! Ich bin Mörder! — Ich erschlug mein Kind, das Deinen Gott anrief! Und ich sage Dir: mich dürstet nach Christenblut!"

Zitternd ergriff Constantin Frenkin die Feder und schrieb: „Actum Prag 1693. Unvorgeladen ist erschienen Lazarus Abeles, hiesiger Schutz- und Kammerjude, mit der Anzeige, daß er der Mörder seines Sohnes sei, den eine Buhlerin zum Christenthum bekehren wollte. Auf diese Selbstanzeige ist er sofort verhaftet worden."

Abeles riß ihm das Papier weg und rief: „Das ist nicht genug, ich habe mehr gesagt: Auf Anstiften Eurer Priester ward mein Sohn verführt und die vierzig Judenknaben." Constantin Frenkin fügte dies hinzu, hierauf entriß ihm Lazarus die Feder und unterzeichnete. Dann hob er das Papier gen Himmel. „Hier, allmächtiger Gott!" sprach er, „überliefere ich mich Deiner Rache für das vergossene Blut meines Kindes. Strafe mich, aber wenn Du der jüdische Gott bist, räche mich und mein Kind und die jüdischen Väter und ihre Kinder. — Jetzt, Herr Frenkin, klingelt in Gottes Namen, ich bin fertig!"

Und der hohe kräftige Mann sank wie in sich selbst zusammen und weinte bitterlich. Constantin Frenkin athmete hoch auf, als die Gerichtsdiener eintraten und sich des Lazarus versicherten, der sanft wie ein Kind mit sich machen ließ, was man wollte.

Sofort wurden aber auch Jochebet und Löbel Kurzhändler, Manasse und Hanna, eine Dienstmagd, verhaftet, die man alle in dem Hause des Lazarus, im Zimmer, wo der Mord geschehen war, antraf. Seit Lazarus es verlassen, war kaum eine Viertelstunde vergangen. —

Nur wenig ist noch zu erzählen übrig, und dieses Wenige befindet sich in einer kleinen Schrift: Processus inquisitorius, welcher in der königl. Residenzstadt Prag

von dem hochlöbl. königl. Apellationstribunal, als einem im Erbkönigreich Böheim, Erbherzogthum Schlesien und Erbmarkgrafthum Mähren ausgesetzten königlichen Obergericht im Jahre 1694 wider beide Juden, Lazar Abeles und Löbel Kurzhändler, wegen des ex odio christianae fidei, von ihnen ermordeten zwölfjährigen jüdischen Knaben Simon Abeles, als leiblichen Sohnes des ersteren vollführet, und zu mehrerer Erhebung des christlichen Glaubens auch zur furchtbaren Auferbauung jedesmanniglichen, sammt den dienenden Hauptinquisitionsacten und anderweitig darin unterlossenen sehr wundersellsamen Begebenheiten in offenen Druck gestellet worden. Prag, bei Balthasar Joachim Endler, nürnbergischem Buchhändler, 1696.

In dieser Schrift ist umständlich das große und feierliche Leichenbegängniß des gemordeten Simon Abeles beschrieben.

Am Tage vor dem Begräbniß hatte Pater Johann Eiler, nebst zwei andern Priestern der Gesellschaft Jesu, den Leichnam des Knaben säuberlich gewaschen und nach der St. Laurentii-Capelle des Rathhauses gebracht. Dort wurde er in einem eichenen, mit rothem Sammet kostbar ausgelegten Sarg zur Schau ausgestellt. Der Zulauf des Volkes war überaus groß, aber auch Standespersonen beiderlei Geschlechts drängten sich herzu und brachten bunte Kränze und goldene Ringe, den Leichnam damit auszuschmücken. Frau Silvia Katharina, Gräfin Schlikin, verehrte, mit Genehmigung des Erzbischofs von Prag, Herrn Johann Friedrich Grafen zu Waldstein, ein weißes Unter- und ein rothes Oberkleid, beide reich mit Gold verziert, desgleichen Steümpfe und Schuhe und einen prächtigen Todtenkranz. Sie ließ sich nicht nehmen, in eigener Person den Leichnam damit zu zieren und aufzuschmücken. — Allgemein wunderte man sich, daß der Leichnam nach vierzehn Tagen, wo er im Keller des Rathhauses gelegen, sich so frisch erhalten hatte und so welch und gelenkig war; nur auf dem Angesichte waren noch Spuren der grausamen Schläge, und aus den zerschmetterten Schläfen quoll frisches rothes Blut, in welches die anwesenden hohen Personen ihr Schnupftuch tauchten. Auch ein protestantischer Wundarzt tauchte sein Schnupftuch darein, vielleicht um die chemischen Bestandtheile des Blutes zu untersuchen, das in einer Leiche vierzehn Tage lang flüssig und roth blieb, ohne zu gerinnen.

Folgenden Tages um 8 Uhr verfügte sich eine Commission, bestehend aus zwei Consistorialräthen, zwei Criminalräthen und dem Kanzler nach der Kapelle, die sich bereits mit Menschen gefüllt hatte, unter denen man abermals viele Standespersonen bemerkte. Auch der erzbischöfliche Offizial nebst zwei Assistenten im vollen Ornat, und viele hohe und niedere geistliche Personen langten an. Der Offizial hielt eine Rede, und schilderte mit den wahrhaftesten Farben die Sehnsucht des Simon Abeles nach dem Christenthum, und weil er noch nicht getauft war, sagte der Offizial, er sei mit Blut getauft, er sei ein kleiner Märtyrer, und daher geschähen Wunder an der Leiche. Die Zuhörer waren höchlichst erbaut, und weil, als man den Sargdeckel schließen wollte, ein Band fehlte, gaben die edelsten Damen ihren Bänderschmuck von Kopf und Kleidern und die Cavaliere ihre Degenbänder her. Hierauf wurde der Sarg besprengt, geräuchert und auf die Bahre gelegt. Sechzehn vornehme Jünglinge hoben ihn auf die Schultern, und trugen ihn zur Domkirche, wo er beigesetzt werden sollte. Der Zug dahin begab sich in folgender Ordnung: Die Aeltesten aus dem Sechsmänneramte zu Prag eröffneten ihn, nebst dem Stadtrichter und den Untergerichtspersonen. Es folgten zwölf rothe Fähnlein, sodann sämmtliche neugetaufte Judenknaben mit taffetenen Binden um den Leib geschmückt. Die Knaben aller christlichen Stadtschulen. Die kleine Congregation der Jesuitenzöglinge mit ihrem Congregationsfähnlein und Umbrellen, sie trugen brennende Kerzen. Ein Chor Musikanten, welche auf Blechinstrumenten Laudate pueri dominum bliesen. Sechzehn Paar Clerici in weißen Chorröcken, und sämmtliche Pfarrherren in rothen Mänteln. Der Domdechant mit dem Vesperkreuz und seinen Assistenten. Hierauf der Sarg von sechzehn Jünglingen getragen, dann sämmtliche hohe und niedere Standespersonen. — Im Dom befand sich der kaiserl. königl. Statthalter und viel andere hohe Personen. Der Weihbischof hielt das Hochamt, dann weihte er noch einmal den Sarg, der sodann in ein steinernes Begräbniß gelegt und vermauert wurde. (D. B. f.)

A. Weill's letzter Reisebrief.

Aus Frankfurt a. M.

Warum, als wir in dem lebensfrohen menschenfreundlichen Leipzig unter hin- und herschillernden Schatten der Zeitensphinx die letzte Flasche Champagner leerten, saget Ihr mir nicht, daß ich in Frankfurt am Schabbes ankommen werde, wahrhaftig, ich wäre nicht abgereist! Niemals nahm ein unterdrücktes Volk eine schrecklichere Rache an seinen

Unterdrückern, als diese frankfurter Juden. Sie haben ganz Frankfurt zum Juden gemacht! Warum mußte ich gleich jenen Mann sehen, an dessen Hand der Schweiß so vieler Völker und der Schmutz so vieler Großen klebt? Beim Zeus, dem Manne würde ich meine Hand nicht reichen! Warum gleich jene Gestalten, die, weil ihre Haare die Farbe der Esel annehmen, sich weise dünken und kaufmännisch spötteln, wenn die Jüngern sich die Herzader für das Wohl der Völker öffnen möchten, jene Menschen, die des Nächsten Werth nach seinem Beutel abrechnen, warum mußte ich sie wiedersehen jene Manner, deren Antlitz nur Freude strahlt, wenn es sich in Gold und Perlen spiegelt! — Die Perle ist ja nur eine kranke Auster, die Repräsentantin der Dummheit. — Warum mußte ich jene unglückliche jüdische, mit Bildung und Putz beladene weibliche Jugend sehen, die eben diese Bildung der Langenweile, und ihren Kunstsinn dem Müßiggange verdankt, warum mußte ich diese poetischen Geschöpfe sehen, zu denen der Vater sagt: Meine Tochter, ziehe Dich heute an, Du wirst Braut heute, ich weiß zwar noch nicht, ob mit Wittwer W. in Darmstadt, dem Herrn X. in Hannover, oder dem reichen Itzig in Hamburg, aber zieh' Dich nur an, Du wirst Braut heute! — Abgeschmacktes Krämervolk, das diesen Artikel liest und fragt: Was trägt er ihm ein? — Warum —, o der Warums wäre kein Ende! Mich stach diese Stadt wie ein Skorpion. Für den Stich des Skorpion gibt es aber kein anderes Mittel, als ihn tödten und ihn auf die Wunde legen. Ich werde nie genesen.

Und dennoch gibt es hier sehr Vieles, das nicht zu tadeln wäre, und doch gibt es hier Kaufleute, die Sinn für Großes und für das neue Jahrhundert haben, Doctoren, die keine Pedanten sind, Juden, die das Geld nicht achten und in den Vorderreihen der Zeit kämpfen, Maskenbälle, wo man sich nicht langweilt, und hundert schöne, nützliche Dinge, die Blätter für Geist, Gemüth und Publicität und das Conversationsblatt nicht einmal zu rechnen, — aber alles dies glänzt nur wie Atome in der Sonne. Das Gold ist die Sonne; sobald es verschwindet, wird sogar der Staub unsichtbar. —

Das Materielle und das Intellectuelle sind die zwei Eimer in dem großen Zugbrunnen des Lebens; sowie der eine steigt, sinkt der andere. In Deutschland aber begreift man noch nicht, was intellectuelles Volksleben ist, weil es kein Volk gibt. Die Deutschen glauben, sie seien intellectuell, wenn sie nur zu Hause gelehrt sind. So auch hält sich der Kaufmann für gebildet, wenn er französisch und englisch correspondiren und sprechen kann, was bei ihm dasselbe ist, als lernte ein Schreiner das Forstwesen, um die verschiedenen Holzarten besser zu verstehen und um eher zu betrügen, als betrogen zu werden. Ihre Bildung ist kein Zweck, sondern Mittel, reicher zu werden, und ach, man sieht das der Stadt an allen Ecken an. Da glitzert und klimpert Alles, da ist Alles gebildet, stolz, steif, sie nennen das lächerlicherweise Charakter haben, — während alles Interesse der wahren Bildung unter ihre Füße getreten wird, während die Gesetzgebung nach dem Mittelalter riecht, während Gleichheit vor dem Gesetz zur Ironie wird! Sie machen sich Droschken, Eisenbahnen, Maskenbälle, alles um desselben Lebenszwecks halber, während von der wahren Literatur des Tages und der Zeit politisch und artistisch hier die schlechteste in Deutschland vegetirt. Die mäßige Stadt Frankfurt zählt jetzt fünf literarische Zeitschriften, Theaterblättee, Didaskalia, Conversationsblatt, Theatergeschäftsjournal, Fiaker, Glocke, die alle vom Nachdeuck leben. Der Fiaker und das Theaterjournal entstanden erst, können also noch nicht Viel nachgedruckt haben. Dies beweist schon, wie man hier von der Literatur denkt. Auf einem gesunden Rosse können höchstens Zwei reiten, aber auf ein todtes können sich Vier bis Fünf lagern, und in der Hungersnoth ißt man auch Pferdefleisch.

Ich könnte Ihnen noch Vieles der Art berichten, besonders über das Theater; mir soll aber eher die Hand abdorren, eh' ich Ihnen je wieder von Deutschlands Theaterverhältnissen spreche. Taucht ein großer Künstler auf, so gibt es ja Recensenten genug, um dreißig Jahre lang jede Nacht jedes seiner Worte in Gold einzufassen. Was gehen mich die großen Sängerinnen und die großen Spielereien an! Die deutsche Jugend verlangt andere Speise, Wahrheit will sie. Zwar mögen sie Viele nicht, aber was kümmert uns das! Pythagoras opferte einst der Wahrheit hundert Ochsen, seitdem sind alle Ochsen aufgebracht gegen die Wahrheit.

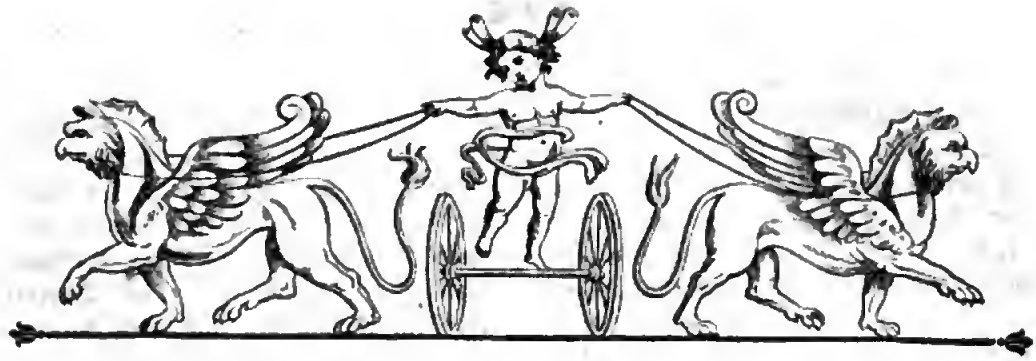
Notiz.

[Franck's dramatisches Taschenbuch.]

Der vierte Jahrgang des Franck'schen Taschenbuchs (Leipzig, Brockhaus) ist mit Castelli's Bildniß und einer Posse von demselben im österreichischen Dialekt eröffnet, die sich literarisch und als Lectüre nicht füglich genießen läßt. Der münchner Weichselbaumer, der auch das Schicksal gehabt hat, mit seinen früheren Dramen weder zur Literatur noch zur Bühne zu gehören, steuerte zum Taschenbuch ein zweiactiges Lustspiel: „Liebesbotschaften" bei. Das ritterliche Lustspiel in drei Aufzügen von J. B. v. Zahlhas: „Das Gespenst auf der Brautschau" scheint mit der angegebenen Bezeichnung der Ritterlichkeit eine neue Lustspielkategorie in Antrag zu stellen. Möchte die neue Kategorie nur auf den Bretern Fuß fassen, in der Literatur läßt sich leicht eine neue Rubrik anlegen, nach der aber erst spätere Literarhistoriker Nachfrage halten. Auch der „Heckethaler", Schwank in zwei Acten von N. v. Lagusius, sammt dem „Bräutigam von Haiti", Lustspiel in fünf Acten von Dr. Franck, wünschen wir nicht als Lectüre, sondern auf den Bretern zu genießen. Dr. Franck hat sein Lustspiel in Alexandrinern geschrieben. Das Papier ist geduldig, duldet also noch Alexandriner so gut als vor einem halben Jahrhundert; ob aber dieser rococcoschleppige Vers noch in der Bude des Apoll von heute auszuhalten, that is the question, eine Frage, die sich eben auch nur in der Praxis, und nicht in der Theorie, d. h. Schwarz auf schönem Druckpapier, erledigen läßt. — Die drei scenischen Kupfer sind wienerischen Ursprungs. Man ist in der Kupferstecherei in Wien sehr zurück.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 31. — den 13. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe aus der Schweiz.

(Vom Verf. der Briefe über Schwaben und Franken.)

I.

Aus Basel.

Ich wandere hinein in das privilegirte Land der Berge und der Freiheit. — „Aber wohin, Du altes Mütterchen? Ei sieh doch, was will das abgegriffene Büchlein unter Deinem Arm! Nicht wahr, gute Alte, so ein kleines altes Hexenbuch? Aber nimm Dich in Acht, wenige Stunden von hier hat man uns das Thal gezeigt, in welchem die Freiburger einst ihre Hexen verbrannt haben!“ —

„Ei doch, mein lieber Herr, behüte Gott — mein Gebetbuch ist's, freilich schon alt, aber gar schön und lieb, hat mich schon gar oft auf diesem Wege begleitet und getröstet.“ — Sie ging nach Kloster Einsiedel in der Schweiz. Tief unten aus dem Elsaß her hat sie den achtzig Stunden langen Weg bis jetzt nicht öfter als 35 mal in ihrem Leben gemacht. —

„Aber hast Du denn so gar viel Sünden auf Dir liegen, daß Du so oft wallfahrten gehst?“ — „Bewahre Gott, die gehören alle andern Leuten, ich büße sie um ein Gotteslohn für sie ab.“

„Thut sich denn das?“ — „Ei, warum denn nicht, freilich kann man's, der Herr Pater sagt's immer und auch unser Herr Pfarrer. Ich bete ihre Paternoster und lasse so viele Messen für sie lesen, als sie mir Geld und Auftrag geben. Stück für Stück kostet einen Batzen. Und ja, mein guter Herr, das will ich glauben, es ist einem ganz wohl, und es ist eine Freude, wenn's wieder heim geht und die Sünden weg sind, dann schmeckt erst der Wein noch gut, und wenn ich heim komme, so ist im ganzen Dorfe große Freude. Will auch für Sie beten; ein halb Dutzend Messen dazu, nicht wahr, mein Schatz, thut sechs Batzele —“

Adieu, Adieu! Hab' ich doch mein Lebtag nichts Schöneres gehört und gesehen. Und ich lobe mir die Sache. Wie ökonomisch auch! Die Alte, zur Arbeit nicht mehr tauglich, geht wallfahrten für das halbe Dorf, dies kann getrost fort arbeiten und sündigen, den armen Patern kommen die Batzen nicht ungelegen, und der Pfarrer weiß sich mit beiden Parteien abzufinden. Unterwegs wird doch auch Manches in Umsatz gebracht, und vor Allem die junge Waare, welche es schon einzurichten weiß, daß man sie von Hause verdachtlos mit der Alten hübsch gemeinsam zum Ort der Gnade und der Liebe wallen läßt. — Sieh, auch dort oben liegt eine Caravane von Wallern um die Ecke des Waldes. Unablässig rollen die Kugeln des Rosenkranzes, mit einander abwechselnd und satzweise einfallend recitiren sie ihre frommen Formeln, blicken aber darum nichts weniger als scheu nach den Dingen dieser Welt, welche die Straße mit sich führt. — Auch sie sind „religiös“ — auch sie üben Gottesdienst!....

Da ist der Rhein. Ich wasche in seinen grünen Fluthen meine Hände rein von aller ketzerischen Schuld und trete ein in die alte fromme Stadt. Sie ist doch

nicht so finster, wie ich sie mir gedacht, und die Lage am lustigen Rhein, im Angesichte des Schwarzwaldes, des Jura und der Vogesen macht der Schweiz keine Unehre. Ziemlich uneben, aber sauber, nüchtern, solid gebaut, macht die Stadt, wenn auch nicht entschieden freundlich, so doch auch keinen ungünstigen Eindruck. Nur Klein-Basel — auf dem rechtrn Ufer des Rheins — stellt nichts vor.

In den enggeschlossenen Straßen reiht sich ein festgeschlossenes Haus burgartig an das andere; fast ein jedes hat seinen eigenen Namen, und im Anfang meint der Fremde wohl in einer Stadt voller Wirthe sich umzutreiben, wrnn er über jeder Thüee fast Inschriften liest, wie: „Zum Himmelreich", „zum Grünwald" u. s. w. Auch sonst findet sich das in der Schweiz, wenn auch vielleicht nicht so häufig.

Das ist der Stempel der Freiheit, den jeder Hauswirth der wohlumfriedigtrn Stätte srines Wohnens und Treibens aufdrückt. Ist es doch immer Grundzug eines freien Bürgerlebens, daß die freie Persönlichkeit in sich geschlossen ihr unantastbares Fürsichsein bewahre: in die Umfriedigung des Hausrs und der Familiie hat krin fremder Fuß zu treten, der unbefugten Neugier wird die Thür vor der Nase zugeschlagrn. Aber sobald dafür der Mann auch über die Schwelle getretrn, hat er sein individuelles Ich und Recht und Interesse hinter sich — vor ihm ist das große öffrntliche Interesse der Stadt- und Volksgemeindr — hier lebt und gehört Alles unbedingt Allen — der offrne Markt, der helle Tag schaut Jedem ins offene Angesicht. Das ist uns Königischen eine befremdliche Erscheinung, wie hier das Bewußtsein des Bürgers sich mit der Kraft und mit dem Stolze der Allgemeinheit erfüllt, und Einrr neben dem Andrrn tritt mit gleicher Berechtigung zu dem Größten und Höchsten, sobald er nur sonst befähigt ist, ein Ester untrr Gleichen zu sein. Jeder freie Bürger ist rin geborner Regent. Er darf nicht blos, er soll und muß zum Ganzen wie seine Opfer so seine Ansprüche beizubringen. Aber wie in aller Welt: je mehr Herren, desto mrhr Knechte.

So fehlt in der ganzen Schweiz zwischrn Aristokratie und Gesindel die lebendige Mittr, das solide Gleichgewicht des Mittelstandes, des kernhaften Volkes. Was die Herren zu ihrem Lehensträger machen, was sie in ihre Pachtgüter und Fabrikhöfe aufnehmen, ist der Herren Knecht, und ihnen dienstbar zu ihrrm Zweck. Dieser Plebs ist der Spielball, den die Herren sich in ihren Sesselkriegen gegrnseitig weg- und zuwerfen — wer ihn am gewandtesten und schnellsten zu fassen weiß, bei dem steht Macht und Sieg. Kein Wunder darum, daß die Gegensätze hier so schroff und schlagfertig hervortreten, und daß, seitdem man einmal das Umstürzen spielen lernte, das Spiel sich stets von neuem wiederholt. In den festen Städten natürlich herrscht die Aristokratie mit ihren Schätzen und mit ihrer Bildung, draußen auf dem offenen Lande waltet die Unterdrückung und die Rohheit, die nur des zündenden Blitzes aus einer städtischen Unzufriedenheit erwartet, um die Axt an die Wurzel des staatlichen Bestehens zu legen. Ganz nothwendig muß hier der Gegenpart bis auf die Wurzel der Existenz vordringen, um damit aber auch allen politischen, sittlichen und religiösen Halt radikal zu vernichten.

Das hat Basel an seinem „Liachstel" erfahren. Wie weit ist es dahin, guter Freund? — Drei Stunden, antwortet der Unbefangene. — Abrr wie weit ist es von Lirstal nach Basel? — Gefangen, mein guter Basler! nicht wahr, eine halbe Stunde solltest Du sagrn, wrnn Du des harten, verhängnißvollen Tages gedenkst, da Eure Tapfern den langen Weg in also kurzer Zeit eilenden Laufes zurückmachten!....

Immerhin; Basellandschaft wandelt Euch nicht auf dem Wrge der Biederkeit und Ehre zur Seite — der Trost ist Euch grblieben. Allerdings verkennen auch wir nicht die Rohheit, mit welcher sich ihre Hände an den alten väterlichrn Erinnerungen, an den Schätzen der Kunst und Wissenschaft sogar zu vergreifen strebten. Alte Sitte, frommer Glaubr, kirchlich-religiösrs Leben blieb in der Stadt zurück. Zwar die Elemente, welche in der Landschaft ihr wüstes Leben führen, sind im Grunde nur Reflexe aus der Stadt, aber hierinnrn treten sie hinter dem soliden altbürgerlichen, namentlich streng kirchlichen Bewußtsein entschieden in den Hintergrund zurück.

Basel strht im Geruch pietistischer Frömmigkeit. Mit Unrecht; denn der ernstr religiöse Sinn, die strenge kirchliche Form, welche während des Gottesdienstes kaum über die Steaße zu grhen erlaubt; welche über zwanzig angrstellte Geistliche für nicht mrhr als so viel tausend Seelen besoldrt, und eine große Anzahl — selbst verheiratheter, zum Theil aus der Landschaft geflüchterter — Predigtamtscandidaten ernährt, — all' dieses ist weit von pietistischem Geiste entfernt. Ueberhaupt wird man Pietisten im eigrntlichen Sinne in der reformirten Schweiz bei ihrer vorherrschenden Verstandesrichtung wrnig oder keine treffen. Eben diesrm Verstande stellt sich das religiöse Gefühl, sobald es einseitig sich geltend macht, in

einem stärkern Extreme gegenüber, als der Pietismus es hergibt. Nicht ohne Grund zählt das Herrenhuterthum in diesem Lande viele Colonien. Die Gefühlsweise der Herrnhuter ist eine viel abstraktere, bis zu der Spitze sich fortreibende, wo der Verstand als baarer Unverstand und Wahnsinn sich wieder um sein wohlerworbenes Recht bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Simon Abeles.

(Beschluß.)

Der Ausspruch des prager Rabbiners, der Lazarus einen Geist des schwarzen Unglücks nannte, der Alles schwärze, was an ihn rühre, sollte eine furchtbare Bestätigung finden. — Lazarus, der sich vor dem Concipisten Constantin Frenkin der Rache Gottes übergeben hatte, änderte im Kerker seinen Sinn. Die Einsamkeit, die Leiden der Gefangenschaft, Furcht vor der grausamen Todesstrafe, vielleicht auch Gewissensbisse und Selbsthaß mochten das Ihrige beitragen — eines Morgens, als er zum Verhör abgeholt werden sollte, fand man nur seine Leiche. — Er hatte sich mit seinem Leibgürtel erdrosselt.

Aber das prächtig-rührende Begräbniß Simon's mußte ein Gegenstück haben: die Strafe des jüdischen Mörders. Und die Todesstrafe an einer Leiche vollzogen war als Gegensatz nicht kräftig genug. Einen Mörder des Simon Abeles mußte man haben, mochte er kommen, woher er wollte. — Er war leicht zu finden. Mit gefangen, mit gehangen, sagt ein Sprüchwort, und mit Lazarus waren noch vier Personen gefangen gesetzt worden. — Loebel blieb der Wahrheit getreu, auf jede Gefahr hin. Er behauptete seine Unschuld, behauptete aber auch die Unschuld seiner Mitgefangenen, und die Richter mochten beginnen, was sie wollten, er blieb dabei. — Nicht so beharrlich waren Manasse, Jochebet und Hanna. Sie sahen ein, daß die Richter ein Opfer wollten und suchten sich zu retten; indem sie Loebel der Theilnahme an dem Morde beschuldigten. — Daß man es mit ihren Worten nicht so genau nahm, ergibt sich aus der Art, wie man sie die Aussage beschwören ließ. Sie schwuren nicht auf die Tora, sondern auf den Talmud. Kein Rabbiner, sondern Gerichtspersonen, welche des Hebräischen unkundig waren, nahmen ihnen den Eid ab. Was die Acten als einen Schwur dieser Zeugen anführen, ist abgesehen von allen Sprach- und Schreibfehlern nimmermehr als Eidesformel zu betrachten. Dies Alles genügte jedoch, Loebel für schuldig zu erklären und zu verurtheilen.

Loebel's Benehmen im Kerker entsprach seinem ganzen bisherigen Wandel. Die oben genannte Schrift meldet Folgendes darüber. Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, sagte er: „An dem Blute des Knaben bin ich unschuldig, und Gott, dem ich mein Recht empfehle, wird meiner Unschuld beistehen. Beliebt es aber meinen gestrengen Richtern, ihre Hände in meinem Blute zu waschen, so bin ich wehrlos, sie mögen thun, was sie zu verantworten haben. Mein Blut über die falschen, lügenhaften, bestochenen Zeugen!"

Am Tage seiner Hinrichtung hatte Loebel sich auf's beste und sauberste gekleidet und betete so inbrünstig, daß der Jesuiten-Pater Johannes Brandtstädter, der zu ihm in den Kerker trat, aufs innigste davon gerührt war. Er fragte ihn: „In welchem Glauben willst Du sterben?" — „In dem Glauben meiner Erzväter Abraham, Isaak und Jakob." — „Aber wenn sie jetzt lebten, würden sie katholisch sein wie wir." — Loebel antwortete: „Gott hat mich in meinem Glauben geschaffen und mir verboten, einen andern anzunehmen. Plagt mich nicht, Herr Pater, überlaßt das dem Henker, der mich heute genug plagen wird."

Als er zum Richtplatze geführt wurde, verrieth er nicht den mindesten Kleinmuth. Die Strafe des Rades war ihm zuerkannt, und nachdem er den ersten Stoß empfangen hatte, trat ein Jesuiten-Pater zu ihm, zeigte ihm das Kreuz und Weihwasser, sprach von Gottes unendlicher Liebe und gränzenloser Barmherzigkeit und lud ihn ein, in den Schoß der allein seligmachenden Kirche einzukehren. So oft Loebel verneinte, erhielt er einen neuen Stoß mit dem Rade, welches seine Glieder zerschmetterte. Man quälte ihn entsetzlich! Nach dem Bericht der Acten stieß ihm der Henker zwölfmal das Rad auf die Brust, ohne ihn zu tödten. — Er sagte endlich: „Ich will Christ werden, macht nur, daß ich sterbe." Da wurde er auf dem Hochgerichte getauft und mußte „Jesus, Maria, Joseph" sagen, hierauf erhielt er den Gnadenstoß und starb im Schoße der allseligmachenden Kirche. — Die angeführte Schrift spricht von einem neuen Wunder hier, als hätte Loebel, aller angewendeten Mühe des Henkers ungeachtet nicht eher sterben können als bis er sich zum Christenthum bekehrt.

Loebel's Tod war indessen den Juden sehr erwünschlich. Jener kleine Märtyrer Simon Abeles, dessen Leichnam auch ein Wunder geschah, hatte den

und den Verfolgungsgeist gewaltig entflammt. Loebel's qualvolle Hinrichtung dämpfte ihn wieder und beruhigte die Gemüther. Viele Juden hatten der Hinrichtung zugesehen. In derselben Nacht stahlen sie den Leichnam vom Rade. Der Rabbiner wieht ein eignes Plätzchen, wo seine gequälten zerschmetterten Glieder eine einsame und heimliche Ruhe finden sollten. Er wurde mit allen jüdischen Gebräuchen begraben und das Leichenbegängniß mit großer Rührung und Erbauung begangen.

So enthält denn diese Unglücksgeschichte doch eine seltene Lehre. Es kann Jemand sterben, ungetauft, und seine letzten Worte sind: „Hör', Israel, dein Gott ist das einzige ewige Wesen," und man gibt ihm ohne Bedenken ein christliches Begräbniß, man hält ihn für einen christlichen Märtyrer, für einen kleinen Heiligen. Und es kann Jemand sterben getauft, und seine letzten Worte sind: „Jesus! Maria! Joseph!" und man trotzt jeglicher Gefahr, um ihm voll Andacht und Innigkeit ein jüdisches Begräbniß zu geben. — So wunderbar sind die Wege der Vorsehung.

Correspondenz.

Aus Dresden*).

[Heckscher als Wallenstein.]

Es thut Noth, bei dem jetzigen Zustande der Bühne schnell das Tüchtige, wo es sich nur hervorhebt, aus der Masse des Unbedeutenden, sei es durch einen Dichter oder einen Schauspieler, bestimmt zu bezeichnen, damit das Talent dahin gefördert werde, wo es seine Kräfte geltend machen kann. Herr Ferdinand Heckscher ist seit einigen Jahren Mitglied an hiesiger Hofbühne. Begünstigt von der Natur mit einer Gestalt, wie man sie auf der Bühne nur zu sehen wünschen kann, und mit einem seltenen, vollen und umfangreichen Organe der Stimme hat er bis jetzt die verschiedenartigsten Liebhaber- und Charakterrollen dargestellt. Eine seiner besten Leistungen war neulich die Rolle des Jason in der Medea von Grillparzer. Er war in der That ein junger, griechischer Heros. Hatte die Direction bei Wemar's Tode gezögert, dieses im Liebhaberfache so ausgezeichnete Talent zur Darstellung der Heldenrollen zu verwenden, so entschloß sie sich doch bald, ihm die Rolle des Wallenstein bei der Aufführung der Schiller'schen Tragödie am 24. Januar d. J. zu übertragen. Das Haus war überfüllt, obschon der berühmte Violinspieler Ernst ein sehr besuchtes Concert an diesem Abende gab. Man war gespannt, wie Heckscher in dieser Heldenrolle die Aufgabe lösen würde. Er hat noch die Erwartung übertroffen. Abgesehen von seiner mächtigen Erscheinung war er in seiner Haltung, in Miene und Ton des Vortrags mit Abwerfung aller und selbst eigner Manier meisterhaft. Nichts erinnerte in seinem Spiele an die Sentimentalität, welche sich früher ihm anschlich, nichts an die getadelte, allzuwillkürliche Modulation der Stimme. Er war durchaus der Feldherr, welcher tiefsinnig, zukunftsforschend auf der Schwelle zur Königsherrschaft weilt, über die hinüber das Verbrechen führt, das ihn zaudern macht und stürzt. Wie er im Monolog des vierten Auftritts im ersten Acte den Ton angeschlagen hatte:

„Ich mußte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies" —

so führte er ihn durch alle Nüancen des Gedichtes sicher durch, bis das mächtige Charakterbild Wallenstein's vor der Seele der Zuschauer fertig gemalt dastand, und Alle dahin übereinstimmten, daß in den neueren Zeiten nie vollendeter diese Rolle hier gegeben worden wäre. Besonders hervorzuheben ist, daß auch da, wo das Gedicht den Darsteller des Wallenstein zu sentimentaler Stimmung verleiten könnte, Herr Heckscher nur die Saite des tiefen männlichen Seelenschmerzes, ohne je den Feldherrn zu vergessen, angeschlagen hat. Es darf hier nur an das bekannte: „Max bleibe bei mir!" erinnert werden. Wie der Darsteller selbst, welcher dem Publicum mit Aufbietung seiner schönen Kräfte dieses Charakterbild vorführte, so ist auch wieder dieses zu loben, daß es mit frischer und lebendiger Begeisterung seinen Künstler an diesem Abende anerkannt und ihm jeden Beifall gespendet hat. Wir hoffen Herrn Heckscher bald als Macbeth und als Othello zu sehen. Möge der große Beifall, welchen Heckscher hier immer mehr einerntet, ihn nur anspornen, mit Aufbietung aller Kraft den berühmtesten Künstlern seines Faches nachzueifern. Dem Unermüdlichen der Kranz!

*) Wir bedauern, über Dresden unserm Publicum fast immer nur fragmentarische oder individuell angeregte Berichte bieten zu können. Auch der geehrte Einsender dieses Artikels hat es vermieden, über andere bedeutende Leistungen Dresdens sich auszulassen. D. Red.

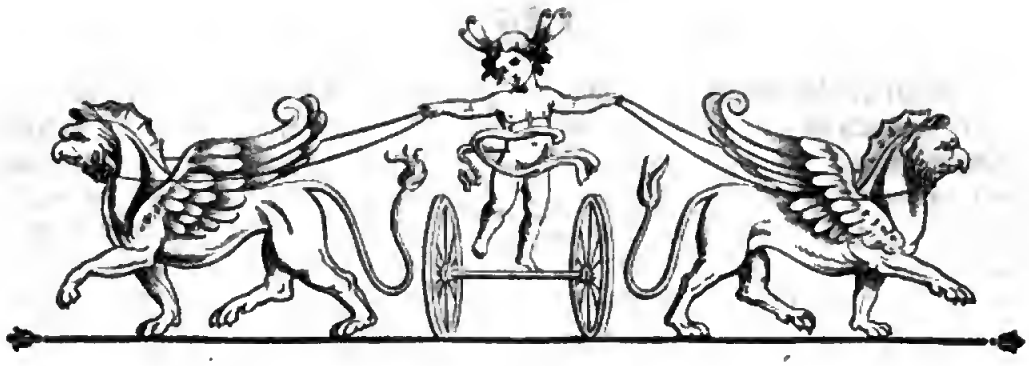
Notiz.

[Statue Gutenberg's von Rauch.]

Zur vierten Jubilaefeier der Erfindung der Buchdruckerkunst hat Rauch in Berlin eine kleine Statue Gutenberg's modellirt, welche in Gypsabgüssen zu 3 Thlrn. und 2½ Thlrn. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sein wird. Die Statue wird wie die bekannte Statue Göthe's von demselben Meister eine Höhe von etwa 15 Zollen haben. Der thätige Buchhändler Westermann in Braunschweig ist der Veranstalter des Unternehmens. „Die geniale Auffassung Rauch's, sagt derselbe in seinem Prospect, wird bei einem Vergleiche mit dem Thorwaldsen'schen Monumente zeigen, wie ganz anders der Deutsche sich den deutschen Mann dachte, und wie es ihm gelungen ist, mit den besten Hülfsmitteln ein streng im Kostüm der damaligen Zeit gehaltenes Bild Gutenberg's zu geben".

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 32. — den 14. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe aus der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Beruft man sich für Basel auf das Missionshaus, so steht dieses in so entfernter Beziehung zu dieser Stadt, daß selbst sein materielles Bestehen zum geringsten Theil in Basel wurzelt. Es ist eine würtembergische Colonie. Von dort geht bei weitem der größte Theil von Unterstützungen ein — von dorther ist fast die ganze Bevölkerung des nach den würtembergischen Seminarien eingerichteten Instituts. Vom Inspector bis zur Küchenmagd ist alles aus Schwaben. Schwäbische Beharrlichkeit und Betriebsamkeit hat hier im angestammten religiösen Gebiete ein weites Feld für segensvolle Wirksamkeit in ihrem Geist und Sinn sich erobert und von Jahr zu Jahr erweitert. Eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer machen die Gemälde sämmtlicher aus dem Missionshause abgegangener Missionaire, welche in ausgedehnter Reihe in dem Gemache hängen, das eine interessante Sammlung heidnischer und götzendienerischer Raritäten enthält. Tagelang könnte es unterhalten, in diesen jugendlichen, meist früh gewelkten Gesichtern ein Leben zusammenzusuchen, das seine frischen Augen, seine kecken Locken, seine schwellenden Lippen auch nach der Kämpfer religiöser Umgeburt hier und da noch nicht vergessen zu haben scheint. —

Wie die übrige Schweiz bezieht auch Basel seine wichtigsten und tüchtigsten Bildungselemente aus Deutschland, insbesondere aus Schwaben. Die würtembergische Schul- und Universitätsbildung ist der schweizerischen eben so überlegen, als die Grundcharaktere der Nachbarvölker sich in gar mancher Beziehung stamm- und wahlverwandt zusammenfinden. So ist die Philosophie durch Prof. Fischer, einen Würtemberger, vertreten. So hat sich der feomme Sinn der Basler in dem teefflichen Beck den Mann gesucht, dem die Förderung sittlich-religiösen Wissens und Lebens neben der kritischen Forschung de Wette's anvertraut werden konnte. Ein Verein von Privaten hat ihn als außerordentlichen Professor berufen. So etwas ist natürlich dem überreichen Basel eine Kleinigkeit.

Diese Männer, im Vereine mit ihren tüchtigen Collegen, kommen dem geistigen Interesse der Basler besonders dadurch entgegen, daß sie Vorlesungen vor einem größern, gemischten Publicum halten. Dieser Trieb nach Bildung und Wissen stammt aus einem tief erkannten Bedürfniß. Freilich wird jenes Wissen nicht weit über das Fragmentarische, und jene Bildung nicht über das Populäre hinausgehen können — die tiefern, geistigen Zusammenhänge verlangen ja selbstständiges, energisches Studium.

Sonst ist das der Grundfehler der schweizerischen, namentlich religiösen Bildung, daß man zuviel weiß, um mit dem einfachen Bewußtsein sich zu begnügen, und zu wenig, um bis zum Urquell der Idee vorzudringen. So wächst und häuft sich die Masse des encyklopädischen Stoffes, ohne in Saft und Blut verarbeitet zu werden.

Digitized by Google

Auch an der Universität herrscht eine mehr empirisch-populäre Weise, weder eigentliche Gelehsamkeit, noch tiefere speculative Erkenntniß wird gesucht und geboten. Darum können keine nachhaltigen, umfassenden Wirkungen von dem Institute ausgehen. Was soll es aber auch, wenn z. B. in der medicinischen Fakultät während des letzten Sommers fünf Lehrer für drittehalb Studirende thätig sein sollten? Und ihr meint, Basel, das reiche, alte, stolze Basel solle seine Universität hergeben?

Nach der Kunst zu fragen, wird man in der Vaterstadt der Holbeine nicht leicht vergessen. Doch im Aeußern ist einmal wenig oder nichts zu finden, auch durch persönliche Begegnungen wirst du in dieser Stadt nicht zu sehr an das Reich der Schönheit gemahnt, die gothische Hauptkirche — sehr frühe, daher noch in jungfräulicher Einfachheit des altdeutschen Styles gebaut, ist, widerlich genug, mit rother Farbe angestrichen und mit einem buntscheckigen Dache überdeckt. Sonstige Denkmale alter Kunst sucht man vergebens. In Privathäusern ist manches gute Gemälde, weil die Zeitläufte der Revolution dazu günstig waren, aus Frankreich herüber aufgekauft. Eine selbstständige Pflege der Kunst läßt sich in dem reformirten Lande wenigstens bisher nicht erwarten. Auf der Stadtbibliothek, der „Mücke", findet sich eine hübsche Sammlung echter Holbeine. Aber das Meiste und Schönste ist auswärts. Nächst etlichen religiösen Gemälden ist eine Lucretia auszuzeichnen. Aber den todten Christus bringt mir ja nicht einmal, geschweige denn doppelt vor das Auge! Diese schauderhafte Wirklichkeit eines zu Tod geschundenen Cadavers von der Anatomie — wie er mit seinen Striemen und Wunden auf der Schlachtbank liegt — keine Spur von Auferstehungsfähigkeit, kein Gedanke an Verwesungsunfähigkeit dieses gottmenschlichen Leibes — handwerksmäßig treu, aber für die Idealität der Religion und Kunst ein blutiger Frevel, eine wahre Schinderarbeit!

Der Freund von Alterthümern findet manches Sehenswerthe in der Stadt zerstreut. Namentlich seitdem Liestal den alten Plunder ausgefegt, haben die guten Herren ihre liebe Noth, die hübschen Sächelchen alle dem Andenken der Stadt zu erhalten, um theures Geld und Gut. Bei Herrn von Speier-Passavant ist nicht zu vergessen das vortreffliche Portrait der Königin Elisabeth, das, einzig in seiner Art, auf einen Blick uns mehr lesen läßt, als ganze Foliobände ihrer Historiographen. Wen es interessirt, der lasse sich von dem freundlichen, gefälligen Besitzer zu dem vollständigen, vortrefflich ausgearbeiteten Artilleriepark führen, den der Kaiser der Franzosen einst dem Könige von Rom zum kriegerischen Spielzeuge fertigen ließ. Daran sollte er sich zum Eroberer von Welten bilden, und heute dienen sie zum Schaustück in der Raritätenkammer eines basler Alterthümlers!

Eine freundliche Erinnerung liegt uns in den traulichen Tönen, mit welchen das „Basel-Dütsch" an das von Hebel sogenannte Allemannische sich anschließt. Beides ist schwer zu unterscheiden.

II.

Aus Zürich.

Mit Gedanken ganz eigener Art pilgern wir heute an Habsburgs Trümmern und an der Stätte von Johannes Parricida's blutiger That vorbei zu dem Geburtsorte Geßner's. Der 6. September hat eine gar ergreifende Idylle gedichtet. Und es thut wehe, die Schweiz so ganz und gar nicht mehr unter dem Gesichtspuncte des Natürlichen und Ursprünglichen betrachten zu dürfen, wenn man in dem Strudel der letzten Ereignisse die heterogensten Elemente gähren sieht. Denn Bildung und Rohheit, Kraft und Schwäche, Inländerei und Fremdenthum, Aberglaube und Freigeisterei, Rigorismus und Indifferentismus in Religion, Sitte und Politik taumeln in buntem Gewirr durcheinander.

Kaum möchte irgend wo die moderne Bildung in härterem Kampfe mit der alten Zeit und mit dem Volksgeiste gelegen sein, als in diesem so schönen und doch so verunstalteten Lande. Aber was ist auch natürlicher, als daß in diese spröde, starre Bergesnatur die Elemente des modernen Geistes nicht in immanenter Dialektik, sondern nur stoß- und sprungweise einzudringen vermochten. Wo aber einmal der Geist Rousseau's und Voltaire's Bresche brach und fand, da eilte er im Sturmschritt vorwärts über die Trümmer der Vergangenheit, deren Andenken er wie ein altes Ammenmährchen von sich schüttelte. Um so hartnäckiger klammerte das Alte sich an, wenn und wo es irgendwie eine Planke in den Strömungen der Geister und der Ereignisse erfassen konnte. So kam Alles aus den Fugen, und bis heute fehlt der Macbeth, der den morschen Bau wieder einzurichten käme.

Zwar regen sich die Hände gewaltig zum Werke der Wiedergeburt, aber plan- und formlos baut man nichts als Trümmerhaufen. Wer wird auch neuen Most in alte Schläuche füllen? Nirgends scheint ein solider Grund und Boden da zu sein, auf dem sich fest und sicher das

Digitized by Google

compacte und beseelte Gebäude erheben könnte, dessen man bedarf. Die Männer des Neuen haben mehr als sie wissen selber noch vom alten Sauerteig an sich, und das Neue ist dann auf den alten Stamm locker genug aufgepfropft. Die große von ihnen kaum übersehene Masse von Bildungsmitteln, welche aus der Schule der neuen Zeit geholt wird, dient höchstens zu einem Firniß, unter dem die alte Derbheit, Ungelenkigkeit, ja Rohheit, seltsam aber deutlich genug durchscheint. Wenn wir da die Schuleinrichtungen betrachten und sehen, in welch' eine Menge von Fächern und Unterrichtsgegenständen selbst die weibliche Jugend eingeschnürt sein soll, so wird, abgesehen von der Nutzlosigkeit, die Unmöglichkeit klar, daß diese Stoffe auch nur zur Hälfte verdaut und verarbeitet werden können. Mit dieser fabrikmäßigen Ueberbildung vergleiche man die Pöbelhaftigkeit, welche dem erstaunten Fremden aus einzelnen schweizerischen Volksblättern mit roher und schamloser Stirn entgegenblickt.

Zum Belege diene Folgendes aus Nr. 75. der Aargauer Zeitung: „Wie königliche Zeitungen von ihren Regenten reden. „„Carlsruhe, den 21. Sept.: Ihre königl. Hoheit die Großherzogin ist diesen Mittag um 1 Uhr zur großen Freude Sr. königl. Hoheit des Großherzogs, der großherzogl. Familie und des gesammten Landes von einer gesunden Prinzessin schnell und glücklich entbunden worden."" — O je! O je!" — Ebendaselbst ist folgender Beschluß der neuen züricher Regierung fingirt: „..... so beschlossen: Unser Volk soll von nun an nicht mehr genannt werden Strohhagelsdunner, eine solche Benamsung gehört nur den Ungläubigen an. Jehovah soll unser Gott, und wir nur unter den echten Kindern Israel's bekannt sein." — Ferner liest man in Nr. 75: „Um die durch die Flucht des Hrn. Obersten Sulzberger erledigte Stelle eines Oberinstructors würdig zu besetzen, haben sich die Bewerber bei Herrn Pfarrer Hirzel, Oberfeldmarschall der christlichen züricher Truppen, anschreiben zu lassen. Verpflichtungen sind: 1) täglich zweimal praktische Uebung der Recruten in den Handgriffen und Manövres des Glaubens. 2) In den Zwischenstunden Theorie des christlichen Felddienstes mit den Unteroffizieren, Cadetten und Offizieren des Evangeliums. — Die türkische Musik wird abgeschafft und eine christliche wird eingeführt. Alle diejenigen, die sich für die neue Instruction dieser christlichen Blechmusik melden wollen, haben sich beim Organisten des großen Münsters anschreiben zu lassen." — „Der Eidgenosse" enthält in Nr. 76. unter anderm: „Den 23. Sept. hat wieder die erste Sitzung der Tagsatzung Statt gefunden, Bürgermeister Heß wurde dabei mit beispielloser aber verdienter Verachtung behandelt. Seine ganze Entschuldigung war, er sei der verblendetste Mensch auf Gottes Erdboden gewesen. — O, Du erbärmlicher Hans Jakob!" rc. Nr. 77. fügt dem hinzu: „er suchte sich vor dem Vorwurfe der Schlechtigkeit dadurch zu schützen, daß er sich als einen Schafskopf darstellte." Den armen Heß „entlaevt" auch die Aargauer Zeitung Nr. 77., indem sie ihn an einen frühern Journalartikel über „die politischen Zitterer" erinnert, worin er sie als die gezeichnet habe, welche aus Furcht vor der ganzen Wahrheit, und noch mehr aus Liebe zum Frieden, glauben, auch die schlechtesten Institute müsse man nie auf einmal abschaffen, und nur aus Leidenschaft und Parteihaß ginge man solchen Dingen ernstlich zu Leibe. Nun heißt es hiezu: „Die Trembleurs," so endet er seinen Aufsatz im Eidgenossen, „Se. Excellenz der Bundestrembleur Heß, die Trembleurs steigen, bis ihre Zeit kommt." — „Der nämliche Heß schrieb im nämlichen Jahre die Schandnote der Schweizer an Charles Alba, den absolutistischen Bluthund von Sardinien, für welche es Schnupftabaksdosen regnete. O Trembleur! Doch vor allem leuchtete Heß auf der Volksbühne von 1836 hervor. Da glänzte seine schwammige, opulente, arrogante Staatscapacität...." rc. — Die siegende Partei heißt stets „vornehmes aristokratisches Gesindel", ihre Führer sollen sich freuen, wenn sie mit dem einfachen Ehrenprädikat „schändlich" davonkommen. —

Schlagen auch nicht alle Blätter solche Töne an, sind im Gegentheil Viele mit Geist und Bildung redigirt, so darf das Angeführte immerhin wenigstens als Beleg für den Mangel an Durchbildung gelten, welcher unter keinen Umständen sich völlig verkennen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Musikalische Revue im Monat Januar.]

Unser Theaterjahr begann mit einem Prolog von Theodor Creizenach, der in den Personen des Dichters (Weidner), der Nymphe des Mainthals (Mad. Frühauf), und eines frankfurter Freistädters (Lußberger) die Verhältnisse der Poesie und des Dramas zum Publicum vorführte. Er ist in gereimten Versen und gemischtem Versmaße geschrieben, zeichnet sich durch poetische Haltung, wie durch Diction aus, und wurde sehr gut aufgenommen. — Gegebne Opern waren in ihrer Reihenfolge: Othello, Zampa, Treue Schäfer, Don Juan zweimal, Faust, Beauer von Preston, Oberon,

Norma und die Nachtwandlerin. Singspiele: der Diamant des Geisterkönigs, der junge Werther, Rataplan und der alte Feldherr. Wild sang, immer noch als Gast, den Mohren, Zampa, Don Juan und den Sever. An den Granzen eines guten Funfzigers will uns Wild in Partien, wo Anmuth, Jugend und Taille vorherrschen müssen, doch etwas illusionsgefährlich dünken. Verdienste unangetastet, liegt es doch in der Natur der Sache, daß berühmte Namen Virles bedecken, was sonst nicht so leicht verziehen werden dürfte. Ein gewisses Sichgehenlassen, so oft das Attribut des Veteranen, wird allerdings toleriert, nur darf es die Schönheitsregel nicht antasten. Wenn daher Wild deutsche Melodieen willkürlich italienisirt, und so gegen Regel und Geschmack verstößt, so schützen ihn alle Sonnenkreise seines Ruhmes nicht gegen Tadel. — Die Vielseitigkeit unserer Kratky erprobt sich am meisten in heterogenen Charakteren. Natürliche Anmuth begleitet in jeder Partie ihre vortreffliche Schule, und da übersieht man leicht, wenn in Rollen, wie z. B. dem Zerlinchen, die Natur etwas zu viel gab, oder in der Adalgisa die Höhe zuweilen dünn zuläuft. In Bezug auf geistige Auffassung im Gesang und Spiel, wie auf richtiges und gewähltes Costüme wird man immer befriedigt sein. In Partieen, die ihrer organischen Basis wie ihrem Embonpoint entsprechen (ich hebe daraus nur den Romeo hervor) kann man sie als vollendet bezeichnen. — Fräulein Jazedé erschien als Desdemona, Anna, Kunigunde, Effie, Rezia, Noema und Amine. Da ist aber weder künstlerische Ruhe noch Haltung. Wenn rollenverschlingender Fleiß, nie endendes Coloraturenwesen und Prätention die Prima Donna bedingen, so ist die Jazedé die erste der Welt. Sie ist eine Sängerin fürs Repertoire, aber nicht für die Kunst. Von Aesthetik nicht ein Fünkchen. Dennoch ist des Hervorrufens kein Ende. — Nissen mochte sich im Rodrigo, wie im Alphonso, im Oberon wie im Elvin mühen, wie er wollte, das Publicum blieb kalt, und man lauscht nur auf sein Mißglücken. Seine Töne, namentlich in der höheren Lage, sind sehr sonor, und sein Vortrag oft angenehm, sobald er nichts mit der Bravour zu thun hat. Aber das Publicum entmuthigt ihn gänzlich. — Die Capitain sang nur wenig, und sieht schon einige Zeit unpaß auf den Zetteln. Als Elvira jedoch, obgleich hierzu mehr Stimmenmajestät gehört, sang sie ihre Arie „mi tradi quell' alma ingrata" wie man sie nicht leicht besser hört. — Wiegand bewegt sich in chargirten und komischen oder gutmüthigen Partieen immer besser als in solchen, die höhern Schwung verlangen. Auch in italienischen ist er nicht glücklich. Sein Jago, Leporello, Faust, Grosoanon, Scherasmin, Thaddäus veranlaßten diese Bemerkung. Seine Stimme aber ist stets reines Metall. — Dettmer ist in Don Pedro, in Toby und Orovist brav, im Brabantio etwas indifferent, aber im Mephisto blieb er, was Maske und Spiel betrifft — etwas hinter Seydelmann zurück, den er zu copiren schien. Im Gesang wacker, Note für Note. Daß doch Niemand den Muth hat, den Widersacher elegant ritterlich, ja verführerisch zu geben und den Teufel nur durch, Modulation des Vortrags und Mimik dem Publicum vorzuführen. Der Sänger kann so nie ein Ganzes geben wie der Schauspieler, denn Melodie und Töne lassen sich nicht verzerren, wie allenfalls das Sprachorgan. — Abresch als treuer Schäfer und Brauer ist neulich in diesen Blättern erwähnt, und Ditt als Octavio, Hugo und Hüon läßt stets bedauern, daß seine herrliche Stimme nicht von Kindesbeinen an geschult wurde. Wenn es wahr ist, daß er sich als Autodidakt abquält, es wäre unverantwortlich!

Riesstahl's Soirée vom 10. Januar gab 3 Quartette: Cherubini C-dur, Mozart Es-dur und Beethoven F-dur Op. 59. Fräulein Kratky und Wild sangen Marschner, Reissiger und Schubert (Erlkönig) zum Clavier. Die drei Hauptelemente des Quartettspiels, Reinheit, Einheit und Feinheit, werden hier mit jeder Sitzung heimischer. Gesetz und Freiheit halten sich gegenseitig die Wage, das Auditorium fühlt sich gebildeter — und sein Wiederkommen ist nicht erkünstelt. Die zweite Soirée vom 24sten wurde von dem Concert für die Mozartstiftung verdrängt, das unser Liederkranz im Weidenbusch gab, und welches so reich erntete, als es Saat ausstreute. Es war eins der besten Concerte, die je hier Statt fanden. Aber trotz der 22 Nummern, inclusive 2 Declamationen der Herren Lußberger und Meck, und einer ungeheuern Hitze war bis zum Schluß doch Alles Ohr. Eine vernünftige Eintheilung der Pièçen steigerte die Aufmerksamkeit von Spohr's Nonett an bis zum Rossini'schen Speisezettel, denn die drei Abtheilungen nüancirten vom Ernsten ins Heitere und Komische hinüber, wobei jede Langeweile danquerott werden muß. Besondern Effect machte der Contrabassist Sachar in Variationen über Prume's Melancholie. Wer nun Prume gehört hat, und den Contrabaß kennt, und sieht Sachar mit wahrhaft verachtender Ruhe hinter seiner Riesengeige stehen und des Thimas Elegie, wie der Variationen Gefahren nicht etwa parodiren, nein, wirklich elegant vortragen, der dürfte ohne Vorwurf schon mit exaltirt werden. Sachar ist vielleicht der erste Virtuose auf diesem Instrument. Ein Lied von Gollmick und ein Duett von Paer, wurden, da Fräulein Capitain unpaß, in Beethoven's Adelaide (Fräul. Will) und eine Arie aus Sargin (Fräul. Kratky) verwandelt. Lieder von Mendelssohn, von einem Mitglied des Instituts mit weicher Stimme rührend vorgetragen, fanden Theilnahme, und Mozart's bekannter musikalischer Spaß (für böhmische Studenten geschrieben) endete das Instrumentale des Abends. Männerquartette endlich von Rochlitz, Neumann, Oesterreich, Löwe, Quilling, Mendelssohn, Zöllner, Speyer, Mozart und Rhode, von dem massenhaften Liederkranz vorgetragen, schlossen jede dieser Abtheilungen und bewiesen, was der ernste Wille über die ungleichen Elemente vermag, die mehr oder weniger im Dilettantismus schwanken. Aber: Nil mortalibus arduum.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Bibliothekonomie.]

Das Buch von Constantin, die Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken enthaltend, ist auch deutsch erschienen, Leipzig bei Webtr.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 33. — den 15. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe aus der Schweiz.

(Beschluß.)

Wie diesem rohen Radicalismus die Bildung selber lästig und gehässig ist, mag ein anderer Artikel in Nr. 76. der aargauer Zeitung darthun. Wir lesen: „Man schildert die Revolution als einen Sieg über die Radicalen. Fehlgeschossen! Selten hat eine Regierung den Radicalen mehr Verdruß gemacht, als die züricher. Die abgetretene, entlassene züricher Regierung, oder die sogenannten züricher Radicalen, waren nichts als radicalisirende Philosophen, sogenannte Doctrinäre, welche glaubten, man könne die Volksgesetze von Universitätern verschreiben, und welche zu hochfahrend waren, um vom Volke die gesetzgeberische Praxis zu lernen. Sie waren es, welche für die freien Männer der Mittstände, für die Geradaus-Radicalen, den Namen Brutal-Radicale erfunden haben. Sie waren Cultur-Radicale; darum saht ihr in dem Lager der echten Demokraten keine heißen Thränen um die verblichene oder auseinandergestobene Regierung, wohl aber um die Volksherrschaft des Cantons Zürich." —

Den Radicalen stellen sich die Männer des Alten in zwei parallelen Richtungen gegenüber. Die eine will mit derselben plebejischen und ochlokratischen Rohheit jeden Keim der Entwickelung vertilgen, jeden Sproß einer freien Bildung bis zum Herzblatt knicken und den alt-bequemen Zustand in blinder Ruhe und breiter Behäbigkeit wiederherstellen. Diese Partei stützt sich nicht blos auf das Volk, sondern richtet sich nach ihm. Da wird Fortschritt und Bildung, Leben und Bewegung in blindem, rohem Eifer proscribirt. Von dieser Seite her werden denn auch die fremden Organe und Werkzeuge der Bildung, ganz besonders die „Schwaben", womit man übrigens auch die Deutschen überhaupt bezeichnet, scheelen Blickes angesehen und als unnütze Knechte und kostspielige Gäste verfolgt. In religiöser Beziehung ist hier das starrste Festhalten am orthodoxen Buchstaben Gebot und Ruhm. Auch kein Jota soll dem sich durch Form und Buchstaben ungehemmt weiter bewegenden Geiste eingeräumt werden — nur das Alte, und nur dieses Alte. Und wie schroff diese Forderungen geltend gemacht werden, mag man daraus abnehmen, daß Männer wie Dr. Schweizer und Hirzel, selbst Schweizer und Züricher, entschiedene Bekenner des christlichen Glaubens, aber gebildet in der Schule der neuern Theologen, frei bekennen, daß wenn man jetzt in den Augen dieser Leute nur entweder ein Anhänger der orthodoxen Dogmatik des 17. Jahrhunderts oder ein „Strauß" sein könne, sie sich lieber zu der Seite Straußens und der Wissenschaft, als zu der andern zu bekennen keinen Anstand nehmen wollten.

Es liegt freilich im Wesen der reformirten Kirche, daß sie, trotz dem Bekenntniß absoluter Freiheit des Glaubens, im absolutem Zwange des Buchstabens versteinert. Um die spröden Einzelnheiten, die discreten Puncte jener Freiheit zu vereinigen, bedurfte es eben so schroffer und spröder äußerer Bande. Denn diese ab-

Digitized by Google

straete Freiheit des Subjects läßt nur zu sehr die Möglichkeit offen, daß, wenn sie einmal den Schwerpunct verpaßt, sie in unhemmbarem Taumel über Maß und Gränze gerissen würde. Auch hier fehlt es an der materiellen Grundlage, auf der und aus der sich die Form erfüllen und im Wechsel die Beharrung, im Unterschied die Einheit sich erhalten und gestalten könnte. Darum läßt sich nichts wenden und biegen, nichts regen und bewegen, es ist keine naturgemäße Entwickelung möglich, nur durch Druck und Stoß mag auf ein solches Dasein gewirkt werden, aber auch nur Beüche und Risse, nur Zerstückelung und Verwirrung ist das Resultat.

Wahr ist's, hier und da scheint dieses Leben elastischer werden zu wollen. Es ist ein Fortschritt, wenn man z. B. Orgeln und Gemälde in den Kirchen, wenigstens hier und da, sich gefallen läßt. Und nicht zum wenigsten leisteten die Radicalen hierin. Aber wie wenig an eine innerliche Durchdringung und Belebung dieser versteinten Zustände zu denken ist, zeigen eben die züricher Geschichten. Auf lange hin kann der Geist wieder in den Buchstaben, der volle Puls des Lebens in die Erstarrung der Form zurückgebannt werden. Es kommt darauf an, ob die neue züricher Regierung in Mäßigung und Ordnung, wie sie angefangen, insbesondere der rigiden und extremen Form auf Seite der eigenen Partei gegenüber fortfahren kann, zu vermitteln, und die Reaction dazu zu benutzen, daß der Fortschritt und die Bewegung durch den Anschluß an die Grundlage des von Alters her Gegebenen ein stetiger und sicherer werde. Es kommt darauf an, ob Bildung und Wissenschaft sich der Anmuthungen zu erwehren weiß, welche der ochlokratisch-reactionäre Terrorismus im unverständigen Eifer an sie macht. Wichtig wäre es, wenn Pfarrer Hirzel nicht blos in seinem Namen erklärt hätte, er glaube zu bemerken, daß viele Mitglieder der neuen Regierung weniger die Sache selbst ins Auge fassen, als vielmehr einzig, was das Volk dazu sprechen wird. Er werde nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen und handeln, selbst wenn das Volk es wollte.

Dieser Mann übrigens bildet ein merkwürdiges Gegenstück zu seinem Namensvetter und Mitmenschen, dem langen Melchior Hirzel. Beide erkennen gleich sehr phantastisch und schwärmerisch das Heil der Welt nur in Erreichung ihres Ideals von Bildung oder Glauben. Jedermann gibt dem abhandengekommenen Bürgermeister das Zeugniß des besten Willens und Eifers, aber auch der einfältigsten Schwäche und Unbesonnenheit. Während der große Rath eben versichern soll und will, es solle Alles beim Alten gelassen werden, erklärt er vor allen Ohren mit schwärmeeischem Pathos, gerade jetzt müsse der Reform das Siegel der Vollendung aufgedrückt werden. Eben so läßt sein Namensvetter trotz aller Versicherungen von christlicher Demuth, Liebe und Gehorsam sich dazu verleiten, daß er an jenem verhängnißvollen Tage seinen Scharfschützen endlich zuruft: „nun in Gottes Namen, schießet zu!"

In Gottes Namen! Was hat man unter dieser Firma nicht schon Alles begonnen und vollendet. In der That, man muß bei näherer Betrachtung der Vorgänge und Zustände gewaltig in der Meinung irre werden, die uns von so vielen Seiten vorgehalten ist, wie herrlich die Erscheinung sei, wenn ein ganzes Volk für seinen Glauben aufstehe und mit muthigem Arm sich seinen Heiland erkämpfe. Ich sehe ab von den Triebfedern, welche die alte aristokratische Geistlichkeit beseelte, wie sie, früher blos aus städtischen Geschlechtern entstammt, nun von den Radicalen junge Collegen sich gegeben sah, bei denen auf nichts als auf die Tüchtigkeit gesehen wurde; es ist die Frage schlechtweg aufzuwerfen: hat dieser Glaube, um den sie angeblich kämpfen, und für den sie zu sterben bereit zu sein erklären, wirklich jene Tiefe und Fülle, welche ihn zu einem wesentlichen Elemente des innern und äußern Lebens macht? Ist dieser Glaube Leben? Auf das entschiedenste antworten mir tiefe Denker und tüchtige Männer, denen die Beobachtung dieser Zustände Berufspflicht, mit Nein.

Man glaubt an einen Gott, an Christus, an die Unsterblichkeit der Seele; der Gedanke davon ist unvertilgbar in das Bewußtsein eingeprägt und eingeätzt, so daß das „Ich glaube", nur mit dem Ich selber auszureißen wäre. Jetzt aber sehe man sich nach dem eigentlich religiösen und zwar specifisch christlich-religiösen Momente um. Da kommt Alles auf den empirisch-moralischen Lebenswandel, auf das sittliche Leben in dieser endlichen Welt hinaus. Die Fülle des Absoluten, welche der christliche Glaube in das endliche Bewußtsein eingießt, versandet in den Forderungen legaler und conventioneller Sittlichkeit, der Rest wird hinübergeworfen in die unbestimmte Vorstellung des im Jenseits waltenden und zu erwartenden Göttlichen. Was will es heißen, wenn mein Antiquarius da mit salbungsvoller Miene explicirt, wie ihm der „liebe Gott" die Bibel Alcuin's in die Hände gesandt habe. Auch Götz von Berlichingen verlangt von seinem Gott, er solle ihm bei Niederwerfung der reisenden Kaufleute beistehen; auch der Bandite des Apennin fleht seinen Heiligen um himmlische

Hülfe an. — Von der Vertiefung und Erfüllung, die das protestantische Dogma duech die neuere Theologie gewonnen zu haben sich freut, hat dieser Glaube nicht das mindeste geschmeckt. Und diese Glaubensmännee veelangen für ihre Professur einen als echt christlich anerkannten Mann, wie etwa Olshausen oder Tholuck. Ist doch der selige Olshausen mit seiner geistreich speculirenden Manier selbst den Eriangern nicht orthodox genug gewesen — pflanzte doch Tholuck eest neuerdings, so entschieden zu der verknöcherten orthodoxen Unwissenschaftlichkeit sich in Gegensatz stellend, das Panier der Speculation auf! — Blieb und bleibt dee Kern unangetastet, so bleibt er auch unentfaltet und ohne die Blüthen und Feüchte, welche er treiben will und soll. Die Reiigion, das Christenthum ist dee Menge ein Idol gebiieben, daß man in den heiligen Schrein sich einschließt; aber in die Mitte des Lebens ist es nicht gestellt, zur Duelle des sittlichen Lebens, so daß aus ihrer Fülle das Subject sich nähme Alles, was es ist und vermag. — Dazu ist dieser ihe Religionsglaube nicht gemacht. Bis sich abee dieser Kern erweicht und erschließt, bis die Form zum lebendigen Trägee des unendlicheu Gehaltes wied!? —

Einstweilen läßt sich der Schweiz nichts prophezeihen als neue Stürme und Wirren. Seit zehn Jaheen hat man dem Volke unaufhörlich gepeedigt, es sei selber der Herr und die Regierung sein Diener — dies hat es gemeekt; zwar diesmal gegen die Männer und Prediger der Freiheit und Gleichheit, aber wer bürgt für die Zukunft! Das Voik ist eine Null, der Füheer ist die Ziffer davor. Mit dem Volke läßt sich Alles machen. — Abee laßt sehen, wie lange sie diese ihee Regierung noch hin und herwerfen. Laßt sehen, was aus einer Verfassung wied, in welcher so leicht weg sich Regierungen ein- und absetzen lassen. Und Zürich steht nicht allein. Wo soll die Zerstörung und Veewieerung enden? Oder soll dadurch jene Einheit endlich eezielt werden, welche das Nöthigste von Allem wäee? Sollte der Zeitgeist hier das divide et impera spieien, um mit einem Schlage einst zu zeigen, wie wahr- und gerechtdenkende und patriotische Männer ahnungsvoll klagen: daß die republikanische Regierungsform in diesem Laude sich überlebt habe? —

Es ist Nacht geworden um uns, nur die tausend und abertausend Lichter, die uns im großen Umkreis aus Landhäusern und Fabriken, aus Dörfern und Weilern entgegenblinken, sagen uns, daß wir dem Ziele unseeer Wallfahrt nahe sind. Unheimlich rauscht bald die Sihl und Limmat an uns vorüber, — sie haben vor einigen Tagen Bürgerblut getrunken und eilen, um vor sich selber zu entfliehen. — Aber hell und freudig geht die Morgensonne über der Stadt auf, so ruhig und unbekümmert, als ob sie uns nicht noch heute die Spueen des mörderischen Bleies in den Straßen des kaum veehallten Kampfes zeigen sollte. Zwar scheint auch die Stadt nach ihrer Weise bereits das grause Schauspiel vergessen zu haben, es geht Alles wieder den gewohnten Gang und freilich ist man an solche Schauspiele selber leidee nue zu sehr gewöhnt. —

Nun so überlassen denn auch wir uns dem Genusse, zu dem uns heute Himmel und Eede ladet. So trüb das Biid sich färbt, wenn wir den Pinsel in die düstern Farben der Gegenwaet tauchen, so feisch und heiter malt die Natur in diesem Wunderlande. Besuchen wie den neuen botanischen Garten; — er ist nicht das unbedeutendste Denkmal, das die abgetretene Regierung sich für Jahrhunderte gesezt. — Wenn ich da übee Stadt und Land und über den spiegelhellen See hinüberschaue und das entzückte Auge auf den ewigen, abendlich gerötheten Gleischern euhen lasse, die so ernst und kalt, so fest und ruhig in dies buntbewegte Menschenleben blicken — sollte sich da nimmer das Zeichen finden lassen, das auch für den ungehemmten Wiebel dee Geschichte wenigstens das ahnen läßt, ohne welches wir zur Stunde die Hügel uns bedecken und die Berge über uns zusammenfallen heißen müßten? — —

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Musikalische Revue im Monat Januar.]

Am 13ten Januar gab der frankfurter Orpheus eine kleine Abendunterhaltung, die nur bis nach Mitternacht dauerte. Romanzen wechselten mit Chören, Clavier-Concerte mit Arien, Clarinette-Phantasieen mit chromatischen Trompeten, ganz im englischen Stylus. — Das Entrée war gratis — folglich kein Plätzchen mehr für meine Feder. — Die Stickluft des Kunstenthusiasmus trieb mich hinaus und auf dem Corridor angelangt schnaufte ich: Zuviel, zuviel!

Tags darauf vereinigten sich mehrere unserer ersten hiesigen Künstler, worunter Wild, Riesstahl ꝛc., der Declamatrice Auguste Kaufholz ein Concertchen im Hof von Holland zu veranstalten. Die arme Künstlerin hat aber ihr Eldorado hier nicht gefunden.

Die Museen vom 3., 17. und 31. Januar boten an Symphonieen: Beethoven A-dur, Mozart C-dur mit der Schlußfuge und Spohr's Weihe der Töne, an Ouvertüren: Schnyder von Wartensee's vortrefflich componirte aus seiner Oper Fortunat, und Meeresstille von Mendelssohn. Der

junge Schröder spielte das berühmte Clavier-Concert von Beethoven aus C-moll und Phantasie von Thalberg sehr wacker, Lieder von Lachner, Beauplan, Proch und Gollmick wurden gesungen, Contrabaß-Melancholie von Sachar, und Mozart's musikalischer Spaß wiederholt. Die einzige musikalische Novität in diesen 3 Musen waren also zwei Duetten von Gadussi, auf den Annoncen fälschlich von Massue angegeben, von der Capitain und Kratky mit allgemeinem Beifall vorgetragen. Die Edition von 3 Duetten Gadussi's ist ganz neu bei Schott in Mainz unter dem Namen Lyra erschienen, originellen Inhalts, und sehr zu empfehlen, wenn auch der Mangel guter Duetten minder fühlbar wäre.

Unsere beiden ersten Maskenbälle am 15. und 29. Januar im Schauspielhause sind in sofern mit zu den musikalischen Ereignissen zu zählen, als ein 50 Individuen starkes Orchester unter des frankfurter Strauß, Herrn Schecker's, Leitung als im Sinn des Worts erhebend bezeichnet werden darf. Dies Privatunternehmen unserer Theaterdirection hat große Opfer gekostet, aber wird sich schon im ersten Jahre reichlich rentiren, da der Andrang bei dem 2ten Balle gleich so stark war, daß zu wünschen wäre, die Direction opferte der Raumbequemlichkeit einen kleinen Theil der Recette. Jedenfalls führen diese Bälle zu einem gemeinsamen Interesse, was in Frankfurt schwer hält, da der Reiche in Person zu allgemeinen Vergnügungen mit beizutragen, sich nicht leicht veranlaßt fühlt. Der Reiz der Maskenfrei- und Strichheit, wir des Luxus haben uns schon den jovialen Rheinlanden so nahe gebracht, daß die Bleistiefel der Convenienz bereits ausgetreten sind und Banquier wie Mittelmann in Erfindungen origineller Masken wetteifern. Und so sieht Alles dem dritten mit freudiger Spannung entgegen. — Wie aber diese Entreprise auf Oper und Schauspiel rückwirken wird, ist eine Frage, welche der begradene Fasching beantworten mag.

Ich schließe mit den Neuigkeiten, daß Molique hier erwartet wird, daß unser Landsmann der junge Pianist Conrad Baldenecker, den das Handelsblad und der Avonddode neben Döhler stellt, noch immer in Holland fortune macht, obgleich sein Begleiter, der tüchtige Hornist Mayer schon längst nach Biderich zurückgekehrt ist; und daß zur nächsten Messe Benedikt's Oper „die Zigeunerin Warnung" einstudirt wird, was unter den deutschen Künstlern ein lebhaftes Interesse erweckt. C. G.

Notizen.

[Ausland und Inland.]

Bezeichnend für die kosmopolitische Selbstverläugnung der Deutschen ist, daß eines ihrer gediegensten und gelesensten Journale das Ausland allein, und zwar das Ausland im strengsten Sinne des Wortes cultivirt. Nur die entfernteren Winkel Europas beleuchtet die Fackel der deutschen Ausländirr. Am liebsten sendet das „Ausland" seine Touristen nach dem äußersten Thule, und wir wüßten wirklich kein französisches oder englisches Organ, das so werthvolle, detaillirte Berichte über Länder und Völker vom fernsten Ende der Welt brächte. Das Foreign Quarterly Review ist bei weitem nicht das, was unser „Ausland"; der Engländer ist zu seinem Glück viel zu eingefleischt nationell, um nicht alles Fremde durch die gefärbte Brille britischen Interesses zu sehen. — Aber thäte es nicht gerade den Deutschen noth, ein Journal im entgegengesetzten Sinne, ein „Inland" zu haben, wo Alles, was über Deutschland in unsern Journalen zerstreut herumflattert, gesammelt wäre? Es liefen da gewiß Berichte und Skizzen aus den vielen dunkeln Sackgäßchen, und teeris incognitis des zerstückten Vaterlandes ein, die uns so neu und fremdartig waren, wie die Bilder, welche das Ausland über die Basken, Walliser, Kosaken, Zigeuner und Kalmücken bringt. Das malerische und romantische Deutschland ist zu sehr Luxuswaare. Es wäre keine politische Gefahr dabei, wenn der Deutsche auch seine Heimath einmal mit der Diogenestaterne durchsuchte; es würde kein revolutionärer Funke auf Eure frommen Strohdächer, in die gelehrten Archive Eurer Rathhäuser fallen. Denn das deutsche Licht leuchtet nur, und zündet nicht; und wenn auch — habt Ihr vergessen, daß ein solches „Inland" in Deutschland nicht gelesen würde? —f—.

[Vetter Michel und Dr. Strauß.]

Clemens Gerke in seinem „Vetter Michel", einem Buch voll Zeitgeist und kräftigem, wenn auch oft verwildertem Humor, bemerke einmal verdrießlich, Dr. Strauß habe uns, wie ein geschickter Architekt, das baufällige Dach vom Gebäude des Glaubens abgehoben. Dies wäre ganz schön, und wir könnten nun den freien Sternenhimmel ansehen. Wir aber, wenn jetzt Schnee und Regen, oder Donner und Blitz über unser unbeschirmtes Haupt hereinbrächen? — Undankbarer Raisonneur! Glücklicher Weise braucht der Architekt nicht die Fassung zu verlieren; denn er kann dem grämlichen Jeremias, der so frivol ist, über das nach seiner Meinung zerstörte Jerusalem des Glaubens in Allegorieen zu seufzen, mit derselben Allegorie entgegnen: Wollt Ihr lieber, daß jenes morsche Dach Euch über den Kopf stürzt, und Euer Gehirn verwüstet, oder wollt Ihr der Gefahr, durchnäßt zu werden, ein Weilchen trotzen, bis ich oder ein anderer Baumeister ein neues Dach verfertigt? —f—.

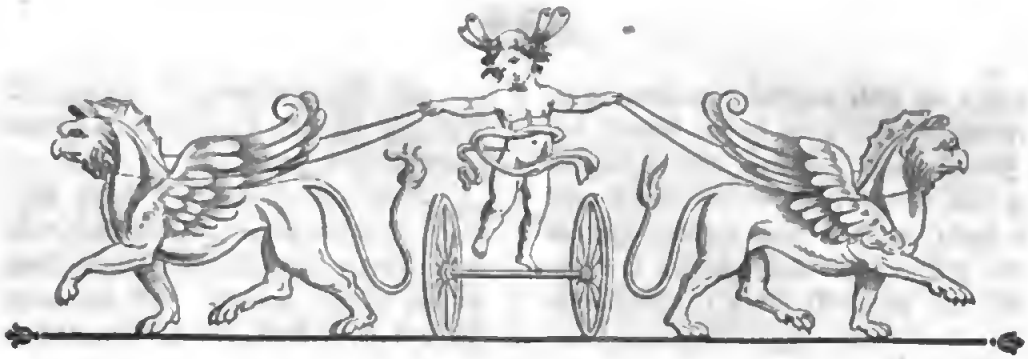
[Musikalische Kindereien.]

Ich will nicht an das Heer der Virtuosen, an die großen und kleinen Kinder, erinnern, die Musik machen, nicht um Musik zu machen, sondern um die Coquetterien ihres Instrumentes zu entwickeln. Ich meine zwei andere kindische Spielereien. Die Ungarn, man nennt sie ein großartiges Volk, umgürten Herrn Liszt mit einem Säbel! Die Polen, ein Volk mit tragischem Bewußtsein, zählen jetzt einen Fürsten Joseph Poniatowski zu den Ihrigen, der italienische Opern componirt und sie in Florenz mit Frau und Bruder vor dem Publicum selber singt. Wie kann man Pole sein, Poniatowski heißen und den Italienern Opernarien vorsingen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Verlagsbericht von Leopold Voß in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 34. — den 17. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

Ein Mährchen von Ernst Willkomm.

Klaus Saitenschlag war der beliebteste Biersiedler wohl fünf Meilen in der Runde, und deshalb bei großen Kindelessen, auf Hochzeiten und Klemsen ganz unentbehrlich. Weil nun Klaus dies gar wohl wußte, suchte er allen möglichen Nutzen daraus zu ziehen, was er um so lieber that, als er sich gewöhnlich allerhand Neckereien gefallen lassen mußte. Saitenschlag war nämlich ein höchst possierlicher kleiner Kerl, mit säbelkrummen dürren Beinchen, die einen gewaltigen viereckigen Körper zu tragen hatten, auf dem wieder ein dicker Kopf beinahe ohne eine sichtbare Spur von Hals hin und her wackelte. Das ganze Kerlchen maß genau drei Schuh fünf Zoll und anderthalb Linien, und wer den Klaus kannte, hieß ihn nur den Geigen- oder Pfeifenzweeg — denn der Biersiedler rauchte für sein Leben gern Tabak.

Diese verwachsene Gestalt diente, wie sich wohl denken läßt, allen Spottvögeln zur Zielscheibe. Klaus machte sich aber wenig daraus, wenn er sonst gut bezahlt wurde, ein schmackhaftes Gericht bekam, und vor Allem Tabak die Hülle und Fülle. Denn machten es ihm die Necker gar zu arg, so fehlte es ihm, wie den meisten verwachsenen Menschen, weder an Witz noch giftigen Redensarten, womit er die Ueberlustigen bei Zeiten vertrieb.

Um recht unabhängig zu leben und seine kleine Persönlichkeit mit dem Reize des Geheimnißvollen zu umgeben, hatte er seinen Geburtsort verlassen und sich etwa eine halbe Stunde davon in einem hübschen Tannenwäldchen, bei der sogenannten Bärenkirche, einem seltsam geformten Sandsteinfelsen, angesiedelt. Hier lebte er still vor sich hin, nur mit Ausübung seiner Kunst beschäftigt. Wer spät in der Nacht bei stillem Wetter von Bertsdorf nach Hörnitz ging, oder über den Breitenberg nach Großschönau, der hörte die bald klagenden, bald scherzenden Töne von Klaus Saitenschlag's Geige, und blieb, bezaubert von der lockenden Nachtmusik, oft länger stehen, als es ihm lieb war. Am Tage ward Niemand des kleinen Geigers ansichtig, des Nachts aber konnte man ihn oft genug aus dem Walde heraus über die Felder watscheln sehen, wenn er nach einem hellen Brunnen ging, um Wasser für seine Wirthschaft zu schöpfen, die er selbst eigensinnig in Ordnung hielt. Dieser Brunnen gehörte einem wohlhabenden Bauer in Bertsdorf, der dazumal Michael Simon hieß, von den Leuten aber nur Simon's Quielmichel genannt wurde, weil er jährlich eine hübsche Anzahl junger Bäumchen aus seiner Waldung zu Quielen verarbeiten ließ. Außer seinem Bauergute besaß Simon auch noch die Schenke des Dorfes, und weil er alle Sonntage Tanzmusik halten mußte, hatte er viel mit Saitenschlag, dem Geiger, zu schaffen, indem die jungen Burschen und Mädel immer eine Stunde länger nach des Zwerges Fiedel zu tanzen pflegten. — Simon wußte gar wohl, daß Klaus, ohne erst um Erlaubniß gefragt zu haben, seinen Brunnen benutzte, und oft zwar so stark, daß ihm fünf Minuten

Digitized by Google

lang das Röhrwasser im Hofe ausblieb, welches er jenem Brunnen entnahm. Die Leute hießen deshalb den Quell nur den Zweegbrunnen, Simon aber neckte und deohte oft genug dem Kleinen, daß er ihn einmal eecht tüchtig abstrafen werde, wenn er nicht aufhöre, ihm das Wasser zu stehlen. Allein Klaus lachte solchen Deohungen, ließ sich aufs neue die Pfeife füllen und strich munter seine Geige.

Einstmals nun, als Quirlmichel ein Kindelessen gab, hatte er den Zwerg nicht allein zu Gaste geladen, sondern ihn sogar zu Gevatter gebeten. Klaus nahm die Ehre hoch auf, ließ sich nicht fitzig finden, und band demnach seinem Patchen, einem Jungen, der ihm zu Ehren Klaus getauft wuede, ein ansehnliches Geschenk ein.

Bis dahin war Jedermann zufrieden gewesen, als es nun aber an ein Essen, Teinken und Tanzen ging, gab's viele Scherz- und Stichelreden, von denen die meisten gegen Saitenschlag geeichtet waeen. Der Geiger nahm sich eine Weile recht tüchtig zusammen, doch bald ward es ihm zu arg. Man tadelte seine Beine, seine langen düeren Arme; man speach sogae wegwerfend von seinem Geigenspiel und wollte es unanständig finden, daß er während desselben immerfoet rauchte.

„Klaus, Klaus," sprach untee bauchschütteendem Lachen der Kindelvater, „wenn Du nicht gieich auf der Stelle das Rauchen verschwöest, so darf die Gevatterschaft nicht geiten! Ich geb's nicht zu, so gewiß ich Simon's Quielmichel heiße! Und mein Junge wied Richel gerufen, wie sein Vater."

Klaus lachte, eauchte fort und stimmte seine Geige.

„Hast Du's gehöet, krummbeiniger Pfeifenzweeg?" fragte Simon nochmals."

Jetzt setzte Klaus seine Geige ab. „Gevatter," sprach er, vermenaglrt Euch, ich bitte, und zwingt mich nicht, Peaktiken zu geigen. Ich bin Eures Jungen Pathe, und der Junge heißt Klaus, bei meinen Kindern!"

„Bei seinen Kindern!" scheie lachend die ganze Gesellschaft.

„Wo hast Du denn Deine ehrsame Ehehälfte gelassen?" fragte Simon. „Welch Mädel hat sich Dir Zwirbelbein denn autrauen lassen, und wo, sag' mir's, Klaus, ist denn dee Pfaee' ordiniet worden, der Dich mit einem vernünftigen Weibsbilde nach Sitte und Brauch zusammengegeben?"

Der kleine Geiger eauchte, daß man ihn durch den Dualm hindurch kaum sehen konnte. „Dummes Volk," murmeite er halblaut, „als ob unser eins wie das gemeine Menschenvolk leben müßte!"

„Ei Du Heidenvogel," versetzte Simon, „wart', Dich zeig' ich an; Du sollst mie Kirchenbuße thun mit sammt Deiner Fiedel!"

„Halt' ein, Gevatter!" sagte der Zweeg mit zornigem Stienrunzeln. „Macht mich nicht rapplig, oder meine Kindee sollen Die und Deinem Jungen noch grauenhaft zu schaffen machen! Gib mir lieber neuen Tabak. Ich und mein Volk, wir rauchen nun einmal gern."

„Er ist veerückt! Der Hochmuth hat ihm seinen Wirrkopf vollends veedreht," sagte Simon. „Gott behüte mich vor einem verrückten Gevattee!"

„Beileibe, beileibe!" fiel ein alter Invalide ein. „Es wied schon so sein, wie's die Keabbe sagt. Darum ist er auch 'naus gezogen zur Bäeenkieche, di: sonst kein rechtschaffener Cheistenmensch besucht."

„Was soll denn sein?" feagte Simon.

„Na," fuhr der Invalid foet, „habt Ihe denn Euer Lebtage nichts von den Eedmänneln oder Zwergen gehört, die seit Jahrtausendeu unterirdisch in Höhieu und Schlüften ihr unheimlich Wefen teeiben? Das ist gerade eine Soete von schabernäckischen Halbgeistieen, die einem Keel, wie der Klaus ist, recht zu passe kommen. Das Zwergenvolk hat es nämlich in der Art, sich alle funfzig Jahee einen König zu wählen, und zwar einen wieklichen Menschen. Daß solch eine Majestät zweegaetig ausstaffiet sein muß, seht Ihr, das meekt jeder Faseihans. Wen abee die Zweege nun just auf ihren Theon eeheben, den begaben sie auch zugleich mit allerhand wundersamen Talenten, als da sind: kunstreiches, hocherquickliches Geigen-, Flöten- oder Claeinettenspiel, die Kunst, prächtige Ulbeen zu machen, Mond und Sonne zu veefinstern und Aehnliches. Einstmals hat es sogar einen Zweegkönig gegeben, der war ein Schuster sonder Gleichen. Setzt sich die Fratze hin, läßt sich ein siebenzigtausend Felle von allerhand Vierfüßlern kommen und nun geht's: Schnipp Schnapp, Piff Puff; eile Dich, stich mich nicht! und in reichlichen drittehalb Stunden ist der ganze Plunder verarbeitet, und Schuhe, Stiefletten, Gamaschen, Reiter- und Deagonerstiefeln für fünfmalhunderttausend Mann, für ihre Weiber und Kinder, sind alle fix und feetig; hat kein Mensch gesehen, wie er den Rummel zusammengeschmissen! Und nun gebt Acht, der Klaus Saitenschlag hat eine ähnliche Verbrüderung mit den Erdmänneln angezettelt! Darum thut ee auch so patzig und bildet sich 'was ein auf sein Spiel, sein Rauchen und sein ganzes verfängliches Unwesen."

„Gut," sagte Simon, „ist Klaus dee Zwerge König geworden, so soll er mir auf der Stelle ein Kunst-

Digitized by Google

stück machen. Und das sag' ich Euch Allen, Jung und Alt, es stopft ihm Keiner mehr seine Pfeife, es füllt ihm Keiner mehr sein Glas, bis er gezeigt hat, daß ee ohnmächtig niederfällt, und Glas und Pfeife sich von selber füllen!"

Klaus wollte Einwendungen machen, die Gäste waren aber einmal in Lust und Schabernack so tief hineingerathen, daß sie sich jetzt an der Angst des von jeher verspotteten armen Schelmes erst recht zu weiden gedachten. Der Zwerg bat, drohte, fluchte; ee schlug um sich, wie ein Toller, schrie, tobte und wollte fortlaufen: allein man hielt lachend, den Unbändigen, band ihn unter ausgelassenen Späßen an die große Säule in der Mitte des Zimmers, und gab ihm dann die Geige in die Hand. So gezwungen half weiter kein Widerstreben; dee arme Zwerg mußte geigen.

Das that ee nun auch, aber so fürchterlich herzbrechend, daß den Zuhörern mehr und mehr himmelseelenangst wuede. Die Augen des Zwerges rollten wie kleine Feuerkugeln in ihren Höhlen umher, sein Gesicht ward bleich und immer bleicher, und dee kalte Schweiß lief ihm steomweis von der Stirn herab. Nichts destoweniger geigte er unabläßig, jetzt lustig, jetzt wieder traurig, einmal langsam, das andremal wieder schnell, und wer sich verleiten ließ, ein Tänzchen zu veesuchen, dee hatte eecht von Glück zu sagen, wenn ee vom Plane kam, ohne sich die Schwindsucht geholt zu haben. Denn wer einmal anfing, konnte nicht eher wieder aufhören, bis es Klaus Saitenschlag gefiel, eine Pause zu machen.

Dieser geausame Scherz währte bis gegen Mitternacht. Da endlich bewilligte man dem Gepeinigten Trank und Speise, so wie eine Pfeife Tabak. Man band den Geiger los; allein wie verwunderte sich die ganze Gesellschaft, als jetzt wirklich des Zwerges Pfeife schönstens gestopft war, sein Glas gefüllt vor ihm stand, ohne daß Einer von den Gästen die Hand gerührt hatte! War man zuvor ausgelassen gewesen, so ward man jetzt mäuschenstill und gar kleinlaut. Dagegen stimmte nun Klaus einen andern Ton an. Mit einer spöttischen Verbeugung leerte er das wunderbar gefüllte Glas, zündete sich die frisch gestopfte Pfeife an und sprach, seine Geige unter den Arm nehmend:

„Schönsten Dank, Gevatter, für Euer Kindeleffen! Es hat mir Alles sondeelich gut geschmeckt, Redensarten, Bier, Tabak und Spiel, und seid versichert, Gevatter, daß ich mich in Zeiten bei Euch abfinden werde. Was mein Pathchen anbelangt, so heißt Ihr den Jungen Klaus, wenn Ihr Eures Lebens nicht überdrüssig seid! Euch selbst beteeffend, lieber Quirlmichel, so denk' ich Euch noch zu gutee Stunde unter meinen lieben Kindern ganz gemächlich zu verrauchen. Bis dahin Gott befohlen!"

Nochmals machte der Kleine eine spöttische Verbeugung und trollte ab. Die Zurückbleibenden hörten ihn bald darauf lustig seine Fiedel streichen, und Einige, welche die Neugier ins Freie teieb, wollten behaupten, er sei mit wunderbarer Schnelligkeit übee die Felder fortgesäbelt, rings um ihn aber habe ein heller Schein gezittert, in dem man zuweilen kleine Körperchen habe unterscheiden können.

Was daran wahr, was blos eingebildet sein mochte, kam niemals recht an den Tag, und man hätte wohl auch nicht mehr davon gesprochen, wäre nicht gleich am andern Morgen das Geschrei im Doefe entstanden, Pfeifenzwerg sei des Nachts im Felde verunglückt, und liege nun mausetodt, die Geige unter sein breites Kinn geklemmt, den Fiedelbogen noch über den Saiten, auf Quirlmichel's Grund und Boden.

Das halbe Dorf, die Gerichte*) an der Spitze, lief jetzt natürlich hinaus. Simon ließ auch nicht lange auf sich warten, und richtig, da lag der arme Zwerg todt auf dem Felde! Sein Kopf steckte zur Hälfte in dem Zwergbrunnen, den er wahrscheinlich in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. Genug, Klaus Saitenschlag war gestüezt und hatte sich zu Tode gefallen.

Quirlmichel'n gereute jetzt sein Uebermuth. Die spöttischen Worte des Zwerges klangen ihm noch in den Ohren, und es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Um aber doch noch etwas Gutes an dem Todten zu thun, ließ er ihn auf seine Kosten mit Leichenpredigt, Trauerepistel, Colleete und Segen prächtigst begraben, und ihm sogar einen zierlichen Leichenstein hauen, der in recht leseelicher Schrift die Vorzüge und Tugenden des ehemaligen Geigers zur Schau trug und auf die Nachwelt brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Ständeversammlung, Scheffer, Huber.]

Wir haben hier wiedee Ständeversammlung, d. h. wir haben hier wiedee Landstände, die sich wöchentlich zweimal

*) Schöppen.

versammeln. Wenn ich mit dieser wichtigen Nachricht meinen Bericht eröffne, so geschieht dies jedoch nicht aus dem Grunde, als hielte ich die diesmalige Ständeversammlung etwa für das Wichtigste, was wir hier haben, sondern lediglich um deswillen, weil man doch mit Etwas anfangen muß, und weil ich nicht gern zu Denen gehören möchte, die meinen, mit der jetzigen Ständeversammlung wäre nichts anzufangen. Ich bin im Gegentheile der Ansicht, daß mit ihr Alles anzufangen ist, wenn auch gerade nicht Alles zu beenden. Es heißt freilich: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Und dabei die bekannte boshafte Akustik des Ständesaales, wobei Niemand den Andern verstehen kann! und die Heizung aus den Wänden, so daß die Mitglieder die Wärme immer im Rücken haben, statt im Herzen! Ist's da noch zu verwundern, wenn's nicht immer so geht, wie's wohl sollte? —

Uebrigens zählt die jetzige Ständeversammlung sogar einige literarische Berühmtheiten, unter Andern Heinrich Scheffee, den Verfassee dee „Wanderjahre", der „Crayonskizzen", „Bilder ohne Rahmen" ꝛc., zeitigen Bürgermeister zu Kirchhain; ferner Professor Huber aus Marburg, Verfasser der spanischen Skizzen und nebenbei Sohn der bekannten Theese Huber. Ueber das Wirken des Erstern sind die Ansichten noch getheilt. Doch hat er wenigstens den Beweis geliefert, wie wenig Grund vorhanden war, ihm mitunter ein Hinneigen zu revolutionären Tendenzen vorzuwerfen; denn sein Auftreten war bisher ein äußerst gemäßigtes, wie sich dies denn auch bei seinem in der Geschichte der hessischen Staatsmänner und alten Geschlechter berühmter Namen nicht anders erwarten ließ.

Huber hat vee einiger Zeit einen selbstständigen Antrag in der bekannten rotenburger Angelegenheit gestellt. Die deshalbige Begründung ist jedoch ein solches logisch-juristisch-publicistisches Curiosum, daß ich unzielsetzlich dafür halten möchte, Here Huber habe sich selbst, die Ständeversammlung und die Staatsregierung zu gleicher Zeit mystificiren wollen. Im Vertrauen, Herr Professor, ich bliede ein andermal zu Hause und schriebe spanische Skizzen.

Das Interessanteste, was bis jetzt zur Sprache gekommen ist, bleibt die Verhandlung über die Abschaffung, resp. Beibehaltung der Stenographen. Bisher waren nämlich immer einige Schnellschreiber gehalten worden, um durch deren Hülfe die Abfassung möglichst vollständiger Verhandlungen zu bewirken. Die Bedeutung dieses Instituts liegt auf der Hand, wenn demerkt wird, daß der Druck der landständischen Verhandlungen lediglich von den Ständen, ohne Einfluß der Censur, abhängt. Darum mochte es denn aber auch hier und da einiges Mißbehagen erregt haben, und darum stellte unlängst der standesherelliche Bevollmächtigte Bähr den Antrag, die Stenographen zu entlassen und sich künftig mit den kurzen Aufzeichnungen des Landsyndikus zu begnügen. Ob ihm die Ständeversammlung beipflichten wird, steht zu bezweifeln. Auch wäre dies schon um deswillen nicht zu wünschen, weil sonst die teefflichen Reden des Herrn Bähr selbst verloren gehen würden, die doch anerkanntermaßen von der Art sind, daß sie nicht blos auf die Nachwelt, sondern wo möglich auch auf die Vorwelt zu kommen verdienen. Mindestens gehören sie dem Mittelalter mehe an als dem neunzehnten Jahrhundert, wenn sie nicht gar in die antidiluvianische Zeit hinüberreichen. —

Die bekannte, fast möchte man sagen berüchtigte Frage, über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher ist über die Verhandlungen der Ständeversammlung etwas ins Vergessen gerathen. Nachdem einige und zwanzig Broschüren erschienen sind, und man die Sache recht gründlich, zum Theil auch recht populär, und zum Theil sogar (ich erinnere an die unfläthige Vilmar'sche Schrift) recht pöbelhaft behandelt hat, ruht man sich ermüdet aus und harrt, bis der Gegner von neuem losschlagen wede. Manche wollen die Sache auf dem Landtagr zur Sprache gebeacht wissen, Andere verlangen die Zusammenberufung einer Synode, noch Andere — und das sind offenbar die Vernünftigsten — wollen keines von Beiden, sondern finden den neuen Revers ganz in der Ordnung, und trauen der Regierung Kraft genug zu, dabei zu beharren. Was sollen uns Synoden wenigstens in dogmatischer Beziehung? Synoden und Colloquien haben fast niemals geeinigt, wohl aber häufig getrennt. Will man ja eine Synode, so beschränke man wenigstens deren Wirksamkeit auf das Kirchenregiment und dehne es nicht auf das Dogma aus. Dort wird sie hinreichende Beschäftigung finden, hier würde jede Aenderung zu neuen Spaltungen führen.

Bickell und Henkel, die Hauptwortführer der beiden Parteien, halten sich schon seit längerer Zeit still. Letzterer hat zwar versprochen, innerhalb eines Jahres noch ein größeres Werk über die Streitfrage erscheinen zu lassen; indessen wird's wahescheinlich beim Versprechen bleiben. Bickell soll ebenfalls an einer größern Schrift aebeiten, und die wird dann auch ohne Zweifel erscheinen; denn was ein ehemaliger Professor schreibt, bleibt nicht leicht ungedruckt. In welcher Weise übrigens die Abhandlung Bickell's über die Verpflichtungsfrage, welche eine so unverdiente Berühmtheit erlangt hat, verfaßt ist, mag unter anderm der Excurs über die Bedeutung des Wortes „berücksichtigen" zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Beurmann's Deutschland.]

Im vierzehnten Heft gab Beurmann eine interessante Monographie von der freien Stadt Frankfurt.

[Allg. Theaterlexikon.]

Im dritten Heft des zweiten Bandes finden wir eine Geschichte der deutschen Bühne von H. Marggraff.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 35. — den 18. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

(Fortsetzung.)

Nun dauerte es aber gar nicht lange, so zischelten sich die Nachbarn allerhand wunderliche Gerüchte in die Ohren. Es hieß, auf Quirlmichel's Garten sei es des Nachts nicht geheuer, auf seinem Feldwege spuke es, und komme man gar in die Gegend des Zwergbrunnen, so vergehe einem vollends Hören und Sehen! Erkundigte sich Simon genauer nach diesen verfänglichen Reden, so wollte Niemand etwas wissen, Einer entschuldigte sich mit dem Andern, es ward Alles für bloße Verleumdung ausgegeben, und was man in solchen Fällen der Beruhigung wegen mehr zu sagen pflegt. Verdroß nun Simon auch dies alberne Geschwätz der Leute, ganz unterdrücken ließ es sich doch nicht; denn es verstrichen keine zwei Monate, so hatte Dieser und Jener wirklich etwas gesehen. Kurz, das Ende des ganzen Heimlichthuns, Kopfschüttelns und Zischelns war, daß sich der verunglückte Klaus Saitenschlag in hellen Mondnächten bei Quirlmichel's Hause, die Geige spielend, sehen lasse. — Töne hatte freilich Niemand gehört, aber die Gestalt des Zwerges wollten Viele wiederholt vom Felde haben hereinschweben, das Haus umkreisen und alle Gesten eines Geigenspielers dabei machen sehen. Manche behaupteten auch, es folge dem Geiger ein Schwarm kleiner „Gockellichter", die ein eigenthümliches Geräusch verursachten, das noch am passendsten mit dem Geklapper kleiner Hämmerchen zu vergleichen sei. Begegne der Zwerg und sein Lichtgefolge einem Menschen, so raste er, bis dieser vorüber sei, und verfolge dann ruhig seinen Weg. Neugierige, welche der Erscheinung nachgeschlichen waren, betheuerten hoch und heilig, Zwerg und Lichter seien zischend in den Brunnen auf Quirlmichel's Felde gefahren, und sonst habe man nichts weiter von dem gespenstischen Zuge sehen können.

Von alle dem konnte Simon, so viel Mühe er sich auch gab, nichts entdecken, und da ihm die angebliche Erscheinung seines todten Gevatters nicht belästigte, so ließ er die Leute reden. Sein Schweigen brachte auch wirklich alle Gerüchte ziemlich in Vergessenheit, allein nun machte sich eine andere fühlbare Unbequemlichkeit in seinem eigenen Hause bemerkbar. Der junge Klaus nämlich konnte noch kaum laufen, als er auch schon eine höchst verdrießliche Gabe zum Geistersehen zeigte. Diese steigerte sich mit den Jahren, und bald verging kein Tag, keine Nacht, wo Klaus nicht etwas Absonderliches zu erzählen hatte. Seine Erlebnisse waren aber meistentheils von der Art, daß schon ein recht stockgläubiges Christengemüth dazu gehörte, sie zu glauben. Da nun von Klaus' Zuhörern keiner über die Maßen gläubig gesinnt war, so hielt Jedermann die Erzählungen des Knaben für rechtschaffene Aufschneidereien, und der arme Geisterseher bekam zu seines Vaters nicht geringem Aerger den Spitznamen, „Quirlmichel's Lügenklaus."

Jedem Nachdenkenden mußte es jedoch auffallen, daß alle Begegnisse des jungen Klaus jederzeit in enger Verbindung mit dem verrufenen Brunnen auf seines

Digitized by Google

Vaters Felde ſtanden. Dort ſah er ungeheure Rieſenflammen leuchten, Geld brennen, von ſeltſam geſtalteten Leutchen Tänze aufführen. Erde, Sand, Glas, ſogar Silberſtücke flogen ihm an den Kopf, ohne daß er dadurch verletzt wurde, und fuhr er mit dem Leiterwagen an dem Brunnen vorüber, ſo mußten ſich ſeine guten Pferde oft eine Viertelſtunde lang abmartern, ehe ſie den leeren Wagen von der Stelle beingen konnten. Die Räder waren wie gehemmt, und doch konnte man nirgends ein Hinderniß bemerken.

Auch an dieſe Vorfälle hätte ſich wohl der alternde Simon nach und nach gewöhnt, aber nun mußte er mit Schrecken ſehen, daß ſein ſchönes Vermögen auf einmal immer mehr zuſammenſchmolz. Und doch lebte er ſparſam, wie vordem, ja er knickerte ſogar. Der Ertrag ſeiner Aecker, das Einkommen ſeines Quirlhandels vermehrte ſich! Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Simon klagte den Nachbarn ſeine Noth, fragte ſie um Rath, erzählte es dem Paſtor. Alle gaben auch ihre drei Heller zum Beſten, es fruchtete aber doch nichts. Der große Junge ward täglich mehr zum Geiſterſeher, und die Geſtalt des Zwerges, ſagte man, ſchwebe alle Nächte um Simon's Gehöft. — Zuletzt, um doch einen Grund zu haben, behauptete der Alte, ſein eigener Sohn beſtehle ihn! Es kam zwiſchen Beiden zu heftigen Auftritten, zu Zank und Streit, und endlich ſogar zum Proceſſe, da Simon ſeinem „großen Jungen" die väterliche Einwilligung zur Verheirathung mit einem redlichen, etwas derben, aber armen Mädchen, verweigerte.

Während nun Vater und Sohn weidlich mit einander rechteten, die Advocaten ſich darob die Hände rieben und aus Quirlmichel's Stalle mancher gute Braten in ihre Küchen flog, ſchmolz das Vermögen des Altbauers immer mehr zuſammen. Die Nachbaen, wohl einſehend, daß Simon den Sohn fälſchlich in Verdacht habe, halfen ſich, wie immer in ſolchen Fällen, durch Vermuthungen und Vorausſetzungen, und ſo ging denn bald das Gerücht: die Zwerge zernagten Quirlmichel's Vermögen, von Mund zu Munde.

Simon, dem alle dieſe Reden zu Ohren kamen, wurde zuletzt fuchswild. Er fluchte, lärmte, tobte und raiſonnirte, daß ſeine Dienſtleute beſorgt wurden um den Verſtand ihres Herrn. Der Aerger magerte ihn dabei gänzlich ab, und der Geiz, der ſich völlig ſeiner Seele bemächtigt hatte, trieb ihn ruhelos umher, um, was ihm noch übrig geblieben, ſorgſam zu hüten und zu verwahren. Da lief er denn des Nachts mit ſeinem düſter brennenden Lämpchen von Kammer zu Kammer, in beiden zitternden Händen lederne Geldbeutel tragend, verſchloß ſich in den verſteckteſten Winkel, und zählte und zählte die Thaler mit einer Angſt und Haſt, daß ihm der kalte Schweiß von der Stirne troff. Wie oft er aber auch ſeine paar Gäuen zuſammenaddiren mochte, ſie verminderten ſich mit jedem Male um einige Thaler! Es war nicht anders, als ob der Teufel ſein Spiel mit ihm habe, und das Geld, jedem menſchlichen Auge unerkennbar, in der puren Luft zerrinne!

Einſtmals brach Simon darüber voll Wuth in die gotteslaſterlichſten Reden aus. Er verſchwor ſich hoch und theuer, Leib und Seele dem Teufel und ſeinem Gevatter verſchreiben zu wollen, wenn ihm Einer oder der Andere nur wieder zu ſeinem Gelde verhelfen könnte! —

Ein altes Sprichwort ſagt: „Gibſt Du dem Teufel den kleinen Finger, ſo nimmt er die ganze Hand," und das ſollte Simon auf der Stelle erfahren! Denn kaum hatte er ſich ſatt geläſtert, als auch mit einem Male die Geſtalt des Zwerges vor ihm ſtand, Geige und Fiedelbogen unter'm Arm, und ſich zu einer Unterhandlung mit dem Bauer anſchickte.

„Gevatter," ſprach der Geiſt des Zwerges ausnehmend leutſelig, „hier bin ich, um alle Deine Wünſche zu erfüllen, wenn Du mir nach dem Tode Deinen Kopf vermachſt."

„Scher' Dich zum Teufel, krummbeinige Geſpenſtercreatur!" ſchrie Simon zornig und fuhr dem Zwerge mit der Lampe um den Bart, daß wenig fehlte, der ganze Dunſt hätte ſich lichterloh entzündet.

„Nicht ſo hitzig, Gevatter Quirlmichel," erwiederte Klaus Saitenſchlag, ſetzte ſich auf eine Lade und fing an ſeine Geige zu ſtimmen. „Wie wär's denn, Gevatter," fuhr er fort, „wenn wir eins geigten und Du eins tanzteſt? Ich kann ſagen, ſeit ich Urlaub aus dem Leben genommen habe, bin ich ein perfecter Geigenſpieler geworden, und wer nach meinem Striche tanzte, der hat's nicht genug loben können. Du wirſt nun freilich kein Liebhaber vom Tanze ſein in Deinen Jahren, wenn Du aber für jeden Schritt einen Ducaten kriegſt und für einen Hopps etliche, ſtrengſt Du Dich wohl ein Bischen an? He?"

„Für jeden Schritt 'nen Ducaten!" rief Simon und raſchelte mit den leeren Beuteln. „Donnerwetter! Zahlſt Du Kremnitzer oder Holländer, lieber Klaus Saitenſchlag, oder fallen ſie untermengt?"

Digitized by Google

„Vollwichtige Kremnitzer," sagte der Zweeg und lachte, daß ihm dee Bauch schütteete.

„Doch wie steht's mit Deinem Kopf? Krieg' ich ihn?"

„Laß mich ungeschoeen!" fuhr Simon auf.

„Ei, Gevatter, ich bin ja kein Türke," sprach der Zwerg. „Was Dir von Haaren noch übeig geblieben ist, verspeeche ich Dir zu veegolden, den Kopf aber muß ich haben, sonst kann's nichts werden mit den Keemnitzeen."

„Und was willst Du denn anfangen mit meinem Kopfe, lieber Ducatenklaus?" seagte Simon.

„Das ist meine Sache! Genug, ich keümme Dir kein Haar und will Die Dein Hertel *) schon warm halten; das verspreche ich bei den Keemnitzern!"

Simon schwieg ein Wrilchen. Er dachte: was thu' ich nach dem Tode mit dem Kopfe; es kann mie gleichgültig sein, wer ihn hat. Ducaten aber sind Ducaten und eine sehr werthvolle Gottesgabe. Am besten wird's also srin, ich gehe den Handel ein. „Topp!" rief er, „Gevattee, es gilt! Du solist meinen Kopf haben; dafür will ich einen Drehee tanzen zu Deinem Spiel. Nur zieh' ihn nicht zu lang aus und laß hübsch viel Ducaten fallen."

Der Zwerg lachte wie ein Brummbär, ohne zu antworten. Mit Blitzesschnelle saß seine Geige am Kinn — ein paar Probestriche und der Tanz ging los, Klaus Saitenschlag fiedelte, daß die Balken und Sparren im ganzen Hause zitterten, Simon aber mußte springen und mit den Füßen Triller schlagen, die ein gelernter Groteskänzer in seinem Leben nicht zu Stande gebracht hätte. Das abgemagerte Männchen hatte wohl an die zwanzig große leere Geldbeutel in den Händen, die es sorgsam festhielt. Wie es nun anfing zu tanzen und zu springen, siehe, da fielen bei jedem Triller, jedem Fußgezappel, wohl ein paar Dutzend und mehr echte Kremnitzee von seinem Kopfe herunter in die Beutel, daß diese sich schnell füllten, und dem Tänzer es schwer wurde, die gewichtigen Geldsäcke zu halten. Er freute sich abee so über alle Maßen des zurückkehrenden Reichthums, daß er in ein jauchzendes Gelächter ausbeach, immer tolleee Speünge machte und mit gieeigen Augen die blinkenden, klingelnden Goldstücke verschlang, die wir ein Jupiterregen sich rings um ihn her eegossen.

Noch war keine Viertelstunde veegangen und schon strotzten die Beutel in Simon's Händen. Immerfort geigte der Zwerg und dee alte Bauer sprang bis hoch an die Decke. Aber die Gelenke knackten ihm unter der Last des Goldes, das er trug, und doch konnte ee die Beutel nicht wegsetzen, denn sie blieben ihm in den Händen wie angewachsen. Seine Kräfte schwanden, die Gedanken vergingen ihm.

„Lie — lie — bee Gr — ge — vat — ter," stotterte Simon, „i — ich ha — habe ge — ge — nug. Sei — seid so — o gu — gut, u — und hört au — auf zu spie — le — len."

Der Zwerg aber achtete nicht auf die Bitten des alten Baues. Er lachte wiedee wie ein Bär und steich jetzt erst recht seine Geige. Quirlmichel tanzte also weltee, stöhnend, mit matt auf die Brust herabsinkendem Haupte. Zum Trillerschlagen hatte er keine Keäfte mehr; ee sprang nur noch wie ein Fedeeball gerad' in die Höhe. Fort und fort klingelten dir Ducaten, die Säcke wuchsen zusehends, und so dauerten Spiel und Tanz eine volle Stunde. Endlich essen dem Bauer die Gelenke ab, mit sammt den Händen fielen die Geldsäcke zu Boden. Der Tänzer sprang noch einmal in die Höhe — da verstummte Klaus Saitenschlag's Spiel, und nun stüezte Simon eodt zu Boden. Jetzt ergab es sich, daß der hinteelistige Zwerg dem armen Teufel alle Haare in Gestalt von Ducaten vom Kopfe heruntergegeigt hatte. Simon's Schädel war glatt und sauber wie geschoren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Provincialismus für: Kopf.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Fortsetz.)

[Dialectik in Cassel, Malerei.]

Nach dem Abtreten Hassenpflug's scheieb nämlich das neue Ministerium den vielbesprochenen Revers voe, wonach die evangelischen Geistlichen geloben sollen, daß sie „die cheistliche Lehre nach Inhalt dee heiligen Schrift und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnißschriften dee evangelischen Kirche" ꝛc. verkündigen wollen. Das war nun Heern Bickell bedenklich. Er meine, nach dee Natur der Sache und den alten hessischen Kirchengesetzen müßten die Geistlichen bei ihren Vorträgen die Glaubenssätze der augsbueger Confession „unbedingt zue Richtschnur zu nehmen". Nun sei abee „gewissenhafe berücksichtigen" nicht so viel als „zur Richtschnur nehmen"; folglich müsse der Revers geändert werden. Dabei liefert ee denn zur Darthuung des Mitteigliedes jenen Ereers, der so eigenthümlich ist, daß ich der Versuchung nicht wideestehen kann, einen Theil davon wörtlich miezutheilen.

„Etwas beeücksichtigen (sagt B. S 32.) heißt nicht etwa, dasselbe als Richtschnue befolgen oder als wahr annehmen, sondern vielmehr nue so viel, als es in Erwägung

oder in Betracht ziehen, dergestalt, daß man es zwar nicht ignorirt oder mit Verachtung übersieht, aber es auch verwerfen kann, wenn man es nach stattgefundener Erwägung für unrichtig hält. Daß dieses die richtigere Bedeutung des erwähnten Wortes sei, ist mir zwar bei dem vielfachen Gebrauch, den ich selbst im gemeinen Leben davon habe machen hören, niemals zweifelhaft gewesen, und sie ist mir auch bei eingezogener weiterer Erkundigung von den bedeutendsten Sprachforschern auf das bestimmteste bestätigt worden; indessen wird es sehr leicht sein (!) diese Bedeutung auch durch Belege aus anerkannten Schriftstellern bestimmt nachzuweisen. Adelung in dem Wörterbuche der deutschen Sprache sub voc. „Rücksicht auf etwas nehmen" (was identisch mit „etwas berücksichtigen" ist, s. Weber kritisch erklärendes Wörterbuch, Leipzig, 1838, s. v. berücksichtigen) bezeichnet diesen Ausdruck durch die Worte: „es dabei mit in Betrachtung, in Erwägung ziehen". Der bekannte juristische Schriftsteller Linde bemerkt in seinem Handbuche des Processes, B. 4. (Gießen 1831.), Vorrede S. IX. daß die Beardeitung einer neuen (also von der bisherigen wenigstens theilweise verschiedenen) Gesetzgebung nur dann dem Bedürfnisse entsprechen werde, wenn der vorhandene Rechtszustand „berücksichtigt" werde. Mühlenbruch (Lehrb. der Pand. Bd. 1. Halle, 1837, Vorrede S. XV.) sagt: auch die neueste Literatur sei „sorgfältig von ihm berücksichtigt worden"; es versteht sich von selbst, daß er hiernach zwar wohl die Ansichten der neuesten Schriftsteller sorgfältig erwogen, aber nicht selten auch in Folge dieser Erwägung verworfen habe, wie z. B. der §. 158. Note 4. zeigt, wo mehrere in der neuesten Zeit aufgestellte Ansichten über Restitution erwogen und als unrichtig verworfen werden (vergl. andere Stellen §. 160. Note 1.; §. 201. Note 11. u. s. w.). Entscheidend ist endlich eine Stelle aus Bangerow's Leitfaden für Pandektenvorlesungen (Marb. 1839. Bd. 1. Vorr. S. III.), worin es heißt: „Außerdem darf aber auch der Lehrer sich nicht blos auf die Entwickelung seiner individuellen Ansicht beschränken, sondern auch die abweichenden Meinungen Anderer haben Anspruch auf Berücksichtigung". Also berücksichtigt müssen die Schriften Anderer werden, obgleich man natürlich von ihrer Ansicht abweichen kann", u. s. w. u. s. w.

Ich frage mit Recht: kann man sich etwas Gründlicheres denken? Und doch — wer sollte nicht wenigstens noch Ein Citat vermissen? Wie würde man nicht erst von dem, was zwar noch Niemand bezweifelt hat, das sich aber doch, wie man sieht, sehr gründlich beweisen läßt, überzeugt sein, wenn sich Herr Bickell noch auf die schlagende Stelle im Eckensteher bezogen hätte, wo Nante sagt, daß sein Rock schon „stark berücksichtigt" sei! —

Man sieht, daß Herr B., der unter Hassenpflug Oberappellationsrath in Cassel wurde, früher Professor war. In Marburg nämlich, wo er sich damals den Namen eines Savigny des kanonischen Rechts erwarb, nebenbei für die kalenderger und schaumburger Meierverhältnisse schwärmte, und das „organische Entwickelung" nannte, was Andere ein Festhalten am veralteten Plunder schalten. Es gibt in Deutschland sogenannte Historiker, die ohne Geschichte nicht fertig werden können, die weder essen noch trinken würden, wenn sie die Bedeutung, die Entstehung und organische Entwickelung dieser Functionen nicht historisch zu entwickeln vermochten, und die in die größte Verlegenheit von der Welt kommen würden, wenn sie einmal, wie Adam, von Vorn anfangen müßten. Mancher von ihnen ist aus Versehen um einige Jahrhunderte zu spät, als ein completer Posthumus des Mittelalters, auf die Welt gekommen.

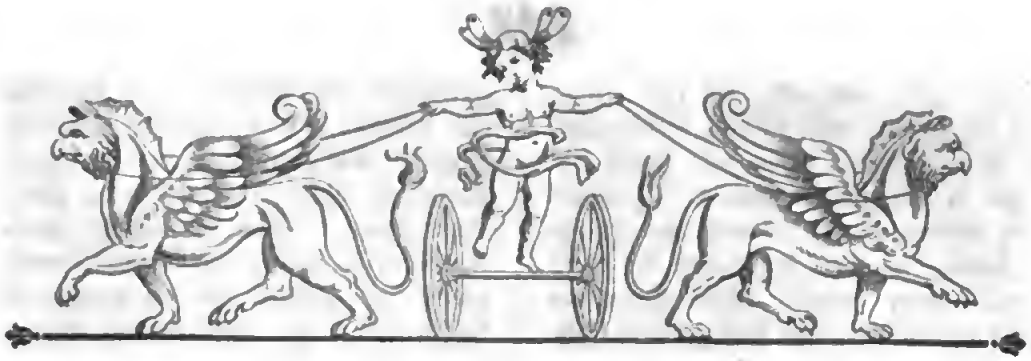
Ich komme auf Kunst und Literatur. Von ersterer ist Manches, von letzterer Wenig zu berichten. Am meisten wird unter den schönen Künsten bei uns die Malerei repräsentirt und cultivirt. Cassel zählt in der That mehrere vortreffliche Maler, namentlich im Fach der Landschaft, und daneben ist auch das Publicum gar nicht so unempfänglich für deren Productionen, wie dies wohl bei andern Kunstleistungen hier und da der Fall ist. Es gehört wenigstens zum guten Tone, Mitglied eines der beiden Kunstvereine zu sein. Ist damit nun auch für die innere, lebendige Theilnahme Nichts bewiesen, so geht doch immerhin ein solches Interesse daraus hervor, das der Kunst und ihren Jüngern nur förderlich sein kann. Zu bedauern ist es nur, daß eben durch das Bestehen zweier Vereine die Interessen getheilt und die Kräfte zersplittert werden — ein Uebelstand, der lediglich durch die tadelnswerthe Verwaltung, insbesondere durch unzeitige Protectionen und unverdiente Begünstigungen Seitens des ältern Vereines herbeigeführt worden sein soll. Auch bei der letzten Ausstellung hat sich das Comité desselben wieder vielfachen Tadel hinsichtlich einzelner Ankäufe zugezogen, so daß sogar mehrere Mitglieder aus Unwillen über die offenbare Geldverschleuderung ausgeschieden sind.

Unter den einzelnen Künstlern steht wohl obenan Fr. Müller. Er ist wenigstens der genialste, wenn anders ein selbstthätiges Schaffen, ein keckes fesselloses, lebenvolles Produciren Genialität genannt werden kann. Er malt, wie eine begeisterte Kennerin auf der letzten Ausstellung sich ausdrückte, mit Sonnenlicht, mit den Farben der Morgen- und Abendröthe. Keine Spur von successivem Fortschreiten findet sich auf seinen Bildern: die Idee — ein, zwei, drei, sechs Pinselstriche — und das Bild ist fertig. Freilich nicht ohne Fehler. Botaniker, Alterthumsforscher, Baumeister und vor allen Dingen auch der liebe Gott selbst, haben immer eine Masse daran auszusetzen; aber das Bild umströmt und übergießt uns mit so glühendem Lichte, daß wir's doch bei Leibe nicht missen möchten. So auch sein größtes Bild — Syracus — welches uns die letzte Ausstellung vorführte; so sein „Meerbusen von Bayne", welchen die vorletzte brachte. An beiden fanden sich eine Menge Bedenklichkeiten, aber man scheute sich fast, sie bei der bestechenden Schönheit des Ganzen laut werden zu lassen. Dürfte ich Herrn M. einen freundlichen Wink geben, so wäre es der, sich mehr an die Natur zu halten und sich vor gewissen Theater-Coups zu wahren. Vor allen Dingen aber bringe er uns kein „Cassel vom Fackelteiche aus" wieder; das Publicum könnte es leicht für Mystification ansehen.

(Die Fortsetzung folge.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 36. — den 20. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

(Fortsetzung.)

Nun packte auch der Geist seine Geige wieder zusammen, nahm die vollen Beutel auf und sprach zu dem Todten: „Dummer Narr! Da hätt' ich mir denn Deinen Spitzkopf prächtig präparirt; ich brauche nicht erst auf den langweiligen Todtenbarbier zu warten. Ueber acht Tage will ich mir Dich schmecken lassen, und dann wird's auf Dein Söhnel ankommen, ob sich mein Volk mit ihm vertragen und versöhnen kann."

Am frühen Morgen fand man Simon todt am Boden liegen. Die ausgerauften und ringsum auf den Dielen verstreuten Haare des Unglücklichen bestätigten zum Theil die Aussage der Dienstboten: er habe sich mit dem Teufel herumgebalgt und sei von ihm überwunden worden! Der junge Klaus aber, von dem unerwarteten Anblick erschüttert, ahnte den wahren Hergang, denn ihn hatte ein nächtlicher Besuch bei seiner Braut gegen Mitternacht an dem väterlichen Gute vorübergeführt, und hier vernahm er nicht allein das Spiel des Zwerges, er sah auch durch einen Spalt der Dachkammer die Gestalt des Geistes, hörte das Gelächter und die Sprünge seines armen Vaters. — Im ersten Schmerz über dessen grausames Ende stieß Klaus harte drohende Worte gegen den rachsüchtigen Zwerg aus, vermaledeite zu wiederholten Malen den gespenstischen Pathen in die Hölle, fluchte sich selbst wegen seiner Geistersehergabe, und schwur zuletzt über der verstümmelten Leiche Simon's: begegne ihm noch ein einziges Mal des Zwerges Schemen, so wolle er ihn in einen Sack stecken und an den ersten besten Baum aufhängen!

Diese aufgeregte Stimmung hielt jedoch bei dem leichtsinnigen Jünglinge nicht lange an, denn im Grunde war es ihm sehr lieb, daß der zänkische alte Vater so plötzlich das Zeitliche gesegnet hatte. Hinderte ihn doch nun Niemand mehr, sein Mädchen zu freien und nach seinem Gutdünken ein lustiges Leben zu führen! Er legte also vorläufig nach Sitte und Brauch eine ernstliche Trauermiene an, ging im üblichen altväterischen „schwarzen Kleide", den dreieckigen Hut tief in die Stirn gedrückt, langsamen Schrittes auf dem belebten „Kirchsteige" nach dem Pfarrhofe, und bestellte das solenne Begräbniß. „Herr Magister," sprach er zum Pfarrer, „Gott hat meinen Vater lieb gehabt, er hat ihn hinte *) zu sich genommen, recht herzhaft, Herr Magister — tröst'n der Herr! Künftigen Freitag, wenn's Ihnen gefährlich ist, möcht' ich ihn begraben wissen mit Leichenpredigt und Parentation. 'S war a guder Mann dessertwegen, und er wird mir fehlen an allen Ecken und Enden, Herr Magister! Aber Gott's Name sei gepriesen; er schickt uns immer das Beste!" Und Klaus wischte sich die Thränen aus den Augen. —

So kam denn der alte Simon unter die Erde, und die sämmtlichen „Grabeleute" raisonnirten weder über den Todten, noch über den Sohn, da Klaus ein

*) Heut' Nacht.

Digitized by Google

reichliches Traueressen gab, das auch, ein paar blutig geschlagene Köpfe abgerechnet, recht glücklich vorüberging. Am Abende des Begräbnißtages wollte nun Klaus sein rechtmäßiges Erbe in Augenschein nehmen. Eingedenk des Geizes seines Vaters glaubte er nicht gewöhnliche Reichthümer zu finden, denn über die Klagen des Alten hatte er im Herzen immer gelacht. Allein Kisten und Kasten waren und blieben leer; nur halb zerrissene Geldbeutel fanden sich in Menge, und was wirklich an klingender Baarschaft noch vorräthig war, das reichte lange nicht aus, die durch den Tod betrogenen Advocaten zu befriedigen, deren Rechnungen in Rücksichtnahme auf den Verlust, den sie durch Quirlmichel's plötzliches Absterben erlitten, verhältnißmäßig recht in die Augen leuchtend ausfielen.

Diese Entdeckung trübte Klaus' Freude gar sehr. Er hatte sich schon darauf gespitzt, seine Braut nach einigen Monaten in ein wohlgefülltes Besitzthum einführen zu können, und nun sah er sich arm wie eine Kirchmaus. Den Kopf verlor er aber nicht. Haus und Hof, Feld und Waldungen waren in ziemlich gutem Stande, Schulden lasteten seines Wissens auch nicht auf dem Grundstücke, und so ließ sich vorerst bis auf bessere Zeiten mit leichter Mühe eine Summe Geldes aufnehmen. Gedacht, gethan! Klaus ging nach Zittau, um sich eintausend blanke Thaler bei der Deputation zu den frommen und milden Stiftungen zu borgen. Stotternd trug er der Behörde sein Anliegen vor, war es nun aber seine plumpe Art und Weise, sein unsicherer Blick, oder hielt man ihn für überflüssig reich, oder wollte man in Folge seines Spitznamens dem Jungbauer keinen Glauben schenken; genug, Klaus erhielt so schöne Worte, daß ihm die Taschen hätten reißen mögen, aber nicht einen Thaler Geld!

Das war ein harter Schlag für den jungen Mann. Er dachte an den Zwerg, verfluchte ihn abermals im Herzen, wünschte ihn aber doch auch wiederzusehen, und ging wie betrunken nach Hause. Im Holz bei der „Kehlchen- oder Käthelmühle" hörte er fortwährend ein spöttisches Lachen, das ihm zu gelten schien, er sah aber nichts und mußte den Aerger hinunterschlingen. Daheim durchstöberte er nochmals alle Kammern, Keller und Winkel, in der Hoffnung, doch wohl etwas zu entdecken, und wären es auch blos papierne Creditscheine, deren sein Vater viele besessen hatte. Sein Suchen nutzte ihm nichts. Die Kasten blieben leer, Geld fand sich jetzt schon gar keins mehr, und täuschten ihn nicht seine Sinne, so geriethen die Sparren des Hauses, das Holzgetäfel der Stuben in ein bedenkliches Schwanken und Krachen, daß es gefährlich schien, darin wohnen zu bleiben. Die Noth noch zu vergrößern, mahnten die Advocaten täglich und drohten in sehr kurzer Zeit mit Auspfändung. Klaus sah sich in der unerhörtesten Verlegenheit; er mußte, um nur einigermaßen Luft zu erhalten, die Schenke und ein hübsches Stück Land verkaufen. Von der empfangenen Summe fand er die Blutsauger ab, den Rest wollte er zu einigen Reparaturen auf seinem baufälligen Gehöft verwenden.

Von Jugend auf gewohnt, immer nur aus dem vollen Topfe zu wirthschaften, kam ihm die sparsame Lebensweise, zu der er sich nun bequemen mußte, gar sauer an, noch mehr aber drückte und ärgerte ihn die täglich lauter sich aussprechende Gesinnung seiner Mitbauern. Hatte man ihn ferner jederzeit als den Ersten im Dorfe respectirt und ihn mehr scherzweise, als um ihn zu kränken, Lügenklaus genannt, so machte sich jetzt kein Mensch etwas aus seinem Umgange, und der Spitzname ward ihm mit bittern Bemerkungen über Gärten und Felder nachgerufen. Ging er nicht zu den Nachbarn, zu ihm kam Niemand, und wo er sich auch sehen ließ, daß er nicht willkommen war, konnte er Jedem anmerken. — Dabei wollte ihm die Arbeit nicht von den Händen gehen, oder er hatte doch Unglück dabei. Beim Pflügen zerbrach ihm entweder die Pflugschaar, oder die Furchen überschlugen sich so oft, daß er nicht von der Stelle kam. Wenn er säete, erhob sich regelmäßig der ärgste Wirbelwind, hatte sich auch vorher kein Lüftchen gerührt, und trieb alles Saatkorn dergestalt auf einen Ort zusammen, daß es vollkommen weggeworfen war. Mehr als einmal begegnete es ihm sogar, daß er blos in die leeren Hülsen griff, und wollte er sich darüber schier die Haare ausraufen, so sah er wieder in den Hülsen hohnlachende Augen, oder ein gespenstisches Gelächter jauchzte um ihn auf, daß er vor Entsetzen niederstürzte und mit blutender Stirn wieder aufstand.

Im Hause war das Unglück noch größer. Seine gesunden, kräftigen Pferde fielen schnell hinter einander bis auf eine alte dürre Mähre, das Bläßel genannt. Unter seinem Viehstande brach die Milzdarre aus, und ehe vier Wochen ins Land gingen, war der ganze Stall leer, eine alte Ziege und ein unersättlicher Fresser von Ferkel ausgenommen.

Auch ein ruhigerer Mensch als Klaus hätte bei so vielem Unglück aus der Haut fahren können. Es blieb ihm nichts übrig, als abermals zum Verkauf seine Zuflucht zu nehmen. Mit schwerem Herzen ward nun

Digitized by Google

das ererbte Besitzthum von Klaus selbst ausgeboten, und mit zornigem Zagen empfing er die ersten Käufer. Als diese nun Haus und Hof nähee besichtigten, da ergab es sich, daß alles Holzwerk gänzlich von den Würmern zernagt, im Erdgeschosse aber dee zerstörende Schwamm eingerissen war. Kopfschütteind entfernten sich die Kauflustigen. In Zeit von vierundzwanzig Stunden wußte es die ganze Gemeinde, daß Lügenklaus so gut als bankerott sei, daß sein Haus ehestens über ihm zusammenbrechen und er selbst genöthigt sein werde, von Haus zu Haus zu gehen und sich im „Gatterklopfen"*) zu üben. —

Das Gerücht hatte recht prophezeiht. Gegen Ausgang des Sommers stand Klaus' Gehöft vereinsamt, durch die zerbrochenen Fenster pfiff der Wind, auf dem Firsten spielten Ratten und Marder Sparrenvermiethen, und Klaus mußte gae schön mit dem Ungeziefer thun, wenn es ihm nicht ganz aus seinrm trostlesen Obdach vertreiben sollte.

Wenn ein Armer plötzlich reich wird, so lassen es die Menschen an unnützen Reden nicht fehlen, kommt aber ein Reicher durch seine oder fremde Schuld an den Bettelstab, da freut sich alles Volk und hat kein Mitleid mit dem Beklagenswerthen! — Klaus führte jetzt ein fürchterliches Leben. Wo er sich sehen ließ, wich man ihm aus, die junge Brut warf ihn mit Koth, schimpfte ihn verhöhnend Lügenklaus und zotrelte hinter ihm drein, Gang und Geberden eines Zwerges nachäffend. Kam Klaus in die Schenke, ehemals sein eigenes Besitzthum, so rückten die Bauern von ihm fort, als sei er aussätzig, der Wirth schob ihm verdrossen ein schmuziges Glas hin, und wendete das Geldstück, das Klaus bezahlte, zehnmal um und um. Der verworfenste Verbrecher, der zehn Jahre im Zuchthause zugebracht hat, konnte nicht schlimmer, nicht empörender behandelt werden. Hätte Klaus nicht in einem geistigen Taumel fortgelebt, er würde sicher Mord und Todtschlag begangen oder aus Desperation sich gar selbst ein Leids angethan haben.

Als nun endlich jede Hülfsquelle versiegt, jeder Nahrungszweig ihm abgeschnitten war, als man dem Bittenden auch das Brot der Armuth verweigerte, legte sich Klaus aufs Hausiren. Er hatte nämlich den Quirlhandel noch immer nebenbei fortgetrieben, ohne eben mehr damit als das Salz zum Brote zu verdienen. Ein Stück Land mit jungem Anflug war ihm noch geblieben, das dürre Bläßel wollte er auch nicht umkommen lassen, und so fuhr er denn mit seinen Quirlen in die Fremde, wo ihm allein noch ein spärlicher Absatz gesichert blieb. Zu beißen und zu brechen gab es natürlich wenig, Klaus griff also zur Branntweinflasche und sog aus ihr seinen Trost. Denn, fühlte er den Fusel im Kopfe, so vergaß er all' sein Unglück, und lebte singend und pfeifend sorglos in die Welt hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die älteren Häuser auf den Dörfern haben meistentheils vor der Hausthür noch ein Gatter, an welches die Bettler zu schlagen pflegen, um sich bei den Bewohnern zu melden.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Fortsetz.)

[Materei.]

Fr. Müller ist Südländer, Oelentale; ich möchte glauben, es könne ihm keine heimische Landschaft gelingen, weil ihm die stille Ruhe, der träumerische Duft dazu fehle. Ob es wahr ist, wird sein „Dörnberg" zeigen, womit er sich gegenwärtig beschäftigt. Sein Gegentheil ist Bromeis. Diesem scheinen umgekehrt italienische Landschaften weniger zu gelingen, als deutsche. Sein „Bild bei Vietri unweit Salerno", welches uns die letzte Ausstellung brachte, ist trocken, schroff und kalt. Bei weitem besser ist zwar die „Campagna di Palermo"; allein auch dieser Landschaft fehlte, gleich seinen früheren italienischen Stücken, noch immer jene Fülle, jener südliche Hauch, jene Farbenpracht, die man nun einmal an transalpinischen Landschaften gewohnt ist. Dagegen sein „Dörnberg", wird entzückend! Vielleicht trägt das Vaterländische zur Hebung des Bildes bei; denn der Dörnberg liegt drei Stunden von Cassel und ist gewissermaßen der Liebling der Casselaner; allein auch abgesehen hiervon ist das Bild so abgerundet, so warm empfunden und wiedergegeben, daß es jeden Unbefangenen beim ersten Anblicke nicht minder, wie bei längerer Betrachtung für sich einnehmen muß. Der kegelförmige Berg liegt im Mittelpuncte des Bildes, hinten einige kleinere Berge und Hügel, links thuten weiße Wölkchen die sinkende Sonne an, deren letzte Strahlen sich warm auf der Hochebene des Mittelgrundes ausbreiten und am grünen Fuße des Berges abendlich lagern. Ein klarer Bach windet sich nach dem Vordergrunde des Bildes. Dort bildet er plätschernd einen kleinen Wasserfall, indem er sich herabstürzend in einen schattigen Teich voll üppiger Wasserpflanzen und mit reicher Ufervegetation verliert. Zu beiden Seiten schroffe Abhänge. Ein übergeschlagener Baum zeigt seine rauhen, düstern Knollen und Wurzeln; sein Nachbar steht noch aufrecht am gefährlichen Hange, für den Augenblick wenigstens noch sicher; denn kaum daß ein leises Lüftchen seine feinsten Zweige bewegt. Eine Schafheerde zieht über die sonnige Haide der Mitte; sie eilt dem Führer voraus, vielleicht nach dem klaren Bache verlangend. — Es würde vergeblich sein, alle Einzelnheiten und Schönheiten des Bildes in Worten wiedergeben zu wollen; man muß es

Digitized by Google

sehen und wiedersehen, um den ganzen Frieden, die ganze sonnige Heiterkeit dieser Abendlandschaft zu empfinden. Das Bild ist vom Vereine angekauft worden, und befindet sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Oberfinanzraths Fulda dahier.

Ein dritter Landschafter ist Primavesi d. J., ein äußerst fleißiger und bedächtiger, fast zu bedächtiger Künstler. Bei ihm sieht man an jedem Blattchen, an jeder Pflanze, den aufmerksamen Fleiß, womit er studirt und malt. Im Einzelnen ist selten etwas an seinen Bildern verfehlt; wohl aber mangelt ihnen häufig jenes Leben, jenes Durchdrungensein einer Gesammtidee, deren das wahre Kunstwerk nicht entrathen kann. Auch muß er sich vor allzu starkem Lila, namentlich an den Baumstämmen, hüten; wenigstens ist dessen häufigere Verwendung zu tadeln, da selbst Pinien eine solche Färbung, wie sie sich z. B. auf der Landschaft: „Neapel mit dem Castel St. Elmo und dem Castel dell' Uovo" des jungen Künstlers, sowie in der „Aussicht aus der Villa d'Este zu Tivoli" findet, nur in äußerst seltenen Momenten haben möchten. Uebrigens ist das erstere Bild wohl das gelungenste des Künstlers und gehörte überhaupt zu den bessern Landschaften, welche uns die letzte Ausstellung brachte. Vorzüglich anziehend ist der Vordergrund, namentlich rechts die Weinlaube mit dem nachlässig ausschauenden Mädchen, und links die durchsichtige mit leisem Dufte durchzogene Baumpartie. Man hat mehrfach mißbilligt, daß das Bild bei der äußerst bescheidenen Preisstellung vom Comité nicht angekauft worden ist.

Von unsern Historien-Malern nenne ich vorzugsweise Glinzer und Müller (den Professor). Glinzer ist in der That ein bedeutendes Talent. Seine Bilder, größtentheils aus der biblischen Geschichte entnommen, streifen an classische Originalität. Die Idee — wenn auch vielleicht nicht überall die richtige — ist stets mit so viel Leben und Wahrheit auf die Leinwand gebracht, daß man ihm häufig ein allzugrelles, fast abstoßendes Hervortreten der Charaktere („die Versuchung der Susanna") zum Vorwurf machen möchte. Die letzte Ausstellung brachte nur kleinere Sachen von ihm; unter diesen aber einen ausgezeichnet schönen Kopf in Rembrandt'scher Manier und ein äußerst gelungenes Portrait.

Professor Müller ist ein denkender Künstler. An seinen Bildern ist jeder Strich, jedes Titelchen wohl überlegt; allein es fehlt ihm, was sein Bruder, der obenerwähnte Landschafter, in so reichem Maße besitzt, das eigentlich Schaffende. Ich wenigstens kann mich mit seinen Productionen trotz aller Mühe noch immer nicht verständigen. Seine bekannte heil. Elisabeth, mit den abgeschossenen Engeln hatte ich bei aller Vortrefflichkeit der Gewandung für gänzlich verfehlt; seine Brautwerbung um die Markgräfin Elisabeth von Meißen, welche zuletzt ausgestellt war, ist zwar um vieles besser, hat aber doch eine Masse bedeutender Mängel, namentlich in Betreff der Zeichnung. Von der Markgräfin haben mir z. B. zwei Anatomen versichert, daß sie nothwendig mit einem Beine lahm sein müsse, was doch ganz gegen die historische Treue wäre. Jedenfalls steht der enorme Preis von 70 Louisd'or, wofür der Verein das Bild angekauft hat, mit dem Werthe in keinem Verhältnisse. Das Ensemble ist übrigens folgendes: die Prinzen Ludwig und Heinrich der Eiserne von Thüringen werben um die Markgrafin Elisabeth von Meißen. Die Markgrafin sitzt auf einem Thronsessel von einigen Damen umgeben. Vor ihr stehen die beiden Prinzen in Parade: Heinrich in voller Rüstung, Ludwig in fürstlichem Mantel. Zu ihren Füßen kniet ein Page und empfangt auf einem Kissen die Krone, während ihr zärtlicher, fast verlangender Blick zur Genüge ausspricht, wem der Harrenden sie zugedacht sei. Ihr Vater steht zur Seite und sieht etwas schafsköpfig-gleichgültig drein. Links in einiger Entfernung steht ein Mönch, bereit, alsbald ein Document aufzunehmen — daneben der Bischof mit Gefolge, um eben so schleunig die Trauung zu vollziehen; im Hintergrunde Pauken und Trompeten, vorn noch ein Page und ein Hund.

Von den übrigen Malern nenne ich nur noch v. d. Embde und Engelhard. Jener arbeitet in seiner bekannten lieblichen, fast weichen Manier fort. Zur letzten Ausstellung lieferte er „das am Ufer eines Flusses sitzende Mädchen". Ein gar niedliches Bild. — Auf einem Steine, dicht an den plaudernden Wellen sitzt die Kleine, ein zierliches Körbchen in den feinen Händen, und schauet sinnend auf den ziehenden Strom. Ob sie dem Spiel der Wellen zusieht, oder den heranrudernden Kahn erwartet? ob sie das Ziel ihrer Sendung vor sich hat, oder ob sie heimkehrt? — gleichviel: sie ist eine gar anziehende, liebliche Erscheinung. Doch kommt das Bild dem bekannten „Kinde in einem mit Kirschblüthen umrankten Fenster" von demselben Maler nicht gleich. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Karl Follen.]

Mit dem Dampfschiffe Lexington, welches zwischen New-York und Boston in Brand gerieth, ging auch einer von den letzten deutschen Burschen zu Grunde: Dr. Karl Follen, ein Freund de Wette's, Zeitgenosse Sand's, zu den Männern vom Wartburgsfest gehörig. Er hatte sich in Nordamerika eine neue Heimath geschaffen, war aber nicht, wie die augsburger Allgemeine wissen wollte, Pietist, sondern Unitarier geworden. Die Unitarier kann man wohl eher religiös-liberale Ketzer, als Pietisten nennen. Sein jüngerer Bruder Paul entging demselben Schiffbruch, welcher den älteren Follen im Ocean begrub. Er hatte die Idee, in den westlichen Staaten Nordamerikas mit Hülfe deutscher Auswanderer ein neues unabhängiges und einiges Deutschland zu bilden. Karl Follen war 1795 zu Gießen geboren, wo seine Verwandten noch leben. Den politischen Ideen, die ihn über den Ocean trieben, blieb er auch in der Verbannung treu. —f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 37. — den 21. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

Von Alexander Weillowsky.

1.

Das materielle Wien.

Es ist mit einem Volke wie mit einem Menschen. Ohne Selbstkenntniß ist es ihm unmöglich, Andere zu kennen, und ohne Andere zu kennen, wird es nie aus sich selbst heraustreten können, um seine Fehler einzugestehen. Erst wenn das Herz sich gibt, erkennt es sich, erst muß das Herz aus dem Herzen treten, ehe es seine Liebe oder seinen Haß erkennt. Weil im Mittelalter die Völker sich nicht kannten, bekriegten sie sich beständig, jedes hielt sich für das Erste; von dem Augenblicke an, wo sie in nähere Berührung kamen, von den Kreuzzügen an, legte die Civilisation ihren Grundstein.

Ich will Euch von einem Volke sprechen, das kein Volk ist, ich will Euch von einer Stadt sprechen, die keine Stadt ist, ich will Euch von einem Deutschland sprechen, das kein Deutschland ist, ich will Euch endlich von Menschen sprechen, die keine Menschen sind.

Wer hat je von Euch mit Spaniern oder Neapolitanern Umgang gehabt? Ich spreche nicht von Ausnahmen, die gebildeten Menschen gleichen sich überall, sondern von dem Volke. Kein Volk ist stolzer und fauler als das spanische, keines arroganter, diebischer und hochfahrender als das neapolitanische und römische. Denn wo Dummheit herrscht, nistet der Stolz, und wo Faulheit, Sklaverei, und wo Sklaverei, Sinnlichkeit. Eines hängt am Andern, wie die Klette an der Klette. Ein jedes Volk aber verdient sein Loos. Man merke dies genau. Ich habe früher die Täuschung auch mitgemacht, ich weinte auf den Trümmern eines Volkes und verschluckte die Thränen schnell, wenn ich einen Menschen sah, aber als ich zu denken anfing, fand ich, daß man Völker so wie Götter weder beweinen noch bedauern soll. Ein Volk, das sich unterdrücken läßt, ist der Freiheit nicht würdig, ja verdient sie nicht einmal, gibst Du sie ihm zehnmal, zehnmal wird es sie verkaufen, denn die Freiheit ist das, was ein unthätiges Volk am wenigsten ertragen kann, sie legt ihm die härtesten Pflichten auf, der Bürger muß beständig selbst ihren Hofhund machen, muß sich und seine Familie ihr opfern. Dazu gehört ein großes Bewußtsein, ein großes Volksherz, und dazu sind nicht alle geboren; bei den Meisten überwiegt der Körper den Geist. Wenn ein Volk untergeht, so suche man nur die Ursache in seiner Mitte selbst. Wenn Jerusalem zweimal zerstört wurde, so haben es ihm zweimal seine großen Männer prophezeiht. Die Polen sind der Freiheit nicht fähig, weil sie keine Gleichheit haben, weil ihre Revolution Adelsegoismus war, sie stürzten, wie alle Feinde der Gleichheit stürzen. Die Deutschen, — o, die Deutschen, wenn die einmal Menschen werden, einmal aufhören, weder Katholiken, noch Protestanten, noch Juden, noch Professoren, noch Adelige, noch Kaufleute, noch Literaten, und endlich noch Preußen, noch

Digitized by Google

Sachsen noch Baiern zu sein! Oesterreich aber gehört nicht zu Deutschland, wenigstens sollte Deutschland es weder fürchten noch lieben.

Ich habe gesagt, ein jedes Volk geht durch sich selbst unter. Eine chaldäische Fabel soll dies besser personificiren. Ein Wagen voller Aerzte fuhr durch einen Wald. Da zitterten alle Bäume und sagten: Nun sind wir alle verloren. Da sagte eine alte Eiche zu ihnen: Fürchtet nichts, ohne uns können sie uns nichts thun, und um Bäume zu fällen, brauchen sie Stiele, ohne uns erhalten sie aber diese nicht. — Man mache selbst die Nutzanwendung. —

Man spricht so viel von den Genüssen, die das materielle Leben in Wien bietet. Die Wiener selbst sind stolz darauf. Es ist schon an und für sich ein Unglück für ein Volk, wenn es auf sein materielles Leben pocht, es zeigt schon damit seine Erniedrigung an, wenn es die Sinnlichkeit sich zur Gottheit wählt. Allen Göttern bauten die Alten Tempel, sogar dem Bacchus, weil im Weine doch noch Geist ist, aber dem Magen bauten sie keinen, sein Tempel ist der lieu d'aisance. Man hat oft genug dem Hannibal — er war kein Oesterreicher — sein Capua vorgeworfen. Ich las einst ein Gespräch zwischen ihm und einem andern Helden, oder träumte es mir, das weiß ich nicht genau, wo Hannibal auf diese Frage antwortet: Hätten meine Soldaten mit Beute beladen nicht überall ein Capua gefunden? — Wäre das deutsche Capua nicht in Wien, es wäre wo anders in Deutschland anzutreffen. Was ich also gegen Wien sage, trifft zum Theil das allgemeine deutsche Capua.

Aber was werden meine Leser, die nicht einige Monate in Wien waren, sagen, wenn ich ihnen beweise, daß Oesterreich in allen Hinsichten des materiellen Lebens, der Bequemlichkeit sowohl als der Eleganz, um gute funfzig, wenn nicht gar um hundert Jahre zurück gegen das übrige Deutschland ist? Sie werden staunen, wie ich selbst. Ein jedes Volk ist gewöhnlich auf die Eigenschaften stolz, die es nicht besitzt, gerade so wie das Individuum. Ich gestehe zu und werde es anerkennen, daß Oesterreich Eigenschaften hat, aber wenn mir je wieder einer von dem Wohlleben in Wien spricht, so will ich lachen, bis mir das Weinen kommt. Paganini, der bekanntlich Complimente wie ein Bär macht, sagte einst zu Heine, der sein Spiel lobte: O, das ist nichts, was sagen Sie aber zu meinen Complimenten, he? —

Wenn man in eine Stadt fährt, so braucht man nur die Häuser und die öffentlichen Gebäude zu sehen, um auf den Charakter des Volks zu schließen. Freie Völker, wie Athen und Rom, bauen gewöhnlich große Tempel, Triumphbogen, Monumente, und wohnen selbst in unansehnlichen Häusern, wo aber Geräumigkeit und Behaglichkeit herrschen. Wo Paläste sind, da ist schon eine Aristokratie da, nur ist wieder ein Unterschied, ob diese Aristokratie allein herrscht, wo sie Meisterwerke der Kunst aufführt, oder ob sie selbst der tyrannische Sklave eines andern Willens ist, wo sie plump und faul ist.

Eine Handelsstadt baut wieder anders, und eine industriöse ebenfalls. Dies in Bezug auf Städte. Aber auch auf den Charakter der Völker kann man schließen, es liegt immer in ihren Häusern etwas von ihrer persönlichen Physiognomie. Der Chinese baut Kiosken, wie seine Mütze und seine schiefen Augen stehen; der Russe baut länglich mit stumpfer Nase; der Grieche hell und lachend mit geraden Linien und Säulen, wie sein schönes Profil mit seinen schönen Linien; der Römer baute schon etwas stumpfer, aber höher und mysteriöser wie die geheimverborgenen Linien seines Gesichtes; die Gothen bauten in Heldenform; die Deutschen breit und naiv, nur mischten sich die Formen wie das Blut der Völker; der Araber gesellte sich zum Christen, Mauren heiratheten Christenmädchen, Juden vermischten sich mit dem Norden, und so entstanden die nicht zu entziffernden Charaktere der heutigen Bewohner Europas. Trotz diesem trägt eine jede Stadt den Charakter ihrer Bewohner an der Stirn.

Wenn man in Wien zum Burgthor hereinfährt, fährt man von einer Täuschung zur andern. Die Burg, ein Haus, es ist kein Palast, sieht auch keinem ähnlich, im Viereck gebaut, ohne Styl, ohne Einheit, ohne Grazie und ohne Form. Dies zur Ehre des Kaiserhauses, das sich damit begnügt. Gleich darauf ist man auf dem Kohlmarkt, einer hundert Schritt langen Gasse mit hohen, plumpen Häusern, die lauter steinerne Treppen und finstere Zimmer haben. Gleich darauf biegt man um nach dem Graben, einer funfzig Schritt langen Gasse mit hohen Häusern, wo man vor lauter Stiegen die Treppe nicht findet, die Nummern, die bis in die 1300 gehen, wie bei dem babylonischen Thurm untereinandergeworfen, so daß z. B. Nr. 6 unten und Nr. 7 oben an der Straße ist, wie in der Naglergasse. Dieses Terrain mit einigen Fiakern, auf die der Wiener sehr stolz ist, und die Dir für die geringste Tour zwei Zwanziger oder gar einen Gulden Münze abstehlen, dies Terrain,

Digitized by Google

lieber Leser, ist Wien, wie es leibt und lebt. Oder soll ich noch in die Heerengasse saheen, doet, wo man kein Haus sieht, so eng ist sie! Die Häuser übrigens sind des Sehens nicht weeth, sie sind alle plump wie ein Knödel, und gewölbt, so daß es kein Zimmer von sechs Schuh Höhe gibt. Oder wir gehen auf den Stephansplatz, auch ein Platz von 25 Scheiten, die enge Kärnthneestеaße hinauf vor dem Redoutensaale voeüber, und stoßen schon wieder auf den Kohimaekt, — ja, doet wollen wir hingehen, und vor der Statue Joseph des Zweiten wollen wie den Hut deeimal abziehen, bis wir an der Bueg sind.

Oder willst Du an den Hof, den schönsten Platz in Wien, wo sich die Häusee und die Kirche, die schönste in Wlen, ihres Daseins schämen, auf den hohen Maekt, auch wieder ein Riesenpiatz mit vier steineenen Stangen, oder in den Lazzenhof? Ja, in den Lazzenhof wollen wir gehen, dort wenigstens ist Leben. Es sind zwar lauter schmuzige Juden dort, aber sie bewegen sich doch, und sei es auch nur um zu kratzen.

Aber die Vorstädte, die Vorstädte! Haben Sie schon die Jägerzeil gesehen? fragen die Wiener, Mariahilf — hilf Samiel! — Die Landsteaße, die Wieden? Ja, ich habe sie gesehen, will sie aber nicht zum zweiten Male sehen. Und doch sind dieses die Voestädte, die andern sind blos Vordörfer, nicht gepflasteet, voll Schmuz bis übers Knieе. — Und die Wiener sind stolz auf ihren Schmuz, weil sie doch dies mit Paris gemein haben. Häuser haben sie, wie sie ein Doef am Rhein tausendmal schöner und bequemer hat, hier und da ein Palast, das Ganze öde und leer, das sind die Voestädte, sehr groß, d. h. lang, aber hüte Dich, doet in Ohnmacht zu fallen, sonst müssen sie in die Stadt laufen, um Essig zu holen!

Aber die Glaeis, die Glaeis, das ist in der Welt nicht mehe zu finden! Ja, die Glaeis könnte ein Paradies weeden, man könnte einen Gaeten um die Stadt ziehen, wie er in Europa nicht mehr ist, so aber ist sie eine Haide mit einigen Bäumen, wo Nachts ein Lichtchen brennt, das mir immer vorkam, als sagte es: hier gehört ein Licht hin! wo, wenn es zwei Tage trocken ist, der Staub einem den Athem nimmt, das ist die Glaeis. Bis sie aber zum Paradiese wird, kann die kleine Wien noch lange groß stinken, vielleicht bis zum Jahee 2040. — Wenn die Wienee ein Haus bauen, immer aus Ziegelsteinen, so machen sie ein drei- oder vieestöckiges Gerüst, das wie eine umgekehrte Theaterloge aussieht, alles aus Vorsicht. Wien ist überhaupt die Stadt der Voesicht.

Aber die Umgegend, die soll schön, die soll göttlich sein, ja, die Allgem. Zeitung sagt es jähelich einige Duzend Male, ich glaube auch, daß sie schön ist, denn die Umgegend ist ja nicht in Wien.

Nun wollen wir in die Häuser selbst gehen. Wenn Du, liebee Leser, das Unglück hast, ein Feemder zu sein, so nimm eine tüchtige Poetion Weinstein mit, damit Du nicht das Gallenfieber in den wiener Hotels bekommst. Schmuzige Zimmee, wo Du zwei Stunden lang besehien kannst, ehe man Dir aufwaetet, zehnmal sagt man Dir „Euer Gnaden" und nicht ein Mal heizt man Dir ein, denn da es keine Table d'Hote in Wien gibt, so ist die Dieneeschaft den ganzen Tag im Speisezimmer beschäftigt. Die Wiener essen den ganzen Tag hinduech, und wenn Du esseu willst, so waete hübsch eine halbe Stunde, und sogar zum Zahlen kannst Du eine Viertelstunde warten, denn nur eine einziger Kellner ist so gnädig, Geld zu nehmen. Hingegen kommt er den andern Morgen mit einem Meldezettel, den ich hier ausfüllen will, so wie es ein Feanzose in Wien that.

Nennt sich.	
Charakter od. Nahrung.	Sanguinisch. Ißt Kartoffeln u. Rindfleisch, liebt aber die gelben Rüben nicht.
Geburtsort	
Alt	Im Gegentheil, noch sehr jung.
Religion	Keine.
Stand, ledig, verheirathet, Wittwer	Weder das Eine noch das Andere, noch das Dritte, sondern verliebt.
Kommt von	Soll ich meine Geburt erzählen?
Geht	Den Weg alles Sterblichen.
Gedenkt hier zu bleiben .	
Allein oder mit	Einem Hunde.
Hat Paß von	

Es fehlt nur noch, die grauen Haare auf dem Kopfe anzugeben und die Gebrechen, die man allenfalls mit sich füheen kann, um ganz gewiß ein Spitzbube sein zu können.

Das Hotel aber veeläßt man bald in Wien und logiet sich in ein Privathaus, wo dieser Zettel schon wieder eeschreint, und wo das Logis viel theueer als in Paris ist, wenigstens behauptet dies mein Freund, der in Paeis logiete. Nun gehen wir in ein Kaffeehaus. Lauter Dampfkeller, menschliche Ställe, überall Gewölbe, die man fast mit den Händen erreichen kann, eine Bedienung aus Krähwinkel, obschon diese Heeren alle „Du" zu dem Kellnee sagen, der hier Marqueur heißt. In Paris würde er ihnen seine Karte geben, um sich mit ihnen zu schlagen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Cassel. (Beschl.)

[Engelhard, Spohr, Henschel, Dingelstedt.]

Die interessanteste Erscheinung unter den hiesigen Künstlern ist Engelhard, der Sohn des „jungen Architekten" in Goethe's Wahlverwandtschaften. Der junge Mann ist eigentlich Baukünstler, und hat als solcher Italien und Griechenland besucht. Plötzlich fällt's ihm ein, ein Oelbild zu malen; er malt die „Aussicht vom alten Serail in Konstantinopel" und liefert so eins der trefflichsten Bilder, welche uns die letzte Ausstellung vorgeführt hat.

Von den Trümmern des alten Serails (die wohl nur als Einzelnheiten, nicht in ihrer Zusammenstellung copirt sind) schaut man auf die schimmernde Stadt des Beherrschers aller Gläubigen. Rechts die Spitze des Serails, links das goldene Horn, dazwischen hinter den regelmäßigen Bazars die schönen Gewässer des Hafens: weiterhin Skutari und links Pera und der Eingang des Bospoeus: alles mit gleicher Wärme und Sorgfalt gemalt. Man sieht, daß zunächst ein Baukünstler empfunden und den Pinsel geführt hat; so fein und symmetrisch streben die schlanken Minarets empor, so geschmackvoll architektonisch sind die bunten Trümmer des Vordergrundes componirt. Und dabei so wahr, so einsam und doch so lebendig orientalisch. Sogar an Sprüchen aus dem Koran fehlt es an den Trümmerstücken nicht. — Wohl selten hat sich ein Erstlings-Bild so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt. Es ist vom Vereine angekauft worden und befindet sich jetzt durch die Gunst des Looses im Besitze des Zeichnenlehrers Herrn Stork zu Rinteln.

Engelhard arbeitet gegenwärtig an einem größern Architekturbilde, der s. g. Roger-Kapelle. Nach Vollendung desselben denkt er Italien zum zweiten Male, und zwar nun mehr als Maler zu besuchen. Das freundlichste Glück ihm auf den Weg! —

Von anderweiten Künsten nur Weniges. — Spohr arbeitet an einem Oratorium: „der Fall Babylons"; Werner Henschel, der Bildhauer, wirkt im Stillen in seiner bekannten frommen, seelenvollen Weise. Er wohnt jetzt vor dem Weser-Thore und hat sich mit seinem Bruder und seinem Neffen dort fast fürstlich eingerichtet. Wer wüßte nicht von dem harmlosesten, friedlichsten, kindlichsten aller Künstler? Wer hat nicht von seiner Caritas, seinem Bonifaz gehört? Der liebenswürdige Mann hat leider die Unannehmlichkeit, daß man sich in Fulda über den Standpunct und über die Kosten seines deutschen Apostels nicht vertragen kann. Allein er verliert doch die künstlerische Ruhe nicht. Wenn er's nicht erführe, würde ich rathen, den Bonifaz wieder einzuschmelzen und niederhessische Dreier, resp. oberhessische Kreuzer, daraus zu prägen. —

Von der Schauspielkunst Nichts! Von der schönen Literatur Wenig. Ein Mal, weil wir deren nicht viel haben, sodann aber auch, weil es seit der bekannten Ohrfeigengeschichte gefährlich ist, davon zu reden. Namen von Renommé sind nicht mehr hier. Beurmann ist seit Kurzem fort; Dingelstedt längst. Des letztern: pour prendre congé an die Stadt Cassel, als Vorrede zu seinen Novellen, hat Niemand beantwortet. Wohl aber haben es Viele gelesen. Ob Alle mit Vergnügen? — Ich hoffe es zu seinem Troste nicht. Sein neuester Roman: „die neuen Argonauten", hat die Galle von Neuem aufgerührt, ohne ihm auf der andern Seite einen entsprechenden Zuwachs an Liebe zu gewinnen. Man hat ihn sogar um 30 Thlr. gestraft, wegen der angeblich darin vorkommenden Blasphemieen, was ihn freilich sehr ergötzt haben mag. Dr. Lobe arbeitet dem Vernehmen nach an einem größern Werke gegen ihn.

Sonst Nichts von schöner Literatur, Nichts von Poesie. Letztere sprudelt nur noch bei besondern Gelegenheiten; dann aber auch um so gefährlicher. Als z. B. im vorigen Jahre die Kurfürstin von ihrem bekannten Unfalle genesen heimkehrte, war plötzlich eine ganze Sammlung von feiernden Gedichten da, die ihr theilweise in einem Album gedruckt überreicht wurden. Und noch dazu von lauter Dichterinnen! deren Eine, Carol. .... unterzeichnet, sich sogar zu folgendem Akrostichon begeistert hatte:

Auf, auf, ihr Schwestern und seid froh!
Und singet Jubellieder!
Genesen ist, die lange so
Uns ängstigte, nun wieder.
Stark kehrt sie heim zu Gottes Ehr',
Er half durch Hofrath Bäumeier.
u. s. w.

Das nenne ich doch prägnante Poesie!

C. Feld.

Notizen.

[Ein politisches Schauspiel.]

„Die Einwohner Brünns wurden durch ein Schauspiel seltener Art überrascht. Mehr als 60 junge Polen, die sich demagogischer Umtriebe schuldig gemacht haben sollen, wurden nach Aburtheilung durch den höchsten Gerichtshof auf den Spielberg abgeführt." — So meldet eine deutsche Zeitung. Dies ist kein Schauspiel, sondern ein Trauerspiel, besonders, da nicht sobald eine neue Kaiserkrönung und eine neue mailänder Amnestie zu erwarten. Tröstlicher aber ist es jedenfalls für die polnische Nation, wenn ihre Kinder auf dem Spielberg sitzen, als wenn sie, wie der Fürst Poniatowski zu Florenz im Opernhause als Sänger debütiren. . . . —f—.

[Ben Mussa's Briefe.]

Ben Mussa's Briefe über europäische Zustände, von August Jäger (Leipzig, Rauck, 2 Bde.), sind natürlich fingirt. Es sind die Moquerien eines orientalischen Cavaliers, der als Abgesandter Abdi-Kadr's in die pariser Salons geführt wird, und eine Parallele zwischen den orientalischen und occidentalen Zuständen zieht. August Jäger war lange genug in Paris, um Paris kennen zu lernen, obschon ihm das Salonleben fern blieb; er war lange genug in Algier, um für die Sitten und Ansichten eines Ben Mussa zu sympathisiren. Das Buch würde witziger sein, wenn es weniger breit wäre. An die Lettres persanes erinnert es nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 38. — den 22. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

(Fortsetzung.)

Gehen wir aus diesen Dampfkesseln in eine Restauration, wo es recht elegante Kellner gibt, wo Du die Speisen nicht kennst und wo Dir eine Orgel zur Tafelmusik einen Strauß'schen Walzer spielt. Denselben hörtest Du schon im Kaffeehause. Die Bedienung bleibt langsam; wenn man fertig ist, ruft jeder laut: „zallen", gerade wie ein Bauer „har!" oder „hot!" schreit, aber auch dazu muß oft eine Viertelstunde gewartet werden. Die Wiener sind das geduldigste Volk von der Welt, ein Volk des Wartens. Nun suche ja keinen Stiefelputzer, in der großen schmutzigen Stadt Wien findest Du keinen, allenfalls ein einzig altes Weib am Stephansplatze, das am Sonntag und in den sonstigen Tagen nie etwas zu thun hat und nicht da ist. Und das nennen sie eine große Stadt. Ich spreche nicht von dem abgeschmackten System des Schein- und Münzgeldes, von den finstern Löchern, die sie für elegante Läden ausgeben und wo Dir ein eleganter Kerl für 3 Gulden dreimal „Ihr unterthänigster Knecht" sagt, für 6 Gl. kriecht er gar auf allen Vieren, — noch von der Post, der Beleuchtung, der Reunion, dies alles wird seinen Platz finden. Doch das eine nur zum Schlusse dieses Briefes.

Rousseau sagte: Ich brauche weiter keinen Beweis, daß in England die Agricultur nicht blüht, als den, daß sie Preise darauf setzen. An allen Ecken Wiens liest man Einladungen zur Conversation. Ich war doch auch neugierig, was eine wiener Conversation ist. La voici! Der Eine sitzt und bläst mit der Pfeife luit, der Andere fiat, und der Dritte antwortet fade. Allenfalls läßt sich ein Halbbetrunkener Wüstling mit Grehn geben und sagt: das ist eine wahre Gesundheit! Andere essen, wieder Andere trinken. Das ist auf Ehre die einzige öffentliche Conversation in Wien. Es gibt ein altes französisches Lustspiel, wo ein Bauer verklagt wird um Geld. Der Advocat räth ihm, den Stummen zu machen. Auf jede Frage antwortet der Bauer alsdann: Meh. Als nun der Advocat, weil er den Prozeß gewonnen, sein Geld verlangte, machte der Bauer ebenfalls sein Meh und streckte die Zunge heraus. Der Wiener hat in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht, er sagt auch Muh.

2.

Classen der Gesellschaft.

Die Wiener sind Engel, Exzengel, oder Engel aus Erz. Ich kenne kein langweiligeres Geschäft als das eines Engels, immer loben und loben und noch immer dasselbe. Die Engel leiden auch nicht den geringsten Tadel in ihrem Himmelreich, und deswegen jagten sie Satan, den witzigen Recensenten, auf die Erde, der dort sein Wesen treibt, aber nur selten einen Verleger findet. — Ja die Wiener sind Engel, sie müssen immer loben und ihre

Digitized by Google

Herrgötter sind: Wien, Döbler und Liszt, die drei größten Charlatans, die ich persönlich kennen gelernt habe. Ihre ganze Satanität werfen sie auf den armen Carl. Doch davon später. Einschließlich aber sage ich, daß Alles, was ich hier äußere, nicht auf die wiener Damen paßt, die ich in meinem spätern Briefe zu charakterisiren versuche.

Qui n'entend qu'une cloche n'entend qu'un son. Das ist ein sehr wahres Sprichwort, das sich besonders auf Wien bezieht. Jede Gesellschaft in Wien hat ihre besondere Glocke, die immer Bim und nicht einmal Bam schlägt. Ich habe diese Abtheilungen etwas genau beobachtet und suche sie hier zu zeichnen, ohne ein politisches Princip zu Grunde zu legen. Dies thun, hieße ein Panorama einem Blinden vorführen. Die Politik in Wien liegt nicht einmal im Fegfeuer, und Wien ist ein Paradies für die meisten Wiener.

Vor Allem ist der Hof anzuführen. Dieser hat seine besondere Camarilla von gewissen Personen. Dort habe ich im Antichambre gestanden und habe mir die Personen aufzählen lassen, die vor mir vorüber gingen. Doet sah ich jenen Fürsten, der Lafayette ähnlich sieht und dem die Geschichte bald sein Urtheil sprechen wird. Er müßte sich wie Brougham acht Tage für todt ausgeben: er würde sich wundern, welche Urtheile über ihn gefällt würden.

Der Deutsche ist so charakterlos, er, der immer von Principien spricht und die Franzosen auslacht, daß ein Mittagsessen bei einem Fürsten seine Meinung ändert, oder wenigstens ihn zum Schweigen bringt. Der Franzose läßt sich wenigstens Hunderttausende geben und lacht sich hinterdrein die Seiten voll, der Deutsche ist genügsamer. Wenn nur die allgemeine Zeitung sein Mittagsessen berichtet, so ist er satt auf sein Lebenlang. Als Groß-Hoffinger sich bekehrte und Einige im Staate ihn nicht annehmen wollten, sagte ein Mächtiger: Besser wir geben den Hunden Brot, als daß sie draußen bellen. Dies Wort charakterisirt vollkommen. — Dort sah ich den Grafen, der in neuester Zeit so viel Einfluß gewann, eine schlanke, lange Gestalt mit einem Antlitz, das ihn nicht als einen Freund der Menschheit bezeichnet. Auch kennt man ihn in Wien für den stärksten Aristokraten. Dort sah ich ferner einen Fürsten, der sehr liberal sein soll, aber auch nur hinter dem Ofen. Ich bin überzeugt, sollte man in Oesterreich je Täuschungen erfahren, so könnte man dort wie Napoleon ausrufen: hélas, nous avons été trop bien servis!

Von dieser Stufe abwärts kommt der andere Adel, die Gesandten, die Grafen und Barone, dann die adeligen Banquiers, dann die Banquiers, dann die großen Kaufleute, die Bürger und Beamten, die Handwerker und Bedienten bis herab zum Bettler. Eine jede dieser Classen sondert sich von der niederstehenden, und müht sich Tag und Nacht ab, um zur höhern zu gelangen. So z. B. arbeitet ein wiener Banquier funfzig Jahre hindurch wie eine Ameise, um denn doch sein Ziel, vom Adel zu sein, nicht zu erreichen, ein Verdruß, der ihm oft den Rest seines Lebens vergiftet oder ihn gar tödtet.

Wenn der Graf St. Aulaire eine Soirée gibt, dann muß man hinter der Thür stehen, um seine kleinen Beobachtungen zu machen. St. Aulaire ist zwar selbst von altem Adel, ja er ist sogar Karlist, aber doch ein Franzose, mithin ohne Vorurtheile. Ich habe bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der Oesterreicher gern seinen Orden ganz trägt, während der Franzose nur ein Bändchen mitbringt. Es müßte denn gerade bei einer feierlichen Gelegenheit sein und nicht in einer Soirée, wo er gar im Oberrock erscheint. Da siehst Du nun in verschiedenen Salons, wie die Fürstinnen den Gräfinnen den Rücken kehren und sich an die Erzherzoginnen schließen, jene wieder verachten den kaufmännischen Adel und ziehen sich von ihm zurück und so geht es fort. Rechnest Du noch alle die diplomatischen Mumien, die Du hier siehst und das Erblassen aller Gesichter, wenn ein Unadeliger oder ein Unbekannter erscheint, so mußt Du gestehen, daß es hier Regeln gibt, die den Menschen im Menschen nicht aufkommen lassen. Nun sucht sich eine jede Classe zu rächen. Der adelige Banquier, der gewöhnlich reicher ist als der andere, hat die elegantesten Salons, wie sie in Paris nicht schöner sind, auch er gibt Soirées und ladet Fürsten und Fürstinnen ein. Die Dame vom Hause spielt dann die Meisterin, aber hélas, die Großen lassen sich einen Augenblick sehen und verschwinden, und dann macht sich ein solcher Klubb Frauen zusammen und raisonnirt und witzelt, daß es eine Lust zuzuhören ist. Schade, daß gegenüber bei dem unadeligen Banquier dasselbe und noch stärker auf ihre Rechnung geschieht, während ein jüdischer Banquier ebenfalls eine Soirée gibt und alle zusammen bespöttelt.

Wäre ich ein hinkender Teufel, lieber Leser, ich würde Dir zugleich die Dächer von sechs solchen Soiréen aufdecken, und zuerst solltest Du lachen, dann aber Gott danken, wenn Du diese Menschen wieder weit im Rücken hast.

Digitized by Google

Nun kommen die Beamten, und diese wieder sind in drei Classen abgetheilt. Die Adeligen, Reichen und Armen, ohne die Postulanten zu rechnen, denn so wie jeder gute Christ alle seine Thaten darauf richtet, um einst ein Kostgänger des Paradieses zu werden, so rechnet ein jeder Wiener darauf, einst Beamter zu werden.

Wer ist jener Mann, den Du schon einige Male neben Dir im Theater, im Kaffeehause, im Concert und in der Restauration gesehen? Sein Gesicht ist voll und etwas kupfern, seine Schläfe eingedrückt, seine Stirn gefältelt, man sieht es ihm deutlich an, daß er sein ganzes Leben hindurch jeden Gedanken, der aus jener Gegend entsprungen wollte, mit Gewalt zwischen Braue und Stirn im Keime zedrückte, seine Lippen sind schlaff, denn sie bewegen sich nur zum Essen, sein Blick ist starr und durchdringend, am ausgebreitetsten sind seine Ohren, und sein Gehör ist sein feinstes Organ. Das ist ein Beamter!

Dort sprichst Du mit einem jungen elegant gekleideten Herrn. Er trägt einen Schnurrbart und spricht sogar ohne wienerischen Dialect. Leise läßt er so manches Wort fallen, aber wenn Du zufällig ein Mann bist, der nichts fürchtet, und laut Deine Meinung sagst, so läuft er schnell fort, denn in Wien ist man nicht allein im Sprechen bedenklich, sondern auch im Zuhören. Jener junge Mann aber will auch Beamter werden. Dann und wann erkundigt man sich bei dem Hausmeister über das Betragen eines solchen jungen Mannes. Nun muß man wissen, daß ein wiener Hausmeister den ganzen Tag hindurch nicht zu sehen ist. Er ist blos da, um Abends nach Zehn das Thor zu schließen, und es für drei oder vier Kreuzer Münze den Bewohnern des Hauses zu öffnen. In der Vorstadt geschieht dies schon um neun Uhr. Ein junger Mensch also, der spät nach Hause kommt, gibt ihm jeden Tag, je nach der vorgerückten Stunde, sein Schließgeld, während der solide Mensch, der um neun Uhr nach Hause kommt, ihn das ganze Jahr nicht sieht. Fragt man nach dem Erstern, so sagt der Hausmeister: Ach, das ist ein lieber, braver Mensch, (für sich) er gibt mir alle Nächte sechs Kreuzer. — Ueber den Andern hingegen rümpft er die Nase und zuckt verdächtig die Schultern. Die Sache verhält sich buchstäblich so. Alle Wiener stecken wie Schmetterlinge in einer Beamtenschachtel und bieten dem Beobachter einen sehr heterogenen Blick, je nach der Farbe ihrer Flügel, aber angesteckt sind sie alle, und zwar mitten durchs Herz, der Eine mit 400, der Andere mit 600, der Dritte mit 800 Gulden Münze, und so geschieht es ihnen oft, daß wie sie die Flügel bewegen wollen, das Herz blutet, bis sie endlich verblutet sind und nur noch als Mumien dastecken. Ja sogar der Hofschauspieler ist ein kaiserlicher Beamter, darf nicht getadelt werden, und läuft fort, wenn Jemand etwas sagen will. Sie gleichen alle dem Cherubin in Figaro's Hochzeit, sie geben sich alle Mühe, um nichts zu hören.

Nirgends hört man mehr über Unzuverlässigkeit der Bedienten klagen als in Wien. Ich will diesen Umstand genauer erörtern. In Deutschland hat man Preise gesetzt auf treue Dienste, das beweist, wie ich oben schon sagte, daß die Treue nicht mehr vorhanden ist. Woran liegt dies? Ich will es Euch sagen. — Das Wort Bediente ist eigentlich falsch, denn der Herr wird bedient, nicht der Diener, es ist aber auch charakteristisch, weil eigentlich überall der Bediente der Herr ist und es immer besser hat. Keine bessere Stelle gibt es, als die, der Diener eines großen Herrn zu sein, das sorgenloseste Leben, das ich kenne. Unsere Bedienten sind keine Sklaven, sondern Menschen, sehr oft Familienväter, fast immer sind sie sehr freidenkend, weil sie zuweilen die Unterdrückung fühlen. Nun gibt es nur ein Mittel, einen treuen Bedienten zu haben: man muß ihn nicht allein als Menschen, sondern als Freund behandeln, er muß gleichsam ein Glied der Familie ausmachen. Höflichkeit ist das erste Mittel dazu, und das zweite ist Pünctlichkeit und ein fester Charakter.

Man erkennt am Bedienten gleich den Herrn, oft ist der Bediente weit gebildeter als der Herr. Aux vertus que vous exigez d'un valet, sagt Beaumarchais' Figaro, combien de princes y-a-t-il qui soat dignes d'être valet? Wirklich ist es leichter, ein guter Fürst als ein guter Bediente zu sein. Nun werden aber die Bedienten nirgends so grob behandelt, als in Wien, mit Ausnahme einiger Großen, die einzeln in jeder Hinsicht dastehen. Der Wiener sagt „Du" zu ihm vor aller Welt, schickt ihn fort, wann er will, und behandelt ihn durchaus wie ein Möbel. Da muß man nur den Bedienten zuhören, wenn sie allein sind, und wenn man sich herabläßt, gemeine Sache mit ihnen zu machen, da erfährt man mehr, als wenn man jeden Tag am Tische des Herrn sitzt, denn die wenigsten davon sind Wiener, und das will schon etwas heißen. Der Wiener ist überhaupt wortkarg und grob. Zu dem Fiaker sagt er ebenweg „Du", und wenn man „Sie" zu ihm sagt, kostet es zwei Zwanziger mehr. Welch ein Unterschied aber zwischen einem wiener und pariser Fiaker! Ein pariser Kutscher,

Digitized by Google

dem man, wie es sich von selbst versteht, so höflich wie einem Minister begegnen muß, läßt Dich nicht einen Augenblick ohne sein Geschwätz. Er erzählt Dir von dem Ministerium, von Lafitte, von Meyerbeer, von allen Künstlern, und wenn Du Dich dennoch langweilst, erzählt er Dir zwischen seinem: eh hop! und gare! von allen den Schlachten, die er mitgemacht hat, er lügt zwar, aber er erzählt besser als so manches deutsche Journal. Der wiener Fiaker fährt um das Doppelte schneller, Cabriolets hat er nicht, sein Wagen ist besser und eleganter, aber weiter weiß er nichts zu sagen, als: Fahren wir, Euer Gnaden? was er so ausspricht: Fa mi Eu Gna?, zu faul, wie er ist, die Worte auszusprechen. Dann ist der wiener Fiaker um das Doppelte theurer, alles ist Willkür, und der geringste Cours kostet 48 Kreuzer rheinisch. Nun sind die Wiener im Stande und schreiben Bücher über ihre Fiaker, sollten aber wenigstens das Ausland damit verschonen. — Eben so ist es mit den Kellnern, die ein Jeder mit „Du" anschreit. Auch dauert es eine gute halbe Stunde, bis man seine Tasse „Melange", so heißen sie Kaffee mit Milch, für einen Zehner erhält. Mitten im Dampfe schreit Jemand von Zeit zu Zeit: „Feure!" mit einer donnernden Baßstimme. „Du, bring' Feuer!" kreischt ein Anderer, und so geht es fort, denn in Wien kann man in jedem Kaffeehause eine gestopfte Pfeife für zwei Kreuzer haben, und das ist das Angenehmste in Wien, die Federkiele sind doch umsonst dort, es ist besser, man raucht daraus als Pfeifenspitze, oder putzt sich die Zähne damit. Der Wiener spricht überhaupt keine lange Silbe aus. Ich hörte einen Major bei einem Mädchen von seiner Zukunft sprechen, der immer sagte: ich strebe nicht nach Geld, ich verlangt nur Ruam (Ruhm). Dasselbe Mädchen sagte zu mir: Du, wir gehen in die Christmette, dort wollen wir betten, statt beten. Aus dem Heirathen machen sie Heiratten, und wenn sie sagen wollen: ich liebe Sie, sagen Sie: ich lippe Sie. Es ist überhaupt ein interessantes Völkchen. Und bei alle dem, lieber Leser, kommt ein Wiener zu Dir, so drücke ihm herzhaft die Hand, denn er ist am Ende ein guter Kerl. Kommt aber eine Wienerin, dann vergiß meine Worte! — (D. F. f.)

Notiz.

[George Sand über Goethe, Byron und Mickiewicz.]

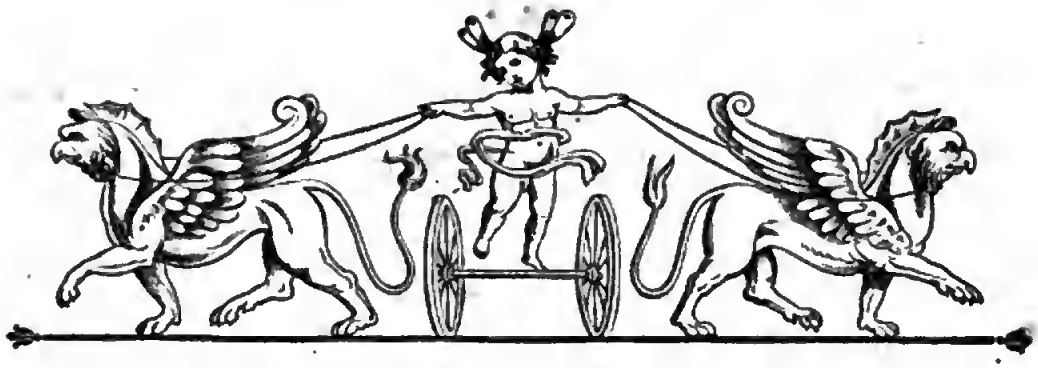
George Sand hat drei glänzende Artikel über Goethe's Faust, Byron's Manfred und Dziady von Mickiewicz geschrieben. Die neue Dichtungsform, welche der Goethe'sche Faust einführte, bezeichnet sie als das phantastische, oder zum Unterschied von den naiven Dämonenstücken der Alten, als das metaphysische Drama. Manfred und Dziady seien weitere Ausbildungen jener Form, in welcher einst ein philosophisch-poetischer Messias durch Verschmelzung der metaphysischen und der wirklichen Welt alle Glaubenszweifel lösen, alle Wunden der Menschheit heilen werde. Hat man aus dieser Ansicht den jetzigen Standpunct der Dichter erathen, so wird man nicht erstaunen, daß sie im Sinn einer halbverschollenen deutschen Richtung die Auffassung des Faust verfehlt, indem sie den Glauben an ein Ideal in der patriarchalischen Natur Goethe's mit schmeichlichen Worten vermißt. Sand ist darum weder Verschwester noch Aebtissin, sondern bloß die Freundin und Schülerin von La Mennais. Den zweiten Theil des Faust scheint sie nicht zu kennen; wenigstens geht sie, ohne ihn zu erwähnen, auf Byron's Manfred über, in dem sie den geläuterten, von der Gemeinschaft des „Schandgesellen" befreiten, seiner eigenen Reue überlassenen Faust zu erkennen glaubt. „Faust" ist nach ihr der Sündenfall, „Manfred" die Sühne, „Dziady" die Auferstehung des metaphysischen Grüblers. Manfred hält sie für eine edlere, geistigere Gestalt, als Faust, dessen Stürmen und Drängen ihr als wüster Lebensüberdruß, als Langeweile und Herzensleere in Folge spinozistischer Weltvergötterung erscheint, während umgekehrt Goethe die glühende Verzweiflung Manfred's fast für bloßen Spleen erklärte. Sonderbar, daß die Dudevant Byron's „Kain" nicht berührte. Kain steht in seiner Einfachheit weit über allen ähnlichen, metaphysisch-dramatischen Versuchen. Er ist das Räthsel des Bösen und Guten, und zugleich die Lösung des Räthsels. Auch der „entfesselte Prometheus" von Shelley gehört in den Kreis dieser Dichtungen. — Sehr rühmenswerth ist es übrigens, daß die philosophische Amazone den religiösen Sinn, der dem Skepticismus Byron's, wie jedem Skepticismus zu Grunde liegt, gegen die schwülstige hohle Frömmelei Lamartine's, des Nachtreters von Chateaubriand, in Schutz nimmt. Auch sagt sie es den pariser Feuilletonisten und Pegasusreitern offen ins Gesicht, daß selbst die Geister ersten Ranges unter ihnen weder Goethe noch Byron, noch Mickiewicz zu verstehen im Stande wären. — f —.

Berichtigung.

Der Artikel über Oesterreichs Handelspolitik in der leipziger Allgemeinen, ist, wie wir hören, von einem deutschen Diplomaten in London. Danach wäre die in N. 28 ausgesprochene Vermuthung zu ändern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 39. — den 24. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

Ein Mährchen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Eines Abends kam Klaus von einer seiner weitern Quirlreisen zurück. Die Bläße konnte nicht mehr laufen, Klaus hatte den ganzen Tag nichts gegessen, der Durst peinigte ihn heftig, und so kehrte er, obwohl ungern, in der herwigsdorfer Steinschenke ein. Die Schenkstube war voll Bauern, von denen Einer das Wochenblatt mit heiserer Stimme vorlas, während die Andern über das Gehörte politisirten. Klaus drückte sich in eine Ecke, um nicht bemerkt zu werden, der Wirth brachte ihm für ein Zweigroschenstück ein leidliches Abendessen. Jetzt war die Lectüre zu Ende und der Spektakel ging erst recht los. In der Hitze des Disputirens schlugen die Bauern mit ihren Fäusten auf, daß die Tische zitterten, und riefen, da sie sich nicht vereinigen konnten, den Steigemüller, einen klugen Herrn, der eben eintrat, zur Entscheidung. Dabei entstand ein allgemeiner Aufstand, man entdeckte Klaus in seinem Winkel, und auf der Stelle hatte man Politik und Heil der Welt vergessen.

„Donner hol' mich! Da sitzt ja der Lügenklaus von Hungerburg," rief Einer und drängte sich an ihn, worauf der ganze Haufe den Armen umringte und auf ihn hineinschrie, daß er vor Scham und Wuth lieber gleich hätte in die Erde versinken mögen.

„Seh' 'mal Einer, wie der reiche Klaus sparsam wird! — Der Kirchvater hat ihm vierzehn Wochen lang den Klingelbeutelpfennig geschenkt! — Na, wie steht's Klaus von der Lügenbarake, gedeiht der Quirlhandel? Wirst Du Dir bald die Jacke von deinem Verdienste können zusammenflicken lassen? — Heda! Wenn Du 'mal ein Achtgroschenstück über die Noth hast, könnten wir einen Handel mit einander machen. Ich habe noch vorjähriges Stroh, zwar etwas von den Mäusen zerfressen, ich denk' aber doch, 's müßte Deinem Palaste zu Gute kommen. — Wo denkst Du hin, Pinkfriedel! Wenn Klaus Stroh braucht, oder Geld, oder einen ehrlichen Namen, da darf er nur auf seine verqueckten Stoppelfelder gehen, und dreimal ins Zwergbrunnel niesen; flugs hat er, was er sucht. — Richtig, richtig! Der Klaus hat ja einen Zwerg zum Pathen. Das war ein Kerl, drei Käse hoch, und die Geige wußt' er zu streichen, daß Euch die Seele nur so von selber in die Hölle walzte, und hätte sie der heilige Petrus auch dreimal an seinen Schlüsselbart gebunden gehabt. Nur Schade, daß Pfefferzwerg Gold von den Köpfen, aber keines wieder hinaufgelgen will! — Werft ihn 'naus, den Quirlreiter! Er ist nicht ehelich, er hat mit Gespenstern banditiert! — Zieht ihm die Ohren in die Höh', daß er einsehen lernt, wer eigentlich sein Pathe gewesen ist!" —

So schrien und tobten die Bauern durch einander, und Einige streckten schon ihre nervigen Arme aus, um den Wehrlosen zu ergreifen, der mit Zähneknirschen dem

Digitized by Google

steigenden Tumult zugesehen hatte, im Herzen sich und alle Welt verfluchend. Da trat der Müller vor und rief den Bauern gutmüthig halt! zu. „Meinetwegen," sagte er, „ist der Klaus Simon ein eheliches Bürschel, dem's nur so ein Bissel trübselig geht, weil sein Vater meintwegen dem Saitenschlag zu viel gethan hat. Und wißt, Ihr Großbauern, wen doch einmal so ein Erdgeist angeblickt, dem kann eine Menschenhand meintwegen nichts anhaben! Wäre der Klaus nur klüger und verstünd' er ein heimliches Wort mit seinem Pathen zu reden, so würd' er sich seiner schon wieder annehmen. Denn wißt, Ihr Großbauern, Zwerge gibt's meintwegen, ich habe selber einen in meiner Mühle. Der hämmert aller neun Nächte im einundzwanzigsten Kamme des dritten Ganges, und wenn er losschlägt, muß ich ihm jedesmal drei Honigzellen auf den Mühlstein legen, damit er sich satt daran saugen kann. Unterlaß ich's einmal, seht, gleich steht meintwegen die ganze Mühle still, mag es auch noch so viel Wasser geben, und in alles Getreide kommen die Würmer. Das ist so Zwergenschelmerei, und also laßt meintwegen den Klaus ruhig seiner Wege ziehen. Ich wette, was Ihr wollt, kommt der Junge erst zu sich und bittet den Zwergen sein Unrecht ab, so nimmt's noch ein gutes Ende. Denn seht, Ihr Großbauern, die Zwerge müssen zuweilen solchen Schabernack anzetteln, damit sie mit den Menschen in Verbindung bleiben, ihnen später eine Gefälligkeit thun, und im Himmel meinetwegen wieder zu Gnaden angenommen werden."

Diese Rede verblüffte die Bauern, wodurch Klaus Zeit gewann, sich fortzuschleichen. Ingrimmig spannte er seine Bläße an, bestieg sein Wägelchen und fuhr über Stock und Stein heimwärts. Sein Gemüth war aber so zerstört, seine Seele so verdüstert, daß er sich zehntausend Teufeln auf einmal hätte verschreiben können. Die Worte des Müllers klangen wieder in seinem Herzen, der Wunsch, auf irgend eine Weise abermals mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, die seit dem ausgestoßenen Fluche seinen Blicken völlig entrückt blieb, trat immer lebhafter in ihm hervor. Er sann und sann, was er wohl thun sollte, er gelobte erst still, dann in lautem Selbstgespräch, seinem Pathen Genugthuung zu geben, wenn er ihm einen Weg zeigen wollte, der ihn bei den Leuten wieder zu Achtung und Ansehen bringen könnte. —

Unter solchen Gedanken hatte er Hörnitz erreicht, der Breiteberg zeigte sich schon mit den Feldgeländen, die ihm zugehörten, nun aber aus Mangel an Leuten wüst lagen. Klaus ließ den Blick mürrisch darüber hingleiten, und siehe da, die Gestalt des Zwerges schwebte in nicht gar weiter Entfernung vor seinem Wagen her, umgeben von zahllosen auf- und absteigenden Funken. Klaus hielt still, die Erscheinung verwundert anstarrend. Töne wie von einer Geige schwirrten abgerissen durch die bewegte Luft, und wenn die Erscheinung den Fiedelbogen hob, dünkte es ihm, als mache sie gegen ihn eine zuwinkende Bewegung. Nun trieb Klaus sein Pferd wieder an, der Zwerg aber bengte an einem Feldwege ab und wurde pfeilschnell nach der Gegend des Zwergbrunnen hin fortgerissen.

Dies auffallende Begegniß wollte dem verarmten Jungbauer die ganze Nacht nicht aus dem Sinn. Am Ende, dachte er, hatte der Steigemüller doch Recht! Es kam ja nur auf eine vernünftige Anfrage bei seinem gespenstischen Pathen an, um diesen zu versöhnen und sich selbst das Verlorene, wenn auch nur zum Theil, wieder zu gewinnen. Klaus entschloß sich also, am nächsten Nachmittage sein Heil zu versuchen und, wenn es ihm legend passend erscheine, mit heiterm Muthe eine Frage an seinen Pathen zu stellen. Er brauchte ohnehin frisches Holz zu Quirlen und dabei gab es die beste Gelegenheit zu einem Geisterverkehr.

Der Weg nach dem Wäldchen führte am Zwergbrunnen vorüber. Unwillkürlich hielt Klaus sein Pferd an und betrachtete das Brünnel mit recht tiefsinnigen Augen. Es war klar und ruhig, hell perlend stiegen die Wasser aus dem zerrissenen Basaltgrunde auf, und rieselten als winziger Bach durch säuselnde Binsen über Wiesen und Felder dem Dorfe zu.

„Ein närrischer Born," sprach Klaus, den Kopf schüttelnd und die Tabaksasche aus seinem kurzen Pfeifenstummel klopfend, „verdammt närrisch! Immer brömmselt und sömmselt das Wasser, so oft ich vorbeihottoe, und wenn ich's Brünnel hinter mir habe, kommt mir's doch allemal vor, als hätt' ich ein sechzig Pfund mehr geladen. Das arme Vieh keucht ordentlich und stemmt den Huf ein, als müßt's Kirchen 'rumfahren. Na, jühü, Bläße, jühü!"

Wie's Klaus beschrieben hatte, so kam's auch diesmal. Das Pferd schnaubte, keuchte und griff aus, ohne doch schnell von der Stelle zu kommen. Es war, als hätte der Teufel ein Haar um die Räder gelegt. Nach langer Marter erreichte es endlich den Wald. Hier machte sich Klaus rasch an die Arbeit, ein Schock junger Bäumchen fiel unter seiner Axt. In der Eile des Fällens hieb er auch einiges Gesträuch mit zusammen,

Digitized by Google

das zu Quirlen gerade nicht zu verarbeiten war. Als er nun für die nächsten acht Tage genug Vorrath zu haben glaubte, lud er das sperrige Kiefricht auf, stopfte sich aufs neue seine Pfeife und fuhr zurück.

Es war ein heiterer, warmer Herbstabend. Der Mond stand am wolkenlosen Himmel über den blauen Bergen und beleuchtete die reiche Gegend. Klaus stimmte ein unharmonisches Lied an und brummte es, immer dazu rauchend, vor sich hin. Es war reizend anzuhören. Links und rechts in den sumpfigen Moorwiesen concertirten einige Frösche, in den Thälern dampften die Flüsse, silberne Nebel streiften leuchtend an den Hügelgeländen, an Berg und Busch hin.

„Jühü, Bläße!" brummte Klaus, als sein Lieblingspferd schnaubend ein paar Capriolen machte. „Sperr' dich nich, Bläßel, 's ist ja nur der Höhrauch, der a Bissel zu brodeln anfängt. Wirst dir die Knochen nich verbrennen. Jühü!" Und knallend ließ er dem störrigen Thiere die Peitsche um die Ohren pfeifen. Da schlug dicht vor ihm eine helle Flamme empor, nur auf einen Augenblick, dann war Alles wieder still, dämmerig, einsam. Der Mond blitzte durch den Nebel, man sah in Hörnitz die Lichter schimmern.

Haha, dachte Klaus, jetzt zündet sich der Alte eine Pfelfe an! Wollen doch sehen, was es geben wird. „Heda! Seid Ihr's, Pathe Saitenschlag?" rief er und beugte sich lachend über das Pferd. „Hört 'mal, Pathe, wenn Ihr Euch wieder einmal sehen laßt, so seid doch von der Güte und gebt mir 'nen guten Rath, wie ich meine leeren Geldsäcke geschwind wieder voll kriege. Denn daß Ihr beim Ausbeuteln rechtschaffen mit geholfen habt, will ich beschwören bei Seel' und Seligkeit!"

Wie freundlich aber auch Klaus seinen unsichtbaren Pathen ansprach, kein Laut der Erwiederung ward hörbar. Klaus wartete ein Weilchen, sprach nochmals in die Nebelluft hinein, wartete wieder und redete abermals. Allein es blieb still, nur das Wasser des Zwergbrunnens rieselte über das Steinig, die Binsen flüsterten, der Nebel dampfte dichter um das ungeduldige Thier. Klaus ward ärgerlich.

„Pathe," schrie er von seinem Wagen herunter, während er die Bläße wieder antrieb, „Ihr seid ein dickmäuliger, krummbeiniger Grobian! Ein Erzlügenteufel und ein langfingriger Sakermenter! Und das sag' ich Euch, Pathe Saitenschlag, kommt Ihr wieder einmal meinen vier Pfählen zu nahe, so blitz' ich Euch den krummen Gespensterbuckel mit meinem Peitschenstecken durch, daß Ihr denken sollt, die Blaumeisen haben sich darauf gemausert. Jede Frage ist einmal einer Antwort werth. Der Grund gilt bei Menschen und Vieh, warum nich auch bei Gespenstern? Ueberdies habt Ihr mir gestern zugewinkt, und nun ich da bin, versteckt sich die Blitzkröte. Man könnte auf der Stelle vor Aerger die gelbe Sucht kriegen! — Soll aber nichts ausmachen, Pathe, bin ich Euch nun doch grob gekommen. Gute Nacht, Zwerggeiger! Da hast 'was, Störenfried, wenn Du etwa ärgerlich sein solltest. Schlag' Dir eine an, und wenn Du Durst hast, kauf' Dir 'nen Kümmel dazu bei Günzel's Hanschristeln. 'S der beste itzunder." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Kuranda's letzte weiße Rose.]

Das stuttgarter Theater ist auf dem Wege, die Bedeutung zu gewinnen, die sich im Kleinen das düsseldorfer unter Immermann's Leitung vor einigen Jahren zu geben suchte, daß es die deutsche dramatische Poesie, die schon seit lange ihren eigenen Weg gehen mußte, wieder mit der Bühne vermittelt. Es herrscht hier ein reger Eifer, mit Allem, was von bedeutenden dramatischen Dichtungen in Deutschland zum Vorschein kommt, die Probe der Bühnendarstellung zu machen. Wir haben in kurzen Zwischenräumen neue Dichtungen von Immermann, Gutzkow, Karl Reinhold, Hake, Kuranda und Andern gesehen, und jetzt sollen Julius Mosen's dramatische Arbeiten und einige ältere originelle Schauspiele, mit denen noch keine Bühne einen Versuch wagte, an die Reihe kommen. Es ist hauptsächlich Regisseur Moritz, der, von Döring aufs wackerste unterstützt, dieses frische Leben in unsere Bühne bringt, und der es einmal wagt, mit der Reinigung des deutschen Theaters Ernst zu machen. Der Erfolg seiner Bemühungen hat gewiesen, wie wenig begründet jene coquetten Klagen deutscher Theaterdirectoren sind, daß das Bedeutende und wahrhaft Poetische keinen Anklang finde.

Ein gewisses Mißtrauen gegen neue Stücke deutscher Dichter ist allerdings vorhanden, und dieses zu überwinden, bedarf es der Liebe, mit der Moritz bei jedem neuen Versuche sein ganzes Talent und alle seine Regieerfahrungen aufwendet, es bedarf eines so neidlosen Entgegenkommens der übrigen Schauspieler, vielleicht kommt auch die ruhige, zurückhaltende Art des hiesigen Publicums, das nie ein vorschnelles Urtheil abgibt, so wenig sie von der andern Seite den Schauspieler ermuthigen mag, diesen Reformversuchen zu Statten.

Das letzte neue Stück von Bedeutung, das hier gegeben worden, ist Kuranda's letzte weiße Rose. Kuranda hat in diesem Stücke den Versuch gemacht, Schiller's Skizze „Warbek" auszuführen, die durch die trefflich angelegte Intrigue schon manches dramatische Talent zur Bearbeitung

Digitized by Google

angelockt hat. Schiller's Warbek spielt als Werkzeug der Herzogin Magarethe von Burgund die Rolle des todtgeglaubten Prinzen von York. Er weiß, daß er nicht der echte Prinz ist, aber „eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz" soll seine Moralität retten helfen. Die Unwahrheit dieses Charakters hat wohl Schiller bewogen, diesen Stoff fallen zu lassen. Die Idee, die ihm dunkel dabei vorschweben mochte, hat er nachher geläutert im Demetrius wieder aufgenommen, und in dieser Dichtung, die der Anlage nach sein großartigstes Werk ist, einen Helden aufgestellt, der an die Rolle, die er spielen muß, wirklich glaubt, und mit diesem Glauben, so lange er ihn festhält, Wunder thut. Die Halbheit Warbek's macht ihn unfähig, ein tragischer Held zu sein, Schiller war genöthigt, mit der Rührung eines Familienstücks zu endigen. Die Spannung, in der uns Schiller's Skizze zu erhalten weiß, ist nicht Theilnahme an dem Loose des Helden, sie ist die bloße Neugier, wie sich der künstlich geschürzte Knoten lösen werde. Ein weltgeschichtliches Ereigniß ist so dem Dichter unter der Hand zu einem Intriguenstücke geworden. Bei einer Bearbeitung der Skizze war es also darum zu thun, eine tragische Idee zu substituiren. Dies ist Kuranda gelungen, indem er, in den ersten Acten Schiller's Plane Schritt vor Schritt folgend, bei Erscheinung des echten York den Charakter der Herzogin umschlagen läßt. Die Härte, mit der sie zuerst auftritt, löst sich in die rührendste Liebe zu dem letzten Sprößling ihres unglücklichen Hauses auf, zarte Weiblichkeit erscheint als ihr wahrer Charakter, den Schmerz und Rachsucht nur momentan umgewandelt haben, und indem sie nun duech ihren Betrug dem echten Prinzen den Untergang bereitet, wird sie zur tragischen Heldin. Diese Aenderung in Schiller's Plan ist nur zu loben, es wäre aber zu wünschen gewesen, daß uns Kuranda auch den zwitterhaften falschen Richaed erlassen hätte. Da er eine andere Figur in den Vordergrund gestellt hat, so hätte er es wohl wagen dürfen, den falschen Richard zu einem ordinären schlechten Charakter zu machen; an einen Menschen, der im Innersten edel, dennoch ein Betrüger ist, können wir einmal nicht ernstlich glauben. Die Theilnahme, die das Stück hier fand, war groß und allgemein, der Dichter hat uns durch die Geschicklichkeit, mit der er einen Fehler des Schiller'schen Planes zu verbessern wußte, eine Reihe der dramatisch wirksamsten Situationen gerettet, wofür ihm unsere dramenarme Zeit den besten Dank zu sagen hat. Wenn das Trauerspiel auf andern Bühnen mit demselben Eingehen in die Intentionen des Dichters gespielt wird, so wird ihm auch auswärts der reichlichste Beifall nicht fehlen.

Rudolph Kauster.

Notizen.

[Clam-Martinitz.]

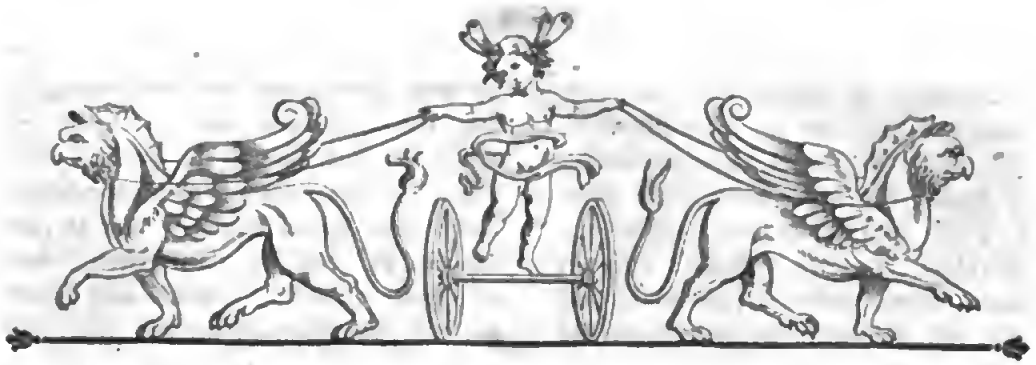
Die augsb. Allg. brachte bei der Nachricht vom Tode des Grafen Clam-Martinitz zwei Nekrologe in so feinem, geheimnißvoll nichtssagendem Kanzleistyl, als erschiene sie wirklich unter österreichischer Censur. Dagegen war in der leipz. Allgem. ein mehr befriedigender, sinniger Artikel zu lesen. Wozu auch die Geheimthuerei vor einem deutschen Publicum? Und sogar die Oesterreicher, welchen die augsb. Allg. erlaubt ist, hätten es hören dürfen, was sich von selbst versteht, daß Graf Clam ein Zögling und Champion der heil. Allianz, ein Widersacher des Fortschrittes, ein muthmaßlicher Nachfolger Metternich's war. Die leipz. Allg. sagt: Graf Clam meinte es ehrlich. Dies ist ein großes Wort, wir wollen es glauben. Aus einem altböhmischen Hause, das schon im 30jährigen Kriege bei Oesterreich stand, war er im Sinn seiner Vater erzogen, und militairisch wie diplomatisch zu einer Stütze der habsburger Dynastie von den klugen Häuptern dieser Dynastie selbst gebildet. Alter Rheinwein und altadeliges Blut sind hart und streng, und die gesundesten, saftvollsten Sprößlinge altadeliger Geschlechter werden oft die schroffsten, wenn auch tüchtigsten Aristokraten; ohne das Jahrhundert verstehen zu lernen, erwerben sie sich seine Bildung, ja die Früchte vom Erkenntnißbaum der Zeit werden ihnen zur Waffe gegen die Zeit. So ward Graf Clam ein achtungswerther, wenn auch nicht liebenswürdiger, aristokratisch-militairischer Cato. Seine Theilnahme am Kampfe gegen Napoleon, sein Einfluß bei den Kaisern Alexander und Nikolaus, seine Sendung nach Berlin zur Abfertigung mancher, noch jetzt nicht beantworteten Zeitfrage, sind bekannt, aber vielleicht bekannter in Deutschland und an den fernsten Höfen Europas, als in Oesterreich. Die österr. Zeitungen sagen allerdings in ihrer offiziellen Sprache, jeder Oesterreicher müsse den ungeheuern Verlust empfinden, den die Monarchie erlitten. — Mein Gott! Was will der ferne, mährische, illyrische, oder tyrolerische Dörfler, ja, was will oder soll der wiener Spießbürger von so hoben, geheim gehaltenen Dingen erfahren, wenn sein Sohn nicht etwa Geheimroncipist ist? Die guten Wiener mit dem Gedächtniß der Eintagsfliege und dem Tiefsinn des Schmetterlings wissen nur, daß Graf Clam einst ihrer Bürgergarde die Port d'epée's nehmen wollte, und daß seine Leichenbestattung sehr prächtig, sehr nebel war, weil 6 Erzherzöge hinter der Bahre gingen, oder fuhren. Hochgestellte Personen, wie Graf Clam, gehören im Leben und nach dem Tode, mit ihren Leiden und Freuden mehr dem Gedächtniß staubiger Aechive, allerhöchster Anerkennung und Würdigung einiger verschlossenen Secien, als dem offenen, warmen Herzen des Volkes an. Ein Nekrolog im gemessenen Kanzleistyl, ein tiefer Bückling vor dem Paradebett, ein pomphaftes Leichenbegängniß, — und es tritt ein Anderer in ihre Bahn. Ein Mensch ist unersetzlich, ein brauchbarer Kopf niemals. —l—.

[Gutenberg-Album, herausg. von Haltaus.]

Zu dem Album, das Dr. Haltaus in Leipzig zur vierten Jubilarfeier der Buchdruckerkunst herausgibt, sind bereits von den verschiedensten Zweigen und Richtungen des deutschen wissenschaftlichen Lebens Einsendungen eingegangen. Unter den hundert Namen, die das Buchhändler-Börsenblatt vorläufig aufzählt, finden wir die gefeiertsten deutschen Autoren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 40. — den 25. Februar 1840.

Redacteur: Dr. L. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

(Fortsetzung.)

So sprechend warf Klaus ein Taschenmesser nach dem Brunnen, an dem er gerade vorüberfuhr. Das Messer fiel genau mitten ins Wasser, eine Flamme schoß jählings empor und verlosch eben so schnell wieder. Klaus trieb sein Pferd von neuem an, allein das arme Thier bäumte, schnaubte und riß ins Zeug, ohne den Wagen von der Stelle zu bringen. Während sich nun Klaus alle erdenkliche Mühe gab, die erschrockne Bläße wieder zu beruhigen, verzog sich der Nebel ein wenig und der Mond beschien wunderlieblich viele Aecker Landes. Klaus' Pferd riß aber fort und fort ins Zeug, denn der Wagen stand fest wie eingefroren.

„Na, da muß doch des Zwerges sein Dickkopf zwischen den Felgen stecken," sprach er verdrossen, und wendete sich, halb neugierig halb furchtsam, um. Da fehlte aber wenig, daß ihn nicht Schreck und Erstaunen rücklings vom Wagen herabgeworfen hätten! Denn ein solcher Anblick war selbst ihm, dem Geisterseher, bis jetzt noch nicht vorgekommen. So lang und breit nämlich sein Wagen, es war Alles, jedes Aestchen, jede Nadel der Kiefern, jede Stange, selbst Räder und Radspeichen bis auf die Nabe herab, mit Millionen Zwergen besetzt. Und was trieb das Volk? Die ganze Gesellschaft arbeitete mit beispielloser Geschäftigkeit an den zierlichsten Tanzschuhen, die sie, glänzend wie Spelt, in ihren winzigen braunen Händchen hin und wieder kehrten, mit kaum sichtbaren Hämmerchen und Ohrten daran herumhandthierten, und, war ein solches Meisterstück fertig, es an Spinnenfaden lustig aufknüpften, mit denen der Wagen bogenförmig überwoben war. Klaus behauptete später, er habe auf den ersten Blick gegen dreimalhunderttausend schon fertiger Schuhe zählen können. — Ein Weilchen sah der verarmte Jungbauer mit übergeschlagenen Armen dem Treiben der Kleinen stillschweigend zu. Die Kerls sahen gar zu schnurrig aus. Ein genaues halbes Zoll lang, mit dicken Köpfen, auf denen wohl noch sechsmal so große lederfarbene Hüte saßen, jeder vorn mit einem Johanniswürmchen als Agraffe ausgeputzt, hatten Alle die dünnsten und krümmsten Beine von der Welt, die aber wieder in die zartesten und schönstens geformten Füßchen ausgingen. Ihre mit hohen Schultern überreich gesegneten Körperchen waren mit feinen dunkelbraunen Sammetwämmsern bekleidet. Um die Hüften schlang sich ein Gürtel von blitzendem Silber, und an diesem klapperte das nöthige Handwerkszeug. Sobald Einer der Kleinen ein Söhlchen klopfen mußte, schlug er gar geschickt das linke Bein um, und pochte nun auf seiner winzigen Ferse das Fellchen zurecht.

„Diese Art Schusterei muß 'was einbringen," sagte jetzt Klaus, da es ihm am klügsten schien, mit den Breithüten ein Gespräch anzufangen. Augenblicklich erhoben die emsig Arbeitenden ihre Köpfchen und glotzten den Jungbauer mit so komischen Augen an, daß dieser in ein schallendes Gelächter ausbrach und gar nicht wieder zu sich kommen konnte. Die Zwerge ergriff eben-

Digitized by Google

falls eine lebhafte Lachlust; sie lachten also mit, doch klangen ihre Stimmchen nur wie ein leises Wispern. Dazu rauchten alle ihre Quirlpfeifen ganz gemächlich; denn jetzt erst sah Klaus, daß jeder Zwerg einen unbeschreiblich kleinen Quirl im Munde hielt, dessen vier Aermchen wie Pfeifenköpfe dampften. Wenn's denn erlaubt ist, Ihr kleinen Schwerenöther," fuhr Klaus fort und zog seinen Hut, eine Reverenz, die von Seiten der Zwerge sogleich erwiedert ward, „so möcht' ich eins mit Euch plaudern und zu allererst fragen, für wen das Riesenschuhwerk ist, das Ihr da so rmsig, lustig und wundersam glänzend zusammenwerft?"

Einer von den Schustern nestelte den eben fertig gewordenen Schuh dicht vor des Jungbauers Augen an den Spinnenfaden, dann schlug er, wie Klaus, die Arme über einander, glotzte ihn possierlich-schelmisch an und erwiedeete:

„'S sind Tanzschuhe für Deine Hochzeit, Klaus."

„Für meine Hochzeit? Nun, die ist wohl noch in weiten Feldern, denn meines Wissens hat Annlise keinen großen Drang, die Spinnen in meinem Stalle zu melken. Und dann sag' mir, Kleiner, wer hat denn das Geschüh bestellt? Habt Ihr auch eichtig Maß genommen? Sonst," Klaus kratzte sich im Kopfe, „sonst schwindelt mir, unsere Annerosen und Marthlisen werden nicht ganz Platz drin haben mit ihren Füßen."

Die Zwerge lachten und klatschten vor Lust in die Hände, wobei sie sich gegenseitig so lebhaft zunickten, daß die Johanniskäferchen auf ihren Hüten wie sprühende Funken durch einander flogen. „Behüte, Pathe," erwiederte der Wortführer, „wir arbeiten nur für uns selber, und werden, wie Du uns da siehst, auf Deiner Hochzeit redlich mit Deiner Beaut tanzen, immer Einer nach dem Andern."

„Alle?" fragte Klaus hastig.

„Alle, Alle, so viel wir da Schuhe machen!"

„Schottisch odee Renowacz, oder vielleicht den Endreih'n nach der alten schönen Melodie: „„Und als der Großvater die Großmutter nahm?"" Ihr kennt doch diese Reimerei?"

„Und ob!" sagte der Zwerg. „Allein, Mann, Du irrst Dich. Wir tanzen sammt und sonders nur Galopp oder den Kreiselwalzer, und zwar nach dem raschesten Tempo."

„Pathe Breithut und liebe verehrte kleinfüßige Brüderschaft," versetzte Klaus, „mich dünkt, es obwaltet hier ein Irrthum. Meine Annlise ist zwar so weit ein recht stämmiges Mädel; sie trägt theen Scheffel Winterweizen trotz Hansjürgen, dem Müllerknechte, drei Treppen hoch, ohne zu ruhen oder zu seufzen — und das war seither bei uns immer ein Zeichen von einer gesunden Lunge — aber, verehrte Pathenbrüderschaft, über den Durst kann Keiner teinken! Und so habe ich denn die leise Fuecht, daß Ihr edlen Herren, deren Theilnahme an meiner zukünftig vielleicht noch stattfindender Hochzeit mie sehr schmeichelbar sein thut, falls ihr Alle einen raschen Galopp mit meiner Annlise abklappern wolltet, mich armen Klaus noch vor beendigter Hochzeit in einen Witwer verwandeln möchtet! Wie wär' es denn, wenn Ihr blos einige Abgeordnete schicktet, etwa zwei oder drei Mann? He, geht das nicht? Von den Ander soll Jeder eine Karpfenschuppe kriegen und einen Kaffeelöffel voll gebackenen Reis."

„Nichts, nichts, nichts!" schrieen die Breithüte, „wir wollen Alle tanzen und essen."

„Gerade wie die Stadtleute," brummte Klaus für sich, „wenn die unser einer zur Kirms bittet, nehmen sie auch allemal drei Stücke Kuchen für eins und stopfen sich voll, daß die Treppen seufzen, wenn sie wieder 'runter steigen. Eigentlich," sprach er, zu den Zwergen gewandt, weiter, „solltet Ihr meinen Voeschlag annehmen, bin ich doch Eures Königs Pathe und habe immer mit ihm in gutem Vernehmen gestanden."

„Dein Vater hat ihn aber gezwungen, sich zu Tode zu geigen," versetzte recht zornig der Kleine, „und Du bist auch so ein Thunichtgut geworden, daß Du lieber das ganze mildthätige Geisterreich in ein Mäuseloch spünden möchtest! Aber fluche nur, wenn Du Herz genug im Leibe hast! Wir wollen Dich zappeln lassen!"

„Das mag sein," erwiederte Klaus. „Nehmt aber nur Euee Vernunft zusammen, heezliebe Pathen, und bedenkt, was Euer König meinem Vater angethan hat, und was ich selbst seit einem halben Jahre erduldet habe, und Ihr werdet, menschlich urtheilend, meine Fehler entschuldbar finden. Hat mir doch Pathe Krummbein Geld, Feld und Haus mitgenommen oder abgejagt!"

Die Zwerge lachten wieder. „Nicht wahr, Klaus," sagte der Sprecher, „Du sähst es gern, wenn das Verlorene übet Nacht wieder zum Fenster 'reinschlüge?"

„Cueiose Frage. Sage mir, wie ich geschwind meine leeren Säcke fülle, und ich tractire Dich und Deine Gesellen an meinem Hochzeittage, und alles Vergangene soll vergeben und vergessen sein."

„Und Annlise tanzt mit uns?" fiel der Zwerg ein, ein Paar neue fertige Schuhe so heftig schwingend, daß

Digitized by Google

sie seinen Händen entglitten und gerade in des Jungbauers Schooß fielen.

„Nein, nein!" schrie Klaus, die kleinen Dingerchen aufhebend, „wart' noch einen Hahnschrei, ich will mir die Sache erst noch 'mal überlegen —"

Ein wunderliches Gewimmer unterbrach seine Rede, die zahllose Schaar der Zwerge schnitt die drolligsten Gesichter, faltete die Händchen und machte höchst klagende Geberden, der Sprecher aber rutschte wie eine Spinne an einem der Fäden, welche den Wagen überspannten, auf Klaus' Schooß herab, fing an, an seiner Jacke heraufzuklettern und stieg, bis er glücklich die Hand des Jungbauers erreicht hatte. Nun griff und haschte er nach dem Schuhwerk und wollte es Klaus durchaus entreißen. „Gib mir die Schuhe!" sprach er ganz malitiös.

„Ei behüte, lieber Pathe Breithut!" versetzte Klaus. „Das Kunstwerk will ich mir aufheben bis zu meiner Hochzeit, wo ich es Dir selber anzuziehen verspreche, wenn Du mich besuchen willst."

„Es geht aber nicht, ich muß die Schuhe haben!" trotzte der Zweeg und stampfte mit beiden Füßen, die Fäustchen drohend gegen Klaus erhebend. Die übrigen Zwerge erhoben abermals ihr klagendes Gewimmer, und Klaus sah nun wohl, daß dieser Zufall ihm einen nicht geringen Vortheil gewähren könne.

„Hört," sprach er, „die Schuhe könnt Ihr nicht wieder kriegen, wenn Ihr mir aber versprechen wollt, mich bei den Leuten wieder zu Ehren zu bringen, und mir nur das Nothdürftigste zum Leben zu geben, so sollt Ihr auf meiner Hochzeit tanzen und essen. Legt aber auch ein gutes Wort ein bei dem Brummbär, Pathe Saitenschlag."

„Nun, Klaus," sagte der Zwerg, „ich merke schon, wir kommen jetzt nicht mit einander ins Reine, unsere Zeit ist uns karg zugemessen, in dreizehn Secunden müssen wir die silbernen Adern der Erde anhauchen, daß sie hübsch frisch und bei gutem Wachsthum bleiben. Wenn Du aber Wort halten willst, so höre meinen Vorschlag. Komm morgen Abend wieder her und schlage mit dem Eibenzweige, der da unter Dir herabhängt, in das Brunnenwasser, vielleicht erfährst Du dadurch, was Dir und uns von Nutzen ist. Geschwind, ja oder nein?"

„Wenn's denn nicht anders geht, ja, bei allen Tollheiten, die mir je begegnet sind!"

„Brrre!" schnarrte es hinter ihm auf dem Wagen, die Zwerge purzelten von allen Zweigen, Aesten, Speichen, Felgen herab und verschwanden in einer aus dem Brunnen auflodernden spitzen Flamme. Nun griff auch die Bläße gewaltig aus und rannte in ungewohntem Galopp über Stock und Stein dem Dorfe zu.

Klaus kam erst in seinem Hofe wieder recht zur Besinnung. Seine Zusage reute ihn jetzt; er hätte sie gern zurückgenommen, nur die beiden gewonnenen Zwergschuhe flößten ihm einige Hoffnung ein. Er betrachtete die wunderliche Beute mit großer Neugier und fühlte sein Erstaunen dadurch noch mehr gesteigert. Denn die allerliebsten Dinger waren aus den dütchenförmigen Blättern der Sonnenrosenblüthen und den feinwolligen Blindhäutchen gearbeitet, welche die stechenden Augen der Maulwürfe bedecken, indem jene den Stoff zur Fußbekleidung, diese die zarten Sohlen bildeten. Woraus aber die Schnallen bestanden, wollte dem Jungbauer nicht recht klar werden, weshalb wir ebenfalls nichts Bestimmtes darüber sagen können.

Klaus verwahrte seine Beute sorgfältig, dergleichen auch den Eibenzweig, dem er, wie ihm nun ahnte, das Sichtbarwerden der Zwerge zu verdanken hatte. Mit bänglichem Herzklopfen erwartete er den nächsten Abend, in der Zwischenzeit unternahm er wieder einmal eine genauere Besichtigung seines schon halb zerfallenen Hauses, die nun freilich ein so trauriges Resultat gab, daß er selbst das Leben aufs Spiel setzen mußte, um in eine andere Glückslage zu kommen. Denn da gab es keinen Balken, kein Bret, keine Diele, keine Latte im ganzen Hause, die nicht bei einem herzhaften Angriff augenblicklich zusammengebrochen wäre. Von Glasfenstern war schon längst nicht mehr die Rede; es stand Alles offen, und wäre Klaus ein Freund von der Meteorologie gewesen, ein besseres Observatorium, als sein durchbrochenes Bauergut, hätte er gar nicht finden können. Fest entschlossen, das Abenteuer zu bestehen, kam er von seinem Inspectionsgange zurück, und sobald die Sonne untergegangen und der Mond dunkiere Schatten auf die Erde zeichnete, machte sich Klaus mit seinem Eibenzweige und den Zwergschuhen auf den Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Baulen, Theaterpersonal, Theologie.]

Unter dem Heulen des Windes, und dem fürchterlich drohenden Brausen der Sturmfluthen greife ich in Behag-

Digitized by Google

lichkeit und Kummer nach der eingestäubten Feder, von den Freuden und Leiden der alten Hansestadt in die Welt hinauszureden. Da saßen wir nun neuerdings wieder mit nassen Augen und nassen Füßen und jammern über die Natur, der es einmal wieder beliebte mit vollen Backen in die Mündung der Elbe zu blasen, und ein Lied zu pfeifen, vor dem die Dämme sinken und brechen, die Schiffe auf hohes Ufer gepeitscht und hamburger Troglodyten aus ihren Spelunken gejagt werden. Bei jeder Sturmfluth laufen die Tintenfässer voll und man schreibt und druckt mit Angst- und Wehruf über das immer wiederkehrende Unheil der Ueberschwemmung, dem wir wehren könnten, wenn wir Kraft hätten, dem Mammon und dem Phlegma zu entsagen. Indeß der Deutsche sagt — und der Norddeutsche untersteicht die Worte noch: — gut Ding will seine Zeit haben, und die Philosophie, die hoch und wohl mit unsern Vätern zu Rathe sitzt, weiß, wie viel blühender und anmuthiger die Hoffnung, denn das Erlangen, und wie unglücklich die Menschheit und mithin auch ein Volk wäre, das nichts mehr zu hoffen hätte. — Ein gutes Gouvernement ist wie Gott, es läßt sich oft lange bitten, ehe es selbst billige Wünsche erhöet, und sagt auch nicht, warum es zögert, sondern hüllt sich in jene schauerliche Unbegreiflichkeit, die auch Hamburgs Bürger nicht erfahren läßt, warum man minder nothwendige Bauten, Bauten, die nur der Bequemlichkeit und dem Peunke dienen, denen, die Gut und Leben zu schützen vermöchten, vorzieht. — So ist es, und diese Betrachtung führt uns an den Hafen, an die ersten Grundlinien des grandiös genug angelegten Quais, wo eine gegen 30 Fuß hohe Mauer schon vor der Vollendung bedrohliche Risse und Beugungen verkündet. — Dergleichen und dahin gehörende Blößen, wodurch man dem Zahn der Zeit das Nagen erleichtert, liegt bei uns in dem Uebel der Licitation, da man es denn zwar wohlfeil, aber schlecht bekommt. —

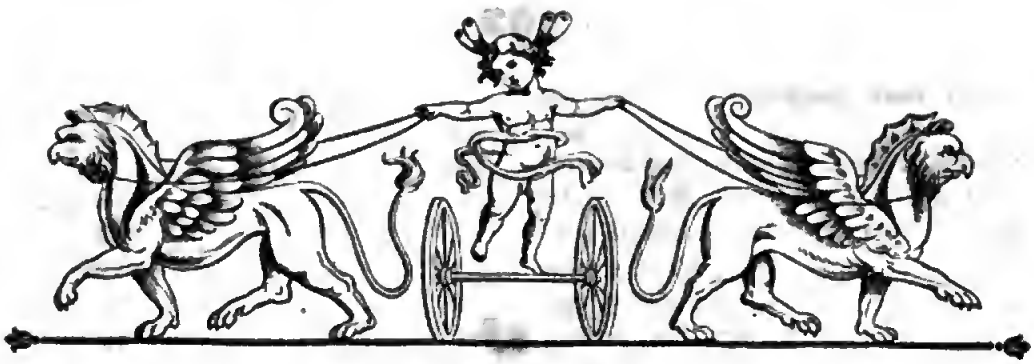
„Das Glück ihm günstig sei:
Was nützt es Töffel? —
Denn regnet's Brei,
Ihm fehlt der Löffel." —

So geht es auch uns. Wir haben an Gold und Silber genug des Breies, aber uns fehlt der Löffel. Und mit dem Entschließen zum Bessern geht's uns, wie der englischen Familie im Roman, deren Zimmerthür zehn Jahre lang knarrte, die jeden Tag das Versprechen hört, morgen solle sie geölt werden, und dennoch vor der Erfüllung zerbeach. Oft wirklich sollte man glauben, man scheue die Ausgabe für einen Tropfen Oel, da man doch täglich über das Knarren hadert. So z. B. bei der Bühne, da knarren und knurren vor Allen die Sieben-Schillings-Abonnenten, die Actionäre, bald über diesen, bald über jenen Mangel, und scheelen: seht Berlin! seht Wien an! in London haben wir es besser gesehen, und in Paris gehen Einem die Augen über! — So hört man im Theater raisonniren, und weß der Mund voll ist, das geht in die wöchentliche Nacheicht über, bald ernst, bald ironisch, damit sich alle Welt an den Klageliedern ergötze. — Nun wird in der That zum Frühjahr ein theilweise bedeutender Personenwechsel mit unserer Schauspielertruppe vorgenommen, die alten ausgesungenen Kehlen, Baß und Bariton, gehen fort und vieles Andere, selbst die engelmilde Enghaus, für die uns der Himmel ohne Gebet und Zuthun ein liebliches Fräulein Weißdach aus Riga beschert, die einfach und unschuldig einhergeht, und auf den Brettern zu einer Bedeutsamkeit aufblüht, wie sie die wirkliche Welt der idealen nur selten liefert. — Das hat der Himmel gethan, der aber nicht alle Tage bei der Hand ist, sich um die Kunst zu kümmern, da er ja mit der Natur schon hinlänglich zu thun hat, und darum sollten die Directoren an allen Bühnen, wo es dem Ernst der Kunst gilt, — wie die Kaufmannshäuser, die im Großen handeln, — Speculanten besolden, die nach Talenten, und möglichst nach Genies auf die Jagd gingen, da es sich denn gar oft treffen würde, daß man einen Garrick hinter dem Hobel oder beim Pfriemen, eine Sonntag beim blauen Montag und eine Hagn hinterm Hage fände. — Will man mir's glauben, daß die besten Professoren hinterm Pfluge hergehen, und der trefflichste Holzhacker leider nicht selten schon auf dem Katheder stand? — Sind alles ehrenwerthe Geschäfte, aber es sollte ein Jeder nur am rechten Orte stehen, und der menschlichen Gesellschaft würde jährlich eine Dividende ausgezahlt. — Unser Professor Petersen liest über schöne Literatur, und Raabe über Kirchengeschichte. Aber was nutzt es! die schöne Literatur wird immer häßlicher, die Kirchengeschichte immer verworrener und zwiespältiger, und am Ende gilt dem Volke eine hübsche Räubergeschichte mehr als die Kirchengeschichte, obgleich sich der Aehnlichkeiten mehr wie der Unähnlichkeiten finden; die rechte Geschichte aber, die alte, ewig neu bleibende, die Geschichte von der Moral, die auf Vernunft, Natur und Psychologie begründet ist, und die uns in ihrer Verfallenheit schier mehr wie dem Heine seine Liebesgeschichte das Herz zerbricht: darüber liest keine Seele, und die Menschheit deutet in ihrer dunklen Kammer bei der künstlichen Oellampe fort. Man sieht wohl, daß gegen die dunkelgraue Gardine von draußen ein heller freundlicher Sonnenstrahl herein dringt, man hört die Lerche draußen singen, die Nachtigall schlagen und den Kuckuck rufen, es ist Tag, es ist Frühling, alles lebt und zwitschert draußen, — aber der gichtbrüchige Mensch hat nicht die Kraft, die Gardine aufzuziehen, das Gewohnheitsthier bleibt in der Kammer bei seinem Jammer, so in Schilda wie in Hamburg. Unsere kirchlichen Fehden sind ausgefochten bis auf den letzten Mann. Das heiße ich gefochten wie ein armer reisender Handwerksbursche: man bettelt sich hier und da Ideen zusammen, und steckt sie in den großen Schnappsack der angeleerten Dialektik, und schüttet sie aufs Papier. Daran soll sich der gegnerische College neidisch ärgern und die Menschheit erquicken. Alles warf Steine herbei, um den neuen Babelthurm zu errichten, bis der Bau plötzlich stillstand, weil man eine Stimme von oben hörte.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 41. — den 27. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

(Fortsetzung.)

Klaus lief eine hübsche Zeit kreuz und quer in den Feldern herum, ehe er dem verhängnißvollen Brunnen zu nahen sich entschließen konnte. Endlich faßte er sich ein Herz, schlug Feuer und zündete seinen Pfeifenstummel an, um vor sich selbst mehr Ansehen zu kriegen. So gerüstet, schritt er rasch zu dem Borne. Mit raschem Schlage traf der Eibenzweig die klare stille Welle, die stark davon bewegt auf allen Seiten überschwoll, sich im Steigen schnell entzündete, und in und über einander fluthend nach wenig Augenblicken als kolossale Feuerflamme in seltsamen Bewegungen auf dem Rande des Quelles hin- und wiederrollte.

Klaus sah dem geheimnißvollen Unwesen mit bänglicher Neugier zu. Jetzt hatte die Flamme den ganzen Brunnen umkreist, und nun sank sie auf unbegreifliche Weise in sich selbst zusammen, begann zu dunkeln und zu dampfen, und der Jungbauer erkannte schon nach ein paar Secunden seinen Pathen Klaus Saitenschlag, wie er mit seinen untergeschlagenen krummen Beinen auf einem krystallenen Throne hockte und aus einem armsdicken Pfeifenrohre, das in einem verhältnißmäßig umfangreichen Pfeifenkopfe endigte, mit köstlichem Behagen Tabak rauchte. Da der Zwerg ganz gleichgültig den Dampfringeln nachsah, die reichlich seinem breiten Munde entquollen, hielt es Klaus für schicklich, ein Gespräch anzufangen.

„Guten Abend, Pathe Saitenschlag!" sprach er so unbefangen und herzlich, als es ihm möglich war. „Wie ich sehe, schmeckt Euch Euer Abendpfeifchen recht gut, und beim Lichte betrachtet, kann man's Euch nicht verdenken, daß Ihr Euch eins angebrannt habt, 's gibt hier herum immer einen frischen Luftzug. Hu!"

Der Zwerg lachte über sein ganzes breites Gesicht und dampfte fürchterlich. „Hast Recht, Pathe Klaus, wie schmeckt's Pfeifel, kann 'ch sagen, und das rechtschaffen. Ist auch ein guter Tabak, 'was kostbar zwar, aber auch sauer verdient. Willst Du ihn 'mal probiren?"

„J — ich danke gar schön, Pathe Saitenschlag. Ich bin gerade kein Hauptrauchee und bleibe gern immer bei einer Sorte — Portorico, 's Päckchen zu sechs Drelern, wenn ihr 'n 'mal kosten wollt."

„Elendes Kraut," versetzte der Zwerg verächtlich. „Ein guter Tabak muß aussehen, wie der meinige. Hier, nimm und rieche dran! 'S ist ungrischer von der ersten Sorte."

Der Zwerg streckte seine breite Hand aus und Klaus beugte sich neugierig zu ihr herab. Aber wie ward ihm, als er wohl ein paar Dutzend der schönsten kremnitzer Ducaten darin erblickte. Er wollte zugreifen, der Zwerg zog sie aber schnell wieder zurück. „Nicht so eilig," sprach er, „ehe Du zulangen darfst, müssen wir erst ein Abkommen treffen."

„Hm," sagte Klaus, „Pathe, Ihr habt da freilich ein gar kostbares Kraut erwischt. Ist's just ehrlich er-

Digitized by Google

worden, mag's wohl einen gesegneten Schmaus abgeben."

Der Zwerg lachte wieder in seiner bauchschütternden Weise und betheuerte, gewaltig dampfend, es sei Alles ehrlich erworben! Mittlerweilen hatte Klaus seine Augen ein Bischen spazieren gehen heißen, wobei er eine Entdeckung machte, die ihn fast aus aller Fassung gebracht hätte. Er bemerkte nämlich, daß des Zwerges kolossaler Pfeifenkopf ein kahler, glatter, ganz weißer Todtenschädel war, in welchem es ihm nicht schwer fiel, den Kopf seines eigenen verstorbenen Vaters zu erkennen. Oben an der Stirn hatte er eine bewegliche Klappe, aus welcher der überflüssige Rauch aufstieg, in der Mundöffnung steckte das Rohr, und durch die Augenhöhlen füllten ihn ein paar tausend rüstig arbeitender Zwerge fortwährend mit Goldstücken. Je zwanzig bis dreißig trugen immer einen Ducaten herbei, und hatten nicht wenig Mühe, ihn an Ort und Stelle unterzubringen.

„Wie ich sehe, habt Ihr ein ganz neumodisches Heetel," sprach Klaus mit etwas unsicherer Stimme. „Ist das Eure besondere Liebhaberei, oder gilt's für eine neue französische Mode?"

„Mein apaeter Gusto, Pathe Klaus," sagte der Zwerg. „'S schmeckt ganz perfect aus so 'nem kahlgetanzten Spitzkopf, und ist er erst tüchtig durchgeraucht, so gibt mir der Großtürke eine Million Piaster dafür. Ha, ha, ha, ha! Dann hol' ich mir einen neuen. Horch nur, Pathe, wie hell er schon klingt!" Und damit gab er dem angerauchten Schädel, ehe Klaus noch ein Wort drein reden konnte, mit seinen gewichtigen Stulpenstiefeln einige erbarmungslose Püffe.

„Um Gott, Pathe Saitenschlag," rief Klaus, „habt doch ein Einsehen, oder ich vergesse und vergreife mich an Euch! Meint Ihr denn, ein Kind habe kein Gefühl für seine todten Eltern? Und ist das eine honette Manier, seine guten Freunde zu behandeln?"

„Halt, halt, guter Junge!" fiel der Zwerg laut lachend ein. „Raisonniren thut nicht gut bei Leuten meines Schlages, und wenn ich Dir's verzeih', so hast Du's nur meiner Pathenschaft zu verdanken, und weil Du mich dauerst. Um aber ein Ende zu machen, Klaus, so sage mir doch, ob Du's zufrieden bist, daß ich mir nach zehn Jahren, wenn dieser Pfeifenkopf hier dem Großtürken übermacht worden ist, Dein gewichtiges Haupt zu meiner Abendpfeife präparire? 'S müßte ein prächtiges Köppel geben und ein hübsches Weilchen dampfen, denn Du faßt, glaub' ich, viel."

„Weiß Gott, ich will fasten, bis ich verhungert bin!" rief Klaus, „nur macht ein Ende mit Euren verfluchten Redensarten! Sagt gerade heraus, was ich thun soll, Pathe; ist's menschenmöglich, es herzustellen, so will ich mich drein fügen und schicken, aber mit der Kopfcaucherei kann's ein für allemal nichts werden! Das Ding muß aufhören, sag' ich Euch, denn 's ist eine Schande für mich und die ganze liebe Christenheit!"

Während Klaus so sprach, hieb er aus Aerger mit seinem Eibenzweige verschiedene Male in das Wasser des Brunnens, ohne zu bemerken, daß die klare Fluth als blitzender Feuerschein auf allen Seiten überschwoll, und ein wimmerndes Gestöhn rings umher vernehmbar ward. Der Zwerg machte eine höchst bedenkliche Miene, das Pfeifenrohr entglitt seinem Munde, und in vollkommen verändertem Tone versetzte er: „Sieh nur, mein Herzenspathchen, wer klug ist, der trägt's Glück immer in der Tasche. Du gefällst mir alleweile, und so mache ich Dir einen wohlgemeinten Vorschlag. Diesen Kopf hier," fuhr er fort, indem er aus Duirlmichel's Schädel die Ducatenasche klopfte, „überlasse ich Dir, desgleichen soll Dir auch Dein eigner verbleiben, wenn Du mir die beiden Schuhe zurückgibst, die gestern einer meiner lustigen Pagen verloren hat. He, wie gefällt Dir das?"

Klaus sah den Zwerg mit großen Augen an. „Jes'," sprach er dann, „ich bin's ja ganz und gar ausnehmend sehr zufrieden."

„Nun, so gib mir die Schuhe," sprach der Zwerg.

„O ja, ich dächte, was mir wäre," versetzte der Jungbauer. „Gar so geschwind, geht's doch nicht, wie Ihr denkt, Pathe Saitenschlag. Hier sind zwar die Schuhe, und ich nehme Euer Anerbieten an, aber was nutzt mir das Alles, wenn ich ein armer geflohener, beschimpfter Kerl bleibe mein Lebenlang? Ihr kehrt Euch freilich den Teufel an das Gerede der Leute, aber unser einer, der blos ein Mensch ist und sich nicht wehren kann, wenn einem das ganze Dorf auf den Zopf spuckt, unser einer spürt's innerlich, was es heißen will, arm und verachtet leben müssen! Ja, Pathe, ich sag's Euch frei von der Leber weg, Ihr müßt das ändern, denn Ihr könnt's! Ihr müßt mir Geld und Gut wieder geben und mich ehrlich machen bei meinen Nachbarn und Mitbauern. Ich kann nicht allein sitzen, wie eine Nachteule in meiner Hütte, ich will Menschen um mich haben, die ein Stück Brot mit mir essen, einen Trunk Wasser oder einen Krug Bier mit mir trinken! Denn seht, Pathe, ich

Digitized by Google

bin für das heilige Einsiedeln nicht geboren, weil ich weder ein Stückchen Herrgott, noch ein Zipfel Teufel bin, sondern eben blos ein schlichter Mensch, ein Bauer, ein gutmüthiger, armer, verlassener Bursche, des zu Tode getanzten Quirlmichel's elender Sohn!" — Hier schluchzte Klaus, daß ihn der Bock stieß und die hellen Thränen über die Backen herab in den Brunnen träufelten. „Und also, Gevatter," fuhr er fort, „macht's nun wieder gut. Ich hab's ehrlich büßen müssen, daß ich Euch dazumal verfluchte; jetzt bitt' ich's Euch ab, aber gebt mir ein paar Hände voll Ducaten, damit ich mein Haus ausbessere, meine arme Annliese heirathen und wieder ein ehrlicher Bauer werden kann. Wenn Ihr das thun wollt, Pathe Saitenschlag, so sollen Eure Kinder auch auf meiner Hochzeit tanzen, und hier habt Ihr die Schuhe!"

„Schon gut, schon gut, mein herzliebes Pathchen," versetzte der Zwerg, „ich sehe, daß Du noch ein ganz braver Bursche bist, und darum will ich Dir helfen. Meine Kinder werden sich auch freuen, denn durch den Verlust der Schuhe sind sie wieder einen großen Schritt zurückgekommen in ihrer Bildung. Du hörst ja, wie sie flennen und betteln, die armen Dinger! Komm nur her und thu' ein paar Griffe in Deines Vaters Kopf, der arme Kerl fühlt's nicht mehr. — So, nun laß es gut sein. Um den Schädel kümmere Dich weiter nicht, er soll schon in einer Viertelstunde sein, wohin er gehört. Jetzt aber rathe ich Dir, sieh zu, daß Du bald heirathen kannst, und versäume nicht, recht viel Gäste einzuladen, vornehmlich bitte diejenigen, welche Dich bisher tüchtig gezaust, geneckt und verhöhnt haben. Fehlt Dir's an Geld, so weißt Du, wo Pathe Saitenschlag wohnt. An Deinem Hochzeitstage aber schicke die drei größten Leiterwagen hieher, und lege vor jeden vier starke Pferde; denn ich gedenke scharf aufzuladen. Und, hörst Du, Pathe Klaus, sage Deinen Knechten, sie sollen hübsch langsam um das Börnel herumfahren und dann in Galopp wieder zurück in Deinen Hof, Du aber, Klaus, legst Dir am Hochzeitstage ein Erbenblatt ins linke Ohr, und wirfst, sobald ich Dir winke, ein paar Hände voll ähnlicher Blätter breit über alle Tische, und somit: Gute Nacht, Pathe!"

Klaus hatte dem Zwerge die Schuhe bereits eingehändigt, jetzt zischte es in der Luft, das Wasser im Brunnen bewegte sich in leuchtenden Kreisen und ein herzliches Gelächter schien aus allen Spalten der Erde zu dringen. Dann war Alles still, der Vollmond schien so hell, daß man hätte Stecknadeln suchen können, Klaus fühlte sein gutes Gold in den Taschen, und kehrte, obwohl er über das seltsame Abenteuer oft genug den Kopf schüttelte, fröhlich und guter Dinge in sein verfallenes Haus zurück.

Nach einer unter glücklichen Träumen verbrachten Nacht überzählte Klaus seine Baarschaft, und fand, daß sie hinreichen werde, sich einige Pferde, ein paar Kühe, neue Wagen und Geschirr anzuschaffen. Für die Ausbesserung seines Gutes gedachte er vorerst nur das Allernöthigste zu thun, da er wohl einsah, daß, um künftig bequem leben zu können, ein vollkommener Neubau unumgänglich sein werde. Weit mehr lag ihm daran, sich in den Augen seiner Mitbauern wieder als ein Mann von Geld und Gut zu zeigen; deshalb war es auch seine erste Sorge, Knechte und Mägde zu dingen, sich selbst etwas herauszuputzen und sodann unverweilt die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit zu betreiben.

In vierzehn Tagen war alles Nöthige gethan und die übrigen Bauern machten keine kleinen Augen, als sie auf einmal in Klaus' Hofe wieder Leben, auf seinen Feldern rüstige Arbeiter erblickten. Ihr Erstaunen steigerte sich bei dem Aufgebote, das sie am nächsten Sonntage von der Kanzel herab erfuhren, als nun aber gar acht Tage später der Hochzeitbitter mit dem silberbeknopften Rohrstocke, im sammetnen Brustlatze und Busenstreifen auf dem Flur derer erschien, die noch vor kurzem Klaus' unerbittlichste Verläumder gewesen waren, und Alle, ohne Ausnahme, mit dem üblichen scherzhaften Spruche zum Hochzeitsschmause, so wie zur „Brautsuppe" einlud: da war der verachtete „Lügenklaus" mit einem Male ein braver Kerl und ein tüchtiger Jungbauer geworden, und noch an demselben Abend erscholl sein Lob von allen Bierbänken. Wie Klaus zu neuem Gelde gekommen, untersuchte man nicht; es hieß, er habe das große Loos gewonnen! Denn hatten auch Viele Lust, ihre Glossen über die schnelle Verwandlung zu machen, der Egoismus ließ sie schweigen, da Jedermann schon jetzt die Lippen leckte nach dem Hochzeitsschmause, der Allen bevorstand.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Rosa Maria, Musik.]

Hamburg hat eine Dichterin verloren. Obwohl die Welt sie wenig kannte, so könnte man doch eher noch sagen, die Welt habe sie verloren, als Hamburg. Denn sie war hier eine stille idyllische Insel des Geistes, ihr Familienkreis

Digitized by Google

war ihe Aſyl und ihee Welt. Roſa Maria wae bekanntlich Vaenhagen's Schweſter, aus Düſſeldorf gebüetig, an den ebenfalls als Dichter bewäheten, praktiſchen Arzt, Dr. Aſſing, verheirathet. Früher war ſie in Altona mit Fanny Taenow Vorſteherin einer Erzlehungsanſtalt geweſen. Ein gewiſſee Jeanpaul'cher Geiſt deutſcher Sentimentalität ſcheint das Lebenselement ihres Familienkreiſes geweſen zu ſein. Schon dies bezeichnet ihre Exiſtenz in Hamburg als eine inſulariſche.

Man beſchäftigt ſich hiee nicht, kümmert ſich wenig um Poeſie. Was hier Regung des Geiſtes ſein will, ſoll klingen und wir haben hier eine Hertha-Union, wo Dilettanten ihr muſikaliſches Licht leuchten laſſen, daß einem die Augen übergehen. — Weshalb iſt die Muſikwuth ſo groß in unſeeee Zeit? — Aus verſchiedenen Uesachen. Erſtens weil man dabei nicht zu denken braucht, oder mindeſtens denken kann, was man will, und wenn man z.B. bei einem Liede ohne Worte an eine Bratwurſt denkt, ſo iſt das nichts Ungewöhnliches und bleibt ohne Rechenſchaft. Zweitens hat die Cenſue der Peüderie nichts darin zu ſtreichen, man daef Alles geduldig übee ſich ergehen laſſen, und es gibt keinen muſikaliſchen Gedanken, der lebens- oder ſtaatsgefahrlich und den Fuechtſamen moealiſch bedenklich erſchiene. So ſingt und klimpert man denn auf Koſten des Gedankens, der thatkräftig in das Leben greifen könnte, darauf los, und der Geiſt, anſtatt in die Weekſtatt der Veredlung geführt zu werden, nebelt und ſchwebelt in dem Opiumrauſch der Muſik zwiſchen Himmel und Eede. Es iſt kein Heil für den ethiſchen und äſthetiſchen Foetſchritt des Volkes dabei wahezunehmen; man tödtet die Zeit, das Leben, und veeweichlicht die Kräfte des Geiſtes. Die Ueberfülle dee heutigen Muſik iſt ein nationaler Veedeed. Ein Beweis für dieſe Behauptung ſind eben die Muſiker vom Fach ſelber, untee denen man ſelten nur einen gebildeten Geiſt antrifft. — Feage ſich ein Jeder ſelbſt, was er aus dem glänzendſten Conceete mit nach Hauſe nimmt! — — Solche glänzende Concerte ſind bei uns die philharmoniſchen, bei denen aber gar ein ſo barocker Geſchmack im Aerangement herrſcht, daß die feldfertigſten Journale ſich mit Recht übee den Muſikdieectoe wundern, der über der Haemonie in Noten ganz und gae die Harmonie außer den Noten unbeeückſichtigt läßt.

Notizen.

[Der Improviſatoe Karl Richter.]

Es iſt eine teaurige Sache um den deutſchen Improviſator. Ein Glück für ihn, wenn ein abenteueeliches Ausſehen, hohe Stien, kahlee Scheitel, blaſſe Wangen, Schnurrbart, und rollendes Auge, wenigſtens ſeiner äußeren Erſcheinung etwas Poetiſches geben. Da tritt er denn vor dem Publicum auf, abgerichtet, über jedes beliebige Thema ein Häuflein Veeſe herzuſagen. Die Heftigkeit der Declamation muß die innere Gluth erſetzen, aber der hohle Klang der Stimme, und der pathetiſche Ton, der oft die ſinnloſeſten Floskeln begleitet, bringt eine wahehaft tragikomiſche Wiekung hervor. Man weiß nicht, iſt es ein verlocenes Genie, ein intereſſanter Abenteueer, den die Verzweiflung inſpirirt? Ein Taſſo, der auf der Landſtraße in Veeſen um Brot bettelt? Oee würde keinen ſo anſtändigen Feack tragen, ſich nicht ſo ſteeng an die Form binden, die aufgegebenen Themata nicht ſo ernſt nehmen, aber Geniebliße ließe er fallen, daß dem Publieum bange würde; als ein Deutſcher, der den langſamen Tiefſinn ſeiner Mutterſpeache kennt, würde er aus dem Vers eft in die Proſa ſpeingen, im ſchlimmſten Falle wenigſtens geiſtreich ſein, oder — veeſtummen. Nichts von dem Allen bei unſern gewöhnlichen Improviſatoren. Sie treten ſo anſtändig, ſo äſthetiſch auf, und wenn die Production beginnt, wird einem ängſtlich und beſchämt zu Muthe. Sieht es doch wie eine Nachäfferei, eine unwürdige Veeſpottung der dichteriſchen Weihe, wie eine Carikatur jener Begeiſterung aus, die der kluge Pöbel ohnedies für Naerheit erklart! Wohl thut es dann dem beleidigten Zartgefühl, wenn der Schnelldichter eezählt, wie lang er an dieſer Kunſt lerne, und wenn er ſich die barockſten Endreime zur Conſtruirung eines Gedichts ausbittet Ee erklärt damit ſelbſt ſeine Kunſt für ein Handwerk, nicht für Dichtkunſt, und das Voltigiren mit den Endeeimen zeigt deutlich genug, daß es nur auf eine Art von ſpeachlichem Taſchenſpielerkunſtſtück abgeſehen iſt. Damit ſei nicht geſagt, daß es keine wirklichen poetiſchen Improviſatoeen auch in Deutſchland gibt. Jeder Dichter impeoviſirt ja im Geiſte; auch Volksredner in Stunden der Aufregung, und Bonmotiſten, wenn ſie bei Laune ſind, impeoviſieen. — Vor einiger Zeit improviſirte in Leipzig Frau Kaeoline Leenhardt-Lyſee, die Frau des bekannten Schriftſtellers Lyſee in Dresden, ſelbſt als lyriſche Dichterin bekannt, und unterhielt an zwei Abenden ein mäßiges Publicum durch gemüedliche und beſcheidene Leiſtungen. Kürzlich trat Hr. Karl Richter in demſelben Raume der leipzigee Buchhändlerbörſe als Impeoviſator vor uns auf. Ee ſtudiet ſeine Kunſt erſt ſeit einem Jahee, kann es alſo noch ſehr weit darin beingen. Er ſcheint mehr Phantaſie, aber weniger Witz als Langenſchwarz zu haben, überhaupt mehr wirkliches, poetiſches Talent, als jene epigrammatiſche Verſtandesſchärfe, und Geiſtesgegenwart, die in Frankreich und Deutſchland den Improviſatoe machen. Auch fehlt ihm, trotz ſeines romantiſchen Aeußern, noch eine kleine Doſis Charlataneeie; ohne die harmloſe Aeroganz und das Bischen Maektſcheeleeei, mit der Langenſchwarz ſeine Leiſtungen würzt, wird vielleicht kein Improviſator öffentlich Glück machen. Am beſten gelang das Gedicht über das Nichts. Auch politiſche Themata wurden behandelt, wobei das leipzigee Publicum ſeine Liberalität durch eine lebhafte Klatſcherei — mit den Händen bewies: ein ergötzliches Seitenſtück zu den ſächſiſchen Kammerverhandlungen über die ewige hannöverſche Veefaſſungsfrage. —f—.

[Mahlmann.]

Von Mahlmann's geſammelten Schriften (Leipzig, Volckmar) ſind bereits drei Bändchen, Gedichte und kleine Erzählungen enthaltend, eeſchienen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 42. — den 28. Februar 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zwergbrunnen.

(Beschluß.)

Rüstig wurden nun alle Anstalten zur Hochzeit getroffen, welche Klaus, gegen die hergebrachte Sitte, in seinem Hause ausrichten ließ — denn eigentlich muß sie beim Brautvater stattfinden. — Da waren Tischler und Zimmerleute geschäftig, die lockern Balken zu befestigen, die Fenster nothdürftig zu schließen, ein paar störende Wände herauszubrechen, um die Zimmer mit der Vorbühne *) zu verbinden, damit die geladenen Gäste nur Raum haben möchten. Außerdem ward auch noch eine große Küche von Brettern im Hofe aufgeschlagen, um den zahlreichen Köchen mit ihren weißen Schürzen und Zipfelmützen hinlänglichen Raum zum Hin- und Herrennen zu sichern.

Endlich waren die drei üblichen Aufgebote, die Verlobung auf dem Pfarrhofe, die Abholung der Braut vom Bräutigam unter Begleitung einer starken Musikbande, und auch die Trauung glücklich beseitigt. Die Gäste, Männer und Frauen, fanden sich zahlreich ein, und unter diesen gab es nicht Wenige, die sich schon seit acht Tagen nur halb satt gegessen hatten, um auf Klaus' Hochzeit desto besser und anhaltender schlingen zu können.

Jetzt gab der Bräutigam seinen drei Knechten Auftrag, sogleich mit den drei größten Leiterwagen nach dem Zwergbrunnen zu fahren, diesen dreimal langsam zu umkreisen, und dann im Galopp wieder zurückzujagen. Die Knechte schüttelten zwar über den sonderbaren Auftrag die Köpfe und stachen hinter Klaus' Rücken Mönche gegen einander — denn sie glaubten steif und fest, ihr Herr habe aus übergroßer Freude schon ein Glas über den Durst getrunken — an eine Weigerung war aber nicht zu denken.

Der Pastor, zur Rechten des Bräutigams sitzend, hatte das Gebet gesprochen, die Brautsuppe dampfte gar appetitlich vor den Gästen, und Schulmeister und Hochzeitbitter schickten sich bereits an, die ungeheuren Massen von Karpfen auszutheilen; als das Gerassel der zurückkehrenden drei Leiterwagen dem Jungbauer die Ankunft seiner unterirdischen Gäste anzeigte. Das Herz schlug ihm heftig, denn sogleich traf ein schon bekanntes Wispern und Summen sein Ohr. Geschwind practicirte er sein Eichenblatt ins linke Ohr, wie erfaßt er aber auch war auf possierliche Thorheiten, das, was er jetzt sah, hätte ihn doch beinahe vom Schemel fallen machen!

Wo irgend eine Oeffnung, ein Spalt oder Ritz an Wänden, Fenstern und Thüren war, da kamen die Zwerge zu Hunderten herein, so daß in wenig Minuten der ganze Raum von den Kleinen wimmelte. Sie waren auf das Zierlichste gekleidet, ganz so, wie sie Klaus vor kurzem gesehen hatte, nur daß sie jetzt anstatt der Stulpenstiefeln jene zarten Tanzschuhe trugen, bei deren Verfertigung sie der Jungbauer zuerst getroffen.

Klaus gab genau Acht, ob irgend Einer seiner Gäste eine Ahnung von der Erscheinung dieser Erdmännchen

*) So heißt in den Bauerhäusern der freie Raum oberhalb der Treppe.

Digitized by Google

habe, aber da war nichts zu spüren! Vetter Michel, Kunz und Hiesel gabelten tüchtig, und die Deckelkrüge wurden nicht sehr voll. Als nun der Bräutigam immer noch mehr Zwerge hereinschlüpfen sah, so daß ihre Zahl bereits in die Hunderttausende ging, und Ofensimse, Fensterbreter, Schemel- und Stuhllehnen mit den schnurrigen Kerlchen dicht besetzt waren, ward ihm bange. Er fürchtete, die aufwartenden Brüder der Braut möchten die kleine Brut nur so schockweise zertreten, und um wenigstens jede Schuld von sich abzuwenden, rief er seinem Pathen, der eben zwischen den Aufwartenden die Treppe heraufstieg, ganz laut zu: „Verehrter Herr Pathe, es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Ihr mir die große Ehre Eurer Erscheinung anthut, nur muß ich Euch bemerklich machen, daß ich für Mord und Todttritt nicht gut sagen kann, in Betracht der Menge von zierlichem Ungeziefer, das Ihr da mitgebracht habt!"

Saitenschlag winkte großmüthig mit der Hand und sagte, es habe nichts zu bedeuten. Indeß schwang er sich mit einem kühnen Sprunge auf die sehr lange Tafel, tappste bis gegen die Mitte darauf fort und stellte sich hier recht breitbeinig fest. Zu Klaus' unsagbarem Erstaunen gewahrte keiner der Gäste weder die zahllosen kleinen, noch den großen, sehr umfangreichen Zwerg, selbst Annlise, die Braut, und der Pastor waren stockblind, und außerdem freilich auch gerade mit ihren Karpfen beschäftigt, welche Augen und Mund sehr in Anspruch nahmen. Dagegen mußte sich Klaus wegen seiner unverständlichen Reden vielfach hänseln lassen, und Jung und Alt, Weib und Mann, stimmten in den einmal angeschlagenen Ton scherzhafter Verhöhnung ein.

Noch lachte und lärmte die Gesellschaft auf des Bräutigams Kosten so laut, daß der Pastor seine Amtsmiene anlegen mußte, um nur einigermaßen den Uebermuth zu dämpfen, als ein neues Gericht, Pottasche mit Krebsnasen (Allerlei), die Aufmerksamkeit der Gäste ausschließender in Anspruch nahm. Hier nun ereignete sich etwas sehr Sonderbares. Es waren nämlich kaum die vollen Teller vor die Gäste hingesetzt, als sich mit Blitzesschnelle von den Stuhllehnen, den Fensterbretern, den Ofensimsen, ja von dem Fußboden herauf zahllose Zwerge auf die Tafel schwangen, bei allen Tellern Platz nahmen und die schmackhaften Speisen in ein paar Secunden verzehrten. Und um das Erstaunen, die Verwirrung, den Zorn, die Wuth der eßlustigen Bauern vollständig zu machen, begann jetzt Saitenschlag der Länge nach die Tafel herabzugaloppiren, alles Geschirr zu zerbrechen, und alles Bier, allen Branntwein in wunderbarer Schnelligkeit auszutrinken.

Nun hätte man das Betragen der Hochzeitgäste sehen sollen! Es war nicht anders, als ob des heiligen römischen Reichs kostbarste Kleinodien von den Türken geraubt worden wären. Alle sprangen auf, schimpften auf ihre Nachbarn, setzten sich wieder und fingen aufs Neue an, nach den Speisen zu langen, ohne doch einen Bissen erhaschen zu können. Das Fluchen und Lärmen wuchs mit jeder Minute, indem Jeder glaubte, der Andere wolle ihm einen Tort thun, und da alles Bitten und Zureden natürlich nichts half, so ging man von groben Redensarten zu Thätlichkeiten über. Denn aus Gier nach den leckern Speisen hatten Viele durch Eile das Verschwinden ihrer Portionen verhindern wollen, und sich dabei tüchtig in Lippen und Zunge gestochen, indem die Zwerge, sobald Einer ein Stück Fleisch aufgegabelt hatte, es sogleich wieder herunterknusperten. Jeder glaubte, sein Nebenmann habe ihn gestoßen, Alle erhoben die Fäuste gegen einander, und nach kurzem, sehr kräftigem Aufgebot regnete es die gepfeffertsten Maulschellen, Rippenstöße und Rückenpüffe. Es sah aus, als sei eine Gesellschaft englischer Boxer zusammengekommen, um sich weidlich durchzuwalken. Die Weiber geriethen endlich auch in Streit, weil ihre Männer sich schon blutig gedroschen hatten, und so ging es denn auch an ein Aermunterstemmen, an ein Drohen, Zanken, Indiebrustwerfen, zuletzt an ein Haubenabreißen und Nägelweisen. Kurz, Alles haselirte einander! Man vergaß Hochzeit und Brautleute, und wenn ja die sich Balgenden in des Bräutigams Nähe kamen, bildeten sogleich die Zwerge, einer auf den andern hüpfend und ihre breiten Hüte wie einen Panzer gegen ihn haltend, eine undurchdringliche Mauer. Klaus mußte über den drolligen Lärm lachen, daß ihn der Hals schmerzte, denn er bemerkte früh genug, daß seine Feinde und Verläumder die meisten Püffe bekamen.

Die Balgerei mochte eine gute Viertelstunde gedauert haben, da befahl ein Wink Saitenschlag's dem Bräutigam das Auswerfen der Eibenblätter. Im Augenblick war die Tafel damit bedeckt und die Gäste standen erstaunt und wie verzaubert in grotesken Gruppen zerstreut. Alle erblickten jetzt die geschäftigen Zwerge, Klaus' Pathe setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Tisch und begann seine Geige zu streichen. Da ordneten sich die Erdmännchen, schwangen graziös ihre breiten Hüte, und einer auf des andern Schulter tretend, erbauten sie aus sich selbst eine vollkommene Py-

Digitized by Google

ramide über der Braut. Ein gut Theil kletterte sogar bis auf ihre Flitterkrone, wo sich je zwei und zwei eines Silbersternchens bemächtigten, sich darauf feststellten und hin und her schwankend einen sanften, heiteren Gesang anstimmten. Nach seinem Takt begann sich die Braut zu drehen, die Zwergpyramide mit ihr, und es war bezaubernd anzusehen, wie die glänzenden Silberstoffgürtel der Zwerge, die sich einer auf des andern Schulter nach ihres Königs Geigenspiel im raschesten Tempo bewegten, und die leuchtenden Agraffen an ihren Hüten in oft wechselnden Figuren blitzten und flimmerten. Dreimal wechselten die Zwerge im Erbauen dieser Pyramide, und dreimal mußte, von ihr geleitet, die Braut durch die gaffenden Gruppen der Gäste um die Tafel tanzen. Sobald dies geschehen, stimmte Klaus Saitenschlag einen lebhaften Marsch an, zerschlug mit seinem Fidelbogen ein Fenster, und durch die Oeffnung hinausspringend folgte ihm walzend, lachend, närrische Gesichter schneidend und dicht am Fenster sich überschlagend, die ganze Zwergbrüderschaft. Eine Zeitlang sah man den Zug krabbelnd durch die Luft schwanken, dann flimmerten nur die Gürtel noch, bis endlich Alles, wie ein durch den Aether fliegender Lichtschein, verschwand.

Erst jetzt konnten sich die staunenden Bauern wieder regen. Es gab freilich viele Beulen, zerschlagene Gesichter und blutige Nasen, allein dies hinderte doch Niemand, in die ausgelassenste Lustigkeit mit einzustimmen. Man nahm das Celister für einen Schabernack des todten Geigers ruhig hin, obwohl die Meisten im Herzen fühlen mochten, daß sie nur eine gerechte Strafe für ihre groben und unchristlichen Verläumdungen ereilt habe. Klaus Saitenschlag's Ruhm lebte auf Aller Zungen, die Zwerge erhielten nicht geringere Lobsprüche, und als man zuletzt entdeckte, daß die kleinen Männchen bei ihrem Abzuge sammt und sonders ihre braunen Hütchen mit den leuchtenden Agraffen gerade vor dem Fenster abgeworfen hatten, gerieth die Gesellschaft vor Freude fast außer sich. Man drang in den Bräutigam, daß er doch jedem Gaste, als Andenken an dies wunderbare Fest, ein solches Zwerghütchen verehren möge, und Klaus ließ sich nicht lange bitten. Jedem ward ein Hütchen nebst Agraffe zu Theil, Einige aber, etwas gieriger Natur, wußten heimlich noch ein zweites an sich zu bringen, worauf denn die Hochzeitsgesellschaft bis tief in die Nacht hinein ungestört aß, trank und lärmte.

Am nächsten Morgen fand Klaus die Zwerghütchen in lauter kremnitzer Doppelducaten verwandelt und auf jedem lag blitzend im Sonnenschein ein schöner Diamant. Während des Aufsammelns rief ihm eine feine Stimme zu, es seien dies die Haare seines Vaters! Das gleiche Wunder hatten sämmtliche Beschenkte zu berichten, diejenigen dagegen, welche sich erlaubt hatten, einen Zwerghut heimlich forttzutragen, fanden am frühen Morgen' blos ein nasses Buchenblatt!

Von Stund' an hörte aller Spuk in Klaus' Besitzthum auf, auch am Zwergbrunnen sah man nur einmal des Jahres — am Hochzeitstage des Jungbauers — eine große gaukelnde Flamme, in der es sang und klang, wie Stimmen kleiner Wesen. Der glückliche Klaus aber erbaute ein stattliches Haus, kaufte die Schenke wieder zurück, und schnitt an die Säule, wo Saitenschlag, von seinem Vater festgebunden, so lange hatte geigen müssen, eine Inschrift ein, die sein Lob jedem Gaste verkündigte. Seines Vaters Grab aber umgab er mit einem stattlichen Eisengitter. Ihn selbst hatte der Verkehr mit den Zwergen klug gemacht; er wirthschaftete weise mit seinem Vermögen, half jedem Bedürftigen, und warnte die Leichtsinnigen durch Erzählung seines eigenen Schicksals. So ward er der angesehenste und reichste Mann der Umgegend, und alle Welt nannte ihn den Fürsprecher der Zwerge, weil Klaus oft versicherte, daß diesen seltsamen Erdgeistern durch seine Geschichte ebenfalls ein gar großer Dienst geleistet worden sei.

Correspondenz.

Aus Berlin, im Februar.

[Leistungen der Königl. Oper.]

Trotz dem vielgerühmten und belobten Aufschwunge, den die classische Musik seit Spontini's Rückkunft erhalten haben soll, ist an dem alten lethargischen Zustande unserer Oper keine Aenderung zu verspüren. Seit dem Monat September v. J., wo uns die Lortzing'schen „beiden Schützen" vorgesetzt wurden, konnte unsere Opernregie nur das alte einactige Singspiel „das Stelldichein" (Le rendez-vous bourgeois) Musik von Isouard, und ein Ditto! „Ein Tag der Abenteuer" (Une journée d'aventures), Musik von Méhul, zu Tage fördern. Beide, zumal letzteres, liefern allerdings den Beweis, wie weit die französischen Componisten jetziger Zeit den damaligen nachstehen, allein für Neuigkeiten, oder ältere seit Jahren zurückgelegte classische Werke können sie nicht entschädigen; und bedenkt man, wie wenig Mittel solche Vorstellungen erfordern, so dürfen wir annehmen, daß in den letzten fünf Monaten gar nichts für die Oper geschah. Daß Spontini uns seine beiden Meisterwerke: die Vestalin und Cortez, mit trefflichem Zusammenwirken aller Theile wieder vorführte, verdient den wärmsten Dank und die lebhafteste Anerkennung, welche diesen Glanzpuncten unsers Repertoirs wie immer zu Theil ward. Auch Nimbe war un-

ter seiner Leitung eine höchst genußreiche Wiederholung, weniger Don Juan, der mittelmäßigen Besetzung der Hauptrollen wegen, Frl. v. Faßmann ausgenommen, welche die Donna Anna ungemein befriedigend und um Vieles besser sang, als Dlle. Löwe, die es auf jeden sollte, Mozart'sche Musik mit ihren Teilleen und selbsterfundenen Verzierungen zu verunzieren. Ueberhaupt hat sich diese Sängerin jetzt eine Alleinherrschaft angemaßt, die, gelinde gesagt, empörend ist. — Sie sendet Rollen, die ihr von der Generalintendantur zugetheilt werden, ohne Weiteres zurück, wenn sie ihr nicht brillant genug erscheinen, schlägt andere, die man ihr zutheilen will, nach Belieben aus und wählt sich Opern, die nur um ihretwillen gegeben werden sollen, ob sie gleich dem feingebildeten musikalischen Publicum ein Grauel sind. Dahin gehört z. B. „der Bravo", von Mercadante, ein eben so langweiliges, effectloses Textbuch, als eine aus Rossini'schen und Bellini'schen Abschnitzeln zusammengeflickte Partitur. Weit ärger ist jedoch die Wahl der Oper „Lucrezia Borgia" von Donizetti. Weiß Dlle. Löwe nicht, daß diese Lucrezia eine natürliche Tochter des Papstes Alexander VI. war, die mit ihrem Vater sowohl, als mit ihren beiden Brüdern unerlaubten Umgang trieb und für das ausschweifendste, schändlichste Weib ihres Zeitalters galt —? In der Oper treibt sie zwar diesen blutschänderischen Umgang nur mit ihrem Sohne, den sie dafür ermordet, aber dadurch ist am Charakter der Heldin des Stücks nichts gebessert; und wenn deutsche Bühnendirectoren so unzart sind, die Darstellung solcher Scheusale zu dulden, wohl gar zu begünstigen, so sollte wenigstens eine Sängerin von so gutem Ruf und anerkannt strenger Sittlichkeit, wie Dlle. Löwe, eines Dutzend bis zum Ueberdruß gehörter Teillee und Cadenzen, so wie der Sucht wegen, allein in einer Oper zu glänzen, ein so anwiderndes, mit elender Musik überzuckertes Werk nicht auf unsere, durch das bisherige Repertoire ohnehin tief genug gesunkene Operndühne bringen wollen. — Warum soll diese Lucrezia Borgia, die trotz einer sehr lobenswerthen, fleißigen Darstellung auf dem königstädtischen Theater Fiasco machte, zum Ekel des gebildeten Publicums auf die königliche Bühne verpflanzt werden? — Ist es der Sängerin nicht genug, uns mit dem wässerigen „Bravo" zu langweilen, um die Beavi der Claqueurs zu entrüsten und zu erzürnen? — Ist die Nachsicht der Direction zu bedauern, die sich die erste Sopranpartie im „Feensee" von Dlle. Löwe während der angesetzten ersten Singprobe, in welcher das ganze übrige Personal versammelt war, zurückschicken läßt, weil es der Dame nicht beliebt, eine Partie zu übernehmen, die ihr nicht brillant genug für ihr großes Talent erscheint? — Welche andere Bühnendirection würde sich das gefallen lassen, und nicht mit umsichtiger Strenge gegen die Prima Donna verfahren? — Wir geben zu, daß die fade, triviale Tanzmusik des Feensees Dlle. Löwe so wenig, als einer andern Sängerin von Ruf zusagen kann, und daß die bereits laut genug ausgesprochene mißbilligende Beurtheilung der Oper nicht geeignet war, sie Vergnügen an der Rolle finden zu lassen. Da jedoch nun einmal das nur auf Decorationen und Maschinerie berechnete, allen andern Reiz entbehrende Werklein — eine kürzlich in Leipzig Statt gefundene Vorstellung desselben rechtfertigt vollkommen dies Urtheil — auf unserer königlichen Bühne als „Große Carnevalsoper" erscheinen soll, so konnte die Rolle der Fee nur Dlle. Löwe zugetheilt werden, da sie durch ihre treffliche Darstellung solcher Spielpartien vortheilhaft für das Ganze gewirkt haben würde. — Warum, fragen wir also, wird solcher Eigensinn, eine solche grundlose Widersetzlichkeit, zum größten Nachtheile der Anstalt toleriert, ja, ihr sogar Vorschub geleistet? — Rühmlich müssen wir bei dieser Gelegenheit der Willfährigkeit des Frl. v. Faßmann gedenken, welche die fragliche, durchaus nicht zu ihrem Fache gehörige und für sie unpassende Rolle ohne Widerrede übernahm. Diese mit Recht beliebte Künstlerin hat uns neuerdings in den Partieen der Julia, Armida, Donna Anna, Iphigenia, Fidelio u. a. m. bewiesen, welche würdige Repräsentantin die classischen Opern in ihr gewonnen, ein doppeltes Verdienst, da es sich mit dem besten Willen und freundlicher Bescheidenheit paart. — Wir fürchten unserm Berichte eine zu große Ausdehnung zu geben, sonst würden wir noch einige Bemerkungen über der Dlle. Löwe Darstellung der Amazily in Spontini's Cortez beifügen; vielleicht aber haben wir in der Folge Gelegenheit, darauf zurück zu kommen. Im Allgemeinen lassen wir der Sängerin Fleiß und Anstrengung in genannter Rolle vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Ihre Leistung war in vieler Beziehung ausgezeichnet, nur können wir uns mit der Auffassung der Rolle selbst nicht einverstanden erklären. Im Gesange vermißten wir abermals die reine Intonation, und können den Wunsch nicht unterdrücken, keinen Triller auf dem hohen H mehr zu hören, der zwar die Hände der Enthusiasten in convulsivische Bewegung setzt, für das übrige, verständigere Publicum aber wahrhaft ohrenzerreißend ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Franz Freiherr Gaudy.]

Nr. 15. des Nordlichts bringt einen interessanten Bericht über den Verstorbenen. Gaudy war 1800 in Frankfurt a. d. O. geboren, als Spielkamerade mit dem Kronprinzen von Preußen, später in Schulpforta erzogen. Als Officier wurde er eines Duells wegen in die Provinz versetzt. Sechs Monate Festungsarrest und zwei Reisen nach Italien gehören zu seinen Haupterlebnissen. Sein dreibändiges „Römerzug" war Resultat eines zweimonatlichen Aufenthalts in Rom. Ein neues Werk über Italien bereitete er unter dem Titel „Portogalli" vor, das nun von seinen Freunden in Berlin edirt wird. Von seinen lyrischen Productionen wurden die „Kaiserlieder" am meisten gerühmt, unter seinen Novellen hebt der Artikel im „Nordlicht" den wandernden Schneidergesellen, Katzenraphael und Schülerliebe mit Recht hervor. In dem letztern gab Gaudy eine Satyre auf sein „pfortenser Feoschieben". Auch seine Nachdichtungen Berange'scher Lieder enthalten treffende Satyren, besonders „das freie Land" und das „Haderlumpenlied".

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 43. — den 29. Februar 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Skizzen.

Der Verfasser der Pentarchie.

Es würde dem Nationalgefühl der Deutschen zur Ehre gedeihen, wenn der Verfasser der Pentarchie kein Deutscher, und die Vermuthung, die auf den Grafen Gurofski fällt, richtig wäre. Was die augsb. Allgemeine zur Widerlegung dieser Vermuthung brachte, daß nämlich Graf Gurofski nicht drei Zeilen richtig deutsch schreiben könne, dient nur zu deren Unterstützung, da sich mit ihr die Angabe verband, das Buch sei englisch geschrieben und in Breslau ins Deutsche übersetzt. Jedenfalls ist es dann schnell, und um der Schnelle willen von Mehreren übersetzt. Und hieraus gewinnen wir die Erklärung von der Ungleichheit der Schreibart und das ganz glaubliche Motiv für die häufigen Sprünge in den Uebergängen, die den Fluß und die Wortlogik des Buches oft genug aufheben. — Uebrigens ist es zugleich falsch, daß der Pole Gurofski nicht deutsch schreiben könne. Wenigstens schrieb er deutsch, als er noch polnischer Pole war. Die deutsche „Tribune" hat ihrer Zeit mehr als einen Artikel von ihm gebracht. Ob für einen Polen ehrenhaft, liegt uns ferner zu untersuchen; für einen Deutschen wäre es jedenfalls eine noch nicht dagewesene Ehrlosigkeit, den deutschen constitutionellen Staaten ihrrn Vortheil in einem Bunde mit Rußland nachzuweisen, um nicht von Preußen oder Oesterreich abhängig zu werden. — Auf die merkwürdigen Schicksale des Buches als Manuscript deuteten wir schon früher hin. Es lief lange Zeit unter den Buchhändlern in Leipzig um; eine große Handlung, die ihre Pressen auf das ehrenhafteste der Wohlfahrt deutscher Interessen widmet, hatte den Verlag der Schrift abgewiesen.

Friedrich Giehne gegen den Pentarchisten.

Von Friedrich Giehne sind Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie erschienen. Sie haben im Allgemeinen das Verdienst, daß sie keine Leidenschaft verpuffen, keinen abstracten Enthusiasmus aushängen, sondern mit aller Wärme des deutschen Gemüthes zugleich sich auf die ruhige Erörterung der Basis einlassen, welche der Pentarchist dem Gebäude schlauer Berechnung, listiger Bestechung und heuchlerischer Ausgleichungslust unterlegt. Was Einzelnheiten betrifft, so geht Friedrich Giehne auf Folgendes ein. Der Pentarchist knüpft die mögliche Hinneigung eines mitteldeutschen Staatencomplexes zu Rußland an den europäischen Kosmopolitismus; dessen Grundsätze und Sympathien nur mit Hinwegräumung der Nationalgefühle möglich waren, dessen Propaganda jedoch in unserer Zeit ihre Wirksamkeit verloren hat. Die Zeit des kosmopolitischen Liberalismus und der Ideologie, welche die Naturwohlfahrt der Nationalitäten übersprang, ist zu Ende. Fr. Giehne weist sehr gut den Widerwillen nach, welcher gegen die Erscheinung russischer Militärkräfte im Volke wurzelt, und sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges,

Digitized by Google

der Befreiungskämpfe und der Parade bei Kalisch zum Ausspruch brachte. Die Nöthigung für die Gesammtheit der deutschen Mittelstaaten, zur Wahl eines Protectorates zu schreiten, sobald die jetzige Spannung eines kriegerischen Friedenszustandes in wirkliche kriegerische Bewegung übergeht, diese Nöthigung zum Anschlusse hat der Pentarchist sehr richtig und klug ausgesprochen, Jedermann räumt sie ein, begriff sie längst. Der Pentarchist wünscht Rußland im Herzen Europas einzunisten, indem er schlau die Vortheile aufzählte, die Mitteldeutschland mit der ganzen Summe der kleinen Staaten, die auf deutscher Nationalität beruhen, in dem Bunde mit Rußland zu gewärtigen habe. Preußen und Oesterreich beschäftigt und entschädigt der Pentarchist bekanntlich auf andere Weise. Fr. Giehne weist dagegen an dem Geschick der kleinen italienischen Staaten, denen eine nationale Schutzmacht fehlte, das nothwendige Unheil nach, wenn die Verbrüderung constitutioneller deutscher Staaten mit einem außerdeutschen Protectorat einem ähnlichen Loose anheimfiele. Für wen das vielzertheilte Herz Deutschlands dereinst im Fall drängender Noth bei der Wahl eines Schutzvogts sich entscheiden, wer der glückliche Werber, der diese Braut, Mitteldeutschland, heimführt, dereinst sein wird, ob Preußen, ob Oesterreich, das steht so lange dahin, als die Ueberzeugung noch unklar und unfertig bleibt, welcher von beiden Staaten mehr als der andere sich nationaldeutsch wird entwickelt haben. Dies ist die heilige Bedingung deutscher Protectorschaft. Ohne diese Grundbedingung zu einem deutschen Gesammtleben wäre jedes Verhältniß des Anschlusses ein Eingeständniß beleidigender Unterwürfigkeit, während es ein naturgültiges Zusammengehören sein soll, das sich vom eigenen Selbstbewußtsein, von der Kraft eines freien Entschlusses getragen fühlt. Hierauf hat man zu achten, damit die Ehre eben so mächtig als Motiv bleibt als der naturgemäße Vortheil und die Pflicht der Selbsterhaltung. —

Der Pentarchist faßt bekanntlich die Vorzüge Rußlands in dem Ausspruche zusammen: „es sei vom Mittelalter verschont geblieben." Hier ist der schwerste Punct der Entgegnung. Auch Nordamerica hat den Vortheil, aus den überbliebenen Ruinen und Erinnerungen eines mittelalterlich gläubigen Lebens sich nicht erst herauswinden zu müssen, um sich eine freie Existenz für Zeit und Zukunft zu gestalten. Das Mittelalter wird immer ein Stolz Deutschlands sein, aber seitdem es uns bis auf Reminiscenzen entschwunden ist, haben wir noch auf keine Weise ein entsprechendes, gleich mächtiges Motiv nationaler Zusammengehörigkeit wiedergefunden. Was Fr. Giehne zur Verherrlichung des mittelalterlichen Deutschlands anführt, macht den Mangel eines modernen deutschen Bandes nur fühlbarer. Auch sind die Reminiscenzen unsers Mittelalters durch die Gestaltung Preußens, das mit dem siebenjährigen Kriege das alte Deutschland aufhob, ohnmächtig geworden. Der Rheinbund bewies, wie das Princip des Nutzens und der Selbsterhaltung die deutschen Mittelstaaten von Deutschland abwendig macht. Will man also im dereinstigen Drange der Gefahr das Protectorat sich von außen aufnöthigen lassen, oder soll es innerhalb Deutschlands gefunden werden, und sich naturgültig, ohne Arroganz, ohne Ehrenverletzung, von selbst gestalten? — Dies ist die Frage, die sich mit der Entwickelung der Dinge von selbst erledigt.

Ein guter Abschnitt der „Glossen" ist der Nachweis des Verf., daß Rußland, das vom Mittelalter „verschont" gebliebene, das durch einen Verein der hierarchischen und weltlichen Majestät in Einer Person „bevorzugte", gleichwohl von Palastrevolutionen nie frei geblieben war und ist.

Wir schließen unsererseits mit dem Satze, daß der Pentarchist im Großen und Ganzen nur durch eine Thatsache zu widerlegen sei, daß aber der Beginn dieser Thatsache, mit welcher sich ein einiges Deutschland gestaltet, das keines fremden Protectorats bedürftig, gleichwohl eine europäische Machtvollkommenheit in Anspruch nehmen wird, bereits über uns angebrochen ist. Ich meine die Begründung des Zoll- und Münzvereins, der nicht als ein preußisches, sondern vielmehr als ein deutsches Nationalereigniß anzusehen ist.

Dr. H. Schmidt über den Conflict der geistigen und der materiellen Interessen.

Dies ist die Ueberschrift eines Raisonnements im ersten Hefte des Freihafens von 1840. Es berührt die Summe derjenigen Interessen, welche das Leben der Völker gegenwärtig am meisten in Bewegung setzt, zieht jedoch die historisch gegebenen, und dringend vorliegenden Conflicte nur sehr leise, nur beispielsweise, flüchtig und ganz allgemein heran, indem der Verfasser sich mit der Umschreibung der längst eingeräumten Sätze von einer nothwendigen Durchdringung von Geist und Körper, worin die Wesenheit alles Menschlichen zu suchen sei, begnügt. — Wir die Erhaltung des Gleichgewichts von Körper und Geist für die persönliche Existenz Aufgabe und Pflicht, so rächt sich im Leben des Staates jede Vernachlässigung des materiellen Wohlstandes. Nur ein

Digitized by Google

glückliches Volk ist gut, Verbrechen ist das Product der Armuth, Beförderung der Intelligenz führt zu moralisch krankhaftem Elend, falls sie auf Kosten der physischen Entwicklung geschieht. Speciell gefaßt meint dies Thema die Vernachlässigung des physischen Gedeihens in den preußischen Gymnasialanstalten, die starke Zumuthung einer Anspruchnahme der materiellen Staatskräfte behufs einer als Liebhaberei betriebenen Hebung geistiger Interessen, so daß die Pflege der Abstraction die concrete Harmonie der Wohlfahrt unmöglich macht. Diese Illusionen des Dünkels sind nicht blos eine Krankheit norddeutschen Vornehmthuns, sie haben auch einen Punct des süddeutschen Lebens erfaßt, wo man in der Residenz einen weichlichen Kunstegoismus pflegt, sich als angebliches Genie geriet, während man als gesunder Vernunftmensch nur ein leidliches Geschöpf sein könnte. Ich meine den Bildergötzendienst in einer Zeit, wo es darauf ankommt, Eisenbahnen zu bauen, und die Quelle der Wohlfahrt für Millionen zu entriegeln.

Deutsche Lyrik. Beck und Creizenach.

Von Karl Beck sind „Stille Lieder" (Leipzig bei Engelmann), von Theodor Creizenach eine Sammlung von „Dichtungen" (Mannheim bei Hoff) erschienen. Beide Poeten mit dem morgenländischen Hauche des Geistes sind wohl geeignet, neben einander in Parallele zu treten; der Gegensatz, den sie ergänzungsweise zu einander bilden, würde damit klar hervorgehoben. Die Elemente, in denen sich Beide bewegen, mit einander verschmolzen: und wir hätten einen wahrhaft bedeutenden deutschen Lyriker. Karl Beck ist ein lyrischer Musikant, Theodor Creizenach ein lyrischer Philosoph; das Wesen Beider zusammengefaßt, und Deutschland wäre um einen großen Lyriker reicher. Beck fühlte sich gleich im ersten Regen seiner Muse vom echten, wahrhaften Gedankenstrom der Zeit erfaßt; dessen Fluthen peitschten sich in ihm, dessen Steuern rief Wirbel auf; in seinen „stillen Liedern" athmet und ächzt ein leiser Abendwind, der mit den schläfrigen Wellen spielt. Auch in dem, was stürmisch bewegter Ausspruch der Zeitgedanken war, in den begeisterten Hymnen seiner „Rächte", in den Dithyramben seines „fahrenden Poeten", gab er immer nur Musik. Deshalb die Eigenthümlichkeiten dieses Lyrikers, die schäumende Bilderfluth, die Schwelgerei und der üppige Genuß der Phantasie, der betäubende Duft und Dampf seiner aromatischen Sprache. In dem ersten Heft „stiller Lieder" hat der Dichter die kleinen Geister seiner Nebenstunden zusammengetragen, Liebchens Tagebuch und sein eigenes stellen sich aus den oft sinnig liebevollen, oft kindisch spielerischen Ergüssen der Neigung zusammen. Der sonst „gepanzerte" Poet plaudert hier die Gelüste und Geheimnisse einer kleinen Mädchenseele aus, und schwatzt aus der Schule, die aber hier nicht weiter reicht als bis zur Weisheit haemloser Kinderspiele. Die kleine Mädchenseele, die er reden läßt, ist erfinderisch; sie will sein Lama sein, sie gefällt sich in der Situation der furchtsam scheuen Maus, während er vom wetternden Angesicht redet und auf seiner Stirn die Trauergedanken eines dunklen Schicksals fühlt. Es sind einige vollendete, fertige Gedichte unter diesem Geflüster musikalischer Stimmungen. Musikalisch vollendet ist „der Weiher" und „Schlaf wohl", plastisch, mithin auch im Gedanken und als Gedicht fertig: „Brust an Brust"; hier ist auch das Bild ohne Verworrenheit fertig durchdacht, was im Tumult seiner Bilderjagd nicht immer geschieht. Das Gedicht: „Weltgeist", mit seinem Gegensatz des Judenthums und Christenthums und dem Hochgenuß des Bewußtseins, sich als Mensch erfaßt und festgehalten zu fühlen, hätte Creizenach als Lyriker fester durchdacht, tiefer durchlebt und fertiger zu Ende gedichtet. Beck gibt blos einige Melodien, einige Rhythmen auf dies Thema. — Creizenach zwingt den Gedanken zum Gedicht. Dies unterscheidet ihn von Beck, der aus dem blos musikalischen Gefühlsleben seiner Muse nicht herauszukommen scheint. Keines von beiden aber, weder ausschließlich die wache Kraft der Reflexion, noch das Traumleben der bewußtlosen Musik, ist in der einseitigen Thätigkeit von dauernder Wirkung; ein Kennzeichen des Genies ist die Harmonie beider Functionen. Creizenach zwingt, wie ich sagte, den Gedanken zum Gedicht, meine aber mit diesem Blick in die Werkstatt seines Dichtens keineswegs, als gingen aus dieser nicht vollendete Gedichte hervor. Echte Poesie ist so wenig Reflexion als Musik, kann aber aus beiden hervortreten, wie die Göttin der Schönheit und der Liebe aus dem Schaum der Fluthen. Wer das „Echo im Harz" und das sechste Lied im „Sohn der Zeit" gedichtet, hat Vollendetes nach Inhalt und Form geliefert. Anderes wie S. 14 die oft harten Verse sind reflexiös verblieben, wie umgekehrt manche von Beck's Versen nichts als musikalischer Ton sind. Am leichtesten tritt Creizenach in den Wogenschaum wahrhaft poetischer Begeisterung, wenn er Hymnen und dithyrambische Takte gibt. Selbst den Fanatismus des Judenthums hat er in seinem Don Juan zum mächtigen, großartigen Ausspruch gebracht. Als Ganzes ist diese Dichtung „Don

Digitized by Google

Juan" nur Embryo, oder vielmehr das Gerippe eines großen poetischen Werkes, das die ideellen Contraste des modernen Lebens zum Thema hat. Der bloße Ausspruch des Themas aber ist noch vom Gedicht weit entfernt. „Der schwäbische Apoll" zeigt Creizenach's Talent zur Satyre.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Ballet.]

Obschon wir wenig Beruf fühlen, über unser Ballet zu berichten, so ist dessen letztes Erzeugniß zu merkwürdig, um es mit Stillschweigen zu übergehen. Der kön. Solotänzer Paul Taglioni, der früher schon die Ballette Undine, Don Quixote und Seeräuber mit Beifall in Scene gesetzt, hat uns in voriger Woche mit einer Tanzposse unter dem Titel „Liebeshändel" regalirt, die alles bisher Gesehene an Geschmacklosigkeit, Aldernheit und Trivialität übertrifft und in dieser Beziehung etwas Vollendetes liefert. Das geistlose, aller Erfindung baare Machwerk besteht aus drei Gemälden: das erste zeigt uns Hrn. Taglioni's Solotanz vor dem Spiegel — eine längst verbrauchte, nicht einmal durch etwas Neues aufgefrischte Idee. Das zweite, einige ungarische Nationaltänze, worin sich ein neuer, aus plumper Masse zusammengeleimter Grotestänzer, oder vielmehr Nichttänzer hervorthut. Das dritte endlich, aus einer Schlitten- und Schlittschuhfahrt, die das Ganze durch die hübsche Decoration und die Geschicklichkeit der Schlittschuhläufer über Wasser hält und das schaulustige Publicum beschwichtigt und anzieht; denn ohne dieses Schlittenmanoeuvre würde das in seinen andern Theilen der kön. Bühne durchaus unwürdige Product in der ersten Vorstellung sein Grab gefunden haben. Das Aergste dabei ist jedoch, daß diese drei Gemälde durch die Possenreißerei des oben erwähnten Grotestänzers (Hrn. Schauspieler Schneider) die komische Anziehungskraft erhalten sollen, während diese in ekelhafte Trivialität ausartet. Wie kann sich Hr. Schneider, ein so talentvoller, vielseitig gebildeter junger Mann und beliebt gewordener Schriftsteller, zu solch einer, die Kunst und den Künstler herabwürdigenden, nur der Seiltänzerbude angehörenden Hanswurstiade hergeben? Fühlt Hr. Schneider nicht, daß ihm alle Geschicklichkeit und körperliche Gewandtheit mangele, um als Bajazzo unter Tänzern vom Fache und ausgezeichnetem Talente zu erscheinen? Fühlt er nicht, daß er sich hier auf eine höchst unangenehme, schülerhafte, den Künstler zur Gemeinheit hinabziehende Weise zur Schau stellt? Die Lacher im Parterre und auf der Gallerie können ihm den Schaden nicht ersetzen, den er sich dadurch bei seinen Kunstgenossen und dem ganzen gebildeten Publicum zufügt; und wir können ihm die Versicherung geben, daß Letzteres allgemeinen Tadel darüber ausspricht. Weit entfernt, Hrn. Schneider's Vis comica zu verkennen, rathen wir ihm doch freundlichst, sich vor Uebertreibung zu hüten. Fängt er erst an, die Zuschauer mit seinen immer wiederkehrenden Späßen zu langweilen, so hat es mit der forcirten Komik ein Ende. — Von der Musik des Hof-Componisten Hr. Schmidt wollen wir schweigen; sie hält mit der Erfindung des Ballets gleichen Schritt, d. h. sie ist unter Null. — Zum Besten der Anstalt wäre zu wünschen, daß beide Herren Hof-Componisten nicht mehr componirten! Fromme Wünsche werden aber selten erhört: nicht aus Unkenntniß oder übeln Willen, sondern der Macht der Verhältnisse und Connexionen wegen.

††.

Notizen.

[Verhülst in Leipzig.]

Verhülst, der Director der Euterpe, gab in der Buchhändlerbörse ein großes glänzendes Concert. Wir hörten von seiner Composition zwei Ouvertüren, eine Hymne und die ersten beiden Sätze einer Messe. Der Saal war gedrängt voll und das Concert bewies abermals, welche guten Verdauungswerkzeuge das musikalische Leipzig hat, da man ihm fortgesetzt starke Nahrung gibt und sein musikalischer Hunger unersättlich bleibt. Wir unsererseits saßen still und verarbeiteten folgende ketzerische Gedanken. Erstlich dachte ich, wie heilsam für die große Masse der lieben Menschheit es wäre, — noch katholisch zu sein. Der Drang nach Musik wäre dann noch benedelt und hätte innerhalb der Kirche sein Genüge, die Musik selbst würde im Concertsaale nicht profanirt und hätte noch für die Menschenseele die große Function, der Religion zu dienen. — Zweitens fiel mir bei, welch ein Heil es für die Musik selbst wäre, wenn Mendelssohn-Bartholdy ebenfalls Katholik, und als solcher genöthigt wäre, Messen zu schreiben. Dann erlebte die in Sinnlichkeit verwahrloste katholische Kirchenmusik eine Regeneration, die ihr längst Noth thut und für welche katholischerseits die Talente fehlen. — Was Verhülst betrifft, so ist er Katholik, und hat begriffen, daß es die höchste Aufgabe seiner Kunst ist, im Dienste der religiösen Bedürfnisse der menschlichen Seele zu stehen. Zugleich legt das Fragment seiner Messe den Beweis ab, daß er bei aller Ueppigkeit der Instrumentirung dem strengen Kirchenstyl huldigt. Von besonderer Kraft, keck, fast bacchantisch triumphirend, und doch erhaben und großartig ist das Gloria. Am vollendetsten erschien uns das Miserere nobis. Die Fuge kam uns verworren vor. Für das Amen fehlte dem Componisten entweder im Tempo oder in der Production selbst die Ruhe.

[Frankreich und Rußland.]

Was das Journal des Debats und die Presse, zwei vom französischen Ministerium persönlich abhängende Blätter, in jüngster Zeit gegen Rußland brachten, hat in der That den Anstrich einer Herausforderung, und zwar einer persönlichen. Karl V. und Franz I. forderten sich zu ihrer Zeit auf den Degen; heutzutage fordern sich zwei Monarchen auf Journalartikel. Rußland aber hat keine entsprechenden zu entgegnen; vielmehr hat es eingeräumt, daß Hr. Durand als Redacteur des Journal de Frankfort einige Summen für Aufnahme von „Berichtigungen" erhalten habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1840, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen, Erste Abtheil.: der Tempel der Niku Apteros. Von Ludw. Ross, Ed. Schaubert u. Chr. Hansen. Mit 13 Kupfertafeln. Royal-Folio. Berlin 1839.
Ausgabe mit Titelk. in aq. tinta 10 Thlr.
— — illum. Titelk. . . 14 Thlr.

*Baer, K. E. v., Untersuchungen über die ehemalige Verbreitung u. die gänzliche Vertilgung der von Steller beobachteten nordischen Seekuh (*Rytina Ill.*). St. Petersburg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Bischoff, Th. Ldw. Wilh. Lepidosiren paradoxa. Anatomisch untersucht u. beschr. Mit 7 Steindruckt. gr. 4. 1840. 4 Thlr.

*Brandt, J. F., Beiträge zur Kenntniss der Naturgeschichte der Vögel, mit besond. Beziehung auf Scelettbau u. vergleichende Zoologie. Erste Lief. Mit 19 lith. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 2 Thlr. 6 Gr.

*Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Tom. Vme. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

*Bunge, Al. v., Verzeichniss der im J. 1832 im östl. Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica. gr. 8. St. Petersburg, 1836. 15 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 10r Jahrgang für 1839. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. 1a wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 5r Jahrg. für 1839. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In sonntäg. Lief. (75 Bog. e. 421 Abbild.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Cerutti, Collectanea quaedam de phthisi pulmonum tuberculosa. Cum 3 tabb. lith. color. 4 maj. 1839. 1 Thlr.

Chaulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 2ter Jahrgang. 16. 1839. 1 Thlr.

*Clarus, H. M., Ectopiae cordis doctrina observationibus illustrata. 4. maj. Lipsiae, 1839. 12 Gr.

Claros, J. C. A., Oratio ad munus rectoris academici auspicandum habita d. 31. Oct. 1839. Praefatus est Godofr. Hermannus. 8. maj. 1839. 4 Gr.

Dulk, F. P., synopt. Tabelle über die Atomgewichte der einfachen u. mehrerer zusammengesetzter Körper. (Besonderer Abdruck aus dessen Commentar.) 4te Aufl. 4. 1839. 15 Gr.

Ehrenberg, C. G., mikroskopische Analyse des curländischen Meteorpapiers von 1686 u. Erläuterung desselben als ein Product jetzt lebender Conferven u. Infusorien. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, die Bildung der europäischen, libyschen und arabischen Kreidefelsen u. des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen, dargestellt u. physiologisch erläutert. Mit 4 Kupfertafeln u. 3 Tabellen. Fol. Berlin, 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

*Fraehn, C. M., Sammlung kleiner Abhandlungen die Muhammedanische Münzkunde betreffend. gr. 8 St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 2te Hälfte, gr. 8. 1839. 1 Thlr. 14 Gr.

Henle, J., vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1839. 4 Thlr.

Hülsse, J. A., die Sterblichkeitsverhältnisse in Leipzig, verglichen mit denen in Berlin, in den Belgischen Staaten, im Königreich Sachsen und in Frankreich. Mit 7 Tabellen u. 3 Steindrucktafeln. 4. 1839. 16 Gr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.
V. Bd. Schriften zur Philosophie der Natur. gr. 8. 1839. Subscript.-Preis. 1 Thlr. 20 Gr.
XII. Bd. Geschichte der Kant'schen Philosophie von K. Rosenkrana. gr. 8. 1840. Subscript.-Preis. 2 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 9 Gr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Barg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 1te Lief. (10 Bog.) gr. 8. 1839. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. 1te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Seiences politiques, Histoire et Philologie Tome IVme. gr. in 4. St. Pétersbourg 1839. 4 Thlr. 12 Gr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 11 Thlr. 6 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XIVme. Avec le portrait de Mr. de Kochler, gr. in 4. St. Pétersbourg. 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

*Ménutriés, E., Catalogue d'insectes recueillis entre Constantinople et le Balcan gr. in 4. St. Petersb. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Mises, Dr., über ei igr Bilder der zweiten Leipzigee Kunstausstellung. gr. 8. 1839. 18 Gr.

Neubert, C., Chrestomathia medica. Auctorum, qui de re medica latina scripserunt, selecta capita contulit, ad normam disciplinae digessit, brevi adnotatione indicibusque instruxit. Part. Ima. 8vo. maj. 1839. 16 Gr.

Noodt, C., Helcologia universalis. Das Ganze der Lehre von den Geschwüren in tabellarischer Form. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 4. 1839. 16 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. Vus. 4maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

Pharmacopoea Borussica. Die Preussische Pharmacopöe, übersetzt u. erläutert v. Fr. Ph. Dulk. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. and Synopt. Tabelle über die Atomgewichte. 4. 1839. 8 Thlr. 18 Gr.

*Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 7—13. C. 35 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1832. Jeder Fasc. schwarz 2 Thlr. 8 Gr., col. 4 Thlr. 16 Gr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von Th. L. W. Bischoff, J. Hyrtl, E. Huschke, J. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2e Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Katalog der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W., Beobachtungen des Halley'schen Cometen bei seinem Erscheinen im J. 1835 auf der Dorpater Sternwarte angestellt. Herausgeg. von der K. Akademie der Wissenschaften. Mit 12 Steindrucktafeln. gr. Fol. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

*Die Thaten Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übersetzt v. J. J. Schmidt gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine mongolische Ausgabe erschien 1836. 3 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. In einem Band. Erste Abth. 12 Kupfert. zur Physiologie der Zeugung u. Entwicklung. Fol. 1839 3 Thlr. Zweite Abth. 8 Kupfert. zur Physiologie der Ernährung (Verdauung, Blutbildung, Kreislauf, Athmung, Absonderung). Fol. 1839 2 Thl.

— — Lehrbuch der Physiologie für akad. Vorles. u. mit besond. Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte. In einem Bande. Erste Abtheilung. Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Zeitung für die gesammte Welt für 1839. (39. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. V. VI. (ultim.) 4 maj. 1840. 3 Thlr.
Das hiermit vollständige Werk kostet 9 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 23.

Ein Brief aus Freiburg im Breisgau. Vom Verf. der Briefe über Schwaben und Franken.
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)

No. 24.

Simon Abeles. Novelle von Dr. Schiff.
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)

No. 25.

Simon Abeles. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)

No. 26.

Simon Abeles. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts.)

No. 27.

Simon Abeles. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

No. 28.

Handwerksburschenlieder. Von Ernst Minneburg.
Simon Abeles. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 29.

Simon Abeles. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Cassel
Notizen.

No. 30.

Simon Abeles. (Fortsetzung.)
A. Weill's letzter Reisebrief. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 31.

Briefe aus der Schweiz. Vom Verf. der Briefe über Schwaben und Franken.
Simon Abeles. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 32.

Briefe aus der Schweiz. (Forts.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 33.

Briefe aus der Schweiz. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notizen.

No. 34.

Der Zwergbrunnen. Ein Mährchen von Ernst Willkomm.
Correspondenz. Aus Cassel.
Notizen.

No. 35.

Der Zwergbrunnen. (Forts.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Forts.)

No. 36.

Der Zwergbrunnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Forts.)

No. 37.

Briefe über Wien. Von Alexander Weillowsky.
Correspondenz. Aus Cassel. (Beschluß.)
Notizen.

No. 38.

Briefe über Wien. (Beschluß.)
Notiz.

No. 39.

Der Zwergbrunnen. (Forts.)
Correspondenz. Aus Stuttgart.
Notizen.

No. 40.

Der Zwergbrunnen. (Forts.)
Correspondenz. Aus Hamburg.

No. 41.

Der Zwergbrunnen. (Forts.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschl.)
Notizen.

No. 42.

Der Zwergbrunnen. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 43.

Kritische Skizzen.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschl.).
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und vier Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Vierzigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1840.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 6 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 44. — den 2. März 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

Von Alexander Weitlowsky.

3.

Die Wienerinnen.

Das beste Land ist das, wo die Gesetze frei und die Sitten streng sind. Sobald die Sitte Gesetz wird, hat sie ihre Heiligkeit verloren, da wo die Gesetze gelind sind, können deswegen die Sitten doch rauh sein, aber da, wo jene streng sind, bedürfen diese gewiß der Zucht, weil sie schlecht sind. Die Frauen eines Staates studiren, heißt die Regierung selbst beobachten. Ich will mich nur acht Tage mit den Frauen eines Landes unterhalten, um alle Tugenden und Fehler desselben zu kennen. In Frankreich, wo Gleichheit vor dem Gesetze ist, haben die Frauen die Hälfte der Macht im Hause, ja eine französische verheirathete Frau läßt sich vom Manne gar nichts gefallen, sie gesteht ihm das Recht nicht zu, etwas zu thun, ohne sie davon zu benachrichtigen, und wenn er des Abends ohne sie ausgeht, so schafft sie sich einen Cavalier an. Man glaubt in Deutschland, die Französinnen wären leichtsinnig. Weit gefehlt. Eine Französin ist nicht spröde, das heißt, sie fürchtet den Mann nicht; aber von der Dreistigkeit im Umgange bis zur Unsitte ist noch eine weiter Schritt, und die Französinnen am ersten sind hierin die widerspenstigsten. Wenn in Frankreich eine Dame einen Geliebten hat, so kann man darauf schwören, daß der Mann größtentheils die Schuld davon trägt, wofern er es nicht gar wünscht und sich sehr behaglich dabei befindet, um sich nicht um die Kleinigkeiten, um die tausend Galanterien mehr zu bekümmern. Beobachtet der Geliebte das Decorum, so leidet nicht einmal die Achtung darunter. Es gab in Rom ein Gesetz (lex Julia), das festsetzte, keine Frau der Untreue anklagen zu dürfen, ohne den Mann zugleich der Pflichtvergessenheit zu bezüchtigen. Eine Frau ließ dies Gesetz ergehen. Justinian, ein Mann, schaffte es ab. Ich finde, daß die Kaiserin Julia naturgerechter handelte, als Justinian, der Egoist. Solche Gesetze aber können nur in Ländern bestehen, wo Gleichheit herrscht, wo das Weib nicht für ein mangelhaftes Geschöpf betrachtet wird, in andern Ländern aber, besonders in denen, wo eine Aristokratie herrscht, wird das Weib blos als ein Luxusartikel behandelt. So in England, und so in Oestereich. Die Engländerinnen heirathen daher gern Franzosen und Deutsche. Die Wienerinnen ziehen ebenfalls Fremde vor, obschon sie ihre Sklaverei nicht kennen.

Man wird mich fragen, ob denn die Wienerinnen so schön seien, wie man sie rühmt, und darauf fühle ich mich genöthigt, Folgendes vorauszuschicken.

Es ist bekannt, daß schlechte Novellisten und Romandichter ihre Heldinnen statt zu schildern, zu malen suchen. Um ein Mädchen wirklich nach der Natur mit der Feder schildern zu können, muß man sie nicht gese-

Digitized by Google

hen, sondern verstanden, ja sogar geliebt haben. Ich hasse die schönen Mädchen und zwar aus folgendem psychologischen Grunde. Schönheit ist Form, Liebenswürdigkeit ist Geist; mit andern Worten: Schönheit ist Körper, Grazie ist Seele. Schonheit, Form, Körper verträgt sich nur mit Ruhe; Geazie, Geist, Seele nur mit Bewegung. Aeußere Ruhe aber entsteht nur duech inneen Tod, ein Mädchen, das beständig schön ist, immer dieselbe Farbe, denselben Ausdruck, dieselben Bewegungen hat, fühlt nicht. Wenn Dich ein schönes Mädchen mit seinem stereotypen Blcke bezaubert, sieh ihm herzhaft durch das Auge in die Seele, und Du wirst selten etwas anderes als Eitelkeit und Stolz in ihr finden. Spricht Dich aber ein Mädchen durch seine Geazie an, dann sieh es erst über die Steaße gehen, beobachte sie in einer Gesellschaft, und wenn diese Geazie nicht eingeübt, sondern angeboren ist, dann daesst Du Dich herzhaft verliebin, Du gewinust ohne zu oerlieeen, höchstens verlierst Du das Herz und zuweilen das Leben, doch das will nichts heißen, das Leben ist das, was der Mensch am wenigsten achten sollte, da es nur durch seinen Inhalt Werth hat. Man kann annehmen, daß ein geistreiches Weib, das heißt ein gefühlvolles, denn Geist ohne Gefuhl gibt es beim Weibe nicht, jeden Tag eine andeee Erscheinung bietet, heute schön, morgen häßlich ist. Schmerz, Freude, Langeweile, ein Gedankenflug, ein Wunsch, alles dies treibt die obere Welle des Gesichts, je nach dem Zuge der innern Bewegung, vor odee rückwärts, trübt oder klärt die äußere Eescheinung. Ein schönes Gesicht gleicht einem stillen Wasser, gehst Du ihm auf den Grund, auf die Seele, so findest Du Sumpf, todten Stillstand. Ein geistig interessantes Frauenantlitz kann heute häßlich scheinen, morgen überrascht Dich seine Geazie nnd Liebenswürdigkeit, es gleicht dem schnellfließenden Steom, der immer wechselt. So will ich das Weib, so bietet es dauernden geistigen Reiz, der Entdeckungen macht, überrascht und sich steigeet. Die absolut schönen fand ich immer langweilig. Daeum liebe ich die häßlichen.

Die Wienerinnen vereinigen alle Eigenschaften der Wiener in sich, ohne ihre Fehler zu haben. Speödigkeit kennt man in Wien nicht, dennoch sind sie naio wie Nixen in der teügerischen Welle. Die Wienerin reicht leicht die Hand und schlägt eine Bitte ab mit den Worten: i küß die Hand, oder: i dank. Ein solches Wort in dem Munde einer schönen Wienerin, das sie mit einem witzigen Lächeln begleitet, ist unbeschreiblich. Ihr ganzes Gemüth, ihre ganze Liebe kann sie in diese zwei Worte legen, wenn sie sie zu betonen weiß.

Die Wienerin ist gewöhnlich nicht groß, aber schön gewachsen. Ihr Gesicht ist klein und rund, das Auge meistens blau, seltner schwaez, das Haar auf das sorgfältigste areangiet, dee Fuß klein und die Miene neckend wie der Blick der Turteltaube. Die Art, wie sie die weißen Perlen in den Haaren tragen, ist wieklich reizend. Auch haben sie angeblich oft ihre eigenen Moden, obschon diese in Bezug auf die Hüte geschmacklos sind, in der Frisur und im Schnitt der Mäntel gelingt es ihnen beffee, eigenthümlich zu sein. Die Putzmacherin ist in Wien noch weit zuerück, die Kunst der Friseurs üben die Damen am besten selbst.

Die Wienerin ist an ihr Schicksal gewöhnt, von den Herren etwas derb behandelt zu werden. Die wiener Herren sind so plump, daß sie jede zarte Seele erdrücken. Ich habe in Wien Mädchen gesehen, die als Muster der Schönheit und Tugend gelten können, und dennoch lebten sie unbeachtet von der Welt, und waren doch schon in den Zwanzigen. Eine Französin ist schon anders, sie sucht sich einen Mann, sie findet ihn, ohne aus den Schranken dee Sitte zu treten, und ein hübsches Bürgermädchen bleibt nicht sitzen, sie weiß selbst zu wählen und es anzufädeln, daß der Gewählte nicht mehr zurücktreten kann, und vor dem Maire sein oft wehmüthiges Ja unterschreiben muß. Die deutschen Mädchen sind oft verkannte Leonoren, sie warten, bis der Geliebte kommt, der iheem Ideale gleicht, sie träumen alle die Fabel von der Schäferin, die iheen Prinzen erwartet.

Die deutschen Männer halten sich für poetischer in der Liebe als die Franzosen, ireen sich aber, wie sich die Deutschen so oft in ihren Tugenden und Fehlern täuschen. In Frankreich herrscht Gleichheit, das heißt, Niemand hat etwas, daher heirathet man sich nur aus Liebe und arbeitet zusammen. Unter tausend Heieathen in Frankreich sind neunhundert aus Liebe geschlossen, die andern aus Beeechnung. Sind sie teotzdem nicht glücklicher, so liegt die Schuld mehe am Manne. In Deutschland verlobt man sich auch, aber man heieathet um Geld. Die Geliebte sitzt alsdann da und zählt ihre Theänen im stillen Kämmerlein und schweigt, während die Französin ihree Nebenbuhlerin auspaßt und sie tödtet, oder sich, oder den Treulosen. — Trotz diesem Zuge der Entschlossenheit, die man am Weibe ehren muß, weil er ihr Gefühl der Selbstheit vereäth, liebe ich doch mehr das harrende, duldende deutsche Weib, vor allen die

Digitized by Google

Wienerin. Im Volk und im Adel haben die Männer nicht den beſten Ruf in Wien hinſichtlich der Liebe, dafür ſei den Frauen in Wien auch Rache geſtattet. Wenn ein ſchoner Virtuos nach Wien kommt, ſo hat er noch manche Schlacht außerhalb des Concerts durchzufechten, denn die Wienerinnen haben Kunſtſinn und wiſſen den Kunſtgenuß ſparnend zu machen. Döbler hat ſo manche Triumphe außerhalb des Theaters gefeiert, und ſein Portrait wurde ſtark gekauft. Noch mehr aber lieben die Herren die Künſtlerinnen und ihre Rache iſt zweiſchneidig und anhaltend. Ich konnte hier Geſchichtchen erzählen, die ſehr intereſſant klingen würden; denn die Diplomatie in Wien hat ſich ganz in der Liebe verloren; aber — —

4.

Kaiſer Joſeph.

In einem Staate, wo eine große Ariſtokratie herrſcht, iſt die Regierung gewöhnlich milder als die Geſetze, eine kleine Ariſtokratie iſt ſchon herrſchſüchtiger. Iſt der Mittelpunct dieſes Staates aber ſo klein wie Wien, ſo hat ſie das Unangenehme für das Volk, daß es die Sache über dem Menſchen vergißt, und das Angenehme für die Ariſtokratie, daß ſie ihre Rechte ohne großen Lärm bewahrt. Dies iſt in Wien zum Syſtem geworden. Die perſönliche theilweiſe Herablaſſung der öſterreichiſchen Ariſtokratie iſt keinesfalls angeboren, weil eine Ariſtokratie nichts Angeborenes als den Namen hat, aber es iſt Syſtem und Lehre, die man predigt.

Joſeph der Zweite, glorreichen Andenkens, war ein Menſch, er wollte Gleichheit, wollte ſeine Völker alle germaniſiren, weil er im Germaniſchen den Fortſchritt und die Freiheit zu finden glaubte. Die Ariſtokratie fühlte und ahnte wohl, früher oder ſpäter würde er den Geiſt dem Körper, das Talent dem Adel vorgezogen haben, früher oder ſpäter hätte er eine Monarchie im wahren Sinne geſtiftet, daher ihr dumpfer Groll gegen ihn, ſo daß man ihn jetzt nicht einmal loben darf in Oeſterreich. Joſeph ſtarb, mit ihm ſtarb Oeſterreichs letzter deutſcher Kaiſer. Es iſt nicht zu läugnen, daß es ſtets mißglücken wird, einem Volke ein Syſtem aufzunöthigen, und Joſeph wollte ſeinen Völkern das, was er für Freiheit in der Monarchie hielt, ſyſtematiſch beibringen. Seitdem ſpricht man das Wort Freiheit nicht mehr aus in Wien, oder man nennt Freiheit identiſch mit Syſtematiſirung. Im Poſitiv kommt das Wort Frei auch nicht in Oeſterreich vor, wohl aber im Comparativ. Man ſagt z. B., die Cenſur in Prag iſt freier als die in Wien, noch freier als die prager iſt die peſther, ſo daß das peſther Tagblatt in Wien ſogar verboten iſt. Der Statusquo iſt ſeit Kaiſer Joſeph's Zeiten die Krücke und Handhabe für Alles. Bei alledem wird viel Intelligenz verbraucht, man will wiſſen, daß von Börne allein zwei Auflagen nach Oeſterreich gebracht wurden. Und ſo lange Kaiſer Joſeph's Statue auf dem Platze ſteht, kann ſich kein Wächter der Freiheit ruhig ſchlafen legen, obſchon man den Kaiſer Joſeph in Wien zu loben für unanſtändig hält, und die Profeſſoren auf den Kathedern, ſobald ſie ſeinen Namen ausſprechen, bekommen den Huſten. Dies ſoll daher kommen, weil der Kaiſer an der Peſt ſtarb. Als einmal Jemand in Wien ein Gedicht auf den Kaiſer machte, das mit dem Refrain ſchloß:

Einen Joſeph den Zweiten gibt's halt nimmermehr,

änderte die Cenſur den Vers und ſetzte ſtatt deſſen:

Joſeph der Zweite war doch ein ziemlicher guter Herr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin, den 19. Febr.

[Spontini's „Agnes von Hohenſtaufen."]

Nach einer faſt zweijährigen Pauſe erſchien endlich Spontini's große Oper: „Agnes von Hohenſtaufen," geſtern wieder auf unſerer königlichen Bühne, und zwar in voller Pracht und gewohntem Glanze. Ein Aufſatz in der hieſigen Staatszeitung vom 24. December 1837, welcher auch in die augsburger Allgemeine überging, enthält eine ſo umfaſſende, kunſterfahrene und völlig unparteiiſche Beurtheilung dieſes großartigen Werkes, daß wir derſelben nur das unbedingteſte Lob der geſtrigen Aufführung hinzufügen können. Sie entwickelte in Betreff des Orcheſters, der Chöre, des Ballets und der Decoration eine Vollkommenheit, der ſich wohl kein europäiſches Theater zu rühmen haben dürfte. Wir lernten aufs neue die gigantiſchen Mittel unſerer Opernbühne kennen, und die Kraft, mit welcher ſie durch die Leitung des gefeierten Componiſten ins Leben gerufen wurden, bewundern. Das Erſcheinen einer jungen Sängerin, Demoiſelle Hofkunzt, welche zum erſten Male die gefahrvollen Bretter in der Titelrolle betrat, erregte große Theilnahme, und bekundete abermals Spontini's ſeltene Gabe, ein verborgenes Talent ausfindig zu machen, es zu größern Zwecken zu verwenden und ihm Geltung zu verſchaffen. Demoiſelle Hofkunzt verbindet mit einer angenehmen, reinen, ſehr weichen und biegſamen Sopranſtimme ein gefälliges Aeußere, und verſpricht eine werthvolle Acquiſition für die Bühne zu werden: nur hüte ſie ſich ihrer Stimme

Digitized by Google

eine Gewalt anzuthun, unter welcher ihre Frische leiden würde.

Von Neuigkeiten haben wir zuerst den vielbesprochenen „Feensee" zu erwarten. Man sagt, daß die konigstadter Bühne diese ihr nunmehr verfallene Oper gleichfalls einstudire. Wohlunterrichtete behaupten, das königliche Theater habe, um für Demoiselle Löwe eine brillante Donizetti'sche Rolle zu erhalten, an Herrn Cerf für die berüchtigte Lucretia Borgia Mozart's Hochzeit des Figaro abgetreten! — Ob Mozart sich nicht im Grabe umgewendet? —

††.

Notizen.

[Richard Savage auf der leipziger Bühne.]

Man hat uns dies Stück ziemlich spät gebracht. Es ist auf vielen Bühnen bereits gegeben, in allen Blättern besprochen; wir können uns also kurz fassen, zumal die bekannte übelwollende Gesinnung uns vielleicht nicht einmal die Befugniß zu einem ehrlichern Urtheil einräumt. Unsere Ansicht vom Stücke, die sich hier zum etwaigen allgemeinen Besten zum Ausspruch bringt, geht auf zwei Puncte. Die Figur des Savage selbst nimmt im ersten Acte einen Anlauf zu einem Gefühl von Größe, die den Autor, falls er diese Stimmung im Helden festgehalten, fast dazu berechtigt, das ganze Dasein desselben auf eine Illusion zu stellen. Nur Menschen von einer gewissen Größe sind dazu fähig, nur bei großen Persönlichkeiten ist dies erträglich. Der Darsteller, Düringer, nahm diesen Zug nicht auf, hob dagegen die kindliche Gemüthsrichtung des Poeten hervor. Der Autor läßt im Verlauf selbst jenen Zug fallen, sein Held ist eitler Weichling, und muß mit Irrsinn enden, sobald sein Lebensstoff fertig ist. (Düringer war im 5. Acte trefflich.) Der Hauptpunct meiner Rüge trifft die ganz verrenkte Anlage des Dramas. Die Haltung eines Helden kann einem Meister mißglücken, man weiß es an Egmont; allein der Bau des Stückes braucht um deswillen noch nicht den Stümper zu entlarven. Im vorliegenden Drama stößt ein exaltirter Kopf, der sich bisher im Leben verwaist glaubt, auf die Entdeckung seiner Mutter. In dies Gefühl drängt sich all sein Herzblut, auf das Zusammentreffen von Mutter und Sohn, wo die Sprache der Natur sich als probehaltig oder nicht erwies, mußte das Drama hinarbeiten. Diese Scene fällt gleichsam wie mit der Thür ins Haus, gleich in den ersten Act. Die angebliche Mutter weist ihn spröde ab, sie ist Gemeinheit genug, ihn zu verläugnen, auch wenn sie wirklich Mutter wäre. Diese Ueberzeugung wird uns am Schluß der Scene, der Vorhang fällt, wir haben schon zu Anfang die Endfäden der ganzen Geschichte in der Hand, dem Rechenexempel dieser raffinieten Intrigue steht leider schon das Facit an der Stirn. Hätten wir selbst nur ein Stück Illusion, wir wären noch nicht fertig, sind es aber nach dem Schluß des ersten Actes. Nur Richard bleibt in der Illusion, er ist dazu Pinsel genug. Was uns nun noch fesselt, ist die Neugier, welche Spannung der Verstand des Autors, der sich so nackt mit seiner Intrigue hinstellt, uns bei der Ungunst der Anlage seines Stückes hier noch bereiten werde. Der Bau des Dramas ist bereits aufgelöst, man sieht sogar die Nähte; es kommt jetzt darauf an, uns melodramenartig durch Theatercoups zu hetzen. Dies geschieht im zweiten und dritten Act mit sehr vielem Aufwand von Erfindung. Freilich wird die Möglichkeit einer Glaubwürdigkeit der innern Verhältnisse dadurch nicht hergestellt, wir erleben nichts an und in den Personen, wir sind mit ihnen längst fertig, sind nur zur Bilderschau da. Hierzu kommt natürlich der undramatische Zug, daß aller Fortgang des Stücks hinter die Coulisse fällt; vor der Leinwand wird uns Attitüde gegeben, Schlag auf Schlag. Im letzten Acte, wo Lady Macclesfield (Madame Brüning) die alte Pflegerin Kitty befragt, wird uns endlich mit der Verspätigung dieses Besuches der ganze Nonsens in der Anlage des Stückes deutlich, wie denn ein gescheidter Advocat die ganze Intrigue desselben unmöglich machen mußte. — So viel zur Steuer des Interesses, das man allgemein an Wiederbriebung der dramatischen Production zu nehmen beginnt, zugleich mit diesem Wink über einen Mißgriff in der ersten Anlage des Dramas, der später in der Ausarbeitung nicht wieder zu decken und zu beseitigen war. Auf Einzelnheiten einzugehen, ist kaum förderlich; es müßte denn die Verwunderung geäußert werden, daß der Autor nicht schärfer auf die Wahl seiner oft überreizten Bildersprache achtet. Es findet sich eine Stelle, wo Savage sagt, ich will aus ihren Thränen ihr eine Perlenschnur winden, und jede Perle soll ein Diamant sein u. s. w. Dies vermag kein Juwelier zu leisten. — Gespielt wurde nicht ohne Mühe. Von besonders gutem Eindruck war Mad. Dessoir als Miß Ellen und Herr Reger als Steele. Herr Wollrabe als spleenbehafteter Lord suchte steif genug zu sein, und gab eine gänzlich armselige Leistung. Mad. Brüning schwankte zwischen Kälte und Bauchgrimmen, sie meinte damit Vornehmheit und endlichen Ausbruch der Leidenschaft zu zeichnen.

[Anastasius Grün.]

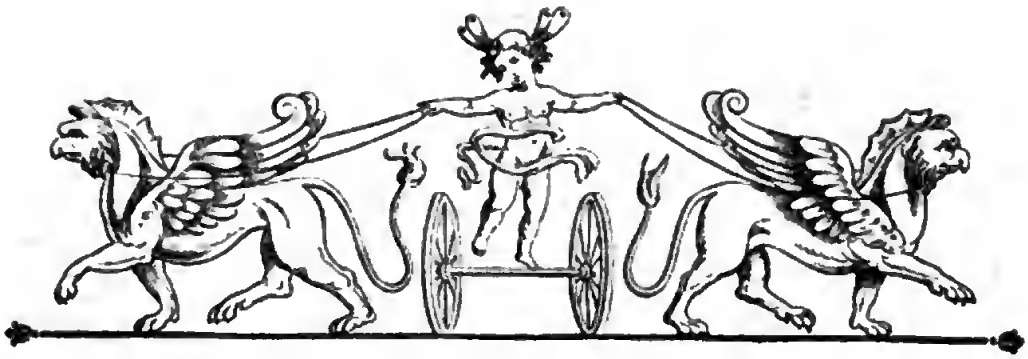
Graf Alexander von Auersperg bewirbt sich in Wien um den Kammerherrenschlüssel. Seine Gemahlin, geb. Gräfin Attems, setzt ein Correspondent hinzu, könne doch nicht allein am Hofe erscheinen. Wenn der Graf dem Herkommen seine Concessionen macht, schließt da zugleich der Dichter seinen Frieden mit der Welt? Ist der Poet todt, da der Graf blüht? Armer „Pfaffe vom Kalenberge", kommst Du nicht zur Geburt? — Diese Fragen stellen wir, ohne sie zu beantworten. —f—.

[Hermann Kletke.]

Von H. Kletke, der jetzt den berliner Freimüthigen redigirt, ist ein Band Gedichte bekannt, außerdem Aufsätze über Malerei und Plastik. In Berlin bei Morin erschien kürzlich von ihm ein Almanach deutscher Volksmährchen, mit Federzeichnungen von Hosemann. Die schlesische Gemüthlichkeit im Erzählungston Kletke's wird Jedermann erfreulich finden, weniger den zu stark gefärbten schlesischen Provinzialismus in diesen Mährchen; er ist nicht witzig genug, um literarisch zu werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 45. — den 3. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

(Fortsetzung.)

5.

Journalistik und Censur.

Der blinde Fontenelle ging einst allein seinen gewöhnlichen Spaziergang in den Tuilerien, als er einem Fremden auf den Fuß trat, ohne sich zu entschuldigen. Gerade hatte der Beleidigte ihm einen mürrischen Rippenstoß gegeben, als Fontenelle ihn maschinenmäßig beim Arm packte und zu ihm sagte: Monsieur vous allez être malheureux, je suis aveugle. Es liegt eine tiefe Wehmuth in diesen Worten, die die wiener Journalisten dem Fremden erwiedern können, wenn diese ihnen einen derben Rippenstoß im ersten Zorne versetzt, sie sind alle blind, oder besser, das Tageslicht ist ihnen so zugenagelt, daß sie Augenschmerzen bekommen würden, wenn die Censur die Läden ein wenig öffnen wollte.

Ich kann es nicht leiden, wenn deutsche Blätter sich über die wiener Journalistik lustig machen; denn wo sind sie denn, die literarischen sowohl wie die politischen Blätter Deutschlands, die so ins Volk dringen und sich in diesem Punkte mit der wiener Journalistik messen können? Ich weiß sehr gut, daß die deutsche bessere Literatur nie ins Volk dringt, und geschieht dies in der Zukunft, — was unser Trost im Leiden und unser Stachel in der Freude ist — so verdanken wir es Börne und Börne allein. Die Didaskalia hat 8000 Abonnenten, sie ist zwar kein Blatt, sondern ein Feuilleton zum Journal, dennoch würde das französische Volk keine sechs Nummern davon ertragen. Und gleichwohl hat sie vielleicht zu ihrer Zeit Gutes gestiftet, vielleicht war sie der Uebergangspunct zu einem bessern Leben, und von dem Augenblicke an, wo die deutschen Gelehrten Menschen und Bürger werden, und keine Verleger mehr für ihre Nothdurft finden, wird die Didaskalia sammt allen diesen Blättern sich wohl emancipiren müssen; denn ich wiederhole es, Deutschland verdankt all' sein Unglück seinen Gelehrten. Ein Volk, das wegen theologischer Kleinigkeiten Bände liest, hat schon seine politische Freiheit verloren, oder verliert sie, und wo gibt es eine Dummheit, für deren Vertheidigung ich Euch nicht einen deutschen Gelehrten finde, der zwei dicke Bände darüber schreibt, während er sich besinnen würde, einen Journalartikel darüber zu schreiben? Sonderbare Anomalie! Der Deutsche will alles bewiesen und logisirt haben, er beweist Euch wissenschaftlich, daß das Volk das Recht hat, Kartoffeln zu essen, und verzweifelt, wenn er nicht beweisen kann, daß man bei Tage kein Licht braucht, ja er glaubt es nicht einmal und setzt sich dabei in den Keller mit einem Lichte und beweist das Gegentheil, fügt aber bescheiden hinzu, daß er dies nur von seinem Standpuncte aus thut, weil der Logik nach alles relativ sei und der Wissenschaft gemäß die Dinge ab ovo hergeleitet werden müssen. Er glaubt nicht an

Digitized by Google

seine Wissenschaft, an seine Größe, bis er sich nicht mehr versteht, und wenn ihm Columbus sein Ei hinstellt, nimmt er es und untersucht erst den Dotter, ob er einen logischen Boden hat. Sagt ihm ein Volksredner: „Wir bedürfen der Grafen nicht," so denkt er gleich im Stillen: wo kommt doch das Wort Graf her? und überhört die ganze Rede über dem Wort. Den französischen Gelehrten braucht man nur wie einen mit reifer Frucht beladenen Baum zu schütteln, und die Frucht fällt herab, den Deutschen muß man erst umhauen, um die Frucht zu genießen, hingegen kann man ihm alsdann von Kopf bis Fuß zu verschiedenen Zwecken brauchen, aus der Spitze des Baumes kann man ein Altarblatt und aus dem Stamm einen devoten Stiefelknecht machen. —

Sonderbar, die Namen der wiener Blätter haben alle eine Tendenz, die ihr inneres Wesen Lügen straft. Der „Beobachter" beobachtet nichts, der „Zuschauer" schaut nichts, der „Aufmerksame" merkt nichts, der „Wanderer" kommt nicht vom Flecke, der „Sammler" enthält nichts, dem „Adler" sind die Flügel gestutzt, — doch sind alle natürlich daran unschuldig. Die Censur ist in Wien eine Hofstelle, also hält man viel darauf, sieht die Sache für wichtig an. Ein jeder Artikel passirt drei Censoren, die Vorcensur, Mittelcensur und Nachcensur. Jeder hat das Recht, etwas stehen zu lassen, der Hauptcensor hat dann das Recht, das Stehengelassene noch ein Mal aufs neue stehen zu lassen. Zu diesen Vorcensoren gehört Herr Deinhardstein, ein Schriftsteller. —

Die wiener Censur sieht besonders auch auf öffentliche Moral, sie duldet nicht, daß sich zwei Liebende vor aller Welt inbrünstig küssen; umarmen sie sich gar, so schneidet ihnen die Censur direct die Arme ab, und erlaubt ihnen blos, sich sehnsüchtig anzusehen. Alles dies geschieht zum Besten der öffentlichen Moral, die allerdings so sehr danieder liegt, daß man sagen kann, Paris sei Wien gegenüber ein Kloster.

Der Director Carl hat schöne Schauspielerinnen, schöne Pferde und schöne Landhäuser! — — Wenn ein Recensent ihn tadelt und seinen Artikel lesen will, so hat sich der Tadel in Lob verwandelt und der Name des Recensenten bleibt merkwürdigerweise unter dem Artikel stehen. Nicht Ein Wort Tadel darf über Carl geschrieben werden; denn erstens liebt man in Wien gar keinen Tadel, von welcher Art er auch sei, und zweitens hat Herr Carl schöne Schauspielerinnen, schöne Pferde und schöne Landhäuser. —

Wenn man bedenkt, was Wien für deutsche Gelehrte und Literaten sein könnte, und was es ist, so möchte man vor Schmerz sich die Haare ausraufen und kein Wort Deutsch mehr sprechen. Wien könnte der Mittelpunct für die ganze deutsche Literatur sein; denn Wien ist die einzige Stadt, wo ein Blatt in der Stadt allein dreitausend Abonnenten haben kann.

Wo sind sie aber, die literarischen Winkelriede, die diese Lanzensinsterniß durchbrechen? Mit stillen Thränen gewinnt man nichts, und weinte diese Thränen auch ein Grillparzer.

Im Burgtheater hält man es nicht zwei Stunden aus, wenn man nur einen leisen Begriff von der Literatur hat. Herr Deinhardstein macht aus dem Präsidenten in Kabale und Liebe den Onkel Ferdinand's, und aus dem Hofmarschall einen Oberhofgarderobenmeister. So schreit also Ferdinand: Es gibt eine Stelle in meinem Herzen, wo das Wort Onkel noch nicht hingedrungen ist! — Wollt Ihr den Tell, den Fiesko nicht geben, so schweigt und verstümmelt Eure französischen Uebersetzungen, aber deutsche Werke, die Werke Schiller's und Goethe's, den Stolz Deutschlands, berührt mir nicht mit Euren plumpen Händen. Für Menschen, wie Ihr seid, hat Schiller nicht geschrieben.

Ich will die vielen Lächerlichkeiten, die man sich von der Entstellung classischer Stellen erzählt, nicht aufführen, nur von der Druckschwierigkeit in Wien gebe ich mit folgender Scene eine Anschauung.

„Dienstag findet das Concert des Herrn .... im großen Redoutensaale statt," — wie milchunschuldig ist diese Anzeige! Doch so schnell ist dies in Wien nicht gedruckt noch angeschlagen. Zuerst bedarf es der schriftlichen Zusage aller mitwirkenden Künstler, der Erlaubniß der Polizei und der schriftlichen Bewilligung des Redoutensaalbesitzers. Nach langem Hin- und Herlaufen gibt endlich die Censur nach Einsicht aller Acten ihr Imprimatur, aber der Künstler wird plötzlich krank und es bedarf einer neuen Anzeige: „Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit ꝛc." Schon wieder Censur, denn ohne diese druckt Niemand einen Buchstaben. Auf diesem Scheine habe ich vergessen, zu sagen, daß die gelösten Billette für das zukünftige Concert gültig sind, und noch einmal muß ich an den Peter laufen, dorthin, wo die Oberdirection der Polizei ist, um censiren zu lassen, daß das künftige Concert am Sonntag stattfinden werde. „Halt! wo sind die Scheine der Künstler, des Saalbesitzers? — Wird nicht censirt!" — Endlich habe ich sie, sie sind

Digitized by Google

censirt, ich eile in die Druckerei. Ach, die Preise der Plätze, die habe ich vergessen, Herr Deucker, nun, stellen Sie sie, wie das vorige Mal. — „Mit nichten, was hier steht mit dem Imprimatur, das drucke ich, nicht mehr und nicht weniger. Wenn Sie haben wollen, daß der Anschlagzettel morgen erscheint, so laufen Sie schnell noch einmal auf die Censur!" — Aber es ist zehn Uhr in der Nacht. — „Thut nichts." — Ich laufe, renne, verliere den Athem, der Censor trinkt im benachbarten Wirthshause sein Seidelchen Bier, ein gefälliger Soldat holt mir ihn für einen Zwanziger, er kommt und liest und liest und liest und setzt nach langem Erwägen sein neues Imprimatur unter die Preise der Plätze. Ich laufe freudig in die Druckerei, der Deucker liest und liest und liest: „Aber, mein Bester," sagt er, „Sie haben ja vergessen, anzuzeigen, daß die Billette bei Haßlinger zu haben sind." — Nun das können Sie doch drucken! — „I dank' schön, ohne Censur drucke ich nicht einmal, daß unser Herrgott ein braver Mann ist." — Also Fiaker! rechtsum an den Peter! Auf dem Stephansthurm schlägt's Eif, mir rinnt der Schweiß von den Schläfen. Als gälte es einen Staat zu retten, umarme ich den Soldaten. Wo ist der Censor? schreie ich, gehen Sie, laufen Sie, hier ein Zwanziger! — Der Soldat ginge auch ohne Zwanziger; denn er ist ein guter Kerl. Haßlinger wird rensiet und ich stürze zurück in die Spiegelgasse. „Hier, Herr Drucker, hier lesen Sie!" — Aber was hat da der Censor geschrieben? Sämmtliche Mitwirkende haben aus besonderer Gefälligkeit ihre Rollen und Herr Zanfa die Leitung des Orchesters übernommen. Ich setzte: „Sämmtliche Mitwirkende haben ihre Rollen und Herr Zanfa die Leitung des Orchesters aus besonderer Gefälligkeit übernommen." „Das ist schändlich," schreie ich, „das ist fürchterlich, tyrannisch, despotisch! Das ist echt wienerisch! Wie kann man mir meinen Styl verderben! Die Gefälligkeit kommt hinter, muß hinter, vorn hat sie gar nichts zu thun, ist gegen die Grammatik, gegen die Vernunft, gegen die Sitte!" — Aber mein Drucker zuckt die Achsel, lächelt und zeigt mir die Uhr. Den andern Morgen finde ich die besondere Gefälligkeit doch vorn, aber auch hinten. Es ist zum Verzweifeln. Und das Alles muß man noch bezahlen! Ich dachte stets an das Sprichwort meiner Mutter, wenn ich dem Soldaten zwei Zwanziger gab: „Wenn einen der Teufel holt, so sollte man doch wenigstens den Kutscher nicht zu bezahlen brauchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Romane.

Philipp August, oder die Waffenbrüder. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bde. Neue elegante Taschenausgabe mit zwei Stahlstichen. Leipzig, Kollmann.

Wir finden in vorliegendem Romane eine treffliche Schilderung des Kampfes Philipp's II. von Frankreich gegen die römische Kirche. Philipp war mit Zustimmung sämmtlicher französischen Prälaten von seiner zweiten Gattin Ingeburg, Tochter Kanut's von Dänemark, geschieden und hatte sich mit Agnes von Meran vermählt. Der Papst erklärt die Scheidung, so wie die Vermählung mit Agnes für ungültig, fordert Philipp auf, Agnes zu verstoßen und Ingeburg wieder zu sich zu nehmen. Philipp weigere sich und der Papst verhängt ein Interdict über Frankreich, worauf sich Philipp genöthigt sieht, nachzugeben und sich auf eine Zeitlang von Agnes zu trennen. Endlich als Philipp die große Schlacht bei Bovines gewonnen hat und am Ziele seiner Wünsche zu stehen glaubt, eilt er siegestrunken auf das Schloß, wo sich Agnes aufhält; doch die zarte Blume ist von diesen Stürmen zerknickt und er schließt die Sterbende in seine Arme. Das Verhältniß zwischen Philipp und Agnes ist mit großer Zartheit geschildert, die Motive sind so richtig gewählt, daß wir von unserm sonst gewiß richtigen Urtheile, dem Verf. gelinge die Schilderung von Seelenzuständen nicht, hier eine Ausnahme geltend machen müssen. Der gewandte Verf. versetzt uns in diesem Romane auf eine Weise in die Zeit des Mittelalters, die wir uns trotz der großen Menge von Ritterromanen schon können gefallen lassen. Besonders glücklich ist er in der Darstellung historischer Charaktere, so wie in der Auffassung geschichtlicher Begebenheiten, wo er den Historiker nicht verläugnen kann. Zu psychologischen Schilderungen ist er zu objectiv. — Neben der Erzählung von Philipp und Agnes läuft noch die Liebesgeschichte eines Ritters, Guy de Concy, und einer jungen Dame hier, welche freilich von gewöhnlicherem Genre ist. Interessanter ist die hoffnungslose Liebe des Grafen Thybald von Auvergne zu Agnes, so wie sein daraus entspringender Wahnsinn geschildert. Das komische Element, welches in einem Romane von James nicht fehlen darf, ist hier vortrefflich durch den Narren Gallon repräsentirt. Die Stahlstiche stellen den Tod Gallon's und eine Scene aus der Schlacht bei Bovines dar. — Der Verleger hat von diesem Romane auch eine hübsche englische Ausgabe mit denselben Stahlstichen veranstaltet. E.

De l'Orme. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bde. Neue elegante Taschenausgabe mit zwei Stahlstichen. Leipzig, Kollmann.

James schildert in diesem Romane die Abenteuer eines jungen Grafen aus Bearn, der durch eine seltsame Verwickelung der Umstände, weil er nämlich Schuld an dem Tode eines jungen Menschen zu sein glaubt, nach Spanien kommt, dort an dem Aufstande in Barcelona Theil nimmt, dann nach Paris geht, sich Richelieu vorstellt, und weil die-

Digitized by Google

ser ihn nicht beachtet, zu dem Portier des Grafen von Soissons übergeht. Er kommt mit Räubern und Banditen, Staatsmännern und Fürsten in Berührung, vollbringt große Thaten, rächt den Mord des Grafen von Soissons und kehrt endlich nach mancherlei Mühseligkeiten auf das Schloß seines Vaters in Bearn zurück. Hier findet er seine Jugendgeliebte, die man für bürgerlich gehalten, als die Tochter eines Grafen, seines väterlichen Freundes, wieder, und Alles löst sich in Freuden auf. — Die Stahlstiche stellen eine Scene in einem Wirthshause in den Pyrenäen und den Kampf des jungen Grafen de l'Orme mit dem Baron von St. Vere, dem Mörder des Grafen von Soissons dar.

E.

Heinrich Masterton oder die Abenteuer eines jungen Cavaliers. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bde. Neue elegante Taschenausgabe mit zwei Stahlstichen. Leipz., Kollmann.

Das Verhältniß der jüngern Söhne zu den ältern liefert James häufig Stoff zu interessanten Charakterschilderungen; doch müssen wir gleich hier auf die James'sche Stereotypform aufmerksam machen, daß die ältern Söhne beständig Taugenichtse, die jüngern dagegen Muster der Vollkommenheit sind. Der vorliegende Roman spielt zur Zeit Cromwell's. Heinrich Masterton, der zweite Sohn des Lord Masterton, erhält von seinem Vater die Erlaubniß, unter Leitung seines Bruders Franz zu der Partei Goring's zu gehen und an dem Bürgerkriege Theil zu nehmen. Unterwegs schlagen die Brüder bei einer schönen Dame ihr Quartier auf, und während der jüngere Bruder Wunder der Tapferkeit vollbringt, bleibt der ältere ruhig da und kehrt endlich, als sich Goring's Partei nicht mehr halten kann, auf das Schloß seines Vaters zurück. Eine junge Verwandte, die im Hause des Lord Masterton erzogen wird, und zur Gattin des ältern Sohnes bestimmt ist, hat inzwischen ein Liebesverhältniß mit Heinrich Masterton angeknüpft, steht aber doch schon mit dem Bruder vor dem Traualtare, als plötzlich puritanische Soldaten in die Capelle brechen und die Handlung stören. Der Lord Masterton wird in der Verwirrung erschossen; Heinrich entflieht mit der Braut seines Bruders und deren Tante nach Frankreich; der ältere Bruder, der diesen Ueberfall der Puritaner veranlaßt hat, entflieht ebenfalls mit der oben erwähnten jungen Frau nach Paris. Heinrich besteht mancherlei Abenteuer, ist gezwungen eine Reise nach England zu machen, doch als er nach Frankreich zurückkehrt, hat er seine Geliebte nebst der Tante aus den Augen verloren und kann sie nicht wiederfinden. Auf dem Wege nach Paris, wohin er den Damen folgt, trifft er den Gemahl der Geliebten seines Bruders, welcher Mönch geworden ist. Endlich kommt er nach mancherlei Widerwärtigkeiten nach Paris, findet das Haus seines Bruders auf und trifft die Dame, mit der er dort lebt, gerade im Sterben, denn sie hat sich vergiftet. Der Mönch ist ebenfalls im Hause, und als der ältere Bruder zurückkehrt, der gerade abwesend gewesen, wird er von dem Mönche ermordet, und dieser wieder von einem Puritaner, einem Verwandten der an den Folgen des Giftes gestorbenen Dame. Heinrich Masterton, jetzt Lord Masterton, findet endlich seine Geliebte in der Nähe von Paris bei ihrem Vater, den man für todt gehalten, worauf die Geschichte auf gewöhnliche Weise beschlossen wird. — Die Stahlstiche stellen die Ermordung des Franz Masterton und den Angriff auf das Leben des Vaters von Heinrich's Geliebten dar.

E.

Der Räuber. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

Der Graf von Danemore verliert in Folge der puritanischen Revolution seine Besitzungen, macht nach einem abenteuerlichen Leben die Bekanntschaft einer jungen französischen Dame, geht nach England zurück, läßt seine Geliebte nachkommen, vermählt sich insgeheim mit ihr, und verstößt sie endlich, nachdem er ihr alle Papiere abgenommen, womit sie ihre rechtmäßige ehelliche Verbindung beweisen kann, worauf sie nach Frankreich zu ihrem Bruder zurückkehrt. Der Graf wird nach der Revolution in seine Güter wieder eingesetzt und vermählt sich noch bei Lebzeiten seiner Frau mit einer englischen Lady. Aus jeder dieser Ehen hat er einen Sohn, doch ohne um die Existenz des ältern zu wissen. In diesem Romane nun wird erzählt, wie der ältere Sohn mit Hülfe des Helden der Geschichte, eines Räuberhauptmanns, der früher Page des Grafen und dann Kriegsgefährte des Sohnes gewesen, zu seinem Rechte gelangt. Der Räuber selber geht zu Grunde, nachdem er seine Frau aus Eifersucht ermordet und endlich erfahren hat, daß sie unschuldig ist. Dieser Roman enthält einige treffliche Schilderungen; als besonders gelungen bezeichnen wir die Erstürmung und das Niederbrennen des Schlosses Danemore. Unter den Nebenfiguren nimmt der Knabe Joselyn, der beständige Begleiter des Raubers, das größte Interesse in Anspruch, obgleich wir ihn gegen Ende der Erzählung plötzlich aus den Augen verlieren, und auch über seine frühere Geschichte keine Auskunft erhalten. Auch in „Masterton" und in seinem neuesten Romane „Heineich von Guise", hat James sehr interessante Knaben geschildert; doch möchte sich einwenden lassen, daß es nicht eigentlich Knaben sind, da sie an Einsicht, Thatkraft und Muth sogar die Männer übertreffen.

E.

Leben und Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, von G. P. R. James. In 4 Theilen. Lemgo, Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Gehört unter die historischen Schriften; der Roman, zu dem der Verfasser diese Studien machte, ist also noch ein ungeborner, vielleicht zu erwaetender. Oder hat James daran verzweifelt, die Maitressengeschichten dieses glänzenden aber innerlich nicht bedeutenden Ludwig zu einem Romane zu gestalten? Genug, er gibt hier die pragmatische Historie, streng, hart, ruhig, um nicht trocken zu sagen. Historiker mögen sein Quellenstudium untersuchen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 46. — den 5. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

(Fortsetzung.)

Ich will es versuchen, die wiener Journale Revue passiren zu lassen. Vor allem ist die „wiener Zeitung" zu erwähnen. Man sagt, sie zahle achtzigtausend Gulden Münze für ihr Privilegium, und dies wäre nicht zu viel, wenn man bedenkt, daß sie jeden Tag sechs bis sieben Bogen Anzeigen hat und von jedem Beamten gelesen werden muß. Ihre politischen Nachrichten jedoch sind von wenigem Belang und ihre Anzeigen müssen eine besondere Censur passiren. Seit dem neuen Jahre haben alle wiener Journale besseres Papier und bessern Druck (sic) erhalten; einige, die nur vier- bis fünfmal erschienen, erscheinen jetzt sechsmal, aber ihre Sprache ist immer dieselbe. Die wiener Zeitung wird nach der augsburger Allgemeinen von deutschen Blättern die meisten Abonnenten haben, es geht der wiener Zeitung vielleicht wie dem frankfurter Journal und der Didaskalia mit ihren stereotypirten Abonnenten; viele Spezereikrämer halten die Zeitung um ihres vielen Dütenpapieres halber.

Der „österreichische Beobachter," der das ganze Jahr nichts beobachtet, behauptete einigen Werth, weil sein Redacteur Secretair beim Fürsten Metternich war, und man immer glaubte, er werde eines Tages eine große geheime Neuigkeit bringen. Lange abonnirte man sich in diesem Wahn auf dieses Quasijournal, aber der Secretair war und blieb sehr geheim, ganz geheim; die officiellen Nachrichten, die darin bestehen, daß Dieser das Kreuz und Jener den Schlag, ich meine den Ritterschlag, bekommen, brachte die wiener Zeitung eben so schnell als der Beobachter, und so lesen ihn nur Wenige, obschon man in Wien sich nicht so leicht zu desabonniren wagt. Außerdem ist Herr von Pilat Aufseher der Journale, die ins Oesterreichische dürfen, hat aber dabei einen leichten Posten, denn die hineindürfen, liest Niemand, die augsburger Allgemeine und das Journal des Debats ausgenommen. Sonderbarer unbegreiflicher Widerspruch! Die wiener Journale dürfen nicht eine Linie von der augsburger Allgemeinen drucken, und doch gibt es keine Kneipe, wo sie nicht aufliegt und von vorn bis hinten gelesen wird. Ich habe oft darüber nachgedacht, habe allerlei Gründe aufgesucht, aber es kam mir doch zuletzt vor, als wollte die Regierung ihrem Volke, wie jener gute Vater seinem Sohne, Französisch lehren lassen, ohne daß er etwas davon wüßte. Man meidet überhaupt das Offizielle in Oesterreich, und was die wiener Censur passirt, das möchte am Ende als officiell gelten, während sie es in einem außerösterreichischen Blatte dahingestellt sein läßt, ohne es zu sanctioniren.

Der „Adler" ist ein erträgliches Journal, das in kurzen Notizen die ihm erlaubten Neuigkeiten bringt, und dann noch referirt und recensirt. Wenn der Adler Großhoffinger's raisonnirt, dann möchte man klug werden statt dumm, denn ein Extrem bringt immer das andere hervor. Dieser Vogel fliegt nicht weit mit seinen gestutzten Fittigen und ruht sich oft auf kurzen Baumstämmen aus. Man sieht ihm an, daß er des

Digitized by Google

Fliegens satt ist, und nicht kann, wie er möchte. Ich wollte Großhoffinger nicht sehen, ich wollte ihn nicht erröthen machen.

Es ist wenig zu sagen von den andern politischen, in Oesterreich erlaubten Blättern, man kennt sie, die Quotidienne, die frankfurter Postamtszeitung und die österreichischen Provinzialblätter, worunter der prager Löwe mit seinem doppelten Schweife. Zu bemerken jedoch ist, daß das pesther Tageblatt, das Dr. Saphir, ein Bruder von M. G. redigirt, in Wien verboten ist, weil die ungarische Censur zuweilen Artikel gegen den Director Carl aufnahm, und man ihn in Wien schon deswegen unterstützt, weil ihn wirklich alle Wiener hassen und verachten.

Die „Allgemeine Theaterzeitung" von Bäuerle ist mit dem neuen Jahre vergrößert worden. Man spricht viel von der ungeheuren Menge der Abonnenten dieser Zeitschrift, sie hat im Ganzen ungefähr dreitausend, vielleicht auch weniger, ja ich glaube, daß sie sich mit zweiundzwanzig Hunderten begnügt. Unterdeß zahlt Bäuerle sehr gut, und wäre die Censur nicht, Bäuerle würde kein Opfer scheuen, um einen Theil seiner Zeitschrift nobler und literarischer zu machen; denn das andere geht nun so drein für die Faseler. Bäuerle zahlt sehr oft artikelweise nach der französischen Manier. Folgende Curiosa sind interessant. Falls ein Artikel über Liszt nicht durchgehen will, geht Liszt selbst zu Herrn v. Z. und bittet fußfällig, man möchte doch den Artikel gehen lassen. (Hört!) Ein gewisser Thausig schrieb einen Artikel, worin sich die Mägde und Bedienten bei Haßlinger um die Billette für Liszt's Concert schlagen, worin sich ferner Damen, die den Liszt zu einer Soirée erwarten, von seiner Nase, seinen Fingern unterhalten. Der Artikel sollte nicht durchgehen, weil die Censur alle Veröffentlichung von Privatdingen hindert; Liszt bekam das Fieber davon, aber trotz diesem stand er auf, begab sich in höchst eigener Person zu dem Censor, und bat und flehte. Der Censor konnte ihm nichts abschlagen, der Artikel erschien in der Theaterzeitung, und Bäuerle gab 25 Gulden Münze dafür; — er war nicht 25 Heller werth. Saphir, der dies hörte, und auch nebenbei in dem Artikel einen Nadelstich erhielt, machte Liszt, seinem verdorbenen Zögling, bittere Vorwürfe, und Liszt schrieb ihm auf Französisch, „er habe von jeher die Literatur und die Literaten unterstützt, er thue es nur, um dem armen Thausig 25 Gulden von Bäuerle zu verschaffen." Als ich den Brief las, sagte ich zu Saphir, wenn er wieder ein Wort über Virtuosen schriebe, so wolle ich ihn verachten, diese Leute heißen nur das die Literatur. Den andern Morgen stand im Humoristen ein verrückter Artikel über die Pleyel, erstens Liszt zum Trotz, und zweitens, weil, wenn Liszt die Literaten unterstützt, die Pleyel die Literaten unterhält. — Die Theaterberichte in der Theaterzeitung sind meistentheils abgeschmackt, Bäuerle lobt, lobt immer, es ist also kein Unterschied wie, wen oder wann. Wenn die Zeitung aber heute sagt, die Caroline Müller wäre die deutsche Mars, und morgen nach einem Besuche, die Mars wäre die deutsche Müller, so ist das echt wienerisch, das heißt taschenspielerisch-arrogant, gleich dem Liedel: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!" Ja, Gott sei's gedankt, denn ein zweites, und Deutschland stirbt lebendig an solchem Centrum voll gemeiner Heiterkeit und seichtem Behagen, das nur dem, der nicht hinter die Coulissen guckt, verborgen bleibt.

Der „Humorist" wurde von Saphir gestiftet, um ein besseres Organ in Wien zu versuchen. Saphir wäre schon der Mann, an der Spitze eines ephemeren Blattes zu stehen, aber er müßte entsprechende Mitarbeiter haben. Wo aber sollen sich diese finden, da sie sich früh oder spät in den Augen des bessern Publicums compromittiren? Saphir selbst ist auf Theaterrecensionen beschränkt, und dann muß er sich bereits seinem Publicum bequemen und es der Theaterzeitung nachmachen. Ich war gerade zugegen, als Saphir einen Artikel über die deutsche junge Literatur von der Censur ganz gestrichen zurück erhielt. Er charakterisirte mit Humor und gutem Witz den Werth der Jugend dem Alter gegenüber, begann scherzhaft mit wiener Speisen, „Jungsdeutsches mit Reiß", ging aber ehrlich auf Ernst und Wahrheit über. Saphir schrieb darauf einen Artikel über die Flöhe, und dieser ging stückweise durch. Ich will dadurch Saphir nicht entschuldigen, seine Stellung als Redacteur und Hofpoet mag haltbar sein, die als Literat ist es nicht, und ich fürchte, kein zweiter junger Literat wird ihn vertheidigen können. Der Humorist wird ungefähr 1200 Abonnenten haben.

Der „Wanderer", vom Ritter Seyfried redigirt, ist ein Blatt, das seine 7 bis 800 Abonnenten hat und kein Honorar bezahlt. Alle an- und ausgehenden Talente Wiens, das heißt die Recensententalente, tummeln sich darin herum, aber es versteht sich, daß man nur loben darf. Es ist dieses Wien ein merkwürdiges literarisches Kaffeehaustreiben, das oft sehr ergötzlich sein würde, wenn es nicht zu traurig und für den denkenden Menschen eine niederträchtige Demüthigung wäre. Es ist

Digitized by Google

Schade, daß man die Wahrheit nicht sagen kann, die Leute sind wirklich zu gut. Ritter Seyfried aber ist ein bravee Mann, der eine großr Familie hat, woeunter angehende Literaten.

Dir „wiener Zeitschrift" hat einen nobien Namen, ich weiß aber wahrhaftig nicht warum. Was sir enthält, ist nicht mehe weeth, als die Novellen und Correspondenzen in der Theaterzeitung und im Humoristen. Man sagt, das Streben Witthauer's sei, die besseeen Kräfte um sich zu vereinen. Allerdings ist Witthauer ein achtbarer Mann, der eine gute Zeischrift fern von all dem kleinlichen Treiben herausgeben könnte, aber nach gebetenen Zuständen ist sein Blatt weder mehr noch wrniger als die andern, ja seine Reeensionen sind schwülstiger, überteiebener als die andern, und wenn Cario von Weeiot und Liszt spricht, so schwärmt er übee Pinien und Rosen, und sagt lauter dummes Zeug. Saphir hat zwar diesen Ton zuerst angegeben, aber Saphir bereut es schon längst und wird es später noch mehr beeeuen, denn die Künstiee selbst necken sich darüber. Was ist am Ende einr Violinr? Ein Pferdeschweif auf einem Hammeisdaem! Und nun gae ein Piano!

Nun kommt der „Sammler", der „Zuschauer", das „Moegenblatt", das „Musikblatt" von Castelli, das die Buchstaben von Liszt zehnmal anders ausiegte, und andere, die ich sämmtlich nicht gelesen habe. Es ist auch ganz unnöthig; wenn man Ein wiener Blatt geiesen hat, so hat man alle gelesen, sie gleichen sich, um mit Leae's Narren edel zu reden, wie ein Holzapfel dem andern, und wer 'rein beißen will, verschägt sich die Zähne. Teoz diesem aber zahien die Theateezeitung, die wiener Zeitschrift und der Humoeist vielleicht am besten von allen literarischen Blätteen Deutschlands, nne geschieht es ihnen oft, daß sie die Artikel zueückseuden mit dem Bedauern, daß sie die Ceusur nicht passirt haben, obschon sie die Ceusue sehr oft nicht zu Gesicht bekam. Ich wiedeehoie, daß diese wienee Blätter am besten zahlen, wenn sie zahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Romane.

Lord Rolban, von Allan Cunningham. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 4 Bde. Leipzig, Kollmann.

Der Uebersetzer kennt sein Buch jedenfalls am genausten, wir geben statt sonstigee Relation sein Vorwort, das über den Vref. des Paul Jones manches Interessante beibringt.

Der Roman, den ich hier dem deutschen Publicum übergebe, sagt Herr Lindau, erschien im Feühlinge des Jahres 1836 und fand noch mehr Beifall als des Verfassees „Paul Jones", der duech zwei Uebeesetzungen unter uns bekannt ist. Cunningham, gebocen um 1790 in der schottischen Grafschaft Galloway, ist der Sohn eines Landmannes und verlebte einen großen Theil seinee Jugend als Maueergeselle. In seinee Heimath, wo der schottische Volksgesang in Balladen und Uebeeliefeeungen aus den Zeiten der Grenzkeiege zwischen Schottland und England sich mehr als in andern Gegenden des Landes lebendig eehalten hat, fand der Knabe Gelegenheit am ländlichen Heeede anzlehende Lieder und Sagen zu hören, wenn wandernde alte Sänger, die von Haus zu Haus zogen, Zuhöeer um sich versammelten, um duech ihee Kunstfeeligkeit sich Unterhalt zu erwerben. So waed er früh mit den vateeländischen Sagen vertraut, welche den Funken der Dichterkeaft in seiner Seele entzündeten. Besondees aber gewann der echt volksthümliche Gesang des schottischen Dichters Robert Buens einen entscheidenden Einfluß auf seine Bildung. Seine ersten Volkslieder und Legenden, besonders die Ballade Bonnie Anne, eehleiten so großen Beifall, daß einige seiner Feeunde ihn aus dem engen Keeise des Handweeksiebens eissen und ihn in die Weekstätte des Bildhauers Chantrey brachten, wo er länger als zwölf Jahre alle Arbeiten besorgte, die nicht das höhere Kunstgebiet berüheten. Eine Sammlung verschiedenee Dichtungen, die er 1822 heeausgab, zog vorzüglich duech schöne Legenden und Lieder an. Die Aufmerksamkeit, die seine Talente eeweckt hatten, ward erhöht durch seine „Traditional tales of the english and scottish peasantry" (2 Bde. London 1822), die ich zum Theil verdeutscht habe. Diese auf mündliche Uebertieferung gegeündeten Schilderungen des schottischen Volkslebens gaben ein günstiges Zeugniß von dee Lebendigkeit und Fruchtbaekeit seiner Phantasie und von seinee Daestellungskeaft. Ein umfassendeees Gebiet betaat ee in seinem Roman „Paul Jones" (3 Bde. London 1826.), der das bewegte Leben des tapfern amerikanischen Seemannes mit vieten erdichteten Abenteuern veeflicht und eine große schöpferische Keaft, eine reiche Eefindungsgabe zeigt, wiewohl die Benutzung des histoeischen Stoffes und die dem Dichter eigene Behandlung des Wundeedaren, die in seinem Roman „Sie Michael Scott" (3 Bde. London 1828.) in das Mähechenhafte übergeht, manche Bedenklichkeiten ereegte. Unter seinen späteren Leistungen sind vorzüglich seine seit 1829 erschienenen Lebensgeschichten der berühmtesten beltischen Maler, Bildhauer und Baumeister und die Biographie ausgezeichnet, die er seiner Ausgabr der Werke seines Landsmannes Burns voegesetzt hat.

Unser Roman eeöffnet sich in der Zeit, wo der Gewerbfleiß in Niedee-Schottland sich zu regen begann, manche Sitte der Väter verdrängt wurde und das Volksleben immer mehr von seinem poetischen Anklange veeloe. Cunningham hat die Stimmung und die Ansichten jener Zeit und namentlich auch die Voruetheile, welche unter dem Volke gegen das Maschinenwesen, das dee Betriebsamkeit einen höheren Aufschwung zu geben anfing, verbreitet waren, mit

Digitized by Google

großer Wahrheit geschildert, und auch hier von dem Leben und dem Charakter des schottischen Landmannes und dem Stolze des Adels ein treues Bild gegeben.

Die Leidenschaften. Sechs Erzählungen von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Diese „Leidenschaften" gehören zu James' schwächsten Erzeugnissen und scheinen nur den herrlichen Stahlstichen zur Folie zu dienen, womit das Original ausgestattet ist. Auch der englische Styl ist gescheaudt, überladen und geziert, was in der Uebersetzung freilich so viel als möglich vermieden ist. Die erste Erzählung, „Gewissensangst" überschrieben, schildert wieder das Mißverhältniß zwischen zwei Brüdern, wovon der jüngere, von dem ältern gekränkt, beleidigt und zum Kampfe getrieben, die Veranlassung wird, daß sein Bruder vom Abhange eines Berges niederstürzt und seinen Tod findet. Das Bild seines zerschmetterten Bruders verfolgt ihn überall, eben wo er das Höchste zu erreichen im Begriff ist, und zieht den Becher von seinem Munde, bis er endlich, von den Qualen der Gewissensangst überwältigt, Einsiedler wird. — Die zweite Erzählung behandelt die „Eifersucht" einer jungen Italienerin, und ist too möglich noch unbedeutender als die erste. — Die dritte, „Rache" betitelt, ist besser gehalten und auch einfacher geschrieben. Es wird darin gezeigt, wie ein Streit in den Knabenjahren sich selbst bis in das reifere Alter fortsetzen und schlimme Früchte tragen kann. — Die vierte, „Liebe", ist eine gewöhnliche Rittergeschichte, die in Navarra spielt. Diese Erzählung hat James auch als Drama, unter dem Titel „Blanche of Navarre", behandelt; doch haben wir nicht gelesen, daß es in London aufgeführt wurde. — Die fünfte Erzählung, „Verzweiflung" überschrieben, ist nur eine flüchtig entworfene Skizze und handelt von einem jungen ausschweifenden Engländer, der sein Lebensglück selber zerstört hat, und jetzt einsam in Tyrol lebt, wo ihn ein Landsmann findet, dem er seine Geschichte erzählt. — Die letzte Erzählung — „Haß" — ist die gelungenste von allen. Sie ist auf die Erfahrung gegründet, daß man der Liebe und dem Hasse nicht gebieten kann, und daß der einmal eingewurzelte Haß durch die größten Proben der Freundschaft nicht kann überwunden werden. Die Erzählung ist einfach und interessant geschrieben und enthält manche richtige Blicke in die menschliche Natur. E.

Der Hugenott; eine Erzählung von den französischen Protestanten. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bände. Leipzig, Kollmann.

Wir haben den historischen Roman als das eigentliche Feld unseres Verf. angegeben, und dieses Urtheil findet ganz besonders in diesem Buche seine Bestätigung. James hat sehr gründliche historische Studien, namentlich in der französischen Geschichte gemacht, was er durch mehrere Werke, namentlich durch seine Geschichte Ludwig XIV. genügend dargethan hat. Wem dieser Roman nicht zu lang ist, der findet darin eine treffliche Schilderung der mittlern Regierungsjahre Ludwig XIV., so wie eine neue Ansicht von dem Verhältniß der Hugenotten zu jener Zeit. Allerdings ist Manches mit historischer Breite ausgeführt: doch war das bei der Weitschichtigkeit des Stoffes unvermeidlich. E.

Charles Tyrrell. Von G. P. R. James, übersetzt von Dr. Ernst Susemihl. 3 Bde. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Kollmann.

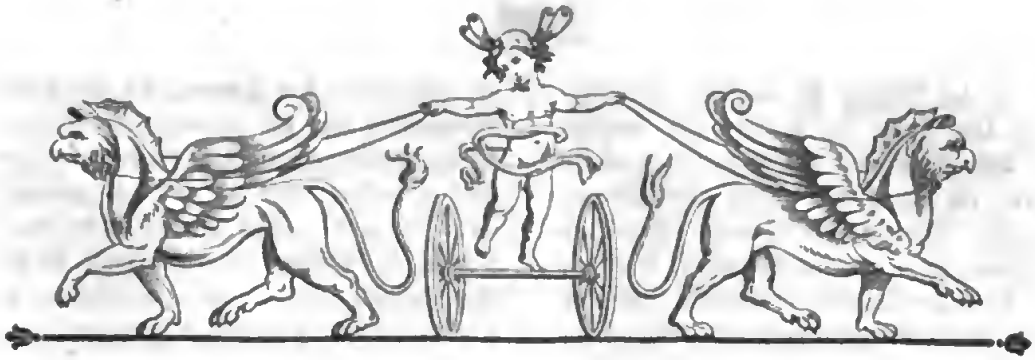
Der vorliegende Roman schildert den Conflict zwischen einem eigensinnigen, hartnäckigen Vater und einem aufbrausenden Sohne. Der Vater wird ermordet und der Sohn nach genügenden Indicien der Ermordung seines Vaters angeklagt. Endlich reinigt er sich von dem Verdachte und der wahre Mörder wird entdeckt. Diese Erzählung enthält zwei trefflich gezeichnete Charaktere: Delesen, den Freund und nachherigen Mörder des alten Baronet, und Longly, einen alten Seemann und Schmuggler. Die Hauptperson ist eine Stereotypfigur des guten James, so wie auch Lucy Effingham, die Geliebte des Charles Tyrrell. Ueberhaupt wollen uns die jungen Mädchen in den James'schen Romanen nicht interessant genug erscheinen; sie sind so durchsichtig klar, wie ein heller Bach, in dem sich freilich der Himmel spiegelt, der aber doch immer nur Wasser enthält. Besser versteht er intrigante Damen zu schildern, wie er z. B. in „Mastertou" und in einem seiner neuesten — noch nicht übersetzt erschienenen — Romane, „der Gentleman aus der alten Schule", bewiesen hat. E.

Adele Churchill, oder die zwei Bräute. Von Miß Landon. 3 Bde. Uebers. von Fr. L. v. Soltau. Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

Die unglücklich und früh geschiedene Verf. verdient um ihres Antheils an deutscher Literatur willen unsere Aufmerksamkeit. Sie begann, wie Walter Scott, mit Uebersetzung deutscher Gedichte und gab, wenn mir recht ist, unter der Chiffre L. F. L. Bürger'sche und Goethe'sche Balladen in ihrer Muttersprache. Von ihren Romanen: die Improvisatorin, Francesca Carrara, Züge und Versuche aus früherem Leben, ist wohl der zweite in Deutschland am meisten bekannt geworden und fand seiner Zeit in unsern Blättern Erwähnung. In Ethel Churchill hat sie sich ein eben so schönes als ergreifendes Thema aus dem Gemüthsleben des Weibes gestellt, zu zeigen nämlich, wie weder Befriedigung der Eitelkeit, noch Zerstreuung und Taumel des Vergnügens die öde Stelle der verlorenen Neigung ersetzen können. — Die Uebersetzung ist sehr sorgfältig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 47. — den 6. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

(Fortsetzung.)

6.

Theater, Musik und Virtuosen.

Eine Hauptfrage, die in Deutschland noch nicht genug erörtert wurde, ist die, ob ein civilisirtes, sich selbst fühlendes Volk die Musik liebt oder nicht, oder ob ein musikalisches Volk ein gebildetes sei. Montesquieu behauptet geradezu, nur Völker, die in der Entwickelungsperiode begriffen sind, liebten die Musik, während die entwickelten zu viel Geist hätten, um in dem unbestimmten Element der Musik ihre eigentlichen Aufgaben zu verlieren. In der That gibt es kein ernstes Musikstück, das anders und im andern Tempo gesungen, nicht lustig wird, und umgekehrt. Prägnanz hat daher keine Musik, und lächerlich ist die Charaktermusik, an die die Deutschen glauben, und woran der Franzose nie glauben wird. Der Charakter der Musik wird erst durch den Ausdruck bestimmt, nur das Wort aber gibt diesen.

Eine andere Bemerkung ist eben so richtig, daß nämlich alle nicht vollkommen freien Völker stark in der Musik sind, weil die Musik verhüllt, statt zu offenbaren, und also keine Censur braucht. Schafft ein Componist etwa ein Freiheitslied, so ändert die Censur nur die Worte, und aus dem gefährlichsten Duett wird das unschuldigste Lied für idyllische Schäferknechte. Immer aber bleibt es wahr, was ein Franzose schon bemerkt, daß ein Volk, das sich nicht auf anderem Wege in voller Freiheit aussprechen kann, alle seine Gefühle in der Musik ausdrückt, und daß ein besiegtes Volk eher singt als ein siegreiches. Der Franzose erkennt keine Oper an, wo nicht der Text selbst erträglich ist, der Italiener und der Deutsche merken nicht auf den Text und hören nur die Musik. Ist das nicht charakteristisch? Der Wiener fällt vor Entzücken in Ohnmacht, wenn die Lutzer einen Triller macht oder wenn Liszt mit vier Händen spielt, während der Pariser nur die Töne einer Sängerin bewundert, wenn ihr Spiel hochtragisch ist. Ist das nicht charakteristisch?

Und wo liegt dieser Unterschied? Blos in den politischen Verhältnissen. Sind die Wiener stolz auf ihren sogenannten Kunst- und Musiksinn, so hat das seine Ursache in dem, was ich oben sagte; die zweite Ursache liegt in der Langeweile des müßiggängerischen Wiens. Man wird mir hier Misanthropie oder Uebelwollen vorwerfen, es ist aber wirklich so, obschon es mir leid thut.

Wien hat 300,000 Einwohner und fünf Theater. Da in Wien, wegen der Abstufung des Adels und der andern Vorurtheile, keine Geselligkeit, keine Conversation herrschen kann, so weiß man Abends wirklich nicht wohin. Man rennt und läuft und findet sich am Ende in einem Theater wieder, denn sogar das sogenannte literarische Kaffeehaus Corra's wird man bald satt. In keiner Stadt in Europa wird so viel Billard gespielt als in Wien, während man in Paris nie Billard spielen sieht, es müßten denn Damen sein. Die Lange-

Digitized by Google

weile in Wien ist die Mutter so mancher friedlicher Tugend; daß sie auch Laster zu Kindern hat, versteht sich von selbst. Wie kann eine Stadt nur von ihrem Kunstsinn sprechen, wo ein Dobler sechzig Vorstellungen bei vollem Hause gibt! Die Langeweile, nichts als die Langeweile, ist das Agens. Oder ist dies Kunstsinn, wenn ich hundert Gulden für sechs Concerte des Herrn Liszt ausgebe? Langeweile, nichts als Langeweile und Erschlaffung. Ja, in Saphir's vollgestopften Akademien spielt sie sogar eine bedeutende Rolle, trotz der deutschen Mars. Laßt einmal einen Dichter nach Wien kommen, oder einen zweiten Beethoven, seht dann, ob er dem Dobler gleichkommt. Beethoven füllte in Wien kein Concert. Ich habe dies laut in dem literarischen Kaffeehause gesagt. Der Schauspieler Löwe gab mir schweigend Beifall, entfernte sich aber, denn da er ein Beamter ist, so ist ihm das Hören verboten. Ein gemüthlicher runder Mann, der mich für einen Berliner hielt, wahrscheinlich blos, weil ich Muth zum Reden hatte, warf mir die Armuth der Berliner vor, indem er behauptete, nur die Wiener hätten Geld für Concerte und Sinn für Musik. Der liebe Mann erzürnte sich gewaltig und blies sich hochroth auf, während er schlechte Karten erhielt. Ich ließ mich keinesfalls einschüchtern, sondern ging gleich auf den Mißbrauch ein, den die Virtuosen mit ihrer Kunst und dem Publicum treiben, und behauptete, die Gesellschaft könne ohne Virtuosen ganz gut bestehen, ja sogar ohne Concerte. „Wie, was!" schrie der Mann, „Sie bewundern weder Liszt, noch Beriot, noch —" das andere verschwieg er. — „Ich liebe Beriot," erwiederte ich, „der sich über Euch lustig macht, schätze Liszt und jeden Künstler, gebe aber keine zwanzig Kreuzer für sie aus, sondern kaufe mir lieber ein Buch dafür, wenn es in die Interessen des Tages greift." — „Sie sind Schriftsteller," versetzte er. — „Ja, aber ich habe noch kein Buch geschrieben, das zwanzig Kreuzer werth wäre, und wer sind Sie?" — „Ich heiße Levy und bin Hornist." — „A la bonne heure, Sie kämpfen pro aris et focis." — „Was geht mich die Ceres oder die Baucis an," versetzte er, „Sie sind ein Berliner, wir Wiener schätzen die Kunst und haben Geld dazu." — Ich entfernte mich. —

Recht hat der Mann, die Wiener haben Geld, der zahlreiche Adel hockt aufeinander in der kleinen Stadt, will amüsirt sein und geht ins Concert aus Langerweile, ni plus ni moins. —

Wien hat fünf Theater, das Kärntnerthortheater, oder die große Opera, das Burgtheater, oder die deutsche Komödie, das Theater an der Wien, das in der Leopoldstadt und das in der Josephstadt. Die Theater an der Wien und in der Leopoldstadt hat der famöse Carl gepachtet, das in der Josephstadt Herr Pokorny, wenn ich mich in dem Namen nicht irre. Ein Herr Calochino ist Director der Oper und Besitzer der beiden Redoutensäle noch bis auf zwei Jahre. Wie ausgedehnt seine Kenntnisse sind, möge Folgendes beweisen. Meyerbeer wollte sich erkundigen, ob der Choral in den Hugenotten auch in der Oper der Guelphen und Ghibellinen bleibe oder nicht. Herr Calochino spricht nur italienisch oder schlecht französisch. Ich fragte ihn daher: si le choral sera omis ou non? als er das Textbuch nahm und laut die Namen auf dem ersten Blatt herablas. „Je trouve ici," versetzte er ganz kaltblütig, „Mr. Marcel, Mr. Raoul, mais je ne trouve pas Mr. Choral." — Was sollte ich einem solchen Operndirector antworten? Zum Todtlachen ist es aber, wenn ein deutscher Sänger, der weder französisch noch italienisch versteht, mit ihm durch seinen Secretair correspondirt. So wohnte ich einer Scene bei, die höchst ergötzlich war. Herr Dettmer aus Frankfurt beklagte sich, er habe bis jetzt Rollen erhalten, die ihm gar nicht zusagten, er habe bereits den Figaro vor leeren Bänken gesungen, und könnte laut seines Contracts nicht eine einzige Rolle erhalten, die er sich ausbedungen hätte, er beklage sich hierüber und werde in der angekündigten Oper nicht singen, sei auch deswegen nicht in die Probe gekommen, verlange überhaupt, daß der Director sein schriftlich gegebenes Wort halte. Worauf der Secretair auf Italienisch wiederholte: Signor Dettmero beklage sich, vor leeren Bänken gesungen zu haben. „Corpo di San Jago!" schrie der Director, „was kann ich dafür, daß er nicht gefällt, er soll sich eine andere Stimme anschaffen. Warum kam er nicht in die Probe? Er hat seinen Contract gebrochen!" — Worauf der Secretär Heren Dettmer auf Deutsch sagte: er hätte seinen Contract gebrochen. — Herr Dettmer sing wieder von vorn an und schwatzte fünf Minuten lang, worauf der Secretär wieder übersetzte: der Figaro in der Hochzeit wäre gar seine Rolle nicht gewesen. „Come," schrie dieser, „er hat sie ja gesungen, ist also in seiner Rolle gewesen!" — Ich hielt es wirklich nicht aus, bedauerte den armen Dettmer und ging.

Das Kärnthnerthortheater ist als Gebäude ein Haus im Style von Louis quatorze, länglich und steif. In demselben Style sind die Redoutensäle gebaut. Nicht zu läugnen ist, daß ein schönes Frauenzimmer sich schö-

Digitized by Google

ner in diesem Theater als in einem glänzenden ausnimmt, und sei's auch nur des Contrastes wegen. — Die Einrichtung der wiener Theater jedoch ist echt aristokratisch. Für Fremde gibt es keine Loge, außer im Leopoldstädter, das Parterre besteht aus Sperrsitzen, sogar das zweite Parterre, so daß für den gewöhnlichen Bürger wenig Platz übrig bleibt, da der noch übrige von den Soldaten eingenommen wird. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber der Franzose würde auf dem Parterre keine Sperrsitze dulden, sie müßten denn blos für Frauenzimmer sein.

Die Akustik des Theaters ist schlecht, überhaupt bietet die Oper nichts als ein gutes Orchester und vortreffliche Chöre. Die deutschen Sänger können nicht Solo singen; nur im Ensemble sind sie stark. Wenn die Lutzer einen Triller schlägt, — sonst leistet sie eben nichts Außergewöhnliches, — bückt sie sich mit dem Oberkörper vorwärts und lächelt graziös, während das Bravorufen nicht aufhört. Ein vier- bis fünfmaliges Herausrufen, das ist gar kein Ereigniß mehr in Wien. Auch danken die Sängerinnen mitten in dem tragischsten Moment, was wirklich unausstehlich ist. Mit Recht machte sich ein Franzose in einer wiener großen Gesellschaft darüber lustig, indem er der Lutzer nachmachte, und sich mit den Händen auf dem Rücken selbst Beifall klatschte. Die Hasselt wird gar zehnmal in Einem Acte gerufen, dann packt sie sich an der Brust, schüttelt sich rechts und links und schleudert die Wundertöne so heraus, daß die Wiener den Verstand verlieren. Wenn man die Löwe spielen sah und geistige Auffassung von einer Sängerin verlangt, so kann man weder die Lutzer, noch die Hasselt bewundern, obschon sie Gutes leisten. Herr Staudiegel hat Stimme, kann aber nicht singen, wie fast kein deutscher Sänger. Die wiener Oper hat keinen Tenor. Wo ist auch das Talent, das einen Wild ersetzte? Wild ist der einzige deutsche Sänger, der groß ist, weil er zu singen und zu spielen weiß. Daß die Wiener einen Erl vorziehen, beweist, daß sie unter allen Deutschen am wenigsten etwas von Kunst verstehen. Ein Recitativ von Wild ist mehr werth als alle Arien sämmtlicher deutscher Sänger zusammengenommen, und heute noch würden ihn Duprez, Labiache und Rubini, die drei größten Sänger Europas, als ihren würdigen Collegen umarmen. Eine gewisse Meyer, die die Nebenrollen singt, gefiel mir immer besser mit ihrem einfachen, gefühlvollen Ton als die Primadonnen. Herr Schober hat einen schönen Schnurrbart.

Gehen wir ins Burgtheater. Leider halten wir es nicht lange aus. Ich bewundere zwar die Herren Löwe und La Roche, lasse der Caroline Müller, der Peche, der Rettich Gerechtigkeit widerfahren, langweile mich aber dennoch in diesem Schwitzloch. Die Censur saß mir ordentlich im Nacken. Ein Theater, wie das der Burg, müßte alle vierzehn Tage ein neues deutsches Stück und alle Monat ein neues Sujet bringen. Wozu die alten Lappen, die Ihr mit grobem Netz zusammenflickt? Und wenn Ihr Neues gebt, wozu diese Verstümmelung? Oder gibt es sonst kein Interesse in der großen heiligen Gotteswelt als eine unschuldige Liebe und eine langweilige Heirath? Ihr sprecht nie das Wort Graf, Baron oder Fürst aus, ohne im Sinne „Euer Gnaden" zu sagen, der Adel muß immer als Muster von Tugend erscheinen, ein Beamter ist eine heilige Person, ein Pfaffe ebenfalls: was bleibt dann übrig? Ein unschuldiges Mädchen und ein Dummkopf von Liebhaber. Wahrlich, die deutsche dramatische Nationalpoesie ist ohnedies beschränkt genug, wer aber das wiener Burgtheater das erste deutsche Theater nennt, der ist kein Deutscher und hat keine Seele für ein deutsches geistiges Leben, denn dies Theater ist ein stehendes, so wie man sagt: ein stehender Sumpf. Wäre ich ein Löwe, ich würde etwas anderes thun als Pfeifen kaufen und zugleich den Fiesko in Wien spielen.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Romane.

Sammlung interessanter Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Pirscher. Lemgo, Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Die Bezeichnung „interessant", auf dem Titel ist diesmal ausnahmsweise richtig. Für den Kritiker und Literaturfreund wär' es inzwischen auch von Interesse gewesen, wenn der deutsche Erzähler die Verfasser der einzelnen Stücke anzugeben die Güte gehabt. Er hat sehr glückliche Genrebilder und Charakterskizzen aus dem weiten Schooße der englischen Novellistik herausgegriffen, und zwar laufen viele derselben auf das psychologische Interesse hinaus, das uns die Beobachtung des Spleen gewähret. Wir finden hier die Geschichte oder die Lebensbekenntnisse einiger Spleeniker, wir heben hervor: der Unsichtbare, die Schrecken der Harmonie, worin ein Musikfeind geschildert wird, die Freuden eines unreinlichen Mannes u. a. Letztgenannter, den seine Freunde den großen, Ungewaschenen oder Ungekämmten nennen, hat auch Brüder in Deutschland; in Lappland ist er an der Mode und macht keinen Contrast. Shakspeare nennt den Körper das Haus des Lebens. Diese Metapher hält der große Unreinliche fest

und nennt Fieber, Schnupfen u. dgl. die Diebe, die gewaltsam ins Haus einbrechen, wenn man nicht alle Poren, Luken und Fenstee vestopft. Drshalb lüftet er sich nicht, wäscht sich nicht, verpallisadirt sich gegen Wind und Wetter duech Schmuz.

Jane Lomax. Von Horace Smith. 3 Bde. Deutsch, Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

Ein Buch, das Horace Smith mit seinem Bruder William, dem Journalisten, anonym schried, hat ihm in England die große Popularität verschafft. Ich meine die Rejected Addresses, or, the new Theatrum Poetarum, die ich aus der 18. Aufl. kenne. Hier ist die feine, ruhige Satyre des Autoes am schärfsten ausgepeägt. In Deutschland hat ihm sein Bramdleyhouse einen Ruf veeschafft; vielleicht ist auch sein Sulla übersetzt. In dem obgenannten neuen Roman leuchtet sein Charakter als englischer Molière sehr deutlich hervor; zugleich hat dieser modeene Roman die Ruhe des Behagens, die freilich dem französischen Satyriker fehlte. Die Uebersetzung liest sich sehr dequem.

Jack Sheppard. Von W. Harrison Ainsworth, übersetzt von J. G. Günther. 3 Bändchen. Leipzig, Kollmann.

Einer jener Dachstuben- und Soutecrain-Romane Alt-Londons, die uns die Höhlen des Jammees erschließen, aus denen die Stimme der Aemuth verdeechreisch Rache schreit. Dieser Roman von Ainsworth ist für seine Sphäre weit bedeutender, als die Geschichte des Waisenknaben von Boz, er sucht auf raffinirte Weise Schandee zu eeeegen, wo Boz sich in Späßen an der Misère weidet; mitunter eeinneet ee an Hogarth's eegreifende Züge aus dem Lebenswandel des Veebrechers und der gefallenen Unschuld. — Jedes Bdchn. ist mit 6 Bildern nach dem bekannten Cruikshank, lithographirt von Wehet in Braunschweig, geschmückt.

Der Roman des Harems. Aus dem Englischen der Miß Pardoe, von W. Alexis und J. Neumack. 3 Thle. Berlin, Liedmann und Comp.

Ein Cyclus von acht orientalischen Erzählungen, welche Miß Pardoe in der Levante theils durch mündliche, theils durch schriftliche Ueberlieferung erhielt. Ein Pascha hat ein schönes krankes Weib, das ee andetet. Um sie zu erfreuen, sind ihm alle Schätze des Erdballs nicht zu kostbar, um sie hinzuschleudern. Endlich findet er für sein circassisches Weib eine griechische Sklavin, die ihr Lieder singt von den heimischen Inseln. Beim Anblick der Feemden stürzt die Kranke von ihrem Lager auf; sie erkennt eine Freundin in ihr. Dies die Einkleidung, um den Erzählungen nach bekannter Art einen Rahmen zu geben. Die Geschichte der beiden Freundinnen läuft zwischen durch, bis es der List des griechischen Mädchens gelingt, die Flucht der Feeundin zu bewieken. Alles das mit einer seltenen Kenntniß der orientalischen Zustände erzählt, mit einer Leidenschaft hingeworfen, deeen Pinsel die echten Farben fand. Die acht Erzählungen haben fast alle gleichen Weeth für Kenntnißnahme des Orients, sie sind die neuesten Mährchen von dort. — Man hat von Miß Pardoe auch eine Schilderung Konstantinopels. Seit einiger Zeit hält sie sich in Ungaen auf, wo sich die Magnaten und Reichstagsdeputirten in Preßburg, der Adel in Pesth und Ofen, die Beegwerksbesitzer in Keemnitz und Chemnitz beeifern, ihee Beobachtungen zu unterstützen.

Der Herzlose. Dem Englischen des Haerison Rankin nacherzählt von Dr. Baemann. 2 Thle. Braunschweig, Westermann.

Ein etwas steif gehaltener Roman, der aber sehr getreu das englische Familienleben und das Gebot der Sitte, dem Deange der Nothwendigkeit Herz und Seele zu opfeen, zur Anschauung beingt.

Notizen.

[Bignon.]

Bignon's Geschichte Frankreichs unter Napoleon ist auch deutsch eeschienen (Meißen, bei Goedsche), in 6 Bdn., vom Frieden zu Tilsit bis 1812. Bignon schried bekanntlich dies Week in Folge der Aufforderung, welche Napoleon's Testament an ihn ergehen ließ. Der Kaiser traute ihm die genaueste Einsicht in den Dingen dee feanzösischen Diplomatie zu. Das falsche Licht, das Bignon's Darstellung auf Preußen, namentlich auf den Beginn dee Feindseligkeiten im J. 1806, wirft, hat Varnhagen beim Erscheinen des französischen Werkes in den beelinee Jahrbüchern nachgewiesen.

[Das lübecker Musikfest.]

Da die Deutschen kein nationales Motiv zu öffentlichen Festivitäten wählen, so erheben sie dazu den musikalischen Genuß. Da macht man denn sogar Literatur über solches Amüsement en masse, und vergißt, daß ein Zusammenströmen dee Menge nur dann wichtig wäre, wenn ein nationaler Zweck zum Grunde läge. He. Aug. Gathy in Hamburg hat die Eeinnerungen an das erste norddeutsche Musikfest zu Lübeck in einer ziemlich umfassenden Beoschüee zusammengetragen, selbst an Lithographieen fehlt es nicht, um zu zeigen, wie hübsch es sich macht, wenn man in der gothischen Halle sitzt und sich Musik machen läßt. Auch eine historische Skizze über „die von England herübeegebrachte Musikfestidee" hat der gründliche Erzähler in sein Büchlein verwebt.

[Schwab und Möricke.]

Gustav Schab ist seit längeeer Zeit nicht mehe Gymnasialprofessor in Stuttgart, sondern Pastor im Dorfe Gomaringen. — Eduaed Möricke ist ebenfalls Landpredigee, in Clever-Sulzbach bei Heilbronn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 48. — den 7. März 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Herr Frühling.

Herr Frühling zog ins Land hinein,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Rößlein war ein Schmetterling,
Darauf er saß mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig;
Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: „Hier will ich hausen!"
Sah Thal hinab und Berg hinan
Und sprach: „Hier will ich schmausen!"

Mailüftchen flog gen Himmel schnell;
Da riß der Wolkenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab ins Thal;
Die Quellen ließ er springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den welken Bäumen drauf,
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.

Dazwischen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen klein und groß
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester,
Das war, versteckt im Blüthenwald
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschen auch verstattet.

Als nun der Mai mit muntrem Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Daß er die Tischglock' läutet:
Der Kuckuck rief: ihm tönte nach
Das Echo in den Gründen,
Allüberall den Jubeltag
Des Frühlings anzukünden.

So sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mild gesinnt
Läßt er uns all zum Feste,
Und Dichter und Verliebte sind
Die rechten Ehrengäste.

R. E. Prutz.

Digitized by Google

Abenteurer.

Auf tummle dich, Hengst,
Im wildesten Braus,
Ich will in die Weit
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefesselt sein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel ist mein.

Hochfeistge Berge,
Fruchtschwellende Thale
Durchstreif ich im hellen
Goldsonnenstrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich säe kein Feld,
Meine Wohnung ist rings
Die endiose Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich peesse keinen Wein,
Der schäumende Becher
Ist mein, ist mein.

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwaete keine Blüth',
Ich hasche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe im Fluge
Den flüchtigen Kuß.

Ich will nicht die Ruh,
Ich will nicht die Rast,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gast.

Fort, tummle Dich, Hengst,
Im wildesten Braus,
Ich will in die Welt
In das Leben hinaus!

C. W. Müller.

Im Walde.

Du fragst, warum ich im grünen Wald
So gerne jage und schweife,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen steeife?

Das ist ein frisches Riesengeschlecht,
Es sind meine Freunde die Bäume,
Und daß sie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie strecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erscheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu frischer Lüfte Reine.

Da wird mir so heimlich, so wohl zu Muth,
Als wollten mich Mährchen eindüstern,
Und wieder schwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüstern.

Sie sagen mir: daß sie im Boden schau'n
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie sie von Demanten und Gold erbau'n
Der Erde Thaler und Berge.

Sie sagen mir, daß sie den Himmel seh'n
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde weh'n
Als Freiheitsfahnen die Gipfel.

C. W. Müller.

Briefe über Wien.

(Beschluß.)

Das Theater an der Wien ist das schönste in Wien, schade daß es auch das schmutzigste ist. Hier ein Wort über die berühmten wiener Localpossen. Es ist schon an und für sich ein Unglück für ein Lustspiel, das auf einem besondern Dialekt beruht, nationell kann es nie werden; ein größeres Unglück aber ist es für eine Nation, die für das Volk eine andere Sprache hat als für den gebildeten Mann. Sollte ich einen Bericht über Deutschland machen, so würde ich als Thatsache vor allem hervorheben, daß der frankfurter Hampelmann, der berliner Rante und der wiener Staberl die Haupthinderniße einer nationalen Civilisation sind, nach welcher Deutschland nun einmal strebt und streben muß. Ungeschickt und mehr als ein Verbrechen war es aber, solche Charaktere auf die Bühne zu bringen. Die Sprache thut mehr zur Sache, als man denkt. Localcharaktere kann es geben, Localpossen oder Localsprachen darf eine Nation aber nicht zulassen, und muß sie eher zu verwischen als zu erhöhen suchen. In Frankreich gibt es keine Localsprache. Der Knabe spricht schon wie ein Buch, wenn er auch hier und da einen andern Accent hat; das Theater aber läßt nicht einmal diesen Accent zu; der Gassenkehrer kann Zoten reißen, aber es muß dies in gutem Französisch sein. Darin beruht die Stärke, die compacte, festverwachsene Macht Frankreichs, die nicht sobald von einer Million Soldaten zersprengt werden kann. Daß man in Oesterreich diese Localpossen unterstützt und

Digitized by Google

gern sieht, begreift man nun leicht. Es ist noch lange die Frage, ob der Geist Raimund's sich in solchen Stükken bewegt hätte, wenn er nicht in Wien gelebt hätte. Unter seinen Händen vergeistigte sich freilich Alles, auch das gemeinste Sujet. Seine Nachfolger jedoch haben nur das Schlechte von ihm angenommen. Ich will gestehen, daß Nestroy einige Stücke aus Büchern brarbeitet hat, die erträglich sind, ja die von ihm benutzte, gefundene, nicht von ihm erfundene Idee von Lumpacivagabundus ist sogar genial, wenn man aber die große Menge von Schmutz- und Schlammstücken bedenkt, worin sich die Herren Scholz und Nestroy so wohlig bewegen, so möchte man sogar auf den Raimund der Consequenz wegen verzichten. Die andern Schauspieler sind blos Statisten, und die Schauspielerinnen schöne Mädchen, die die Censur passiren. Nur ein einziges gutes Stück sah ich in dem Theater an der Wien: „die Steyerer in Wien". Man muß auch nicht glauben, daß die Wiener selbst dies nicht fühlten! Auch möchten sie gern den Director zu Tode recensiren, wenn es nur ginge! Das Theater an der Wien und das in der Leopoldstadt haben auch eigentlich einen ganz andern Zweck; nicht Kunst, die Natur ist ihr Ziel. Nirgends sieht man so schöne Damen in den Sperrsitzen und in den Logen als in diesen Theatern. Es sind freilich oft bekannte Gestalten aus dem Volksgarten und vom Wassergiacis, die hier wie Gräfinnen in der Loge sitzen. Diese Damen sind gewöhnlich sehr literarisch, wohnen eleganter als der Adel und geben selbst Soirées mit abonnement suspendu. Um ihre Bekanntschaft zu machen, müssen die jungen Ritter diese beiden Theater besuchen, und von da aus hat man oft die Güte, sie nach Hause zu begleiten. Dann singt man das Recitativ aus Norma zwischen Sever und Adalgisa:

Sever. Morgen um die Frührothsstunde erscheine ich —

Adalgisa. Ja, morgen.

Sever. Darf ich hoffen?

Adalgisa. Ja, Du darfst hoffen.

Wie naiv doch die Operntexte sind!

Unter den Vorstadttheatern ist das Josephstädter das nobelste. Dort werden die Vorstellungen zum Besten der Armen gegeben, und dort hält Saphir seine Akademien. Der Director begünstigt ohnedies die Talente, wie man sagt. Das Theater selbst ist ein kleines hübsches Haus.

Ich habe bereits zuviel über diese Dinge geschrieben, bemerke nur noch für fremde Künstler, daß Calochino für den Redoutensaal zweihundert Gulden Münze verlangt, und daß die Kosten eines Concerts darin sich auf sechshundertundfunfzig Gulden Münze belaufen. Wie das zugeht, das wissen die Wiener und die Götter!

Notizen.

[Veit Weber über Napoleon.]

Die lit. Blätter der Börsenhalle theilen aus dem Nachlaß Leonhardt Wächter's, der bekanntlich unter dem Namen Veit Weber die „Sagen der Vorzeit" schrieb, eine merkwürdige, in furchtbarem Lapidarstyl verfaßte, Charakterzeichnung Napoleon's mit. V. Weber's schauerliebende Phantasie entwarf, statt einer Zeichnung Napoleon's, das Schreckbild eines riesenhaften Dämons, der mit übermenschlichem Geist gerüstet, durch kein menschliches Herz gehindert ist, die Menschheit zu zertreten. Jedes Wort in jener Skizze athmet Haß, aber zugleich Bewunderung; Weber scheidt mit scharfem Dolch, wirft aber nicht, wie die prahlenden Deutschthümler jener Periode, dem großen Manne Schmutz an die Stirn. Unsere Zeit scheint einer ruhigen Auffassung Napoleon's schon mehr gewachsen. Wir werden ihn nicht zum Gott, und nicht zum Ungeheuer machen; es wird uns interessanter sein, in der räthselhaften, dämonischen Natur des Heroen eben jenen Punct nachzuweisen, wo sich das einfache Menschenkind zeigt, hülfsbedürftig, und fühlend wie wir Alle. Und diesen Punct bei Napoleon zu treffen, ist sogar nicht schwer. Wem will man es jetzt noch einreden, daß Napoleon, der Gesetzgeber und Staatsmann, ein bloßer Eroberer, ein Nimrod oder Tamerlan war? Auch das Wort: Welterobrer hat aufgehört, ein Popanz, eine Bezeichnung der größten Tyrannen zu sein. Wir wissen jetzt, daß Schlachten und Kriegslist noch nicht das Zeichen der größten Grausamkeit sind. Man kann Tyrann und doch kein tapferer Welterobrer sein, aber dafür ein Weltunterjocher auf friedlichem Wege. Kanzleitinte, Siegel und Stempel können mehr Elend über die Welt bringen, als Schwerter und vergossenes Menschenblut, so schrecklich dies auch in unserm, oft aus Nervenschwäche humanen Zeitalter aussieht. Die Liebe zum Frieden stammt in jetzigen Tagen auch nicht immer so sehr aus Menschenfreundlichkeit, wie aus Furcht vor der Menschheit, d. h. vor jenen Ideen, welche durch Weltkriege ausgekämpft werden. — So oft von Napoleon die Rede ist, sollte man auf das herrliche Werk Hazlitt's (The life of Napoleon) hinweisen, des Unitariers aus Shropshire, der sich den Vorurtheilen von ganz England entgegenstellte. Hazlitt gehörte mit zu den Vorboten einer neuen englischen Epoche. Er war ein Freund Leigh Hunt's, und verhungerte rühmlichst zu London 1830 vor dem Ausbruch der Julirevolution. —f—.

[Wilhelm Waiblinger.]

Eine „rechtmäßige Ausgabe letzter Hand" (Hamburg, Georg Heubel) bringt uns in 7 Bdchn. Waiblinger's gesammelte Schriften, mit einer Biographie von H. v. Canitz. Waiblinger starb 1830 sechsundzwanzig Jahre alt zu Rom. Und so wäre denn auch dies eben so rasch und heiß erblühte

Digitized by Google

wie erloschene Dichterleben in die Reihe der Classiker beigesetzt. Der Herausgeber sagt nicht Schriften, sondern Werke. Dies kann ziemlich gleichgültig sein, aber nicht, ob diejenigen seiner Productionen, die Waiblinger selbst ohne Zweifel als Werke angesehen wissen wollte, in dieser Sammlung zu finden, ich meine seinen philosophischen Roman Phaëthon, den Hölderlin's Hyperion anregte. Es ist nichts Ursprüngliches in diesem Zwitter von Wieland's Agathon und Goethe's Werther, aber er bildet Waiblinger's Basis. Den dauerndsten Werth haben seine malerischen Beschreibungen Italiens in den beiden Jahrgängen seines Taschenbuchs. Diese wie der Phaëthon werden erst als Nachtrag in drei Bänden erscheinen, unabhängig von der Gesammtausgabe, welche sonst allerdings das Verdienst hat, viel Ungedrucktes und Zerstreutes zusammengestellt zu haben. Weniger Sorgsamkeit scheint der Herausgeber H. v. Canitz auf die Correctheit des Abdrucks verwandt zu haben. Ich kann hier kein Druckfehlerverzeichniß liefern, war aber, als man mir zufällig Band 2. zum Vorlesen in die Hand gab, vollee Veelegenheit, mich durch die Entstellungen in dem Abschnitt „das Abenteuer von der Sohle" hindurchzuwinden. Ich meine die italienischen Citate und Phrasen, die Waiblinger in seine Erzählung zu mischen liebt. Ob Hr. v. Canitz oder die Verlagshandlung die Schuld dieser Verwahrlosung des Textes trägt, ist gleichviel, denn Herausgeber und Verleger, so viel ich weiß, sind identisch. — Ein schönes Stich von Waiblinger's Kopf, nach einem Basrelief von Wagner, ziert die Ausgabe. Physiognomen finden in diesem Kopfe den ganzen Complex seines Wesens, gutmüthige Phantasie, die sich gern hingibt, und üppige, bis zum Ermatten schwelgerische Genußlust des Geistes.

[Nordamerica — eine Monarchie.]

So weit ist es noch nicht. Allein eine lesenswerthe Correspondenz aus Washington in der augsb. Allgemeinen, über die „militärische Stellung der Vereinigten Staaten" wird mancher stocklegitimen Seele in Europa eine vielleicht voreilige Freude bereiten. Es heißt, der Kriegsminister Priesett habe, wegen der Gränzstreitigkeiten mit Canada, der Furcht vor den Indianern in Florida, und der wachsenden Ausdehnung der Union ein Conscriptionssystem vorgeschlagen, um ein stehendes Heer, nach Art des preußischen, einzuführen. Dies wäre allerdings ein bedeutender Schritt, der die patriarchalischen Verhältnisse Nordamericas etwas mehr europäisiren könnte. Der Correspondent läßt sogar besorgliche Winke über die Zukunft der Vereinsstaaten fallen, und fürchtet das Aeußerste, „wenn uns nicht der starke Arm eines Cäsars vor moralischer und politischer Anarchie bewahrt." — Trotz diesee Gelüste nach monarchischen Institutionen möchten wir doch für jetzt noch keinem deutschen Baron anrathen, auf eine Adelszeitung in Philadelphia zu speculiren, oder auf einen Hofrathstitel vom künftigen Kaiser Nordamerikas zu warten. Es ist leicht möglich, daß die Vereinigten Staaten dereinst eines Dictators bedürfen, doch müßte es ein rein demokratischer sein; ein aristokratischer würde da bald seinen Brutus finden. Denn da gibt es nur Geldaristokraten, und diese taugen, wie jener Correspondent selbst sagt, außer für sich, zu gar nichts Anderm, während die besten Köpfe sich an die demokratische Partei anschließen. — Erst wenn die Vereinigten Staaten aus dem beschränkten Kreise republikanischer Genügsamkeit treten, wenn sie durch Eroberung und Unterjochung anderer Völker ihre Unschuld verlieren, und die Nemesis reizen, dann hat ihre Freiheit das Leben verwirkt, dann kann sich ereignen, was so mancher malcontente Republikenhasser noch gern erleben möchte.

—f—.

[Robert Burns.]

In kurzer Zeit hat der Pflüger von Ayrshire, den Goethe und Carlyle zu den entschiedenen Genies zählten, in Deutschland vier Uebersetzer gefunden. Freiligrath gab in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte eine Probe von elf kleinen Liedern. Wilhelm Gerhardt hat das Verdienst, den schottischen Poeten in einer starken Auswahl seiner Dichtungen (Leipzig, Barth) unter uns eingeführt zu haben. Die Satyren des dichterischen Naturmenschen, welche die orthodoxe Partei der schottischen Kirche geißeln, seine Episteln und Epigramme hat der Uebersetzer den deutschen Lesern nicht gebracht, aus Besorgniß, deren Anlässe möchten uns zu fern liegen; außer einigen Gedichten von größerem Umfange, richtete er sein Augenmerk besonders auf die Volkslieder, und wie trefflich der Uebersetzer diese zu geben vermag, wissen wir aus seiner meisterhaften Umdichtung serbischer Lieder. Die Lebensskizze, die Melodientafel, und die erläuternden Anmerkungen, die dem Bande beigefügt sind, erhöhen den Werth dieser Arbeit, die sich später mit den Leistungen Philipp Kaufmann's wird zusammenstellen lassen. Dieser hat sich als der dritte Uebersetzer des schottischen Poeten in die Schranken gestellt; die Cotta'sche Buchhandlung wird seine Uebertragungen bringen. In Braunschweig bei Westermann erschien bereits die Arbeit des vierten Burns-Uebersetzers, Heinrich Julius Heintze, mit einem schönen Stahlstich des Dichters, und ebenfalls einer biographischen Einleitung.

[Gans und Savigny. Brieflich aus Berlin.]

Mit unbarmherziger Härte greifen süddeutsche Zeitungen den verstorbenen Gans an, schildern ihn als „unversöhnlich, stets beleidigend und jede Aussöhnung abweisend," und loben dagegen v. Savigny's „milde Gesinnung". Die polemischen Streitigkeiten zwischen diesen beiden Männern sind zu bekannt und man weiß sehr wohl, daß Gans oft die Hand zur Aussöhnung geboten hat, doch immer zurückgewiesen wurde. Wird nun Hr. v. Savigny hiezu schweigen? oder wird er ein Lob von sich zurückweisen, das er doch nicht annehmen darf? Der edle Stolz des großen Rechtslehrers läßt das Letztere vermuthen. ††.

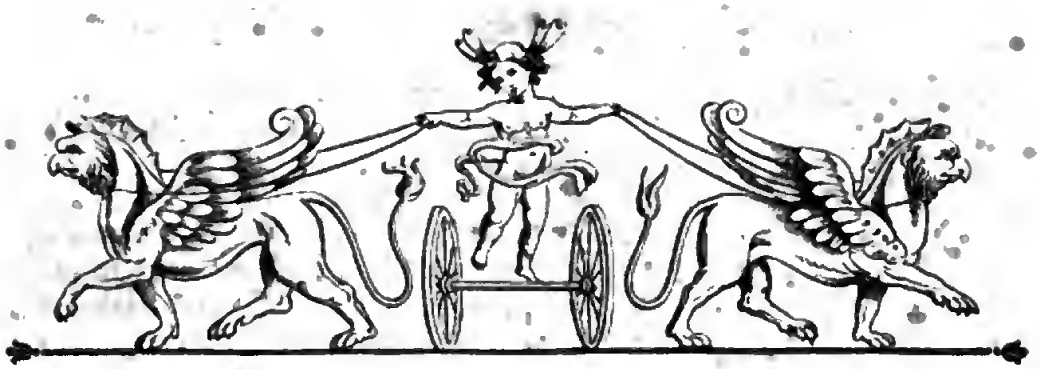
[Frankl. Brieflich aus Wien.]

Frankl, der Verf. des Habsburgsliedes, redigirt gegenwärtig das österreichische Morgenblatt. Sein „Don Juan" ist zur Hälfte fertig. Seine Gedichte erscheinen zu Ostern in Leipzig bei Brockhaus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Nebst einer literarischen Beilage von **Ernst Mauritius** in **Greifswald**: **„Beachtenswerthes Anerbieten für Leihbibliotheken."**

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 49. — den 9. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Goethe's Verse als Einleitung zum „Chaos."*)

Veitisch, Gallisch und Italisch —
Daran scheint es nicht zu fehlen,
Wüßte ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wiekam mich empfehlen.

Ach, ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen.

Geduld! — Verlaß Dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

Am Baume fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schnee's Lage,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt,
Man sieht, es nah'n die Weihnachtstage.
Doch trittst Du zum Salon herein
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durch einander schrei'n,
So zweifelst Du nicht im geringsten,
Wenn draußen Weihnacht — hier ist Pfingsten.

Manches läßt die Zeit uns seh'n,
Was uns einst gedäucht als Fabel,
Sonst hieß Weimar: Deutsch-Athen,
Jetzo heißt's: das deutsche Babel.

*) Diese Reliquie erhielten wir durch Begünstigung aus Köthen. D. Red.

Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs.

Von ihm selbst erzählt.

Hoch oben in den Ruinen der Plesse stand ein uralter Maßholderbaum, dessen Wurzeln sich in die Ringmauern der Burg eingezwängt hatten. — Wohl möglich, daß er die Pracht des Schlosses noch erlebt hatte, denn seine Masern zeigten auf vergangene Jahrhunderte zurück; doch Gedächtniß haben die uncivilisirten Bäume nicht, darum kann ich, früher die Wurzel — nicht allen Uebels — sondern des Baumes, durch Bearbeitung erst später gebildet und dadurch nur bis zum Augenblick meiner Entwurzelung durch Menschenhand rückerinnerungsfähig gemacht, Dir, lieber Leser, die dort vorgefallenen Abenteuer nicht erzählen. Der lebende Baum, im Kampf mit den Stürmen, kümmert sich nicht um das kleinliche Thun der Menschen, sondern mit zur Sonne strebendem Gipfel schwelgt er im Genusse des Aethers, bis auch seine Stunde schlägt, und der Prachtvolle in die niedere menschliche Sphäre herabgestürzt wird.

Das Schicksal entwurzelt Alles, und ihm entgeht selbst der Maßholder nicht!

Es war eines Morgens, als die rauhe Hand eines rußigen Bauern diese Grausamkeit an dem alten Baume beging. Das so schön seit Jahrhunderten vereinte Ganze ward, wie das ehemalige deutsche Reich, zersplittert und zertheilt, jedoch ohne daß, wie bei dem Kaiserthum, die einzelnen Glieder des Ganzen dies herbeiführten, son-

Digitized by Google

dern das grause Geschick erschien in der Gestalt des grämlich blickenden Bauern.

In des Mannes Munde hing bei der schweißtreibenden Arbeit ein rauchspeiendes Ding. Ahnungen stiegen mir, der wurzelgebornen Maser, in meine hölzerne Seele, daß dermaleinst ein ähnlicher Feuergeist mich entflammen könne, bei dem ich, gleich dem Phönix, immer wieder neu entstehen, oder wenigstens bestehen würde, und dies gereichte mir doch wenigstens einigermaßen zum Troste. — Was die übrigen Glieder des Ganzen betrifft, so entschwanden sie meinen Blicken und meinem Gedächtniß, wie die abgerissenen Provinzen Deutschlands den allezeit Mehrern des Reiches. — Stille, mein Herz, Geduld, du trugst schon größeres Uebel! rief ich mir zu, gleich dem Ulysses in der Höhle des Polyphem, von dem ich erst später hörte, als mich die bildende Kunst zu dem gemacht hatte, was ich jetzt bin.

Glaube mir, geliebter Leser, die stoische Philosophie hat ihren Sitz hauptsächlich im Holze, je hölzerner Du bist, desto sicherer kannst Du darauf rechnen, sie vollkommen inne zu haben. Zwar werden beim Holze die Systeme gehörig zersplittert, aber die Flamme vereinigt zuletzt Alle, und verbirgt den Geist derselben in der heiligen Asche!

„Wart, Maser!" schrie der Bauer mühsam, „Du sollst in Göttingen studiren, denn dort wissen sie Alles so fein zu drehen und zu drechseln, daß aus Dir schon etwas werden kann, und ein Constitutiönchen sollst Du bekommen, so schön und hölzern es nur sein kann!"

„Leb' wohl, Du Stammsitz meiner Ahnen!" rief ich, ahnungsvoll zur Plesse gewendet, als mich der bäurische Lack empfing, „der Maser geht, gebildet kommt er wieder!"

Lange mußte ich auf dem Ofen in der Bauernstube trocknen. Ich trocknete meiner Zeit voraus, denn bei der Menschheit war damals die Zeit bewegt, und nichts weniger als trocken. Ich allein ahnete die kommende Trockenheit in meinem hölzernen Busen.

Bei erreichter vollkommener Entsaftung bezog ich die Georgia Augusta. Mein Bauer trug mich zu einem Maserverfeiner, vulgo Pfeifenkopfschneider. Alle möglichen Köpfe zu formen, war Göttingen von jeher berühmt, doch das non plus ultra waren die hölzernen Köpfe, deren Vorzüglichkeit sich — in damaliger Zeit — der königlichen Privilegien erfreute.

Aus der Werkstätte des Holzschneiders ward ich in das reichhaltige Magazin eines Pfrifenhändlers versetzt, und wurde den Berühmtesten meiner Gattung zugereiht. Stolz sah ich auf meine Commilitonen als echter Burschenkopf herab. Mich zierte eine vollkommene Gestalt, und meine schönen Masern erhöhte die feinste Politur. O, göttliche Abgeschliffenheit! damals standest du in Göttingen auf der höchsten Stufe der Cultur! unvergleichlich erglänzten in Dir meine tausend Maseraugen, und schwammen in Seligkeit! —

Bald faßte mich ein Bursch vom echten Schrot und Korn mit Kennermiene ins Auge. Zehn Thaler dünkten ihm nicht zu viel für meine herrlich kräftige Gestalt, gleich nützlich „zur Parade und zum Streit." Ich ward der Seinige in dem glücklichen Augenblick, wo so eben der Wechsel gekommen war. Dieser Gunst des Schicksals verdankte ich es auch, daß mein Haupt mit Silber gekrönt ward, und sich meinem Halse eine, dem damaligen Renommisten unentbehrliche Spinnradrose anschloß, und mächtige Quasten die heilige Allianz, von keinem politischen Zwiespalt erschüttert, vereinten und zierten.

Theurer Leser, der Du mich würdigst, meine Schicksale zu vernehmen, bist Du einer von denen, die die fröhliche Jugendzeit auf Universitäten zugebracht haben, oder verweilst Du noch daselbst, so kannst Du Dir ein sicheres Bild von meiner Wichtigkeit und dem Stolze machen, womit mein neuer Besitzer, gleich mir ein Feuerkopf, in dichte Rauchwolken verhüllt, auf dem breiten Steine, mit klirrenden Sporen an den gigantischen Stiefeln, einherschritt, und mit heroischem Sinne das Recht der Studenten bewahrte.

Eingetroffen waren meine Ahnungen, die mich erfüllten, als ich Abschied von meinem Stammschlosse nahm, daß ich dasselbe verfeinert, ja sogar auf Händen getragen, oft wieder sehen würde. Ich, ganz Kopf und Hals, bewahrte Feuer und Dampf weit mehr als manches Genie in meinem Innern, und der Lauf meiner brennenden Gedanken schwang sich, was so mancher Dichter den seinigen oft vergeblich wünscht, leicht in blauen Ringeln zum Himmel empor, und ihnen wurde, ohne irgend einer frommen Secte anzugehören, derselbe wirklich zu Theil. Kannst Du mir es verdenken, daß ein wahrhaft hölzerner Stolz mich beseelte? — mich, den silberbeschlagenen, der ich reicher als Krösus bin, denn mir ging das Silber nie aus, wie Jenem auf dem Scheiterhaufen, und noch immer bin ich der Bezwinger des mächtigen Elementes, dem Jener kaum entfloh. Mir und meinem Geschlechte verdankt die Mensch-

Digitized by Google

heit den Göttergenuß, sich auch in feurigen Zügen berauschen zu können. —

Hoch und schlank ragte die Gestalt meines Besitzers über die Köpfe seiner Commilitonen. Stets war ich sein treuer Begleiter. Im Kampfe half ich ihm treulich und bewies, daß offene Köpfe offene Köpfe erzwingen können. Wenn gleich viele meiner, von mir derb getroffenen Zöglinge wiederum in Dummbrit vernarbten, blieb ich stets doch selbst ein offener Kopf. Fragt jene Philister, die mein schweres Gewicht, gleich Simson's Eselskinnbacken, von kräftiger Faust geführt, so oft im Gedränge gefühlt haben.

Doch weilte ich auf oft im einsamen Zimmer, im frohen Kreise der Musen, und Pallas Athene sah freundlich auf mich herab, wohl erkennend, daß mein beatus possessor nur durch meine Vermittelung sich mit ihr befreundete. Dies sind überhaupt die einzigen gebildeten Damen, die mir gewiß blieben, denn die menschlichen Schönen können sich noch immer nicht recht in meiner von Wolken umgebenen Sphäre zurecht finden, und fliehen meine Kreise, ohne daß mir je ein noli me tangere entfährt. Die Philosophie mußte mich dulden, so wie ich sie auch, doch litt meine Spitze durch sie, denn manch glänzenden Ring zerbiß der scharfe Zahn meines Freundes beim tieferen Forschen, und konnte er die Nüsse nicht knacken, so flogen wir wohl gar selbander an die Wand; doch ergründete sein Geist ihre Tiefen, so fühlte ich ein inneres Erglühen. Nur mit mir vereint kam er zum Ziele, und auf meinen biäulichen Ringen, ein Zeichen innerer Zufriedenheit, stieg er zum Höchsten, wie Jakob auf der Traumleiter, empor.

Selten nur waren wir getrennt. Nur in Zeiten der Noth half ich ihm aus, indem ich in der engen Klause eines Pfänderverleihers, für geringes Geld trotz meinem Werthe, demüthig die jugendlichen Sünden meines Eigners verbüßte.

Doch was soll ich, bemooftes Haupt, mich länger bei den Scenen des Studentenlebens aufhalten! Des Schicksals profaischer Ernst spielt mit holzköpfigen Ansichten und Constitutionen.

Bei einer glanzvollen Paukerei entstiegen noch Wolken aus mir, als mein göttlicher Raufbold den Schläger zum Kampfe ergriff. „Leb' wohl!" so rief er, mich sanft auf den Rasen meiner väterlichen Burghalle legend, denn dies war der Paukplatz, „bald sind wir wieder vereint, der Sieg soll auch dich mir wieder erwärmen!" — Gesagt, gethan! Triumphirend küßten mich seine Lippen voll Seligkeit, und ich erwiederte seine Liebe mit funkensprühendem Dampf vom besten Kanaster, den je ein Fiotter geraucht hat. Doch

Mit des Schicksals finstern Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Dieser Sieg führte uns unvermuthet auf neue Bahnen. Abgefaßt wurden die Helden des Kampfplatzes. Im Carcer gelang es nur mir, meinen dumpf brütenden Helden zu erheitern. Nach kurzem Proceße erfolgte das Relegat desselben.

„Duestenberg, Duestenberg! quid faciemus nos?" entfuhr den mich entflammenden Lippen.

Da stürmte einer der Unglücksgefährten herein. „Was kohist Du da für Dich hin?" so rief die herkulische Stimme. „Schöpfe den Trost aus Wallenstein's Lager:

Der Reiter und sein geschwindes Roß
Das sind gefürchtete Gäste!

Wie sagt der Küraßier?

Doch unter allen
Hat mir nur mein eisernes Wamms gefallen.

Hol' der Teufel die alten Perrücken, weg Corpus juris und Pandekten:

Der Helm sei jetzo dein Dach!
Der Küraß dein Schlafgemach.

Auf! nach Cassel und unter die Garde du Corps geht jetzt unser Weg."

So eben wollte mir vor Schrecken das Feuer ausgehen, da hing ich schon wieder zwischen den Zähnen meines Gebieters, in innerer Seele erglühend. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Deutsche Träume, französische Kämpfe.]

Gottlob! ich athme wieder. Nicht mehr die maßregelnde Vorsichtsluft, die mir in Deutschland um die Nase säuselte, nicht mehr die enge Gelehrtenatmosphäre, die das Hirn gefrieren macht, nicht mehr die tausend kleinlichen Stänkereien, die innern Schmerzen; nicht mehr — doch ich will Deutschland nicht erschöpfen, denn es ist unerschöpflich. Ich athme wieder, ich bin in Paris, schreibe Deutsch in dem Lande der Freiheit und Gleichheit, Deutsch in Paris, während man mir in Deutschland Deutsch zu reden und offen und derb zu sagen, was ich wußte, übel nahm und verbot. Die Rabbinen haben Recht, wenn sie sagen: Besser der Letzte unter den Löwen, als der Erste unter den Füchsen. Ich liebe Paris, denn ich liebe das Volk und die Armuth.

Digitized by Google

Nur in Paris kann man arm sein, ohne seinen Werth zu verlieren, ohne daß es Jemand weiß, ohne daß man die Hoffnung verliert, nur in Paris kann man als Armee die Freude aller Großen genießen.

Der Mensch will nicht glücklich sein, sondern glücklich scheinen. Zum wahren Glücke bedarf es sehr wenig, und dies Wenige, sagt Goldsmith, dauert nicht lange, aber zum Glücklichscheinen bedarf man sehr viel, und da in Paris am Ende alles überdunkelt wird, so ist es Niemanden möglich, besonders glücklich zu scheinen. In einem andern Sinne ist in Paris alles nur Schein, folglich kann Jeder leben wie er will, er gilt dasselbe, ob er arm ist oder nicht, wenn er nur den hier sehr leicht zu haltenden Schein erspertirt. Das ist anderswo nicht so leicht, dort haben die Häuser gar keine Mauern, sie sind ganz aus Glas, und wenn die deutschen Kleinstädter einem armen Schriftsteller auch nicht ins Herz sehen können, so sehen sie ihm doch in den Magen, und weh ihm, wenn dieser nicht gut bestellt ist, ihr ganzer Respect verschwindet vor seiner Muse, und der erste Commis läuft ihm bei der letzten Näherin den Rang ab.

Neulich träumte mir, ich wäre in Deutschland gewesen, da war ich so glücklich wie damals, als ich noch keine deutsche politische Zeitung las und in dem Händedruck und Kuß des Liebchens das Glück der ganzen Welt zu finden wähnte. Aber da träumte mir wieder, als sei ich erwacht und lese wirklich deutsche politische Zeitungen und liberale deutsche Preßgesetze, und sei ich selbst ein deutscher Schriftsteller. Da gerieth ich in Verzweiflung und umarmte meine falsche Geliebte, das deutsche Land, mit so viel Heftigkeit, daß ich mir die Arme fast zerbrach. Ach, so dürr, so knochendürr erschien mir diese Geliebte. Ich verließ sie darauf und wollte mich hängen, hängen mit ganzer Seele, aber ich fand keinen Gegenstand, der mir hoch genug war, es schien mir alles so klein und so niedrig — ich träumte immer fort — da hing ich mich an das neue Jahrhundert, und wie eine Schlange, um den Baum geschlungen, auf ihre Brute lauert, um sie zu erdrücken, so harrte ich zischend auf mein Jahrhundert, um alle die Ochsen und die Esel, die vorübergehen, tüchtig anzupacken. Aber leider ist's nur ein Traum, gerade als ich erwachte, fiel ich in die Tiefe hinab. Ich war wirklich in Deutschland! Dort fragte mich Jemand sehr grob, wer ich sei und was ich wolle, ich aber sagte ihm noch gröber: siehst Du, wenn es nur 6000 Gleichgesinnte mit mir an einem Platze in Deutschland gäbe, so wärest Du gar nicht, Du und Deine Fragen! — Aber er verstand mich zum Glück nicht, schüttelte die Achsel und sagte, ich wäre ein eitler Franzose. Darin mochte er Recht haben. Aber ich verließ doch den Ort, denn ich fand zu viel Schatten dort, und im Schatten reift keine Frucht.

Es ist so schön, in Deutschland träumen, weil man aus der Ferne träumt, weil man die Gegenwart über der Vergangenheit und Zukunft vergißt, und weil dies so schön ist, träumt auch ganz Deutschland. Zwar drückt der Alp, zwar habe ich oft an seinem Schlafbette nachtwandlerische Worte gehört, die die innern wahren Gedanken ausdrücken, die so manchen Andern hätten zittern machen, aber das Erwachen ist eben sehr schwer, wenn diese Momente eingetreten sind, es hebt sich vergebens die Brust, es streckt sich umsonst der Arm aus, es stemmt sich unnütz das Bein, denn man träumt gewöhnlich, als saßen 20 bis 30 Hexen und Richter auf dem Kopfe, auf der Stirn, als sei man gebunden an Ketten, und da erwacht man nicht bis die Mutter ruft: Mein Kind, steh auf, die Vögel pfeifen schon, der Tag beicht an, mein Sohn, hörst Du nicht, die Suppe ist da! Und dann erst springt man auf und — ißt die Suppe.

Doch lassen wir die Träume und sprechen wir von Wirklichkeit.

So oft ich nach Paris komme, sitzt der alte Drache des Volks der Macht im Nacken und versetzt ihm einen Biß. Es ist dies ein Kampf, der mit dem Siege des Einen oder des Andern endigen muß, und alle Waffenstillstände, die in der Zwischenzeit gemacht werden, verhindern nicht, daß der Krieg von neuem ausbricht, ja er braucht nicht einmal auszubrechen, er dauert beständig fort. Ich meinerseits hätte zwar gewünscht, daß das Ministerium den Sieg und 500,000 Fr. davon trüge, ich habe auch meine Politik, aber für das Land ist es immer ein Glück, wenn es sieht, daß es selbst ein Wort mitzusprechen hat und nur Geld hergibt, so lange es ihm gefällt. Es ist zum Rasendwerden, wenn man zu den ersten Principien der Politik zurückkehrt und ihre jetzige Gestaltung sieht. Das ABC der Politik ist ihr größter Feind, nur will Jeder gelehrt sein und dem Volke nicht vorbuchstabiren.

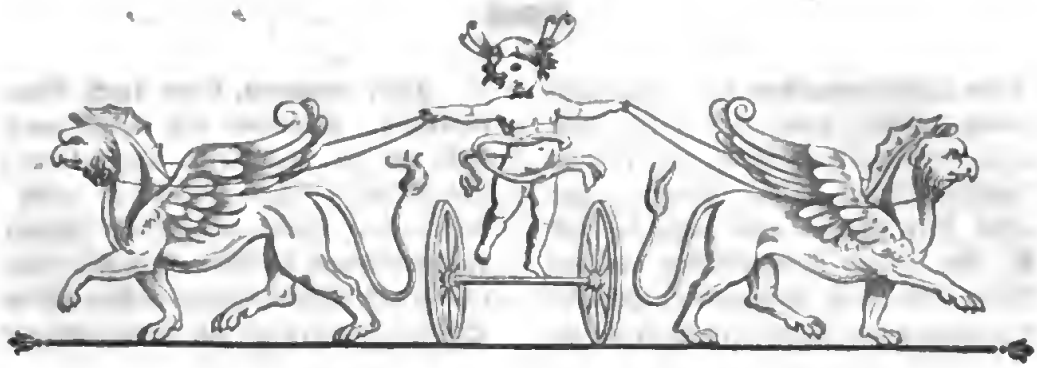
Zwar ist in Frankreich jede ministerielle Krisis dem Handel und dem materiellen Leben sehr gefährlich, dies aber ist ohne dies schon lange gelähmt, weil das Vertrauen fehlt. Glücklich das Volk, dessen Wohl und Weh von der Existenz seiner Regierung abhängt, es hält manches Weh aus, aber es macht sich schon selbst Luft zum Wohl. Und dann ist der Franzose der Einzige, der das Intellectuelle dem Materiellen vorzieht. Ich spreche nicht von den pariser Elegants, auch nicht von den Schriftstellern, Deputirten und Ministern, sondern vom Volke. Es ißt hier lieber nichts, und geht ins Theater oder auf einen witzigen bal masqué, und am Ende ist in Frankreich das schlechteste materielle Leben in ganz Europa. Es hat ein Jeder die Freiheit, die österreichischen Strudel vorzuziehen, mir sind die hiesigen gebratenen Kastanien und die schlechten Suppen lieber; denn ich darf mich darüber lustig machen. Ich selbst bin in Oesterreich fett geworden, alle meine Kleider wurden mir plötzlich zu eng, aber an Geist habe ich wahrlich nicht zugenommen, höchstens an Bosheit und Misanthropie.

Ich will noch warten mit meinen Bemerkungen, bis ich wieder etwas tiefer in die geheimen Räder von Paris eingeblickt habe. Wenn man fünf Monate nicht in Paris gewesen ist, hat man mehr wichtige Facta versäumt, als wenn man funfzig Jahre nicht in Wien war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 50. — den 10. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs.

(Fortsetzung.)

Bald befanden wir uns am glänzenden üppigen Hofe zu Cassel. Da ich nur Abends oder in den Wachtstuben entzündet wurde, so sah ich daraus, daß der Dienst die meiste Zeit meines Freundes in Beschlag nahm. Bald nahm mich der Helm oder die patronenlose goldene Cartouche in sich auf, so daß ich auch in den neuen Verhältnissen der unzertrennliche blieb.

O, theurer Leser! wärest Du damals mit mir in meinen Verstecken gewesen, was würdest Du da nicht alles gesehen und gehört haben. Welche Geschichten könnte ich Dir noch jetzt davon erzählen, wenn ich ein abschweifender Pfeifenkopf wäre, die sich im traulichen Kreise die jungen und schönen Garde du Coeps bei dampfender Pfeife erzählten; sie ruhen in meinem hölzernen Busen wie in dem so mancher veralteten Schönen der damaligen Zeit als bitterfüße Erinnerung! —

Der glänzende Waffenschmuck der Garde du Corps rostete nie vom Blute des Feindes, meist nur auf Cytherens Gefilden erwarben sie leichten Sieg. Die schönen männlichen Gestalten der jungen Krieger verlockten so oft die Damen des Hofes, und so Mancher wurde vom Posten entführt ins traute Closett. Im Versteck des Cartouches erlauerte ich so manches süße Geheimniß. So vernahm ich auch einstmals aus meinem Winkel, als mein Freund, als Tafelwache die Pforte des glänzenden Tafelsaales bewahrte, wie im muntern Gespräch der König eine hohe Dame befragte, ob nichts ihre strenge Tugend erschüttern könne? — Nichts, war die Antwort. — Auch nicht eine Million? erwiederte schlau der Napoleonide. — Das ist etwas Anderes, denn damit könnte man der dürftigen Menschheit ein Opfer bringen, erwiederte im frömmelnden Tone die millionenlüsterne Schöne! — Wer hat eine Million? rief nun sackastisch Hieronymus aus, hier sitzt die — willig sich Opfernde. —

Was soll ich noch mehr von dem sittenlosen Hofe erzählen, das selbst den glühenden Pfeifenkopfsinn durchbrennend beinahe verzehrte. Ich schweige von den glänzenden Faheten mit dem Hirschgespann, und von der orientalischen Pracht, die das Mark der Unterthanen verzehrte. Eilen wir schnell hinweg von der Entehrung der Deutschen, weg über die damals gebogenen Rücken und Augen, die schmachvoll nach scheußlicher Gunst der fremden Tyrannen sich sehnten, was selbst meine hölzerne Seele empörte. Nicht freudige und wohlduftende Wolken entstiegen mir damals, nur graue übelriechende Dünste schickte ich, wie veehaltenen Groll, zum Himmel klagend empor, denn die Regie machte selbst den edlen Tabak zum niedern Sklaven, und mich umwölkte des Lebens schwerster Traum.

Lange hatte ich eines Tages im Pistolenhalfter gesteckt, ohne daß des Freundes Hand mich dem dunklen Verstecke entzogen hätte. An des Rosses längerem und schnellerem Lauf bemerkte ich, daß mit uns eine Veränderung vorgegangen sei. — Endlich wurde ich aus meinem Gefängniß befreit, und kaum erkannte ich, der, wie

Digitized by Google

der freundliche Leser längst eingesehen hat, mit tiefen Weltansichten bereits begabte, göttinger Holzkopf, meinen Freund wieder. — Nicht mehr blinkte der friedliche Helm auf dem lockigen Haupte meines Kriegers, und sein hochschlagendes Herz erkältete nicht mehr der halb feänkische Kneaß. Ein knappes Uhlanen-Colett umschloß die schlanken Glieder, und beim Bivouacfeuer gelagert, staunten meine Maseraugen eine Menge fremder Reiter an, die nicht ermangelten, mir das gewohnte Lob zu zollen, und meinem Besitzer mit biederer Freundlichkeit zu begegnen. Freudig hatten sie meinen Helden empfangen, wie ich nun erfuhr, der keck dem Fremdjoch entflohen war, und sich diesem Reiterregiment des Befreiungsheeres angeschlossen hatte. Höher wirbelte freudiger Rauch mit glühenden Funken aus mir empor und schwang sich zum Himmel, als Brandopfer der kommenden Freiheit entgegenglühend, als ich die Kunde vernahm, daß das ephemere Königreich Westphalen gestürzt sei, und nun mit fröhlichem Muthe die verbündeten Heere den fliehenden Feind eifrig verfolgten. Ja, ich glaube, wenn nicht die göttingische Cultur und so manche verdrießliche Lebensbrände meine frühere Keimkraft erstickt hätten, ich wäre als Wurzel in die befreite Erde gewachsen, und aus mir wäre der Stamm des deutschen Freiheitsbaumes, der jetzt noch ein wenig kümmert, frei und fröhlich zum Himmel emporgeschossen.

Die verbündeten Heere eilten von Sieg zu Sieg. Kanonendonner war oft die Frühglocke, welche uns erweckte, und oft entzündete mich freundschaftlich die nämliche Lunte zum Hochgenuß meines Herrn, die im andern Augenblicke die todbringende Ladung in die feindlichen Glieder entsendete, während ich stolz dabei im Siegesrausch meines Gebieters erglühte.

Frankreich durchzog ich mit meinem Freunde und war beständiger Zeuge seiner Tapferkeit. Bald athmeten wir wieder vaterländische Luft. Mit mir ging blos die Veränderung vor, daß das in Silber getriebene, wohlgetroffene Bild des trefflichen Marschall Vorwärts zum steten Andenken in meinen Deckel gefaßt wurde, und mir in jeder Hinsicht einen höhern Werth gab.

An den gleichmäßigen Dampf, von dem ich weniger erglühte, als zeither beim Enthusiasmus des Feldzuges, bemerkte ich, daß mit dem Frieden sich ein höchst nüchternes Garnisonleben eingefunden habe. Auch mein treffliches Inneres nahm an Qualität ab, woraus ich ersah, daß der Friedensetat die gespickte Casse meines Freundes bedeutend geschmälert hatte.

Jahre vergingen, selten durch Garnisonwechsel unterbrochen. Nur dann und wann wurde meine Seele mehr befeuert, wenn beim dampfenden Punschnapf, im trauten Kreise seiner Kameraden, mein Eigner sich der vergangenen Zeiten und Thaten erinnerte. Doch auch dies verschwand im Meere der Zeit, und ich bemerkte eine gewisse Zurücksetzung meines hölzernen Ichs, ein Schicksal, welches ich mit so manchem tapfern Krieger gemein hatte, der sich an das geschniegelte, augendienerische Wesen des langen Friedens nicht gewöhnen konnte, und sich durchaus nicht zum Helden der Conduitenliste hinaufschmeicheln wollte. Kaum daß mein mürrisch gewordener Herr dann und wann mich vom Staube befreite und wehmüthig auf das Bild des alten Feldherrn eine Thräne herabfallen ließ. Trocken wurde, bei der ewigen Leier des Friedens, mein Gemüth, und ich trocknete beinahe wieder so ein, wie auf dem Ofen des Bauern, wo ich ahnungsvoll, wie schon früher bemerkt, dem jetzigen Zeitalter entgegentrocknete, und das ist selbst für einen Holzkopf das schrecklichste der Schrecken.

Endlich wurde ich aus diesem Zustande erlöst. Mein alter Besitzer schenkte mich einem jüngern Freunde. Doch seinen zärtlichen Abschied, geliebter Leser, kann ich Dir nicht vorenthalten, wenn ich auch etwas hölzern die Worte wiedergebe, die er zu mir sprach, als er mich zum letzten Male gebraucht hatte. — Hätte mich meine hölzerne Natur nicht vor gänzlicher Rührung bewahrt, ich glaube, ich wäre im Tabakssafte, den einzigen sichtbaren Thränen, die unser Einem das Schicksal gewährt hat, erstickt, denn der trauernde Mann sprach:

So leb' denn wohl du treue Pfeife,
Die treulich mich begleitet hat!
Du warst mit mir auf mancher Streife,
Und Zeugin mancher tapfern That!

Zieh' hin mit ihm, zu neuen Thaten,
Erfreue ihn durch deine Gluth.
Mir selber kannst du nichts mehr rathen,
Nicht mehr befeuern meinen Muth.

Jetzt seh' ich nur gezierte Knaben,
Geschniegelt Wesen gilt allein.
Paraden können mich nicht laben,
Sind allen Kriegern Höllenpein.

Denk' ich bei die an unsre Thaten,
So fühl' ich tief im Herzen Weh.
Drum muß ich dich mir jetzt entrathen,
Drum mit dem Freund, du Treue, geh.

So schied ich denn von meinem alten treuen Freunde, zwar geschmeichelt, daß ich ihn zu einer poetischen Rüh-

Digitized by Google

rung, in dieser Art der ersten seines Lebens, gebeacht hatte, doch nicht minder gerührt, wie der starke Ausguß meines Innern bewies.

Der Reiz der Neuheit ließ mich in den Händen meines neuen Besitzers gehörig entflammen und zu neuer Thätigkeit erwachen, denn in mir mußten sogleich eine Masse Tabaksproben ein rigoroses Examen bestehen, und es ging hier, wie im gewöhnlichen Leben, daß so mancher dieser Candidaten nach Laune und Geschmack des Examinators durchfiel, und zuletzt, des Examinirens müde, die leichteste Sorte gewählt wurde.

Wohl gerüstet und verproviantiet verließen wir die finstere Festungsmauer und bezogen bald die ferne Residenz. Mein pfeifenköpfischer Ehrgeiz erwachte, da ich, der alte Kriegsknecht, sogleich mit geübtem Augr an der Uniform meines Besitzers die Abzeichen des Generalstabes erkannte.

Alles erinnerte mich an meine Universitätsjahre, wo ich bei den abstracten Studien meines ersten Besitzers bis zum Schwitzen erglühte; denn hier ging es nicht minder fleißig zu. Ich erglühte bei Schlachtplänen nie geschlagener Schlachten, und die Theorie der Strategie kostete meiner Spitze noch manchen aus dem Feldzuge übriggebliebenen Ring; der letzte derselben verschwand bei der Uebung des neu erfundenen Kriegsspieles. Vor Gram darüber erlöschte die Gluth meines Innern, und ich erwachte erst aus meiner Ohnmacht, als der Schaden meines treuverbundenen Rohres durch ein naseweises neues Spitzchen ersetzt war. Mit dieser durchströmte mich ein ganz neues Gefühl. Verächtlich blickte ich auf die Pfeifen der Linien-Officiere herab, wenn der Zufall mich, die Generalstabspfeife, mit ihnen zusammenführte; dies mochte wohl eine Ansteckung des jüngern Kreises der Generalstabspfeifen bewirkt haben, denn sonst wäre es doch bei meiner alten Gediegenheit höchlich zu bewundern gewesen.

Vom Residenzleben kann ich jedoch nicht viel erzählen, da ich vom Gewühle desselben in solider Entfernung gehalten wurde.

Plötzlich wurde es mir sonderbar zu Muthe. Bald im Reisewagen entzündet, bald auf schnaubendem Rosse entbrannt, durchflog ich fremde Gegenden und vernahm nie gehörte fremde Töne, die den Lippen bärtiger, beturbanter Männer entströmten. Es flimmerte so vor meinen staunenden Maseraugen, daß ich nicht im Stande war, die Gegenstände bei der eiligen Reise gehörig auffassen zu können, um sie hier wieder zu geben. Eines Abends, nach langer beschwerlicher Reise, breitete sich vor unsern Blicken eine von der Abendsonne vergoldete Riesenstadt aus, aus der Hunderte von sonderbar geformten Thürmen und Thürmchen, mit goldenen Halbmonden geschmückt, sich erhoben. Aus meinem Innern stiegen wohlduftende Rauchwolken von einem noch nie genossenen Kraute hervor, die jede Rückerinnerung an die schrecklichen Kräuter der Regie wohlthätig in mir erstickten.

„So bist du bald nun erreicht, du altes Byzanz!" rief mein von dem prächtigen Anblick begeisterter Herr aus, enthusiastisch mir Züge entlockend, „sei mir gegrüßt du Sitz der Sultane, bald sei dir der Friede gegeben!" — Sprach's und klopfte mich aus.

Pera hörte ich den Stadttheil benennen, in welchen sich mein Gebieter mit seinem Chef begab, beauftragt am großen Werke des Friedens zwischen zwei mächtigen Nationen zu arbeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Hugo, Molé, Briefe von Rousseau.]

Die Akademie hat statt Victor Hugo einen gewissen Flourens gewählt, der so wenig bekannt ist, daß auf den Billeten Flourens, Floureans und Flouans stand. Es wird manchem deutschen Schriftsteller sonderbar vorkommen, daß Hugo sich so hartnäckig der Akademie präsentirt, ohne es nöthig zu haben. Man könnte sagen, daß er es nur thut, um abgeschlagen zu werden, da er alsdann gar keine Feinde mehr hat, denn sobald Jemanden in Frankreich Unrecht geschieht, hat er keine Feinde mehr. Die Ursache ist aber eine andere. In Frankreich hat jeder Schriftsteller neben seinem gewöhnlichen Ehrgeiz noch einen zweiten, den er meistentheils erreicht. Hugo verachtet die Akademie und dennoch will er darin sein. Die Talente, die darin sind, lächeln und stimmen für ihn, denn der Geist verzeiht dem Geiste, aber der Dummkopf verzeiht es nie einem Menschen, mehr Geist als er zu haben. Es gibt in der Geschichte tausend Beweise dafür. Nun will Hugo nur in die Akademie, um in die Chambre des Pairs zu kommen, um dort sein Rednertalent, an das Niemand glauben will, der Welt zu zeigen. Um in diese Kammer zu kommen, muß man aber erst Mitglied einer Akademie oder des Staatsraths oder zehn Jahre Deputirter gewesen sein. Zum Deputirten hat er nicht Geld genug, und deswegen sucht er diesen Weg, der ihm trotz aller Hindernisse gelingen wird. Wenn Hugo ein deutscher Dichter wäre, so nähme ihn vielleicht auch das frankfurter Casino auf. Die Menschen wissen alle ihr Glück nicht. Daß aber die Akademie selbst den Herrn Apotheker Flourens ihm vorzog, ist vielleicht ein Vorbild für die Akademie, die

Digitized by Google

in Oesterreich gestiftet werden soll; es ist die beste Empfehlung dazu.

Statt Berryer wählte sie Molé. Es ist Krant wie Rüben. Molé ist aus der Schule Napoleon's, hat gar keine hervorstechenden Talente, aber viel Mittel und Praktik. Berryer ist blos Redner und ein schlechter Schriftsteller, aber als Redner ist er der erste, und das ist schon etwas. Neulich hielt Molé eine öffentliche Lobrede auf den neulich verstorbenen General Bernard, die sehr interessant ist, obschon ich für meine Person die Helden Napoleon's nicht liebe. Seine ganze Zukunft verdankte er gestohlnen Birnen, wofür ihn die Mönche prügelten, ihm aber zur Entschädigung Lateinisch lehrten. Bernard blieb immer Republikaner, aber diente Napoleon und Louis Philipp, weil Napoleon nie auf die Meinungen seiner Diener sah. Dieser wußte wohl, daß man Alles verlernt, und suchte nur das Talent, aber es ist doch immer lächerlich zu sagen: Bernard blieb immer Republikaner, diente aber Napoleon und Louis Philipp! Ich bin überzeugt, Molé selbst hat auch noch etwas von dem alten Sauerteig, und wenn er bald stirbt, erzählt er seinem Freunde, der seine Grabrede halten wird, wie er immer den republikanischen Ideen zugethan war. Es ist dies doch ein gutes Zeichen der Zeit! L'hypocrisie est un hommage que le vice rend à la vertu. Welch' schöne Worte des Larochefaucauld!

So lange es Heuchler gibt, existirt die Tugend. In Frankreich aber gibt es mehr politische Heuchler als in Deutschland.

Seit einiger Zeit druckt der Artiste Briefe von Rousseau ab, die er an eine Frau von Verdelin richtete. Sie sind herzzerreißend; ich wenigstens fühle noch in diesem Augenblicke ihre Wirkung, obgleich ich sie schon vor drei Tagen las. Ein Mensch, der nur Gedanken hatte, die zum Wohle der Menschheit, wenn auch nicht des Menschen beitrugen; der mit seinem Blute in Stein schrieb, der Alles, sogar seinen guten Ruf und seine Familie seinen angeborenen Principien aufopferte, ein solcher Mensch soll nicht zwei barmherzige Menschen finden, die ihn öffentlich vertheidigen oder mit ihrem Geld unterstützen! Man wirft Rousseau Undank vor. O! Ihr Ameisenmenschen, wenn Rousseau dastünde auf der Spitze eines Berges, auf der Spitze seines Genies und Ihr alle unter ihm, wenn er da aufzählen wollte, was er für Euch gethan, wie er gehungert, gedürstet, gelitten, sogar gelogen hat, um die Gedanken, die er in sich trug, einst der Welt ins Gesicht zu werfen, wenn er dann aufzählen will, was Ihr ihm dafür gethan: dann wollen wir sehen, auf welcher Seite der Undank ist, ob auf Eneter oder auf seiner Seite, weil er einmal ein Paar Strümpfe nicht wieder zurückgab, oder sich nicht knechtisch genug für einige milde Gaben bedankte. — Wie alle große Geister rettete sich Rousseau an das Herz einer Frau, der er Alles vertraut, Alles klagt und auf deren Zuspruch er hofft. Die Hand eines Mannes, wenn sie auch hilft, drückt immer eine Wunde, wie jener Bär, der seinem Freunde die Fliegen von der Nase jagte und sie selbst mit der Tatze zerschlug; nur die Hand eines Weibes heilt und thut nicht weh. Das wissen Männer wie Rousseau besser als die geistreichsten Frauen selbst.

Ich will diese Briefe hier nicht übersetzen, Rousseau schrieb sie so in der Verzweiflung hin, als er gehetzt und verfolgt seinen Kopf verlor und ihn nicht mehr zu bergen wußte, überzeugt, daß wenn der Strauß seinen Kopf in den Strauch steckt, die Jäger ihn am ersten erhaschen. Die Briefe sind daher an und für sich selbst literarisch unbedeutend, aber als Beitrag jener Zeit sind sie wichtig und verdienen gelesen zu werden. Ich sage jener Zeit. Wäre unsere Zeit in anderen Verhältnissen besser? Wahrhaftig nicht. Man ließ Rousseau alles über Politik schreiben, nur über Religion sollte er schweigen, und obschon man seinen Contrat social öffentlich verbrannte, so hätte er allein ihm diese Feinde doch nicht zugezogen. Heute wäre es eben so, nur umgekehrt, denn die Menschen haben sich seit Homer nicht geändert, sie haben sich von jeher jeder Superiorität mit aller Macht entgegengestellt, wenn sie nicht mit Armeen drein schlug. Einen Alexander und Napoleon erkennen sie eher an als einen Homer, Moses oder Jesus. Erst muß dieser am Kreuze bluten, bis sie an ihn denken; wenn der Körper todt ist, dann erst verschwindet das Gehässige am Körper, weil sie ihn nicht mehr sehen, weil sie vor ihm das Knie nicht mehr zu beugen brauchen. Der Mensch kniet überhaupt zehnmal lieber auf einem Grab, als vor einer Wiege, nur wenn man ihm zahlt, dann thut er es, oder wenn man ihn mit der Geißel dazu zwingt. Sehr Recht hat daher der Dichter, zu sagen, daß es kein größeres Unglück für den Menschen gibt, als wenn er sich erhaben über Andere fühlt, er müßte denn im Tollhaus sein. Ich las einmal in einem Jägerbuch, daß wenn der von Hunden gehetzte Hirsch sich nicht mehr retten kann und Bauern antrifft, er zu ihnen wie ein Schäfchen sänft und sich hinter sie verbirgt, die Bauern aber spotten seiner und die Jäger, ebenfalls Menschen, benutzen seine Zuversicht, um ihn zu tödten. An dieses dachte ich, als ich Rousseau's Briefe las. Madame Verdelin scheint sich den Jägern entgegengesetzt zu haben, und eine einzige schöne Seele verschönert schon die ganze Welt. Um aber sein Glück in der Welt zu machen, ist es besser, man stellt sich verrückt und ist klug, als wenn man gleich seine Vorzüge der Welt unter die Nase stößt. Leider können dies Männer wie Rousseau nicht.

(Der Beschluß folgt.)

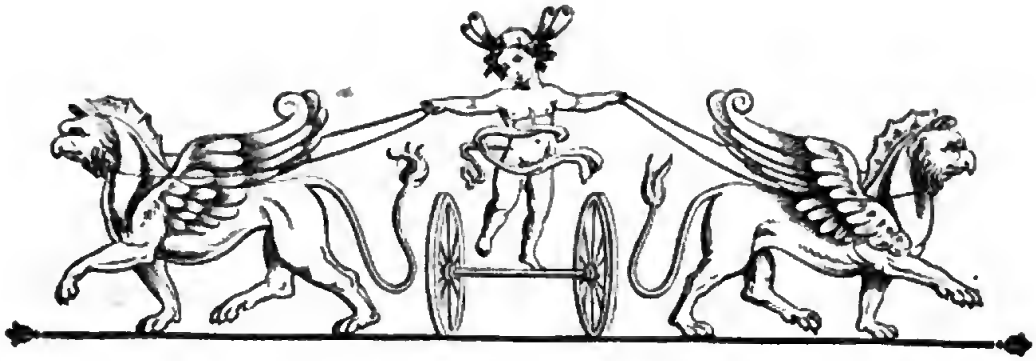
Notiz.

[Die ersten Zeitungen.]

Es bleibt unbestritten, daß Italien und Deutschland, und zwar Venedig und Nürnberg, die ersten Zeitungen gehabt haben. Der Aristokratie der Handelswelt haben wir also die Begründung des Journalismus zu danken. Die alte überall nacherzählte, auch vom Brockhaus'schen Conversationslexikon wie vom Pierer'schen Universallexikon angeführte Geschichte von einem English Mercury aus dem J. 1588, mit welchem man das Volk über die gefürchtete spanische Armada beruhigen wollte, wird vom „Magazin für die Literatur des Auslandes" Nr. 14. als fälschlich nachgewiesen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 51. — den 12. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geisterseher in unseren Tagen.

Die Gespensterseher und Besessenen haben ihre nicht zu verachtende Literatur. Das Buch über die Seherin von Prevorst hat nicht blos die periodische Presse beschäftigt, es rief auch die vergilbten Schriften von Jung Stilling, Mesmer und Hofacker, die alten Schwarten von Jakob Böhme und Swedenborg wieder hervor. Justinus Kerner erneuert in Journallieferungen sein Magikon, sein Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde, Eschenmayer gibt fortgesetzt seine Mysterien des innern Lebens, erzählt von neu ausgebrochenen Conflicten des Himmels mit der Hölle und der Erde, und systematisirt förmlich seine Dämonenlehre, während nicht blos die Seherin von Prevorst, die Seherin Hauffe, auch eine jüdische Selma auftauchte und aller Orten magnetische Kuren handgreiflich von den magischen Kräften des Lebens Zeugniß geben. Man stellt ganze Galerien von Geistern und Gespenstern zusammen, wo die Erfahrungen aller Zeiten und Völker, die den vertraulichen Umgang der Menschheit mit der Geisterwelt beweisen sollen, aufgeschichtet werden. In Leipzig bei Kollmann erscheint dies „Reich der Geister", bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. In der Vorrede wird aufgefordert, über noch unbekannte Fälle von Erscheinungen Berichte einzusenden; bereits hat man drei Bändchen gegeben, auf jeden Bogen Druckpapier kommen schlecht gerechnet fünf Geister, diese Galerie wird hoffentlich unendlich, denn das Geisterreich ist ja unermeßlich, und so wachsen uns die Gespenster zu Häupten, und es fehlt der Geist, der diese Geister bändigt, citirt und wieder bannt. Was soll man endlich vor lauter Geistern anfangen? Was ist der Geist in diesen Geistern? fragt man endlich, was ist der Sinn in diesem Unsinn? Sind es blos optische Täuschungen gern berückter Seelen, Nonsens leichtgläubiger Gemüther? Thut es der Glaube allein und die Befähigung der Seele zum Gläubigsein? Kann er Wunder thun? Ja, gewiß. Aber nur am Gläubigen selbst vielleicht? Kann der Glaube die objective Natur bemeistern, kann er Berge versetzen?

Da stehen wir denn freilich schon auf dem Puncte, wo das religiöse Dogma zwischenläuft und uns die Karten mischt. Einmal den Zusammenhang zwischen Gott und Welt, Geist und Natur eingeräumt, und die Brücke ist geschlagen zum Verkehr zwischen Beiden, die Bethätigung des Ineinandergreifens Beider läßt sich nicht mehr auf einzelne Fälle beschränken. Einmal die Persönlichkeit des großen Urwesens anerkannt, läßt sich auch sein Gegenpart, das Element des Bösen, nicht mehr die persönliche Existenz nehmen. Haben wir erst Einen Teufel, so läßt sich ein ganzes Reich von Wesen, in denen sich die mannichfach getheilten Kräfte des obersten aller bösen Geister manifestiren, nicht mehr als widersinnig beseitigen. Einmal die persönliche Fortdauer der menschlichen Seele festgehalten, sinkt die Schranke zwischen Hier und Dort, denn nach dem gröberen Leibe diesseits formt sich der feinere Aetherkörper jenseits, und ein Her-

Digitized by Google

einreichen der freien Geister, die noch in Liebe oder Haß irgendwie sich zurückgezogen fühlen zu dem alten Dunstkreis ihres Erdenlebens, steht als innere Möglichkeit, als äußerlich bethätigte Glaubwürdigkeit fest genug. Ein einziges Wunder in der heiligen Geschichte, eingeräumt und erhärtet, macht alle andern factisch. Dazu kommen dann die göttlichen und teuflischen Gesichte der frommen Büßer in der Wüste, das ganze Nachgefolge heiliger Männer und Frauen, die, der Körperwelt entrückt, die Geisterwelt körperlich fühlten, freundlich oder feindlich, im Kuß der Lippen, im Druck der Hand, in der Verletzung der Haut mit Speer und Schwert. Hat die Kirche die Wandelung des Weins in Blut, des Brotes in den Leib des Herrn für mehr als ein Symbol, hat das Dogma sie für ein Factum anerkannt, so bleiben ja Natur und Geist immerdar in jener Wechselwirkung und greifen jederzeit vor unseren blöden Augen mit geheimen Armen in einander. Wo die Gränze zu ziehen sei, ist lediglich Annahme der Willkür, denn der wachen Kraft der Reflexion entgeht im Großen wie im Kleinen die webende Gemeinsamkeit der sinnlichen und der übersinnlichen Welt. Und von diesem instinctartigen Fühlen der hereinragenden Geister von Jenseits in unser geheimstes Leben blieb das Zeitalter der aufgeklärten Reformation nicht etwa frei. Luther hielt fest an dem Glauben: das ist der Leib, das ist das Blut; nicht blos spirituell, sondern essentiell. Luther glaubte an die reale Persönlichkeit des Teufels, ja er sah ihn leibhaftig und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Wo die Gränze zu ziehen sei in der Lehre vom Erscheinen der Geister und der wahrhaftigen Bethätigung ihrer Gemeinsamkeit mit der Erdenwelt, das beruht in der Befähigung des Individuums; keine Kraft der Einzelheit kann die Möglichkeit der Durchdringung von Natur und Geist erschöpfen, kein Dogma sie binden oder lösen.

Es dürfte vielleicht heutzutage noch für profan, wo nicht für frivol gelten, das dämonologische Element im Seelenleben mit dem Inhalt der Heiligengeschichten so nah zusammenzuhalten, um für die Räthsel und Geheimnisse in beiden die psychologische Lösung zu suchen. Nahe genug liegt es, und selbst Justinus Kerner in seiner weinsberger Atmosphäre kann es erweislich machen, wie leicht und gern die subjectivsten Begegnisse und Ueberzeugungen, wofür ursprünglich nur die eine dafür empfängliche Seele berufen schien, zu objectiver Geltung gelangen und ein Factum werden, das man gerichtlich bezeugt, wissenschaftlich systematisirt. Es ist nichts von dem erlogen, was Kerner behauptet, jene dämonologischen Zustände sind in Wirklichkeit von ihm durchlebt, sind subjective Wahrheit für ihn, ein Schwärmer ist Justinus, aber kein Betrüger, ein Phantast, kein Lügner, ein Naturmensch mit frommer Redlichkeit, kein Sophist. Der alte Mährchenglaube aus der Spinnstube hat von ihm seine psychologische Doctrin erhalten, die Religion mit ihren Verheißungen von Auferstehung der Glieder kommt seiner Seelenlehre zu Hülfe. Was ihm von der kranken Seherin von Prevorst eingelebt wurde, trug er seinerseits wieder auf andere, langsam empfänglich gemachte, von Natur befähigte Gemüther über, auch ein Dritter, ein Vierter hörte die wundersamen Töne, sah die schattenlosen Gestalten des Geisterreichs, die Seele ist fertig, das Wunder macht zum Anhänger, und eine geistig darauf harrende Welt müßte voll davon sein, und allen Orten würde man mit Engelzungen davon predigen, daß Natur und Geist eine neue Ehe geschlossen, und eine neue Religion, die Religion des Hereinreichens, die Religion der schrankenlosen Vertrautheit zwischen Hüben und Drüben, wäre auf Erden erschienen.

Allein diese Besessenen von heute sagen uns gar zu wenig, nehmen an unserem besten Wissen gar so wenig Theil. Dies zunächst macht uns die Besessenen verdächtig. Wo Hans seinen Löffel versteckt, Fieke ihr Strumpfband hingethan: weshalb hierzu Geister citiren! Eschenmayer freilich entriegelt uns Himmel und Hölle, ruft Erzengel herab, um den Teufel auszutreiben, der sich listig genug, und nicht ohne Zeugniß abzulegen vom guten Geschmack der bösen Geister, im Herzen eines schönen Mädchens einlogirt. Die Erzengel kommen und ringen mit ihm. Es wird ihnen sauer, und Eschenmayer deutet: die Hölle ist in unserem Jahrzehend mächtig. Die Exzengel sind impotent und blamiren sich, und Eschenmayer sagt: die Hölle triumphirt! Dies alles hat kein Zweiter gesehen, nur Eschenmayer und sein Patient, und in Eschenmayer's Hirn dampfen und qualmen die Geister alter räucheriger Chronikenfagen, also daß ihm leibhaftig erscheint, was ein gutes freies Herz längst zu den Vätern gebracht und begraben.

Man rufe uns Geister auf, die uns von der Menschenwelt Kunde geben, für die Menschenwelt Offenbarung bringen, das Geschick der Völker deuten, die heiligen Aufgaben des Geschlechts lösen: und wir wollen kommen und uns beugen und vor der Wiege knieen, die solchen Geist, einen Engel des Jahrhunderts, schaukelt. An Huldigungslust fehlt es dem Jahrhundert nicht, nur an dem Geiste fehlt es, der jene Geister benützt und zu

Digitized by Google

großen Zwecken regiert. Ein solcher ist gewiß göttlicher Abkunft, und ein solcher fehlt uns eben in all dem Reichthum an Geistern von heute.

Es bleibt vielleicht nichts übrig, als daß wir unsere Kenntniß der menschlichen Seele um einige neue Abnormitäten vermehren, unser Wissen von den Krankheiten des Gemüthslebens um einige fast systematisch ausgebildete Fälle bereichern. Was die Theosophie nicht zu benutzen weiß, was die Philosophie ignorirt oder nicht genug anschlägt, muß uns die Medicin und die Krankheitspflege schließlich erläutern. Professor Duttenhofer stellt in seinem Werke über die Krankheiten der menschlichen Seele (Stuttgart, Hoffmann) die Annahme von einer doppelten Function der menschlichen Seele auf. Wir halten dies fest, um daran unsere Ansichten klar zu machen. Die Seele hat ihre passiven und ihr activen Zustände. Aus dem Schlummer des Fötallebens, wo sie nur Eindrücke empfängt, erwächst sie allmälig zu der Kraft der selbsteigenen Aeußerung, die Eindrücke gibt. Auf der ganzen Stufenleiter der Wesen in der Schöpfung gilt derselbe Unterschied. Ganz willenlos geleitet, planetarisch versunken sind die Wesen der untersten Stufe. Und der bewußte, wache Mensch, der die Spitze in der Reihe der Creatürlichkeiten bildet, gibt das Bild der personificirten Willenskraft, die sich selbst als Ziel und Zweck erfaßt. In der menschlichen Seele ergibt sich aber vor dem Erwachen des freien Selbstwillens diese zwiefache Regung oft neben und durch einander. Die Seele hat passive Zustände, wo sie aufnimmt, sich geleitet fühlt, wo ihre Facultäten sich weiblich verhalten, wo das Gemüth mit dem plastischen Bildnertrieb der Phantasie willenlos arbeitet und sich nur empfangend verhält. Die Seele ist aber auch activ in ihrem Verhalten, gestaltet sich als Wille, als ein Trieb, sich auf Anderes, auf die Außenwelt zu äußern, ist Talent, Verstand, und bildet alle jene Gaben aus, die in die Tagseite des Lebens greifen, während die Seele in jenem anderen Verhalten gleichsam in der Dunkelheit und im Schooße der Nacht arbeitet. Jene Individuen, die uns als Somnambule und mit der Gabe des Geisterschauens behaftet vorgeführt werden, sind entweder Frauen, oder frauenhaft begabte Naturen, poetisch empfangende Gemüthsmenschen. Nähere auf das Leben derselben eingegangen, und wir erfahren, daß es von früh an Naturen waren, die kein entschiedener Trieb, kein entschlossener Wille zur Thätigkeit trieb, Subjecte, von denen der Schulmeister sagte: sie lernen nichts, sind faul. Das heißt, die Kraft des Verstandes, der die Außenwelt erfaßt, ist sammt allen jenen Anlässen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, die das Talent stacheln, hinter dem in sich gefangen gehaltenen, nur aufnahmsfähigen Gemüthsleben bei ihnen zurückgeblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs.

(Beschluß.)

Schmählich wurde mein Stolz gekränkt', daß ich fast immer im Zimmer verschlossen blieb. Wie viele Bemerkungen hätte ich, der Tausendäugige, nicht machen können bei freierer Umsicht! — Denke Dir, lieber Leser, meinen Schrecken! Ich, ein ehrlicher Holzkopf aus christlichem Lande, mußte es ansehen, wie meinem Besitzer die muselmännischen Sitten immer mehr und mehr behagten. Er, der Deutsche, schmauchte aus türkischen Pfeifen und beachtete meine vorwurfsvollen ehrlichen Blicke nicht. Nur dann und wann wurde ich bei entfernten Ritten hervorgeholt ihn zu begleiten, und nur einmal erglühte ich voll Freude, da mich mein Herr mit dem treulosen Schädel eines Tartaren, der ihn auf falsche Wege zu bringen suchte, in harte Berührung brachte, und wahrlich aus dem Grund meiner brennenden Seele durchforschte ich schnell, nach dem Gall'schen System, den Diebsinn des türkischen Hirnkastens.

Hundert Beschreibungen versinnlichen Dir die Gegenden, die wir bereisten und die damaligen Zeitblätter haben Dich längst schon von unsern Erfolgen belehrt. Nur so viel kann ich Dir sagen, mich verführte nichts im Lande der jetzt „besten Freunde der Christenheit", nicht einmal die Wohlgerüche des türkischen Tabaks. Ich blieb der feste ehrliche deutsche Holzkopf mitten im Herzen der Hauptstadt der ehemaligen „Feinde der Christenheit".

Wir kehrten in die Heimath zurück. Mein Herr mit Orden geschmückt und ich fast zugeraucht vom türkischen Kraute. Jedem ward nach Verdienst vergolten. Das alte Leben fing wieder an bei Karten und Plänen, bei Sandstaub und Tinte. Doch nicht lange behagte dieser ruhige Zustand dem feurigen Gemüthe meines Besitzers.

Siehe, da tönte die Kriegsdrommete im fernen Frankreich, und Schaaren schifften sich ein, um Algiers Räuber zu züchtigen. Da griff mein Gebieter nach mir und rief begeistert aus: Komm, mein alter Getreuer, nun sollst du in Algiers Mauern erglühen! Da durchrieselte mich das innere muthige Feuer, ich dachte an

Digitized by Google

den Tartarenschädel, und hoffte meine phrenologischen Studien an Türkenschädeln zu erneuen und mit brennendem Haß dir erlittene Schmach an Türkenköpfen zu rächen.

Im Fluge ging es nach Paris, von dort in Eilr zur Flotte. Bourmont empfing gar freundlich meinen Gebieter und bald erblickten wir die Küsten von Algier. Geographie kannst Du von mir nicht verlangen, darum ergreife die Karte und lies die Berichte des Feldzugs.

Kanonendonner belebte eines Tages die muthigen Truppen und Bresche war geschossen, als mit feurigem Muthe, den Säbel in der Faust und mich im Munde, mein tapferer Besitzer an der Spitze der Colonnen zum Sturme dahin flog. Bald war die Bresche nach blutigem Kampfe erstürmt. Manchem gekrönten Turban hatte die deutsche Klinge den Schädel gespalten und auch mir war in der Hitze des Kampfes die Gelegenheit nicht entgangen, mein Mündchen zu kühlen! und — wie von der Casauba die französische Fahne herabwehte — erglühte in den Räumen derselben der echtgöttingsche Pfeifenkopf — von erobertem Tabak!

Sag' mir, theurer Leser, kann je ein deutscher Holzkopf einen größern Ruhm erlangen? Und würdest Du dem, in stiller Bescheidenheit jetzt am einsamen Schreibtisch ruhig Erglühenden, dessen mannichfaltige Begebenheiten die flüchtige Feder Dir nur skizzenhaft vorlege, es wohl ansehen, welche Geheimnisse sein beennender Busen verschließt?

Mögen sie vor der Hand ruhen. Kürzlich bemerke ich nur noch, daß mich bei unserer Rückkehr mein tapferer Besitzer einem früheren Zeltbruder verehrte. Mit demselben schaue ich jetzt vom freundlichen Stübchen herab auf eine paradiesische Gegend und erwarte ruhig mit ihm, dem alten Bekannten, ob es dem Geschicke gefällt, uns zu neuen Thaten zu berufen.

Leb' wohl, freundlicher Leser, vergib mir die kleine Eitelkeit, mich bemerkbar zu machen, es ist ja der Drang des Jahrhunderts! — Sieh mit Nachsicht auf meinen ungeübten hölzernen Vortrag, denn selbst Göttingens hohe Cultur ist nicht immer im Stande, eines Holzkopfs störrische Constitution zu besiegen.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Maskenscherze. Dumas. Pauline Garcia.]

Die Maskenbälle hier sind diesmal noch belebter und aufgeregter als sonst, obschon nicht sehr elegant. Geotest sind wohl die Masken, aber nicht brillant, da man hier die Diebe fürchtet. Man erzählte mir folgenden Auftritt, der in dem Theater de la Renaissance vorfiel. Eine Maske ging vor einem Manne vorbei. Da steht ein Mann, sagte sie, der mir schon manche unangenehme Nacht verursachte. Waren Sie etwa mein Krankenwärter? fragte dieser. Nein, aber ihre Maitresse, und sie lieben die Pferde mehr als die Frauen. — Ich bitte um Verzeihung, ich liebe die Frauen aber ich achte die Pferde mehr. Pauf! eine Ohrfeige und die Maske ab. Du hast sie wohl verdient, sagte sie. Es war seine Frau. Noch sechs solche Weiber, sagt die Revue de Paris, haben so ihre Männer mystifizirt. Ueberhaupt werden hier viele Streiche auf den Maskenbällen ausgeführt. Wenn der Galopp, mit hundert Musikern und funfzig Trommeln geschlagen, angeht, so denkt man wirklich an das wilde Heer im Freischütz. Eine Maske springt auf die andere, reißt eine dritte mit sich und so geht der ganze Saal im Galopp herum, ohne daß man sich ausschließen kann. Es ist ein sich bewegender lebendiger Zirkel. Merkwürdig blieb es mir, daß man hier doch nicht so oft getreten wird, wie in Deutschland, trotz dieses wilden Pöbels. Que voulez-vous? il faut profiter de sa jeunesse! ist das Losungswort hier.

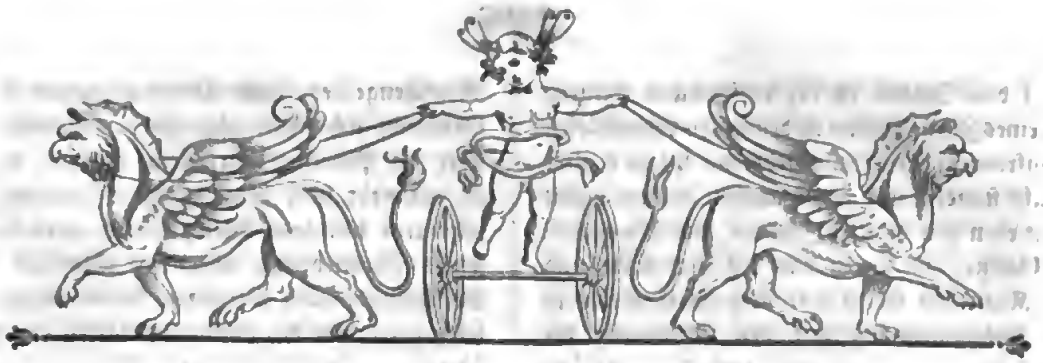
Alexander Dumas hat seine Geliebte geheirathet. Das ist eine bedeutende Neuigkeit, doch muß man noch fragen welche? Ida, die Strasburgerin ist's. Es ist leichter, sich eine Geliebte zu verschaffen, als sie loszuwerden, und leichter ist es noch hier, eine Frau als eine Geliebte zu verlassen. Böswillige behaupten, dies letztere sei die Ursache, doch dies mag der Zukunft hingestellt sein. Merkwürdig bleibt es immer, da es Niemand glaubt.

Auch Pauline Garcia heirathet, und zwar den Director des Theatre italien, der seine Dimission einreichte, Herrn Viardot. George Sand schrieb neulich einen bedeutenden Artikel über dieses Mädchen, das die schönsten Hoffnungen gibt, nicht als Sängerin, sondern als Componistin. Alle Kenner bestätigen dies, in jedem Falle ist sie eine Erscheinung in vielfacher Hinsicht, ich denke Ihnen nächstens etwas umständlicher über sie berichten zu können. Dem Theater selbst jedoch droht Untergang und Auflösung, die Kammer will keine Subvention einer fremden Kunst mehr gewähren. Gegen dies falsche System schrieb nun Sand mit all ihrer Kraft, indem sie sehr naiv bewies, daß es gar keine eigentliche französische Musik gibt, und daß Paris nur da ist, um die großen Künstler aller Länder an sich zu ziehen, so wie es die Ideen aller großen Männer aller Länder in Ausführung zu bringen sucht. Dennoch fürchte ich, ihre Bemühung scheitert an dem Nationalgefühl der Franzosen. Was werden da die deutschen Uebersetzer dazu sagen? Das ist doch nicht einmal Musik, il s'en faut de beaucoup. —

Alphonse Karr giebt ein laufendes Buch „die Wespen" heraus, das vielen Absatz findet. Ich werde Ihnen mit Muße darüber berichten, denn Karr hatt Gedanken und Witz mehr als so viele Andere, die bekannter sind. Seine Eltern sind Deutsche. A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 52. — den 13. März 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geisterseher in unseren Tagen.

(Fortsetzung.)

Es gibt ganze Landstriche, wo dergleichen Geistesformation füe die voeherrschende gelten kann, und Würtemberg steht unter solchen Landstrichen oben an. Das Land ist protestantisch! hör' ich einwenden. Um so mehr, mein' ich, hat es in Pietismus oder in krankhafter Ausgeburt des Gemüthslebens sich ein Genüge zu thun, um nachzuholen, wo das Dogma und der Ritus seines Kirchenthums diesem Geiüste der menschlichen Seele nicht nachhilft, hinter ihm zurückblieb oder ihm vorauseilte. Es versteht sich, daß auch die äußere Physis dieser Landschaft, die äußere Physis dieser Individuen ganz und gar diesem Habitus ihres Geistes entspricht. Es sind jene robusten, hartgefügten, schwerleibigen, untetfrzten Körper, in denen sich das Gemüthsleben so schweigerisch festsetzt, daß es alle lichte Seiten des leichtsinnig offenen Kopfes, alle Talente des sanguinischen Tempeeaments überwuchert. Solche Zustände nun sind durch Krankheit und durch Ekstase zum Extrem zu beingen. Und in solchem Extrem tritt die menschliche Natur ganz und gar zurück in die planetarische Versunkenheit, wo nicht sie selbst, sondern die Elementarkräfte der Natue in ihr rege werden; mit Aufhebung aller Existenz des Selbstwillens teitt eine Reaction ein, die das menschliche Dasein zum Fötalleben zurückdeängt. Hier werden dann alle tellurischen Beziehungen in gesteigerter Kraft fühlbar, der Zusammenhang mit den Elementen überwächst von neuem den vom Selbstbewußtsein abgelenkten Geist, alle seine Sinne, alle seine Fühlfäden reichen rückwärts in den geheimen Schooß, der ihn gebar, seine Empfindungen reißen sich los vom Zusammengehören mit seinem Ich, und haben ihre Existenz in den tellurischen Veränderungen, in den atmosphärischen und planetarischen Eindrücken der bewußtlos gährenden Natue. Und in dem so zurückgestauchten Seelenleben beginnen dann jene Phänomene, die dem wachen Verstande Hohn zu sprechen scheinen, die Erscheinungen des Magnetismus, das Vorempfinden von Zuständen, die dee wachen Person des Fühlenden fern, aber seinem aufgelösten Empfinden näher stehen, jenes Hellsehen, das vielmehr nur ein Dunkelfühlen ist, ein halb bewußtes Zurücktreten in die Stoffe und Bedingungen, die den Fötus nähren und gestalten. Was der Anachoret in der Wüste durch die Beschaulichkeit seines harrenden Geistes, durch die Abstinenz von allem leiblichen Proceß, durch die Inbrunst seiner fixirten Seelenkräfte erreichte, die sinnliche Erscheinung der heißersehnten, qualvoll erflehten Gestalt, das ist in unseren Tageu, da die Ekstase, die Heiligung und Purifeirung der sinnlichen Wünsche fehlt, nur Produet dee Krankheit, Symptom der gestörten Harmonie in leiblicher und geistiger Existenz. Geläugnet werde dies so wenig wie jenes, erst dann wird der Nachweis möglich, wie weit diese nächtliche Function der menschlichen Seele reicht, wie weit für das zur Einzelnheit berufene menschliche Wesen der Zusammenhang mit dem Naturleben wiederaufzufinden und nachzuempfinden ist.

Digitized by Google

Schon mit dem Schlafe ist der persönlichen Existenz die Nöthigung eines Zurücktretens in den stillen bewußtlosen Schooß des unfreiwilligen Lebens geboten. Plato's alter Satz, im Schlafe ständen wir der Wahrheit näher, meint unter Wahrheit eben den dunklen Instinct, das bewußtlose Fühlen jener Gesetze, in denen das All sich trägt und hält. Durch Krankheit treten wir noch weit mehr in den geheimen Zusammenhang mit den Elementen der Natur. Die Rapporte, in die wir uns dann versetzt fühlen, greifen tiefer und leiser in die tellurischen und kosmischen Bedingungen des Existirens, als die helle, sich selbst erfassende Verstandeskraft es will und kann. Wir sind in Krankheiten, die uns der Gränze zwischen Sein und Nichtsein zuführen, in die Urstoffe des allgemeinen Daseins zurückgeworfen, fühlen die Gewalten der Elemente in uns mächtig, existiren nicht als Ich, sondern als allgemeine Möglichkeit, in alle elementare Bedingungen zurückgetaucht, die der Menschheit, dem Geschlecht, zum Grunde liegen. Das allgemeine kosmische Leben äußert sich in Beziehungen von Gegensätzen, im schwebenden Verhältniß anziehender und abstoßender Kräfte, in Spannung polarer Gewalten. Dieses Weben im All der Natur, dies Sichfliehen und Sichsuchen der Stoffe und Kräfte nennen wir Magnetismus, Elektricität. Durch Krankheit oder Ekstase verfällt die Seele an diese Mächte, und weil dieser Zustand ein Zurückversetzen ist aus dem wachen Selbstbewußtsein des Geistes in die Nacht der Bewußtlosigkeit der Natur, so reflectirt die halb willenlos hingegebene Seele die Eindrücke, die sie jetzt empfängt, drängt sie mit den Figurationen zusammen, die sie aus dem wachen Erdenleben mit herübernahm, und ruft aus der Dämmerung, die weit über die Existenz des Einzelwesens hinübergreift, jenes prophetische Wissen in sich auf, das uns wie vom Lande jenseits klingt, jene Gestalten, die, mit alten Begriffen versetzt, uns Hoffnung machen, vom Reich der seligen Geister etwas zu vernehmen, und die Pforten der Ewigkeit durch sie erschlossen zu sehen. Hier nun sind wir, mit diesem Spenge, schon mitten in der Täuschung. Was wir Prophetie nennen, ist nichts als sympathetisches Wissen von den Grundbedingungen der Existenz, was wir Geister nennen, sind nichts als Naturdünste, personificirte Parasiten, die an unserer Seele nagen, wir dem nervösen Fieberkranken bekanntlich die Krankheit selbst zur Person, zum Gespenst wird, mit dem er im Gefühl eines doppelten Daseins ringt. Nicht aus dem Geiste also stammen jene Gestalten, sondern aus der Natur und ihren Kräften, nicht über das Jenseits, nicht über die Geheimnisse des Menschengeistes, nicht über dir großen Fragen, die sein Geschlecht sich stellt, nicht über moralische Zukunft, nicht über die Processe, denen sein Geschick noch unterworfen ist, vielmehr über den physischen Zusammenhang der Einzelcreatur mit dem Weltzustande, über die Bedingungen seines Fötallebens, über das Wachsen und Gedeihen, Verkümmern und Verzerren seines Naturells in der Abhängigkeit von den Elementarkräften der Schöpfung, hierüber hole man Weisheit von Somnambulen und magnetisch Träumenden. Magnetisiren ist eben nichts als ein Zurückdrängen des fertig gegliederten und seiner selbst bewußten Geistes in die Fötalzustände seiner vorpersönlichen Existenz, aus welcher er dann mit der plastisirenden Gemüthskraft der Phantasie jene Gestalten und Traumgeburten erzeugt, die für ihn und für jedes, durch Krankheit oder Ekstase gleich sehr verzückte Gemüth reelle Erscheinungen sind. Wir würden sie gern für Propheten, für weisheitsvolle Auguren der menschlichen Dinge begrüßen, wäre ihre Offenbarungsfähigkeit besser als bisher geschrben ist gepflegt. Verschlossene Afterklugheit ist eben so unfähig, als die Schwärmerei der dumpfen Benommenheit, solche Patienten zu beobachten. Man soll nicht Mißbrauch mit ihnen treiben, man soll sie für klugglückliche halten, aber zum Besten des allgemeinen Wissens sollte man sich ihrer mehr bemächtigen, damit die Kunde, die uns hier vorbehalten bleibt, erschöpft werde. Daß sie uns nichts von Gott und seinen Wahrheiten zu offenbaren haben, das sagt' ich schon, das wissen wir schon; aber vom Zusammenhange unseres Seelenlebens mit den Stoffen der Natur, von der Macht, die Beide über einander üben, von der Kraft des freien, energischen Willens über die Materie, von der Rückwirkung der Materie auf die Seele, hierüber wären mehr Offenbarungen zu gewärtigen, falls die Rationalisten unter den Aerzten nicht so verstockt wären gegen die Aeußerungen der unbewußten Welt, und die Kunst sich zu eigen machten, ohne Stolz und Arroganz, mit Demuth und Huldigung ihr Ohr an dir allerdings unklar verbauten, aber doch immer erschlossenen Kanäle zu legen, aus denen uns, wie mitten aus dem Chaos der vorweltlichen Schöpfung, seltsame Kunde tönt. Die rationalistischen Aerzte sind so superklug, die Mystiker unter den Medicinern so superunklug, befangen und betäubt, daß man in der That nicht weiß, wo man sich die rechten Priester erlesen soll, welche die erdgebornen Dämpfe, die einer Pythia zu Kopfe steigen, zu druten oder auch nur zu destilliren wüßten. Oder soll es uns mit dieser Weisheit aus der Herzgrube vielleicht eben so ergehen,

Digitized by Google

wie mit den Geheimnissen der Freimaurerei, von welchen die Nichteingeweihten nichts sagen können, die Eingeweihten aber nichts zu sagen wissen? Keineswegs, es gibt Geheimnisse, die uns die Seelgeister zu verrathen haben, es gibt Naturkräfte, die so magisch auf die Seele wirken, so sehr Bedingung unseres Existirens sind, daß wir sie uns, wie Faust, personificirt wünschen müssen, um unsern Fragen Stand zu halten. Genius und Engel sind es nicht, über uns selbst hinaus führen sie uns nicht, vielmehr nur hinter uns zurück in den Schooß des natürlichen Werdens. Da liegen wir denn noch einmal als Fötus unter dem Herzen der Mutter, fühlen im Traume uns gelöst von der Schranke örtlicher Vereinzelung, fühlen uns als Fieberkranke dem Moment der Auflösung unsres Einzelwesens nahegerückt, uns zum Fluidum eines ätherisch freien Raumlebens befähigt, und wittern in all diesen Zuständen mit unendlich feinen Nervenfäden das Ineinanderweben der planetarischen und tellurischen Lebensmächte.

Von Eschenmayer ist nichts mehr zu hoffen; wer den Veitstanz hat, kann den Vitstanz nicht kuriren, er fühlt die Nöthigung zur tollen Beweglichkeit der Glieder, weiß aber vom Centrum nichts, kennt nur die Peripherien. Eschenmayer sucht nach den Ausdünstungen krankhaft besessener Gehirne Himmel und Hölle, Engel und Teufel zu systematisiren, statt die Erddämpfe, die elektrischen Gase und mephitischen Luftessenzen, die den armen kranken Menschengeist berücken, in Classen und in lichte Ordnung zu bringen.

Justinus Kerner ist ebenfalls zu sehr Mitpatient, um die Geister, die er heraufruft, auch bannen, das heißt begreifen zu können. Der Geist hat hier aber nicht die Natur bezwungen, vielmehr die Natur den Geist. Was von Besonnenheit und verständigem Bewußtsein in Kerner übrig, hält sich ganz apart, unberührt vom Processe seiner Studien des Nachtgebietes der Seele, und ist im Stande, über den Spuk zu lächeln, der sich als Factum nicht läugnen läßt. Diesem verdächtigen Lächeln über die eigene Phantastik kann man auch sonst wo begegnen, an gewissen Orten, bei Personen, wo das Doppeltfühlen der eignen Natur stereotyp geworden ist und die Verwilderungen des Gemüths mit lichten Augenblicken des Verstandes wechseln. Kerner zeigte von Kindheit an eine Befähigung zum dumpfen unentschlossenen Traumleben, in welchem das Gemüth alle activen Eigenschaften der Seele überwächst, eine Befähigung, wie ich sie oben als Bedingung zur Geisterschau stellte, jene weibliche Empfangenslust, ohne Trieb, hinauszutreten, um ein fremdes Object zu erfassen, jene Versunkenheit, welche Eindrücke duldet und sie gleichsam nachkäuend in sich langsam verarbeitet. Wir wissen, was Strauß, was Varnhagen über ihn äußerten; in einer kleinen Schrift über den Dämonenglauben vom Dr. H. Kiencke, die sich auf Duttenhofer zu stützen scheint (Leipzig, Kollmann), finden wir die einzeln bekannt gewordenen Züge über Kerner zusammengetragen, die sein Naturell bestimmen. Zu dem innerlich träumerischen Charakter, der sanftern Gutmüthigkeit, dem moralisch ungetrübten Frieden seiner Natur, gesellte sich früh schon eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Fremdartiges. Wie die ganze Atmosphäre dort mit Stoffen angefüllt ist, die den Wunderglauben fördern, so kann die Geschichte seines Werdens schon mit seiner Mutter beginnen. Diese, eine fromme würtembergische Natur, die sich durch Naivität und stilles Gefühl äußerte, neigte ebenfalls zum Seltsamen. Sie hatte einmal am Ufer eines Flusses einen Schreck, als sie in ihrem Innern die Lebensregung ihres künftigen Sohnes empfand, und in der Zeit ihres Muttergefühls beängstigte sie der Gedanke, ihr Kind werde Fischgestalt an sich haben. Auch später hat sie nicht selten den erwachsenen Sohn befühlt, in ängstlicher Anwandlung, die Fischschuppen würden nachträglich zum Vorschein kommen. Bemerkenswerth ist seine Aeußerung an Varnhagen, der mit ihm studirte. Es sei so wenig Freude in der Welt, war sein Wort, daß man nur eben Etwas, gleichviel was, thun müsse, damit die Zeit und somit das ganze Leben verstreiche. So von eigentlichem Schmerz oder von Freude nicht hinausgetrieben in die Welt, warf sich die Regung activer Empfindungen schon früh bei ihm auf den stillen, trägen Hintergrund der Seele zurück. Die magnetischen Pendelschwingungen des Ritters Campetti führten ihn zuerst darauf, seine magnetische Kraft mit einem Ringe, der am seidenen Faden schwebt, auf die bekannte Art zu prüfen. Ein vorherrschender Zug in seinem körperlichen Verhalten war sein stundenlanges Liegen oder Anlehnen, träumerisch seinen Gedanken nachhängend, bis er plötzlich mit Zeichen von Epilepsie aufsprang, vor der Gestalt, zu der sein dumpfes Brüten sich nebelhaft zusammenthat, erschreckend. Auf das täuschendste ahmte er Wahnsinnige nach, Anfangs scherzhaft, allmälig aber von der eigenen Phantasie beherrscht und erschreckend über den spaßhaft begonnenen Ernst seiner Darstellung. Merkwürdig war bei ihm auch die Fähigkeit, den Pulsschlag seines Herzens nach Willkür zu beflügeln oder zu lähmen. Mit all diesen Zeichen wäre im Mittelalter er vorherrschend religiöser Ekstase und

Digitized by Google

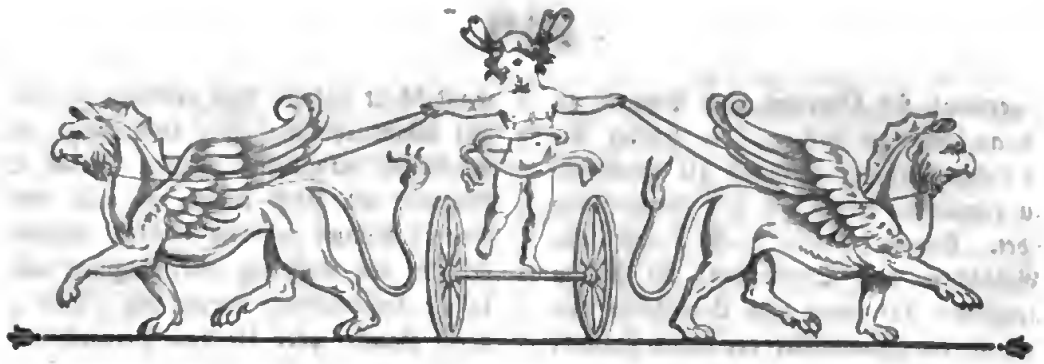
Fixirung des Gedankens auf eine liebgewonnene Idee oder Gestalt, bereits der Heilige fertig gewesen. (D. B. f.)

Otto der Dritte auf der leipziger Bühne.

Am 9. März gab man Mosen's Otto, zum Besten des Pensionsfonds, bei gedrängt vollem Hause. Der Dichter, welcher der Aufführung beiwohnte, und drei von den Darstellern wurden gerufen, jener dreimal, unter jubelndem Zuruf. Man sieht, daß das Interesse für das Drama in höherem Styl sich lebendig anschürt, hat man nur erst die Massen beisammen. Daß dies nicht alle acht Tage ein Paar Mal geschieht, daß sich das Interesse für das Drama nur ausnahmsweise wie zu einer Festivität äußert, ist leider noch ein Factum. Wer diese Flammen fortgesetzt anzuschüren wüßte, hätte das unläugbarste Verdienst um seine Nation. Die Darsteller finden sich nur durch dauernde Uebung wieder auf dem Kothurn zurecht, das Publicum erhält erst durch Uebung wieder Geschmack, Takt und Kritik. So lange Hr. Wollrabe als ein genügender Repräsentant dessen, was der Dichter mit seinem Otto wollte, anerkannt und bestätigt wird, so lange kann man nicht sagen, daß ein Publicum da sei, das die Kunst befördere. Ein Publicum aber ist zweimal die allererste Bedingung zur Wiederbelebung des nationalen Dramas. Erstlich, daß es überhaupt da ist und vom Interesse zusammengetrieben wird; dann, daß seine Aufregung nicht fieberartig ist, nicht gleich dem bewußtlosen See, „der sein Opfer teilt". Die übrigen Darsteller waren löblich, Madame Dessoir (Stephanie) und Hr. Baudius (Taraglio) führten ihre bedeutenden Partien vortrefflich aus. Stephanie repräsentirt das Weib Italiens, das vom Schmerz um den gemordeten Gatten rasch überspringt zum Gefühl einer heißen Liebe für den Mörder, und als dieser sich ihren Armen entwindet, eben so convulsivisch wieder Liebe in Haß verwandelt. Taraglia repräsentirt den heuchlerischen ränkevollen Italiener, während Crescentius, der Consul Roms (Hr. Reger), die alte Republik personificirt, die weder die Träume der Gattin, noch den schlauen Rath Taraglia's, noch den Hunger des Volks gegen die Starrheit ihrer Freiheitslust in Anschlag bringt und ungebeugt, mit einem prophetischen Fluche, in sich zerbricht. Mit diesen drei Rollen, die Gestalt des Kaisers nicht gerechnet, wird den Schauspielern die Möglichkeit zu außerordentlichen Leistungen in die Hand gegeben. Seydelmann sprach einmal den Wunsch aus, die dramatische Production möchte mit Beseitigung der lyrischen Ausmalerei, mit Vermeidung der reflexiösen Declamation, sich begnügen, Grundlinien zu geben, die dem Talent des Schauspielers zur Ausfüllung und Vollendung überlassen bleiben. In Mosen's Drama wird dergleichen geboten, Mosen charakterisirt seine Gestalten mit Epigrammen, die kaustische Sprache seiner satyrisch-politischen Lyrik ist auch in seine Dramen übergegangen, ohne in die Antithesenjagd zu verfallen, welche die Nachahmer der Shakspeare'schen Diction für das einzige Mittel halten, um die lyrischen Auswüchse zu hintertreiben. Mosen gibt dem Schauspieler schwierige, aber zugleich auch wichtige, dankbare Aufgaben in die Hand, indem er den denkenden Menschen, den Menschen unseres Jahrhunderts, nicht den Zögling dieser oder jener ästhetischen Kunstrichtung, im Darsteller aufruft und in Anspruch nimmt. In jeder Rolle gibt Mosen den Vertreter eines Princips, den Träger eines Gedankens, wie ihn die Weltgeschichte, oder vielmehr das Bewußtsein unserer Tage über sie, hervorgerufen. Man hat gesagt, die Regeneration unserer Bühne müsse durchaus sich an Shakspeare anlehnen. Mosen steht der Shakspeare'schen Production durchaus fern. Die Shakspeare'sche Dichtung gibt uns Menschen, die ihre Zustände vor uns ein- und ausleben; daß weltbistorische Gedanken mit ihnen ins Leben treten und in ihren Gegensätzen sich erfassen und bekämpfen, davon weiß die Naivität der Shakspeare'schen Heroen nichts. Mosen's Gestalten haben das Eigenthümliche, ihren Platz in der Weltgeschichte genau zu wissen, zugleich aber hat sein Heroenthum doch wieder die Naivität, dies Wissen mit einem schmetternden Epigramme zum idealen Ausspruch zu bringen. In Otto dem Dritten handelt es sich nicht speciell um diesen dritten Otto, nicht um sein persönliches Werden, seine persönlichen Anläufe, nach Rom zu ziehen, um in den Mittelpunct der Welt zu treten; das hieße Shakspearisch charakterisiren. Es handelt sich hier um den deutschen Kaiser im Allgemeinen, um die historischen Motive der Römerzüge überhaupt, es handelt sich ferner um den Conflict zweier Nationalitäten, die sich offen und geheim die Stirn bieten, um die Ideen, die der Wendepunct des Jahrhunderts heraufruft. In diesen Angeln hängt das Mosen'sche Drama. Man begreift, daß dazu Schauspieler gehören, die in der Schiller'schen Tragödie erzogen und gereift sind. Nicht selten streift diese Art der Productien an telegraphische Vermittlung des Gedankens, z. B. wenn Otto ins Thor von Rom eintritt und das Bewußtsein von der Idee des Kaiserthums mit den Worten beginnt: Ich bin der Atlas dieser Welt ꝛc. Mit Schauspielern aber, welche die großartige Einfalt dieses Heroenthums wiederzugeben, den Schwung dieser idealen Abstraction zu unterstützen wissen, würden sich mächtige Wirkungen im Sinne unserer Zeit erreichen lassen, da Mosen bei dem Conflict der Principe, die seine Werkzeuge als Thema durchrechten, stets mit der Kraft des Epigrammes eingreift. Das glänzendste Product dieser dramatischen Production ist immer sein Rienzi, der das Schauspiel gibt, wie die Republik siegt, triumphirt und im Drange des Geschicks als Despotismus untergeht. Diese großartige tragische Monographie gibt uns Mosen's Stück; ein Schauspieler, der die Kraft des Geistes hätte, die ganze Größe, den ganzen Tiefsinn dieses Gedankenganges zu erfassen und zur Person zu gestalten, müßte als Rienzi riesenhafte Wirkung machen. Rienzi ist jedenfalls Mosen's bedeutendste dramatische Gestalt, sie ist überhaupt das Bedeutendste, was sich in dieser Sphäre der Production zum Ausspruch bringen läßt. Daß dies Drama im Druck ziemlich spurlos vorüberging, daß es nirgends zur Aufführung kam, beweist nur die Anticipation des Products, beleyt nur den Satz, daß die Zeit, wo das Theater Tribüne des Zeitalters werden muß und wird, noch nicht erschienen ist. Man ehre in Mosen einen edlen, einen großartigen Vorläufer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 53. — den 14. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geisterseher in unseren Tagen.

(Beschluß.)

In unseren Tagen ist der Patient fertig, mit derselben Befähigung, die Kerner als Arzt an seiner Seherin von Prevorst entwickelte. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, was Varnhagen erzählt, die Lectüre Jung Stilling's in späten Abendstunden, die Gespensterfurcht, die er sich aus Cazotte's frommen Vorgefühlen sog, ferner das erste Ausbrechen jenes Processes, wo die schwüle Krankheit des Gehirns und die dumpfe Schwere des Nervenlebens zum ersten Male bei ihm Gestalt gewann. Es war um die Weihnachtszeit, als Kerner mit einem Freunde bei Licht in der Stube saß und gedankenlos auf der Guitarre spielte. Plötzlich fühlte er sich in einen noch nie empfundenen, beklommenen Zustand versetzt, als drücke ihn eine Last nieder, und er sah, daß der Freund bleich über ihn hin an die Wand starrte und mit lautem Schrei aus dem Zimmer stürzte. Kerner hatte eine Weile ohne Bewußtsein gelegen, als er auf die nächste Straße lief und erst nach einer Stunde zurückkehrte, um zu schlafen. Am andern Tage behauptete der Freund, es sei ihm gewesen, als habe er über Kerner eine undeutliche Gestalt gesehen, und Kerner äußerte ihm mit Entsetzen, daß ihm plötzlich unsäglich wehe und kalt geworden, und daß er durch den höchsten Grad dieses Gefühles bewußtlos niedergeworfen sei, obgleich er keine Ursache aufzufinden wußte. Diese Ursache gab sich aber sehr bald kund. Es war eine beginnende Krankheit, die auf Kerner's vorausfühlende, ihren Beziehungen zum tellurischen Leben nahestehende Seele den heftigsten Eindruck gemacht hatte, und durch deren plötzliche Gewalt der phantastische, erschrockene Freund zu subjectiven Sinneswahrnehmungen bestimmt wurde. Kerner erkrankte am folgenden Tage am nervösen Fieber mit Zufällen vom Veitstanz.

In der ganzen Gespensterercheinungslehre ist wohl diese Erfahrung die wichtigste, daß es für die krankhaft ergriffene Seele Momente gibt, wo sie die Krankheit selbst als eine zweite Person erblickt, welche am eigenen Selbst parasitisch nagt, oder ihr bei gesteigertem Falle als entschiedene Gestalt in menschlicher oder thierischer Formation feindlich entgegentritt und mit ihr ringt, siegreich oder vergeblich. Weiß man diesen Zustand eines nervösen Doppellebens festzuhalten, so daß das Bewußtsein in dieser Sonderung nach einem Hüben und Drüben gespalten bleibt, und mit zwiefacher Zunge als Frage und Antwort Rede steht, so haben wir schon in bester Form ein Hellsehen, wie sie's nennen, oder vielmehr ein zwiefaches Dunkelfühlen, wie man weit besser diese Auflösung des bewußten Einzellebens nennen sollte. Daß dann bei dieser Halbirung des Ichs die eine Hälfte in einer zweiten Natur, welche magnetische Attraction entwickelt, sich fühlt und findet, ist ein ganz leiser Schritt weiter, der ohne Sprung thunlich ist. Denn ich setze als allgemeine Annahme voraus, daß in gesteigerten Nervenkrankheitsfällen, in Momenten, wo eine Lösung von Leib und Geist hereinzubrechen droht, die Seele gar

Digitized by Google

wohl die Kraft gewinnt, sich körperlos nach Puncten zu versetzen und sich an ihnen zu äußern, die zeitlich wie räumlich so fern stehen, daß der Verstand die Kluft dazwischen nicht zu vermitteln weiß, und jede Vermittlung unbegreiflich findet. Hieran zweifeln, hieße stumpf sein. Jene tausend Geschichten von Sterbenden, die sich im Augenblick schmerzhafter Trennung vom Erdenleben und vom Körperdasein in die Atmosphäre der fernen Freunde drängen, um sich ihnen irgendwie in Liebe zu bethätigen, sind der Möglichkeit nach, meines Bedünkens, alle wahr. Daß man die Art und Weise, wie sich der arme, irre Geist bekundet, trivial und lächerlich findet, hebt das Factum nicht auf. Die schmerzlich ringende Seele hat nicht die volle Gewalt, sich irgendwie im körperlichen Dasein zur wirklichen Erscheinung zu bringen; obschon der Wille mächtig, so ist die Kraft doch schwach, das Mittel unbeholfen, die äußere Bethätigung bleibt unvollkommen. Die Manier, sich äußerlich zu offenbaren, wird aber nur die im Körperleben gewohnte sein, also ein Thüröffnen, ein Aufsprengen der Klinke, ein Rauschen wie mit dem Gewand am Boden hin; es ist der Schatten nur vom Schatten wirklicher Bethätigung, ein Hauch der gepreßten Seele, ein plötzliches Vorüberhuschen des Blicks und der Gesichtsbildung; zu Weiterem bringt es nicht mehr die Ohnmacht des armen Geistes, der Abschied nimmt von einer liebgewonnenen Gestalt, und sich noch an sie drängt mit dem letzten Athemzug des sehnsüchtigen Wunsches. Von Jenseits kommt der Geist nicht, der sich so im letzten Losreißen vom Schauplatz der Erde auf irgend einer Lieblingsstelle seines Daseins noch manifestirt. Von Diesseits sind alle diese Gespenster; die Kraft der Seele in solchen Momenten aber wird Niemand läugnen, sie überwindet in solchem Aufschwung Zeit, Ort, Materie in jedweder Art. Man weiß, daß die Verzweiflung Riesenstärke verleiht, daß Wahnsinnige, selbst zarte Frauennaturen in solcher Behaftung, eine zehnfache Muskelkraft entwickeln, und so entfaltet die Seele auch im Moment des Todes eine flügelschnelle Zaubermacht.

Von Jenseits aber stammen weder die Gesichte, die ein solcher dämonisch gesteigerter Moment des unfreien, oder krankhaften Seelenlebens hervorruft, noch auch die Töne und die Gerüche, die man als Einwirkung nervöser Verzückung hört und schmeckt. Sowohl die seltsam klingenden Töne, als die elektrischen Gerüche in solchen Anwandlungen, sonst mit nichts in der Wirklichkeit vergleichbar, sollen doch durchaus mit Empfindungen, welche uns in Nervenkrankheiten befallen, die allergenaueste Verwandtschaft haben. Auf gestörtes Seelenleben also geht alle Wahrnehmung, aller Geisterspuk, alle Gewalt übermenschlich entwickelter Kräfte. Was Eschenmayer von Himmel und Hölle docirt, ist auch nicht von Jenseits, sondern stammt aus dem Gebiet orthodoxer alter Weiber, die den Kaffeesatz alter Dogmen mit hinübernehmen in die somnambule Verzückung. Und wenn die Seherin Hauffe, oder die von Prevorst, in gewissen Versarten redete, die man für den modischen Rhythmus in der Umgangssprache unter den Seeligen nahm, so irrte sich der gute Magnetiseur; dies war das Versmaß seiner eigenen Muse, das die Verzückte in dem fortwährenden Verkehr mit seiner Natur von ihm selber überkommen. Wie weit die gegenseitige magische Einwirkung zweier durch Liebe oder Haß mit einander in Rapport stehenden Personen auch schon im gewöhnlichen Leben reicht, darauf hat man nie genug geachtet, um eine Theorie über die Macht zweier durch dauernde Leidenschaft stetig zusammengehöriger Gemüther geben zu können. Auch wird die Wahrnehmung wie die Einwirkung selbst immerfort durch das stete Durcheinander im Leben der Gewöhnlichkeit geübt und gekreuzt. Daß aber die Macht des entschlossenen Willens, so wie die Macht des Instinctes — und beide Kräfte werden in Leidenschaft gleich stark entfesselt und gesteigert — bis über jene Gränzen hinüberreichen können, mit denen wir das Bereich der Natürlichkeit und das Gebiet unverstandener Zauberei von einander zu scheiden meinen, das leidet auf keine Weise Zweifel, kann auch nur von der Dumpfheit geläugnet werden, der freilich jede Seelenregung, jede freie That des nervösen Menschen ein Räthsel bleibt. Auch auf den Umgang mit Thieren, fast mit leblosen Dingen erstrecken sich die Einwirkungen unseres Naturells. Was Jahre lang in unseren Dunstkreis getaucht ist, nimmt von unserer Persönlichkeit an, je nachdem es selbst die Fähigkeit besitzt, mehr zu sein als todte Masse, und lebendig zu wachsen, sich zu entwickeln und auch seinerseits in unser Dasein einzugreifen. Die tausend Fälle, die man von der scharfen Witterungsgabe der Hunde, der Pferde weiß, mag ich weder nacherzählen noch verbürgen, aber die Möglichkeit solcher Sympathien kann nur läugnen, wer allen Zusammenhang zwischen Natur und Seele läugnet und dem Geist die Begabung abspricht, durch die andauernde Kraft des entschiedenen Willens auf die Materie zu wirken.

Zu läugnen ist hier, nach meinem Bedünken, nichts als die falsche Consequenz vom Hereinreichen einer Geisterwelt in unser Erdenleben, da vielmehr alles, auch das

Verschiedenartigste, in diesen Begegnissen sich nur als eine Kraftäußerung unseres eigenen Lebenskreises, oder als eine Rückwirkung aus vergangenen Zuständen ergibt. Schon die Annahme eines solchen hergebrachten Geisterreiches mit dem Zweikammersystem von Himmel und Hölle ist sinnlich eng und widerlich. Für die Dämonologen in Würtemberg gibt es aber noch ein Zwischenreich für die weder absolut Guten, noch absolut Bösen, wobei die weisen Geisterbeschwörer uns nicht sagen, wer absolut gut und absolut böse genannt werden könne, ja ob im Himmel und auf Erden eine solche Scheidewand je aufzuführen sei, da jede Seele einem Zwischenreiche hienieden verfällt, und die wunderbaren Mischungen des Menschenlebens kein Extrem von Reinheit und kein Extrem von Verworfenheit gestatten. Justinus Kerner aber spricht vom Zwischenreich als einem dritten Aufenthalt für noch unentschiedene Seelenfähigkeiten im Lande Jenseits, und Eschenmayer definirt danach den Zustand des Fegefeuers. Aus der Hölle kehrt nach Kerner's Lehre niemals eine arme Seele zurück, aus dem Himmel nur jezuweilen und ausnahmsweise, wenn das geschiedene Herz dem Menschengeschlechte noch irgendwie eine Wohlthat erweisen wolle. Das Zwischenreich der Unentschiedenheit aber ist für ihn der wahre Schooß seiner Gespenster. „Man denke sich einmal," sagt Kerner, „den vom Leibe losen Geist eines Menschen, dessen Seele im Leben selbst sich nur halbthierisch kund gab. Die Neigungen und Laster eines solchen Menschen, fällt der Leib ab, bleiben nicht im Leibe, sie bleiben in der Seele zurück, welcher der Leib gehorchen mußte, und wie wird sich dann ein solcher Geist geberden, in dem immer noch jene Neigungen und Leidenschaften leben, für welchen aber kein Leib und keine Sündenwelt existirt, die sie ausführen. Wird ein solcher Geist mit seiner Schwere nicht immer noch zur Sinnenwelt zurückstreben, wo sein Herz ist? Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz. Hat der Mensch im Leben immer nur die Welt geliebt, und in ihr seinen Schatz gesucht, dann bleibt auch nach dem Tode sein Herz an dieselbe gebunden und kann sich nicht losmachen. Aber eben dieses nicht Losmachenkönnen ist eine Pein, weil zum Genusse des Irdischen der Körper fehlt, der Genuß der höheren Glückseligkeit aber verboten ist." — An einer andern Stelle sagt er: „Zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß ist das Reich der Dämmerung, und so ist zwischen Himmel und Hölle das Zwischenreich. Wer in der Hölle ist, der steigt nicht mehr hinauf in die Welt; wer im Himmel ist, der steigt nicht mehr herab, es sei denn aus Liebe und Schutz für die Menschen. Es bleiben daher nur die Weltsüchtigen noch übrig, welche das Reich der Dämmerung füllen. Diese sind es, welche mit ihren Grundneigungen an die Erde gebannt sind und zahlreich wie ein lustiges Heerlager sie umgeben."

Auf diese Weise gibt Kerner die Anweisung, jeden Nebeldunst, der über die feuchte Wiese zieht, für eine Heerde irrender Seelen zu erklären. Von solchen Sumpfgeistern die Offenbarung der großen Geheimnisse der Weltordnung erlauschen zu wollen, ist geschmacklos und widersinnig genug. Das Heidenthum jener Griechen, welche die Kräfte der Natur für Götter hielten, steht weit höher, als der Qualm und die ölichte Lampenschwüle unserer Geisterbeschwörer, für welche recht eigentlich die Worte gelten, welche Faust aus dem Geisterreiche vernimmt:

Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!

Correspondenz.

Aus Breslau, im März.

[Musik und Theater.]

Unsere diesjährige Winteresaison hat es zu keinem rechten Glanze bringen wollen. Zwar tanzten unsere Damen noch eben so gern und viel wie sonst, man ist Schlitten gefahren, so lange der Schnee lag, und wohl noch etwas länger, und an Concerten haben wir, Gott sei Dank, oder sei es geklagt! niemals Mangel; aber es ist von allen diesen Winterlustbarkeiten nicht viel Rühmens und Redens gewesen. Ueberhaupt fehlt es unserm geselligen Leben an einem frischen Aufschwunge und Befreiung von den Fesseln spießbürgerlicher Convenienzen. Es liegt immer noch eine stockigte Atmosphäre über uns, die uns ängstigt, uns niederhält, und uns zu einer großstädtischen Freiheit des gesellschaftlichen Verkehres nicht kommen läßt. Die Breslauer trauen dem Vergnügen nicht, wenn es nicht exclusiv ist, an welchem jeder Theil nehmen kann, ohne andere Berechtigung, als die Fähigkeit, Freude zu erwecken und Freude zu genießen. Man sperrt sich daher nach Möglichkeit in Privat-Vereinen ab und beschränkt sich auf Familienkreise, wo man das Vergnügen auf Bestellung nimmt. Nur in dem Wintergarten, diesem großartigen Etablissement des Herrn Kroll, trifft man einen Zusammenfluß aller Personen und Stände, nur hier bietet sich ein Mittelpunct des geselligen Lebens dar, der immer mehr an Bedeutung gewinnt; doch scheitern auch hier die Versuche, das Publicum zu öffentlichen Bällen, wie andere große Städte sie veranstalten, anzulocken, was um so mehr zu bedauern ist, als auf den Privatbällen hier und da aristokratisches Vorurtheil im Gefolge dünkelhafter Ansprüche immer mehr zu Tage kommt. Gehen wir auf die einzelnen Erscheinungen im Gebiete der Kunst und des Lebens ein, so müssen wir wiederholen, daß es uns fürs erste minder an Concerten, als den Concerten

an Besuch fehlte, obwohl sich zum Theil sehr namhafte Virtuosen producirten, aber der Concertbesuch ist hier wie anderswo Modesache, und der Künstler, welcher nicht einen Pack gewichtiger Empfehlungsbriefe an die am meisten Ton angebenden Personen und Familien mitbringt, wird immer schlechte Geschäfte machen. In der letzten Zeit gab der schwedische Violinist J. Nagel Concerte, welche wenig besucht waren, obwohl er sich als einen glücklichen Schüler und Nachahmer des Paganini'schen Spieles, namentlich im Flageolet und in Passagen mit wechselndem Pizzicato und Bogenstreich bewährte. Gegenwärtig hält sich die junge Miß Anna Laidlaw hier auf und findet größere Theilnahme, obwohl sie minder durch Originalität in Erstaunen setzt und Bewunderung erregt, wie die Meister des Claviers: Chopin, Henselt, Thalberg u. a. — als sie durch correctes und elegantes Spiel dem Ohre schmeichelt.

Den größten musikalischen Genuß boten unstreitig die Concerte des dresdner Künstlervereins unter Leitung des Herrn Wolff, dessen Zweck es ist, anerkannt classische Werke mit möglichst vollkommener Classik zu Gehör zu bringen. Neben ihm sind zu gleichem Zwecke und mit glücklichem Erfolge thätig: der Musikverein der Studirenden, dessen Dirigent gegenwärtig Herr Lenz ist, und die von Mosevius gegründete und unter seiner Führung lebendig grünende und blühende Sing-Akademie, welche besonders ernstere Musiken cultivirt. Von letzterer wurde kürzlich Händel's großes Oratorium Josua aufgeführt, welches durch das ihm inne wohnende, wahrhaft dramatische Leben allgemein ansprach.

Das Theater blieb nach dem beendeten Gastspiele der Dem. Löwe lange Zeit verödet, und es schien, als habe das Publikum einen unüberwindlichen Degout dagegen gefaßt. Selbst Opern wie: Guido und Ginevra, der Brauer von Preston — gingen theilnahmlos vorüber, und erst Wohlbrück's Gastspiel und die Aufführung des Lortzing'schen Czaar und Zimmermann brachen das Eis der befremdlichen Gleichgültigkeit. Die letztgenannte Oper sprach so ungewöhnlich an, daß sie jedesmal, obwohl immer einen Tag um den andern gegeben, übervolle Häuser machte. Man hält sie für die beste komische Oper, welche in neuerer Zeit in Deutschland erschienen ist, ohne zu verkennen, daß die Musik von Reminiscenzen nicht frei geblieben ist. Auch wird diese Oper bei uns vortrefflich executirt, und namentlich sind die Partieen des Bürgermeisters und des Czaars bei den HH. Prawitt und Höfer in den besten Händen. Gegenwärtig ist Donizetti's Liebestrank auf das Repertoir gekommen, welcher aber, wie es scheinen will, kein großes Glück machen wird.

Hat sich sonach die Oper Bahn gebrochen, so fehlt viel, daß man von einem ähnlichen Erfolge im Schauspiel sprechen könnte, obwohl dies im Augenblicke treffliche Mittel aufweist. Herr Schöpe im Fach der Heldenväter ist sehr brav, wofür der Umstand sprechen mag, daß er in Folge eines dortigen Gastspiels — für die dresdener Hofbühne gewonnen wurde; Herr Schramm spielt Intriguants zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Herren Quien und Edemüller, ersterer als Liebhaber, letzterer als Komiker, vereinigen Fleiß und Talent, Dem. Hildebrand zeigt die feinste Tournüre und spricht durch die Eleganz ihres Spieles freundlich an; dennoch hat sich kein einziges Stück mit Erfolg auf dem Repertoir behaupten können und es bleibt zu entscheiden, ob eine ungehörige Verwendung der vorhandenen Mittel und ungeschickte Wahl der Stücke, so wie übereilte Aufführung derselben daran Schuld, oder der Sinn unseres Publikums für das Drama wirklich erstorben sei. Man hat vielen Grund sich für die letztere Annahme zu entscheiden, ohne deshalb an der Möglichkeit zu verzweifeln, jenen Sinn wieder wecken zu können, wenn es anders nur geschickt angefangen würde. (D. B. f.)

Notizen.

[Durchlauchtige Literatur und Kunst.]

Vierzehn Lieder und Balladen vom Prinzen Albert, in Musik gesetzt vom Erbprinzen Ernst, sind bei Colburn in London erschienen. In englischen Blättern ist vielleicht gar eine Kritik darüber zu erwarten. Man sieht, Literatur und Kunst grassiren jetzt beinahe an allen europäischen Höfen; am productivsten sind die, allerdings zahlreichen, deutschen Fürstenhäuser. Der erste königliche Literat war in neueren Zeiten Friedrich der Große, über dessen Sonette und Madrigale sich Kaiser Joseph nicht sehr achtungsvoll aussprach. Seitdem haben wir Dichter, Musiker, Dichterinnen, und sogar eine Bildhauerin aus erlauchtem Geblüt gehabt; nur die Maler, Schauspieler und Recensenten fehlen. An manchen Höfen ist es Sitte, daß die Prinzen in ihren Nebenstunden ein Handwerk erlernen. Es ist die Frage, ob ein Handwerk, oder eine schöne Kunst einem Prinzen besser ansteht, und was von beiden mehr frommen mag, auf den Fall, daß die Unbill unserer Zeiten ihn zu einem Prätendenten macht. —f—.

[Leiden der holländischen Bühnen.]

In Holland sollen die französischen Melodramen noch mehr als in Deutschland ihr Unwesen treiben. Wie das berliner „Magazin für Liter. des Auslandes" berichtet, kommen in Holland jährlich kaum 2 oder 3 Originalstücke auf die Bühne, und diese selbst sind plumpe Nachahmungen der pariser Vaudeville-Komik. Als der holländische Scribe wird Rupsch bezeichnet. Eines seiner beliebtesten Stücke heißt: De Gans met den Paauwenstaart, of het middel tegen de hoogmoedsdolheit! (die Gans mit dem Pfauenschweife, oder das Mittel gegen den Hochmuth.) Ganz verschollen soll das alte, echt nationale, holländische Lustspiel sein, wo es komisches Phlegma, und derben, seesalzartigen Witz gab. —f—.

[Erlaubniß zum Nachdruck.]

Wie gestatten denjenigen wiener Journalen, die gern von uns nachdrucken, ohne die Quelle zu nennen, Weill's Briefe über Wien zur gefälligen Benutzung. Auf die frankfurter Blätter und auf den berliner Figaro, der so gern unsere Notizen als eigne Artikel bringt, dehnen wir diese Erlaubniß hiermit nicht aus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3. und eine Beilage von Leopold Michelsen in Leipzig.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 14. März 1840.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Von der in meinem Verlage erscheinenden Zeitschrift:

Der evangelische Lichtfreund

hat jetzt der Druck des Zweiten Bandes 1sten Heftes begonnen. Ich beabsichtige, diesem Hefte einen literar. Anzeiger beizugeben, und erlaube mir, Ihnen denselben zur geneigten Benutzung zu empfehlen.

Jedenfalls finden Anzeigen von theolog. Literatur hier eine weite Verbreitung, da der Lichtfreund wohl in allen theolog. Lesecirkeln gehalten wird. — Die Druckkosten für solche Anzeigen werde ich aufs billigste berechnen.

Leipzig, 1. Februar 1840.

Friedr. Fleischer.

Wohlfeile Ausgaben von

Dante, Petrarca, Tasso,

in Uebersetzungen von

Kannegiesser, Förster, Streckfuss.

Eine eingetretene Concurrenz nöthigt mich, die in meinem Verlage erschienenen als ausgezeichnet anerkannten Uebersetzungen von Dante's, Petrarca's und Tasso's Meisterwerken, die sich zugleich durch schöne typographische Ausstattung auszeichnen, bedeutend im Preise zu ermäßigen:

Die göttliche Komödie des **Dante Alighieri.** Uebersetzt und erkläret von **K. L. Kannegießer.** **Dritte** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.**

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** **Zweite** veebesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.**

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Uebersetzt von **K. Streckfuß.** **Zweite** verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr.**

(Von der ersten Auflage dieser Uebersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thlr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig sind jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe

10 Theile. Taschenformat.

Mit Gellert's Portrait in Stahlstich u. einem Facsimile seiner Handschrift.

188 Bogen. Preis: 2⅔ Thaler.

Diese Ausgabe von Gellert's Werken, über deren Plan und Inhalt der Herausgeber, Herr Dr. J. L. Klee in Leipzig, in einem gehaltvollen Nachwort zum 10 Theile sich umständlich ausspricht, enthält außer den Fabeln und Erzählungen, geistlichen Liedern, vermischten Gedichten, Lustspielen, moralischen Vorlesungen und andern bekannten Schriften G's, auch eine kleine Sammlung wenig bekannt gewordener „Lieder" aus seiner frühesten Zeit, seine Correspondenz, welche viele bisher ungedruckte Briefe enthält, und Gellert's Leben von Cramer.

Bei Aug. Hirschwald in Berlin ist so eben in Commission erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Milton, John, dramatische Werke. Enthaltend: Comus, Simson Agonistes. Aus dem Englischen übersetzt von H....h. 8°. geheftet. 20 Sgr.

Digitized by Google

Anzeige!

Das wohl getroffene, schön lithographirte Portrait des Dichters

F. Freiligrath,

gezeichnet von Th. Walther, ist bei uns erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Meyer'sche Hofbuchhandlung
in Lemgo.

Bei George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

Burns, Rob., Lieder und Balladen, deutsch von Heinr. Jul. Heintze. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters nebst erläuternden Anmerkungen. 8. Velinpap. engl. cartonn. 1⅓ Thlr.

Es wird diese vorliegende Sammlung ausgewählter Poesien des liebenswürdigen Schotten, welchen Goethe zu den ersten Dichtergeistern seiner Zeit rechnete, dem Publikum eine willkommene Erscheinung sein.

Das Porerait des Dichters in Stahlstich und dessen Lebensabriß ist dem elegant ausgestatteten Bändchen beigefügt.

In Ludwig Förster's artistischer Anstalt in Wien ist erschienen und durch jede gute Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Gründlicher

Elementar-Unterricht

im

Zeichnen menschlicher Köpfe

nebst einer Sammlung ausgewählter Charakter-Köpfe

von

Fiesole,

zur Uebung im Nachzeichnen

von

Kupelwieser.

24 Blätter.

Unstreitig gehören diese Vorlegeblätter zu den Besten dieser Art, weshalb wir sie jedem Anfänger im Kopfzeichnen mit Recht empfehlen können.

Der äußerst geringe Preis für 24 Blätter in groß Folio, elegant brochirt, ist 2 Rthlr. oder 3 Fl. Conv.-Münze.

Von **Hogarth's Werken** in einem Bande ist so eben die zweite Auflage vollständig erschienen und der frühere Preis derselben von 18 Thlr. auf 6 Thlr. herabgesetzt, um dieselbe auch weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Was Ausführung und Ausstattung dieser Ausgabe betrifft, so darf dieselbe mit jeder andern concurriren und möchte wohl manche theurere noch übertreffen.

Leipzig. **E. Pönicke & Sohn.**

In der Musikalienhandlung von C. A. Klemm in Leipzig sind so eben folgende **vorzügliche Gesang-Compositionen** erschienen:

Brunner, C. T.	Op. 16.	Sechs zweist. Lieder m. Pfte.	20 Gr.
—	„ „	17. Glückes Traum f. Sopr., A., Tenor u. Base mit Pfte.	16 Gr.
—	„ „	18. Der Abend in der Natur f. Sopran, A., Tenor u. Bass mit Pfte.	16 Gr.
—	„ „	19. An die Freundschaft. Terzett für 2 Ten. u. 1 Bass mit Pfte.	8 Gr.
—	„ „	20. Sechs vierstimmige Lieder f. Sopr., Alt, Tenor und Bass. Partitur und Stimmen.	1 Rthlr.
Eckenbrecher, C. A. v.	Op. 1.	Abendreihn für 1 Singstimme mit Pfte.	4 Gr.
—	„ „ „	2. Duettino f. Sopr. u. Bariton mit Pfte.	4 Gr.
—	„ „ „	3. Vier Lieder f. Mezzo-Sopran oder Bariton m. Pfte.	8 Gr.
Felzer, Fr.	Op. 1.	Lieder f. eine Singstimme m. Pfte.	10 Gr.
Hertzberg, R. v.	Op. 4.	Sechs Gesänge für eine Alt- oder Bassstimme mit Pfte.	12 Gr.
—	„ „	5. Elfengesang für eine Bacitonstimme mit Pfte.	12 Gr.
—	„ „	8. Drei Gesänge für eine Alt- oder Baritonstimme mit Pfte.	12 Gr.
Nicolai, G.	Op. 11.	Zwei Balladen von Uhland für eine Singstimme mit Pfte.	12 Gr.
Nohr, Fr.	„ 14.	Sechs deutsche Lieder für eine Singstimme mit Pfte.	20 Gr.
Rehfeldt, W.	„ 2.	Drei Gesänge für eine Singstimme m. Pfte.	8 Gr.
Reieelger, Fr. A.	Op. 36.	Die Hexne, launiges Gedicht f. eine Singstimme m. Pfte.	6 Gr.
—	„ „	38. Nosh'e Erben, laun. Gedicht für Bassstimme mit Pfte.	8 Gr.
—	„ „	39. Lieder und Gesänge für Tenor od. hohen Sopran m. Pfte.	20 Gr.
Stein, M.	Sechs kleine Lieder f. Tenor oder hohen Sopran mit Pfte.		6 Gr.
Stern, Jul.	Op. 1.	Fünf Gesänge für Tenor oder hohen Sopran mit Pfte.	12 Gr.
—	„ „	3. Bilder des Oriente, für eine tiefe Stimme mit Pfte.	12 Gr.
—	„ „	4. Barcacole f. eine hohe Stimme u. obligates Violoncelle mit Begl. der Pfte.	10 Gr.
Tieheen, O.	Fünf Gesänge für eine Tenor- oder Sopranstimme mit Pfte.		12 Gr.
—	„ Op. 3.	Sechs Gesänge für eine Tenor- oder Sopranstimme mit Pfte.	12 Gr.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

Das Geheimniß, Gußeisen

verschiedener Art und von jeder Größe und Schwere, namentlich Amboße u. dergl. m., zu verstählen. Für Hüttenwerke und andere Eisenarbeiter. Von W. A. Recken. 8. geh. 10 Sgr.

Digitized by Google

Ferner:

Die Kunst, alle Sorten Stahl

oder gehärtetes Eisen auf eine sehr schnelle und sichere Weise zu schneiden. Sehr nützlich für Maschinenbauer, Mechaniker, Schlosser, Schmiede und alle übrigen Stahl- und Eisenarbeiter. Von W. A. Recken. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

6. Jahrg. f. 1840. No. 1 — 12. mit 113 Abbildungen.

De Pamboar, über die mechanisch fortgerissene Wassermasse bei Dampfmaschinen. — De Pamboar, Versuche über den Widerstand der Luft gegen Eisenbahnwagen und über die Reibung ihrer Räder an den Schienen. — Ueber die in Brüggen errichtete mechanische Seidenweberei. — Ueber wasserdichten Hanffils und seine Anwendung zum Dachdecken u. s. w. — C. J. Braunsdorf über Döring's Versuche des Wasserausflusses aus Kreiselrädern. — P. Pimont's Verfahren, weisse und gefärbte Wolle ohne Anwendung von Oel zu verspinnen. — Oldham's System der Heizung und Ventilation. — Dr. Steinheil's Correctionsfernrohr. — E. Mayer's Maschine zum Bearbeiten und Ebenen von Steinen. — Entmagnetisirung einer magnetisch gewordenen Secundenuhr. — Wegzeiger mit durchbrochener Schrift. — Eine Karte auf Caoutchouczeug gedruckt. — Das Nelsonsmonument. — Manton's Verbesserung an Pumpen und hydraulischen Maschinen. — J. C. Dieta's hydro-atmosphärische Maschine. — A. Penot über das Trocknen der Kattune, nebst Royer's Versuchen darüber. — A. Barg über die relative Festigkeit. — Das wahrscheinlichste Verhältniss zwischen der wiener Klafter und dem Mètre. — Die Bauarbeiten am Ludwig-Donau-Mainkanale. — Die Kilbootfahrten auf Kanälen. — Jacobi's Verfahren, erhabene oder vertiefte Kupferplatten zu copiren. — Frankreichs Strassen. — Das Briefporto in Frankreich. — Die Gasconsumtion in London. — Jacobi's elektromagnetische Versuche. — Preussens Chausseen. — P. Bauwen's ärostatische Federn. Uebersichtliche Darstellung der Caoutchoucfabricationsprocesse in England, von Ure. — Schafhäutl über die Zusammensetzung des Gusseisens. — Spencer's Verfahren, gravirte Kupferplatten durch Galvanismus zu copiren. — Tantschar über den Silberverlust beim Rösten der Erze und Rohsteine, nach camsdorfer Versuchen. — Dampfmaschinen in Birmingham. — Die gewalzten und geglühten Zinktafeln von Neustadt-Eberswalde. — Die Garnproduction Europa's ohne Italien und Spanien. — Beurtheilung der grossartigen Fabriken Manchesters. — Collomb's Krapprosenroth zum Tafeldruck. — Ueber den Chausseedampfwagen von Ch. Dietz. — Ueber die Zunahme der Dampfschiffe in England. — Preisliste der Dampfmaschinenfabrik von J. Borcherdt in Chemnitz. — Colladon und Dechasne über Benutzung des Wasserdampfes zum Löschen von Feuer. — Frankreichs Land- und Wasserstrassen. — Liter. Nachweisungen. — Ueber die geistigen Flüssigkeiten bei der Kautquecksilberbereitung und deren Wiederbenutzung, von Gaultier de Claubry. — Appret für Leinen- und Hanfgarne, von Odolant fils. — Verfahren zum Leimen des Papiers in der Bütte, von Causan frères. — Ueber ein verbessertes Sicherheitsventil. — Die Dampfmaschinen in der Provinz Antwerpen. — Versuche über Anwendung des grünen Holzes in den Hohöfen, von Ebelmen. — E. Davy's Vorrichtung zur elektrischen Telegraphirung. — Ueber die Vorbereitung des Roheisens zum Frischen im Weissofen, von de Billy. — Ueber die auf der Hütte zu l'Horme (Loire) angestellten Versuche mit Verschmelzung der Frischschlacken im Hohofen, von Sentis. — Allaud's Mühle für Quarz und andere Erdarten. — Daubrée's Lampenschneidemaschine. — Daponcher's Vorrichtung zum Läuten der Glocken. — B. Woodcroft's verbesserter mechanischer Webstuhl. — E. Hodgkinson's Versuche über die rückwirkende Festigkeit einiger Hölzer. — Johnston's Verfahren zur Verhütung des Kieselsteins. — E. V. de Boaret's Verbesserungen an Eisenbahnen. — Braunkohlengewinnung in Kurhessen. — Der erste in Berlin gebaute Dampfwagen. — Die auf den preuss. Wollmärkten 1837 und 1838 erkaufte Wolle und deren Geldbetrag. — Chronik der Eisenbahnen. — S. Stocker's Verbesserungen an den Schornsteinen der Wohnhäuser. — Baumwolleindustrie zu Lowell in den nordamerik. Freistaaten. — G. Marquis v. Tweeddale's Maschinerie zum Ziegelstreichen. — Eisengehalt des Silbers. — Goldgehalt alter französischer Laubthaler. — C. F. Brendel über das Kreiselrad auf der muldner Schmelzhütte bei Freiberg. — Ueber Town's Gitterbrücken (lattice bridges) und Long's Rahmenbrücken (frame bridges). — J. B. Schickhaosen's in Würtemberg am 25. März 1835 auf 4 Jahr patentirt gewesene Walamühle von J. M. Reinhardt in Strassburg. — J. B. Viollet über die Genauigkeit und den Gebrauch des Bremsdynamometers. — Bottomley's Vorrichtung zum regelmässigen Abwinden der Kette vom Kettenbaume bei mechanischen und Handwebstühlen. — Woodyatt's und Harrison's verbesserte Vorrichtung zum Verfertigen von Holzschrauben. — Hawkshaw's verbesserte Excentrics für Ausweichstellen und Verbindungsstücke zwischen Eisenbahnwegen. — Thopham's verbesserte Hähne für Schleussen, Wasserwerke, Gas- und Dampfleitungen. — G. Salter's verbesserte Federwaagen. — Vorsselman do Heer über den Elektromagnetismus als bewegende Kraft und den elektromagnetischen Haspel. — E. Morris über die Grösse der Pferdekraft. — Champonnois' Laufrad für Pferde. — Miller's Rostatübe. — Einfluss der Anstrichfarbe auf die Dauer des Holzes. — Vallery's Farbholzmühle. — Rowley's Verbesserungen am Dampf- und Eisenbahnwagen. — Brook's Doppelwebstuhl. — Prüfung des Brennöls. — Caoutschucauflösung. — Dem Obste einen angenehmen Geschmack zu ertheilen. — Sellick's Verfahren, die Zähne in Kreissägen zu schneiden. — Wyan's Sicherheitsventil. — Neue Manufacturen in England. — Sächsische Patente. — Preussische Patente. — Prof. Weisbach, das Wassersäulenrad, eine Anwendung von Pocqueur's rotirender Dampfmaschine zur Benutzung der Wasserkraft. — Versuche über Probiren mit Koks in Freiberg. — Versuche über das Filtriren von Herdfluth, vom Maschinenmeister Braasdorf in Freiberg. — Nachträgliche Bemerkungen über die Eisenprobe von Fuchs. — W. Marr's verbesserte Geldcasse und Documentenkasten. — W. Garnett's Spinnmaschine. — Robert's selbstwirkende Spinnmaschine. — Dr. Lardner, über den Widerstand der Luft gegen die auf den Eisenbahnen fahrenden Wagenzüge. — Ueber die Bedingungen, unter denen auch beim Blei- und Kupferhöttenprocesse hohe Rastöfen mit Vortheil anzuwenden sind, von Bäntsch. L. C. Callet's elektromagnetische Bewegungsmaschine. — D. Stead's Verfahren beim Pflastern mit Holz. — G. Smith's Verbesserungen an Dampfbooten. — Th. Birch's verbesserte Kratzmaschine für Baumwolle — P. Fairbairn's mechanischer Bandwebstuhl. — Ch. Fletcher's verbesserter mechanischer Webstuhl. — Th. W. Bridson's und W. Latham's verbesserter Streckrahmen. — J. Jones' u. Th. Melloden's Verbesserungen an den mechanischen Webstühlen auf Erzeugung gestreifter oder gerippter Zeuge. — S. Parker's verbesserter Ofen. — Fr. R. Geithner's verbesserte Einrichtung zum Aufwinden von Rouleaux, Vorhängen u. s. w. — Daft's verbessertes Tintenfass und Verfahren beim Heften von Documenten. — Bate's heisse Presse für Strumpfwirkerwaaren u. s. w. — Nasmyth's verbesserte Metallhebelmaschine zum Einschneiden von Fugen und Verfahren zur Befestigung der Vorsteckkeile. — P. Fairbairn's verbesserte Spindelbank. — J. Sutton's verbesserte Fassrolle. — Dobb's verbesserte Rollen mit Zubehör zum Spannen der Schnuren an Rouleaux u. s. w. — Potter's Verbesserungen an der Schlichtmaschine. — Stevenson über das Versetzen der Häuser in America. — Reinigung der Einfallröhren einer Wassersäulenmaschine. — Rost's Aufhalter oder Fallschirm an den Bohrgestängen. —

Digitized by Google

Poole's patentirtes Verfahren der Befestigung der Büchsen in die Naben der Wagenräder. — A. Smith's Dampferzeugungsapparat. — F. Steddon's Verbesserungen im Baumwollespinnen. — Steigerung der englischen Eisenproduction.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. März 1840.

Leopold Voss.

Als historische Jubelschrift auf das Jahr 1840

ist Jedermann zur Anschaffung zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

☞ Die merkwürdigsten Begebenheiten

aus dem Leben

Friedrichs des Großen

enthaltend: Friedrich's Jugendjahre, — den Schlesischen und siebenjährigen Krieg, — sein Leben und Wirken als Regent, — als Landes-Vater und Friedrich's Tod. — Preis broch. 8 Sgr.

Ernst'sche Buchhandlung
in Quedlinburg.

Ende des Jahres 1839 sind erschienen in **Ernst Klein's** literarischem Comptoir in Leipzig:

Die Canadenser,

oder der Kampf der Freiheit am Niagara und Lorenzo in den Jahren 1837 und 1838. Vom Herausgeber des Georg Schobri. 1 Thlr. 3 Gr.

Gianettino und Gaetana,

oder der Bandit von Venedig. Roman in 3 Büchern von Carl Heinrich. 1 Thlr.

Die Werschowitze.

Historisch-romantisches Gemälde aus Böhmens Vorzeit. Von D. Ewald Dietrich. 1. Abtheilung. Größe und Fall des Geschlechts in grauer Vorzeit: Der Rachefchwur in den Todtengrüften des Schreckenfteins. — 2. Abtheilung. Wiedererhebung dieses Geschlechts im Mittelalter. 1r Bd.: die hochherzigen Räuber der Poscopole. 2e Bd.: der Einsiedler des Locholins. Neu und w. Ausg. 12. 3 Bde. zusammen 1 Thlr. 9 Gr.

Der Talmudist

in der eleganten Welt. Scenen und Skizzen aus der Gegenwart, zur Kenntniß unserer Juden und des jetzigen Judenthums. Vom Verfasser des jüdischen Gil Blas. Neue wohlfeile Ausgabe in 12mo. 12 Gr.

Allen Handlung Treibenden wird mit Recht folgendes bewährte Werk empfohlen:

Praktisches Rechenbuch

für Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten ꝛc.

Zum Selbstunterricht, besonders der sich der Handlung Widmenden, faßlich bearbeitet von J. Ludw. Elze. 2te sorgfältig verbesserte und verm. Aufl. 1r Theil: Anfangsgründe bis zur Disconto- und Gesellschaftsrechnung. 2r Theil: Höhere kaufmännische Rechnungsarten.

Um die Anschaffung dieses anerkannt werthvollen Werkes zu erleichtern, ist so eben für 1839 und 1840 eine wohlf. Ausgabe von 1 Thlr. 12 Gr. besorgt (jeder Theil einzeln 21 Gr.).

Neueste Tänze für Pianoforte.

So eben ist bei G. Reichardt in Eisleben neu erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Der Frühling und seine Blumen.

Heitere Klänge für das Pianoforte,

von **Jul. Hopfe.**

17tes Werk. Preis 12 Sgr.

Die Ausführung seiner eigenthümlichen Idee, den Charakter des Frühlings und seiner schönsten Blumen in Tänzen darzustellen, ist dem Componisten auf überraschende Weise gelungen. Jedem Tanze steht als Motto die Deutung einer Blume von einem berühmten Dichter voran. — Diese überaus ansprechenden Compositionen, die sich bei harmonischer Fülle durch eine leichte Ausführung auszeichnen, eignen sich, da sie auch im Aeußern freundlich ausgestattet sind, ganz besonders zu einer Gabe der Liebe und Freundschaft bei jeder festlichen Gelegenheit.

In **Ernst Klein's** Comptoir in Leipzig erschien und wurde von den medicinischen Zeitschriften als eines der besten Werke empfohlen:

Das kalte Wasser.

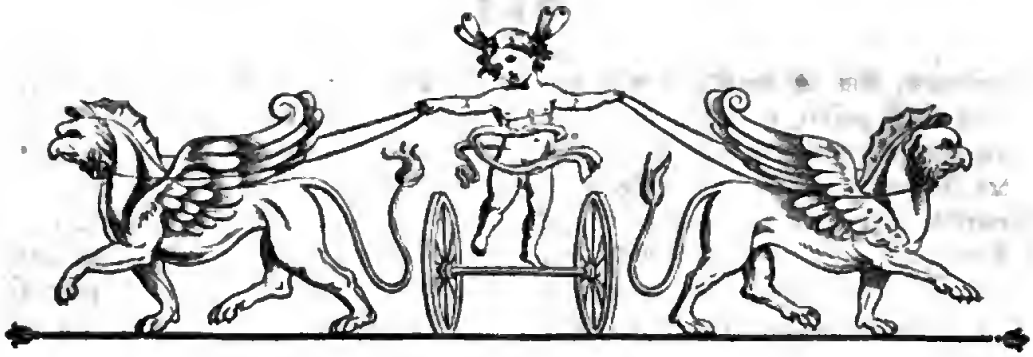
Wo ist es anzuwenden, wo nicht?

Geschichte der Wasserheilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers, Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen, nebst ihrer zweckdienlichsten Behandlung. Als zweckmäßiges Haus- und Hilfsbuch für alle Stände, nach den besten und neuesten Quellen und nach eigener mehrjähriger Erfahrung von Dr. A. Koch. Nebst systemat. Inhaltsverzeichniß und alphabet. Register. 20 Bg. gr. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Hiermit überliefern wir in elegantem Gewand dem Publicum die Frucht jahrelangen Studiums, sorgfältigen Sonderns und eigener Beobachtung. Belehrt wird der Laie über die Symptome der Krankheiten und darüber, wo ein nichtskostendes und doch so köstliches Mittel zulässig, das oft allein die Gesundheit wieder herstellt, noch mehr aber sie erhält.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 54. — den 16. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

Novelle, nach d. Dänischen, von Karl Ludw. Kannegießer.

Die Begebenheiten, welche den Inhalt der folgenden Blätter ausmachen, gehören zu meinen ältesten Erinnerungen; nicht als ob ich selbst dabei betheiligt gewesen, aber sie waren der oft wiederholte Gegenstand eines Familienkreises, in welchen ich von meiner frühesten Jugend an Zutritt hatte, und beschäftigten sowohl an und für sich selbst, als durch die Entfernung des Schauplatzes derselben, meine junge Phantasie. Amerika hatte längst aufgehört, als die unerschöpfliche Goldmine betrachtet zu werden, wohin man nur zu reisen brauche, um mit Schätzen beladen zurückkehren zu können, und dennoch weilte der Gedanke der Europäer noch immer mit Vorliebe bei seinen ungeheuren Wäldern, mächtigen Strömen, himmelhohen Bergen, ja selbst bei seinem üppigen, fremdartigen, von dem unsrigen so verschiedenen Pflanzenwuchse. In Dänemark waren die westindischen Kolonien das Bindungsmittel, das beständig den Reiz für diese neue Welt aufrecht erhielt, und jede glücklich angekommene Ladung westindischer Erzeugnisse erneute und verstärkte das Interesse. In den mir mannichfaltigen Essenzen eingemachten Sachen, in den feinen, starken Gewürzen spürte man den Duft des heißen, fremden Himmelstriches, einen Strom der brennenden Sonne, der kräftigend den Saft aller jener Pflanzen und Gewächse durchdrang, und sinnbildlich in den Orangen glüht. Jedesmal, daß ich in meiner Jugend zugegen war, wenn man in diesem Keller Fremde hatte, erschienen mir die kleinen bemalten Porzellantellers, welche mit Eingemachtem von einer dunklen mystischen Farbe aufgesetzt wurden, wie eben so viele wundervolle Mährchen der Tausend und Einen Nacht, womit sie auch den Umstand gemeinsam hatten, daß ich eben so wenig von jenen zu kosten, als auf diese zu horchen müde wurde. Nach einer so langen Zwischenzeit, wenn ich in meine Erinnerung jene Vormittagsbesuche zurückrufe von meistens westindischen Familien, jene ernsten, wortkargen Männer, ihre gelbliche Hautfarbe, ihre feinen, englischen, fast durchaus einfarbigen Kleider, und die steifen ältlichen Damen mit massiven Goldringen an allen Fingern, die prächtig, aber in schreiende Farben gekleidet, sodann die fremde, halb englische Aussprache aller dieser Menschen, mit ihrer Mischung von vornehmem Wesen und gewöhnlichen, einfachen Manieren, und den Umstand, daß sie nur auf kurze Zeit sich zeigten, um für immer zu verschwinden. Wenn ich mir endlich das Besuchzimmer selbst vorstelle, das phantastisch ausgeschmückt war mit den sonderbaren aus den Kolonien hergekommenen Schnurrpfeifereien: so steht alles dies vor meiner Phantasie so fremd, so verzaubert, als ob es nicht zu meiner übrigen Erfahrung gehörte, sondern ein Feenmährchen wäre, das ich erlebt hätte.

Die Person des erwähnten Familienkreises, welche vornehmlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein alter Handelsbediente aus Westindien, mit Namen Junghans. Er war Factor gewesen bei der Familie, deren Begebenheiten den Gegenstand des Folgenden ausmachen,

Digitized by Google

und er ist es vornehmlich, dem ich die Nachrichten von Allem verdanke, was dahin gehört, obgleich Vieles davon erst viel später mir deutlich wurde, in Hinsicht der Beweggründe und des Zusammenhanges. Diese alte Pfefferbüchse, den körperliche Schwächlichkeit gezwungen hatte, das ungesunde Klima der Kolonien mit dem kälteren aber frischeren und gesunderen europäischen zu vertauschen, war ohne Frage ein grundehrlicher Mensch; aber seine mannichfaltigen Erzählungen von den Negern, von der Strenge, womit sie behandelt werden, von ihrer Widersetzlichkeit, und von allem, was er als Handlungsdiener mit ihnen zu schaffen gehabt hatte, flößte mir, in Verbindung mit seinem trocknen, strengen Aussehen und mit seinem unveränderlichen Ernste, die heimliche Furcht ein, daß er wohl selbst hin und wieder die unbarmherzige Rolle eines Sklavenvogts gespielt habe. Aber ich war nichts destoweniger sein aufmerksamster Zuhörer, mochte er nun von der ältesten Geschichte der Kolonien erzählen, von dem Zufluchtsorte, den die Flibustier auf diesen Inseln gefunden haben, und von einzelnen Negeraufständen, oder mochte er die neueste Revolution auf St. Domingo (Haiti) berühren, die damals auf Aller Lippen war.

Der Principal des Junghans — wir wollen ihn Robert Graves nennen — gehörte zu seiner Zeit zu den reichsten Pflanzern auf St. Croix. Er selbst und sein Vater waren auf den Inseln geboren, aber der Grund zu ihrem Reichthum wurde bereits von dem Großvater Caspar gelegt, einem Dänen, der als Interessent der 1735 errichteten Compagnie und nachher als Plantageneigenthümer sich trefflich darauf verstanden hatte, die verschiedensten Conjuncturen zu benutzen. Er hinterließ zwei Söhne, von welchen der älteste, Wilhelm, sich auf manche Weise mit der Familie verfeindigte, besonders durch seinen Eifer für eine bessere Behandlung der Neger. Da er, vielleicht aus Trotz gegen seine Verwandte, endlich ein freifarbiges Mädchen ehelichte, ward er von seiner ganzen Familie so gehaßt, daß er die Inseln verließ und nach dem amerikanischen Festlande zog. Sein jüngerer Bruder, Richard, der weit geringere Fähigkeiten besaß, vermißte bald Wilhelm's Rath und Anleitung, und kam überdies durch zufällige Umstände, Mißwachs und heftige Orkane, zurück. Erst Richard's Sohn, der obenerwähnte Robert, vermochte durch kluge Verwaltung und durch die Begünstigungen, welche der damalige Gouverneur Waltersdorf den Pflanzern verschafft hatte, die kleinen Verluste einzubringen. Um dem Werke die Krone aufzusetzen, machte er eine reiche Partie, indem er sich mit der Tochter eines Kaufmanns aus Bergen verheirathete, der auf St. Thomas ansässig war, und von dort ausgebreiteten Handel trieb mit den spanischen Kolonien in Südamerica.

Robert genoß indeß die Früchte seiner Anstrengungen eben nicht lange. Er starb in einem noch kraftvollen Lebensalter und hinterließ seine Witwe mit einem Sohne von ungefähr zwölf Jahren. Zum Glück war Frau Graves eine Frau von thätigem Geist und männlichem Charakter, die es wohl verstand, das Erworbene zusammenzuhalten, ja es noch zu vermehren. Sie herrschte in ihrem Hause und über ihre zahlreichen Untergebenen mit der Entschiedenheit eines Mannes, und mit der Strenge eines westindischen Pflanzers. Hiervon war nicht einmal ihr Sohn ausgenommen, ob er gleich ihr Stolz und ihre Freude war; sondern sie glaubte, um so mehr allen Nachdruck bei der Erziehung anwenden zu müssen, damit er dereinst auf eine würdige Weise ihr Haus vertreten könne. Sie lebte auch blos für ihn und für die Verwaltung ihrer Pflanzungen und Handelsunternehmungen, in welchen letzteren der obenerwähnte Junghans ihre und ihres Mannes rechte Hand war.

So gingen mehrere Jahre in rastloser Thätigkeit hin. Georg erwuchs und ward groß und schön. Schon als er sich dem Alter der Mündigkeit näherte und selbst an den Geschäften Theil nahm, mußte das Band der Abhängigkeit, das ihn an seine Mutter knüpfte, allmälig gelöst werden; doch zeigte er ihr noch fortwährend einen äußeren kindlichen Gehorsam. Er hatte wohl zum Theil ihren heftigen und gebietrischen Charakter geerbt, aber er verband damit Tiefe und Gefühl, obgleich auf der andern Seite auch Verschlossenheit und Schweigsamkeit in seiner Heftigkeit, die eine Weile bei ihm gimmen und ruhig scheinen konnte, aber dann um so gewaltsamer und unwiderstehlicher ausbrach. — Er befand sich nun schon geraume Zeit in dem Alter, wo, vornehmlich in jenem heißen Klima, man daran denken darf, zu heirathen. Seine Mutter, der die Sache sehr am Herzen lag, hatte sich lange damit beschäftigt, und ohne sein Wissen mehrere entscheidende Schritte gethan. Sie wollte ihm diese gerade mittheilen, als sie plötzlich bemerkte, daß er sich öfter außer Hause befand als gewöhnlich, und, wenn er daheim war, wortkarg und gedankenvoll schien. Sie beobachtete ihn eine Zeit lang und ließ endlich Junghans rufen.

„Mein Sohn hat Zutrauen zu Ihnen," redete sie diesen an, „und Sie kennen seine Wege. Wohin geht er in der letzteren Zeit?"

Digitized by Google

Junghans ward merklich verwiert und blickte vor sich nieder.

„Nun! Ihre Peincipalin verdient doch wohl eine Antwort."

„Gnädige Frau! ich besitze nicht das Vertrauen Ihres Herrn Sohnes in diesem Puncte."

„Aber Sie wissen, wohin er geht; und weiter verlange ich nichts zu wissen."

Nach einer Pause antwortete Junghans, aber so, daß es kaum zu hören war: „Er geht zu Hoqueville's."

„Zu Hoqueville's! Zu den Bastarden!" rief die Frau aus und sank zurück in ihr Sopha. „Und das haben Sie gewußt und mir nicht gesagt?"

„Ich hab' es nur erst vor kurzem erfahren," antwortete Junghans mit seiner völlig wiedergewonnenen Ruhe. „Aber, gnädige Frau, in jedem Falle gehört es nicht zu meinen Verrichtungen, Ihres Herrn Sohnes Angeber zu sein."

„Zu Hoquevilles!" wiederholte die Frau, und höete die letzte Rede nicht, oder that, als ob sie nichts davon hörte. „Was kann ihn dazu bewegen — was kann er dort wollen — bei der Witwe, die so einsam lebt mit ihrer —"

Sie hielt inne, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. Sie fuhr auf und schrie beinah: „Lassen Sie meinen Sohn auf einen Augenblick zu mir hereinkommen — nein, nein! Es kann bleiben — geh' nur! Ich will allein sein ... Aber schicke mir Bruder Martinez ... und was unser Gespräch betrifft, so — wenn Ihr Posten Ihnen lieb ist — bleibt es unter uns."

Junghans bückte sich stillschweigend und ging. Kurz nachher kam Bruder Martinez, ein Neger, der in Cuba gekauft war, und nicht umsonst seinen besondern Namen erhalten hatte, und schlich sich nach einer kurzen Unterredung mit Frau Graves unbemerkt aus dem Hause.

Um dem Leser den Grund des Schreckes zu erklären, welcher der Name Hoqueville der Frau Graves verursachte, wäre es vielleicht genug, zu bemerken, daß der damals verstorbene Kaufmann dieses Namens, der auf St. Domingo ansässig gewesen war, sich mit einer Tochter des vorhin erwähnten Wilhelm Graves ehelich verbunden hatte, der, wie wir oben anführten, ein freifarbiges Mädchen zur Frau nahm. Hoqueville's Witwe und Kind gehörten also zu der eigenthümlichen Classe von Einwohnern Westindiens, welche man free coloured men, hommes de couleur, oder Freifarbige, bisweilen auch Mulatten nannte. Aber da es nicht wahrscheinlich ist, daß alle meine Leser die volle Bedeutung dieser Bezeichnung kennen, werden ein Paar Worte über die verschiedenartigen Bestandtheile der Bevölkerung der westindischen Inseln, nicht unpaßlich sein.

Die beiden Classen von Einwohnern, welche den entschiedensten Gegensatz bildeten, waren die Weißen oder Blanken und die Neger oder die schwarzen Sklaven, jene im Besitz der Freiheit, der Bildung und aller bürgerlichen Rechte, diese zur Knechtschaft verdammt, in Unwissenheit versunken, und der einfachsten menschlichen und bürgerlichen Rechte beraubt. Aus diesen beiden Classen hatte sich im Verlauf der Zeit eine dritte entwickelt, die ihr Dasein jenen beiden verdankte und nicht selten sich von beiden verstoßen sah. Das heiße Klima hatte entschuldigt, und eine lange Licenz die in dem westindischen Archipel herrschende öffentliche Meinung unterstützt, daß uneheliche Verbindungen zwischen Europäern und Negerinnen, weder als unzulässig, noch als unanständig betrachtet wurden. Sie hatten häufig stattgefunden, und Kinder, die diesen Verbindungen ihr Dasein verdankten, erhielten gewöhnlich zugleich mit der Mutter die Freiheit. Die hieraus entsprungene Generation hatte sich durch eheliche und uneheliche Verbindungen theils untereinander, theils mit Personen der andern beiden Classen fortgepflanzt, woraus man sich die vielfachen Farbenschattirungen erklären kann, welche die nähere oder entferntere Abstammung von den Negersklaven bezeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschluß.)

[Literatur, das Friedrich-Denkmal.]

Wenden wir uns zu einem anderen Kunstgebiete, so wird es Erfreulicheres zu berichten geben. Die Verlagsthätigkeit der Buchhandlung Jos. Max u. C. hat auf dem literarischen Markte Breslau sehr glänzend repräsentirt. Selten hat ein Buch so entschiedenen Erfolg gehabt, als der hier erschienene neueste Roman der Frau von Paalzow. Die Leihbibliotheken konnten hier nicht Exemplare genug anschaffen, um den Lesehunger des Publicums zu befriedigen und durften es wagen, das Lesegeld, das sonst gewöhnlich 1 Silbgr. pro Band beträgt, bei St. Roche auf das Zehnfache zu steigern. Ebenso bedeutend war in Berlin die Nachfrage, und es wurde daher schon innerhalb dreier Monate die erste, ziemlich starke Auflage vergriffen. Wie hoch man auch äußere Umstände und persönliche Verhältnisse in Anschlag bringen mag, so wäre es doch mehr als abgeschmackt, den glänzenden Succes, welchen St. Roche gehabt hat, hieraus zu

Digitized by Google

erklären. Wer mit Unbefangenheit das Buch lieſt, wird die poetiſche Lebensauffaſſung der geiſtreichen Frau nicht verkennen, ihr innigſtes Verſtändniß tiefſter Seelenzuſtände, wie ganzer Geſchichtsepochen bewundern und ihr Darſtellungstalent würdigen. Liegt doch ſelbſt in den neidiſchen Anfeindungen, welche Frau von P. zu erleiden hat, und welche in Berlin in den Coterien der Frau von W. ihren gehäſſigen Mittelpunct finden, eine Anerkennung, wie andererſeits ſich dieſelben in ſich ſelbſt aufreiben. Hat man der Verfaſſerin nicht unaufhörlich ihre ariſtokratiſchen Sympathieen vorgeworfen, und gerade die haute volée findet ſich durch St. Roche verletzt, und meint: „man erniedrige die Bedeutung des Adels, wenn man ihn, wie es dort geſchieht, nur als ein Moment der Zeit will gelten laſſen.“

Außer St. Roche verdanken wir jenem Verlage noch andere literariſche Erſcheinungen von großer Bedeutſamkeit; vor Allem drei neue Bände der Novellen von Tieck. Unter dieſen finden ſich drei Novellen, welche bisher noch nicht im Druck erſchienen ſind, nämlich: „Der Schutzgeiſt“, „Abendgeſpräche“ und „die Glocke von Aragon.“ Letztere iſt ein Romanzen-Cyklus, welcher an den Cid erinnert, ſowohl durch die Kraft der Geſtaltenbildung, als durch die charakteriſtiſche Darſtellung nationaler Lebensanſchauung. Tieck hat hier auf die einzige ſeiner würdige Weiſe den Vorwurf widerlegt, als ſei ſeine Productionskraft verſiegt, denn hier ſtrömt wieder friſche Lebensfluth.

Auch die Novelle: „Edward in Rom“, iſt ein bedeutendes Werk, und ſtellt ſeinen Verfaſſer (Karl Meier) in ein frappantes Verhältniß zu Heinſe. Hier wie dort dieſelbe Kunſtbegeiſterung, dieſelbe Hingebung an den Glanz der Erſcheinungen, daſſelbe Streben, Kunſt und Leben zu vermitteln, nur daß im „Edward“ einer ſtrengeren Sittlichkeit ihr Recht eingeräumt wird.

Wir übergehen, da es uns zu weit führen würde, andere Verlagsunternehmungen des Herrn Joſ. Max, und begnügen uns nur, das Publicum im voraus darauf aufmerkſam zu machen, daß bei ihm nächſtens auch die Memoiren des Herrn Prof. Steffens unter dem Titel: „Was ich erlebte“ ans Licht treten werden.

Hier ſchließt ſich wohl am beſten die Nachricht an, daß auch bei uns die Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt begangen werden wird, daß jedoch auf eine deshalb gemachte Anfrage von Seiten der königl. Regierung der Beſcheid ertheilt wurde, wie jede Art von öffentlicher Feierlichkeit, als Aufzüge u. dergl. nicht ſtattfinden dürfe.

Zwei andere uns näher angehende Zeitfragen unterliegen hier den lebhafteſten Beſprechungen. Die erſte betrifft die berlin-breslauer Eiſenbahn. Obwohl die Berichte, die wir von Berlin aus hierüber erhalten, nicht ſehr ermuthigend klingen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieſe Eiſenbahn zu Stande kommen muß. Das Bedürfniß derſelben iſt zu entſchieden, und hat ſich im Bewußtſein des Publicums bereits zu klar feſtgeſtellt, als daß man in einer Zeit, wo die öffentliche Stimmung von nöthigender Bedeutung iſt, eine ſolche Forderung auf die Länge wird abweiſen können.

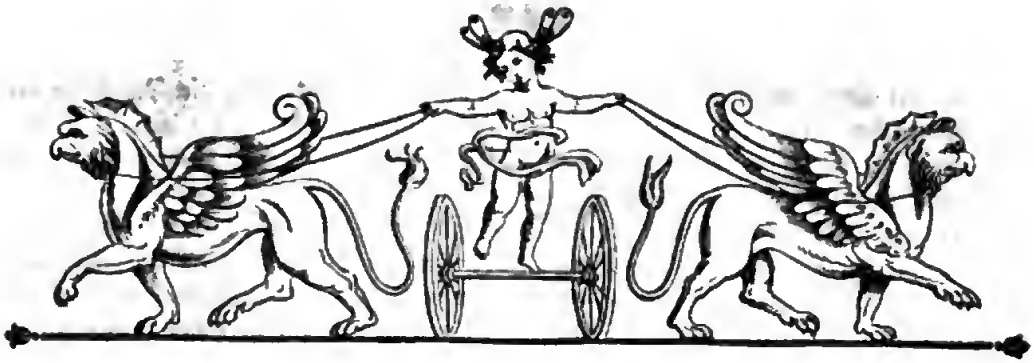
Die zweite Frage betrifft die Errichtung der projectirten Reiterſtatue Friedrich's d. Gr., und das Feldgeſchrei iſt: „Mit Zopf, oder ohne Zopf?“ Es iſt nämlich den Bildhauern Kiß und Kalida von der Comité zur Errichtung des Friedrichdenkmals der Auftrag geworden, Modelle einzuſenden, welche nach ihrem Eingange öffentlich ausgeſtellt wurden, um die Meinung des Publicums hierüber zu vernehmen. Kiß hat nun Friedrich den Großen als alten Fritz dargeſtellt, wie er im Gedächtniß des Volkes lebt und aus tauſend Abbildungen bekannt iſt, gebückt, hinfällig, mit Hut und Zopf; Kalida hat eine ſogenannte ideale Auffaſſung beliebt und eine Vermittelung des antiken und modernen Styls verſucht, d. h. er hat dem Könige einen Lorbeerkranz aufgeſetzt, einen römiſchen Mantel umgehängt, ihm aber die preußiſchen Reiterſtiefeln und Piſtolenhalfter gelaſſen. Nur in Einem treffen beide Statuetten zuſammen: die Pferde beider (Stutzſchwänze!) ſind beide ſchlecht, zu maſſiv und nicht lebendig genug.

Kaum waren die beiden Modelle ausgeſtellt, ſo bildeten ſich Parteien, die ſich mit großem Eifer für eines oder das andere ausſprachen, und namentlich die Frage erörterten, welche Auffaſſung die richtigere und wünſchenswerthere ſei, ob eine porträtmäßige, wo Zopf und Krücke nicht fehlen darf, oder eine allegoriſche. Es iſt der alte Streit zwiſchen Idealiſtik und Realiſtik, der ſich hier zum Vortheil des letzten, d. h. zu Gunſten des Kiß'ſchen Modells entſchieden hat; zu welcher Entſcheidung der Umſtand wohl ſehr bedeutend beitrug, daß das Kiß'ſche Modell ſauber ausgeführt, das Kalida'ſche dagegen nur äußerſt flüchtig gearbeitet ſcheint. Doch fürchten wir, iſt hiermit die Sache noch lange nicht entſchieden, und der eigentliche Knoten noch zu löſen. Es ſcheint freilich entſchieden, wie die Statue ſein ſolle, aber noch nicht: ob ſie ſein werde; denn die Koſten derſelben dürften ſich leicht auf 80,000 Thaler belaufen, und die Sammlungen haben bis jetzt noch nicht viel über 26,000 Thaler eingebracht. Allerdings macht man es uns Schleſiern zu einer Ehrenſache, die Koſten aus eignen Mitteln aufzubringen; aber dieſe Ehre — vertheilt ſich in zu kleine Theile, als daß der Einzelne Eifer genug haben ſollte, dieſen geringen auf ihn fallenden Theil einzulöſen. Wir wollen das Beſte wünſchen.

Zum Schluß noch ein Paar Bemerkungen. Dr. Geiger iſt nunmehr in Thätigkeit getreten, und lockt durch ſeine Vorträge ein großes Auditorium von Juden und Chriſten in die Synagoge, wogegen der hier gleichfalls anweſende Herr Joel, oder vielmehr zur Zeit: Fr. Wilhelm Jakody für ſeine Broſchüren nur einen kleinen Kreis von Auserwählten ſammelt. Herr Karl Eitner, der Verfaſſer des modernen Lazarus, hat ſein Stillleben bei uns aufgegeben und bereiſt die Provinz als Vorleſer. In Liegnitz, wo er ſeine erſte dramatiſche Vorleſung gehalten, ſoll er ſehr gefallen haben. Wir wünſchen ihm Glück, zweifeln aber, ob man in unſerer Zeit noch Geſchmack an dergleichen Vorleſungen, bei aller Vortrefflichkeit derſelben, findet. R. B.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 55. — den 17. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

In Westindien sind diese Farbenverschiedenheiten nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung, aber sie haben keine politische Bedeutung, und der Name Freifarbige gilt vollends für Alle *). Sie haben sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vermehrt. Sie zeichnen sich nicht selten aus durch Einsicht, durch Liebe zu ihrem Aufenthalts- und Geburtsort und durch Arbeitsamkeit, um nicht von mehreren körperlichen Vorzügen zu sprechen; aber ihre Stellung, man mag sie im Verhältniß zu den Negern oder den Weißen betrachten, ist gleich beklagenswerth. Die Neger sehen mit Kummer und heimlichem Groll ihre Abkömmlinge im Besitz von Gütern, nach denen sie selbst vergeblich streben, und die Europäer fürchten nicht ohne Grund ihre Anzahl, ihre Bildung und andere Vorzüge, und ihre gerechten Forderungen. Selbst sind sie, im Vertrauen auf ihre Vorzüge vor den Negern, allzuweit in der Bildung fortgeschritten, um sich mit den Rechten begnügen zu können, welche ihnen eingeräumt sind, und um nicht mit um so tieferem Gefühl diejenigen zu vermissen, welche ihnen versagt sind. Sie sind frei, insofern sie nicht Sklaven sind, aber unfrei in der Hinsicht, daß man sie vom Genuß der edelsten bürgerlichen Rechte ausgeschlossen hat. Selbst zu den unbedeutendsten Aemtern ist ihnen der Zugang verwehrt; wo eine constitutionelle Verfassung in Westindien eingeführt wurde, nahm man bei der Bestimmung der Wähler und der Wählbaren eben so wenig auf die Freifarbigen als auf die Neger Rücksicht, wovon die Folge war, daß ein Zwölftel der Bevölkerung nicht repräsentirt wurde. Es ruht ein Makel auf den Freifarbigen, der nicht ihren Wandel und ihre Sitten betrifft, sondern ihren unglücklichen Ursprung. Der Weiße sieht mit Stolz und Hohn auf die verachteten Negerabkömmlinge nieder. Er sondert sich und die Seinigen von ihnen ab, wie von Verpesteten, scheut ihren Umgang in Gesellschaft, und vermeidet selbst in der Kirche ihre Nähe. Er betrachtet sie als Anmaßer von Rechten, welche ihnen nicht zukommen, als Parvenüs, die sich hinzudrängen suchen. Eine Menge für sie drückender Bestimmungen der gesetzgebenden Versammlungen (the assembly) auf den englischen Antillen haben ihren Grund in dem Vorurtheil über ihren Ursprung. Auf St. Domingo erklärten die Repräsentanten öffentlich (1790), „sie selbst wollten mit ihrem Leben dafür stehen, daß diese Race von Bastarden (cette race bâtarde et dégenerée) keinen Antheil an den Rechten der Weißen nehmen sollte;" und die Furcht vor ihrer zunehmenden Anzahl hat den Gouverneur veranlaßt, sogar in dem Recht der Freiheitsertheilung häufige Einschränkungen zu machen. — Die Folge von dergleichen unklugen und ungerechten Maßregeln war leicht vorauszusehen. Die getäuschten und aufgehetzten Freifarbigen, bei denen die Idee einer allgemeinen Freiheit durch die französische

*) Sonderbar genug nennen sich die freien Neger selbst so.

Digitized by Google

Revolution sich ausgebreitet hatte, nahmen bei der Empörung auf St. Domingo die Partei der Neger, statt daß die Weißen an ihnen die festeste Stütze hätten haben können. St. Domingo riß sich los von dem Mutterlande, und ward eine aristokratische Republik, deren Verwaltung den am meisten civilisieten Negern und Farbigen anvertraut wurde. Aber dieser Freiheitskampf hat auf den übrigen Antillen eine Reaction hervorgebracht, die sich vornehmlich gegen die Farbigen ausspricht, da ihre Forderungen am meisten gefürchtet werden. Die alten Formen sind wie ein Bollwerk gegen neue gefährliche Ideen in Kraft gesetzt, und Martinique kann sogar als ein Beispiel von dem Verfolgungsgeiste der weißen Pflanzer dienen.

In Dänemark hat ein guter Geist über das Land gewacht bei allen durch die steigende Bildung der Zeit nothwendigen Erschütterungen, welche dort, wie in dem übrigen Europa, stattgefunden haben. Und so ist auch die merkwürdige Verordnung vom 18. April 1834, welche den Freifarbigen und den Negern unter gewissen nähern Bestimmungen gleiche bürgerliche Rechte mit den Weißen zusagt, bei uns kein Ergebniß eines blutigen Aufstandes, sondern eine natürliche Folge der Humanität der dänischen Regierung und des Fortschrittes der Freifarbigen in Einsicht und Sittlichkeit. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß diese Verordnung mit Einem Schlage alle die Vorurtheile vernichten wird, welche im geselligen Leben die Weißen von den Farbigen trennen; diese Vorurtheile werden zum Theil noch lange Zeit bestehen. Aber die Zeit, unterstützt von den wohlthätigen Veranstaltungen der Regierung, wird auch hier eingreifen, und das bewirken, was nur ihr Werk ist und sein kann.

In dem Zeitraume, worin die Begebenheiten stattfanden, welche diese Blätter füllen, herrschte das Vorurtheil gegen die Farbigen in aller seiner Kraft auf unsern westindischen Inseln. Wilhelm Graves ward, wie wir oben gesehen haben, bei seiner Verheirathung mit einem freifarbigen Mädchen bewogen, St. Croix zu verlassen und sich auf dem americanischen Festlande anzusiedeln, um seine Kinder wenigstens der höhnenden Behandlung von Seiten seiner eigenen Familie zu entziehen. Hoqueville, der seine Tochter geehlicht hatte, zog nach Wilhelm Graves' Tode mit seiner Familie nach St. Domingo hinüber. Hier nahm er und sein Sohn Arthur bald enthusiastisch Theil an dem für die Freiheit ausgebrochenen Kriege; aber der alte Hoqueville fand seinen Tod im Kampfe, und sein Sohn, der sich nicht bequemen konnte, die Partei zu verlassen, für welche er zu den Waffen gegriffen hatte, seiner Mutter und Schwester jedoch keinen sichern Aufenthalt auf den Inseln zu verschaffen vermochte, hielt es für das zweckmäßigste sie nach der dänischen Insel St. Croix hinüberbringen zu lassen, wo sie am schnellsten Schutz finden konnten. So fand Wilhelm Graves' Tochter und Enkelin nach Verlauf so vieler Jahre ein Asyl auf derselben Insel, welche ihn vertrieben hatte.

Auf St. Croix lebten Frau Hoqueville und ihre Tochter, ungeachtet sie großen Reichthum besaßen und sich mit westindischer Pracht eingerichtet hatten, doch sehr eingezogen. Mit Frau Graves und ihrem Sohne, ihren so nahen Verwandten, hatten sie keinen Umgang. Dem ersten Schritt, sich ihnen zu nähern, war Frau Graves so höhnend und kränkend entgegengetreten, daß Frau Hoqueville mit Stolz jeden weitern Versuch aufgab. Doch, wiewohl sie so einsam lebte, und Besuche weder machte noch annahm, war es doch natürlich, daß ihre Tochter Marguerite durch ihre blendende Schönheit die Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Gerücht von ihr kam endlich zu Georg; aber wenn es ihm auch eingefallen wäre, die Bekanntschaft seiner schönen Cousine zu machen, so durfte er es doch kaum wagen, wegen seiner Mutter, deren schonungsloser Haß gegen alle Freifarbige, und gegen die ihres Geschlechts insbesondere, ihm bekannt war. Oft genug hatte sie darüber geklagt, daß seit diese Bastarde ihrer Familie sich auf der Insel niedergelassen hätten, sie keinen ruhigen Augenblick genösse, und daß sie sich nirgend bergen könne vor lauter spitzigen und spöttischen Fragen nach dem, was auf Hillerhaus vorginge. Dies war der Name des Landhauses, welches Frau Hoqueville bewohnte. Der Zufall, oder Amor, oder was man sonst will, spielte jedoch der Frau Graves einen Streich. Georg sah die einnehmende Marguerite in der Kirche, und ward bei dem bloßen Anblick von der heftigsten Liebe ergriffen. Ihre edlen, regelmäßigen Züge, die großen, dunklen Augen, deren Glanz die etwas dunkle Hautfarbe milderte, eine gewisse schmachtende Mattheit, die über ihr ganzes Wesen und alle ihre Bewegungen ausgebreitet war, und ihr einen eigenen Reiz gab, ein wollüstiger Duft, der sie umgab und gleichsam athmete in den feinen Musselinen, in welche sie gehüllt war, alles dies wirkte vereint, so daß er wie bezaubert dastand, ohne die Augen von diesem verführerischen Anblick abwenden zu können. Er ging träumend und geübelnd nach Hause, erfüllt von dem Bilde seiner schönen Cousine, benutzte in den folgenden Tagen jede Gelegenheit, seine Augen durch

Digitized by Google

denselben Anblick zu erfrischen, stahl sich unbemerkt in den Garten von Hillerhaus und gelangte endlich zu dem festen Entschluß, die Bekanntschaft seiner Cousine zu suchen. Daß das herrschende Vorurtheil gegen die Farbigen auf seinen Entschluß keinen Einfluß hatte, gründete sich wohl auf die Macht, welche die Leidenschaft schon über ihn hatte; aber er hatte überdies bisher in zu geringer Berührung mit ihnen gelebt, als daß dieses Vorurtheil hätte tiefe Wurzel schlagen können. Seiner Muttee ewige Ausfälle und bittere Bemerkungen gegen diese von ihr tief verachteten Menschen, ihr oft geäußertee Aerger darüber, daß ihres Mannes Oheim durch seine Heieath der ganzen Familie einen Makel zugefügt habe, alles dies fiel zu sehr mit ihren übrigen unaufhörlichen Aergerlichkeiten und bittern Bemerkungen zusammen, als daß Georg unter diesen Umständen hätte viel Rücksicht darauf nehmen können. Dagegen sah er wohl ein, daß sie seine Besuche bei dieser Familie nicht würde zulassen wollen, und daß er deswegen heimlich zu Werke gehen müsse. Einen Vorwand, um der Frau Hoqueville einen Besuch zu machen, fand er jedoch in einigen auf einem Schiffe des Comptoirs an sie angekommenen Kisten und Briefen, woron er sie selbst zu unterrichten beschloß.

Frau Hoqueville wae übee seinen Besuch nicht wenig verwundert, den sie im ersten Augenblick als einen Schritt zur Versöhnung von dee Frau Graves betrachtete. Abee sie ward bald aus diesem Irrthum gerissen. Ein Paar Fragen, welche sie mit Feinheit that in Bezug auf ihre nahe Verwandtschaft und ihe weniges Zusammenhalten, setzten Georg in die augenfälligste Verlegenheit, und einige Worte, welche sie fallen ließ, überzeugten sie, daß er auf eigene Verantwortung und Veranlassung gekommen sei. Doch war sie auch hiermit zufrieden, schon erfreut duech diese noch so schwache Hoffnung zu einer Annäherung. Georg seinerseits fühlte sich lange Zeit gehindert, und fürchtete irgend etwas zu beeühren, was auf die entfernteste Weise sich auf die mißliche Stellung dee Familie bezog, und veelor eben wegen diesee Angst oft die Fassung. Diese gezwungene Haltung verließ ihn erst, als Margueeite zu ihnen eintrat. Ihre Nähe versetzte ihn in eine bessere Sphäre, in welcher ihre gebietende Schönheit alle Vorurtheile zum Schweigen brachte, und so wie ee hiermit zugleich bei dem melodischen-eindringlichen Klang ihree Stimme, und durch ihee feueigen und doch so schmachtenden Augen sein Herz unauflöslich an den engen Kreis, der sie umgab, gefesselt fühlte, schien er doch gleichsam freier zu athmen, und alle die untergeordneten Rücksichten, die ihn vorher so bedenklich machten, hinter sich zu lassen und zu vergessen. — Frau Hoqueville bemerkte mit heimlicher Freude den Eindeuck, welchen ihre Tochtee auf den jungen Mann machte, und Marguerite war nicht böse darüber, daß sie ihn schon feüher bemerkt hatte, wie er heimlich nach ihr durch das Gitter des Gartens geblickt hatte. So waren alle Paeteien zufrieden, und Georg mußte beim Abschied versprechen, recht bald den Besuch zu wiederholen.

Dies fiel ihm gae nicht schwer. Nicht blos seine wachsende Leidenschaft leitete seine Schritte dorthin; sondern je öfter er in diesen kleinen Kreis kam und mit den Verhältnissen und Umgebungen bekannt ward, desto mehr mußte er sich selbst gestehen, daß der Geist, dee hier herrschte, sehr veeschieden wae von dem in seiner Mutter Hause; daß stille, friedliche Hausgötter hier ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, daß kein Mißlaut zu spüren war, und daß sich dies besonders zeigte in dem schonen Verhältniß zwischen der Herrschaft und deren Dienstboten und Sklaven.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Mainz.

1.

Das „goldne" Mainz ist kein Brennpunct literarischer Strebsamkeit und buchhänolerischer Beteiebsamkeit, wie Ihr rüstig voeanschreitendes Leipzig, und doch war es die Gebuetsstätte und Wiege des Preßdengels, der von hier aus seine Welteroderung anhud, und es könnte durch seine Lage gar wohl die Beücke feanzösischer und deutscher literearischer Emanationin sein. Auch nicht zu den Geoßwürdenträgern der Handetswelt gehört Mainz, wie seine alte Rivalin, das denachbarte Frankfuee, obgleich es als Rheinstadt mehr als diese Mainstadt zu der Rolle derechtigt wäee und auch dieses Recht einst handhabte. Die deeühmten frankfurter Messen wurden im Mitelalter erst dann von Bedeutung, als die mainzer Bürgerschaft mit ihrem geistlichen Hirten in so halsbrechende Conflicte gerieth, daß sich ihre Messen kopfscheu in dem stilleren, und dem Handelsgeiste ausschließlicher ergebenen Frankfurt im Jahee 1330 ein Asyl suchten. Der Stad des heidnischen Mereuelus und der christliche Krummstad sind nie desondees gute Freunde gewesen; wo der eine floriet, nimmt der andere Reißaus. Seit der Zeit sind die mainzer Messin immer mehr zu Krammärkten für Stadt und Umgegend herabgesunken, während die frankfurter sich zu Weltmarkten emporschwangen. In den tetzten Deeennien hat nun aber die Dampfschifffahrt auf dem Rheine einen solchen Aufschwung genommen, daß jetzt zwischen hier und Mannheim auf der einen und zwischen hier und Cöln, Düsseldorf, Rotterdam und London auf der andern Seite

Digitized by Google

im nächsten Sommer über zwanzig Dampfer, welche unsern Hafen frequentiren, arbeiten werden. Der düsseldorfer Gesellschaft gehören davon sechs, der cölner noch einmal so viel und der neuen niederländischen Gesellschaft vorläufig drei Schiffe. Der Rhein ist die beste und besuchteste Wasserstraße Deutschlands, und Mainz liegt an einem Puncte derselben, welchen schon die alten Römer, Meister im Städteanlegen, so ausgezeichnet fanden, daß sie hier das alte Moguntiacum erbauten und im hiesigen vicus salutaris, wie in den benachbarten Wiesbaden, den Aquae Mattiacae der Römer, die im Orient verweichlichten, oder mit den Wunden, welche sie bei Jerusalems Eroberung erhalten hatten, bedeckten Legionen wieder Kraft und Frische gewinnen ließen. Bei Zahlbach, eine Viertelstunde von hier, stehen noch die Pfeiler der römischen Wasserleitung und zu dem Drusussteine schaute Napoleon ernst empor, als er, gleich dem kühnen Römerimperator, auf Deutschlands Unterjochung auszog. Aber Drusus, dem in Mainz von den dankbaren Kriegern dieser Denkstein errichtet wurde, wie Attila, die Gottesgeißel, welcher mit seinen Hunnen, gleich einem Heuschreckenzuge, Mainz zerstörte, als er gen Gallien zog, um auf den Campis catalaunicis den Würfel zu werfen, der über die Mongolisirung oder Germanisirung Europas entscheiden sollte, und Napoleon, der Mainz seine „gute Stadt" nannte und sprach: „ich liebe die Mainzer" — sie alle haben Deutschland bedroht, die alte stattliche Eiche geschüttelt, daß sie krachte bis in die tiefsten Wurzelfasern hinein; aber sie haben den Baum nur geschüttelt, damit der Reif abfiel, die stockenden Säfte aufs Neue zum stolzen Wipfel stiegen und frischere, mächtigere Sprossen trieben. Wenn ich auf dem Campus Martius der Römer die österreichische und preußische Besatzung trommeln höre, oder sehe, wie hier Jemand altrömisches Gemäuer oder „Heidenköpfe", nämlich antike Silbermünzen, ausscharrt, oder im hiesigen Museum das Modell zu der gewaltigen Brücke betrachte, welche Napoleon den Mainzern versprach, wie den Polen ein neues Reich, dann kommen mir oft eigene Gedanken über die Geschichte und über die Unverwüstlichkeit des deutschen Volkes. Ja, wir sind das auserwählte Volk der modernen Geschichte, welches die mächtigsten Räthsel der Weltgeschichte zwar langsam und bedächtig — dem Einzelmenschen mit seiner Spanne Zeit wohl zu bedächtig — löst, aber sie doch löst. Manche klugen Leute in der Ferne und besonders hier am linken Ufer des Rheines schütteln darüber den Kopf; sie waren oder wären doch gern in Paris gewesen und hoffen von den Franzosen das Heil, weil sie immer sogleich vornhinaus wollen, und weil die Franzosen ja doch die Avantgarde im Völkerheere zum gelobten Lande der Freiheit sind. Wir Deutschen aber sind der Kern des Heeres, glaube ich, und wenn ich es auch nicht glaubte, so wollte ich dennoch am deutschen Wesen festhalten, statt wie Manche diesseit des Rheines, von der Größe zu faseln, die uns von Paris kommen soll. Wir haben ja oft genug Gelegenheit, von dem Qualm in den französischen Jouenalen auf die Gerichte zu schließen, welche in den dortigen politischen Garküchen gekocht werden; die Fleischtöpfe Aegyptens sind es nicht, wenigstens für uns sicher nicht. „Den Braten für uns, die Knochen für Euch!" lautet die Marseillaise des neuen Frankreichs in den Versen, welche sich auf Deutschland beziehen; da wollen sie, rein „im Interesse der Civilisation", vor allen Dingen erst einmal den Rhein als Grenze haben und das goldene Mainz voran, die „gute" Stadt! Manche hiesige Advokaten sehen sich nun schon als Staatsprocuratoren oder Deputirte und Minister in der „Hauptstadt der civilisirten Welt", in Paris — Gott weiß das Elend! das Volk auch; denn der mainzer Bürgerstand ist deutsch und wird es immer mehr, je mehr Deutschland wieder ein Deutschland wird, wie es seiner Prädestination nach werden muß.

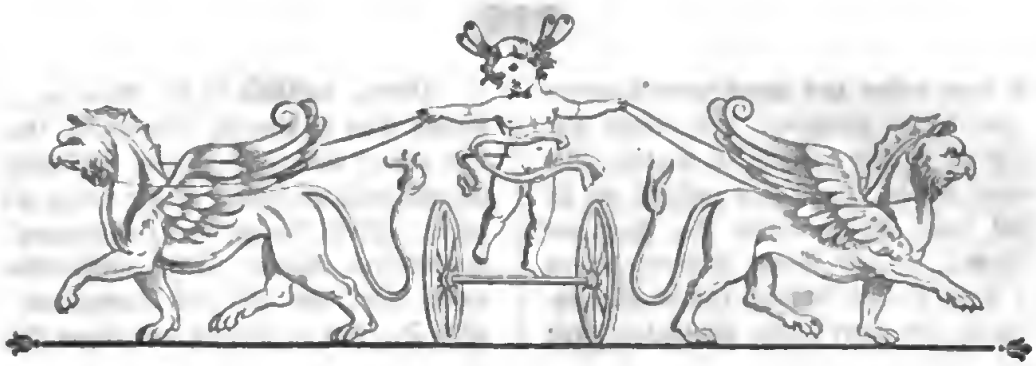
Doch ich wollte Ihnen ja nicht von Politik schreiben. Verzeihen sie den Excurs; dergleichen Fragen kommen hier so oft aufs Tapet, daß man unwillkürlich hineingeräth, wenn man über hiesige Zustände berichten will. Also wieder zu dem Reelleren.

Die Dampfschifffahrt wird auf dem grünen Rheine immer lebhafter, die Concurrenz steigert den Verkehr, weil sie das Reisen billiger und leichter macht. Dampfschifffahrt und Eisenbahnen sind die Missionsanstalten der täglich mehr ins Volk eindringenden Bildung, sie sind der Johannes, welcher dem kommenden Messias: Nationalgröße, die Pfade zu der Preßfreiheit ebnet.

Durch die Dampfschifffahrt auf dem Rheine und durch die Eisenbahn, welche mit kommendem Frühlinge activ werden soll, wird sich das lebenslustige Mainz dem Rheingau, den Taunusbädern und besonders Wiesbaden näher gerückt sehen, und wird das handeltreibende Mainz sich nach und nach zum Hafen von Frankfurt gestalten. Seit die geistlichen Herren hier das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht haben, und am Eingange zum ehemaligen kurfürstlichen Schlosse zu lesen steht: „Großherzoglich hessisches Haupt-Zollamt", hätte freilich in der höchst vortheilhaft gelegenen Stadt ein großartiger Selbsthandel erblühen können, wenn Mainz nicht Bundesfestung geworden wäre und das Bollwerk Deutschlands bleiben müßte, so lange Schanzen und Batterieen überhaupt im modernen Völkerleben noch nothwendige Uebel sind. Neben den historischen und politischen Verhältnissen, welche der topographisch sonst so begünstigten Stadt das Ziel nicht gestatten, welches sie ohne diesen Hemmschuh erreichen könnte, hat auch die ethnographische Entwicklung des neueren Mainz eine Richtung behauptet, welche das muntere Völkchen strebsam, aber nicht unternehmend genug, wohlhabend, aber selten reich werden läßt. Wo der Himmel so blau, die Erde so wonnig und der Wein so billig ist, wie hier, da ist es mit Ernst und Stätigkeit ein eigen Ding; es fehlt die Noth, die große Lehr- und Zuchtmeisterin der Menschenkinder, welche sie geschaart an den Lastwagen des Brot- und Gelderwerbes kettet. Der mainzer Handels- und Gewerbsstand leistet jetzt Manches, und mehr als sonst, indeß er würde doch mehr wagen und erschwingen, wenn die Einzelinteressen nicht oft so starr als einzelne Factoren, sondern als Zahlenphalanx operiren wollten. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 56. — den 19. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

In Marguerltens Augen las Georg bald mit Entzücken die zärtlichste Antwort auf die Gefühle, welche sie ihm eingeflößt hatte, und ihr endliches Geständniß, das beinahe freiwillig und von Thränen und dem heftigsten Ausbruch der Leidenschaft begleitet war, setzte ihn in einen Zustand des Rausches, in welchem der Wille seiner Mutter und die Vorurtheile der Welt der Stimme des Herzens weichen mußten.

Es ist mir unbekannt, ob Frau Hoqueville darum wußte, daß die jungen Leute heimliche Zusammenkünfte hatten außer der Zeit, wo Georg regelmäßig die Familie zu besuchen pflegte. Aber gewiß ist es, daß sowohl sie als ihre Tochter stillschweigend mit Georg darin einig zu sein schienen, von seiner Bekanntschaft und von seinem häufigen Umgange mit dieser Familie Niemand etwas zu sagen, mochte es nun aus Zartgefuhl oder aus berechnender Klugheit geschehen. Mehrere Monate gingen hin, ohne daß das Glück der jungen Leute durch irgend etwas gestört wurde, bis zu dem Zeitpuncte, wo Frau Graves Argwohn faßte und durch den Neger Bruder Martinez ihres Sohnes Gängen nachspüren ließ. Dieser listige Mensch stahl sich wie eine Schlange um Frau Hoqueville's Landhaus, erlauerte den günstigen Augenblick, wo er Georg in Gesellschaft mit Maguerite gewahr ward und Zeuge ihrer Zusammenkunft war. Die Nachrichten, welche Frau Graves nacheinander durch ihn erhielt, setzten sie in die äußerste Erbitterung. Keine Maßregel schien ihr nachdrücklich genug. Wäre es nach ihrem Kopfe gegangen, so hätte sie den Umgang mit diesem niederträchtigen Menschen ihrem Sohne aufs bestimmteste verboten, und Hoqueville's wären aus den dänischen Besitzungen verwiesen oder in Ketten und Banden gelegt, weil sie einen von den Weißen verführt hätten. Aber zum Glück hatte sie Zeit auszurasen und eine ganze Nacht die Lage der Dinge zu erwägen. Mit ihres Sohnes Charakter war nicht zu scherzen. Er hatte ihr bis jetzt den kindlichen Gehorsam nicht verweigert, aber doch bei manchen Gelegenheiten, wo man es am wenigsten erwartete, einen Starrsinn und eine Bestimmtheit gezeigt, die ihr eine Frucht langen Grübelns zu sein schien, und wogegen jeder Widerstand vergebens gewesen war. Wie wenig nun also ausgerichtet werden konnte, da seine Leidenschaften mit im Spiele waren, ließ sich voraussehen. Zwingen konnte sie ihn nicht; in kurzem war er mündig und sein eigener Herr. Alle die Scenen, welche stattgefunden hatten bei der Heirath seines Großvaters Wilhelm mit einem freifarbigen Mädchen, würden sich wiederholen, und waren in diesem Falle um so demüthigender, da Georg der letzte seiner Familie war, die auf diese Weise ganz zur Classe der Freifarbigen übergehen würde. Dieser Gedanke war ihr unerträglich; lieber wollte sie ihr Leben lassen, als sich darein ergeben. Er brachte allen ihren Stolz in Aufruhr und drohte alle ihre Plane zu vernichten. Eine Verbindung zwischen Georg und einem jungen dänischen Mäd-

Digitized by Google

chen, der Tochter eines hohen und angesehenen Beamten in St. Croix, war bereits verabredet und gerade jetzt im Begriff, endlich zu Stande gebracht zu werden. Die junge Dame, welche sich in Kopenhagen aufhielt, wo sie erzogen war, sollte diesen Sommer nach St. Croix abgeholt werden, damit sie und Georg einander kennen lernen könnten. Frau Graves sah ein, daß es aller ihrer Klugheit bedurfte, um unter diesen Umständen ihren Plan durchzusetzen, und einzig und allein Georg's Entfernung von St. Croix konnte ihr einen glücklichen Erfolg versprechen. Alles wohl erwogen beschloß sie, von seiner Bekanntschaft mit der Familie Hogneville nichts wissen zu wollen, und alles von der Zeit und der Abwesenheit zu erwarten.

In den folgenden Tagen sprach sie öfters, wenn Georg zugegen war, von ihren Familienbesitzungen in Norwegen. Einige Briefe, welche sie empfangen hatte, waren sehr beunruhigend; man hatte bisher eine unverzeihliche Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegen ein so großes und bedeutendes Eigenthum gezeigt, und man konnte nun Gefahr laufen, es zu verlieren. Diese Besitzungen, zum großen Theil Erbgüter der Familie, waren ihres Vaters Augapfel gewesen, und es war doppelte Pflicht, ihren Verlust zu verhüten. Georg, der in dieser Zeit, wie häufig, sich in einem träumenden Zustand befand und in sich selbst vertieft war, merkte nicht sonderlich auf diese Aeußerungen. Die norwegischen Erbgüter waren allerdings ausgedehnt, bisher aber als Kleinigkeit betrachtet gegen die bei weitem wichtigeren und reicheren in Westindien; vornehmlich hatte seine Mutter, deren praktischer Blick nicht auf Abwege gerichtet wurde, durch Beschäftigung mit was immer für Angelegenheiten, die bloßen Neigungswerth hatten, bisher sich wenig um diese norwegischen Besitzthümer bekümmert; es aus Pietät zu thun, war nicht in ihrer Art. Briefe aus Norwegen hatte das Comptoir wohl in der letzteren Zeit empfangen, aber er war unbekannt mit ihrem Inhalt und hatte wenig danach gefragt.

Endlich eines Tages, als Frau Graves dies Gespräch wieder auf die Bahn gebracht hatte, sagte sie zuletzt: es ist deutlich aus Allem zu merken, daß der Beauftragte, den wir angenommen haben, die Zeit hinzuziehen sucht, um desto länger unsere Geschäfte zu behalten, und das Ende wird sein, daß diese unserer Familie so werthen Besitzungen in lauter Processen und Jahrgehalten zu Wasser werden. Das kann ich nicht ruhig ansehen. Ich will der Sache ein Ende machen, und selbst nach Norwegen reisen.

Georg, vielleicht in der Meinung, daß diese Aeußerung nicht so ernstlich gemeint sei, schwieg dazu. Aber eine andere anwesende Person, auf welche Frau Graves wahrscheinlich Rechnung machte, zeigte sich nicht so gleichgültig. Diese Person war ein ältliches Frauenzimmer, mit Namen Elsbeth Krog, welche Georg's Amme gewesen war, und jetzt das Gnadenbrot in der Familie aß. Sie war in Bergen auf einem Hofe erzogen, der Frau Graves Vorfahren gehörte, und als junges Mädchen nach Westindien hinübergekommen; aber es wäre unrecht gewesen, zu sagen, daß sie sich 'acclimatisirt habe. Der gute norwegische Grund, den sie in Bergen gelegt hatte, war kenntlich, sowohl in ihren Manieren und in ihrer Kleidertracht, die nicht recht zu der Wärme des Landes paßte, als auch in ihrer Sprache und in ihrem Accent. Für ihre Herrschaft hegte sie die größte Ergebenheit, und besonders für Frau Graves den unbedingten stumpfen Respect, der im Allgemeinen bei einfältigen Leuten gegen Alles stattfindet, dessen Verbindung oder Grund sie nicht begreifen, oder doch sich darunter beugen müssen. Sie hatte wenig Verstand, aber große Gutmüthigkeit. Zwischen Georg und seiner Mutter war sie oft bei dem Erstgenannten die Vermittlerin, und das Kehrwort war da stets: „Hör' nun, was ich sage, lieber Georg! Er muß thun, was seine Mutter verlangt. Sie hat mehr Verstand als wir Uebrigen alle, und weiß, was sie thut."

Da Elsbeth, die als alte Dienerin Erlaubniß hatte, ein Wort mitzusprechen, den Beschluß der Frau hörte, nach Norwegen zu reisen, brach sie aus: „Ach je, je, je!" — Dieser Ausruf war ein kleiner Rest ihrer norwegischen Jugenderinnerungen und wohl dasselbe, wie Ach Herrje! — „Will die Frau nach Norwegen reisen? Soll denn Georg mit? Oder soll ich mit?"

„Georg?" fragte die Frau; „Hm! Nein, daran ist nicht zu denken. Beide können wir das Comptoir nicht verlassen. Entweder muß er oder ich zurückbleiben."

„Aber so sollte die Frau den Georg reisen lassen! Er ist jung und stark, und erträgt es besser. Und lassen Sie mich ihn begleiten, und ihm drüben Alles in der Runde zeigen."

„Was sagst Du zu Elsbeth's Vorschlag?" sagte die Frau, sich an ihren Sohn wendend.

Der wünschte seine Amme und ihren Vorschlag zum Teufel, konnte jedoch nicht umhin, obgleich mit merklichem Widerwillen, zu antworten, daß, wenn Jemand reisen solle, es am besten sei, daß er es übernehme.

„Ich habe selbst daran gedacht!" erwiederte die

Frau. „Es ist auch einmal Zeit, daß Du Dich in der Welt umsiehst; und Du hast ja oft gewünscht, eine Reise nach Europa zu machen. Du könntest dann zugleich verschiedene andere wichtige Orte besuchen, welche Handelsverbindungen mit unserer Insel haben, und neue eingehen. Ja, weißt Du was, Georg, der Einfall ist nicht so übel. Reise Du! Die Zeit ist gerade bequem dazu, da Dich hier nichts hält, und Junghans Deine Geschäfte übernehmen kann."

Der Letztgenannte trat in diesem Augenblicke mit einigen andern Comptoirdienern herein, welche Briefe und Rechnungen brachten. Frau Graves wandte sich an sie und sagte mit dem ihrem Sohne nur allzubekannten kalten, bestimmten Geschäftston: „Ich habe Sie hiermit zu unterrichten, daß ich auf meines Sohnes Ansuchen beschlossen habe, ihn eine Reise nach Europa machen zu lassen mit dem nächsten abgehenden Schiffe. Sie, Junghans, sorgen dafür, daß von Seiten des Comptoirs keine Hindernisse eintreten, und daß mein Sohn so ausgestattet wird, wie es unserm Hause geziemt." — Bei diesen Worten winkte sie den beiden andern Dienern, und begab sich mit ihnen in ihre Gemächer, um die mitgebrachten Rechnungen nachzusehen.

Georg blieb zurück in einer Verwirrung und Bestürzung, welche ihn für den Augenblick aller Besinnung beraubte. Hundertmal beschloß er an diesem Tage, Muth zu fassen und der Mutter sein Verhältniß zur Familie Hoqueville zu offenbaren, aber eben so oft verwarf er den Beschluß. Gerade in diesen Tagen hatte sie bei mehreren Gelegenheiten sich mit so großer Bitterkeit gegen einige farbige Familien geäußert, daß er mit Schrecken an den Widerstand dachte, den sie ihm entgegensetzen würde. Gegen Abend ging er zu Hoqueville's und theilte ihnen diese trostlose Neuigkeit mit. Marguerite zerfloß in Thränen; aber Frau Hoqueville, welche Georg bei dieser Gelegenheit von der Zärtlichkeit zwischen ihm und ihrer Tochter unterrichtete und seine unveränderliche Treue versicherte, ward so angenehm von dieser Erklärung überrascht, daß sie sich leichter in die Trennung fand, und die Liebenden tröstete. Georg gestand gleichfalls, daß seine Mutter von seiner Liebe nichts wisse, und vor der Hand nichts wissen dürfe, daß er aber nach seiner Zurückkunft, bis zu welcher Zeit er mündig wäre, seine Verbindung mit Marguerite keinen Augenblick verschieben würde. Ihre Jugend und Unerfahrenheit machte, daß sie die Wichtigkeit dieser Trennung für ihre Wohlfahrt nicht einsah, und eine schmeichlerische Hoffnung auf die Zukunft brachte ihre Angst zum Schweigen.

Frau Graves war indessen höchst thätig. Den zuvor erwähnten Beamten auf St. Croix, dessen Tochter Georgen bestimmt war, unterrichtete sie davon, daß ihr Sohn nothwendigerweise eine Geschäftsreise nach verschiedenen Handelsplätzen in Europa machen müßte, und daß sie selbst sich in kurzer Zeit nach Dänemark begeben würde. Die erste Zusammenkunft der jungen Leute schien deshalb am bequemsten in Kopenhagen stattfinden zu können, von wo sie, wenn sonst nichts der Verbindung im Wege wäre, die junge Dame mit der größten Sorgfalt nach St. Croix zurückbringen würde. Um dieselbe Zeit, wo dies in Richtigkeit gebracht war, wurden die Anstalten zu ihres Sohnes Abreise in aller Stille und mit so großer Hurtigkeit betrieben, daß Georg, weil wenig davon zu seiner Kunde kam, sich noch mit einigem Aufschub schmeichelte, als seine Ausrüstung bereits besorgt war, das Schiff segelfertig lag, und seine Mutter ihn benachrichtigte, daß er den nächsten odrr nächstfolgenden Tag bereit sein müsse an Bord zu gehen. Und von diesem Augenblick an wußte sie unter dem Vorwande näherer Verabredung ihn so in ihrer Nähe zu behalten oder ihn mit ihren Creaturen zu umgeben, daß es schon war, als ob er von Hoqueville's Abschied genommen hätte. (D. F. f.)

Briefe aus Mainz.

(Beschluß.)

„Freut Euch des Lebens!" ist das erste Gebot im Dekaloge des mainzer Lebens. Daher verdient man gern und arbeitet gut, um gut leben zu können; daher fehlt der Mehrzahl aber auch das Sitzfleisch und die — Langeweile, um der Literatur mehr Theilnahme zu schenken, als nöthig scheint, um auf höhere Bildung Anspruch machen zu dürfen. Zu Dichtertränen in luftige Höhr und zu philosophischem Erzschürfen in dunkler Tiefe fühlen sie keinen Beruf, denn das reelle Leben tritt sie zu frisch, zu prall möchte ich sagen, an. Sie haben zu viel Mutterwitz und angeborenen Scharfsinn, um das Bedürfniß zu fühlen, das muthige Roß noch durch Kunst schuten zu lassen. Auch war das französische Wesen frührr noch zu mächtig, um den Drang nach wissenschaftlicher Gründlichkeit und deutscher Tiefe mächtig genug werden zu lassen; die Schulen mögen auch ihren Antheil an der Richtung gehabt haben. Sie sehen, das katholische Element — im Leben hier sonst von sehr untergeordneter Bedeutung — behauptet sich in der mehr sinnlichrn Gestaltung des Lebens noch immer. Doch soll dies nicht als Ausstellung gesagt sein — Gott soll mich davor bewahren! — sondern nur als eine Thatsache, als ein Grundzug in der originellen Physiognomie des jetzigen Mainz. Das hei-

Digitized by Google

tere Völkchen hat einen natürlichen Witz, der seines Gleichen sucht; die Carnevalssonne zeitigt diese heimische Pflanze noch mehr, — Proben davon in meinem Faschingsberichte —; aber es fehlt die protestantische Schärfe, die skeptische Spitze und die philosophische Tiefe. Ob das ein Mangel im mainzer Leben sei? Möglich; doch behaglicher sind wir gewiß bei unserem leichtflüssigen Humor! Man hängt sich hier gern eins an, „uzt sich gern", weil man gern lacht, und nimmt sich deshalb auch selten etwas übel, denn Spaß muß getrieben werden; wer aber, zumal wenn er kein „mainzer Bub" ist, auf ihr unbefangenes Leben und Treiben einen tiefer dringenden Pfeil schießt, der hat es für lange, wenn nicht für immer bei ihnen verdorben. Hierin liegt zum Theil der Grund, daß sich der mainzer Humor mit der scharfen Lauge des märkischen Witzes so wenig vertragen kann, daß die preußische Garnison im Volke mindestens viel weniger populär ist, als die gemüthlichen Oesterreicher, welche in Freistunden auf der neuen Anlage sowohl, wie in der Rheinallee und auf dem Philosophenwege, auf der großen Bleiche und am Rheine die Uebrall und Nirgends spielen, ein Mädel am Arm und eine Pfeife im Munde; sie sind bei den mainzer Mägden das Factotum und die Hähne im Korbe, und sollten sie einmal Nachts den Feind überfallen, so könnte er sie unter dem Winde mindestens schon an den Gerüchen des Regietabaks auf eine Viertelstunde weit riechen. Ich rede hier natürlich nur von den Soldaten; die Officiere sind, wie alle Officiere, nur etwas gemüthlicher und solider, wenn ich nicht philisterhafter sagen soll.

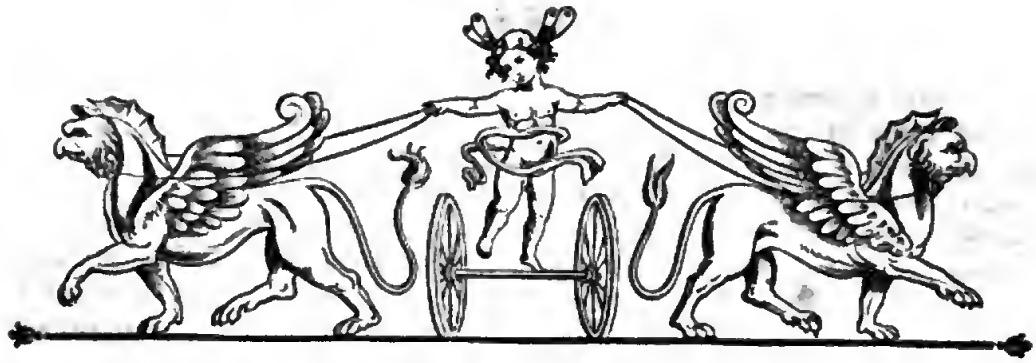
Doch nun zum Schluß nach diesem Allgemeinen noch einige Tagesneuigkeiten. Ich will mich für diesmal kurz fassen, da manches jetzt noch embryonisch ist; kam das Kind zur Welt und hat es einen Namen, dann ein Mehreres davon!

Ueber literarische Neuigkeiten kann ich Ihnen aus dem einfachen Grunde nichts berichten, weil dergleichen hier in jetziger Jahreszeit noch seltener, als ein Vierkleeblatt sind; im Sommer kommen die Zugvögel wohl hieher. Also von der zweiten Stereotypseite der Correspondenzen, von der Journalistik. Wir haben hier Journale genug, aber da ich mir ihre Besprechung für einen ausführlicheren Bericht aufsparen möchte und man durch hingeworfene Bemerkungen hierbei leicht mehr Lärm macht, als man eben auszubaden Lust hat, so übergehe ich auch sie diesmal und wende mich zu Nr. 3. dem Theater. Indeß auch hier möchte ich vorläufig mit bedeutungsschwerem Stillschweigen vorüber gehen, obschon ich manchen langen Abend darin gesessen und Zeit zum Denken hatte, weil mir zum Schauen wenig Schauenswerthes geboten wurde. Ich bemerke also für diesmal nur in Bausch und Bogen, daß unsere Oper bei der neuen Direction zum Hätschelkindchen wurde und, die Verhältnisse in Anschlag gebracht, ziemlich gut genannt werden kann. Diese Freude ist uns indeß theuer genug zu stehen gekommen; denn die übrigen Erwartungen lassen bis Dato noch immer auf sich warten. Das Conversationsstück ist mittelmäßig, das höhere Drama aber so kläglich, daß keine einzige Darstellung der Art selbst dem genügen konnte, der bei jeder mißlungenen Partie des allgemeinen Verfalles der deutschen Schauspielkunst eingedenk blieb. Die Kräfte wären so übel nicht, wohl aber ihre Verwendung; bei Unbefangenen und Unbetheiligten herrscht darüber im Publicum nur eine Stimme. Die Verwaltung darf sich durch solch principloses Hin- und Hervagiren daher für nächsten Sommer hier wenig Heil versprechen. Die Gegend ist ohnehin zu paradiesisch, Wiesbaden zu nahe; der Mainzer geht in guter Jahreszeit nicht gern ins Theater. Der Patriotismus, welcher sich seit der Trennung der hiesigen Bühne von der wiesbadener regte, würde vielleicht hier eine Ausnahme von der bisherigen Weise durchgesetzt haben, um zu zeigen, daß in Mainz eine Bühne sehr wohl ohne Filial bestehen könne; doch dieser Eifer ist durch die jetzige Direction so schnell abgekühlt worden, daß diese nun ihr Glück in der Ferne suchen will, ob im Gefühle ihrer Kraft oder Schwäche, lasse ich vorläufig dahin gestellt sein. Unsere Oper wird, wie es heißt, einen Argonautenzug nach dem goldnen Vließ in London machen und unser Schauspiel in Straßburg eine Treibjagd anstellen. „Zwei Fliegen auf einen Schlag!" rufen nun bewundernd die Einen, die Andern aber sagen verwundert: „Zwei Ohrfeigen von Rechts und Links auf einmal!" Die Zukunft wird lehren, wer der beste Augur war. — Die originellsten und am zahlreichsten besuchten beiden Theaterabende im neuen Jahre waren die Narrendebüts. Das erste Mal zogen sechshundert Schellenkappen zu der Vorstellung: „Endlich hat er es doch gut gemacht"; in den Zwischenacten wurden Carnevalslieder gesungen und die Kappen geschwenkt; Jubel herrschte vom Parterre, das ganz für die Narren reservirt war, bis in das Paradies hinauf. Das zweite Narrendebüt bestand in einer großen Carnevalsversammlung mit Vorträgen, welche von echtem Volkswitze sprudelten, mit Gesang und Tanz. Sechshundert Narren in Kappe und Stern und über tausend Mainzerinnen mit der Narrenblume bildeten die Faschingsrepublik. „Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!" Unsere Mainzerinnen sind bekanntlich Prachtexemplare im Blüthenkranze deutscher Frauen von Olims Zeiten her. Alles war auf die Carnevalstage der Freude voll; denn wenn die Zeit erfüllet ist, wird Hanswurst durch die Faschingssonne ausgebrütet, aus einem Ei zur Welt kommen und ob seiner, so Gott will, höchst glücklichen Geburt Jubel in allen Gassen erschallen drei wundernärrische Tage lang!

Vorläufig gehen alle Gedanken in den Carnevalsvorbereitungen auf; deshalb hört man noch wenig Specielles über das Buchdruckerjubiläum, obgleich sich auf unserem Gutenbergsplatze gar Herrliches und Gemäßes gestalten wird. Zu Volksfesten haben die Mainzer ein seltenes Talent und für ungezwungene Schicklichkeit einen Tact, der sich bei der Einweihung des Gutenbergmonumentes als probehaltig auswies und sicher auch diesmal den Ruhm der heitern alten Rheinstadt mit einem neuen Triumphe vermehren wird. Ihnen darüber, wie über die Carnevalsfreuden demnächst meine Meinung zu sagen, wird mir ein besonderes Vergnügen sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 57. — den 20. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

Frau Graves begleitete selbst ihren Sohn an Bord. Beim Abschiede gab sie ihm ein versiegeltes Packet, welches theils Handelspapiere, theils eine genau bestimmte Richtschnur für sein Verhalten als Beauftragter des Hauses in Europa enthielt. „Ich brauche wohl meinem Sohne nicht zu sagen," fügte sie hinzu, „daß die geringste Abweichung von dem, was hier vorgeschrieben ist, die Wohlfahrt unseres Comptoirs auf das Spiel setzen kann." — Elsbeth, die zu ihrer großen Betrübniß ihren Liebling auf der Reise nicht begleiten durfte, wollte noch einige Ausrufungen: „Ach je, je, soll er nun reisen, Georgelchen?" nebst Thränen und Klagen und gutem Rath hinzufügen; aber ein strenger Blick von ihrer Frau brachte alles dies wieder in Ordnung, und sie setzte sich ins Boot, ohne einmal zurückzublicken, sondern murmelte nur etwas bei sich selbst über den langen Weg, und das große Wasser, über welches er fahren sollte. — Das Schiff ging unter Segel; Frau Graves warf einen stolzen, triumphirenden Blick darauf, und bei dem günstigen Winde bedurfte es nur weniger Zeit, um ein großes Meer und unübersteigliche Hindernisse den Liebenden in den Weg zu legen.

Georg war so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er schon einige Tage am Bord gewesen war, ehe er das versiegelte Packet öffnete und dessen Inhalt untersuchte. Zu seiner Betrübniß entdeckte er denn jetzt erst, daß sein erster Bestimmungsort nicht Bergen war, wie er gedacht hatte, sondern daß ein Jahr hingehen würde über den Aufenthalt in verschiedenen Städten Englands und Frankreichs. Hierdurch mußte er auf längere Zeit außer aller Verbindung mit Hoqueville's gesetzt werden, deren Briefe, seiner Anweisung zufolge, nach Bergen adressirt werden sollten, und die Aussicht, von seinem ersten Aufenthaltsorte ihnen bestimmter seine Adresse geben zu können, gab bei der weiten Entfernung nur schwache Hoffnung. Sonderbar genug faßte er auch nicht einmal jetzt Argwohn, daß seine Mutter um seine Liebe wissen könne, und mit Fleiß gesucht habe, ihn zu entfernen, so gut hatte sie sich zu verstellen gewußt, und so überzeugt war er, daß sie bei der geringsten Kunde von einem ihr so verhaßten Gegenstande, den offenbaren und heftigen Ausbruch von Bitterkeit unmöglich habe unterdrücken können.

Die Ueberfahrt gab Georgen reichlich Gelegenheit, sich in die Erinnerungen seiner Liebe zu vertiefen und Plane für die Zukunft zu entwerfen. Aber an die Stelle dieses grübelnden Zustandes trat eine desto größere Thätigkeit bei seiner Ankunft in Europa. Seine Mutter hatte mit großem Scharfsinn ihm eine Menge von Geschäften übertragen, die nicht blos durch häufige Reisen und Veränderungen des Aufenthaltortes seinen Sinn zerstreuten, und ihn für neue Eindrücke empfänglich machten, sondern außerdem für die Beschaffenheit eben dieser Geschäfte seine Gedanken von den Vorstellungen zarterer Art losreißen und sie zu der strengeren und ernsteren

Digitized by Google

Seite des Lebens hinwenden mußten. So ging ein Jahr hin, ohne daß er in all dieser Zeit etwas von Marguerite hörte. Seiner Bestimmung gemäß ging er nun nach Kopenhagen, von wo er sich nach Bergen begeben wollte. In Kopenhagen war er sehr überrascht, einen Brief von seiner Mutter zu finden, worin sie ihn unterrichtete, daß sie nach längerem Kränkeln dem Rath des Arztes folgen und nach einem gesünderen Klima gehen wolle, daß er, in Folge dessen, sie in Bergen erwarten solle, wo sie bald einzutreffen hoffe. — Georg fand hierin einen Grund mehr, nach Norwegen zu eilen, wo er erwarten konnte, Briefe von Margueeite anzutreffen, nach denen er sich so lange gesehnt hatte.

Bei seiner Ankunft in Bergen war sein erstes Geschäft, sich auf der Post zu erkundigen. Zu seiner Freude lag dort ein Brief für ihn. Er war von Marguerite und etwa einen Monat nach seiner Abreise von St. Croix geschrieben. Er enthielt die wärmsten Versicherungen einer unveränderlichen Zärtlichkeit, und war ihm gewiß sehr theuer, vermochte jedoch nicht ganz seine Gedanken zu erfüllen oder seine Phantasie während des einsamen und höchst langweiligen Lebens zu erfüllen, das er in einigen Wintermonaten theils zu Bergen, theils auf der Besitzung seiner Mutter einige Meilen entfernt führte. In der Stadt war er von unbekannten Leuten umgeben, deren Mangel an Bildung ihn nicht für die Verbindungen entschädigen konnte, in welchen er im Auslande mit einigen von den ersten Kaufmannsfamilien gestanden hatte; und auf dem Lande war er von einer wahrhaft romantischen aber zugleich etwas traurigen und wilden Klippennatur umgeben. Endlich kam der Frühling und hiermit seine Mutter. Auf dem Schiffe, wo er sie bei ihrer Ankunft begrüßte, kam sie ihm mit einer gewissen Feierlichkeit, mit einem jungen, schlanken und ungewöhnlich hübschen Mädchen an der Hand, entgegen, welche sie ihm mit den Worten vorstellte: „Ich habe die Ehre, Dir hier Fräulein Heloise Carstens, die Tochter des Oberstlieutenants Carstens vorzustellen. Sie denkt sich hier eine kurze Zeit aufzuhalten, und sodann mit uns nach St. Croix hinüberzufahren. Ich zweifle nicht, daß mein Sohn ihr den Aufenthalt auf unsern norwegischen Besitzungen so angenehm wie möglich machen wird." — Georg, der sich wirklich getroffen fühlte von der Schönheit und dem fixirenden Blick der jungen Dame, stammelte etwas, das wie ein Willkommen klang, und begleitete dann die Dame zur Stadt, wo der Wagen in Bereitschaft stand, um sie nach Godset zu bringen. Hier war man nun damit beschäftigt, sich einzurichten und die Zimmer anzuweisen für die Herrschaft und für die zahlreiche mitgekommene Dienerschaft. Der Hof war weitläufig und altertümlich eingerichtet, zwei Stockwerk hoch, von Holz. Nach einigen Einrichtungen, welche Georg in Eile getroffen hatte, fand man nach Umständen mehr Bequemlichkeit, als man erwartet hatte. Unter der mitgekommenen Dienerschaft war auch Georg's Amme, Elsbeth Krog, die außer sich war vor Entzücken über die Herrlichkeit ihres Vaterlandes.

Es zeigte sich, daß das junge Fräulein aus Kopenhagen mit der Anordnung der Zimmer für die Damen nicht leicht zufriedenzustellen war. Alles, was Frau Graves für sie hatte einrichten lassen, verwarf sie, nur mit einer kleinen Entschuldigung, und bat endlich um die Erlaubniß, ihre Zimmer „nach ihrer eigenen Phantasie", wie sie sagte, einzurichten. Zu ihrer Aufwartung verlangte sie blos eine halberwachsene Negerin und die alte Elsbeth. Es zeigte sich bald, daß Alle auf dem Hofe, selbst Frau Graves, die sonst an Nachgiebigkeit nicht gewöhnt war, ein Vergnügen darin fanden, die Wünsche der jungen Dame zu erfüllen. Ihretwegen wurde die Speisezeit verändert; einige Bäume, die die Aussicht aus ihren Fenstern hinderten, wurden umgehauen, und zum Theil Einrichtungen getroffen, die sie wiederum ohne langes Bedenken umändern ließ, wenn sie ihrer Erwartung nicht entsprachen. Ihre Hauptleidenschaft war, zu reiten und zu jagen, woran ein Sommeraufenthalt das Jahr zuvor auf einem Heerenhofe in Seeland ihr Geschmack eingeflößt hatte. Sie ritt deswegen gewöhnlich aus, entweder allein oder mit den Leuten des Hofes, wenn diese nicht auf der Jagd waren. Ungeachtet ihrer kleinen Launen und Eigenheiten war sie beinahe angebetet, besonders von den Leuten des Hofes. Ihr offenes gerades Wesen und ihre Mildthätigkeit war wohl zum Theil der Grund davon, aber eben so sehr ihre Schönheit, ihre hohe schlanke Figur. Das Herz hüpfte manchem jungen Kerl im Leibe, wenn er sie zur Pforte des Hofes hinausreiten sah in einer Art von Reiteranzug nach der Mode jener Zeit, in einem weißen lichtblauen seidenen Frauenkleide, einem hübschen Spencer mit Schößen und einem hohen Tafthut mit Federn, unter welchen das blonde feingepuderte Haar in vollen Locken hervorsah.

Heloise hatte als Kind Westindien verlassen und war in Kopenhagen bei einem Verwandten von hohem Stande erzogen, der ein großes Haus machte, und wo sie gewohnt war, jeden von ihren Wünschen erfüllt zu sehen. Durch Schönheit und Verstand ward

Digitized by Google

sie bald der Gegenstand der Anbetung für die jungen Herren und die Seele der besten Gesellschaftskreise. Aber es schien, als ob zwei Feen bei ihrer Wiege gestanden hätten, und daß die eine ihr nicht blos die schöne Gabe geschenkt hatte, die zärtlichsten Gefühle bei Andern zu wecken, sondern auch ihre Bedeutung und ihren Werth zu erkennen, die andere Fee ihr dagegen die Eigenschaft versagt hatte, sie zu erwiedern. Sie sympathisirte sichtlich mit allem Schönen und Guten; aber den Einfluß der Liebe auf ein junges Gemüth in Leid und Freude, und deren Heftigkeit und Macht kannte sie nur aus der Wahrnehmung bei Andern; sie selbst blieb davon unberührt. Gegen die Verbindung mit Georg Graves, welche die Verwandten ihr vorschlugen, hatte sie nichts einzuwenden. Ihr Herz war völlig frei. Daß die reichste Familie von Westindien ihre Augen auf sie hingewandt hatte, schmeichelte ihrer Eitelkeit, und sie war fest entschlossen, ihre Hand Georg zu reichen, gegen dessen Person sie übrigens bei näherer Bekanntschaft nichts Wesentliches einzuwenden hatte. Nur bat sie es sich von Frau Graves aus, ihrem Sohne nicht sogleich als seine Zukünftige vorgestellt zu werden, wenn er nicht sonst schon davon unterrichtet sei. Es wäre das Beste, meinte sie, für die glückliche Zukunft Beider, daß ihre Verbindung von gegenseitiger freier Wahl abhängig gemacht werde. Diese Bedingung stimmte ganz mit den Planen der Frau Graves, und sie hatte nichts dagegen. Die Reise nach Bergen und das kurze Zusammenleben in Kopenhagen war hinreichend für diese beiden Damen, um einander kennen zu lernen. Frau Graves, welche Respect hatte vor dem von Heloisens Vater in St. Croix bekleideten hohen Posten, und bei der Schwierigkeit, welche sie bei Georg antreffen konnte, sah ein, wie wichtig es sei, die junge Dame zu gewinnen, zeigte ihr eine Aufmerksamkeit und ein einschmeichelndes Wesen, das ihr sonst nichts weniger als natürlich war. Aber Heloise bedurfte nur geringer Einsicht in das Verhältniß zwischen der Frau und ihren Untergebenen, um die Nothwendigkeit großer Bestimmtheit und Charakterfestigkeit gegen ihre zukünftige Schwiegermutter zu begreifen, und dies war vielleicht der Grund, weshalb sie gleich bei ihrer Ankunft in Norwegen und bei ihren häuslichen Einrichtung auf Godset größeren Eigensinn in ihren Meinungen und eine größere Vereinzelung in ihrer Lebensart zeigte, als es vielleicht unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde.

Georg fand sich im Anfang abgestoßen von dem männlichen, etwas herrschsüchtigen Wesen der jungen Dame. An ihrem Jagen und Reiten fand er keinen Geschmack. Nur aus Höflichkeit erbot er sich ein Paarmal zu ihrem Begleiter, aber da es deutlich war, daß es blos aus Höflichkeit geschah, war er nicht ungehalten über eine höfliche Zurückweisung. Er ließ sie ihren eigenen Gang gehen, und näherte sich ihr nur, wenn es unumgänglich nöthig war. Aber dies war nicht ganz nach Heloisens Meinung. Sie war es gewohnt, die Herren zu ihren Füßen zu sehen; eine Gleichgültigkeit wie Georg's, kränkte ihre Eitelkeit, so wenig sie auch Lust hatte, dies sich selbst zu gestehen. Seine Schwermuth sei es, sagte sie, die sie interessire. Der junge Mann fühlte sich nicht glücklich, und das war kein Wunder bei solchen Umgebungen. Doppelte Pflicht für sie, sich ihm zu nähern, und ihn zu trösten und aufzumuntern. Sie war ja bestimmt, seine Begleiterin auf dem Lebenspfade zu werden; welch schönere Bedeutung lag in diesem Worte, als die der gemeinschaftlichen Theilnahme an der Beschwerde der Wanderung, des gemeinschaftlichen Kummers und der gemeinschaftlichen Aufmunterung. Mit diesem Ideengange, woran ihr Herz minderen Antheil hatte, als sie glaubte, beschloß sie bei der ersten Gelegenheit einen Versuch zu machen, um sein Vertrauen zu gewinnen.

Georg wußte durchaus nichts davon, daß Heloise ihm von den gemeinschaftlichen Verwandten als Braut auserkoren war. Frau Graves beobachtete hierüber ein tiefes Stillschweigen, und erwartete Alles von der Zeit. Die einzige von den aus Kopenhagen Mitgekommenen, welche davon einen Fingerzeig gegeben hatte, war Elisbeth. Aber als sie gleich am ersten Tage in überströmender Freude zu ihrem Liebling sagte, und dabei auf das junge Fräulein zeigte: Hat Er auch gesehen, Georgelchen, was wir ihm mitgebracht haben? begegnete sie einem so verweisenden Blick von der Frau, daß sie verstummte und sich mit leisem Murmeln in einen Winkel zurückzog. Nachher nahm die Frau sie in ihr Zimmer mit, und versicherte ihr kurz und klar, daß sie bei der geringsten Aeußerung dieses Gegenstandes gegen Georg auf dem ersten besten Fahrzeug nach St. Croix zurückgeschickt werden würde. Mehr bedurfte es nicht, um dem armen Geschöpf den Mund zu verschließen, da sie aus Erfahrung wußte, wie ernst solche Drohungen gemeint waren. Georg erwartete und hoffte deshalb nichts weiter von Fräulein Carstens als eine angenehme Zerstreuung des einförmigen Lebens in Godset. Da diese Hoffnung bei ihrer Zurückhaltung fehlschlug, konnte er noch weniger von den Plänen seiner Mutter etwas vermuthen, und

Digitized by Google

er zog sich in aller Ruhe zurück, seinen Grübeleien und ältern Erinnerungen sich überlassend. Aber dies Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten litt eine große Veränderung. Heloise schien allmälig ihm eine so schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu schenken, äußerte so viel Theilnahme an Allem, was ihn betraf, und legte überhaupt eine so große Liebenswürdigkeit an den Tag, daß er bald mit angenehmer Ueberraschung einen guten, tröstenden Schutzgeist in der trostlosen Langweiligkeit des Aufenthaltes in ihr erkennen mußte. Unvermerkt fanden sie ein wachsendes Behagen einer an des andern Gesellschaft; seinetwegen gab sie einen Theil ihrer Ritte auf; sie waren fast immer zusammen, und es währte nicht lange, so fühlte der junge Mann den ganzen verderblichen Einfluß, den Geist und Schönheit schon so oft auf andere, besser verwahrte Herzen ausgeübt haben. Ein leicht entzündliches Gemüth war wohl der Hauptgrund dieser Untreue gegen seine westindische Geliebte; aber manche Umstände kamen dazu. Eine Abwesenheit von anderthalb Jahren ist gefährlich für einen jungen Mann, wenn seine Liebe keinen unerfüllten Wunsch mehr übrig hat. Marguerite hatte seine Sinnlichkeit geweckt und genährt. Mit aller Fülle eines jungen liebenden Herzens hatte sie sich ihm ganz hingegeben. Eine flüchtige Eroberung durch Widerstand und Selbstversagung zu fesseln war ihr nicht eingefallen, und stimmte vielleicht nicht mit Temperament und Klima. Mit Seele und Leben in den Gegenstand ihrer Liebe verloren, war es ihr so natürlich, ihre verschwiegensten und heimlichsten Gefühle zu entschleiern; aber diese verloren an mädchenhafter Feinheit, was sie an Stärke und Innerlichkeit gewannen. — Wie ganz anders war Heloise Carstens! Alle ihre Aeußerungen wurden von wohlthuender Verständigkeit beherrscht. Selbst der Abstand, worin sie ihn bei aller ihrer Annäherung zu halten wußte, schärfte seine Gefühle. Er betrachtete sie wie ein höheres Wesen, wie einen Gegenstand der Anbetung. Diese feine Hautfarbe, diese blonden schwebenden Locken, das klare blaue Auge und das kluge angenehme Lächeln um ihren Mund, wie verschieden war alles dies von Margueritens anziehender aber weltlicher Schönheit. Was er im Sinnenrausche bei ihr zuvor niemals beachtet hatte, gewisse Züge, die ihre Abstammung von den Freifarbigen verriethen, traten jetzt, da sie nicht länger von dem Schleier der Liebe verdeckt wurden, schärfer in seiner Erinnerung hervor und verursachten ihm ein bitteres schmerzliches Gefühl. Eine Verbindung mit ihr kam auch ihm unnatürlich und nicht heilbringend vor; das alte Vorurtheil gegen die Farbigen steckte ihn an; selbst der Umstand, daß er nach dem Empfang des ersten Briefs später keinen mehr erhalten hatte, ungeachtet sie benachrichtigt war von seinen Reisen und seinem gegenwärtigen Aufenthalt, war ihm willkommen; sein Bild war seitdem wohl schon lange bei ihr von andern neuen Eindrücken verdrängt. Kurz, er suchte so gut er konnte, Entschuldigung für einen Bruch, dessen Unverantwortlichkeit er nur allzugut einsehen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Preßfreiheit.]

Hr. Abel behauptet vor den baierischen Ständen, die freie Presse sei keineswegs wie das Schwert Achill's, das die Wunden wieder heilte, die es geschlagen. Dann ruft er wehklagend: Was hat denn die freie Presse in den Ländern, wo sie bestehe, Gutes gestiftet? Und was hat die „Gedankenmörderin Censur" verbrochen, daß man sie „so heftig verfolge"? — Eine naive Frage! — Ist es denn aber wirklich wahr, daß die Censur so heftig verfolgt wird? Und von wem? Man hört zwar viel von Censurverfolgungen, doch wußten wir nie, daß es so viel heißen sollte, als Verfolgungen, die die Censur zu erleiden habe. — Auch gestehen wir, daß die freie Presse allerdings nicht, wie das Schwert (oder der Spieß) Achill's die Wunden, welche sie schlug, heilen soll; die Wunden z. B. die sie dem Aberglauben, der Willkür, der Pedanterie, dem Fanatismus u. s. w. schlägt, mögen vielmehr, so beten wir von ganzem Herzen, recht tief, und vollkommen tödtlich sein. Wenn der Herkules Peßbengel alle die Köpfe wieder herstellen sollte, die er der Hydra amputirt, dann wär' er ein schlechter Chirurg, ein schlechter Herkules. —f—.

[Deutschland.]

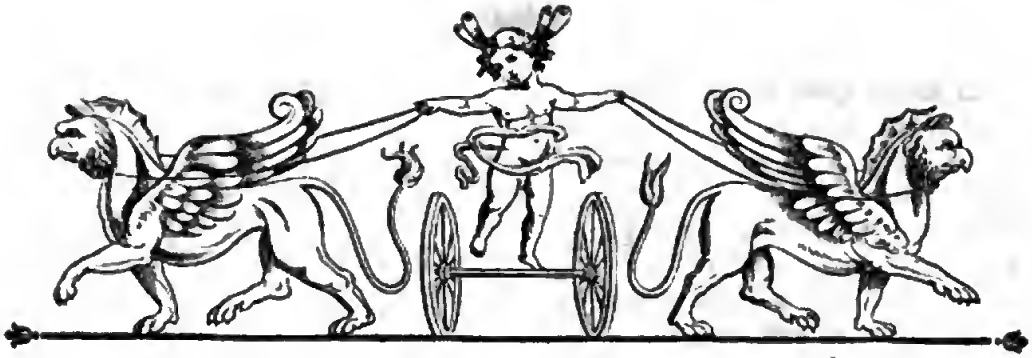
Im 7. und 8. Hefte des Wigand'schen Conversationslexikons der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte lesen wir einen ausgezeichneten Artikel über alle Beziehungen Deutschlands. Schon die seltene Ausführlichkeit des Artikels, das innige Eingehen in die gesammten Zustände unseres äußeren und inneren Lebens, gewährt dem Freunde des deutschen Vaterlandes einen Genuß.

[Das Chaos.]

Das Chaos war der Titel des Journals in Weimar, wozu wie Goethe's Einleitungsgedicht mittheilten. Es erschien einmal wöchentlich und brachte nur Beiträge in fremder Sprache. Nur wer Mitarbeiter war, durfte Abonnent sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 58. — den 21. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

Frau Graves wae eine veeschwiegene aber aufmeeksame Beobachteein des Verhäitnisses zwischen Geoeg und Heloise. Mit heimlichem Triumph bemeekte sie seine wachsende Leidenschaft. Aber auch der Kampf in seinem Inneen entging ihe nicht, und sie verhieit sich eubig und unthätig, bis sie glaubte, daß der rechte Augenbiick gekommen sei. Eines Abeuds, als er in ihrem Arbeitszimmer Geschäfte gehabt hatte und eben gehen wollte, sagte sie: „Warte noch einen Augenblick! Ich habe etwas mit Dir zu speechen. Ist es wahr, was man mir sagt, daß meln Sohn zu Feäulein Carstens Liebe gefaßt hat?"

„Wer hat gesagt — ?" stammelte Georg verwirrt.

„I nun, es mag eine bekannte Sache sein, da schon die Dieneeschaft davon spricht. Man sieht Euch immer zusammen; Du lauerst auf jeden iheer Schritte, verfolgst sie wie ihr Schatten. So beträgt man sich in unseeer Familie nicht, wenn man nicht ernstliche und redliche Absichten hat.

Georg waed, als er solche Heimlichkeit peeisgegeben sah, die er sich selbst kaum gestanden hatte, von einem unangenehmen Gefühl ergeiffen, und sah trübe und still vor sich nieder.

„Ja, meln Sohn," fuhr die Frau nach einer Pause fort, „ich für meinen Theil habe nichts gegen diese Partie. Fräulein Carstens gehört zu einer Familie, der wir uns nicht zu schämen beauchen. Im Gegentheil wird eine solche Verbindung den Glanz unseres Hauses vermehren. Aiso, wenn mein Sohn diese Wahl getroffen hat, so gebe ich meinen mütteelichen Segen."

Georg fuhr in Bewegung auf und brach in die Worte aus: „Meine Wahl! Hat man da nichts weiter nöthig, als nach einem so voetreffiichen Mädchen wie Heloise hinzuzeigen, um ihree gewiß zu sein? Wie darf ich hoffen —"

„Laß das meine Sorge sein! Ich kenne des Mädchens Gedanken, und veesicheee Dir, daß Du bei ihr hoch angeschrieben stehst. Ein Antrag dieser Aet von unseeee Familie wied nicht so leicht in den Wind geschlagen."

„Ich fürchte, Du irrst," sagte Geoeg kopfschüttelnd.

„Ich pflege nicht zu irren, und nicht ohne Geund zu sprechen. Aber davon können wir morgen näher sprechen. Jetzt wünsche ich mich zur Ruhe zu begeben."

Georg entfeente sich und hatte eine unruhige Nacht. So nahe der Erfüllung seiner Wünsche, war es ihm, als wage er nicht, sich die Mögiichkeit deeselben vorzustellen. Iind doch schwebten seine Gedanken in Entzücken von Hoffnungen, die er selbst ausäete.

Den nächsten Voemittag ward er zu seiner Mutter geeufen. Heioise war bei ihr, und in einiger Entfernung einige von der Dienerschaft und die angeseheneeen Inteegebenen des Hofes. Wie bei der eesten Zusammenkunft auf dem Schiffe kam die Frau ihm feierlich entgegen mit Heloisen an der Hand, und sagte: „Mein

Digitized by Google

Sohn, empfange aus meiner Hand die beste Gabe, die Deine Mutter Dir geben kann. Ich stelle Dir hier Deine Braut vor" — und zugleich wandte sie sich an die bei ihr Stehende — „Fräulein Heloise Carstens, Tochter des Oberstlieutenants Carstens. Sie wird eine liebende Theilnehmerin an Deinen Freuden und Dein Trost im Unglück sein. Sie wird mit Dir die Zärtlichkeit gegen Deine Mutter theilen und für Deine Kinder sein, was ich für Dich gewesen bin. Ich erlaube Dir, mein Sohn, Deine Braut zu umarmen."

Unter dieser ceremoniellen, langsamen und abgemessen ausgesprochenen Anrede vermochte Georg nicht aus seiner ersten Bestürzung zu kommen. Heloise konnte nicht umhin, das Peinliche seiner Lage zu fühlen. Sobald es sich thun ließ, führte sie ihn freundlich in eine Fensterecke und sagte: „Ihre Mutter hat Sie überrascht, und gegen meinen Willen. Aber ich hoffe, daß Sie nicht Grund haben werden, diesem Schritte zu zürnen. Wir werden für die Zukunft Gelegenheit haben, einander näher kennen zu lernen, und Sie werden erfahren, daß Ihre Wahl nicht auf eine Unwürdige gefallen ist."

So war Georg plötzlich und ohne selbst zu wissen wie? aus der Unbestimmtheit gerissen worden, worin er eine Zeit lang geschwebt hatte. Die Stimme des Gewissens suchte er in den nächsten Tagen dadurch zum Stillschweigen zu bringen, daß er an dem, was geschehen war, keine Schuld habe. Nicht von ihm, sondern von seiner Mutter rührte dieser erste Schritt her. Wenn er auch wollte, Pflicht und Ehre verboten ihm, zurückzutreten. Aber die Wahrheit war, daß er sich mit jedem Tage fester an Heloisen gebunden fühlte, und daß ihm der bloße Gedanke unerträglich war, daß dieses Verhältniß jemals gelöst werden könnte.

Es lag in dem Plane der Frau Graves, die Hochzeit möglichst zu beschleunigen. Aber Georg hatte, ungeachtet ihrer Einwendungen, zur festen Bedingung gemacht, Kopenhagen zum Aufenthalt für die ersten Paar Jahre zu wählen, und Heloise theilte diesen Wunsch, weshalb die Frau zuletzt auch nachgab. Es wurde nun festgesetzt, daß Georg mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Kopenhagen reisen sollte, um die nöthigen Vorbereitungen für einen würdigen Empfang seiner Braut zu treffen. Die Hochzeit sollte gleich nach seiner Zurückkunft stattfinden, worauf er mit seiner jungen Frau und seiner Mutter sich noch denselben Herbst nach Kopenhagen begeben wollte. Frau Graves wollte den Winter über dort bleiben, und im nächsten Frühling nach Westindien zurückkehren. Doch — von allen diesen Planen sollte nicht eben viel in Erfüllung gehen.

Nach Georg's Abreise hatte Heloise ihre Lieblingsvergnügungen des Reitens und Jagens erneuert. Eines Tages, als sie mit einigen von der Bedienung nach einer andern Richtung hin als gewöhnlich jagte, machte sie Halt an einer Stelle, die ziemlich nahe an dem Haupthofe lag, aber wohin sie bis dahin nicht gekommen war, weil es Schwierigkeit hatte, ihn zu Pferde zu erreichen. Sie befanden sich am Eingange zu einem nackten, rauhen Klippengrund, wo es, ungeachtet die Luft still war, kalt und unfreundlich wehte zwischen den großen hingeschleuderten Steinmassen. Diese thürmten sich allmälig höher. Der Fluß, der dem Hofe vorbeiging, drängte sich hier hinein und hatte sich ein tiefes Bette gebahnt am Fuß der steil aufsteigenden Bergwand. Der Weg darüber ging im Allgemeinen etwas niedriger; nur an einer Stelle lief er über einen länglichen Berg mit einem unabsehlichen Abgrunde, in dessen Tiefe der Fluß schäumte. Es fiel ihr jetzt ein, was einer von den Leuten erzählt hatte, daß sich jenseits dieses Gebirges eine schöne und besonders fruchtbare Thalgegend befinde, wo mehrere Höfe wären, daß die dortigen Einwohner an Kleidertracht und Sitten ganz von denen sich unterschieden, welche sie bisher gesehen hätte, aber daß der Weg dorthin von dieser Seite beschwerlich und zu Pferde gar nicht zu machen sei. Während nun die Leute, müde von der Jagd, sich tiefer unten am Flusse gelagert hatten und Mahlzeit hielten, ritt sie höher hinauf, so weit sie kommen konnte. Zuletzt stieg sie ab und zog das Pferd hinter sich her. Die Wipfel einiger Fichten und Birken, die sie von einem hohen Standpunete aus so eben erblicken konnte, verstärkten ihre Lust; sie warf nur einen Blick zurück, um sich den Rückweg zu merken, und eilte weiter, in der Hoffnung, bald den überraschenden Anblick eines blühenden Thales tief unter diesen öden, einsamen Gebirgen zu genießen. Aber plötzlich blieb das Pferd stehen, spitzte die Ohren und wollte nicht weitergehen, obgleich sie es zog und ankirrte. Als sie sich nun umsah, um den Grund der Stetigkeit desselben zu entdecken, ward sie in einiger Entfernung einen dunkelfarbigen, unförmlichen Klumpen gewahr, und ging näher, um zu sehen, was es wäre. Aber zu ihrem Erschrecken erhob es sich mit hohlem Brummen und wackelte ihr entgegen auf den Hinterbeinen. Es war ein Bär. In der Angst flüchtete sie hinter das Pferd, das wohl in der Meinung, sie wolle es weiter ziehen, einen scheuen Rücksprung machte. So

Digitized by Google

war sie denn ganz hülflos. Die kleine Jagdflinte, welche sie mit sich zu führen pflegte, war ungeladen und hing am Sattelknopf, und der Bär war ihr so nahe, daß sie seinen Athem spüren konnte. Sie war beherzt genug, einen großen Stein nach ihm zu werfen, aber machte das Uebel dadurch nur schlimmer. Er ward zornig und ging gerade auf seine Beute los. Heloise stieß einen Schrei aus; ein Schuß fiel und der Bär sank zusammen. Ein junger Mann stürzte hervor, riß Heloisen mit der einen Hand fort, und gab dem Bären, welcher anfing sich wieder zu erheben, nach kurzem Kampfe den Rest mit dem Hirschfänger.

Jetzt erst kam Heloise zur völligen Besinnung und konnte ihren Retter betrachten. Er war groß und schlank, und einer der schönsten Männer, die sie gesehen hatte. Die schwarzen feurigen Augen stimmten wohl zu der dunklen Gesichtsfarbe; aber es war deutlich, daß nicht Wind und Wetter auf den norwegischen Gebirgen, sondern ein heißeres Klima diese Wangen gebräunt hatte. Sein Anzug war der eines einfachen Jägers; aber alle seine Bewegungen verriethen Freiheit und Anstand.

Heloise näherte sich ihm und dankte ihm für seine Geistesgegenwart und Keckheit. Er hörte aufmerksam und gleichsam neugierig auf das, was sie sagte, und fragte mit mildem Lächeln und in gebrochenem Dänisch, ob sie sehr erschreckt sei.

„Sie sind kein Norweger, kein Däne!" brach sie lebhaft aus. „Wenn ich nicht irre," fügte sie auf Englisch hinzu, welche Sprache ihr der häufige Umgang mit Westindiern in Kopenhagen geläufig gemacht hatte, „wenn ich nicht irre, sind Sie ein Americaner."

„Das bin ich," antwortete er, doch mit einer gewissen Zurückhaltung.

„Mein Gott, wie sind Sie denn in diese öden, unwegsamen Berge gekommen? Hat der Himmel durch ein Wunder Sie hierher gesandt, um einem armen, hülflosen Wesen das Leben zu erhalten?"

„Ich zweifle nicht daran," antwortete er lächelnd, „daß der Himmel ein Wunder thun wollte, um Ihnen beizustehen, mein Fräulein! Indeß ist meine Dazwischenkunft hier doch ganz natürlich. Ich bin ein großer Liebhaber der Jagd, und habe mit einigen Leuten aus dem Thal hier unten schon ein Paar Tage dem Bären nachgespürt. Diese Gebirge sind übrigens nicht so verschieden, wie Sie vielleicht glauben, von der Bergnatur in meiner Heimath, wo ich lange Zeit zugebracht habe."

Mit diesen Worten ging er nach Heloisens Pferde, das er an sich lockte, und bot ihr hierauf den Arm, um sie den ungebahnten Weg hinunterzuleiten. Aber indem hörte man auch den Ruf von Heloisens Leuten, die, durch den Schuß aufmerksam gemacht, herbei kamen. Sie bemerkte, daß sich eine auffallende Unruhe in ihres Begleiters Gesicht malte, und daß er gleichsam still stand.

„Darf ich nicht hoffen, daß Sie mit mir nach Hause kommen?" fragte sie.

„Das steht leider nicht in meiner Macht", antwortete er, plötzlich sehr ernst werdend.

„Aber ich sehe Sie doch wieder? Nicht wahr? Wenn Sie wollen, morgen — ich mache fast jeden Morgen einen Ritt, aber ein wenig weiter unten; hier ist es doch allzu unfreundlich, und ich darf nicht so weit allein reiten."

Er versprach Alles, nahm Abschied und verschwand hurtig hinter den Felsstücken. Heloise traf bald auf den Ersten ihrer Leute, der, da er sie wohlbehalten sah, annahm, daß sie selbst ihre Flinte abgeschossen hatte, und es wurde weiter von der Sache nicht gesprochen.

Heloise erwähnte eben so wenig gegen Frau Graves, als gegen die Leute ihr Abenteuer im Gebirge. Sie war ungewöhnlich gedankenvoll und wortkarg. Sobald es nach Tische anging, zog sie sich in ihre Gemächer zurück. Nicht einmal Eisbeth durfte bei ihr bleiben, ungeachtet sie sonst freien Eintritt und freies Wort hatte. Den nächsten Tag ritt sie mit der Bedienung aus, verließ sie aber bald, mit dem Geheiß, sie bei einer Art von äußerem Hofe zu erwarten, wo man zu verweilen und Erfrischungen zu sich zu nehmen pflegte. Schon in weiter Entfernung sah sie den Fremden sitzen und auf sie warten, indem er in sich vertieft zu sein schien. Er sprang mit sichtbarer Freude auf, als er sie gewahr wurde, und ging ihr entgegen; aber ein Ernst, der an Schwermuth grenzte, verbreitete sich bald über seine Züge. Er machte wenig Worte, und war nicht selten zerstreut. Wenn er Heloisen ansah, geschah es mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Betrübniß. Es entging ihr nicht, daß er augenscheinlich jede Aeußerung scheute, die Bezug hatte auf die Familie, bei der sie sich aufhielt, ungeachtet der bedeutende Hof, den Frau Graves bewohnte, ihm wohl nicht unbekannt sein konnte. Sie lenkte selbst darauf hin mit der Frage, ob man denn nicht hoffen dürfe, ihn auf Lindbergshof zu sehen. „Sein Sie der besten Aufnahme versichert," fügte sie hinzu. „Wenn Frau Graves erfährt, was ich Ihnen schuldig bin, werden Sie von ihr wie ein Sohn behandelt werden." (D. F. f.)

Digitized by Google

Franz Liszt in Leipzig.

Seltsam, aber begreiflich, daß in unserer Spätzeit, wo in der Composition die großartigen Talente fehlen, das musikalische Genie in die Techniker gefahren ist. Als die großen Componisten lebten, war die Technik harmlos, jetzt, wo uns der Genius der Erfindung verlassen hat, gibt sich die Genialität nicht mehr an die Production, sondern an die Bedingungen zur Production hin, als sollte auf diesem umgekehrten Wege das wunderbare Reich der deutschen Musikwelt vollendet werden. Die Genialität grassirt förmlich unter den Virtuosen, hat sich aber, in vielfachen Exemplaren zur Coquetterie verhunzt, vielleicht nur in zwei Persönlichkeiten wahrhaft groß und als Phänomen von ungewöhnlicher Art gestaltet. So brillante Talente in Unzahl da sein mögen, die Genies unserer Periode sind Paganini und Franz Liszt. Warum sie ohnmächtig und nichtig als Componisten sind? — Sie fanden schon eine große reichangefüllte Welt vor, die musikalische Gedankenwelt war fertig, es gab nichts mehr zu bauen, nur zu zerstören. Dies fühlten wir, als Liszt aus Beethoven's Pastoralsymphonie Scherzo und Finale spielte. Es war ein göttlicher Dämon, der dies Werk schuf; das ist Beethoven. Es war die verwegenste Keckheit der fortgeschrittenen Technik, ein Beethoven'sches Werk, das gleichsam aus allen Ecken und Enden der Welt die Instrumentalmächte zusammenholt, um sich darzustellen, auf den Tasten, mit zwei Händen, zu reproduciren. Diese Verwegenheit muß für genial gelten, und zu ihr gesellt sich dann noch die dämonische Lust, dies Werk einer göttlichen Zeugungskraft aufzulösen, zu zersetzen, seine Tempi durcheinanderzustürzen, die inwohnenden Geister todt zu hetzen. Dies ist Liszt's Thun, dieser Dämon einer mephistopheliſchen Zerstörungslust regiert ihn. — Er hat als Spieler alle Mächte in der Gewalt, liebt aber nicht alle Genien, die vor ihm aus den Tasten springen, gleich stark. Nicht das Pianoforte spielt er, sondern das Fortepiano. Sein Instrument ist keine Harfe, die Psalmen singt zum Lobe des Herrn, keine Leier, welche die Freuden und Leiden des süßen Gefühls nachzittert, auch keine Posaune, die mit einer überirdischen Wuthe den Tag des Gerichts verkündet; sein Werkzeug ist ein Schlachtroß, ein schäumender Rappe, der die Mähnen schüttelt, ewig fieberwund todt oder sich selbst die Adern öffnet. Bei alle dem fühlt man hindurch, daß Liszt auch die sanfteren Genien heraufrufen, auch die Geister der zarten Milde beschwören kann, aber er liebt sie nicht, er schwelgt lieber mit den Kobolden der Finsterniß, mit den Gnomen der Bergschachten, mit den Riesen, die in der Nacht umgehen. — Sollen wir noch sein Aeußeres andeuten? Man sucht gern an der äußern Figuration nach den Spuren der innern Gestalt. Das jubelnde Publicum findet dann Merkwürdigkeiten, wo der denkende Mensch nur die Belege entdeckt, wie ein ganzes Leben hier der Kunst zum Opfer dargebracht ist. Dann fühlt man nicht ohne Schrecken, welches Märtyrerthum dazu gehört, um die Menge zu entzücken, welche Einsamkeit, welche Nachtwachen, welcher riesenhafte, bis zum Wahnsinn fixirte Fleiß diesem glänzenden Phänomen der Virtuosität voranging. Die erste Bedingung, um so wie Liszt zu spielen, ist, daß man eben so gebaut ist. Ein dünner schmaler Rumpf, alles andere Muskel, lange Glieder, riesenartig spinnenhaft. Auch im fleischlosen Gesicht ist Alles Muskel, krampfhaft zuckend oder starr und wie im Dienst der Todesgötter. Dazu das schwarze, blitzende Magyarenauge mit der Schönheit des kecken Zorns, der oft wie irre zur Seite oder in die Höhe schweift. Sein Haar hängt mähnenartig herab, wie Simson's Mähnen, bevor sie unter Delila's Scheere sich kürzten. Jeder Zug aber hat in Liszt's Wesen den Charakter der Nothwendigkeit; ein scheckdacer Ernst hält über ihn sein Panier gebreitet.

Ein Instrument hat dieser Simson am ersten Abend in Leipzig nicht zertrümmert. Die Härtel'sche Officin hatte ihm einen gehörigen Harttraber gestellt.

Notizen.

[Lockhart.]

Von den Denkwürdigkeiten aus W. Scott's Leben, welche Moritz Brühl (Leipzig, Kollmann) bearbeitet, sind bereits drei Bändchen im Deutschen erschienen. Lockhart, der Redacteur des conservativen Quarterly review, ist bekanntlich der Schwiegersohn Scott's. Die vier Romane, die er schrieb, sollen auch die geistige Verwandtschaft mit W. Scott verrathen. Seine Uebersetzung von Friedrich Schlegel's „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuern Literatur" bekundete ihn als Kenner des Deutschen; man weiß, daß er in Leipzig studirte.

[Die Universität Göttingen.]

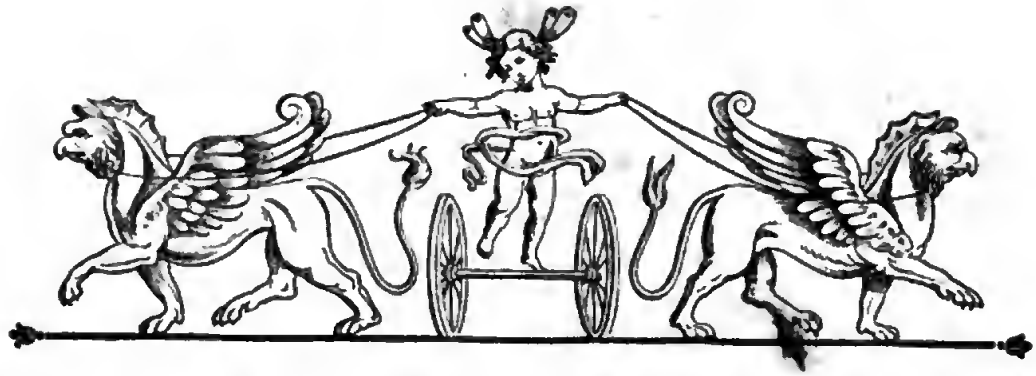
Die hannöversche Regierung soll die Universität Göttingen zu einer Wahl für die neue Ständeversammlung nur durch die Drohung vermocht haben, sie auf den Fuß einer höhern, österreichischen Studienanstalt zu organisiren. Minister v. Stralenheim, Curator der Universität, soll auf den Fall einer Wahlverweigerung das Project zur Reorganisation in der Tasche getragen haben. Wollte die Regierung damit blos den österreichischen Universitäten ein zweideutiges Compliment machen? Oder wollte sie einen allgemeinen Blick auf die Freiheit der deutschen Universitäten überhaupt werfen? —f—.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Das 20. Heft des Brockhaus'schen Conversationslexikons brachte einen interessanten Bericht über Mendelssohn-Bartholdy. Er ist 1809 zu Berlin geboren. Die Frühreife seines Talentes übertrifft fast die Entwicklungsschnelle Mozart's. Schon als achtjähriger Knabe bekundete er eine Meisterschaft des Spiels, transponirte die Fugen Sebastian Bach's vom Blatte und entdeckte die geringfügigsten Satzfehler in den vielstimmigsten Werken durch die scharfe Feinheit seines Gehörs. Zu seinen ersten, 1824 im Drucke erschienenen Compositionen gehört das H-moll-Quartett, das der dortige Berichterstatter zu Mendelssohn's bedeutendsten Schöpfungen zählt. 1827 wurde seine „Hochzeit des Gamacho" in Berlin aufgeführt. Seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" schrieb er bereits in seinem siebzehnten Jahre.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 59. — den 23. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

Novelle, nach d. Dänischen, von Karl Ludw. Kannegießer.

(Fortsetzung.)

Eine hohe Röthe färbte plötzlich die Wangen des Fremden, begleitet von einem bittern Lächeln; doch faßte er sich bald. — Er zweifle nicht an einer guten Aufnahme, sagte er, nur wäre hiermit wenig gesagt. Sich in einen neuen Familienkreis aufnehmen zu lassen, hieße sich zum Theilnehmer an dessen Freuden und Leiden machen, und hiermit nehme man große Pflichten auf sich. Wenn er recht bedächte, wie manchem Wechsel das Leben des einzelnen Menschen unterworfen sei, könne es ihm Angst einflößen, sich an eine ganze Familie zu knüpfen, in deren zahlreichem Kreise nothwendig Einen und den Andern Veränderungen des Lebens betreffen müßten. Hätte man auch Muth, die Sorgen mit Andern zu theilen, so wäre er doch zu jung und noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um stets mit frischem Herzen an den Freuden Anderer Antheil nehmen zu können; das erfordere stärkere Opfer, als man im Allgemeinen annähme. Was ihn selbst übrigens beträfe, so sei er ein Freund der Einsamkeit, und habe gerade deshalb den abgelegenen Aufenthalt jenseits im Thale gewählt. Wenn also die Familie auf Lindbergshof nicht schon unterrichtet wäre von seiner Existenz in diesem Gebirge, so sähe er es am liebsten, wenn sie gar nicht davon in Kenntniß gesetzt würde. — Heloise beruhigte ihn über den letzten Punct und schickte sich bald darauf an, heimzukehren. — „Mein Eigensinn, Ihnen in Ihrer Wohnung keinen Besuch ablegen zu wollen," sagte er, indem er ihr auf das Pferd half, „wird mich doch nicht der Freude berauben, bisweilen mit dem Fräulein zusammenzutreffen?" — Heloise schüttelte den Kopf und antwortete bestimmt, daß, wenn nicht der Zufall sie zusammenbringe, sie sich solche Zusammenkünfte versagen müsse. Aber sie fügte sogleich mit einem versöhnenden Lächeln hinzu: „Die Erfahrung hat mich Vorsicht bei meinen Streifereien gelehrt; mit den norwegischen Bären ist nicht zu spaßen, und ich darf nicht immer auf einen so ritterlichen Beschützer rechnen, wie ich ihn in Ihnen fand, mein Herr!" — Der Fremde hörte stumm die abschlägige Antwort an, ohne weitere Einwendungen zu machen. Nachdem er ihr noch ein Stück Weges bis Außenhof gefolgt war, trennten sie sich.

Es war nicht Rücksicht auf Georg, noch Furcht, allein zu sein mit einer ihr so unbekannten Person, was Heloisen bewegte, diese Zusammenkünfte abzubrechen. Aber — es schien in der That, daß der Fremde einen eben so schnellen als tiefen Eindruck auf dies bisher unfühlende Herz gemacht hatte, und daß sie aus einer gewissen Scheu, oder dem Gedanken, sich wehrlos zu wissen, es vermied, ihn wieder zu sehen. Seit der ersten Begegnung war sein Bild nicht aus ihrer Seele gewichen. Sie hatte die Nacht schlaflos hingebracht, war von einem plötzlichen Schrecken ergriffen bei dem Gedanken, daß ihre Zukunft unauflöslich an einen Andern geknüpft sei, und hatte nicht gewagt, sich die Frage zu be-

Digitized by Google

antworten, ob jenes Verhältniß, in welches sie sich so ganz ohne Bedenken eingelassen hatte, das auszufüllen oder zufriedenzustellen vermöchte, wovon sie jetzt bewegt war. Ihr Verstand war zu schnell und entwickelt, als daß sie lange hätte in Ungewißheit bleiben können über die Beschaffenheit ihrer Gefühle. Bisher hatte sie keinem Eindrucke mit weiblicher Blödigkeit nachgegeben; ruhige Besonnenheit hatte alle ihre Handlungen geleitet, und diese nebst vielleicht etwas Stolz hatte sie auch nun aufrecht erhalten. — „Von mir soll kein Bruch ausgehen," sagte sie, als sie nach der zweiten Zusammenkunft nach Hause ritt und sich lange Zeit in Gedanken vertieft hatte, „und es wäre kein Glück davon zu erwarten. Ich habe einmal mein Versprechen gegeben, und das soll so unverrückt fest stehen, wie das Gebirge, das mich umgibt." — Mit diesem Wort, das sie in erhitzter Gemüthsstimmung aussprach, setzte sie ihr Pferd in Galopp und kam zurück. Hier schloß sie sich in ihr Zimmer und ließ sich an dem Tage nicht sehen.

Soweit mir bekannt, fanden nicht mehr Zusammenkünfte zwischen Heloise und dem Fremden Statt. Sie ritt in der folgenden Zeit seltener aus, und dann nur mit Leuten vom Hofe, von welchen sie sich nicht trennte. Kurze Zeit nachher kam Georg von Kopenhagen an. Die Thätigkeit, in welche ihn die Anordnung seiner künftigen Wohnung und des nothwendigsten Kaufes versetzt hatte, war zugleich mit der Seereise geeignet gewesen, vortheilhaft auf seine Gemüthsstimmung zu wirken. Er war bei seiner Ankunft ungewöhnlich munter und belebt von den Hoffnungen seiner Zukunft. Heloise empfing ihn freundlich, zwar etwas zurückhaltend, doch nicht mehr, als er früher an ihr gewohnt war. Dergleichen, meinte er, würde in anderm Verhältnisse sich von selbst ändern. Indeß ward Alles zur Hochzeit und Trauung verabredet. Frau Graves, die triumphirend sich so am Ziele ihrer Wünsche sah, rief einige Tage vorher alle ihre Untergebenen zusammen, unter welchen auch der mit Georg angekommene Junghans war, den sein schwächlicher Gesundheitszustand gezwungen hatte, seinen Posten auf dem Comptoir in St. Croix zu verlassen. In dieser Versammlung stellte die Frau mit großer Feierlichkeit ihren Sohn, der nun volljährig geworden war, als Oberhaupt des Handelshauses vor, und räumte ihm alle die Mündigkeit ein, die ihm hiermit zukam.

Spät Abends, zwei Tage vor der Hochzeit, kam Heloisens kleine Negerin heimlich zu ihrem Fräulein mit einem Briefe, für dessen Ueberlieferung ein fremder Herr, wie sie sagte, sie bezahlt habe. Heloise erschrak, legte der Kleinen Stillschweigen auf und erbrach den Brief, als sie allein war. Er war von ihrem unbekannten Retter, und enthielt in wenigen Zeilen eine inständige Bitte um eine Zusammenkunft am nächsten Morgen an dem ihr bekannten Orte, mit der schließlichen Versicherung, daß er diese Bitte nicht gewagt haben würde, wenn nicht ihr eignes und einer andern Person Glück und Heil von dieser Zusammenkunft abhinge. — Heloise war in der letztern Zeit mit sich vollkommen einig geworden über das, was Ehre und Pflichtgefühl ihr gebot, und glaubte, ohne Gefahr sich einfinden zu können. Sie ahnte wohl, daß der Fremde sich selbst gemeint habe mit der andern Person, deren Glück auf dem Spiele stehe, und daß die Absicht des gewünschten Gesprächs eine Erklärung sei. Doch selbst in diesem Falle hoffte sie ihre Gefühle beherrschen und durch Vernunftgründe und Vorstellungen den Fremden von der Nothwendigkeit einer Trennung überzeugen zu können.

Kurz nachdem sie am folgenden Morgen weggeritten, fand sich Georg bei ihrer Thür ein auf Veranlassung einiger Kisten mit Brautstaat, welche in Bergen ausgeschifft und eben angekommen waren. Da er hörte, daß sie einen Ritt mache, ließ er sich von einem der Leute auf den Weg begleiten, den sie gewöhnlich zu nehmen pflegte, um ihr auf dem Wege Gesellschaft zu leisten. Heloise sah ihn zu ihrer Bestürzung schon von fern. Eine plötzliche Unlust, ja beinahe ein Widerwille, mit ihm zusammenzutreffen, bemächtigte sich ihrer, woran doch vielleicht nur der Verdruß Schuld war, sich gestört zu sehen, und es gab keine andere Hülfe, als aus dem Wege zu biegen, und auf einem etwas näheren, aber beschwerlicheren Pfade zurückzukehren.

Georg ging indeß unbekümmert weiter. Bei einer Biegung des Weges sah er einen jungen Mann in Jagdkleidung nachdenklich auf einem Abhange sitzen und sich auf seine Flinte stützen. Er fragte seinen Begleiter, wer er sei. — „Er ist von der andern Seite des Gebirges," antwortete dieser; „es soll ein Engländer sein, sagt man." — In jener Zeit bereisten die Engländer die westlichen Hochlande Norwegens noch nicht so allgemein wie jetzt, aber es geschah doch bisweilen und war weiter nicht auffallend. In England war Georg mit großer Gastfreiheit aufgenommen worden, und fühlte sich aufgefordert, dies nach Kräften zu erwiedern. Er näherte sich dem Fremden und redete ihn an. Dieser, der den Kopf mit der Hand stützte, schien ganz in seine Betrachtungen verloren, fuhr empor und starrte steif und verwundert den Fragenden an, ohne zu antworten. — „Ich habe

Digitized by Google

Sie vielleicht geſtöret," ſagte Georg und wollte ſich zurückziehen.

„Keineswegs," antwortete der Fremde und ſuchte ſich zu ſammeln. „Wenn ich Ihnen in Etwas dienen kann —"

„Sie ſind fremd hier," unterbrach ihn Georg, „und nach dem, was man mir ſagt, ein Engländer. Aus Erfahrung weiß ich, daß ein Reiſender von den Nachrichten Gebrauch machen kann, die ihm die Landesbewohner geben können. Wenn es mir daher als Einwohner, obgleich nicht Eingeborner, Ihnen in irgend Etwas behülflich zu ſein möglich iſt, ſo haben Sie zu befehlen."

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden," antwortete der Fremde mit einem etwas argwöhniſchen ſtarren Blicke, „und werde bei Gelegenheit von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen. Engländer," fuhr er fort, indem er gleichſam um Georg zu begleiten weiter ging mit ihm auf dem Steig, den er eingeſchlagen hatte, — „Engländer bin ich nicht. Ich bin aus Nordamerika. Das Verlangen, fremde Länder zu ſehen, hat mich hieher geführt, und die wilde Schönheit dieſer Gegend mich bewogen, hier einige Zeit zu verweilen."

Die beiden jungen Männer vertieften ſich bald in ein Geſpräch, das ſie Beide in gleichem Grade anzuziehen ſchien. In jener ſo bewegten Zeit — wir befinden uns im Anfange des Jahrhunderts — gab es wohl Wenige, die nicht mit lebhafter Theilnahme den merkwürdigen politiſchen Umwälzungen folgten. Der Fremde hatte vor nicht langer Zeit Amerika verlaſſen und war genau bekannt mit einem Gegenſtande, der beſonderes Intereſſe für alle Weſtindier hatte, der Revolution von Haïti, wo es ſchien, als ob alle Schreckensſcenen des franzöſiſchen Mutterlandes noch einmal aufgeführt werden ſollten, und deſſen Beiſpiel den übrigen Antillen ſo gefährlich zu werden drohte.

„Ich kann nicht glauben," ſagte Georg nach des Fremden Bericht von dem neueſten Gange der Begebenheiten daſelbſt, „ich kann nicht glauben, daß Alles dies zu etwas Anderem führen wird, als zum Elend für die Einwohner und zum Untergang für deren Anführer. Der Neger iſt nicht zur Freiheit geſchaffen. Der Europäer iſt ſein natürlicher Herr. Jetzt, nachdem Touſſaint geſtürzt und nach Frankreich hinübergeführt iſt, kann die Tragödie als beendet betrachtet werden. Seine und jedes Negeranführers grauſame und rauhe Kraft wird und muß ſich beugen vor des erſten Conſuls Genie und Macht."

„Touſſaint iſt ein Afrikaner," antwortete der Fremde; „er hat ſeines Volkes zahlloſe Leiden mit einer Grauſamkeit gerächt, deren Vorbild er bei den Europäern fand. Von der Mitwelt wird er verdammt werden; aber er wird einen großen Namen in der Geſchichte erwerben. Seine Thatkraft und ſein Ueberblick unter den ſchwierigſten Umſtänden iſt bewundernswürdig, ſo verhaßt mir auch ſeine Ränke und Treuloſigkeiten ſind. Rachbegierde und Herrſchſucht haben ihn geleitet, darin haben Sie Recht. Der Gedanke an eine höhere politiſche Ordnung war ihm vielleicht unbekannt. Seine Herrſchaft mußte deshalb, wie jede Anmaßung, die nicht vom Ganzen, ſondern vom Intereſſe des Einzelnen ausgeht, endlich geſtürzt werden, und ſein Fall iſt natürlich. Aber die Kräfte, welche er in Bewegung geſetzt, der Geiſt, den er geweckt, die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Revolution, die er entſcheidend befeſtigt hat, alles dies wird ihn lange überleben und die Seele der nächſten Begebenheiten ſein. Uebrigens räume ich gern ein, daß Rochambeau *) in der Länge weniger von den Negeraufſtänden zu fürchten haben wird. Aber nicht von dieſer Seite droht der franzöſiſchen Oberherrſchaft der Untergang. Ferrou hat die Waffen ergriffen und ſich für die Revolution erklärt."

„Ferrou, der Freifarbige?" rief Georg.

„Eben der. Er und die übrigen Farbigen haben ſich mit den Aufrührern vereinigt, und ſchon iſt der ganze Süden für die Franzoſen verloren. In kurzem iſt die Inſel wahrſcheinlich frei."

„Frei! Eine Inſel von ſo großer Bedeutung! — Und das, meinen Sie, würde das Werk der Freifarbigen ſein?"

„Ich zweifle nicht daran," antwortete der Fremde und ſetzte mit erhöhter Stimme hinzu: „Niemand iſt würdiger, der Sachwalter der Freiheit zu ſein. Bei ihnen hat die Civiliſation ihren Sitz; es iſt eine von geordneter Vernunft geleitete Kraft. Sie lieben ihr Vaterland mit Begeiſterung; ſie ſind die Einzigen, welche an das Land gebunden ſind mit der Natur theuerſtem Namen; denn ſie ſind die Einzigen, welche den Namen der Landeskinder verdienen. Die Zeit iſt vorbei, wo ſie ſich mit den halben Rechten genügen ließen, die ihnen eingeräumt waren, und willig die Verachtung ertrugen, die ihr Loos geweſen iſt. Was kann auch unnatürlicher und unbilliger ſein als dieſe Verachtung.

*) Der franzöſiſche Generalgouverneur, bekannt durch ſeinen Haß gegen die Neger. Er ward abgelöſt von Lavalette.

Digitized by Google

Entstammen sie nicht von freien Vätern und sind von der Geburt an frei gewesen? Nur eine Abschattung in der Farbe, und, wie Sie wissen, oft eine so unbedeutende, daß nur westindische Eifersucht sie entdecken kann, bestimmt das Schicksal von Tausenden. Man fordert alle Eigenschaften eines guten Bürgers von ihnen und versagt ihnen dessen Rechte. Man fordert Vaterlandsliebe, Interesse für des Landes Wohl, Treue gegen die Regierung, Gehorsam gegen die Gesetze von ihnen, und versagt ihnen eine Stimme in den Volksversammlungen, verbietet ihnen die Güter zu benutzen, die einzig und allein den Unterthan fest an Land und Regierung knüpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Prag.

1. Der Ball der Slavomanen.

Alle Welt weiß es, daß die Böhmen ein tanzlustiges Völkchen sind. Man glaubt es nicht, wie viel Bälle, Reunionen, Tanzunterhaltungen und wie die Lustbarkeiten alle heißen mögen, während eines Faschings unsere junge Welt in Bewegung setzen. Da gibt es Juristen-Reunionen und Bälle für arme Wittwen und Waisen, Abendunterhaltungen der Mediciner und Bälle für Spitäler, Militär Reunionen, ꝛc. ꝛc. So ging es schon seit mehreren Jahren immer her, so war es auch in diesem Winter. Und doch hat ein Ball unsere gute, stille, fromme, ruhige und schläfrige Stadt etwas bedeutend in Bewegung gesetzt, und dies war der Ball der Slavomanen. Es hieß nämlich auf einmal, die jungen böhmischen Dichter hätten sich vereinigt, um einen Ball zu geben. Nun muß man wissen, daß die böhmischen Dichter keinen einzigen durch Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Menschen unter sich zählen, daß die meisten von ihnen nicht die Kunst des feinen glattgeschliffenen Umgangs verstehen. Diese wollen einen Ball arrangiren! dachte der elegante Theil unserer Bevölkerung, und es wurden in Gesellschaften und an öffentlichen Oerten genug Glossen über dieses Unternehmen gemacht. Man bewarb sich um Eintrittskarten, obgleich deren Preis nicht niedrig gestellt war, denn man glaubte, wie man es hier zu nennen pflegt, einen „Jux" zu haben. Was thaten aber die Ausschüsse des Balles? Sie gaben ihre Karten nur an Böhmen. Ein Deutscher, von dem man wußte, daß er nicht böhmisch spreche, ward nicht geladen; ja man ging so weit, dem Oberstburggrafen nur *eine* Karte zuzuschicken, da seine Gemahlin eine Deutsche ist. Dieses entschiedene Auftreten machte Sensation, es bewarb sich nun der ganze Adel um Eintrittskarten, der Oberstburggraf ließ auch um eine Karte für seine Gemahlin bitten, und der Ball versprach, da auch alle hohen Beamten geladen waren, sehr glänzend zu werden. Unglücklicher Weise fiel ein Todesfall vor, und ein großer Theil des Adels blieb aus. Hatte alles Vorhergehende schon die Neugierde des Publicums erregt, so war diese noch am Tage des Balles um so mehr gestiegert, denn man glaubte am Abend, wenn auch nicht wichtige, so doch auch nicht unbedeutende Dinge geschehen zu sehen. Der Abend kam, die Gesellschaft, meistens dem höhern Mittelstande angehörig, versammelte sich zahlreich in dem einfach wie den böhmischen Farben decorirten Saal, und so, wie die Einladungskarten böhmisch gewesen waren, so waren auch die Bewillkommnungsgrüße, die Tanzordnungen, ja selbst die Speisezettel böhmisch. Kein deutsches Wort wurde gehört, meistens böhmische Melodieen tönten vom Orchester herab, und die Nationaltänze Reydowak und Reydowaczka, die längst schon von allen deutschen Bällen verschwunden sind, wurden hier wieder getanzt. Um Mitternacht sang man eine Cantate zu Ehren des Oberstburggrafen ab, denn jeder Böhme fühle es tief, wie viel das Vaterland dem Feuereifer dieses Mannes zu danken hat. Es herrschte die ungezwungenste Heiterkeit bis zum frühen Morgen, kein deutsches Wort ward gehört, man war so zufrieden mit diesem Ball, daß der Wunsch nach einem zweiten allgemein ergr ward.

Man glaubte einige Tage lang in der Stadt, daß dem ganzen Balle nur die Motive einer vereinigten Unterhaltung unterzulegen seien; man sah darin auch theilweise eine Opposition gegen die Deutschen, und in so fern ward das Ausschließen der Deutschen von Vielen gerügt. Im Ganzen genommen haben die Böhmen wirklich etwas unvorsichtig dabei gehandelt, daß sie Deutsche ausschlossen, indem sie dadurch dem Ganzen den Anstrich einer politischen Manifestation gaben, und so Manchen beleidigten, der, wenn er auch nicht der böhmischen Zunge mächtig ist, so doch ein echt böhmisches Herz in der Brust tragen kann. Aber dieses Ausschließen und Abschließen, dieses stolze Herabsehen auf Alles, was nicht seines Stammes, ist dem Slaven eigen; er ist der Jude unter den christlichen Völkern, der auserwählte einzig große Stamm des großen Völkerbaumes, der seine Riesenäste über die Welt ausspannt. Man kennt den Slaven viel zu wenig, wenn man glaubt, er würde je mit andern Völkern fraternisiren, er würde je von seinem Stolze, seinem Starrsinn, seiner Hartnäckigkeit lassen; daß er von jeher allein stehen wollte, unabhängig und groß, das war sein Unglück, und davon klingen bis auf unsere Zeit die schauerlichen Sagen des siebzehnten Jahrhunderts fort. Man kann diesem Volke, mag man auch noch so vornehm, es übersehen wollen, doch nicht eine gewisse politische Wichtigkeit abstreiten, die um so größer wird, als sich in allen Stämmen der Nation ein Gefühl der Selbstständigkeit und Kraft heraufringt, und welches mehr als jedes andere Volk durch seine Stammverwandtschaften mit einer Riesenherrschaft Hoffnungen einer einstigen, wenn auch späten Weltmonarchie hegen darf. (?)

Daher mag es wohl auch kommen, daß jeder einzelne slavische Stamm alles Mögliche anzuwenden sucht, um jeden Fetzen von Nationalität, der sich in Literatur und Sprache gegen heranstürmende Neuerungssucht bewahren läßt, zu retten. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß, von diesem Standpuncte aus betrachtet, der Ball der Slavomanen eine gewisse politische Tendenz hatte. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 60. — den 24. März 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

Unter diesem Gespräch hatte der Fremde Georgen, der mit dem Wege ganz unbekannt war, über die Bergsteige geführt, die uns bekannt sind von seiner ersten Begegnung mit Heloisen. Wie sie jetzt stillstanden, breitete sich plötzlich ein großes fruchtbares Thalgelände vor ihren Augen aus mit einer beinahe südlichen Wärme der Luft. Einzelne große Höfe blickten zwischen Bäumen und Buschwerk hervor; der Fluß, der höher hinauf sich mit Mühe durch sein Felsenbette drängte, und etwas fern vom Thale in einen großen Abgrund niederschäumte, ging hier langsam und mit idyllischer Ruhe, als ob er mit dem Wanderer sympathisire und in der schönen stillen Landschaft verweilen wolle. — „Dort unten wohne ich," sagte der Fremde; „es ist ein Weg von einem Paar Minuten, wenn Sie Lust haben, meine bescheidene Wohnung zu sehen." — Georg durfte nicht mehr erwarten, Heloisen zu treffen, da er vermuthete, daß sie heute einen andern Weg genommen habe. Er nahm daher das Anerbieten an und ging mit. Der Mann von dem Hofe seiner Mutter, der ihm die ganze Zeit gefolgt war, konnte ihn nach Hause begleiten.

Nach kurzer Zeit Verlauf standen sie vor einem großen, geräumigen Gehöfte, das von Holz aufgeführt und im Allgemeinen wie die größern norwegischen Bauernhöfe eingerichtet war. Der Fremde, der auf dem kurzen Wege kein Wort gesprochen hatte, und immer ernster geworden war, bat Georgen, mit einer Entschuldigung, zu warten, während er hineinginge. Nach einer ziemlich langen Zwischenzeit kam er zurück, und sie gingen nun zusammen hinein. Beim Eintritt in ein großes, aber etwas dunkles Gemach sah Georg ein geschmackvoll gekleidetes Frauenzimmer an der entgegengesetzten Wand in einem altväterischen Lehnstuhl sitzen. In einer Ecke stand ein Neger und wiegte ein schlafendes Kind in einem Hängekorbe. Die Dame erhob sich, um ihm entgegenzugehen, aber sank zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen unter heftigem Weinen. Der fremde Herr nahm den bestürzten Georg an die Hand und führte ihn näher. — „Diese Dame," sagte er, „ist meine Schwester, Marguerite Hoqueville, Ihre verlobte Braut vor Gottes und des Gewissens Richterstuhl."

Georg war wie vom Blitz getroffen und vermochte nicht ein Wort hervorzubringen. Die arme Marguerite fiel, bei einem Versuche sich zu erheben, auf die Knie vor ihm nieder, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit ihren Thränen. — „Kommst Du, um mich aufzusuchen, Georg?" brach sie aus mit dem schmerzlichsten Ausdruck der Stimme und der Mienen. — „Hast Du an Deine arme Marguerite gedacht? Nicht wahr, Du hast mich nicht verstoßen? Ich habe ja niemals an Deiner Liebe gezweifelt. Soll nun Alles vergessen, Alles beim Alten sein? Komm, Georg, laß mich Dir zeigen — ach, Du hast unser Kind noch nicht gesehen. Komm, komm, Du sollst sehen, daß es ein Junge ist, und Dein leibhaftes Bild."

Digitized by Google

Mit diesen Worten sprang sie auf, führte ihn zu dem Wiegenkorb und nahm das schlafende Kind heraus. Georg war tief erschüttert. Er hörte wieder nach so langer Zeit Veelauf den unbeschreiblich melodischen Fall dieser Stimme, die ihn so oft bezaubert hatte; er sah wiedee die dunklen schmachtenden Augen, die noch wie damals an ihm hingen mit der innigsten Liebe, dem ganz uneingeschränkten Vertrauen; und alle seine ältern Gefühle erwachten mit erneutee Stärke. Der Gedanke an einen Sohn — ein Name, in welchen die Natur einen so starken, rührenden Klang gelegt hat, daß ee in jeder menschlichen Beust ein Echo findet, — dieser Gedanke faßte ihn mit unwiderstehlichee Macht. Mit ausbrechenden Thränen nahm er das Kind uud bedeckte es mit Küssen, ohne ein Wort hervoebringen zu können. — „O, ich habe Euch Allen großes Unecht zugefügt," sagte er endlich und zog Margueriten an sich; „aber ich hoffe, mein Unrecht wieder gut machen zu können, und eechne auf Euee Veezeihung. Ja, Alles soll gut werden, Alles wie ehemals. Margueeite soll meine Gattin weeden und ihr Bruder mein Feeund. Wir werden Alle glücklich und selbst meine Mutter versöhnt weeden, wenn sie meinen Sohn sieht, meinen heerlichen Jungen."

So spaeh ee lange, nach seiner leider nur allzuweichen und empfänglichen Natur die Beute jedes neuen starken Eindrucks. — Maeguerite war außer sich vor Entzücken. Dieser Augenblick gab ihe Ersatz für eines Jahres bittere Leiden. Sie ließ die Augen verlangend und mit einee Mischung von Thränen und mildem Lachen von Georg auf den Sohn und zurückgleiten, als ob iheem Sinne nur durch diesen doppelten Anblick genügt würde. Ihe Beuder wae überrascht. Ee hatte großen Widerstand bei Georg erwaetet und den eesten Auftritt gefüechtet. Nun hatte die Sache sich zu seiner geoßen Feeude und wie natuenothwendig auf eine veesöhnende Weise gelöst, und er war geneigt, zu glauben, daß Geoeg's Unteeue sich mehr auf jugendliche Flüchtigkeit geünde, bei welchee die Trennung gefährlich sei, als auf eigentliche Unredlichkeit in der Denkweise. Ee gestand Georgen geradezu, daß er einen harten Kampf gefürchtet habe, aber nun seoh sei, ihm die Hand zum Vergleich eeichen zu können.

Georg selbst wae in einee so exaltirten Stimmung, daß die Auflösung seines neuen verwickelten Verhältnisses ihm leicht voekam. Seine Mutter müßte und würde seinen Wünschen nachgeben. Heloise sei zu edel, um sich dem wideesetzen zu wollen, was Pflicht und Gewissen ihm geböte, ja wüede ihm vielleicht gar beistehen, auf die Mutter einzuwieken. Er nahm also mit den besten Hoffnungen Abschied von seiner Geliebten und ihrem Bruder, um zu Hause die nöthigen Veeanstaltungen zu teeffen, und gelobte, sich spätestens Nachmittags wiedee einzufinden. Da er am meisten darauf rechnete, seine Mutter duech den Anblick eines Enkels zu rühren, so bat er, das Kind mitnehmen zu düefen. Dies waed sorgfältig in einen kleinen gehenkelten Rohrkorb gelegt, und dessen beständigem Wächter, dem Neger Dominique, übergeben, der Georgen bis zum Hof folgte.

Während diese sich auf den Heimweg begeben und Maegueeite und deeen Bruder sich ihrem Glücke übeelassen, will ich, soweit es in meiner Macht steht, die unveemuthete Ankunft dieser Geschwister in Norwegen erklären. — Nach Georg's Abreise von St. Croix setzte Frau Hoqueville und ihre Tochter die voeige stille Lebensart fort. Sie trösteten sich mit seiner Rückkehr und rechneten auf die Zukunft. Aber nach Verlauf einiger Monate entdeckte die Muttee mit Scheecken, daß ihee Tochter sich Mutter fühlte, noch ehe das unerfaheene Kind sich dessen selbst bewußt wae. Dieser unglückliche Umstand veränderte das ganze Veehältniß. Geoeg war längst foet, seine Rückkehr ungewiß, aber, ehe ee zurückkommen konnte, die Schande der Tochter gewiß. Marguerite verzweifelte, und die Mutter hatte genug zu thun, sie zu trösten. In dieser Noth wußte sie kein anderes Mittel, als an ihren Sohn Arthue zu scheeiben, der sich in Port-au-Prince auf St. Domingo aufhielt, ihn von dem Vorfall zu unterrichten, und ihm ihren Beschluß mitzutheilen, daß sie baldmöglichst zu ihm hinüberzukommen und dort an einem abgelegenen Orte die Tochter wenigstens vor der öffentlichen Schande sichern wolle. Nach eingelaufener Antwort verließ sie St. Croix mit Hab' und Gut, und lebte im tiefsten Incognito in Port-au-Peince. Aethue war außer sich voe Kummer über das Unglück seinee Schwester. Er fand darin Nahrung für den Paeteihaß gegen die Weißen, dee troß seines besonnenen Charakters unter den vorhandenen beständigen Reibungen oft ausbrechen mußte. — „Die niederträchtige schändliche Raee," war sein Wort zu Margueeite, „die uns wie ein Spielzeug ihrer Launen behandelt, und uns verächtlich wegwirft, wenn sie unsee müde ist. Aber bei meinem Leben! hat ee Dir das Eheveespeechen gegeben, so soll er es auch halten, und wenn er bis ans äußerste Ende der Erde gereist wäre!" — Maeguerite versuchte ihn zu besänftigen, und versicherte ihm ihr Vertrauen auf Georg's Treue. Man müsse

Digitized by Google

einen Brief von ihm abwarten, sagte sie, um an ihn schreiben zu können. Wenn er ihren Zustand erführe, würde er auf Flügeln zurückeilrn und Arthur's ungerechten Argwohn beschämen. Aber — leider gingen Monate hin, und es lief kein Brief ein. Konnte dies auch angenommen werden als eine Folge von dem veränderten Aufenthalt der Familie und den gerade damals ernenten Unruhen auf St. Domingo, derrntwegen die nach St. Croix gekommenen und ihnen zugeschickten Briefe leicht verloren gehen konnten, so ward der Argwohn doch um so stärker, da Arthur endlich erfuhr, daß Georg gar nicht nach Norwegen gereist sei, sondern nach Holland, England nnd Frankreich. Er für seinen Theil war nun hinlänglich überzeugt von Georg's unredlicher Absicht, und sein Beschluß war gefaßt. Er erwartete blos der Schwester Niederkunft und begab sich darauf nach St. Croix, um geradezu der Frau Graves das Verhältniß mitzutheilen, worin ihr Sohn zu seiner Schwester stehe, und entweder in Güte oder mit Rechtshülfe die Tante dahinzubringen, Georg's Aufenthalt anzugeben. Aber er kam zu spät. Frau Graves war bereits nach Europa hinübergesegelt, und, der Nachricht auf dem Comptoir zufolge, nach Kopenhagen, um entweder dort oder in Bergen mit ihrem Sohn zusammrnzutreffen. Mit dieser Nachricht eilte er zurück, überredete seine Mutter, ihn mit Margueriten und ihrem Kinde Georgen aufsuchen zu lassrn, um ihn in einem Lande, wo man schneller gesetzlichen Beistand erwarten dürfe, zur Erfüllung seines Vrrsprechens zu zwingen. Diesem Plan zufolge reisten sie wirklich ab, kamen zuerst nach Kopenhagen und dann nach Bergen. In letzterer Stadt wußte man nicht viel von Frau Graves und ihrem Sohn. Der Hof lag zu weit ab und stand in geringer oder keiner Verbindung mit der Stadt. Endlich traf Arthur einen Schiffsrheder, der ihm die Nachricht gab, daß Georg eins von seinen Schiffen nach Kopenhagrn und zurück gemiethet habe und in vierzehn Tagen wieder hier sein könne. Mit Hülfe eines in Bergen ansässigen Schottländers, an welchen er adressirt war, schaffte sich Arthur nun die erwähnte Wohnung in dem abgelegenen schönen Thale auf der andern Seite von Frau Graves' Hofe. Hier konnte er mit der Schwester auch am besten verborgen bleiben, und zugleich beständig von Lindbergshof Nachricht erhalten. Der Weg dahin über das Gebirge war nur kurz, aber wegen der Beschwerlichkeit wenig besucht, zumal da er nur für Fußwandrrer zugänglich war. Hier streifte er halbe Tage umher und suchte sich durch die Jagd zu zerstreuen. Auf diesen Wanderungen hatte er schon mehrmals von fern die junge schlanke Dame zu Pferde bemerkt, die sich in dem niedern fruchtbareren Thal nach Frau Graves' Hof zu entweder allein oder in Begleitung von den Leuten des Hofes blicken ließ. Ihre Lebhaftigkeit, schöne Figur und Fertigkeit im Riten beschäftigten seine Phantasie angenehm, und rr erkundigte sich auf dem Hofe, wo er wohnte, wer sie sei. Aber hier wußte man nichts Näheres, als daß sie eine Dame aus Kopenhagen und hirr zum Besuch sei. Einige Zeit nachher, als rr den Weg zuerst betrat, den er nacher so oft machte, hatte er das Glück, ihr den erwähnten wesentlichen Dienst leisten zu können, und dadurch ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie zog ihn in hohem Grade an, und vielleicht am meisten, weil sie so ganz verschieden war von den Frauenzimmern, die er in Westindien Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen. Er erkundigte sich noch an demselben Tage mit großem Eifer nach ihrem Namrn nnd dem Zweck ihres hiesigen Aufenthalts; aber, was er erfuhr, erfüllte ihn mit Entsetzen. Sie war mit Georg verlobt! Dieser war also ohne Frage ein rlender Betrüger, und seine arme Schwester unglücklich auf immer. Er wagte nicht, diese Nachricht Margueriten mitzutheilen, aus Furcht vor der Wirkung, welche sie hervorbringen würde. Heloisen am nächsten Tagr von diesem Verhältnisse zu benachrichtigen, war wohl sein erster Gedanke, aber er verwarf ihn als unedel. So war er bei der zweiten Zusammenkunft mit ihr in einem gespannten Zustande, aber die nähere Berührung, in die sie nun unglücklicherweise miteinander gekommen waren, flößte ihm nur eine stärkere Zuneigung für sie ein, und machte ihn bisher. Beim Abschied sah er wohl ein, daß dies die letzte Zusammenkunft sein müsse, und daß sie sich nur unter den unglücklichsten Umständen wieder sehen dürften. Da er späterhin Georg's Ankunft erfuhr, und daß die Verbindung so nahe sei, ward er von dem Gedankrn geängstigt, plötzlich vor ihr zu stehen, um ein ihr vielleicht thrures Band zu zerreißen. Georg hatte er gesehen, da Frau Graves und Heloise ihn außerhalb des Hofes empfingen, nnd weissagte sich nichts Gutes aus der Freude, womit er seine Braut wiedersah. Dagegen konnte er aus ihrem Betragen nicht klug werden. (D. F. f.)

Briefe aus Prag.

(Fortsetzung.)

Die Sache verhäle sich nämlich so: Sie werden wissen, daß das eitelstolzr Volk der Magyaren es auf dem

Landtage durchgesetzt hat, daß nach Verlauf von fünf Jahren in ganz Ungarn einzig und allein die ungarische Sprache als Haupt- und Landessprache solle angesehen werden; daß weder bei Gericht, noch in Schulen oder Kirchen eine andere Sprache gestattet werde, als die ungarische; mit einem Worte, daß in dem ganzen großen Ungarn weder Deutsch, noch Slavisch, noch Lateinisch, nichts als die Sprache von lek, mek und sog gehört werde.

Ginge dieser Beschluß aus rein patriotischen Motiven hervor, sähe man nicht im Hintergrunde den kindischen spornklirrenden Oppositionsgeist der Ungarn, — ihr Streben nach nationaler Selbstständigkeit wäre Achtung gebietend, so aber erscheint es lächerlich, wenn eine Nation mit solchen Dingen ihren Oppositionsgeist unterhält, wenn sie, statt auf Freiheit der Presse, auf Herabsetzung der drückenden Handelszölle zu dringen, für ein Etwas das Schwert ergreift, das nur ein Drittel der Landesbewohner zu interessiren, zu erfreuen und zu begünstigen vermag. Denn man vergesse nicht, daß unter den 13,000,000 Einwohnern Ungarns nur etwa über 4,000,000 Magyaren sind, übrigens fast 8,000,000 Slaven. Diese sollen also von den wenigen Ungarn gezwungen werden, ihre schöne slavische Sprache zu vergessen und abzulegen, Schnurrbärte und weite Gatjen zu tragen, sich den Leib mit Speck einzureiben, und darüber einen schmutzigen Schafspelz zu werfen; dann sind sie freilich vollkommene Magyaren.

Der Zweck des intelligenteren Theiles der slavischen Nation, worunter man jetzt vorzüglich die Böhmen zu verstehen hat, ist nun, die stammverwandten Brüder in Ungarn und seinen Nebenländern durch Literatur, und zwar durch slavische Literatur, so zu erstarken und zu erkräftigen, daß sie durch Intelligenz und Bildung hoch genug ständen, um die Angriffe, welche Ungarn auf die slavische Sprache macht, wenn auch nicht sogleich zurückzuweisen, so doch ihnen zu begegnen. Zu diesem Zwecke nun vereinigten sich die jungen böhmischen Literaten zu diesem Balle, denn der Ueberschuß desselben soll zur Gründung eines Capitals zur Errichtung einer slavischen Lehrkanzel in Preßburg verwendet werden. Zwar besteht schon eine solche in Ungarn, so wie auch dort mehrere slavische Zeitungen erscheinen, aber die Besoldung des Lehrers ist so gering, daß keiner von den bedeutenden slavischen Gelehrten sie annehmen kann. Und gerade dieses will man doch bezwecken. Man will es dahin zu bringen suchen, daß einer der bedeutendsten Sprachforscher der Slaven, ein Mann, der seinem Rufe und seinen Kenntnissen nach, wenn auch nicht ganz, so doch in etwas mit Männern wie Schafarik, Palužky, Hanka, Celakowsky oder Kaubek in die Schranken treten kann, diese Lehrkanzel einnehme. Dadurch würde nun ein doppelter, jedenfalls großer Vortheil erreicht. Denn außer dem, daß sich um einen solchen Mann die Blüthe der geistkräftigen slavisch-ungarischen Jugend sammeln würde, daß er durch Wort und Schrift begeisternd auf seine Zöglinge einwirkte, daß dadurch der Sinn für Slavismus immer mehr und mehr angefacht würde, so würde auch durch eine tüchtige Besetzung dieser Lehrkanzel die Production in slavischer Sprache bei der liberaleren ungarischen Preßgesetzgebung bald eine solche Höhe erreichen, daß die wenigen magyarischen Dichter, welche einer Auszeichnung werth sind, sich nicht lange gegen die Erzeugnisse der slavischen Literatur halten könnten. Denn nimmt man das Verhältniß genau ins Auge, in welchem die ungarische Literatur zur slavischen steht, so findet man, daß während die ungarische von einem reichen patriotischen Adel, von mehreren wohldotirten gelehrten Gesellschaften, von einem Nationaltheater unterstützt wird, sie doch noch in keinem Fache der Literatur etwas aufzuweisen hat, welches, wenn man Kisfaludi's Lieder ausnimmt, sich über die Mittelmäßigkeit erhebt; denn die Romane des Baron Jósika sind als Anfänge einer einheimischen Romanliteratur wohl beachtenswerth, können aber auf Kunstwerth doch keinen Anspruch machen, und die Tragödien von Vörösmarty sind ebenfalls nur Anfänge einer dramatischen Literatur. Ein flüchtiger Ueberblick der slavischen Literatur aber, vorzüglich der slavisch czechischen oder böhmischen, zeigt ganz andere Resultate. Hier ist eben sowohl die strenge Wissenschaft, als die schöne Literatur durch Werke repräsentirt, denen außer der Meisterschaft der Sprache der Stempel gründlicher Gelehrsamkeit, tiefer Forschung und einer hohen Genialität aufgedrückt ist. Denn weder Rußland noch Polen, wo die Literatur des Einen so sehr unterstützt wird, die des Andern so hoch stand, haben Werke aufzuweisen, wie Schafarik's „slavische Alterthümer", Jungmann's großes „Wörterbuch", Palarzky's „Geschichte von Böhmen", Presel's und Smetana's naturgeschichtliche und mathematische Werke; ohne weder der verstorbenen, noch der vielen jugendlichen Kräfte, die ihr Streben und ihr Wissen der Literatur widmen, zu gedenken. Was die schöne Literatur betrifft, genügen wohl schon die Namen Kolar, Celakowsky und Macha, um die böhmische Literatur hinsichtlich ihrer Leistungen in der lyrischen und lyrisch-epischen Poesie, an die englische, deutsche und weit über die so hoch gepriesene polnische Literatur zu setzen. Bedenkt man noch, wie viel und mit wie vielem Glücke einzelne unter den Jüngern, z. B. Kajetan Tyl, Klacel, Klicpera, ꝛc. schreiben, so wird man leicht einsehen, welche Hoffnungen man von der neuen slavischen Literatur in Folge ihres jugendkräftigen Aufstrebens hegen darf.

Dazu kommt noch, daß durch jenen Landtagsbeschluß der Ungarn wegen allgemeiner Einführung der magyarischen Sprache die Regierung sich auf indirecte Art auf die Seite der Slaven geschlagen hat, indem der Kaiser dem Herausgeber der illyrischen Zeitung in Agram, Ludevit Gaj, die große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst, und einen kostbaren Brillantring mit dem Bemerken überschickte, daß dieses eine Anerkennung seiner Bestrebungen für slavische Literatur sei. Dieses hat denn mehrere Petitionen der Slaven an die Regierung zu Folge gehabt, worin der Wunsch ausgesprochen wurde, die Regierung möge jenen Landtagsbeschluß nicht sanctioniren. Man glaubt auch allgemein, daß die Regierung in diesem Sinne handeln werde.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 61. — den 26. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Ueberlegung beschloß Arthur Heloisen schriftlich um eine mündliche Unterredung zu bitten, und sie dabei so glimpflich wie möglich mit Georg's älterer Verbindung bekannt zu machen. Möglicherweise konnte sie auch, da sie so klug und sanft schien, eine minder gewaltsame Katastrophe bewirken. An dem erwähnten Morgen sah er sie von fern, als sie sich auf einem höheren Theile des Weges befand. Dann verschwand sie, und — Georg stand vor ihm. Der Anblick desselben brachte sein Blut in Wallung, aber er vermochte zum Glück sich zu beherrschen. Der Augenblick war überraschend, aber günstig. Er war so gut wie allein mit seiner Schwester Verführer und hatte ihn in seiner Macht; denn Georg und der Mensch, der ihm folgte, waren unbewaffnet, und der Letztere hielt sich in weiter Entfernung. Hier sollte er ihm Rechenschaft geben, hier sich von Heloisen lossagen, oder einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm bestehen. Aber gerade der Gedanke an Heloisen band seine Zunge. Er fühlte, daß er nicht mehr der uneigennützige Verfechter des Rechts seiner Schwester sei, daß er Heloisen zu schonen wünsche, und daß der Gedanke an ihre Trennung von Georg ihn zugleich mit einem angenehmen Gefühl erfülle. Ein edler Zug in seinem Charakter ließ ihn mit seinem Hasse säumen, aus Besorgniß, daß er mehr in seinem eigenen als in dem Interesse seiner Schwester handle. — Diese Gedanken kreuzten seine Seele während der Unterhaltung mit dem jungen Graves. Sie näherten sich indeß mehr und mehr dem einsamen Thale, wo die verlassene Marguerite in diesem Augenblick die heißesten Thränen vergoß. Da ward es Arthur'n plötzlich klar, daß Georg's Handelsweise für sich selbst sprechen müsse, daß der Anblick seiner Schwester mehr auf ihn wirken werde als alle seine Worte. Den Erfolg dieses Beschlusses kennen wir; es war ihm dadurch ein schwerer Stein vom Herzen genommen, und er gab sich mit aller seiner wiedergewonnenen Lebhaftigkeit der Zukunft und den Hoffnungen hin, die hieraus entsprangen. Er und seine Schwester erwarteten mit einer lange nicht empfundenen Zufriedenheit den Nachmittag, an welchem sich Georg dem Versprechen gemäß wieder einfinden wollte; und wir können uns nun zu diesem zurückwenden und den Erfolg seiner Wanderung berichten.

Mit hastigen Schritten hatte Georg die Wohnung der Geschwister verlassen. Er fühlte sich tiefbewegt und in einer Stimmung, die selbst bei dem beschwerlichen Steigen seinen Schritt beflügelte. Aber der angestrengte Gang zwang ihn nachher langsamer zu gehen, und je mehr er sich dem Hofe seiner Mutter näherte, und bedachte, mit welchen Augen sie ihn und das vom Himmel gefallene Kind aufnehmen würde, desto schwerer ward ihm das Gehen, und er stand mehrmals stille. Der Neger, der ihm nachfolgte, glaubte, als er das erste Mal anhielt, daß er sein Kind sehen wolle, und näherte sich in aller Demuth, aber mit freudestrahlenden

Digitized by Google

Augen, und wollte den Deckel von dem Korbe nehmen. Aber Georg achtete nicht darauf und ging weiter. Was wird meine Mutter sagen — brach er aus — bei ihrem gränzenlosen Haß gegen Hoqueville's und alle Farbige? Sie muß doch — Hier brach er ab und holte tief Athem. — Wenn ich ihr doch gleich diese Verbindung mitgetheilt hätte, gleich, noch eh' ich mit Heloisen verbunden ward! Aber nun — nun kann sie mir mit Recht meine Flüchtigkeit, meinen wankelmüthigen Charakter vorwerfen — doch, hier ist keine Hülfe! Ich muß mich mit Standhaftigkeit bewaffnen, und zeigen, daß ich nicht mehr ein Kind bin. — Aber trotz dieses Entschlusses weilte seine Einbildungskraft je länger je mehr bei Allem, was sie ihm einwenden konnte, und so manche ältere Vorurtheile gegen die Farbigen traten dabei in trauriger Klarheit vor seine Seele. Besonders noch beschäftigten sich seine Gedanken mit dem möglichen Eindruck, den die Begebenheit auf Heloisen machen könnte, rechnete er nun wirklich auf ihre edle Denkungsart, oder ahnte er, daß es bei diesem Zufalle nicht so sehr der Entsagung bei ihr bedürfe, oder hafteten seine Gedanken dabei blos aus einer gewissen Scheu.

Als er in das Gemach seiner Mutter trat, traf er sie allein an und damit beschäftigt, einige Papiere durchzusehen. Sie blickte auf und sagte, verwundert, ihn in Begleitung des fremden Negers zu sehen: „Was führt meinen Sohn um diese Zeit zu mir?"

„Ich komme," antwortete er mit unterdrückter Beschwerde, indem er dem Neger den Korb abnahm und ihn auf den Tisch setzte — „ich komme, um Dir mein Kind zu bringen."

„Dein Kind? Ist das Dein Kind?" brach sie aus, während sie hastig aufstand und den Deckel des Korbes aufriß.

„Das Kind ist mein, und Nachmittag bring' ich Dir die Mutter."

„Die Mutter? Faselst Du, Georg? Wer ist die Mutter?"

„Meine verlobte Braut und bald meine Gattin, Deine eigene nächste Verwandte, Hoqueville's Tochter."

„Hoqueville's Tochter!" brach Frau Graves kreischend aus und sank in den Stuhl zurück, — „ist sie hier?"

„Sie ist mit ihrem Bruder hierher gekommen und wohnt schon eine Zeit lang in unserer Nähe. Laß Dir Alles erklären, liebe Mutter! Ich habe große Sünde gegen dieses Mädchen begangen; ich habe viel wieder gut zu machen. Wir haben einander schon auf St. Croix gekannt. Ich werde das Versprechen, das ich ihr gegeben habe, als rechtschaffener Mann halten —"

„Schweig! Nicht ein Wort will ich hören! Mit solchen Geschichten wagst Du mir zu kommen? Bist Du nicht Fräulein Carstens Bräutigam? Mußt Du nicht als rechtschaffener Mann das Versprechen halten, das Du ihr gegeben hast? Bist Du nicht ihrer Familie schuldig —"

„Höre mich, und verdamme mich nicht ungehört!"

„Hier ist Nichts zu hören, Nichts zu vertheidigen! Aus meinem Hause und fort aus meinen Augen mit Deinem unehelichen Kinde!"

Da Frau Graves bei diesem Worte eine Bewegung gegen den Korb machte, ging der Neger, der bei ihrer Heftigkeit wie versteinert gestanden hatte, hurtig und ängstlich zu dem Tisch, als wollte er seinen Pflegesohn beschützen. Aber Georg nahm ihn unfreundlich beim Arm und befahl ihm zu gehen. Der arme Mensch wartete noch, mit ungewissen Augen bald ihn, bald den Korb betrachtend. „Geh, geh nur!" sagte Georg, „und grüße Deine Herrschaft, es sei Alles gut."

Da sie allein waren, trat Georg zur Mutter hin, und verlangte in ernsten und bestimmten Ausdrücken, daß sie seiner Verantwortung ihr Ohr leihen solle. Er erzählte darauf in Kürze seine Bekanntschaft mit Hoqueville's Familie, seine Verbindung mit Margueriten, und seinen früheren Entschluß, die Mutter nicht eher, als es unumgänglich nöthig war, mit dieser Nachricht zu beunruhigen. Er suchte seine Unbeständigkeit nicht zu beschönigen, und entschuldigte sie blos mit seiner Trennung. Er habe nicht geglaubt, daß sein Umgang mit Margueriten so ernstliche Folgen gehabt habe, und sei in diesem Glauben dadurch bestärkt worden, daß während dieser ganzen Zeit weder von ihr noch von ihrer Mutter ein Brief an ihn gekommen sei. Aber jetzt, da er sich leider von dem Gegentheil überzeugt habe, jetzt, da sie sich seinetwegen einer langen, gefährlichen Reise, und mit einem zarten Kinde, unterzogen habe, solle ihn nichts abhalten, ihre Ehre auf die einzige mögliche Weise herzustellen.

Frau Graves hörte mit düstern, unzufriedenen Mienen auf diesen Bericht. Mittlerweile sah sie wohl ein, daß ein Machtspruch nichts fruchten werde. Ihr Sohn schien allzu bestimmt in seinem Beschlusse. Sie versuchte daher auf sein Selbstgefühl und seinen Stolz zu wirken.

Digitized by Google

„Sie willst Du heirathen?“ sagte sie, „einen Bastard Deiner eigenen verachteten Sklaven! Und wo willst Du mit ihr leben? Auf St. Croix? wo Niemand mit Euch umgehen wird, und Jeder mit Hohn auf Deine Frau und Dein Kind zeigen wird. In Kopenhagen? und auf ewig Dich aus Deinem westindischen Eigenthum verbannen, das jetzt, da Du Mann bist, Deine thätige Leitung erwartet. Was Dein Vater hinterlassen hat, Alles, was ich in den langen Jahren erworben habe, Deine ganze Wohlfahrt willst Du zunichte machen. Und weshalb? Weil die listige Frau Hoqueville Deine Einfalt benutzt hat, weil Du Dich, wie ein Knabe, von ihrem Sohn hast gängeln lassen. Daß sie Dir gefolgt sind, und den langen Weg gemacht haben, ist kein Wunder; denn sie haben Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen durch eine Verbindung mit der angesehensten Familie auf St. Croix; und wer kennt nicht der Mulatten Ränke, um sich in die Familien der Weißen einzudrängen! Thu' meinethalben, was Du willst! Aber ich erkenne dies uneheliche Kind nicht an! Von mir bist Du geschieden, vor meinen Augen bist Du ein Abscheu von dem Augenblicke an, wo Du mit einer Familie wie Carstens brichst, und Hoqueville's Tochter ehelichst.“

Diese Rede machte wohl Eindruck auf Georg, enthielt jedoch einen Punct, der ihn kränkte und hiermit die Absicht verfehlte. — „Wie ein Knabe habe ich mich nicht gängeln lassen,“ antwortete er; „darin irrst Du. Niemand hat mit einem Wort mich überredet. Selbst und aus eignem Trieb hab' ich mich bestimmt. Der Anblick des armen Mädchens, das ich unglücklich gemacht habe, bewirkte es; keine Macht, keine Drohung hätte mich bewegen sollen. Ob Du dies uneheliche Kind anerkennen willst“ — fügte er mit Bitterkeit hinzu — „weiß ich nicht. Ich erkenne es an. Es soll meinen Namen tragen und mein Erbe sein.“

„In Ewigkeit soll dies nicht geschehen“ — rief Frau Graves aus im Zorn und mit funkelnden Augen. „Du sollst meinem Gebot gehorchen. Ich bin Deine Mutter und habe hier Macht zu befehlen.“

„Hier gilt keine andere Macht, als die des Gewissens, und mein eigner Beschluß“ — antwortete Georg trotzig und nahm seinen Hut. „Ich bin zu alt, um im Gängelbande zu gehen. Es ist Zeit einmal, daß ich selbst meine Handlungen leite. Ich bin majorenn und mein eigner Herr. Niemand als ich kann und soll mir rathen, was ich zu thun habe.“

Mit diesem Wort ging er zur Thür hinaus. Frau Graves warf sich in einen Stuhl und rief aus: „das soll ich erleben! Von meinem eignen Sohn! und Alles dieses lumpigen Gesindels wegen? Was ich in Jahr und Tag gegründet und ersonnen habe, was mir schlaflose Nächte gekostet hat, was mein Stolz gewesen ist durchzuführen, Alles in einem Augenblick zernichtet! Aber, wenn ich mein Leben daran setzen sollte, es muß gehindert werden. So soll man nicht mit mir umgehen! Mein Sohn soll erfahren, wen er vor sich hat.“

Während sie sich erhob, und auf einen Ausweg sinnend auf und nieder ging, trat die alte Elsbeth herein. Als sie den schlechten Humor ihrer Gebieterin bemerkte, wollte sie sich schon zurückziehen, um einem Unwetter zu entgehen, wenn nicht eben jener Korb ihre Neugier erregt hätte. Sie ging näher und warf die Augen auf das Kind. „O je, je, Frau! — sagte sie, die Hände zusammenschlagend, — was ist das für ein schmuckes Kind! mit doppeltem Kinn und kleinen Backengrübchen, und so große, schwarze Augen! Solche Augen hatte Georg, als er an meiner Brust lag, und es ist ein Junge, ein prächtiger Junge! Aber, du mein Erlöser, es ist ja ein Mulattenkind! Will die Frau nicht hersehen! Mund, Nase und Farbe, hab' ich nicht Recht? Wo kommt denn der kleine Spitzbube her? Wie darf sich denn der kleine Strick bei den Bianken eindrängen? Weiß Er nicht, daß wir keine Gemeinschaft haben wollen mit Euch Heeren? Hat man doch nur Schande von Euch! Und so wagt er's dennoch — ja, beim Kreuz, ein schmucker Junge!“

Ungeachtet Elsbeth diese Worte in einem zärtlichen Tone aussprach, und wohl nichts Böses damit meinte, waren sie doch gleichsam Dolchstiche für Frau Graves. „Gerechter Himmel!“ brach sie leise aus und wand die Hände; „so darf meine eigne Magd sprechen! und so werden meine Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht ein Gegenstand des Spottes und des Jammers werden!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Prag.

(Beschluß.)

Bedenkt man alle diese Verhältnisse genauer, so ergibt sich, daß bei den christlichen Völkern des nicht germanischen Südostens sich eine Veränderung vorbereitet, welche vielleicht in nicht gar langer Zeit eine historisch politische Richtung einschlagen wird. Der Slavismus, der von Tag zu Tag zu größerem Bewußtsein seiner Macht und seines Einflusses gelange, darf es nicht dulden, daß in seiner Mitte ein kleines Volk mit allen Prätensionen einer großen Nation auf-

Digitized by Google

trete, daß dieses kleine Volk, um eben seine Minderzahl zu verstärken, eine andere Nation zwingen will, von altehrwürdiger Sprache, Sitte und Gewohnheit abzulassen, und dafür Neuerungen anzunehmen, denen sie im Herzen ganz fremd ist.

Deswegen ist es ein schönes Zeichen nationaler patriotischer Bestrebung, daß die jungen Böhmen auf ihre slavischen Brüder in Ungarn durch Literatur zu wirken suchen, daß sie es nicht blos dabei bewenden lassen, die Hronka, das beste in Ungarn erscheinende Blatt, zu unterstützen, sondern daß sie, durch festere Gründung der slavischen Lehrkanzel in Preßburg, den Krieg in Feindesland hinüberspielen. Dadurch, daß man den Slaven in Ungarn Gelegenheit gibt, eine einheimische Literatur den Magyaren entgegen zu stellen, ist jetzt schon mehr gethan und wird in der Zukunft noch einflußreicher werden, als wenn man ihnen alle auswärts erscheinenden slavischen Schriften zukommen ließe, da diese doch unmöglich die magyarischen Verhältnisse so besprechen können, als dieses im Lande selbst, durch Nähe des Schauplatzes und größere Censurfreiheit bedingt, der Fall sein kann.

Dieses Alles muß berücksichtigt werden, will man die Wichtigkeit, die Größe des Zweckes von dem Slavomanen-Ball ermessen.

Jaroslaw Lo—i.

Notizen.

[Mrs. Jameson und die Verfasserin von Lüge und Wahrheit.]

Mrs. Jameson's Werk: „Das sociale Leben in Deutschland, beleuchtet in den aufgeführten Dramen Ihrer K. H., Prinzessin Amalie von Sachsen", wird in englischen Blättern sehr beifällig aufgenommen. Besonders interessirt sich das literarische Wochenblatt „The Examiner" für das deutsche Bühnenwesen. Es sind da aus Mrs. Jameson's Buche sehr pikante Stellen über unser bürgerliches (domestic) Drama, über die Schicksalstragödien, über Raupach's Hohenstaufen in 8 sterblichen Bänden, und die geschickte Effectarbeiterin Charlotte Birch-Pfeiffer mit besonderem Wohlgefallen angeführt. Ueber die fünf Dramen der Prinzessin, welche Mrs. Jameson übersetzte, und unter denen auch „Lüge und Wahrheit", äußert sich der englische Kritiker im Allgemeinen sehr günstig; er findet darin niedlichen Humor, etwas Pathos, und ein vortreffliches, für die Bewegungen des bürgerlichen Lebens empfängliches Gemüth. Ob die Dramen der erlauchten Dichterin wirklich so ganz ein Spiegel unseres geselligen Lebens nach allen Seiten hin sind, wie der Examiner meint, lassen wir dahingestellt. Mrs. Jameson hat auch die Jugendgeschichte der Prinzessin sehr sinnig und poetisch skizzirt, was dem Reviewer zu charakteristischen Bemerkungen Veranlassung gibt. —f—.

[Anfänge der Journalistik.]

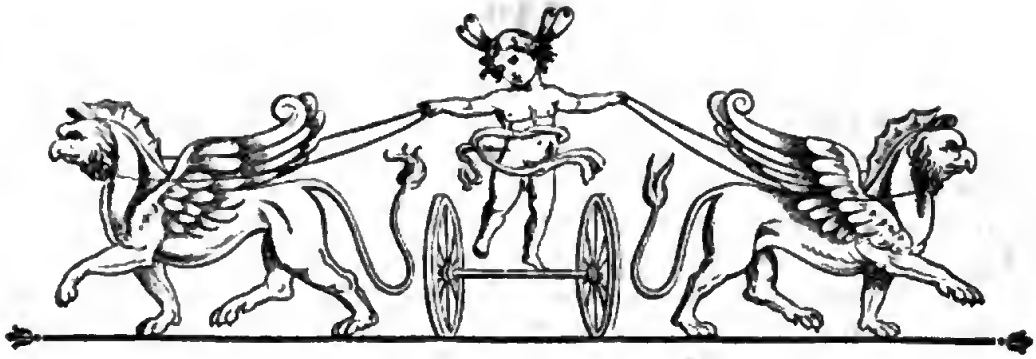
Venedig zuerst, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, — sagt Friedrich Giehne in seinem Aufsatze über das deutsche Zeitungswesen, in No. 9. der deutschen Vierteljahresschrift, — hatte eine fortgesetzte politische Zeitung, aber blos in geschriebenen Blättern; gedruckte Zeitungen, aber blos Einzelstücke, mehr Flug- als Zeitblätter, kamen um dieselbe Zeit in Deutschland auf; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts endlich wurden eigentliche Zeitungen, in fortlaufenden Nummern und regelmäßigen Jahrgängen daraus. Die venetianischen Notizie scritte kommen schon um das Jahr 1511 vor; eine durch sechzig Jahre gehende Sammlung davon findet sich in der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. Die gedruckten Einzelblätter, welche fast gleichzeitig in Deutschland auftauchten, hießen „Relationen". In Augsburg und Wien (1524), in Ravensburg (1528), in Dillingen (1569), in Nürnberg (1571) u. s. w. kamen sie zuerst in der Form des Briefstyls zum Vorschein; mit oder ohne Holzschnitt, gewöhnlich ohne Angabe das Druckorts und der Nummer. Bisweilen war sogar der Datum dabei nicht angezeigt. Kriegsvorfälle und Naturerscheinungen waren die beiden Lieblingsmaterien. Die Gefangenschaft eines Markgrafen von Brandenburg (1547), die Belagerung von Wien (1528), die Eroberung der Städte Münster (1535) und Kopenhagen (1536) wurden den Landsknechten und Rittern aus gedruckten Nachrichten vorgelesen. Vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts datiren endlich die fortlaufenden Neuigkeitsblätter. Vom J. 1612 ist eine sehr schätzbare Seltenheit aufbewahrt, welche sich durch die Form und die Allgemeinheit des Inhalts auf das merkwürdigste auszeichnet; die dem Blatte vorgesetzte Nummer zeugt zugleich von einer regelmäßigen Fortsetzung. Drei Jahre später (1615) wurde das „Frankfurter Journal" von dem Bürger und Buchhändler Egenolf Emmel, und zwar auf eigene Kosten angefangen. Diesem folgte 1617 der Postmeister Johann v. d. Birghden mit den „Post-Avisen", welches einen merkwürdigen Rechtsstreit veranlaßte. Im J. 1618 folgte zu Fulda ein „Postreuter", der zwölf Jahre lang dauerte. Beinahe eben so frühe Spuren hat man von nürnberger, augsburger und brüsseler Zeitungen. — Friedrich Giehne's Aufsatz über das deutsche Zeitungswesen ist ein Abschnitt aus seiner nächstens erscheinenden Schrift: Deutsche Zustände und Interessen, nach dem Französischen des Hippolyt de St. Abran.

[Mrs. Jameson und die Verfasserin von Lüge und Wahrheit.]

Von den Originalbeiträgen zur deutschen Schaubühne, die bekanntlich zum Besten des Frauenvereins zu Dresden (in der Arnold'schen Buchhandlung) herausgegeben werden, ist bereits ein vierter Band erschienen, enthaltend zwei Lustspiele: „der Majoratserbe", „das Fräulein vom Lande" und ein Schauspiel: „der Pflegevater". In dem Artikel des Examiner über das Buch der Mrs. Jameson wird von einem mineralogischen Werke gesprochen, das Se. Maj. der König von Sachsen geschrieben haben soll. Uns ist von einem solchen nichts bekannt. Daß Mrs. Jameson in den Schauspielen der hohen Verfasserin wirklich einen Spiegel der deutschen Gesellschaft findet, ist ebenfalls ein Irrthum. Wir finden in diesen Dramen nur das Hof- und Landleben richtig erfaßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 62. — den 27. März 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

Frau Graves trat zu dem Korbe hin und betrachtete das Kind. Die charakteristischen, wie es scheint, in diesem Stamme unauslöschlichen Züge und die eigenthümliche Gesichtsfarbe traten ihr haßerweckend entgegen, ungeachtet der Aehnlichkeit mit ihrem Sohne. Ja selbst diese Verschmelzung ihrer Familienzüge mit denen der verachteten Mulatten erschienen ihr wie eine ihren Stolz empörende Mißheirath. — „Sein Erbe?" rief sie erbittert — „nein, sein Erbe soll dieser Mulattenjunge nicht werden. Davor wenigstens will ich einen Riegel schieben. — Gih!" wandte sie sich barsch und gebieterisch an Elsbeth — „schließe den Korb! schlage ein Tuch darum, damit Niemand sehen kann, was Du trägst. Nimm den Jungen — es ist ein Sohn von einer meiner Negerinnen und einem Weißen, nimm ihn und wirf den Korb in den Fluß."

„In den Fluß?" rief Elsbeth erschrocken. „Soll er ertrinken? Das ist wohl nicht die Meinung der Frau."

„In den Fluß — und keine Einwendungen, nicht gemuckst! Du gehst aus der Hinterthür, um den Küchengarten und zu der unbewohnten Dorfhütte. Dort kannst Du es hineinwerfen. Eile und geh — und wenn Du ein Wort davon zu irgend Jemand sprichst, so bist Du des Todes!"

Die arme Elsbeth, gewohnt die Befehle ihrer strengen Gebieterin sklavisch auszuführen, und Alles, was sie that, als wohlgethan anzusehen, ohne weitere Betrachtungen darüber anzustellen, merkte wohl, daß es Ernst war. — „Ja ja, Frau, wenn es sein soll, — und es kommt ja auf einer Negerin Kind nicht an. Aber er ist wach, Frau! Wenn er nun schreit, — ja, wir können ihm ein kleines Tuch um den Mund binden, ganz lose; ich werde es nicht so binden, daß er Schaden davon leidet." — Sie fügte noch manches Unverständliche hinzu, während sie sich damit beschäftigte, und ging dann seufzend und kopfschüttelnd mit dem Korb hinaus. Frau Graves blieb noch eine lange Zeit stehen mit den Händen vor dem Gesicht, gleichsam in die Gewaltthätigkeit ihrer eigenen Handlung vertieft; aber sie gewann bald ihre alte Fassung und Energie wieder. Den Rest des Vormittags wandte sie dazu an, durch Leute vom Hofe die nöthigsten Erkundigungen über Arthur und dessen Schwester und deren Aufenthalt in der Nähe einzuholen.

Inzwischen führte Elsbeth den Befehl der Frau pünktlich und mit einer Stumpfheit aus, die sich wohl auf ihr Alter und ihren geringen Verstand gründete, aber auch genährt war durch den beständigen Anblick der Macht ihrer westindischen Herrschaft über Leben und Tod. Der öftere erwähnte Fluß lief vor dem hochliegenden Lindbergshof vorbei, bahnte sich ein tiefes Bette am Fuß des Felsenpfades, den wie vorher erwähnt haben, und bildete dann, wie man sich erinnern wird, einen Wasserfall, ehe er in das Thal hinabglitt, wo Hoqueville's

Digitized by Google

wohnten. Als Eisbeth zu dem einsamen Hause gekommen war, das an dem Flusse lag, sah sie sich zuerst um, ob sie unbeachtet sei, und öffnete dann den Korb. Das Kind lag mit großen offenen Augen und weinte. — „Armer Wurm, er ist wohl hungrig!" sagte sie und suchte in ihren Taschen. Sie pflegte, wenn sie ging, stets etwas zu kauen, und fand auch jetzt ein Stück Zwieback, welches sie weich machte und dem Kinde gab. — „Nimm Dir Zeit, kleiner Vielfraß! wir haben ja keine Eile. Nun kann er sehen, es geht. Aber nun wird er auch still sein und nicht schreien, so werde ich ihm auch das Tuch umbinden, daß es ihn nicht drükken soll. Aber er soll artig sein und nicht so unhändig."

Sie fing hierauf an, den Knaben zu wickeln und zu binden mit einer Sorgfalt, wie sie es nur mit Georg machen konnte, den sie ehemals wickelte. Da sie fertig war und das Kind wieder in den Korb gelegt hatte, war es, als ob es ihr plötzlich einfiele, weshalb sie hergekommen war. „Ach je, je!" — brach sie aus und kreuzte sich — „muß er nun dran! Ja, die Frau muß ja wissen, was sie thut, und ich kann ja nicht dafür." — Nach etwas Zögern und Unentschlossenheit machte sie den Korb zu, sah sich noch einmal um, und setzte ihn in den Fluß. Dieser glitt leise mit der Strömung abwärts, als ob unsichtbare Wesen über ihn wachten. — „Ja, noch geht es gut. Aber wenn er zu dem Wasserfall kommt, so kann er gute Nacht sagen, kleiner Musje! Ach, ach! so ein schmuckes Kind!" — Und nun ging sie heim, leicht den Kopf schüttelnd und seufzend und bei sich selbst murmelnd, aber übrigens in derselben Gewissensruhe, als ob sie Zeug im Flusse gespült oder einen gleichgültigen Auftrag für die Frau ausgerichtet habe.

Georg ahnte in diesem Augenblicke gewiß nicht, daß der Todesengel über seinem Kinde schwebte. Allzubeschäftigt mit seinem eigenen unglücklichen Verhältniß, war er vielleicht froh, daß das Kind, der lebendige Zeuge seiner Untreue, aus seinen Augen war. Nach dem heftigen Zwiegespräche mit seiner Mutter war er zu seinen Zimmern hinaufgeeilt, fest entschlossen, ungeachtet aller Hindernisse seinen Willen durchzusetzen. Wenige Stunden schienen seinen Charakter entwickelt zu haben. Der Widerstand und Haß, den seine Mutter ihm gezeigt hatte, und der Ungehorsam, womit er ihrer gewohnten Macht über ihn zum ersten Male entgegengetreten war, versetzten ihn in eine aufrührerische, trotzige Stimmung. Was er nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte, war leider, daß seine Auffässigkeit gegen seine Mutter sich mehr auf jenen Trotz gründete, als auf Liebe zu Margueriten, oder selbst nur auf Pflichtgefühl für das, was er ihr schuldig war. Von dem mütterlichen Stolz hatte er nicht wenig geerbt, und konnte nur mit Mühe eine Stimme unterdrücken, welche ihm zuflüsterte: Ein Bastard Deiner eigenen verachteten Sklavin!

In dieser Stimmung empfing er mit Bestürzung einen Boten, der ihm meldete, daß Fräulein Heloise mit ihm auf ihrem Zimmer zu sprechen wünsche. — „Sag', ich könne nicht kommen — mir sei nicht wohl — nein, sag', ich würde kommen, gleich kommen. — Mag ich heute jeden bittern Kelch leeren!" fuhr er fort, da der Bote gegangen war, „sie soll Alles erfahren!"

Heloise, die das Unrecht ihrer Gleichgültigkeit gegen Georg am Morgen dieses Tages gefühlt hatte, und ihm nichts anders als seine Liebe zu ihr vorwerfen konnte, empfing ihn bei seinem Eintritt mit größerer Freundlichkeit als vielleicht jemals zuvor.

„Wir haben einander den ganzen Tag nicht gesehen," sagte sie sanft und führte ihn zum Sopha, „das ist doch nicht recht. Morgen sollen wir durch das heiligste Band verbunden werden, und wir mögen einander viel zu sagen haben. Kommen Sie und setzen Sie sich, lieber Georg! Sie waren ja Willens, heute Morgen mit mir zu sprechen. Nicht wahr," fügte sie etwas zerstreut hinzu, „es ist Brautstaat angekommen? Ja, ja — Eisbeth hat ihn im Empfang genommen, und kann nicht genug davon rühmen. Morgen komme ich an die Reihe, ihn zu bewundern. Aber ich schulde Ihnen noch meinen Dank, daß Sie mich heute Morgen aufgesucht, und meinetwegen den beschwerlichen Weg gemacht haben."

Während sie sprach, saß Georg und verstummte. Jedes Wort drang ihm in die Seele. Ach, ihn dünkte, sie nie so schön und liebenswürdig gesehen zu haben. Es war das erste Mal, daß sie ihn beim Vornamen nannte, und das erste Mal, daß er von ihr die Erlaubniß hatte, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen. Dies kam ihm wie ein Heiligthum vor, dessen Priesterin sie war, und dessen Dienste er sich nun vermessen entzog. Ergriffen von seinen Gefühlen und von dem schneidenden Gegensatz zwischen ihrer ruhigen Milde und seinem eigenen empörten Innern, bedeckte er ihre Hände mit Thränen und Küssen und sagte: „O, Heloise, ich bin Ihrer Güte nicht würdig. Sie sind ein himmli-

Digitized by Google

scher Engel, und lassen Heil und Glück in Ihren Spuren zurück. Aber ich —"

Mehr konnte er nicht über die Lippen bringen und sahe düster und schwelgend vor sich nieder. Heloise betrachtete diese Aeußerungen als einen Ausbruch seiner Zärtlichkeit und beruhigte ihn lächelnd. Aber ein Geständniß war ihm in diesem Augenblick unmöglich. Er entfernte sich, sobald er konnte, und tröstete sich mit dem Entschluß, ihr von seiner älteren Verbindung schriftlich Nachricht zu geben.

„Sie soll ich freiwillig aufgeben," brach er schmerzlich aus, als er in sein Zimmer zurückgekommen war, sie, deren klarer, mit sich selbst einiger Geist mein leitender Stern sein könnte. Ein so vortreffliches Wesen, ein so großes Glück soll ich selbst von mir stoßen? Wer kann das verlangen? und nur um einen Leichtsinn, einen Rausch meiner Sinne gut zu machen, dem Jeder nachgegeben haben würde. Man will mich einen Verführer nennen. Habe ich denn verlockt, habe ich überredet und verführet? und tragen wir nicht Beide die Schuld eines Vergehens, das Einer büßen soll? Ach, Marguerite, ich muß hart und theuer die Stunden bezahlen, die ich in Deinen Armen zugebracht habe!"

Er meldete sich ab vom Mittagstische und schloß sich in sein Zimmer ein. Nach großem innerm Kampfe fing er einen Brief an Heloisen an. Aber er vernichtete jeden Entwurf und verzweifelte über die Worte, die er niedergeschrieben hatte. Schwer im Kopfe und nicht im Stande, einen Beschluß zu fassen, war es ihm beinahe lieb, als er durch einen Boten von seiner Mutter unterbrochen wurde, welche nach Tische mit ihm im Speisezimmer zu sprechen wünschte. Er ging hinunter und traf sie allein.

„Was hat mein Sohn nun beschlossen?" fragte sie, und sah ihn staer und prüfend an.

„Ich habe keinen Grund, den Entschluß zurückzunehmen, den ich einmal gefaßt habe," antwortete er, doch mit einiger Unsicherheit in der Stimme.

„Also Du willst, meinem Rath und meiner Warnung gerade entgegen, diese Verbindung eingehen? Auf morgen ist die Trauung angesetzt; alle Vorbereitungen sind getroffen. Fräulein Carstens' Familie ist von Tag und Stunde benachrichtigt und feiert vielleicht morgen ein Fest, dessen heilige Bande wir zerrissen haben. Deiner Mutter Wort, das stets wie Gold sich bewährt hat, soll gebrochen, ich soll beschämt werden, und Hoqueville's sollen triumphiren! Der schändlichste Plan, Dir die Braut wegzuschnappen, soll gelingen! Ja, eben," fuhr sie fort, da Georg eine unwillige Bewegung machte, „eben der schändlichste Plan, Dich Deiner Braut zu berauben. Da Du wie ein blinder Thor handelst, so hat Deine Mutter doch Augen, um zu sehen. Ich habe bei den Leuten nachgefragt und mir die genauesten Nachrichten verschafft. Der junge Hoqueville hat schon lange Zeit sich wie ein Räuber um den Hof geschlichen. Er hat mehrere heimliche Zusammenkünfte mit Fräulein Caestens gehabt, und sich erdreistet, an sie zu schreiben. Er hat ihr Gott weiß welche Vorschläge gemacht. Er hat ihr Deine liaisons mit seiner Schwester mitgetheilt —"

„Du glaubst — —"

„Ja, wer kann das wissen. Für nichts hat er sie nicht aufgesucht. Und wollte er sie für sich gewinnen, so konnte er kein besseres Mittel wählen. Was Heloise von der Sache denkt, weiß ich nicht; aber sie ist ein vernünftiges Mädchen, und wird wohl wissen, es richtig zu beurtheilen. Aber Du, Georg, nimm Dich in Acht, daß man Dir nicht eine Schwester in die Hände spielt, um Dir die Braut wegzuschnappen."

„Dein Argwohn führt Dich zu weit," antwortete Georg. „Mit Heloise habe ich eben gesprochen, und ihr war nichts anzumerken. Arthur Hoqueville kennst Du nicht und denkst zu schlecht von ihm. Er ist der Niederträchtigkeit nicht fähig, welche Du ihm zuschreibst."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Musik im Monat Februar.]

Mit den wegen Unpäßlichkeit wieder abgekündigten Opern, worunter die Hugenotten und Don Juan, hätte man schon allein ein Monat-Repertoir füllen können. Statt deren hatten wir die Falschmünzer, die Stumme, den Brauer, Gustav, zum treuen Schäfer, das Nachtlager von Granada ꝛc. Daraus geht aber hervor, daß wir uns zu helfen wissen, und im Stande sind, allenfalls ein einactiges Lustspiel plötzlich in eine heroische Oper zu verwandeln. Unsere Capitain trat nach längerer Indisposition als Emmeline auf und hätte wohl einen Empfang verdient. Daß sie als Gabriele eine so harmoniewidrige Cadenz machte, war nicht schön von ihr. — Mögen die Leute sagen, was sie wollen, Kreuzer's Nachtlager ist eine vergriffene Composition. Die Grundfarbe ist lyrisch, obgleich das Zinnoberroth der Trompeten und Pauken jede Nummer begleitet. Aber romantisch ist ein Epitheton, auf das man schon losfündigen kann. Bei Kreuzer scheint romantisch und aphoristisch synonym zu sein.

Digitized by Google

Wem dieses Wort zu kühn dünkt, bedenke: diese kleine Oper hat nur 12 Nummern. In diesen paradiren aber allein 71 Haupttempi, ohne die unzähligen Ritardationen, Calandos, Stringendos, ohne die Fermaten, gesetzliche und willkürliche, und die kleineren Perioden, in welche jede Melodie zerfällt. Wo soll da ein logischer Sensus, ein poetischer Zusammenhang herauskommen? Die nicht weniger als 55 Taetwechsel, die vielen Tonarten und Nebentonikas, in welche diese 12 Nummern wieder zerfallen, sind eben nicht geeignet, meine Sentenz zu widerlegen. Dieselbe vielmehr zu rechtfertigen, will ich unserm Nachtlager eine Oper entgegensetzen, deren mannichfaltige Elemente im Stoffe eine noch weit größere Anzahl an Taet-Tonarten und Tempos als nothwendig herausstellen dürften. Ich meine die Zauberflöte, die aus 21 Nummern besteht, wovon das letzte empfindungswechselnde Final allein eine geschlagene halbe Stunde dauert. Ihr Text gab dem Componisten reichlich Gelegenheit jene Hülfsmittel zu benutzen, welche geschickt zusammengesetzt schon allein der Reizmittel genug haben, um dem äußeren Sinne ein verführerisches buntes Kaleidoskop bieten zu können. Und dennoch finden wir in der Zauberflöte im Ganzen nur 50 Tempi und 28 Taetwechsel, bei welcher Durchsuchung es auffallen muß, daß unter letzteren nur acht im Tripeltaet, zwanzig also in geradem Taet geschrieben sind. Welchem Ohr aber ist wohl diese dem Auge nur sichtbare Monotonie schon aufgefallen? und wie würden viele unserer heutigen Celebritäten zurecht kommen, überstreuten sie ihre Gedankenarmuth nicht mit dem spanischen Pfeffer außergewöhnlicher Taetarten, piquanter Rhythmen, frappanter Modulationen! Wollte ich jede andere deutsche Oper entgegenstellen, so würde der Contrast nur noch hervorstechender heraustreten. Bei der italienischen Oper, wo die Cadenz noch obendrein das große Wort führt, sind diese Sünden als zum Genre gehörig, und wir haben es hier nur mit dem Meister Conradin Kreuzer zu thun, in dessen Liedern wir den deutschen Barden hoch verehren.

— Fräulein Meerti, vielseitig empfohlen, sang mehreremal concertlich im Theater und einmal im Museum. Sie hat eine zarte, gleiche Stimme und gute Schule, als Concertsängerin aber nicht genug Fond, wenig Bravour, und fehlt ihr überhaupt die Rapidität der italienischen Gesangsweise. Ihre Höhe namentlich ist nicht selbstständig, darum muß sie sich vieles einrichten, was uns namentlich in Beethoven's großer Arie „Ah perfido" genirte, die sie aus der edlen Tonart Es in C transponirt sang. Ihre schönen Vorzüge wurden jedenfalls anerkannt. — In den beiden Museen vom 14. und 28. Februar waren besonders zu beachten Beethoven's F-dur, und Spohr's C-moll Symphonie, welche letztere aber nicht ansprach; Feska's Ouvertüre zu Cantemire und Lindpaintner's tolle Ouvertüre zur Genueserin. Unseres Flötisten, Herrn Mohr's, Variationen von Haake, (Op. 9.) brav instrumentirt, machten Furore. Fräulein Just (die Tochter des Directors des Liederkranzes) sang die Erstlinge ihrer Muse mit artigem Stimmchen, und fand Aufmunterung. Herr Hecht, ein hiesiger, sehr gesuchter Gesangslehrer von Welt- und Schulbildung, trug hier wie mit Fräulein Meerti geeignete Sachen vor. Seine Stimme, hoher Bariton, ist klangvoll, markig und von großer Biegsamkeit. Seinem Vortrage ist mehr Feuer zu wünschen.

Concerte des Cäcilien- und des Großmann'schen Vocal- und Instrumental-Vereins fanden am 13. und 18. Statt. Das erstere führte uns Mendelssohn, Haydn, Hauptmann, Bach, Calcott und Händel vor, das letztere die Schöpfung und vierhändige Thalberg'- und Herz'sche Bravouras, von des Directors Kindern vorgetragen. Die Riefstahl'sche Soirée am 21. gab 3 Quartette, von Haydn (F-dur), J. Strauß, und Beethoven (A-dur). Eine junge Dilettantin, Fräulein Sähr, sang darin ein Lachner'sches Lied mit voller Brust.

Es fehlte also nicht an öffentlichen Productionen des Theater-, Kammer- und Kirchenstyls, und wenn wir die Thés moquants mit ihren Mignon-Concerten dazu rechnen, dann die Gesandtschafts- und Kaufmannsbälle, welche zur Wintersaison fast täglich wechselnd stattfinden; endlich aber die Maskenbälle im Theater, die Casino- und Colleg-, die Harmonie- und Gesellschafts-, die Weißfederbüsch- und Pompiers-, die Cavallerie- und Tanzmeisterbälle, wenn man diese Vergnügungen dazu rechnet (der zahlreichen Einweihungs-, Stiftungs- und wohlthätigen Zwecks-Essen ꝛc. gar nicht zu gedenken), so gibt es eben genug hier zu genießen, und ein Lebemann könnte diese herrlichen Dinge alle nicht mitmachen, ohne sich tagtäglich wenigstens zu viertheilen. Jedenfalls ging es auch noch nie so bunt zu wie diesen Winter, und unser gutes Schauspiel, das noch obendrein Hrn. Döring aus Stuttgart vergebens erwartete, und das doch ein Personal besitzt, wie nicht leicht eines mehr in Deutschland, muß schmählich darunter leiden. Musik! nur Musik ist die Losung, mag sie ertönen wo und wie sie nur will!

C. G.

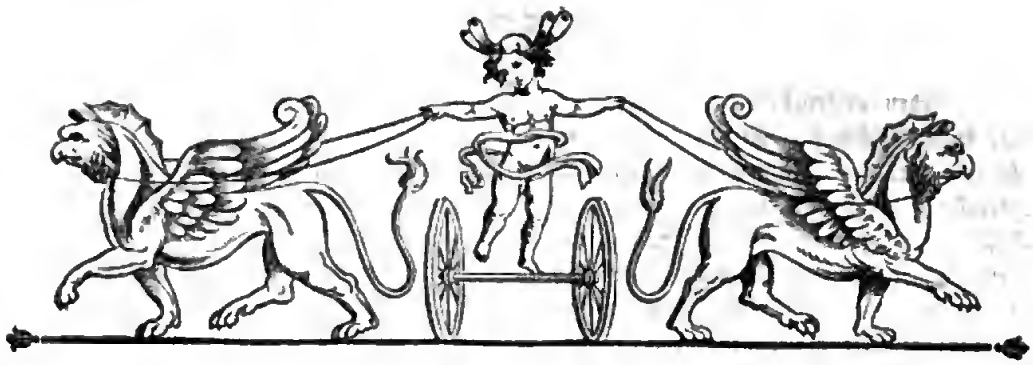
Notiz.

[Eine polnisch-arabische Polemik gegen das Christenthum.]

Unter den Manuscripten der leipziger Universitätsbibliothek hat sich ein interessantes Curiosum gefunden. Der Orientalist Prof. Fleischer entdeckte ein arabisches Manuscript, das völlig unverständlich war, da die arabischen Lettern, wenn man sie aussprach, keine Spur von irgend einem semitischen Dialekt verriethen. Endlich erkannte er mit Hülfe eines gebildeten Polen, Hrn. v. Sokolnicky, daß das Ganze in polnischer Sprache mit arabischen Lettern geschrieben war. Einzelne Sätze aus dem alten und neuen Testament, mit boshaften Randglossen versehen, kamen zum Vorschein, so daß die curiose Handschrift aus der Zeit herzurühren scheint, als die Tataren im benachbarten Rußland hausten. Ein mohammedanischer Proselytenmacher, Ibn Abdallah, excerpirte vermuthlich aus polnischen Gebetbüchern Materialien zu einer Streitschrift gegen das Christenthum, und wählte, um von den Geistlichen nicht entdeckt und verfolgt zu werden, für seine blasphemischen Notizen die Verkleidung arabischer Zeichen. Vielleicht erfährt man noch etwas Näheres über Inhalt und Schicksale dieser sonderbaren Handschrift.

—f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 63. — den 28. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

„Georg, Du weißt nicht, was die Mulatten im Stande sind," erwiederte die Mutter. „Du kennst dies ränkevolle Geschlecht und ihre unzähligen Kniffe und Pfiffe nicht."

„Du vergißt, Hoqueville's sind von unserer eigenen Familie. Von ihnen wenigstens solltest Du eine bessere Meinung haben."

„Halsstarriger!" rief Frau Graves aus, „so geh, und stürze Dich in Dein Verderben! Verschmähe Deiner Mutter Rath! Verschwöre Dich mit meinen Feinden! Halte Dich zu jenem verachteten Geschlecht und beklage Dich zu spät, daß Du meine warnende Stimme nicht gehört hast!"

Mit diesen Worten wandte sie ihm den Rücken und verließ ihn. Georg legte zwar nicht großen Werth auf ihre Beschuldigungen, die er annahm als hervorgerufen mehr von ihrem unbändigen Haß gegen Hoqueville's, als auf etwas Wirkliches gegründet; doch war ihm die Nachricht auffallend. Daß Arthur gesucht habe, seine Braut aufmerksam zu machen auf seine ältere Zusage gegen Marguerite, war an und für sich nicht wahrscheinlich. Er erinnerte sich nun, daß Heloise ihm wirklich gedankenvoll und zerstreut vorgekommen sei. Selbst diese ihr so ungewöhnliche Sanftheit im Gespräch und im Betragen hatte vielleicht ihren Grund in ihrer Kunde von seiner ältern Verbindung und in dem schmerzlichen Gefühl, welches diese Kunde geweckt hatte. Wer konnte wissen, ob sie ihn nicht hatte rufen lassen, blos um sich Aufklärung zu verschaffen, ob nicht getäuschte Liebe und Bekümmerniß um einen Bruch sie bewegt hatte, ihn zur Lösung ihres Verhältnisses zu veranlassen, welche sie nicht zu verlangen wagte. — Dieser Gedankengang setzte ihn in eine so unruhige Bewegung, daß er beschloß, sich sobald wie möglich Gewißheit zu verschaffen. Getrieben von seinem Gemüthszustande und erwachender Eifersucht begab er sich noch lange vor der Zeit auf den Weg zu Hoqueville's, ohne zu bedenken, daß das, was ihn so in Unruhe gesetzt hatte, in Streit stand mit seinen eigenen Beschlüssen.

Schon am Eingange zu dem Steige, der über den Gebirgsrücken führte, fand er Arthur sitzen. Auch dieser hatte zu Hause bei sich keine Ruhe gehabt. Indem er sich in den Klippen umher trieb, führte ihn sein Schritt unwillkürlich zu dem Punete, wo man nach Lindbergshof hinabsehen konnte, und von wo er oft mit träumendem Wohlbehagen Heloisen mit den Augen gefolgt war, wenn sie sich dort unten zu Pferde blicken ließ. Als er Georg gewahr ward, sprang er lebhaft und munter auf, und ging ihm entgegen. „Du bist schon hier, Georg? Lange vor der Zeit? Das ist schön und edel von Dir gethan. Ich habe gefürchtet, auf Dich warten zu müssen; aber ich habe Dir Unrecht gethan, und bin Dir Abbitte schuldig." — Georg zwang sich zu lächeln, und sie gingen nun zusammen den Steig hinauf. Arthur schien in der glücklichsten Stimmung

Digitized by Google

zu sein und offen für jeden angenehmen Eindruck. Er verbreitete sich über seiner Schwester Freude, wenn sie schon jetzt und so unvermuthet ankämen, und schilderte seiner Mutter Entzücken, wenn sie einmal Alle zusammen wären. Daß Georg an seiner Seite schweigsam und in sich vertieft ging, bemerkte er nicht unter dem Strom seiner eigenen Worte. — Als sie hinaufgekommen waren bis zu dem Puncte des Pfades, der gebahnt war zwischen den öden, unbewachsenen Steinmassen, stand Arthur plötzlich still, wie von einer Erinnerung ergriffen, und brach unwillkürlich aus: „Hier auf dieser Stelle, Georg, sahe ich das erste Mal —" Aber er hielt inne, als ob ihn das gereue, was er angefangen hatte.

„Wen hast Du hier gesehen?" fragte Georg mit forschendem Blicke.

„Wen ich hier gesehen habe?" erwiederte Arthur und ging weiter. „Nun ja, es ist im Grunde ein gleichgültiger Umstand, und ich kann es immerhin sagen: Ich sahe hier zum ersten Male Fräulein Carstens."

„Du? Wie kamt Ihr Beide zusammen? Antworte mir! — Du kennst sie also, und seit wann?"

Arthur bemerkte nur allzugut die Leidenschaftlichkeit, die aus Georg's Worten sprach, und er verwünschte seine Unvorsichtigkeit. Aber es war einmal geschehen, und er wußte kein besseres Mittel, um seinen Argwohn zu entfernen, als ihm die Wahrheit zu sagen: „Ich bin hier durch einen Zufall so glücklich gewesen, ihr das Leben zu retten."

„Du hast ihr das Leben gerettet? Wie kann ich das glauben? Davon hat Heloise mir nicht ein Wort gesagt. Wann — wie — und bei welcher Gelegenheit? — Arthur, antworte mir, und sage mir die reine Wahrheit. Was hast Du vor mit Heloisen? Was hast Du ihr erzählt? Was ist Deine Absicht gewesen —"

„Aber so beruhige Dich doch, Georg! Was ist das für ein Argwohn, der Dich plagt? Ich habe sie das eine Mal gesehen."

„Nein, Du hast sie öfter gesehen. Ich weiß es, und Du kannst es nicht läugnen."

„Gewiß, ich habe mit ihr nur einmal gesprochen. Was für ein Unglück ist dabei?"

„So ist es doch wahr!" rief Georg außer sich. „Mich bestrickst Du durch eine Ueberraschung, um Vortheil von meiner Treuherzigkeit zu ziehen. Ihr legst Du heimliche Schlingen, ihr schickst Du Briefe, sie suchst Du für Deine Absichten zu bethören. Aber das soll Dir nicht glücken. Du sollst nicht eine rechtmäßige Verbindung trennen! — Schweig, Elender! ich durchschaue Deine Plane und verachte Deine Kunstgriffe. Zwischen uns ist es aus. Ich verfluche die Stunde, wo ich mich verblenden und bethören ließ von Dir und Deinem arglistigen Geschlecht."

Während dieses unglücklichen Haders befanden sie sich auf dem schmalen Pfade, der längs des schwindelnden Abgrundes hinlief, wo der Fluß tief unten sein Bette hatte. — Arthur war wie versteinert bei Georg's Beschuldigungen. Er konnte nichts anders thun, als ihn festhalten, da er sich losreißen wollte, und bei dem Ausbruche seiner Raserei rief er ihm zu: „Höre mich, Unsinniger, und nimm Gründe an — laß mich Dir erklären —"

„Laß mich los!" schrie Georg, „fort aus meinen Augen!" — Und indem er, bei dem Bestreben sich loszureißen, Arthur'n einen heftigen Stoß vor die Brust gab, glitt dieser aus und sank mit lautem Ausruf die Felsenkante hinunter.

Georg stand einen Augenblick betäubt und sah ihn von Klippe zu Klippe stürzen zum rettungslosen Tode. Er verbarg sein Gesicht in den Händen, und lief verstört weg, als ob ein böser Geist ihn verfolgte, achtete nicht auf Weg noch Steg und hatte sich bald in der ihm überdies nicht sehr bekannten Gegend verirrt. Da er wieder einigermaßen zur Besinnung kam, befand er sich zwischen kahlen, unwegsamen Felsen, wo er nie zuvor gewesen war. Es neigte sich schon zum Abend. Der Wind fuhr kalt hin zwischen den hervorragenden Klippenspitzen, und schien den Aufruhr in seiner Brust zu stillen und zu kühlen. Einsam in dieser verlassenen Gegend fühlte er die Nothwendigkeit, sich zu sammeln, um, wo möglich, den Fußsteig zu finden, den er verlassen hatte. Er irrte lange und vergebens umher, bis ihm endlich, als er ein hohes Felsstück bestieg, das bekannte hölzerne Gehege um den Hof seiner Mutter in der Dämmerung schimmerte. Er verfolgte die Richtung und kam, obgleich nicht ohne Gefahr, endlich dem Hofe so nahe, daß er den Weg nicht mehr verfehlen konnte. Er war nun im Stande, seine Lage ruhiger zu betrachten, und was ihm zunächst obliege.

Man hat oft bemerkt, daß ein begangenes Verbrechen seltener Reue hervorbringt als dazu beiträgt, das Gemüth zu verhärten. Das Bewußtsein, einmal verfallen zu sein den verderblichen, versuchenden Mächten und der Hoffnungslosigkeit, zurücktreten zu können, gibt dem Sinn eine Verstocktheit, die am leichtesten zufrieden gestellt wird durch Verhärtung gegen die Vorwürfe

Digitized by Google

der Reue. Georg sprach sich frei von der Schuld an Arthur's Tod und schrieb ihn auf Rechnung des Zufalls. Doch flüsterte eine Stimme ihm zu, daß er ihn ungehört verdammt und in jedem Falle durch seinen Ungestüm neuen Jammer über eine Familie gebracht habe, die von ihm schon so tief gekränkt sei. Aber dieses Bewußtsein überzeugte ihn auch, daß eine Versöhnung mit der Familie Hoqueville unter diesen Umständen unmöglich sei, eine Verbindung mit Margueriten undenkbar und unnatürlich, und er fand leider eine gewisse Erleichterung und Trost in diesem Gedanken. Arthur, meinte er, habe seinen Tod seiner eigenen Arglist zu danken, diese sei nicht offen und ehrlich zu Werke gegangen, vielmehr wäre dessen Betragen von der Art, daß ein Zweikampf unvermeidlich gewesen sei, und in diesem würde er keineswegs sein Leben geschont haben. Marguerite könnte nichts mehr für ihn sein, und er noch weniger für sie. Verlassen sollte sie nicht sein durch ihres Bruders Tod; es sollte für sie gesorgt und Alles gethan werden, um sie sicher und beschützt nach Westindien zurückzubringen. „Komme, was da will!" sagte er, da er spät Abends sich in der Nähe des Hofes befand. „Ich habe meinen Beschluß gefaßt. Geschehen ist geschehen. Ueber das Vergangene frommt es nicht zu klagen. Meiner Mutter Rath, meine eigene Zukunft, Alles fordert mich auf, männliche Entschlossenheit zu zeigen, und mich nicht von dem Strome, in welchen ich geworfen bin, fortreißen zu lassen."

An der Pforte des Hofes stand ein Mensch, der dorthin gestellt war von Frau Graves, um auf seine Zurückkunft zu warten. Sie hatte mehrere Boten nach ihm geschickt, und wünschte ihn sogleich zu sprechen. Als er zu ihr hineinkam, ging sie auf und nieder in der Stube, ohne ihn anzusehen oder ein Wort zu sagen. Das Zimmer war matt und nur durch eine von der Decke niederhängende Lampe erleuchtet. Die Stille, welche hier herrschte, und die ungewisse Dämmerung, worin seiner Mutter hohe strenge Figur mit einförmigem Schritt sich bewegte, ergriff ihn bei seinem Eintritt und machte, daß er still stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Guizot über Washington.]

Washington, dieses amerikanische Pflanzergewächs, aus dem Saft eines Melanchthon und Cincinnatus gezogen, fand einen neuen Geschichtsschreiber an Guizot, dieser trockenen aber stämmigen Treibhauspflanze. Daß Guizot gerade jetzt auf diese Idee kam, hat seine politische Nebenursache, obschon er sich blos wieder herabzulassen schien, um das Scepter mit der Feder zu vertauschen. Washington gehört in die Kategorie jener Menschen, die anstatt hellauf wie ein Meteor zu glänzen, beständig wie ein bläuliches Licht auf einem See herum schwärmen und angenehm überraschen. Der Menschheit sind diese Charaktere fast nützlicher als die Cäsare und Napoleone, nur dürfen sie nicht zu lange existiren, weil sie ihre Zeit überleben und dann langweilig werden. Die Alten hatten auch darin wieder mehr Menschenkenntniß; einen Herkules oder Theseus machten sie nur zum Halbgott, eine Ceres oder Venus aber, und sogar den Bacchus zu Gottheiten, weil sie den Menschen nützlicher waren und der Vermählung mit dem Bösen nicht bedurften, um Gutes zu stiften. Washington ist daher, trotz seinen Feinden, ein großer Charakter, aber deswegen ist nicht zu behaupten, daß man in seine Fußstapfen treten müsse, um ebenfalls Gutes und Großes zu stiften; deswegen kann man nicht darthun, daß nur dieser Weg des historischen Alterns mit dem innern Bewußtsein des Rechts genüge, um die Freiheit und das Recht zu erobern, denn nicht Washington befreite Amerika, sondern Georg der Dritte, sein Tyrann; nie dachte jener oder seine Freunde an eine Losreißung vom Mutterlande, und man kann deßhalb sagen, daß in America die Begebenheiten immer größer als die Menschen waren. Es gibt in Deutschland auch manchen Columbus, der die schönste neue Welt in sich trägt, nur schifft er sich nicht ein, und das Verdienst des Columbus war, nicht allein eine neue Welt in seinen Gedanken combinirt, sondern sich auf seine Idee hin eingeschifft zu haben. Washington schiffte sich ebenfalls ein, und das ist sein größtes Verdienst; denn die neue politische und legislative Welt lief ihm so zu sagen in die Arme, ohne daß er es wußte, ja sogar ohne daß er sie Anfangs verstand.

Ein Anderes aber ist es in Europa, wo erst niederzureißen ist, ehe man neu bauen kann; wo Männer wie Washington erst gut wären, wenn die Einfachheit der Pflanzersitten und der Mangel an Ehegeiz existirten, und wer die Schlachten in Italien und am Rheine gewinnt, der muß am Ende aus einem andern Stoffe als einem Washington'schen gebildet sein. Cromwell sagte, wie Guizot selbst bemerkt, mit Recht, als er im Triumphe von dem londoner Pöbel empfangen wurde: dieser Haufe wäre noch viel lustiger und zahlreicher, wenn ich zum Galgen geführt und gehängt werden sollte!

Und wie kann es anders sein in dem alten Europa? Ist nicht die ganze Erziehung danach eingerichtet, daß Alles auf dem Ehrgeiz beruht? Hat man nicht den Elementarunterricht auf ihn basirt, strebt nicht das Kind schon sich vor den andern auszuzeichnen? Es wird viel in unserm Zeitalter von Demokratismus und Menschenrecht gesprochen, geschrieben und gedruckt, aber man vergißt, daß wir erst eine ganz andere Erziehung nöthig hätten. Die zuerst, wonach kein Bürger sich vor dem andern verdunkelt und wo das ganze Leben auf Entbehrung beruht. Auszeichnung und Genuß

Digitized by Google

wären dann negativ und selten, während sie jetzt positiv und allgemein sind und keinen freien Staat aufkommen lassen. Diese Nothwendigkeit fühlt sich besonders in Frankreich, dieser Hebamme des neuen Völkerlebens.

Die Historiker — mit Respekt zu sagen — glauben, der Mensch mache seine Zeit, die Geschichte ist ihre Compaßnadel, nach der sie durch die Gegenwart fahren, ohne auf Wetter oder Wind zu schauen, daher nehmen sie sich eine Epoche aus der Geschichte und sagen: so sollte man es machen.

Es gab in der französischen Revolution auch solche Historiker, die herzählten, was man machen sollte, aber die Zeit überschwemmte sie, und das einzige Mittel war, wie Danton sagte, de l'audace, toujours de l'audace et encore de l'audace, und als man ihm von dem nothwendigen Kitt für die Gesellschaft sprach, antwortete er etwas cynisch, der beste Kitt wäre Blut. Napoleon kam, er, der sich le pacificateur de l'Europe nannte — auch er war auf das eitel, was er nicht war — und er glaubte sich Mann genug, um sich ein neues königliches Brautbett zu bereiten. Lemercier sagte ihm damals: vous n'y coucherez pas dix ans. In der That, schlief er nur neun und ein halbes Jahr darin. Napoleon's Thron war ein improvisirter, der Schutt des französischen Königthums lag noch rauchend vor seinen Füßen, was that er? er hatte keine Zeit ihn wegräumen zu lassen, baute einen pappendeckelnen Palast darauf, den er übergoldete, bis er an einem schönen Morgen erwachte und selbst im Schutte lag. Es ging ihm mit dem Palaste wie jenem österreichischen Soldaten, der des Morgens erwachte und keinen Kopf mehr hatte. Die Deutschen, die damals so antinapoleonisch waren, lassen sich seit 1830 eine Schlinge legen und vergöttern Napoleon, nicht merkend, daß das jetzige System so Mancher nur das Seine ist. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich nie Napoleon lieben konnte, sogar als Kind nicht und daß mir Alexander tausend Mal lieber war, schon deshalb, weil er seinen Stamm nicht verläugnete, ästhetisch war und den Hamer liebte, während Napoleon von Kunst und Leben nichts verstand und über Alles nur seine angeborene Meinung gelten ließ. Später, als ich seine Geschichte besser studirte, sah ich wieder deutlich, daß auch er nur als Werkzeug der Vorsehung diente. Er machte das Jahrhundert zurückhusen, damit es zu dem neuen Sprung einen bessern Ansatz habe. Eben so erging es Goethe, der Deutschland in einen lethargischen Zuckerkandisschlummer brachte, damit es im Erwachen um so convulsivischer ward. Fast jeder große Mann hat so einen zweiköpfigen Zwillingsgeist, der nach verschiedenen Richtungen schaut. Der neue Sprung geschah Achtzehnhundertunddreißig, aber das Jahrhundert glitschte auf dem andern Ufer aus und jetzt steht's im Graben, in dem seit zehn Jahren sich sehr viel Sumpf gesammelt hat. Wenn's stark regnet, riecht's sogar in ganz Europa. Seit fünfundzwanzig Jahren reißt Frankreich einen Lappen nach dem andern dem monarchischen Mantel ab, getrieben von einer unsichtbaren dämonischen Macht. Eine Monarchie ohne Aristokratie ist so wenig, als ein Kranker ohne Krankenwärter denkbar. Seit zehn Jahren aber hat Frankreich (trotz der deutschen Adelszeitung des Hrn. v. Alvensleben) den Adel ganz gestrichen; sogar die Erblichkeit der Pairie schaffte es ab. Nicht einmal eine Uniform für die Deputirten nahm es an, und neulich erst verweigerte es den letzten Heller einem königlichen Prinzen. (D. F. f.)

Notizen.

[Franz Liszt.]

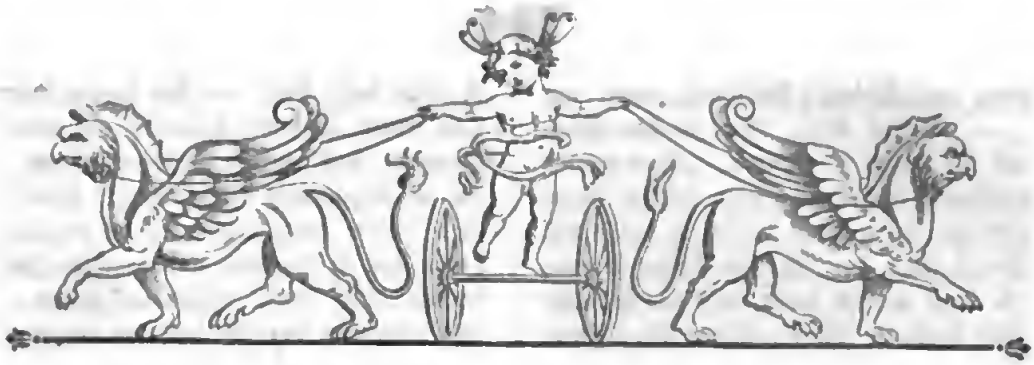
Im zweiten Concert, das Liszt in Leipzig gab, spielte er ein Concertstück von Weber, Schubert's Ave Maria, Erlkönig u. a. Ein drittes Concert wird Liszt zum Besten armer Musiker geben. Wir glauben in unserm Artikel über ihn in Nr. 58 erledigt zu haben, was wir über ihn als Künstler zu sagen hatten. Das 19. Heft des „Conversationslexikons der Gegenwart" brachte über ihn einen interessanten Artikel, der Liszt's Geburtsjahr anders angibt als der wiener „Humorist". Nach diesem wäre Liszt einige Dreißig alt, nach jenem ist er 1811 zu Räding, einem ungarischen Dorfe, als Unterthan des Fürsten Esterhazy geboren. Salieri in Wien unterwies ihn im Partiturlesen und im Contrapunct. In dem ersten Concerte, das der Knabe in Wien gab, war Beethoven zugegen und äußerte seine Theilnahme. Das Conservatorium in Paris war das Ziel, nach dem man für den jungen Künstler strebte, allein Cherubini wies ihn als einen Ausländer ab. Um so mehr vielleicht ward er in Paris Mode. 1825 ward in der Akademie royale eine Oper von ihm gegeben, die jedoch nur vier Vorstellungen erlebte. Merkwürdig ist die Periode der religiösen Schwärmerei in Liszt's Leben. Seine excentrische Romantik trieb ihn freilich auch bald in das entgegengesetzte Extrem. Er schien auch als Mensch nur Extreme erleben zu müssen. Er war Saintsimonist. Die Julusrevolution entzündete in ihm den Gedanken einer Symphonie revolutionnaire. Diese jedoch so wenig, wie die projectirten Messen aus der Periode seiner religiösen Stimmung, sind ausgeführt. Man sieht, das Kunstgenie von heute findet keinen festen Boden, wa es seine Wurzeln schlägt; Liszt ist als Companiſt unbedeutend geblieben. Der Verfasser des Artikels im Lexikon hat übrigens sein Spiel nicht gehört und urtheilt vom Hörensagen. Wir fügen hinzu, daß Liszt's Name, allerdings Liszt gesprochen, im Ungarischen Mehl bedeutet.

[Der Verfasser der Pentarchie.]

Hr. Otto Wigand, der Verleger der Pentarchie, macht durch eine Erklärung in den hallischen Jahrbüchern wieder zweifelhaft, ob der Pentarchist ein Deutscher oder ein Ausländer. Die Versicherung, die der Verleger zugleich über seine persönliche Meinung gibt, liegt hier gar nicht im Kreise der Interessen. Wir unsererseits aber verzichten ungern auf den Glauben, daß es kein Deutscher war, der den deutschen constitutionellen Staaten den Nutzen im Bündniß mit Rußland nachwies. Was die Widerlegungen des Buches betrifft, so waren sie bei dem Mangel an Preßfreiheit sämmtlich lückenhaft. Dem Buche fehlt also sein volles Gegengewicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 64. — den 30. März 1840.

Redacteur: Dr. H. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Fortsetzung.)

„Du hast nach mie geschickt, sagte Georg endlich und näherte sich.

Die Mutter blieb stehen und betrachtete ihn mit starrem und ernstem Auge. „Georg," sagte sie, „ich merke, daß eine Mutter in ihrem Entschlusse wankend gemacht werden kann, wenn es ihres einzigen Sohnes Wohl gilt. Es war meine Absicht, Dich Deinen eigenen Weg gehen zu lassen und nicht ein Wort mehr an Deine Halsstarrigkeit zu verschwenden. Aber noch einmal will ich den Versuch machen, noch einmal will ich erproben, was die Stimme der Vernunft, was einer Mutter Rath vermag, die Deinetwegen Opfer gebracht hat, die Du nicht ahnest, für Dich ihre ganze Lebenszeit gedacht, gestrebt, gearbeitet hat."

„Laß das gut sein!" unterbrach sie Georg düster. „Ich stehe Deinen Planen nicht länger im Wege. Ich bin bereit, allen Deinen Wünschen zu entsprechen."

„Du willst?" sagte sie überrascht. „Du willst, Georg?"

„Ich will. Morgen reiche ich Fräulein Caesiens meine Hand."

„Ist das Dein Ernst? Antworte mir, und glaube nicht, daß Du mich hintergehen kannst. Du gelobst mir feierlich, Dich von Hoqueville's Tochter loszusagen und Heloisen zu ehelichen, Deine Verlobte vor Gott und Menschen."

„Ich gelobe das. Aber frage mich nichts mehr. Ueberlaß mich mir selbst. Ich bin matt und bedarf Ruhe."

„Georg, Georg!" brach Frau Graves aus, und ergeiff seine beiden Hände. „Du hast mir heute mehr Kummer gemacht als in Deinem ganzen Leben. Du hast, was noch kein Mensch vermocht hat, heute mich dahin gebracht, aus Verzweiflung über Deine Handlungen zu weinen. Aber Du bist mir wiedergegeben; Du bist wieder mein Einziges, meine Hoffnung und mein Stolz, und Dein Lohn soll Deiner Mutter Segen sein."

Diese Worte, welche mit bewegter Stimme ausgesprochen wurden, waren ihm so ungewohnt bei seiner Mutter, deren starrer Sinn weicheren Eindrücken nicht nachzugeben pflegte, daß er gerührt und überwältigt vor ihr auf die Knie sank. Sie legte stillschweigend die Hand auf sein Haupt und winkte ihm dann aufzustehen und sich wegzubegeben.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Saal auf Lindbergshof war schon längst voll von geputzten Leuten vom Hofe und aus der Umgegend, welche das Brautpaar nach der Kirche begleiten wollten. Zur bestimmten Zeit begab sich Frau Graves, begleitet von einigen Frauen, zur Braut hinauf, um sie abzuholen, während Junghans und ein Hofeigenthümer aus der Nachbarschaft Georg abholten.

Elsbeth und einige Mädchen waren noch beschäftigt, das Letzte an Heloisens Putz zu ordnen. Die gedankenvolle Braut stand unter ihnen ohne Theilnahme an dem, was sie vornahmen. Sie war bleich und still;

Digitized by Google

aber das war man, nach Elsbeth's Ausspruch, immer am Hochzeitmorgen. — „Sehen Sie! Nun ist das Fräulein fertig," sagte die vergnügte Amme. „Nun wollen wir den Blumenstrauß feststecken. Hier soll er sitzen, denn er muß nicht die schöne Brust verdecken, damit das Mannsvolk etwas zu sehen hat. Ja, das wollen sie gern, und so können sie denn zugleich sehen, daß das Fräulein von reiner weißer Herkunft ist. — Hören Sie, Fräulein, was ich Ihnen sagen wollte: wenn Sie nun vor dem Prediger stehen und er die Rede hält, so müssen Sie weinen; und das müssen Sie nicht vergessen. Denn wenn Sie nicht weinen, wird er böse."

Unter diesen Worten war Frau Graves eingetreten. „Was sagst Du?" wandte sie sich streng an Elsbeth.

„Ich sage, sie soll weinen bei der Traurede. Das ist so ein absonderliches Kind. Wenn man ihr nicht sagt, daß sie weinen soll, so ist sie im Stande, es nicht zu thun."

„Schweig und kümmre Dich um Dich selbst!" sagte die Frau und wandte sich darauf mit einigen ceremoniellen Worten an Heloise, indem sie ihr gebot, sie zu begleiten. Als sie zur Versammlung hinunterkamen, war Georg schon da. Er war matt und abgespannt, wie Jemand, der mit einer schlaflosen Nacht gekämpft hatte, und dessen Seele in so kurzer Zeit die Beute entgegengesetzter Leidenschaften gewesen war. Er begrüßte seine Braut stumm und mit unsicherer Haltung. Sie ging zu ihm und reichte ihm die Hand, welche er mit Heftigkeit küßte. Frau Graves betrachtete sie Beide fest, und schien ihres Sohnes Brust mit den Augen durchbohren zu wollen, um hinter den wahren Zustand seiner Seele zu kommen.

Man ging paarweis zur Kirche, welche in der Nähe lag. Als man die angewiesenen Plätze eingenommen hatte, fing der Prediger seine Rede an, die glücklicherweise nicht lang war. Er ging über zum Trauformular und wandte sich an Georg. Dieser hob die Augen in die Höhe, aber fuhr plötzlich erschreckt zusammen und fing an heftig zu zittern. Hinter dem Prediger, in einer Ecke am Altar, wie es ihm däuchte, stand Arthur Hoqueville an die Mauer gelehnt, bleich wie eine Leiche, und betrachtete ihn unverwandt. Er hielt es für einen Trug der Sinne, und sammelte alle seine Kräfte, um das Ja auszusprechen. Aber als nun der Prediger Heloisen anredete und sie, während ihr bleiches Angesicht noch bleicher ward, die Lippen zu bewegen anfing, trat Arthur langsam vor, und sagte: „Antworten Sie nicht, Fräulein! Ihr Ja ist ungültig. Dieses Mannes Hand ist nicht mehr frei." — Bei seinem Anblick und bei dem Ton seiner Stimme stürzte Georg bewußtlos und mit schwerem Fall auf den Boden nieder. Alle sprangen auf in allgemeiner Verwirrung. Frau Graves und einige Andere eilten erschrocken zu dem Ohnmächtigen hin, hoben ihn in die Höhe und brachten ihn aus der Kirche. Heloise blieb einen Augenblick stehen, und sah betäubt und befremdet vor sich hin, bis einige von den nahestehenden Frauen sie anfaßten und hinausführten. Arthur war verschwunden.

Nach einiger Zeit erwachte Georg aus seiner Ohnmacht, aber im höchsten Grade angegriffen, und sprach verwirrt. Man mußte ihn nach dem Hofe zurückschaffen und eiligst einen Arzt aus Bergen holen lassen. Eine Quetschung am Kopfe durch den Fall, so wie die Gemüthsleiden, wovon sein von Natur nicht starker Körperbau erschüttert war, warfen ihn auf das Krankenbette. Wir überlassen ihn der Pflege seiner Mutter und Heloisens, und wenden uns zu Arthur Hoqueville zurück. Aber ehe wir erklären können, wie dieser vom Tode errettet wurde, werden wir genöthigt, etwas weiter in der Erzählung zurückzugehen.

Wie oben berichtet, war der Neger Dominique mit Unruhe und Angst Zeuge von der Heftigkeit gewesen, womit Frau Graves Georg's Kind empfing. Dies Kind, das beständig seiner Pflege anvertraut gewesen war, liebte er wie seinen Augapfel. Er hing an diesem wie überhaupt an der ganzen Familie Hoqueville mit der Treue eines Hundes. Als Georg ihm befahl, das Zimmer zu verlassen, ging er zwar, aber wagte nicht den Hof zu verlassen und trieb sich unruhig auf den Gängen und in dem Hofraum umher. Argwöhnisch auf Alles, ward er aufmerksam, als er die alte Elsbeth von der Frau herauskommen und etwas tragen sah. Die Weise, wie sie es trug, und die Form des Korbes, den er unter der Umhüllung erkannte, trieb ihn instinktartig, ihr in einiger Entfernung zu folgen. Da er sich verborgen hielt und hinter den Büschen wegkroch, war er Zeuge, daß sie, bei ihrer Ankunft bei dem obenerwähnten abgelegenen Hause, den Korb öffnete, das Kind herausnahm, und es endlich in den Fluß setzte. Das Herz schlug dem armen Menschen im Leibe; dennoch wartete er so lange, bis sie ihm aus dem Auge war. Dann schoß er wie ein Pfeil zu dem Flußbette hinunter, warf sich in den Strom und fing den Korb auf bei weitem eher, als er sich dem gefürchteten Wasserfall näherte. Das Kind lag wohlbehalten und schlafend darin. Die gleichförmige Bewegung in dem Flusse hatte es in Schlaf gewiegt,

Digitized by Google

und Korb und Kissen das Wasser abgehalten. Jubelnd über seine Beute sprang und tanzte er, und eilte davon, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein kleiner Günstling sich wohl befand. Er wagte jedoch nicht den kürzeren Fußsteig über das Gebirge zu nehmen, aus Furcht, bemerkt zu werden, sondern wählte den weit längeren Weg um den Fuß desselben, weshalb er erst Nachmittags bei Hoqueville's ankam, zum Theil auch in Folge seiner Unbekanntschaft mit diesem Umweg. Als er zu Marguerite eintrat, stürzte er vor ihr nieder in großer Gemüthsbewegung und hob den Korb hoch in die Höhe, aber konnte vor Freude kein Wort herausbringen. Ihr Jammer und Schreck war unbeschreiblich, als sie endlich die Gefahr hörte, worin ihr Kind geschwebt hatte. Sie drückte es an sich und befeuchtete es mit ihren Thränen. Dem Gedanken, daß Georg Mitwisser dieser That sei, wollte sie nicht Raum geben. — „Nein, es ist, wie Dominique sagt, seine harte, unbarmherzige Mutter. Georg kann nicht, ein Vater kann nicht so gegen sein Kind handeln. Wenn er es erfähret, wird er erschrecken und den Augenblick segnen, der mein Püppchen erlöste." — Mit Sehnsucht wartete sie auf seine und Arthur's versprochene Ankunft. Aber der Nachmittag verging, es war weit über die Zeit, und Keiner von ihnen kam. Von einer unsäglichen Angst befallen, trieb sie Dominique hinaus, um ihnen entgegenzugehen und sie aufzusuchen. Der treue Neger spähte überall umher unterwegs, und schlich sich auch bis zu Frau Graves' Hof, aber konnte nichts von ihnen erblicken. Niedergeschlagen und mißmuthig kehrte er zurück. Da er über den schmalen Steig am Abgrunde hinging, warf er unwillkürlich einen forschenden Blick zum Fluß hinab. Der Gedanke an das neulich hier verübte Verbrechen gegen das Leben des Kindes veranlaßte ihn, eine neue Unthat zu ahnen. Hier war sein Herr mit Georg hinübergegangen, und zu dem Letztern hatte er kein großes Vertrauen. Es war jedoch nichts zu sehen. Zum Thale wieder zurückgekehrt, konnte er es nicht über sich gewinnen, mit leeren Händen zu seiner Frau zurückzukehren, sondern ließ seine stieren Augen fort und fort auf den Gegenständen umherschweifen. Maschinenmäßig wendete er wieder seine Schritte zum Fluß, der hier durchströmte, und verfolgte das Bette desselben dem Wasserfall zu. Schon in weiter Entfernung sah er sich etwas bewegen, eilte näher und entdeckte mit lautem Freudenruf seinen Herrn, der nahe am Wasserfall saß, und Wasser in der hohlen Hand schöpfte, um sich zu erfrischen. „O, lieber, lieber Herr, sind Sie errettet? Leben Sie? Matt? Krank? Von den Klippen heruntergefallen? Dominique ist bei seinem Herrn; Dominique trägt ihn nach Hause." — Arthur war so erschöpft, daß er kaum sprechen konnte. Bei seinem fürchterlichen Falle war er gewaltig zerschlagen, aufgehalten durch ein Paar hervorragende Felsblöcke. Aber diese hatten auch die Heftigkeit des Falles gebrochen, und unten am Flusse, wo das Wasser den Pflanzenwuchs hervorlockte, war er von einigen Brombeergesträuchen aufgefangen worden. Hier blieb er eine lange Zeit ohne Bewußtsein liegen. Als er wieder zu sich kam, war ihm Alles wie ein Traum.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Kampf der Zeit; Demokratismus.]

Es ist ganz gleichgültig, ob Thiers oder Molé oder Polignac Minister ist, der Kampf hat einen andern Wahlplatz und jene sind nur die Heroide, die beim eigentlichen Angriff verschwinden. Die Geschichte benutzt sie zu ihren Werkzeugen, während sie wähnen, die Geschichte als Werkzeug zu betrachten. Es fragt sich, wird der Demokratismus in Frankreich bestehen können? Das ist eine schwere Frage, die sich die Franzosen, Männer der Gegenwart, selten stellen. Thiers würde sich gern aufgespart haben, es dauerte ihm aber zu lange und somit ward er Minister, um sich gänzlich abzunutzen. Man kann ihn herzhaft hochleben lassen, weil er doch einmal todt ist, er müßte denn von selbst seine Dimission geben, um seine Unabhängigkeit zu beweisen. Mit der jetzigen Jugend ist eine Republik in Paris wohl möglich, aber sie wird sich selbst mit dieser Jugend noch nicht halten können. In einer Stadt, wo ein Ehrgeiz den andern mit dem Ellbogen stößt, wo Jeder Minister werden will, ist eine Republik unmöglich. Aber eine demokratische Erziehung ist wohl möglich und wenn man enden will, muß man erst anfangen. Es ist ein Glück für die Demokratie, wenn dieses Treiben noch einige Jahre fortdauert, die Republikaner bedürfen noch der Erziehung und der Entbehrung; denn sie halten sich, wie Thiers sagte, für tugendhaft, blos weil sie schlecht erzogen sind. Ueberhaupt liegt das Ziel der Geschichte nicht in Frankreich. Es gibt andere Länder, die demokratischer sind, als man glaubt, Länder, wo es noch Männer wie Washington und Lafayette gibt; Länder, wo das Genie sich mit tausend Gulden jährlich begnügt, Länder, wo die Familiensitten noch reiner sind, wo die Poesie noch in den blauen Augen eines Mädchens schweigt, wo keine Centralisation ist, wo ein Föderativsystem möglich ist, und es scheint fast, als sei Paris nur für diese Länder da, damit sie rückwirkend ihm zeigen, wie man ein Völkerleben gründet. Doch liegt diese Zeit noch zu fern von uns. Wie alle werden graue Haare darüber bekommen und dann werden sie uns auslachen, wenn wir ihnen sagen, daß wir diese Zeit eigentlich vorbereitet haben;

Digitized by Google

denn die Jugend ist muthwillig und spöttisch und liebt es, sich von den Alten auf den Beinen schaukeln und verzärteln zu lassen. Es gibt zwar sehr viele Deutsche, die meine Prophezeihung verlachen, aber wenn sie auch noch so lachen, lachen, daß man meine Stimme gar nicht hören könnte, so würde ich dies doch prophezeihen müssen und sollte ich es auch den pariser Grisetten allein sagen dürfen, die mir immer darauf antworten: mais quand est-ce que nous irons au bal? Wissen Sie's nicht, wann wir auf den Ball gehen? Am Ende ist es, wie Salomon sagt: besser, man geht ins Trauerhaus als in ein Gasthaus; denn, fügt er hinzu, durch ein böses trauriges Gesicht bessert sich das Herz. Deswegen auch gehe ich immer nach Deutschland, ich komme immer mit einem bessern Herzen zurück.

Das Erstere wissen die Franzosen, das Zweite ahnen sie nicht. Die Unglücklichen ohne Hoffnung! Guizot, ein Mann, der sich Grundsätze angeschafft hat — sie sind ihm nicht angeboren — möchte gern der Zeit einen schönen Maulkorb vorhängen. Aufrichtig, er hat Recht, er ist ein rechtlicher freidenkender Menschenfreund, der es gut mit der armen Zeit meint, Sie wissen aber wie die Berliner sagen: es ginge wohl, es geht aber nicht. Warum schrieb denn Guizot die Geschichte Washington's?

Es ist möglich, und ich selbst glaube es, daß Louis Philipp ein gescheidter Mann ist, vielleicht gescheidter als Washington und der Fürst Pückler-Muskau, es ist möglich, wahrscheinlich sogar, daß das System Guizot's und Louis Philipp's Frankreich glücklich machen würde, wenn sie Ruhe hätten, an das Materielle des Volkes zu denken und nicht beständig den kleinen Thiers und den langen Arago oder den Jakobiner Cormenin vor sich hätten. Aber Frankreich glaubt es nicht, ja es will sogar keine Notiz von Guizot's Washington nehmen.

Wollen wir wissen, um welchen Punct es sich beim Kampf der Zeit handele, so lassen wir einen der größten Männer Europas aus dem vorigen Jahrhunderte dies beantworten. Die Sache ist zu ernst, um sie nicht mit allem Ernst zu betreiben. Der Verfasser folgender Zeilen, die ich übersetze, war ein Adeliger, und hieß Bernardin de Saint Pierre.

„Ohne auf die verschiedenen Abstufungen der Menschen Rücksicht zu nehmen", sagte er, „ohne auf das Wort Monarchie, Aristokratie oder Demokratie Acht zu geben, die weder ihr Glück noch ihre Macht ausmachen, halte ich mich nur an die moralische Constitution. Eine jede Regierung ist glücklich im Innern und mächtig im Ausland, wenn sie allen Unterthanen das natürliche Recht läßt, alle Ehrenstellen und alles Glück zu erreichen; das Gegentheil tritt ein, wenn eine gewisse Classe die Güter Anderer mißbrauchen kann. Es reicht nie hin, dem Volke Grenzen vorzuschreiben und es zu erschrecken, es macht bald seinen Erschrecker selbst zittern. Wenn die menschliche Politik eine Kette an den Fuß eines Sklaven bindet, steht die göttliche Gerechtigkeit dahinter und schraubt das andere Ende an den Hals des Tyrannen. Die Politiker verfahren gewöhnlich classenweise, wie die Botaniker, urtheilen nach der äußeren Form, nach den Blättern, und übergehen die innern Eigenschaften eines jeden Volkes. Warum stürzten so viele scheinbar gut geordnete Republiken, während die Despotie stehen blieb? Warum stürzte das römische Reich unter der schönen Regierung des Marc Aurel oder der Antonine? Weil jene Fürsten auch nur die Form retteten. Alles war ruhig, das Volk hatte zu essen und zu trinken vollauf, aber im Stillen zogen die Reichen Alles an sich, die Aemter wurden familienerblich, Rom hatte nur noch ein Volk von Knechten, die Bürger konnten zu nichts mehr kommen, man erwürgte sie nicht, aber man war taub für sie."

„Wenig Republiken waren so geordnet, wie die in Lacedämonien. Fünfhundert Jahre hindurch blühten Tugend und Glück darin. Aber Lykurg vergaß die zu erobernden Völker und die Heloten unter seiner Freiheit, und gerade diese stürzten die Republik. Und wenn nur zehn Menschen in einem Staate sind, die nicht Gleichheit der Rechte genießen, so untergraben sie ihn langsam, und stürzen ihn, und wär's auch erst nach Jahrhunderten. In Rom war noch mehr Gleichheit, es gab zwar Plebejer und Patricier, aber jene gelangten zu allen bedeutenden Stellen, sogar zum Tribunat, das bedeutender als das Consulat war, — und was stürzte Rom? Es gab den Fremden nicht die Freiheit, seine Eroberungen schafften ihm Sklaven, die es unter Spartakus schon an den Abgrund warfen und die allgemeine Fäulniß herbeiführten. Die Schmeicheleien und Laster der Griechen waren es, was die Catilina's, die Cäsar's und die Nero's schuf und während jene sie zu Herren der Welt machten, kamen die nordischen Völker und beseitigten diese aufgelöste Welt. Die Regierungen unserer Zeit bieten dieselbe Wahrheit dar. In jeder menschlichen Gesellschaft gibt es zwei Mächte, die zeitliche und die geistliche. Das menschliche Geschlecht wird wie der Einzelne regiert. Wenn die geistliche Macht die Völker unterdrückt, fliehen sie zur zeitlichen, und umgekehrt, wenn beide sie unterdrücken, dann kommt das Heer von Schismen, Bürgerkrieg und eine Menge kleinerer Mächte, bis das Volk in Apathie verfällt und der Staat sich auflöst. Seht Holland, wie glücklich es ist! Oder hat Preußen, das so gut geordnet ist, etwas Anderem sein Aufkommen zu danken, als dem Umstand, daß allen Ständen dieselben Hoffnungen und Rechte zugetheilt werden? Und doch ist der König dort Herr des Zeitlichen und des Geistlichen. Von dem Augenblicke an, wo diese Gleichheit aufhören wird, stirbt es wie die anderen auch. Das kleine Holland hat Frankreich und Spanien getrotzt und ist glücklicher in seiner Republik als beide Regierungen zusammen. Wie kleinlich und abgehärmt ist die Republik in Venedig dagegen, die auf Spionierei und Verderbniß ruht! Wie lange wird sie noch bestehen? Eben so ist Malta; dort ist nur Adel, kein Volk; somit streicht sich diese Insel bald selbst aus der Liste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 65. — den 31. März 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freifarbigen.

(Beschluß.)

Es währte lange, ehe Arthur sich zurechtfinden und begreifen konnte, wo er war, und wie er dahin gekommen. Er begriff es leider zu bald, und sah die Nothwendigkeit ein, seine wenigen Kräfte zu sammeln und sich zu seiner unglücklichen, verlassenen Schwester zu begeben, die nun mehr als jemals seines Trostes und Schutzes bedurfte. Den Felsweg wieder hinauf zu klettern, war ihm unmöglich, er hielt es deswegen fürs Beste, dem Fußbette zu folgen, und kroch mehr, als er ging. So näherte er sich unter unleidlichen Schmerzen in den Gliedern und in beständiger Gefahr, auszugleiten und in den Strom zu stürzen, dem Wasserfall, wo Dominique ihn traf. Mit dessen Hülfe, der ihn bald führte und unterstützte, bald trug, gelangte er nach Hause. Dominique hatte ihm Gefahr und Rettung des Kindes erzählt. Aus Mitleid mit seiner Schwester, welche stumm vor Schreck und das Schlimmste ahnend, ihn empfing, sagte er ihr, daß er auf dem Wege aus Unvorsichtigkeit ausgeglitten und herabgefallen sei. Sie antwortete ihm nicht, widersprach ihm nicht, sondern weinte still, während sie um ihn beschäftigt war und ihn dahinbrachte, zu Bette zu gehen, und die wenigen Mittel anzuwenden, die ihnen zu Gebote standen.

Durch einen von den Leuten der Gegend, der früh am Morgen nach Lindbergshof geschickt wurde, erfuhr Arthur, daß alle Vorbereitungen zu Georg's und Heloisens Trauung gemacht wären. Ungeachtet er außerordentlich entkräftet war, hoffte er doch noch zu rechter Zeit zu kommen, um Einspruch zu thun. Sein Entschluß war, wo möglich Heloisen zuvor zu warnen; aber die Wanderung über den Gebirgspfad fiel ihm, ungeachtet er von Dominique und einem Andern unterstützt wurde, so beschwerlich, daß der Zug schon in der Kirche war, als er ankam. Während er dem Brautpaar gerade gegenüberstand, wankte er eine Zeit lang in seinem Entschlusse, ungewiß, was für Segen seine Schwester von einer Verbindung mit einem Manne von solchem Charakter zu erwarten habe. Aber, da Heloise die Lippen bewegte, um das Ja auszusprechen, trat er mechanisch und unwillkürlich vor. Bei der allgemeinen Verwirrung glückte es ihm, unbemerkt hinaus und nach Hause zu kommen. Von hier aus verschaffte er sich täglich genaue Nachricht über Georg's Gesundheitszustand. Ihm selbst half seine starke Natur, und er gewann seine Kraft bald wieder.

Auch Georg's Krankheit schien nicht gefährlich zu sein. In seinen ersten Fieberphantasieen beschäftigte er sich eifrig mit seinem Kinde. Die Natur machte während seines Zustandes der Entkräftung ein Recht geltend, das er während der Stärke seiner Leidenschaften so unnatürlich bei Seite gesetzt hatte. Der Arzt gab indeß die besten Hoffnungen. Aber leider kam ein Umstand dazu, der den traurigsten Einfluß auf seinen Zustand hatte.

Das Gerücht von seiner früheren Verbindung war durch den Auftritt in der Kirche allgemein geworden.

Digitized by Google

Daß Marguerite seine ältere Verlobte war, daß sie von ihm einen Sohn hatte, konnte nicht länger verschwiegen bleiben. Es kam auch zu den Ohren der alten Elsbeth. Sie erhielt Gewißheit davon, daß es ihres lieben Georg's Kind war, das sie in den Fluß getragen hatte. Selbst die Worte, die er während seiner Krankheit im Wahnsinn fallen ließ, überzeugten sie davon. Hierüber war die alte Person, wie natürlich, ganz untröstlich. Daß das Kind gerettet war, wußte sie nicht. Sie ging umher und jammerte, wand die Hände und sprach mit sich selbst: „Georg's Kind! Ach je, je! Was hat die Frau mir zugemuthet!" — aber wagte es nicht, sich Jemand anzuvertrauen. Ihr ohnehin schwacher Verstand war augenscheinlich angegriffen, und das Ende war, daß sie halb irre und verrückt wurde. In diesem Zustande ging sie eines Tages zu Georg hinein, fiel vor seinem Bette nieder und erzählte ihm unter Jammer und Geschrei, was sie auf seiner Mutter Befehl mit dem Kinde gemacht habe, und flehte ihn um seine Vergebung an. Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck dies auf den Kranken machte. Er kam wie von Sinnen und sprang aus dem Bett, um auf einen Augenblick mit seiner Mutter zu sprechen. Auf Elsbeth's Geschrei kam man zu Hülfe, und brachte ihn mit Mühe wieder zur Ruhe. Diese Erschütterung gab seiner Krankheit die kläglichste Wendung. Der Arzt erklärte geradezu, daß menschliche Hülfe vergeblich sei. Der Rückfall war gewaltsam und langwierig. Erst allmälig kam er so weit zu sich selbst, um seine Gedanken ordnen und das Vergangene zurückrufen zu können. Die Nachricht, daß sein Kind gerettet sei, empfing er stumm, als ob er es wüßte. Er blieb still und schwermüthig, und schloß sich oft mit Junghaus ein. Der Anblick seiner Mutter war ihm dagegen unerträglich; sie durfte das Zimmer nicht betreten. Diese stolze Frau ertrug mit Festigkeit, und ohne in ihrem Haß gegen Hoqueville's nachzulassen, sowohl jenen Rückfall, wie die bittere Ueberzeugung, daß ihre eigene unverantwortliche Handlung die nächste Ursache zu ihres einzigen Sohnes Tode war.

Mehrere Wochen verflossen so auf Lindbergshof in jener ununterbrochenen, einförmigen Stille, welche ein theurer, gefährlich darniederliegender Kranker über Alle zu verbreiten pflegt, von dem nächsten Verwandten bis zu dem Geringsten unter den Dienern. Endlich eines Tages, früh am Vormittage, kam Junghaus zu Frau Graves hinein und benachrichtigte sie, daß er auf Georg's Befehl Arthur Hoqueville und dessen Schwester habe holen lassen, und daß diese sich schon bei ihrem Sohne befänden.

„Wie? Ohne mein Wissen wagen Sie —"

„Gnädige Frau, Ihr Sohn ist, wie Sie wissen und selbst erklärt haben, mein Principal. Es ist meine Pflicht, ihm mit derselben Treue zu gehorchen, womit ich Ihnen zu allen Zeiten gehorcht habe. Der Arzt hat seine Einwilligung dazu gegeben. Er ist bei vollem Verstande, und ich sehe nicht, wie wir uns seinem Beschluß entgegensetzen können."

„Sein Beschluß?" fuhr sie auf. „Was will er? Was hat er im Sinne?"

„Sein Beschluß ist, sich mit Fräulein Marguerite Hoqueville trauen zu lassen. Der Prediger und eine obrigkeitliche Person sind schon angekommen. Es steht nur bei Ihnen, gnädige Frau, ob Sie wünschen, dabei gegenwärtig zu sein."

„Allmächtiger Gott, also das ist das Ende von Allem, was ich für ihn gestrebt und gethan habe? Den Lohn habe ich? — Mag er dann! Mag er seiner Mutter Rath trotzen! Die Zukunft wird es zeigen, was das für Segen bringt."

„Die Frau hat also nichts dagegen zu bemerken?" fragte Junghans in seinem gewohnten Geschäftstone.

„Verlassen Sie mich! Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen. Gehen Sie zu Ihrem Principal und lassen Sie von dem sich Befehle geben."

Junghans empfahl sich und ging zu seinem Herrn. Hier ward die Trauung in der Kürze vollzogen, in Gegenwart der nothwendigsten Zeugen. — Georg's und Margueritens Wiedersehen hatte sie Beide gestärkt. Bei dem Ersteren schien von diesem Augenblick an eine völlige Vergessenheit aller dazwischen liegenden Begebenheiten einzutreten. Seine Zärtlichkeit gegen Margueriten war wie in der glücklichsten Zeit ihrer Liebe. Die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, war sie und ihr Kind beständig um ihn; er war unruhig, wenn er jene oder dieses vermißte. Kurz vor seinem Tode fiel er wieder in Fieberphantasieen. Seine Gedanken und Vorstellungen weilten in Westindien, in dem tropischen Klima, auf Frau Hoqueville's Landhaus Hillerhaus und unter dessen Orangenbäumen. Seine Seele gab, gleich einer Aeolsharfe flüsternd, alle Erinnerungen aus jener Zeit zurück, die in der fernen Zone vorbeigeflossen war. Er starb in Margueritens Armen mit einer milden versöhnenden Rückkehr zu seiner ersten Liebe, zu deren Traum und Glück.

Heloise war mit sehr gemischten Gefühlen Zeuge des schnellen Wechsels der Begebenheiten gewesen, wobei sie selbst so nahe interessirt war. Vielleicht war es

Digitized by Google

erſt der gewaltſame Beuch der Verbindung, welche ſie im Begriff ſtand, einzugehen, der ihr die klare Erkenntniß von der vollen Bedeutung dieſes Bundes gab. Bei der Rückkunft aus der Kieche befand ſie ſich in einem halb wachen Zuſtande, wie Jemand, der, ohne es zu wiſſen, in großer Lebensgefahe geſchwebt hat und nur duech einen Zufall geeettet iſt. Nachdem Junghans ihr den wahren Zuſammenhang von Georg's Verhältniß zu Maegueriten mitgetheilt hatte, war ſie bald mit ſich ſelbſt einig, was ſie zu thun habe. In Geſellſchaft des alten Comptoirbedienten begab ſie ſich zu Hoqueville's und wae zwiſchen ihnen und Georg eine verſöhnende Mittlerin. Ihe veedankte man es auch, daß Georg's Beſchluß, Margueriten zu ehelichen, als Junghans aus altem Reſpect vor Frau Geaves Bedenklichkeiten äußerte, mie großer Beſtimmtheit duechgeſetzt wuede. Nach Georg's Tode wies ſie dee Frau Graves etwas kalte Einladung, ihr zu folgen, zurück. Dagegen begleitete ſie eine Woche darauf Aethur und Margueriten nach Kopenhagen. Hier gab ſie den Wünſchen des jungen Mannes nach, und reichte ihm ihee Hand. Am Schluſſe des Herbſtes eeiſten Alle nach St. Domingo hinüber, wo Arthur eifrig Theil nahm an der Sache dee Freiheit, und die Freude hatte, ſie ſiegen zu ſehen. Maeguerite verheieathete ſich nicht wieder. Ihe Sohn hat ſich in der letzten Zeit in der Kammee der Republik ausgezeichnet durch ſeine energiſchen, abee gewöhnlich ſtrengen Voeſchläge gegen die Anbauer (les Cultivateurs), die ehemals leibeignen Neger, die, wie bekannt, ausgeſchloſſen ſind von allem Einfluß auf die Regieeung, und, obgleich ſie feei ſind, untee ſteenger Aufſicht ſtehen. Abee er hat auch einen geoßen Namen wegen ſeines rechtſchaffenen Wandels und ſeiner unbeſtechlichen Geeechtigkeit.

Frau Geaves wae fües Erſte nach Bergen gegangen. Hiee blieb Elsbeth, und es waed dort leidlich für ſie geſorgt. Auf ihre, Georg's Kind betreffende Aeußerungen nahm man keine Rückſicht, da ſie als ſchwachſinnig beteachtet wurde. Der Familie wegen ſorgte Arthur dafüe, daß man dieſe Sache ganz niedeeſchlug. — Frau Graves fuhe, nachdem ſie ſich mit ihres Sohnes Witwe und Kind auseinandergeſetze hatte, in iheer alten Thätigkeit auf St. Ceoix foet. Obgleich hochbejahet, wäre ſie doch wohl noch älter gewoeden, wenn ſie nicht während des Krieges durch Zufälle und Mißwachs ihr Vermögeu hätte ganz hinſchwinden geſehen. Dieſen Beeluſt ſchien ihr Stolz minder zu eetragen, als die großen Leiden, welche ſie in ihrer Familie eelebt hatte.

Correſpondenz.

Aus Paris. (Fortſetz.)

[Ariſtokratie, Journalismus.]

„Die Erblichkeit des Adels iſt ein Todeselement füe ihn und für das Volk. Dee Adel thut nichts, weil er doch zu Allem gelange, das Volk auch nicht, weil es doch zu Nichts gelangen kann. Diee Eine hat Spanien und Portugal ruinirt, keinesfalls die Mönche, wie ſo Manche glaubten. Ein Mönch ſchiffte Columbus nach Amerika, jeder ſpaniſche Soldat kam adelig zurück, die Edelleute wuchſen wie die Pilze, man that Wundee der Tapferkeit, aber hernach gab es zu viele; dann warf ſich der Adel in den Mönchsorden und ſteckte auch dieſen an, und ſo gingen ſie zu Grunde. Was auch die Leute von dem dreidoppelten Bunde der engliſchen Regieeung ſagen, ein ſolches Land kann nicht glücklich ſein. Sie haben zwar ein Parlamene, aber um hineinzukommen, muß man viele Güter haben. Alcibiades und Catilina hätten eine bedeutende Rolle darin geſpielt, aber Sokrates, Ariſtides, Epaminondas, Attilius Regulus, Agrippa hätten dort gar nichts veerichtee, weil ſie keine hundeet Pfund Abgaben zahlten. Engiand zerſtört ſich ſelbſt, ſeine Ariſtokratie frißt es auf, die Zukunft wied es beweiſen. Poien hae ſein Schickſal gefunden, dem es nie enegangen wäre. Wo der Büeger ein Sklave iſt, iſt der Adelige ein Bedienee. Nie wiro es ſich mehe eeheben."

Der Verfaſſer geht ſo die ganze Weltgeſchichte durch, ich habe nur abgebrochene Sätze daraus genommen. Man ſiehe, es ſind Prophezeihungen darin, die einem das Herz erſchüteern. Ich will dieſe Bemerkungen niche durch die meinigen entweihen und lege ſie jedem Fürſten, der dies lieſt, ans Herz. Der ganze Kampf in Frankreich dreht ſich um dieſen Punct und Lafitte iſt Prophet, wenn er ſagt: Wird die Wahireform nicht angenommen, ſo iſt eine neue Revolution vor der Thüe. Sie wied nicht angenommen, ſo will es die Vorſehung!

Eine neue ſtechende Schrift von Alphonſe Kare: „les guêpes" beweiſt dies noch mehe, obſchon ſie nichts Neues ſage. Ich überſetze Ihnen hiermit die Vorrede, die auf die jetzige Lage Frankreichs Bezug hat.

„Gewiß", ſagt der Verfaſſer, „wird es denjenigen, die mich als einen luſtigen Burſchen kennen, ſonderbar vorkommen, wenn ich ſo mir nichts dir nichts die Laſt auf mich nehme, eine neue Publication zu eröffnen, während jeden Tag ſo viele unter dem ehegeizigen Titel öffentlicher Volksorgane eeſcheinen. Die Weſpen erſcheinen in monatlichen Lieferungen. Ich muß eine ganz beſondere Urſache dazu haben, und mit Recht. Hiee iſt ſie. Es gibt hier kein einziges Journal, in welches man zwanzig Linien einrücken kann, ohne daß Dummheit oder Unaufrichtigkeit (mauvaise foi) den Sinn verfälſchte. Ich nehme alle meine Freunde, die Geiſt und Talent haben, und die darin mit Langerweile und Ekel herumrudern, zu Zeugen, ich thue mehr, ich beweiſe es. So viel ich mich erinnee, wurde im Jahre 1830 eine Revolution zu Gunſten dee Preſſe gemacht und zwae durch die intereſſante Partei, die nicht leſen kann*). Wenn die Deſpo-

*) Dies iſt falſch. Die Journaliſten fingen an. Karr iſt Monaechiſt, obſchon er ſeinen Freunden die Meinung ſagt.

Digitized by Google

tismus seine Unannehmlichkeiten hat, so hat die Freiheit auch die ihrigen. Die Regierung glaubte weislich zu handeln, indem sie ihr einige Einschränkungen vorschrieb, und hat sich ganz getäuscht. Die Presse ohne Fessel erhielt ihr Gegengewicht von selbst, jedes Journal hatte nur eine kleine Partei, das Cautionnement aber hat sie zu einem Privilegium gemacht, hat die besten Journale unmöglich gemacht, sie den Schriftstellern entzogen und den Spekulanten überliefert. So geschah es, daß nicht Ein Schriftsteller Besitzer eines Journals ist, hingegen ist die Presse dirigirt und beherrscht von Kappenmachern, Apothekern und avoués. Die auf Actien gegründeten gehören zugleich zweitausend Spezereihändlern, Stiefelmachern, Pastetenbäckern, Kleinwaarenhändlern, Schinkenbratern, Hausmeistern, Perrückenmachern, Metzgern und Advokaten*). Der Erfolg davon ist folgender. Die Regierung hat durch ihre Ungeschicklichkeit die Waffen dem Dichter entrissen und dem Kaufmanne gegeben. Dieser weiß, was er thut und was er gewinnen kann, er ist so zähe, so hartnäckig, so unerbittlich, wie es der Schriftsteller nie sein kann, der nur Ideen und Systeme im Kopfe hat. Der Kaufmann handelt daher geradewegs damit, entweder als Feind oder als Freund der Regierung, je nachdem es mehr einträgt. Was die Schriftsteller betrifft, so haben sie dies gewonnen. Sie sind zwar nicht im Solde Ludwigs des Vierzehnten, sie sind stolz und spötteln über Corneille, der dieses Joch duldete, aber sie sind im Solde jener Weinhändler, Kattunfabrikanten oder Schuster und Advokaten, die die 100,000 Fr. für das Journal eingelegt haben**). Es gibt nur zwei Arten von Journalen, die Einen, die Alles, was die Regierung thut, vertheidigen, die Anderen, die Alles tadeln. Die Regierung ergreife zwei sich widersprechende Maßregeln, wovon gewiß eine gut, die andere schlecht ist: die Journale bleiben ihrem System getreu und es gibt nicht Ein Blatt, das hierüber das Richtige fühlt. Die Oppositionsjournale sind so abgeschmackt, wie die der Regierung. Manches Blatt, das unabhängig und der Regierung feindlich ist, mindert seinen Zorn, wenn das königliche Theater eine gewisse magere Tänzerin wieder zu engagiren hat. Manches andere mischt Wermuth in den ministeriellen Honig, wenn die Bezahlungen zu Ende gehen und aufs Neue angeknüpft werden sollen. In keinem Journal kann man seine aufrichtige Meinung sagen. Die Regierungspartei hat bedeutende Männer an der Spize, voll Geist, Gelehrsamkeit und Wissen, aber diese schleppen Bettler, Dummköpfe, Knechte und Schulfuchser nach sich. Die Opposition hat Männer von Entschlossenheit, Charakter und Ehrlichkeit, aber ihr Gefolge besteht aus Säufern, Spielern und Taugenichtsen. Und nicht ein einziges Journal in ganz Frankreich hätte diese Paar Zeilen abgedruckt."

*) Ich habe Alles dies schon gesagt, finde aber keinen Vortheil in den deutschen Verhältnissen, wo die Presse blos den Buchhändlern gehört.

**) Alles dies ist wahr, und bei alle dem bleibt es stehen, daß nirgends der Schriftsteller oder Künstler so viel gilt als hier. Der Schuster weiß hier sehr gut, daß sein Gewinnst von jenem abhängt und zieht somit den Hut vor ihm.

Und nun zieht er mit seinem Wespenschwarm durch Paris und schickt nach allen Seiten seine stechenden Blicke. Ich muß noch folgende Stelle mittheilen:

„Die Götter verschwinden, sagte ein alter Schriftsteller; jetzt kann man sagen: die Frauen verschwinden. Gab es je ein schöneres edleres Schicksal, als das der Frauen in Frankreich? Königinnen durch Schönheit und Liebe, stellte man sie so hoch, daß sie es nicht wagten von ihrer Höhe herabzusteigen, aus Furcht, sie möchten den Hals brechen. Eine große Täuschung setzte fest, daß die Liebe einer Frau nur durch das Große und Edle zu erwerben sei. Zu Muth, Ehre und Geist mußte man noch Eleganz und Auszeichnung fügen. Die Männer machten die Frauen so groß, daß man wirklich groß sein mußte, um zu ihnen zu gelangen, aber die kleinen, gemeinen, dummköpfigen Geldnaturen haben dies alles geändert. Der Geschmack an leichten Vergnügungen hat alles Schöne und Große gestürzt. Die Männer aus den besten Familien ließen sich hinreißen. Ehemals hielten sie Tänzerinnen, jetzt werden sie von ihnen gehalten. Die Journalisten haben die Anständigkeit, den Adel, die Tugenden und den Anstand der Springerinnen, die sich dem Publikum drei Mal monatlich ohne Hülle vorstellen, so lange gerühmt, daß diese weiter gar nichts zu haben brauchen, als keine Tugend, keinen Anstand und keine Schicklichkeit. Gebt einem Dichter, einem Könige den zwanzigsten Theil des Lobes, den man beständig diesen Akrobaten gibt, so klagt man Euch des Servilismus an und wirft Euch die Fenster ein. Die Sache ist so weit gekommen, daß wenn heute eine Tänzerin — die Beispiele sind bekannt — einen Grafen heirathet, so heißt dies eine Mißheirath wie immer, allein man glaubt, die Tänzerin sei die, welche mißheirathet. Ja, man lobt sogar die Sängerin mehr als den Componisten, dessen Musik sie verdirbt. Abgeschmacktes Jahrhundert! Ein schönes Buch erscheine: welcher Fürst bekümmert sich darum! Seitdem die Völker lesen, haben es die Fürsten vergessen. Aber eine Tänzerin erscheine, die ihre Schultern entblößt, so bittet der Fürst um die Erlaubniß, sich ihr vorstellen zu dürfen, kommt in ihre Loge und schenkt ihr nicht Geld, sondern ein Souvenir. Und man fragt noch, warum auch die Fürsten verschwinden? Die Frauen in der englischen Reiterbude sind die ersten in Paris, sie regieren die Welt mit dem Ruf: Houp là, houp dia hu ho houp là!" Lehrreich ist diese Schilderung, auch wahr, wenn auch anders zu deuten. Ich deute sie ein anderes Mal. (D. B. f.)

Notiz.

[Gilion de Trasignyes.]

Die deutsche Sage vom Grafen von Gleichen und seinen beiden Weibern hat an der altfranzösischen von Gilion de Trasignyes eine entfernte Parallele. Baron v. Reiffenberg in Brüssel, der gründliche Kenner der Literatur des Mittelalters, machte auf diese aufmerksam in seinem historischen Archiv, Professor Wolff in Jena gab sie heraus (Leipzig, Weber). Die Handschrift, in der jenaischen Bibliothek befindlich, fällt in die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 44.

Briefe über Wien. Von Alexander Weillowsky. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 45.

Briefe über Wien. (Fortsetzung.)
Englische Romane.

No. 46.

Briefe über Wien. (Fortsetzung.)
Englische Romane.

No. 47.

Briefe über Wien. (Fortsetzung.)
Englische Romane.
Notizen.

No. 48.

Vermischte Gedichte.
Briefe über Wien. (Beschluß.)
Notizen.

No. 49.

Goethe's Verse als Einleitung zum „Chaos."
Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs. Von ihm selbst erzählt.
Correspondenz. Aus Paris.

No. 50.

Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 51.

Die Geisterseher in unseren Tagen.
Moderne Geschichte eines Pfeifenkopfs. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 52.

Die Geisterseher in unseren Tagen. (Fortsetzung.)
Otto der Dritte auf der leipziger Bühne.

No. 53.

Die Geisterseher in unseren Tagen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Breslau.
Notizen.

No. 54.

Die Freifarbigen. Novelle nach dem Dänischen, von Karl Ludwig Kannegießer.
Correspondenz. Aus Breslau. (Beschluß.)

No. 55.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Briefe aus Mainz.

No. 56.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Briefe aus Mainz. (Beschluß.)

No. 57.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 58.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Franz Liszt in Leipzig.
Notizen.

No. 59.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Briefe aus Prag.

No. 60.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Briefe aus Prag. (Fortsetzung.)

No. 61.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Briefe aus Prag. (Beschluß.)
Notizen.

No. 62.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 63.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 64.

Die Freifarbigen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 65.

Die Freifarbigen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1840, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen, Erste Abtheil.: der Tempel der Niko Apteros. Von Ludw. Ross, Ed. Schaubert u. Chr. Hansen. Mit 13 Kupfertafeln. Royal-Folio. Berlin 1839.
Ausgabe mit Titelk. in aq. tinta 10 Thlr.
— — illom. Titelk. . . 14 Thlr.

*Baer, K. E. v., Untersuchungen über die ehemalige Verbreitung u. die gänzliche Vertilgung der von Steller beobachteten nordischen Seekuh (*Rytina Ill.*). St. Petersburg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Bischoff, Th. Ldw. Wilh. Lepidosiren paradoxa. Anatomisch unters. u. beschr. Mit 7 Steindrucht. gr. 4. 1840. 4 Thlr.

*Brandt, J. F., Beiträge zur Kenntniss der Naturgeschichte der Vögel, mit besond. Beziehung auf Scelethau u. vergleichende Zoologie. Erste Lief. Mit 19 lith. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 2 Thlr. 6 Gr.

*Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Tom. Vme. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

*Bunge, Al. v., Verzeichniss der im J. 1832 im östl. Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica. gr. 8. St. Petersburg, 1836. 18 Gr.

Centrnl-Blntt, Pharmaceutisches. 10r Jahrgang für 1839. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Centrnl-Blntt, Polytechnisches. 5r Jahrg. für 1839. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 421 Abbild.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Cerutti, Collectnnea quaedam de phthisi pulmonum tuberculosa. Cum 3 tabb. lith. color. 4 maj. 1839. 1 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 2ter Jahrgang. 16. 1839. 1 Thlr.

*Clnros, H. M., Ectopine cordis doctrina observationibus illustrata. 4. maj. Lipsiae, 1839. 12 Gr.

Clarus, J. C. A., Oratio ad munus rectoris academici auspicandum habita d. 31. Oct. 1839. Praefatus est Godofr. Hermannus. 8. maj. 1839. 4 Gr.

Dulk, F. P., synopt. Tabelle über die Atomgewichte der einfachen u. mehrerer zusammengesetzter Körper. (Besonderer Abdruck aus dessen Commentar.) 4te Aufl. 4. 1839. 18 Gr.

Ehrenberg, C. G., mikroskopische Analyse des curländischen Meteorpapiers von 1686 u. Erläuterung desselben als ein Product jetzt lebender Conferven u. Infusorien. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, die Bildung der europäischen, libyschen und arabischen Kreidefelsen u. des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen, dargestellt u. physiologisch erläutert. Mit 4 Kupfertafeln u. 3 Tabellen. Fol. Berlin, 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

*Frachn, C. M., Sammlung kleiner Abhandlungen die Muhammedanische Münzkunde betreffend. gr. 8 St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 2te Hälfte. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 14 Gr.

Henle, J., vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1839. 4 Thlr.

Hülsse, J. A., die Sterblichkeitsverhältnisse in Leipzig, verglichen mit denen in Berlin, in den Belgischen Staaten, im Königreich Sachsen und in Frankreich. Mit 7 Tabellen u. 3 Steindrucktafeln. 4. 1839. 16 Gr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.
V. Bd. Schriften zur Philosophie der Natur. gr. 8. 1839. Subscript.-Preis. 1 Thlr. 20 Gr.
XII. Bd. Geschichte der Kant'schen Philosophie von K. Rosenkranz. gr. 8. 1840. Subscript.-Preis. 2 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1839 1 Thlr. 9 Gr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Vereis mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schnelder, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Walahach, herausgegeben von J. A. Hülsse. Text. 1te Lief. (10 Bog.) gr. 8. 1839. Subscr.-Pr. 1 Thlr. Atlas. 1to Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tome IVme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 4 Thlr. 12 Gr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 11 Thlr. 6 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XIVme. Avec le portrait de Mr. de Kochler. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

*Ménetriés, E., Catalogue d'insectes recueillis entre Constantinople et le Balcan. gr. in 4. St. Petersb. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Mises, Dr., über ei ige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. gr. 8. 1839. 18 Gr.

Neubert, C., Chrestomathia medica. Auctorum, qui de re medica latine scripserunt, selecta capita contulit, ad normam disciplinae digessit, brevi adnotatione indicibusque instruxit. Part. Ima. 8ve. maj. 1839. 16 Gr.

Noodt, C., Helcologia universalis. Das Ganze der Lehre von den Geschwüren in tabellarischer Form. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 4. 1839. 16 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. Vus. 4maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

Pharmacopoea Borussica. Die Preussische Pharmacopöe, übersetzt u. erläutert v. Fr. Ph. Dulk. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. und Synopt. Tabelle über die Atomgewichte. 4. 1839. 3 Thlr. 18 Gr.

*Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. gr. 4. St. Petersborg, 1839. 3 Thlr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regia auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatoi vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 7—13. C. 35 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1832. Jeder Fasc. schwarz 2 Thlr. 8 Gr., col. 4 Thlr. 16 Gr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von Th. L. W. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Katalog der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W., Beobachtungen des Halley'schen Cometen bei seinem Erscheinen im J. 1835 auf der Dorpater Sternwarte angestellt. Herausgeg. von der K. Akademie der Wissenschaften. Mit 12 Steindrucktafeln. gr. Fol. St. Petersborg, 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

*Die Thaten Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übersezt v. J. J. Schmidt gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine mongolische Ausgabe erschien 1836. 3 Thlr.

Wagner, Rod., Iconea physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. In einem Bande. Erste Abth. 12 Kupfert. zur Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. Fol. 1839. 3 Thlr. Zweite Abth. 8 Kupfert. zur Physiologie der Ernährung (Verdauung, Blutbildung, Kreislauf, Athmung, Absonderung). Fol. 1839. 2 Thl.

— — Lehrbuch der Physiologie für akad. Vorles. u. mit besond. Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte. In einem Bande. Erste Abtheilung. Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1839. (39. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. V. VI. (ultim.) 4 maj. 1840. 3 Thlr.
Das hiermit vollständige Werk kostet 9 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Vierzigster Jahrgang.

April.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1840.

Digitized by Google

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Geänz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

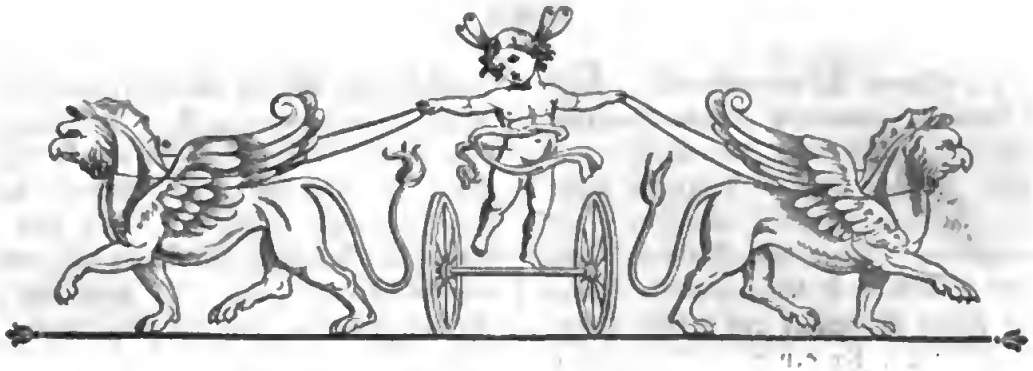
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 66. — den 2. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Chartismus in England.

Von J. Kaufmann.

Dumpfe Schwüle herrscht am Himmel der Gegenwart. Dann und wann ein mattes Wetterleuchten über den Thürmen von Paris; das weckt noch keinen Helden aus dem Grabe, keinen aus thatenlosem Schlaf. Doch seht die Wolken, die sich über dem herrischen Albion thürmen, und Ihr werdet in schwere Träume versinken. Gestalten der Zukunft und Nationenschicksal werden Euch durch die Seele gehen! — Altengland ist mächtig und frei. Ein uraltes Lied! Singt es doch jede heisere Möve, die seine Küsten umflattert, und der Chor von Flüchtlingen, die an seinem Herd eine Heimath finden. Doch man weiß, das lustige Altengland ist oft sehr traurig in seinen späten Tagen. Sieh, die kleine Königin winkt, und die grüne Meereswoge, ihre gehorsame Sklavin, bringt schaukelnd und gaukelnd einen deutschen Prinzen vom Rhein, deinen Gram zu zerstreuen, trauriges Altengland. Wie jubelt John Bull über den Hochzeitsreigen, und tanzt in possierlichen Sprüngen zur wilden Harfe von Wales, zum Geraune der Fidel, und zur gellenden Pfeife aus dem Hochland! Der Genius Britanniens erhebt sich aus dem dunklen Zauberkreise seiner Maschinen; er wischt den Ruß aus den tiefen Falten seiner grübelnden Stirn, und überschaut, auf den Dreizack gestützt, das fröhliche Gewimmel; aber heimlich schielt er über die Meere, und zählt mit grämlichem Neide die Masten und Wimpel anderer Völker. Und bei Nacht späht er nach den Gestirnen, die über den Eiszinnen Rußlands aufgehen; der sinkende Halbmond strahlt ihn unheimlich prophetisch an; er hört die brausenden Stimmen der Leidenschaft in Haus und Kirche, und lauscht, ob nicht der Todtenwurm picke in dem wunderlich labyrinthischen ehrwürdig dunklen Gebäude seiner Macht. Darum stecken die Kannegießer in Europa die Köpfe zusammen, und die Neider des mächtigen Volkes klatschen laut in die Hände. Wer aber will hintreten, ihm die Karte schlagen, ihm sein Ende prophezeihen? Wer will den Maßstab finden für die Lebenskraft jenes erstaunlichen Volkes, das so mächtig durch Helden und Krämer, so prunkend mit Genies und Narren, so eigenthümlich durch seine Widersprüche, seinem Ursprung nach so verwandt mit den meisten Urstämmen Europas ist, und dennoch Germanen und Welschen trotzig ein urfremdes Antlitz zeigt? —

In der Umarmung des Oceans vor jeder unmittelbaren Berührung mit der Fremde bewahrt, führte England einst sein stolzes, einsames Inselleben; seine Geschichte sollte nur ein Schauspiel für die Götter, ein Beispiel für die Menschheit sein. Seine Freiheit weckte das Staunen der Völker, nicht ihre Sympathien; sie war nur ein Erbtheil des Briten, als des Erstgeborenen unter den Völkern; sie rühmte sich hoher Abstammung aus grauer Vorzeit, sie hätte sich geschämt, ein Kind moderner Erkenntniß, moderner Empfindung zu heißen. Ihre Säulen und Dome durfte ja das Schlingkraut des Mittelalters umwuchern, das Barbarenthum der

Digitized by Google

Feudalzeit durfte sich höhnend ihr gegenüberstellen, hatte sie nur klug ihr irdisches, materielles Dasein assecurirt. Es war das hausbackne, reiche Weib John Bull's, eine eheliche, gewerbsame Wirthin, aber ein Zankteufel außer dem Hause, wie andere Weiber; karg und hart gegen die nächsten Verwandten. Ward doch Englands leiblicher Sohn, Yankee Jonathan, so lange gequält, bis er dem starrköpfigen Vater für immer den Rücken kehrte. Auch die Thränen Irlands, der armen, noch im Elend reizenden Schwesterinsel wissen davon zu erzählen. Darum verziehen die Cabinette von jeher der großen Britannia, wenn auch nicht ihre Macht nach außen, doch ihre Freiheit im Innern. — Da kamen andere Tage. Die Nemesis duldet keinen Egoismus, und am furchtbarsten rächt sie ihn an großen Nationen. Wie schwer mußte Frankreich den Egoismus seiner Eitelkeit büßen, den krähenden Uebermuth, mit dem es einst alle Völker verhöhnte! Zur Sühne für die frechen Gelüste und die Eroberungswuth seiner Ludwig's ward es zur tragischen Glorie verdammt, der ewig wunde, blutende Fahnenträger Europas zu sein. Auch England hat eine Schuld an die Menschheit abzutragen, größer als seine große National Debt. Röther als das blutige Abendroth des vorigen Jahrhunderts färbe die Scham seine Wangen. Als Frankreich sich in Verzweiflung für die Freiheit erhob, als hundert Völker es mit der Wucht der eigenen Ketten bekämpften, da war Altengland, das freie gescholten, sein erbittertster Feind. Aber seine edelsten Söhne, Geister, wie Fox, Canning, Leigh Hunt, Byron und Shelley nahmen die Schuld des Vaterlandes auf ihr Haupt, und wurden in Lied und Rede die glühendsten Herolde der Ideen, an denen sich England so schwer versündigt hatte, Propheten einer Zukunft, die England noch zu erwarten hat. Frankreich unterlag, aber die Revolution siegte; ihre Offenbarungen haben mehr Macht auf das innere Leben Englands geübt, als dieses in seinem Stolz gestehen mag. Der Kampf der Ideen mit dem Materialismus der Institutionen, der sich in Englands innern Zerwürfnissen, in dem Streit der Parteien, in den plötzlichen Schilderhebungen einzelner Volksmassen immer drohender gestaltet, ist Nachwirkung des ersten Anstoßes durch die Revolution. Es mögen die Vorgenschauer einer glänzenden Verjüngung, es können dies leicht die Vorwehen eines neuen Umschwunges sein, die sich bei dem zähen, nervenstarken Altengland verspätet haben, und es jetzt um so heftiger ergreifen. — Zu dieser revolutionairen Stimmung der Gemüther, die sich schon vor 1830, vor der Reformbill, und vor der Katholikenemancipation durch das offene Glaubensbekenntniß in den Schriften von William Hazlitt (Leben Napoleon's) und Andern kund gab, gesellt sich noch ein neues Element, um die Zerwürfnisse Englands zu mehren, und dem etwaigen Ausbruch einer britischen Revolution eine tiefere, verzweifeltere Färbung zu geben. Ich meine den patriarchalischen Republicanismus, den die junge Partei der Radicalen verficht, ein Element, das Nordamerika seinem Stammlande vererbte, während es selbst schon über die bescheidenen Gränzen jener biblisch-republicanischen Friedenspolitik hinaustretend, seinen Arm nach Eroberungen gegen Süden und Westen streckt. Der Radicalismus, ein verlorner Posten im Parlament, wurzelt desto stärker im Volke; denn er ist der Schutzpatron des hungernden Arbeiters, der öffentliche Ankläger jedes hartherzigen Nabobs. Er ist es, der täglich auf die schreienden Widersprüche im englischen Leben deutet, die man sonst für so wesentlich zum englischen Organismus gehörig hielt, wie Salz und Pfeffer zur fetten Schildkrötensuppe, jene grellen Contraste zwischen der Magna Charta, dem wurmstichigen Freiheitspapier und dem prunkenden Torvismus mit der trotzgeballten Freibeuterfaust; zwischen der Preßfreiheit und den orthodoxen Buchstabenseelen, den fetten Bischöfen mit den glänzenden Baalsgesichtern; zwischen den Goldkönigen, die Landhäuser an ihrer Hutschnalle tragen, und dem heimathlosen Fabrikarbeiter....

Aber dieser Radicalismus mit seiner schlichten, mehr auf wahres Glück als glänzendes Elend gerichteten Weisheit, mit seiner eroberungsscheuen, republicanischen Einfalt hat im Herzen Englands einen unseligen Zwiespalt geweckt; denn er ließe, wenn er am Ruder wäre, sich vielleicht den mächtigen Dreizack entwinden; er ließe Glanz und Herrschaft und Obermacht fahren, um die Heimath im Innern glücklich zu machen. Doch ist die Frage, ob England ohne Gefahr für seine Existenz die erkünstelte Größe dem innern Frieden opfern darf, ob es aufhören kann, alle Meere, alle Länder mit bewaffneter Krämerhand auszubeuten, und mit indischen Schwalbennestern das trockene Brot für seine ärmsten Kinder zu erkaufen? Unglückseliges Zusammentreffen! Gerade da England zu einem tieferen Bewußtsein über sich selbst gelangt, da es die höchste Zeit ist, den wirren Knäuel seiner innern Widersprüche zu lösen, und ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Riesen der alten und neuen Zeit sich in seinem Hause erheben will: da pocht auch die Nahrungssorge an seine Thür, da

Digitized by Google

wollen die Meere frei werden, da erwacht die regsame Industrie auch bei andern Nationen, da wollen die Colonien Gewißheit über ihre Zukunft haben, und alle Welt protestirt gegen den crassen Egoismus seiner Monopole, zu dem es vielleicht durch den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen war. Wird der langsame Gang der englischen Reform einem vulkanischen Ausbruch der gährenden Elemente zuvorkommen können? Und wenn das Schicksal eine große Umwälzung über England verhängt hat, wenn heute oder morgen die Riesen der neuen Zeit sich erheben, wenn die Cyklopenfaust der Chartisten die agrarische Frage ausfechten, jene uralte Wunde der übelkünstelten, menschlichen Gesellschaft aufreißen will: wird dann Britannien verjüngt und glorreich aus dem Sturm hervorgehen, mit der Macht seiner alten und der Freiheit der neuen Zeit? Wird Albions stolzes Gestirn in der Fremde erbleichen, um mit desto sanfterem Strahl die heimische fireside zu segnen? Oder sollen Macht und Freiheit zugleich im Sturme untergehen, soll der traurige Nebel der Vergessenheit die Korallenküste decken, wie es Tyrus, und Sydon und Karthago deckt, soll die geschichtliche Größe eines Volkes enden, das, wenn es glücklich aus dem stürmischen Bade der Verjüngung stiege, der mächtigste Hort all seiner Brüder auf Erden wäre?....

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Marmier, Lemercier, Michiels, Bautrin.]

Marmier, der sogenannte Deutschkenner, hat in der Revue de deux mondes einen Artikel über die deutsche Literatur gegeben, der seine vollkommene Unkenntniß derselben bezeugt, obschon er in manchen Hinsichten Recht hat. Zuerst zitirt er weiland Menzel, der sich beklagte, daß in Deutschland Alles schreibt, und daß es bald mehr Autoren als Leser geben wird; dann wirft er der jetzigen Literatur Unproductivität vor und spricht von Goethe und Tieck, als wäre mit ihnen die Sonne stehen geblieben. Marmier wirft den Deutschen vor, daß sie kein Nationalgefühl hätten und beständig übersetzten, — bei diesem Vorwurf stellt er die Europa und die Didaskalia dicht nebeneinander, — und daß sie trotzdem von Frankreich nichts verständen, Paul de Kock mit Hugo verwechselten und Briefe über Paris schrieben, wenn sie einmal die Boulevards gesehen, ohne die Sprache zu verstehen oder einen Schriftsteller gesehen zu haben. Zwanzig Linien weiter aber spricht Marmier von der deutschen Literatur und nennt vor Allen die katholischen Gedichte von Guido Görres! Ist das nicht die beste Erwiederung auf seine Anklage? Die Wahrheit ist, daß Marmier über deutsche Literatur von 1829 schreibt, daß er die ganze neue Generation nicht kennt, daß er nicht einmal die bessern Journale liest, und daß dies Alles das Papageigeschwätz nach Anleitung eines deutschen Professors ist, den Marmier besuchte, und der ihm soufflirte. Besonders haßt er das junge Deutschland, das er nie gelesen, weil er's nicht versteht, und raisonnirt über Hegel, weil man ihm gesagt hat, man bedürfe zu seinem Verständniß eines besondern Dictionnärs. Ich glaube, er hat einmal bei Tieck zu Mittag gespeist und somit wäre Alles erklärt. Er hat nur in einem Puncte recht, nämlich mit der Uebersetzungswuth und dem Mangel an Nationalgefühl. Die Franzosen hätten es weit nöthiger, viel zu übersetzen, aber ihr Nationalstolz leidet es nicht und dann suchen sie die Geister ihrer Nation besser zu beschäftigen. Die deutschen Buchhändler und Eigenthümer der Journale wollen aber einen Louisd'or per Bogen gewinnen, und sagen: das deutsche Publicum liebe die Uebersetzungen. Das deutsche Publicum duldet sie, das ist wahr, aber es liebt sie nicht und jede Zeitschrift, die das vergißt, geht unter; die Leipziger Modezeitung nur wird der Modebilder wegen von Schneidern gehalten. — Ich bemerke Ihnen noch, daß ich Marmier dies Alles schriftlich mittheilte und ihm anrieth, ein anderes Mal, wenn er nach Deutschland ginge, wohl zu merken, daß man dort 1840 schreibe und daß solche Artikel ihn nur lächerlich machen würden, indem die Gedichte von Guido Görres noch nicht einmal so viel werth seien, als ein Roman von Paul de Kock. Glücklicherweise gibt es hier noch Franzosen, die Deutsch und Deutschland besser kennen als Marmier. Wahr ist es aber, daß ein Artikel in der Revue de deux Mondes, der sich über die Uebersetzungswuth der Deutschen lustig macht, in Deutschland mehr wirkt, als sagte man es in deutscher Sprache. Deutschland übersetzt nicht allein die französische Waare, Frankreich muß ihm auch noch die Vorwürfe auf Französisch machen. Ich würde vielleicht besser thun, meine Correspondenzen französisch zu schreiben.

Etwas Anderes ist es, ob Deutschland aufhören solle, von dem Auslande zu lernen. Gewiß nicht, denn es ist universal. Darauf hin will ich den gütigen Leser mit Lemercier bekannt machen, dessen Wort an Napoleon ich oben mittheilte. Wer ist Lemercier? werden so manche Deutsche fragen. So hört denn, Ihr adeligen Schriftsteller Deutschlands, Ihr Muskau, Auersperg, Münchhellinghausen, Lenau, ich will's Euch in kurzen Worten erzählen. Lemercier kam vor der Revolution in einem adeligen Hause zur Welt. Nachdem er die französische Philosophie studirt hatte, erklärte er in seinem siebzehnten Jahre, daß er seinen Adel nicht anerkenne und sich nie mit demselben schreiben werde. Darauf kam die Revolution, die er gewittert und Lemercier ward Schriftsteller, Republikaner und Dichter. Als Dichter hatte er auch von der alten Zeit etwas in sich, er schrieb eine Tragödie im alten Styl, so daß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich repräsentirte. Ein intimer Freund Napoleon's, brach er mit ihm, als er die Republik verrieth, durch einen öffentlichen Brief und kündigte ihm seine Zukunft an. Damals dichtete er seinen Carl den Großen.

Digitized by Google

Napoleon, der ihn las, wollte einen Zusatz, und Lemercier gab nicht nach. Später, als er ihn als Mitglied des Instituts begrüßte und Napoleon ihn brüderlich fragte: Was machen Sie, mein lieber Lemercier? antwortete er: Ich warte! Dies Wort brachte ihn um sein Vermögen; Napoleon ließ eine Straße durchbrechen, wo sein Haus stand, und erst 14 Jahre später erhielt er es bezahlt. Frau von Staël zwang ihn, 30,000 Fr. von ihr anzunehmen, und damit lebte er kärglich bis zur Restauration. Das ist Lemercier, der Verfasser so vieler Dramen und Bücher, die man in Deutschland nicht kennt und die vielleicht auch in Frankreich vergessen sind, wie überhaupt die ganze Literatur unter dem Kaiserthum. Nun ich seine Biographie kurz nacherzählt, komme ich vielleicht später selbst auf seine Werke zurück. Solche Charaktere hat die französische Literatur gegen die deutsche zu bieten. Von solchen Charaktern sollte Deutschland etwas lernen, damit die adeligen wiener Dichter aufhörten, zu antichambriren, denen man grausam genug, wie der armen Grille in der Fabel zuruft: Vous avez chanté; dansez maintenant!

Ein gewisser Herr Alfred Michiels hat Studien über Deutschland herausgegeben, die aus persönlichen Eindrücken, Kritiken und einer Geschichte der deutschen Malerei bestehen. Das Werk ist mittelmäßig, wir Deutsche müssen aber schweigen, denn, Novalis und Jean Paul ausgenommen, lodt er Alles; Schiller, Goethe, Hebel, Heine, Uhland und Chamisso spielen die Hauptrollen darin. Jetzt erst fühlen die Franzosen, daß sie an Chamisso einen Dichter verloren, und können es nicht begreifen, wie man als Franzose das Deutsche vorziehen kann. Ein Dichter bleibt immer ein Dichter, aber was die Sprache anbelangt, so sind die Franzosen zu bedauern, daß sie die Ueberlegenheit der deutschen Sprache noch nicht fühlen, obschon es, dies abgerechnet, leichter ist, ein französischer als ein deutscher Dichter zu sein. Schiller's Biographie befindet sich auch in Michiels Buche; aber woher kommt es, daß die Franzosen Börne nicht kennen? Hier steckt wieder ein Weltgeheimniß dahinter, das sich später enträthseln wird. Sein zurückgezogenes Privatleben mit einigen unbekannten Republicanern mag viel daran Schuld sein. — Der Artikel über Heine ist in Michiels Schrift ebenfalls nicht gründlich genug, und Heine selbst wird wohl lächeln, wenn die Franzosen über ihn schreiben, da sie ihn als Poeten nur vom Hörensagen kennen und sein Dichtergenie gar nicht verstehen. Der Verfasser vergleicht ihn mit Voltaire, obschon Voltaire kein Dichter war und als Schriftsteller eine ganz andere Richtung hatte. — Den Abschnitt über die Malerei las ich nicht, und ob der Verfasser über Novalis Recht hat, will ich nicht erörtern. Jean Paul versteht kein Franzose.

Das Panorama de l'Allemagne scheint zu schlafen, und ich fürchte, es erwacht nicht mehr. Savoye fürchtet es selbst, er hat sehr viel Geld hinein gesteckt und sucht einen Buchhändler dafür. Venedey wird nächstens eine interessante Brochüre: La France, l'Allemagne et les provinces rhénanes, im deutschen Sinne herausgeben. Auch ein französisches Archiv für die französischen Israeliten erscheint jetzt hier, von Herrn Cahen redigirt, das interessant zu werden scheint.

— So eben wohnte ich der ersten Darstellung von Balzac's Vautrin bei. Ich bin fast erdrückt worden. Ich werde Ihnen das widrige Stück nicht analysiren. Vautrin ist der Colin aus dem Vater Goriot, ein gemeiner Abschaum von Robert Macaire. Das Stück hat weder dramatischen noch literarischen Werth und entbehrt sogar der Charakteristik. Die Nacht mag so schön sein als der Tag, sie ist vielleicht noch interessanter, denn sie ist, wie Hiob sagt, die Kammerfrau der Liebe, aber Blindsein ist ein Unglück, und Balzac scheint blind und taub zugleich geworden zu sein. Der Minister des Innern hat das Stück so eben verboten, aber ich weiß aus sicherer Quelle, daß die intimsten Freunde Balzac's das Verbot bewirkt haben*). Es ist eine starke Niederlage für ihn, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Ich werde Ihnen in einigen Tagen einen Brief über die Ausstellung im Louvre schicken. Nicht ein deutscher Künstler stellte aus. 700 Portraits sind wieder da, und nicht ein bedeutendes Gemälde. Mehr als zweitausend wurden refüsirt, worunter die besten. Nächstens wird das Drama von Sand gegeben. Die Pentarchie wird nächstens zu einem besondern Zwecke stückweise übersetzt werden. — — A. Weill.

*) Sollten es die deutschen Fabriken übersetzen wollen, so kann ich es ihnen verschaffen. Im Druck wird es nicht erscheinen. A. W.

Notizen.

[Goethe's Iphigenie in erster Gestalt.]

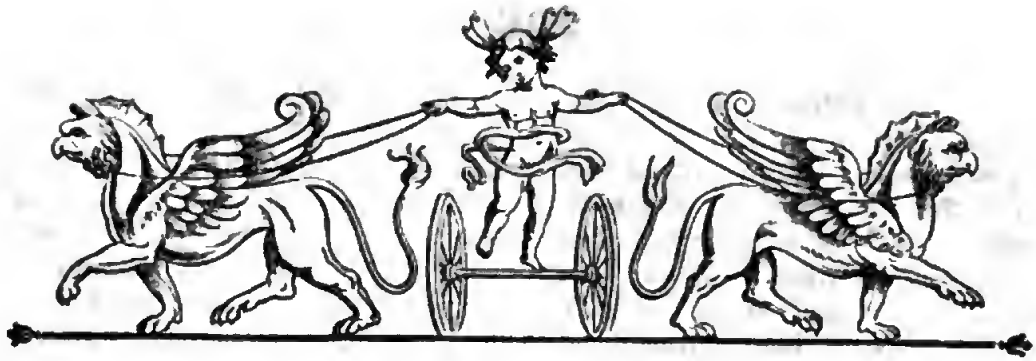
Man hat die erste Bearbeitung des Götz der Gesammtausgabe der Goethe'schen Werke beigefügt, und ein mindestens eben so wichtiges Actenstück zur Bildungsgeschichte des Dichters von der Sammlung seines Nachlasses ausgeschlossen, die Iphigenie in ihrer ersten prosaischen Gestaltung. Dr. Adolf Stahr hat diese Lücke durch besondere Herausgabe der ersten Handschrift (Oldenburg, Schulze) gefüllt. Seine einleitende Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung ist zum Studium Goethe's unentbehrlich. Merkwürdig sind die vielen Iffländischen Wendungen, womit der Dichter seine Befangenheit in der Zeitmode bei Abfassung des Dramas in erster Gestalt bekundet. — Ein schöner Stahlstich, Goethe's Bildniß, nach May's Oelgemälde von 1779, ziert die werthvolle Edition.

[Eine populäre Mythologie.]

Moritzens Mythologie, ohne Zweifel ein werthvoller Leitfaden zum Verständniß der antiken Schönheit, kann nach Creuzer's Umgestaltung der Religionsphilosophie der Alten nicht mehr ausreichen. Eine Frau, Tinette Homberg in Emmerich, hat ein populäres Handbuch geliefert (Leipzig, Barth), das diesem Bedürfniß entspricht. Es erläutert sehr umfassend die ethische und historische Bedeutung der griechischen und römischen Mythen; ein Anhang gibt kurz die ägyptischen Fabeln.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 67. — den 3. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Chartismus in England.

(Beschluß.)

Solche mehr oder minder haltbare Gedanken hegt wohl manche arme, deutsche Kannegießerseele, die, weil sie in der Heimath nur eine Kassandra sein kann, gern müßig in der Fremde schweift, um den Mächtigen des Erdballs das Horoskop zu stellen. Es drängt sich dabei das Bild der Chartisten auf, und wie eine ominöse Sage klingt es, zu hören, wie den bleichen, stolzen Frost das Deportationsschiff Mandarin nach Vandiemensland trägt; aber das freie Meer legt sich mit unwillig anschäumenden Wogen gegen den Busen des Schiffes; der Sturm treibt die geblähten Segel noch einmal nach der Kreideküste zurück, in den Hafen von Falmouth; noch einmal soll er den Strand der Heimath sehen, wo nur das blinde Auge einer 82jährigen Mutter um ihn weint, wo seine Kinder in zarter Jugend leben, künftige Zeugen seiner Ehrlichkeit, und Fürsprecher seines Angedenken, wenn einmal die Saat aufgeht, die ihr Vater gesä't.... Man scheint in Deutschland, namentlich in jenem offiziellen Deutschland, das aus den grauen, gestempelten Zeitungsbogen uns augähnt, die Bedeutung der Chartisten nicht zu kennen, oder nicht kennen zu wollen. Die Einen zucken die Achsel über das hungrige Bettelvolk, das keinen Einfluß an der Börse und im Parlament habe, die Andern spotten ihrer Feigheit, weil sie den Anblick der Rothröcke scheuen, und die falsche Prophetin von Augsburg beeilt sich sogar, den Chartismus durch ein spinnefeines Fädchen an den Socialismus, Saintsimonismus, Hegelianismus, kurz bis an das junge Deutschland anzubinden, alle die verhaßten Systeme aber sammt und sonders Zeitblasen zu schimpfen. Ein bequemes Wort, eine Zeitblase! Nur sagt die Allg. Augsburger nie, wenn sie mit ihrem vornehmen Stichwort Bewegungssymptome und Zeitelemente, die von keiner hohen Autorität anerkannt sind, belächeln will, ob sie Luft- und Wasserblasen, oder vielleicht Blasengeschwüre meinte. Woher die Verbissenheit, mit der sie das sel. junge Deutschland fast verantwortlich machen möchte für die Ereignisse in England, wenn es bloße Luftblasen sind? Socialismus, Saintsimonismus, Chartismus, flüstert sie, dies sind die geheimen Endziele der „konsequenzenscheuen deutschen Theorieen!" Sind die Chartisten denn Schüler des jungen Deutschland, hat Sir Robert Owen Strauß und Hegel studirt? Oder sind die deutschen Theorien ein prophetischer Spiegel, in den kommende Ereignisse ihren Schatten werfen, Ereignisse, die gleich denen in dem materiellen, nichts weniger als ideologischen England, von ihrem Einfluß ganz unabhängig sind? Man sollte die falsche Prophetin von Augsburg wenigstens erinnern, daß sie das junge Deutschland nicht zugleich wegen des Socialismus und des Chartismus in Anklagestand versetzen kann. Der Socialismus steuert nach einem unbekannten Zukunftsparadiese; er hat den kindlichen, vielleicht kindischen Glauben an eine utopische, menschliche Gesellschaftsverfassung; seine Waffen sind Ideen, Träume,

Digitized by Google

Ueberredung und gegenseitige Aufopferung; den stützenden Arm der Religion lehnt er ab, weil er fürchtet, statt der Hand der Religion dem kalten Händedruck einer Kirche zu begegnen. Der Chartismus aber geht in die Vergangenheit zurück, nicht in die mittelalterliche, sondern in die patriarchalische der ersten mosaischen, oder der ähnlichen puritanischen Republik; er hat den furchtbaren Glauben an die Allmacht seiner Verzweiflung; seine Waffen sind Feuer und Schwert und die Bibel; sein Führer ist Cromwell's Schatten, den er aus dem Grabe heraufbeschwoeren, um die tyrannischen Bischöfe und deren Gesalbte mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Wer einen tiefern Blick in die Geheimnisse des Chartismus werfen will, der lese das Chartistenepos „Ernest," oder lasse sich davon erzählen. „Ernest" ward nur in wenigen Exemplaren als Eigenthum des anonymen Verfassers gedruckt; einige der ersten Vorkämpfer in der Literatur und im Parlament erhielten es wie ein ominöses Findelkind, auf geheimnißvolle Weise in das Haus gesandt. Bald darauf brachte das Quarterly Review eine ganze Heerschaar einzelner Stellen und einen mit scheuer Hand entworfenen Schattenriß dieser wahrhaftesten aller modernen Epopöen, über deren furchtbare Schönheit das conservative England wohl erschrecken mochte. Die Kritik des Quarterly, Hand in Hand mit der Politik gehend, schmeichelte dem unbekannten Dichter, wie man den Löwen streichelt, seinen Grimm zu beschwören, stellte ihn neben Milton und Dante, bat ihn jedoch, sich die entsetzlichen physical force-Ideen aus dem Sinn zu schlagen. — Die Helden, die im „Ernest" auftreten, tragen deutsche Namen, auch soll das Land, in dem die Fabel spielt, ein deutsches sein; sonst hat der Dichter nichts gethan, um das nur zu wohl getroffene Bild des englischen Lebens zu maskiren. Er führt uns in die traurigen Dachkammern der Arbeiter, an den armseligen Heerd gedrückter Landleute, überall überraschen uns Gestalten, von denen vielleicht selbst die Muttersöhnchen Englands keine Ahnung haben; es ist, als stiegen die alten Titanen aus dem Schooß der Erde vor uns auf. Erdfahle Wangen, düster glimmendes Auge, das Siegel der Verzweiflung auf der gewaltsam brütenden Stirn, den Hammer der Vernichtung, oder der schaffenden Kraft in der schweren Knochenfaust, — schrecklich und zugleich bemitleidenswerth, — so zeichnet der Dichter den englischen Arbeitersklaven. Arme Titanen! Es sind ja Menschen, gleich uns, und ihr hartpochendes Herz ist zärtlich in der Liebe, wie heilig im Haß. Mit rührender Zartheit, mit biblischer Naivetät malt der Dichter den kargen Freudenhimmel in den Hütten dieses niedern Volkes, seine trauliche, reinliche Häuslichkeit, die Erbtugend aller Germanen. Und dieses fromme Aneinanderschmiegen in den Tagen der Noth, und diese Bescheidenheit, die weder Gold noch Silber, nur das tägliche Brot verlangt, dieser himmlische Jubel, der von den Wangen der Kinder strahlt, wenn die Mutter die Theeschale herumreicht, jenen Friedenstrank, den der Chartistensänger mit wunderbaren Sinnigkeit als den sanften Feind des tigerblutigen Bacchus, als ein Geschenk der Grazien feiert! Aber der Vater starrt indeß mit unheimlichen Augen in die matte Kohlengluth. Arme Titanen! Ihr scheint nur so riesenhaft, weil Ihr unter civilisirten Zwergen steht, weil Ihr in dem beengenden, zellenhaften, winklichen Labyrinth der socialen Welt den Nacken krümmen müßt, wo die listigen Zwerge bequem herumhüpfen, und Ihr lächelt bald verlegen, bald rollt Ihr die Augen in Wuth, weil Ihr mit Eurer plumpen Einfalt der Verschmitztheit grauer Satzungen gegenüber Euch gefangen und verrathen scheint. Es sind, wie man gewöhnlich sagt, lauter ruinirte Leute; den Einen hat der zehntengierige Pfaffe, den Andern die profane, sogenannte Gerechtigkeit von Haus und Hof gejagt. Unerschöpflich ist der Dichter an Bildern, die widersinnige Ungerechtigkeit der Gerichte, und die in weltlicher Habsucht versunkenen Priester aus der herrschenden Kirche zu geißeln, jener Kirche, die nach ihm

A mere oppression on the groaning land

ist. Und — was sehr bezeichnend — selbst ein Graf Linsingen, entzweit mit seiner hoffärtig lieblosen Familie, schwört glühenden Haß allen Machthabern und verbindet sich mit dem Volke. Diese kleine Schaar verlorener Seelen zettelt am lichten Tage eine Verschwörung gegen die Machthaber an, ob sie nun mächtig seien durch Schwert, Scepter oder Gold, und erklärt die Sache des armen Volkes für Gottes Sache. Der Hunger macht Visionäre, und so lügt der Dichter nicht, wenn er einen seiner Helden erzählen läßt, daß in der Nacht, als Weib und Kind in der Kammer schliefen, und nur ihn die Sorge im Bette wach erhielt, plötzlich ein blauer Schimmer sein Gemach erfüllte, und ein Seraph vor ihm stand, mit dem Befehl des Herrn, aufzustehen und das Volk zu führen in den Kampf mit den Gottlosen, ihr Blut zu vergießen, und als ein Denkmal von Gottes Rache ihre Gebeine zum Himmel aufzuthürmen.... Braucht es noch eines Wortes, um das Ende zu schildern? Nach solchem Aufruf, bei der orthodoxen Religiosität, dem verrückten Wunderglauben, und dem noch

Digitized by Google

unerloschenen Puritanismus des englischen Landvolkes muß der Funke zünden. Genug, die Helden des Dichters finden einen unendlichen Anhang im Lande, Schmuggler und Piraten werden ihre Hülfstruppen, und ihre Sache feiert den großartigsten, aber blutigen Triumph. Es ist eine neue, französische Revolution, nur ohne Atheismus, ohne Göttin der Vernunft. Merkwürdig ist auch die Sachkunde, mit der das ganze Räderwerk revolutionairer Intriguen und Triebfedern ausgemalt ist. —

Läse doch die falsche Prophetin von Augsburg ihren hohen und allerhöchsten Gönnern den „Ernest" vor, damit sie sich wundern, daß nach der Erscheinung solcher Preßfrechheit die Kreidefelsen Englands noch nicht geborsten sind! Die heftigsten Declamationen Grün's sind ein harmloses Mädchengeflüster gegen die Windsbraut, die aus den Blättern jenes Gedichtes braust. Aber auch für diejenigen, die mit ästhetischem Nasenrümpfen die sogenannten politischen Dichter gern vom Parnaß verwiesen, sei der „Ernest" ein Beweis, daß Freiheit und Völkerschicksal eben so rein poetische Elemente sind, wie Liebe, Wein und Unsterblichkeit der Seele. Denn der Chartistensänger ist keiner Schule und keiner Philosophie entsprossen; die Hand, welche den „Ernest" schrieb, mag jetzt vielleicht wieder Hammer und Sense schwingen, und nur das Hirn eines Lakaien, oder das Herz eines Diplomaten wird der Schönheit jener naturkindlichen Poesie widerstehen.

Auch die Hand der Nemesis schrieb an jenem Gedichte; sie hat die rational force-men durch die physical force-men gerächt. Selbst der Reviewer im Quarterly, in jenem orthodoxen Quarterly, dessen Wirthshausschild der Kopf des frommen Milton mit mädchenhaft gescheitelten Haaren ist, wirft einen elegischen Blick zurück nach dem sanften, unblutigen Shelley, und bittet den Chartistensänger, sich diesen zum Vorbild zu nehmen. Aber Shelley war ja ein Atheist! Ja, damals, als Byron seine skeptischen Fragen auf dem offenen Markte der Welt sang, und Shelley's Prophezeihungen darauf eine Antwort gaben, die vielleicht erst von der Zukunft gewürdigt werden wird, da habt Ihr voller Freude mit Fingern auf sie gedeutet und gerufen: Seht, alle Mißvergnügten, alle, die für Fortschritt und Freiheit streiten, sind Atheisten! Aber Shelley verlangte nur Freiheit des Gedankens und der Rede in aller Welt, um den Himmel, den er im Herzen trug, über die ganze Erde zu breiten, der Chartistensänger hingegen verlangt Feuer und Schwert, um Euch im Namen Eures eigenen Gottes zu vertilgen. Warum zeigt Ihr ihm nicht seinen Atheismus nach, warum beruft Ihr Euch nicht auf das Wort Gottes, auf die Heiligkeit uralter Satzungen, Ihr schlechten Sophisten? Seht, auch dieser, dessen Glaube makelloser als der Glaube des reichsten Bischofs ist, er, dessen Auge das Antlitz der Seraphim sah, dessen Seele sich aus den Paradiesesströmen Eurer Bibel lezte, auch er protestirt gegen Eure heilige Tyrannei, und, wie er behauptet, verwirft selbst die Bibel Eure salbungsvollen, an Sabbathbills und Zehntengeldern überreichen Glaubenshelden. Ihr wolltet Shelley's gazellenäugige Muse nicht hören, und jetzt müßt Ihr selbst mit Vernunftgründen, statt mit Anathematen, gegen einen Dichter kämpfen, der die Posaune des Aufruhrs bläst. Wo ist der Atheismus, auf der Seite Shelley's, dessen Gott blos ein ätherischeres, minder biblisches Antlitz trug, oder auf der Seite des Chartisten, dessen Gott Jehova, dem alten Rachegott, dem unerbittlichen Feinde der Tyrannen gleicht? Merket auf diese Lehre, Ihr starren Satzungsheroen! Keine Wahrheit wird der Welt zu früh offenbart, nie ist die Wahrheit eine unzeitige Frucht; denn wenn sie nicht an das Kreuz genagelt wird, dauert es Jahrhunderte, ehe sie das Herz und das Hirn des Volkes durchdringt; schlagt Ihr sie aber ans Kreuz, so reicht sie nur um so näher an den Himmel, und schleudert von ihrer Höhe die Wucht Eurer eigenen Satzungen über Euer Haupt! —

Der Sage nach soll Ebenezer Elliot, der berühmte Naturdichter und Korngesetzreimer aus Sheffield, Verfasser d. Chartistenepos sein. Es wäre um so merkwürdiger, als Ebenezer selbst noch vor zwei Jahren sich gegen die Meetings der physical force-men durch seinen Austritt aus denselben erklärte.

Deutsche Memoiren.

Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammeestein. Altona, G. Blate.

Wenn der Deutsche Memoiren schreibt, so wird er wunderbar. Im vorigen Jahre begegneten sich, wie das Gerücht geht, Friedrich Laun und Frau Amalie Schoppe, geb. Weise, in Berlin, drückten sich wehmüthig die Hände und weinten bitterlich. Dann aber gingen sie Beide vereint nach Hause, tranken in Geünebergee auf Du und Du, und schwuren, sich an der Welt zu rächen. Sie haben sich fürchterlich gerächt, wie haben es Alle empfunden, auch die Herren Appun in Bunzlau und Hammeeich in Altona. Friedrich Laun hat sich bewogen gefunden, der Welt zu erzählen, wie er es angefangen, einige hundert Bände mise-

rabler Romane an den Mann, d. h. an den Verleger, zu bringen, und Madame Schoppe führt uns in ihren „Erinnerungen aus meinem Leben" gleichfalls ihre körperlichen und geistigen Hebammengeschichten vor. Man erfährt Staunenswerthes: Wie Julius Schoppe, der Uebersetzer der Soulie'schen Memoiren des Teufels und der Souvestre'schen Romane, zur Welt gekommen, wie er „groß geworden" und wie er in kindlichem Gehorsam der guten Mutter Jugendschriften gelesen, wie diese — die Mutter nämlich — von der bescheidenen Verfasserin eines in drei Auflagen erschienenen ABC-Buches bis zu der schwindelnden Höhe einer allezeit kreisenden Romanschriftstellerin emporgestiegen, und wie sie endlich ein weiblicher Mann des Volkes — repräsentirt durch Schneidergesellen und Nähmamsells, Kammerdiener und Zöschen — geworden ist. Laun aber führt uns Van der Velde, Tromlitz, den in Gott ruhenden Alexander Bronikowski und den gleichfalls, wenn auch nicht in Gott, ruhenden Clauren vor. Es ist furchtbar interessant, zu erfahren, wie die ehr- und tugendbelobten Männer gegessen, getrunken, und namentlich wie sie geschlafen haben. Ich kann kaum begreifen, wie man in solcher Situation noch schlafen kann — das Gewissen schweigt doch nie ganz. Herr Fr. Laun wird hiermit freundlichst ersucht, in einer zweiten Auflage seiner Memoiren mich über diesen Punct aufzuklären.

Wenn man ein Buch loben will, so kann man dem Verfasser desselben keinen bessern Dienst leisten, als wenn man all das Schlechte, das in diesem Genre geschrieben, vorerst in Betracht zieht; der Uebergang vom Schlechten zum Guten, oder wenigstens zum Bessern, tritt dann um so greller ans Licht, ein schattenreicher Hintergrund läßt ein gutgezeichnetes Bild immer vortheilhaft hervortreten. — Die Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein leiden auch an manchen Mängeln, sie sind auch deutsch und breit, obschon die baronisirten Worte leichtfertig genug hin und her springen. Aber der Mann hat doch etwas Druckwürdiges erlebt, hat große Reisen gemacht und bei der Fremdenlegion in Algier und Spanien gestanden. — Er wird hier und da sehr geschwätzig und man erfährt wider Willen, wie die Holländer auf originelle Weise Cigarren rauchen, wie der Herr Baron in Amsterdam einem stockfremden Menschen sechs Louisd'or geliehen und seldiges Geld erst in Paris wieder zurückempfangen ꝛc., aber man sieht doch gleich auf den ersten Blick, daß davon nur eine ravaliermäßige Eitelkeit, die sich unendlich freut, gerade genug erlebt zu haben, um zwanzig Druckbogen im größten Octav füllen zu können, nicht aber die Suffisance der deutschen Faulheit die Schuld trägt.

Herr von Hammerstein ist ein Hannoveraner, der aus Gründen, die das Buch auf keine bestimmte Weise angibt, sein Vaterland verläßt, um unter Protection eines Onkels, des Grafen Portalis, Exministers Karl's X., nach Algier auszuwandern. Der Herr Onkel wird nach Neffenpflicht ungemein gelobt, doch ist des Verfassers Aristokratismus wirklich so bescheiden, daß man sich unwillkürlich aller weitern Glossen enthalten muß. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit nur, daß die Charakteristik Louis Philipp's, die mehrere Seiten des Buches füllt, des Autors Weltanschauung an den Tag legt. Die Briefform, die Herr v. Hammerstein zum Vortrag seiner Memoiren gewählt hat, gibt ihm überhaupt mannichfache Gelegenheit zum Raisonnement, das sein Steckenpferd zu sein scheint. Er vergißt nicht selten darüber die Erzählung, und greift bei einigen Gelegenheiten sehr unpassend den gewaltsam abgerissenen Faden wieder auf.

Die angehängten Fragmente, Skizzen aus des Verfassers Begegnissen in Afrika und in Spanien, die Schilderung Algiers und die Charakteristik Mina's sind jedenfalls das Lesenswertheste dieser Memoiren. Gi.

Erinnerungen aus meinem Leben, von S. von Tennecker. 3 Bde. Altona, Hammerich.

Der kürzlich in Dresden verstorbene Verfasser war sächsischer Major der Reiterei und Stallmeister. Er ist der Gründer einer Pferdeliteratur, gab viele Schriften über seine Erfahrungen, selbst eine Zeitschrift für Pferdezucht heraus, und kleidete seine Stoffe auch in Form der Novelle. Sein Leben, das er schließlich in drei Bänden zusammenstellte, ist weniger reich an Menschen- als an Pferdekunde, obschon es in der That pikant erscheinen kann, ein langes Leben, dessen Erfahrungen noch über den einjährigen Krieg hinausreichen, an dies Thema geknüpft zu sehen. Ueberall stellt der Verfasser die menschliche Medicin mit der Pferdearzeneikunst in Parallele.

Notizen.

[Franz Liszt.]

Liszt gab noch ein drittes Concert in Leipzig, und zwar zum Besten für alte und kranke Musiker. Er spielte das D-moll-Concert von Mendelssohn, Etuden von Hiller, die Carnevalscenen von R. Schumann, und ein Hexameron, wie er sechs Variationen von Thalberg, Herz und meist von eigener Composition nennt. In jenen fremden Pièces zeigte er sich jedenfalls als ein Meister ersten Ranges; seine außergewöhnliche Eigenthümlichkeit jedoch entwickelte sich erst, als er das Bellini'sche Thema mit einer fanatischen Schwärmerei variirte.

[Balzac's Dantain.]

Dies in der porte St. Martin durchgefallene Stück, von dem unser Correspondent berichtet, ist nun doch im Druck erschienen. Die Theatercensur ließ es passiren und verbot es nach der ersten Aufführung. Der Director des Theaters verlangt Entschädigung.

[Die leipziger Oper.]

Hr. Schmitt, der treffliche Tenorist, trat nach langer Krankheit wieder auf und ward mit großer Freude vom Publicum empfangen. Frln. Schlegel hat in letzter Zeit als Sängerin bedeutende Fortschritte gemacht. Die Schröder-Devrient hat einen Cyclus von Gastrollen eröffnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 68. — den 4. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lebensbilder.

Von Herrmann Wollin.

1.

Eine Stunde auf der prager Mauth.

„Welche Lust gewährt das Reisen!" dachte ich aus ganzer Seele, als ich neben dem Wagen die Anhöhen von Rollendorf herunterstieg, und das anmuthige Thal von Teplitz mit seinen zahlreichen Villen und Dörfern auf einmal übersah. Ich war so sehr in die Anschauung der schönen Gegend versunken, daß ich erst durch die errichteten Monumente daran erinnert wurde, daß auf diesen Feldern der Kampf für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit zuerst eine entschiedene günstige Wendung genommen hat. Ich war um so freudiger gestimmt, als ich ebenfalls vor einigen Stunden einen Befreiungskampf mit Hülfe einiger Silbermünzen mit dem Gränz-Steuer-Amte glücklich bestanden, und noch obendrein die gute Lehre mit auf den Weg erhalten hatte, den streng verbotenen ausländischen Tabak unter meine Reisegefährten gleichmäßig zu vertheilen. Meine Frau und Kinder waren mit allen meinen Geschäftssorgen jenseits der kaiserlichen Gränze geblieben: ich hatte mithin meine vollständige Freiheit, deren hohen Werth man erst nach dem Verluste würdigen lernt, wieder errungen. — Ich wurde auf einmal keck und verwegen in meinen Blicken, setzte mir den Hut ganz schief auf, stemmte beide Hände in die Flanken und schritt mit einer imposanten martialischen Haltung über das Feld, als wenn ich selbst die Schlacht von Kulm gewonnen hätte. In dem Gefühl meiner unüberwindlichen deutschen Kraft warf ich rechts einen spöttischen Blick auf die Capelle, wo der General Vandamme seine ganze Artillerie concentrirt und den letzten Versuch noch gemacht hatte, das Glück des Tages auf seine Seite herüberzuziehen. Einen höhnischen Blick warf ich weiter seitwärts auf den Geyersberg, den Napoleon von Dresden aus besuchte, um von dieser hohen Warte herab das Lager der Alliirten zu recognosciren. Mitten in dieser poetischen Stimmung entfuhr mir eine prosaische Bemerkung, die mich in den Augen meiner Reisegefährten als einen massiven hanseatischen Republicaner, der ich auch war, bezeichnen mußte. „Ja, ja! Herr Napoleon!" rief ich laut aus, „wer die Freiheit der Menschen nicht achtet, den holt über kurz oder lang der Geyer." Ich schämte mich indeß sehr, eine so gemeine Wahrheit in guter Gesellschaft gesagt zu haben, und würde auch hier davon nicht sprechen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, in der nachfolgenden Erzählung überall der Wahrheit treu zu bleiben.

Meine Reisegefährten waren über die vielen Excursionen, die ich links und rechts von der Landstraße gemacht hatte, endlich müde, und drohten, ohne mich weiter zu fahren, wenn ich nicht augenblicklich einstelgen würde.

In Teplitz fuhr uns der Knecht, statt nach dem Gasthofe, zu seinem Herrn, unter dem Vorwande, daß der

Digitized by Google

Wagen zu brechen drohe und umgepackt werden müsse. Nachdem wir bei diesem wackern Fuhrmann, der alle und jede Bezahlung standhaft ablehnte, ein mäßiges Vesperbrot eingenommen hatten, fuhren wir langsam weiter. Die Gegend wurde höchst langweilig, und noch langweiliger war es, in unserm Jahrhundert der Schnellposten und der Eisenbahnen mit einem Landkutscher zu reisen. Am andern Abend spät gelangten wir erst an die Thore von Prag, wo wir gegen die bisherige Gewohnheit vor der Wache angehalten wurden. Ein kleiner Steuerofficiant, dessen Vorfahren aus dem Lande Liliput abzustammen schienen, trat vor den Wagen und erklärte mit fester Stimme, daß zufolge eines neuen kaiserlichen Befehls die Wagen der Reisenden wegen der zu häufigen Contrebande auch im Inlande visitirt werden müßten. Nach dieser Erklärung wurde unser Kutscher sichtbar verlegen und bewegte sich auf dem Bocke immer hin und her. Wir mußten alle aussteigen und unsere Koffer nachweisen.

„Wem gehört dieser Koffer hier vorn in dem Korbe?" fragte der Obercontroleur mit seiner kleinen kreischenden Stimme.

„Mir, Herr Controleur," entgegnete ich mit voller Zuversicht.

„Und wem der darunter verborgene große Sack?" Keine Antwort. „Kutscher! er muß es wissen?" Stille Pause. „Wo ist er? trete er vor." Niemand bewegte sich.

„Ha! ha! Hier ist Contrebande," schrie laut der Controleur, machte den Sack hastig auf und griff mit dem rechten Arm so tief hinein, daß ich glaubte, er würde mit seinem dreieckigen Hute sammt dem schwarzgelben Federbusch hineinfallen. Er holte einige englische Kattunstücke heraus, die er emporhebend den andern Steuerofficianten vorzeigte.

Der Kutscher, wie er sah, daß die Schmuggelexpedition fehlgeschlagen war, suchte heimlich das Weite, wahrscheinlich einen noch viel größern Werth auf seinem Leibe mit sich nehmend.

Als dies der Obercontroleur bemerkt hatte, verkündete er uns laut: daß kraft der kaiserlichen Gesetze Pferde und Wagen confiscirt wären und wir nach der Mauth müßten.

Wie vom Donnerschlag durchbebt sahen wir uns wechselseitig auf diese niederschlagende Mittheilung an. Erschöpft an Kraft und Frohsinn sollten wir unter der traurigen Aussicht, in eine schwere fiscalischen Strafe verurtheilt zu werden, noch spät in der Nacht eine so langweilige Wanderung antreten. Darüber ganz niedergeschlagen, rief ich mechanisch halb laut vor mir hin: „Welche Pein gewährt das Reisen!"

Langsam bewegte sich unser Zug nach der kaiserlichen Mauth. Voran schritt ein Knabe mit einer großen Laterne, unmittelbar gefolgt von dem kleinen Obercontroleur. Hinter demselben hatten wir Reisenden unsere Stellung eingenommen; demnächst kam der Wagen, geführt und bewacht von mehreren Steuerofficianten. Den Schluß machten vier ungarische Grenadiere mit einem Corporal. Schweigend bewegten wir uns weiter, nur die Steuerleute kamen hin und wieder zu uns heran, um Erkundigung einzuziehen, ob der Fang, von welchem ihnen gesetzlich eine Tantieme zusteht, von großer Bedeutung sei. Nach und nach fanden sich auch Neugierige ein, die über unsern Unfall scherzten und lachten, wodurch wir ebenfalls etwas munter wurden. Da ich nicht wußte, ob wir an unserm Körper würden visitirt werden, übergab ich, bevor wir das Mauthgebäude betraten, ein Packet Thee einem jungen hübschen Mädchen, welches unter den Umstehenden am meisten Mitleid mit unserm traurigen Schicksal zu haben schien.

Das langweilige Geschäft der speciellen Revision begann. Jeder Reisende mußte sein Eigenthum nachweisen; darüber entstand kein Streit: nur zu dem verhängnißvollen Sacke wollte sich Niemand melden. Zum Glück für uns Alle hatte ich und ein anderer Reisende gerade den entgegengesetzten Weg, ohne irgend eine vorherige Verabredung, eingeschlagen, um sobald als möglich kostenfrei aus dieser unglücklichen Lage zu kommen. Ich schmeichelte dem kleinen Obercontroleur über seine große Brauchbarkeit als Steuerofficiant. Er streckte sich beinahe um einen ganzen Zoll länger, als ich mit ernster Miene die Bemerkung machte, daß er auf einem höhern Posten zu stehen verdiene; während ich mit ähnlichen Lobeserhebungen beschäftigt war, ging mein Freund, ein geborener Oesterreicher, raschen Schrittes in den weiten Räumen auf und ab und schimpfte ganz laut, daß die Herren ihre Instruction nicht verständen, es sei dies keine Art und Weise, unschuldige Reisende noch spät am Abend so lange aufzuhalten. Beide Extreme schienen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Nachdem die Effecten aller Reisenden einer genauen Untersuchung, die gewiß eine ganze Stunde gedauert, unterworfen worden waren, und für uns Alle kein unglückliches Resultat ergeben hatte, erklärte uns der Obercontroleur ohne körperliche Visitation für unschuldig und völlig frei. So groß auch meine Langeweile während dieser unheimli-

Digitized by Google

chen Stunde gewesen ist, so konnte ich doch nicht umhin, die gemüthliche Ruhe und die ruhige Gemüthlichkeit der kaiserlichen Beamten lobend anzuerkennen, die unsern Unmuth als etwas ganz Natürliches mit Großmuth übersahen, während ein arroganter norddeutscher Beamte auf eine fiscalische Untersuchung wegen Beleidigung im Amte angetragen hätte.

Meinem Freunde übertrug ich die Sorge, unsere Koffer nach dem im voraus gewählten Gasthof zu bringen, und ich sah mich in den dunklen Straßen sorgfältig um, ob mein Thee noch zufällig von dem fremden Mädchen zu erlangen wäre. Ich fing schon an (und ich schreibe dies mit einem Gefühl der Röthe, die meine Wangen glühend macht, nieder) an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, als sie mir freudig mit den Worten entgegensprang: „Hier, mein Herr, ist das Packet, das sie mir gaben; ich muß eilen, sonst wird mein Bräutigam böse."

„Hier haben Sie ein Trinkgeld, gutes Mädchen."

„Das kann ich nicht annehmen, es war nicht mehr als meine Schuldigkeit. Ach, mein Vater hat auch mit den Steuerleuten Unglück gehabt; er wurde vor einigen Jahren an der sächsischen Gränze erschossen."

„Aber bleiben Sie, gutes Kind, sagen Sie mir doch wenigstens Ihren Namen."

„Ich heiße Mariandl, ich muß aber sogleich nach Hause zu meiner Mutter und meinen kleinen Geschwistern eilen; meinen Bräutigam, der Oberfeuerwerker bei der Artillerie ist, habe ich heute so schon verpaßt."

„Dann hat es so große Eile ja nicht mehr," setzte ich zutraulich hinzu, und sah dem Mädchen, indem ich sie am Arme zurückhielt, bei dem spärlichen Lichte einer Straßenlaterne ins Gesicht. Ihre schönen Züge harmonirten ganz mit ihrer sanften Stimme. Als wenn ich von einer unsichtbaren Macht gehalten würde, ich war wie angekettet; ich konnte mich von ihr nicht trennen. Ich faßte sie unterm Arm und ging mit ihr langsam die Straße entlang, sie mit einem Strom von Freundschaftserklärungen überschüttend. Als ich eben im besten Redefluß begriffen war und hoffte, das Herz meiner schönen Unbekannten bald erweicht zu haben, wurde ich von einer barschen Stimme unterbrochen. „Aber, Mariandl, wo bleibst Du? Tausend Granaten sollen Dir durch das Herz fahren, wenn Du nicht augenblicklich den Arm des fremden Herrn losläßest." Kaum war ich zwei Schritte auf diesen groben Befehl schleunig zurückgetreten, als schon mehrere Unteroffiziere der Artillerie mit der Bemerkung hervortratten: „Kamerad! sollen wir Dir beistehen?" Wurde ich von meiner Phantasie oder von der Dunkelheit der Nacht getäuscht, mir kam es ganz so vor, als wenn die Fragenden schon ihre Korporalstöcke in die Höhe zum Zuhauen aufgehoben hätten. Zum ersten Male in meinem Leben — und die Leser können es mir auf mein Wort glauben — ergriff ich bei einer solchen Gelegenheit die Flucht. In einem fremden Lande hat man immer zehn Mal weniger Muth als zu Hause, wo man alle Verhältnisse genau kennt.

Ich ließ mich nach dem Gasthofe führen, wo ich meine Reisegefährten alle vorfand, die beim Ungarweine für die Langeweile, welche ihnen die speielle Visitation auf der Mauth verursacht hatte, sich entschädigten. Ich konnte aber kein Glas über die Lippen bringen; das Abenteuer mit den prager Schlagbäumen hatte mich nicht so sehr gebeugt als das mit den Haselstöcken. Beide wird bald die eilende Zeit, wenn die sichersten Anzeigen nicht täuschen, beseitigen. Im Geiste von meinem ungewöhnlichen Ausreißen gepeinigt legte ich mich zu Bette. „Welche Schmach gewährt das Reisen!" dachte ich bei mir selbst, und schlief ein.

Nach einigen Tagen ging ich bei einem öffentlichen Platze, wo eine große Menge Leute versammelt waren, mit meinen Freunden vorbei. Wir drängten uns durch und siehe da, alte gute Bekannte: unsere Pferde und Wagen, so wie der kleine Obercontroleur, der in seiner blaßbraunen Uniform mit rothen Aufschlägen gar wichtig that. Auf der andern Seite des Kreises sah ich zu meiner großen Ueberraschung auch Mariandl, umgeben von mehreren Unteroffizieren, welche offenbar beschäftigt war, mit ihren Blicken Jemanden unter der Menge zu suchen. Wahrscheinlich war es ihrer weiblichen Beredtsamkeit geglückt, ihren Bräutigam von ihrer Unschuld vollständig zu überzeugen, und wollte mich ihm vorstellen. Ich hatte mich aber durch einen künstlichen Schnurrbart unkenntlich gemacht und hatte nicht Lust die Bekanntschaft desselben zu erneuern.

„Kennen Sie vielleicht," fragte ich einen ältlichen Herrn, „das hübsche Mädchen da drüben?"

„Wer sollte," erwiederte er mir sehr artig, „die gute Mariandl, die angebetete Schöne der prager Unteroffiziere nicht kennen! Der Vater ist vor einigen Jahren an der Gränze geblieben, und sie lebt mit ihrer Mutter und mehrern jüngern Geschwistern, deren Erziehung sie leitet. In unserer großen Stadt fehlt es dieser Familie nicht an Unterstützung, auch hat ihr ein sehr braver Unteroffizier seine Hand angeboten, der Ge-

Digitized by Google

neral verweigert aber den Heirathsconsens, damit die Familie nicht noch unglücklicher werde, als sie schon ist."

Der Obercontcoleur befahl nun, daß die Neugierigen zurück und die Mitbietenden vortreten sollten. Nur drei traten näher, und darunter, wer sollte es glauben, unser freundlicher Fuhrherr aus Teplitz. „Der Eigenthümer! der Eigenthümer!" murmelte man sich von allen Seiten in die Ohren. Die beiden andern Concurrenten thaten zum Schein ein ganz niedriges Gebot, und ihm verblieben, als Meistbietendem, seine eigenen Pferde und Wagen, ungefähr für den dritten Theil des wirklichen Werthes. Dieses war die letzte Scene eines Dopplabenteuers, das für meine Geldbörse sowohl als für meinen Rücken sehr empfindlich hätte werden können.

Zur Literatur der Reisen.

Der Missionär. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta. Von Karl Jäger. Leipzig, Hinrichs.

Der Verfasser dieses anziehenden Buches begleitete als Secretär den Fürsten Pückler mehrere Jahre lang auf dessen Reisen durchs nördliche Afrika, Malta und Griechenland. Der fortgesetzte Umgang mit der reisenden fürstlichen Celebrität mag nicht wenig dazu beigetragen haben, in Jäger die Lust zur Schriftstellerei zu erwecken und seinen Fähigkeiten, die ihn dazu geschickt machten, eine bestimmte Richtung zu geben. Hierzu kam der immense Reisestoff, mit seinen historischen Erinnerungen und Vergegenwärtigungen von Land- und Seebildern, Volks- und Naturleben. Ein Segment aus dem Kreise seiner Reiseeindrücke hat der Verfasser hier dem Leser dargeboten, ein romanhaftes Gemälde, welches indeß in vielen Partien ein Conterfei des wirklichen Lebens zu sein scheint, mit localem und nationalem Hintergrunde. Der Verfasser schildert uns die schändlichen Umtriebe eines Missionärs, der im Dienste der englischen Bibelgesellschaft steht, ursprünglich Jude war und sodann sich taufen ließ, um eine Blatter des Christenthums zu werden. Es ist im Allgemeinen wahr, daß jene Missions- und Bibelgesellschaften, welche ausgehen, die heidnischen Naturvölker zu bekehren, der Menschheit wenig Segen bringen; einmal ist es erwiesen, daß ihre Erfolge mit den riesenmäßigen Absichten und Anstrengungen in einem sehr dürftigen Verhältniß stehen, so daß der berühmte Missionär Wolff selbst eingestanden hat, er habe in Asien nicht einen Heiden zur Taufe bewegen können; sodann ist es noch sehr fraglich, ob Naturvölkern nicht ihr ursprünglicher Religionszustand angemessener sei, als das ihnen aufgedrungene Christenthum, das sie nur formell nehmen und dessen geistige Bedeutung für sie todt bleibt. Ihrem gesunden natürlichen Zustande entfremdet, werden sie Viertelschristen, deren Christenthum man nach der langen oder kurzen Elle ihrer Fertigkeit, Gebete herzusagen, zu messen pflegt. Wie die Herrschaft der Geistlichen überall die unerträglichste ist, so ist auch die Herrschaft der Missionäre die verderblichste, welche einem Naturvolke aufgebürdet werden kann. Unter dieser geist- und kraftödtenden Herrschaft geht, wie bekannt, das frische, lebenslustige Volk von Otaheiti allmalig moralisch und körperlich zu Grunde. Hierzu kommt, daß die von der englischen Missionsgesellschaft in Dienst und Pflicht genommenen Missionäre nur zum geringeren Theil edle, wahrhaft christlich gesinnte und von ihrer Aufgabe begeisterte Menschen sind. Viele an Seele, Leib und Geld ruinirte Abenteurer werden Apostel des Christenthums, nämlich des Christenthums, wie es die englische Bibelgesellschaft, nicht die Bibel selbst predigt. Einen solchen Missionär, der durch seine Heuchelei und Intriguen zwei Familien in Tunis zu Grunde richtet, und die zartesten Liebesverhältnisse stört, schildert uns Jäger in vorliegendem Buche, und es ist diese Figur, in ihrer consequenten Durchführung, obgleich auch wohl in etwas zu starkem Colorit, bei weitem die beste in diesem Romane, dem übrigens wirklich Geschehenes zu Grunde zu liegen scheint. Einige Scenen, wie des Missionärs Ueberfall bei der Malteserin Fiorella, streifen über die Grenze der ästhetischen Schönheit hinaus. Dagegen hat das Verhältniß zwischen Alwina, der Tochter des schwedischen Generalconsuls, mit dem polnischen Obersten Alinski etwas zu deutsch Sentimentales und in unsern Stammbüchern stehend Gewordnes. Sonst zeigt der Verf. viel Talent für Charakteristik und Ortsbeschreibung, seine Feder ist gewandt, wenn auch hier und da etwas leichtfertig. Die Episode von dem bekannten und in der That merkwürdigen Bibel- und Seelenverkäufer Wolff gehört zu den interessantesten Partieen des Buches.

H. M.

Ein Reise-Roman. Von Ferdinand Albert Freiherrn von Bugh am Forst. Erster Band. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer.

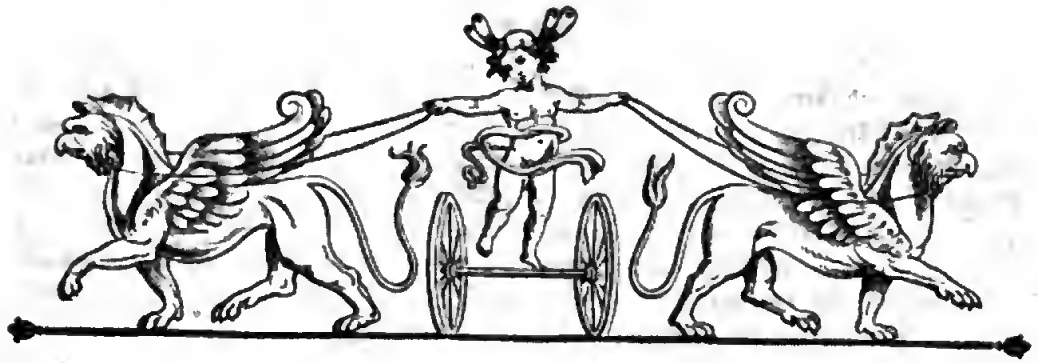
Ein Reisebericht in Niederdeutschland mit untermischter Novellistik. Stralsund, Dobberan, Lübeck, Travemünde, Kiel, Hamburg, Helgoland, später Berlin. Wie loben die derbe Gesundheit des Freiherrn und seinen guten Magen; seine Berichte sind wirklich frisch und kräftig. Auffällig war uns nur in Bezug auf Berlin das mangelhafte Eingehen in die Zustände des wissenschaftlichen Lebens, ohne welches ein Aufenthalt in Berlin dürftig bleiben muß.

Der Sinai. Reisebilder von A. Dumas und A. Dauzats. Deutsch 3 Bde. Cassel und Leipzig, Krieger'sche Buchhandl.

Dumas trat am 22. April 1830 in Alexandrien seine Reise nach dem Sinai an. Dies Terrain nach seinen Schilderungen kennen zu lernen, bleibt immer interessant, obschon die politischen Zustände jetzt ganz andere Reflexionen mit sich führen. Es versteht sich, daß man hier zwischen den Zeilen lesen und nie vergessen muß, daß ein Franzose reist und erzählt. — Der dritte Band schildert Ludwig den Heiligen und seinen Zug nach dem Orient.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 69. — den 6. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe aus Mainz.

2. Der Carneval.

Von unseren diesjährigen Narrenfahrten soll ich Ihnen erzählen. Beim großen Joens! ein unterhaltendes Bild, wenn es mir gelingt, unseren Helden Carneval lebenswahr abzuconterfeien! Gern hätt' ich mich sogleich am Aschermittwoch an die Staffelei gesetzt; doch daß dies ein frommer Wunsch blieb, werden Sie in der Ordnung finden, wenn Sie bedenken, was ein reeller mainzer Aschermittwochskatzenjammer zu bedeuten hat. Zwar ist er nur ein Däumling im Vergleich zu dem Riesen eines tüchtigen ideellen deutschen Katzenjammers, wie er sich z. B. in vielen politischen Köpfen nach dem pariser Juliusfasching als faule Demuth, in vielrn philosophischen Mägen nach dem Genuß Hegel'scher Gedanken als Indigestion, und in vielen industriellen Spürnasen nach dem Rausch der Actienschwindeleien als Stockschnupfen kund gab; der Zustand der mainzer Aschermittwoch ist ein Kind gegen alles dieses, aber doch immer keine Kleinigkeit. Frische Luft, Bewegung im Freien thaten Noth; nun, Bewegung ist auch das beste Mittel gegen jene ideellen Kopf-, Leib- und Nasenbeschwerden. — Der warme Hauch deutscher Gemüthlichkeit, das Heilkraut echter Volksthümlichkeit regen sich jetzt von Jahr zu Jahr kräftiger, das alte Deutschland verjüngt sich, besonders im Bürgerstande. Die Schlafmütze wird abgeworfen, die Schellenkappe aufgestülpt: die auf den Kopf gestellte Wahrheit ist doch wenigstens der Neumond, wenn die ganze der Vollmond ist. Es lebe die Narrheit! Seit Deutschland wieder dumme Streiche macht, habe ich Hoffnung, daß es auch neue Federkraft zu vernünftigen bekommen werde. Das volksthümliche Element ist der Grund und Boden, aus dem der wunderliche Baum des rheinischen Carnevals, der seit Jahrhunderten blätter- und blüthenleer dastand, in den letzten Jahren wieder Sprossen trieb. Das ist die höhere Bedeutung, welche ich unseren diesjährigen Narrheiten nicht unterschiebe, sondern die von Tieferblickenden hier allgemein dabei gefühlt und auch ausgesprochen wurde.

Unsere Allmutter Germania ist eine reiche Gutsherrin: Niederdeutschland ist ihr Kornacker, ihre große goldene Au; Mitteldeutschland ihr Wald- und Jagdrevier; Oberdeutschland ihr Obst- und Gemüsegarten, und das Rheinthal ihr schöner romantischer Lustpark. Zu dem tieferen Blau des Himmels lachen hier die altehrwürdigen Römerstädte empor, überragt von den gothischen Riesenausrufungszeichen der Andacht. Im klaren Spiegel des Rheinstromes spiegeln sich die Hügelreihen: gleich occidentalischen Odalisken liegen sie sanft hingelehnt auf grünen Wiesen- und Saatteppichen, umgürtet mit dunklen Rebgewinden, auf dem träumerischen Haupte die stolzen Mauerkronen der alten Ritterburgen. Ihren Füßen schmiegt sich kosend der vielbeweibte, vielumworbene Rhein, der Großherr deutscher Ströme, an, und die Menschen, ihre heitern, lebenslustigen Kinderschaaren, feiern an jedem milden Sommertage aufs neue das Erinnerungsfest an jene selige Zeit,

Digitized by Google

wo der Schöpfer Himmels und der Erde sein Wochenwerk überschaute, sahe, daß Alles gut war, und den Vater Adam mit seinen Nachkommen zum Erb- und Lehnsherrn göttlicher Majestät einsetzte. Damals war das Jahr noch eine Monas; seit dem verhängnißvollen Apfelschmause aber ward es zum unseligen Dualismus; Ormuz nannten die alten Parsen die schönere Hälfte, das Stück vom Paradiese — wir nennen sie Sommer; Ariman nannten sie die häßlichere, wie Winter. Eine Riesenraupe, ein gefräßiges Ungeheuer ist der Winter, die ganze Herrlichkeit des guten Princips möchte er verschlingen. Indeß der alte Wehewolf ist doch so schlimm nicht, wie er aussieht. Zwar jagt er das lustige Menschenvolk vor sich her in die Städte, zwar zeigt er ihm trotz Thor und Wällen selbst hier noch die weißen Zähne; aber es gibt ein Wort, ein Fragment aus der Sprache Jehovah's mit Vater Adam, ein Zauberwort, vor dem der alte Griesgram nicht nur zu Kreuz kriecht, sondern närrisch vor Freude wird. „Hocus pocus!" lautet das Wort in der Sprache der Magier, „Narrheit und Einigkeit!" übersetzt es der Mainzer in seinem Dialekt. Nie verfehlt die Zauberformel ihre Wirkung, wenn sie in der Fastnacht mit andächtiger Weihe vom Volke gesprochen wird: auch dieses Jahr haben wir Mainzer das Wunder erlebt!

Es gab einst eine Periode, wo des ganzen heiligen römischen Reiches Herrlichkeit so beredt war, daß Alle Zungen das Wort zu rechter Stunde sprachen, daß alle deutschen Lande ein einiger Heer des Faschingbratens waren. Auf Ehre, das war mehr, als der vierte Heinrich sich träumen ließ: „Jeder Bauer Sonntags ein Huhn im Topfe" — was will das sagen! Dann folgten Jahrhunderte, in welchen die deutsche Volksthümlichkeit an der Mundfäule litt und der Auszehrung nahe kam: da haben sie das Stichwort vergessen, haben grämliche Philistergesichter, unter langen Perrücken hervor, geschnitten, und nur der Plebs, dem Puder und Friseur zu kostspielig waren, machte sich auf seine Weise mitunter ein Faschingsspäßchen, derb, ärmlich und geistlos genug; es waren die siebenmal und noch einmal sieben mal sieben mageren Jahre des Carnevals. Jetzt aber fangen wir wieder leichter zu athmen an, der Kopf wird uns heller, die alte Freiheit und Gleichheit in der Narrheit taucht am Rheine in alter Herrlichkeit auf, die längst vergessenen Schnurren und Streiche fallen uns wieder ein, und das Zauberwort wird, wie ein munterer Zeisig in seinem Neste, in den Köpfen unter der Schellenkappe von neuem aus dem Ei zu einem lustigen Vogel; Hocus pocus! ruft er uns zu, Narrheit und Einigkeit klingt es als tausendfaches Echo in unserer Brust nach, und siehe da, am Rheine entpuppt sich fortan nun die Winterraupe alljährlich zum Schmetterlinge. Seit drei Jahren ist auch in Mainz der Carneval wieder da. Im ersten Jahre hielt Prinz Carneval triumphirend seinen Einzug in unsere gutnärrische Stadt, im zweiten feierte er seine pomphafte Vermählung mit dem hochedlen Fräulein Moguntia, und im dritten ward ihm ein Knäblein geboren, Hanswurst mit Namen.

Hanswursts Geburt aus einer Flasche und sein flüchtiges Kindes- und Jünglingsalter waren das tiefe Mysterium, welches in den diesmaligen drei großen Tagen der mainzer Narrheit begangen wurde. Ihnen diese kolossale Physiognomie in einem Miniaturbildchen abzuconterfeien, will ich jetzt versuchen; gelingt mir's nicht ganz, auch gut, so finden Sie sich vielleicht veranlaßt, nächstes Jahr mit eigenen Augen zu schauen. — So lassen Sie sich denn auf Faust's Zaubermantel, der, beiläufig bemerkt, ein echt mainzer Kind war, dahin geleiten, wo der alte Gutenberg leibhaftig auferstanden ist. Der Kalender schreibt den ersten März des Jahres 1840; unser Carnevalsprogramm den ersten Narrentag des dritten mainzer Schaltjahres.

Welch ein heiterer, frischer Vorfrühlingsmorgen. Schon läuten uns die Glocken vom alten Dome aus der Ferne entgegen; es ist Sonntag, ein sonniger Tag; der Himmel hat seine Freude an den vielen lachenden Augen, die heute zu ihm aufschauen.

Noch ist es früh am Tage; aber schon ist jedes Haus voll oben in der goldenen Luft wie hier unten in den engen Gäßchen am Rheine ein Bienenstock. Wie am Sommermorgen die Bienenschwärme, so fliegt jetzt Alles aus, was sich rühren kann. Denn schon entfaltet sich der Tulpenflor im Narrengarten, die stattliche Ranzengarde in hellblauer Uniform mit rothen Aufschlägen, in langen schwarzen Gamaschen, mit Zöpfen und gepuderten Perrücken wohlversehen, die wohlbeleibtesten Weinschlänche der Stadt, von denen das Festprogramm singt: „Drei Centner muß er wiegen — ein Faßreif ihn umbiegen!".... Die Helden vom Schnabel und von der Gabel, der leibhaftige deutsche Michel der Zopfzeit bezieht die Hauptnarrenwache am Gutenbergsplatze. In stillem Wohlbehagen schaut der alte Vater Johannes vom Postamente zu seinen fröhlichen Kindern herab. Dort hinter ihm zeigt sich die aufgeputzte Wache der Ranzenmacht und daneben die Schranken für das Eselsturnier, das übermorgen gehalten wird; zur Rech-

Digitized by Google

ten sehen Sie den Marktplatz, wo Hanswurst morgen das Licht der Welt erblickt; zur Linken dehnt sich die breite neue Straße, welche am Thiermarkte einen rechten Winkel macht und durch die Thiermarktstraße der großen Bleiche die Hand reicht, von deren anderem Endpunete, dem Schießplatze, morgen der Zug beginnt. Das zur Orientirung für die Folgezeit; jetzt aber sind Aller Augen vom Gutenberg aus auf das gegenüber liegende schöne neue Schauspielhaus gerichtet. Auf der nahen Domuhr schlägt es zehn; die Trommeln wirbeln; die brennenden Laternen am Theater sprechen der Sonne Hohn; Kopf an Kopf wogt die schaulustige Menge zur Narrenvorstellung. Schon längst waren keine Sitz-, keine Stehplätze mehr zu haben; die Einnahme ist, wie aller Ueberschuß des Festes, den Stadtarmen bestimmt: auch die Rothleidenden sollen eine frohe Aussicht haben.

Mit dem Schlage eif hebt das Spectakel mit einer Narrenouvertüre an. Sie ist hier ganz an der Zeit, obschon sie uns mit Donnerstimme lehrt, daß alle neuere Trommel-, Becken- und Pickelpfeifenmusik eigentlich nur für des Teufels Hofcapelle taugt. Allen Verehrern des neumodischen Klingklangs wünschte ich diese auf die Spitze getriebene Lärmmusik: sie würden in sich gehen!

Unsere jetzigen Theater sind meistens Treibhäuser für allerlei exotisches Gewächs; aber heute wird uns eine heimische, eine echte mainzer Pflanze producirt, und zugleich ist Jeder im Schauspielhause wie zu Hause. Gute alte Bekannte treten auf, sie reden die Sprache des Volkes, denken, fühlen, handeln, reflectiren und calculiren, wie jedes mainzer Kind; ihre Scherze sind nicht aus aller Welt Enden bei den Haaren herbeigezogene Witzlappen: sie sind hier im Schwang, sie geniren sich nicht, sie thun wie specielle Freunde vom Hause; die Peüderie, das Hätscheipüppen deutscher Engbrüstigkeit wird mit dem Peitschholze ausgetrieben. Das Einheimische, Volksthümliche ist das Wasser, in welchem das Narrenspiel in vier Anhörungen lustig umherschwimmt; in diesem Geiste wurde das Stück gedichtet und aufgeführt. Ein Mann aus dem Volke, aus dem mainzer Mittelstande, vor dem ich überhaupt hier den meisten Respect habe, weil er gesund und kernig ist und der Schminke der Französelei lacht, ein Schiotseger ist der Verfasser des „Tünchermeister Oelgrün und seiner Familie." Weiser heißt der witzsprühende, talentvolle Narrendichter; er spielt zugleich die Hauptrolle, den Tünchermeister. Auch die andern, selbst die Weiberrollen, sind von Männern aus dem Volke besetzt. Sie wollen keine Handwerksschauspieler sein, sie spielen auch nicht wie Dilettanten auf Liebhabertheatern, sie spielen überhaupt nicht: sie leben das Stück vom Anfange bis zum Ende durch. Nur so konnte ihnen der wahre Teiumph werden, den Schauspielerberühmtheiten so selten feiern. Jedes Ding will in seiner Weise, nach seinen Zwecken und nach der Stimmung, in welcher es zum Leben kam, beurtheilt sein; so auch dieses. Als Narreniocalspiel — darüber war nur Eine Stimme — wiekte es vom Parterre bis in den Olymp empor ein unerschöpfliches Gelächter, ein herzliches Behagen, und auch der ästhetische Sinn fand reichen Genuß. — Der Zettel zu der Narrenvorstellung liegt vor mir; er führt in sehr geiungenen Randzeichnungen die Hauptsituationen des Stückes vor; der hiesige Maler Lindenschmidt hat ihn gezeichnet. „Er würde einem Hogaeth Ehee machen," sagte mir ein kunstverständiger Achtziger, der seine Freude an den Faschingsfreuden des jungen Mainz hatte. Ich vergleiche nicht gern, aber es ist etwas vom Hogarth'schen Geiste auf den Narrenzettelzeichner gekommen. Schade, daß das Stück Papier zu geoßartig ist, sonst schickte ich Ihnen ein Exemplar. Den Zeichnungen entsprach das Spiel vollkommen.

„Wer ist," fragen Sie, „dieser Tünchermeister, Maler und Stuccaturer Oelgrün?" Maurer, Zimmerleute, Tüncher — in ganz Deutschland haben sie ein ziemlich gleichartiges Gepräge, überall spricht sich in ihren starknochigen, scharfmarkirten Physiognomien noch der letzte Nachhall früheren Zunftwesens aus. Unser Tünchermeister ist das Vorbild aller Leute dieses Schlages; er ist der incarnirte mainzer Philister der untern Regionen. In seinen kleinen Leiden und Freuden, Liebhabereien und Abneigungen, Schicksalen und Glücksfällen ist er stets die gute Haut, welche sich's in ihrem Schneckenhäuschen wohl sein läßt, gern auch einmal herauskriecht, um einen Schoppen Wein zu trinken, dabei von der guten alten Zeit und der bösen neuen mit alten Freunden schwatzt, stets froher Laune ist, gutmüthig bis zur Schwäche und starrköpfig bis zum Dreinschlagen. Meister Oelgrün rühmt sich à la Sancho Pansa seiner Kriegszüge unter dem großen Helden Bonaparte gern; mit dem Kaiser stand er auf Du und Du; Napoleon hat mit ihm gegegessen und getrunken im straßburger „Aesenale", hat ihn „Daniel" und „mein lieber Daniel" genannt, und wäre noch jetzt am Ruder, wenn er Daniel's Rath befolgt und nicht nach Rußland gegangen wäre! — So sind die Leute, welche unter Napoleon mitzogen, sich an der liebgewordenen französischen Gloeie sonnten und jetzt noch immer mit den außer Cours gekommenen Ruhmesbanknoten prahlen, wie Millionäee!

Digitized by Google

Meister Daniel hat eine Frau, versteht sich eine Xantippe im mainzer Costüme, ein Hauskreuz, an welchem sein guter Humor täglich hundert Mal ausruft: „Vergib ihr, denn sie weiß nicht, was sie thut!“ Adelheid hat aber auch ein fühlendes Herz, das mit Affenliebe an ihrem Wunderkinde Lore hängt, und mit der liebsten Lore hoch hinaus will, während Daniel's Augapfel, das Gretchen, den Aschenbrödel machen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Regie des Theaters.]

In Würtemberg ist es mit der absoluten Regierungsform rein vorüber, selbst auf den Brettern des Theaters kann sie sich nicht halten, die Repräsentativverfassung hat auch hier den Sieg davongetragen. Es gährte Jahre lang, ehe die Revolution zum Ausbruch kam, nun ist sie geschehen und findet weniger Widerspruch als in den Ständekammern. Die Geschichte ist für andere Hofbühnen zu lehrreich, um sie nicht ausführlicher erzählen zu müssen. Wir hatten hier einen Intendanten, wie man sie in deutschen Landen zu haben gewohnt ist, wir hatten ein Repertoir, nicht schlechter, nicht besser als anderwärts. Durch ganz besondere Combinationen der Umstände gelang es hier und da, Novitäten, originelle Novitäten, selbst in der Tragödie, auf die Bühne zu bringen, und so wurde Stuttgart in der letzten Zeit der Sehnsuchtshafen, wohin junge Dramatiker ihr Fahrzeug, voll mit Manuscript beladen, mit den schönsten Hoffnungen aussandten. Du lieber Himmel, es liegt noch viel Waare unausgepackt im Vorzimmer des Herrn Intendanten! So standen die Sachen bis Anfang dieses Jahres. Da kam der Reiter. Wir haben hier einen Mann, er ist Capellmeister, und wenn Ihr nicht schon Alle wißt, wen ich meine, will ich ihn nennen, er heißt Lindpaintner. Der Mann schreibt nicht ganz schlechte Musik, und übernimmt das große Risco, deutsche Opern zu componiren. Er muß nach Wien gehen, um sie in die Welt einzuführen, die einheimische Bühne thut nichts ohne Autoritäten. Dort findet der Maestro gerechten Beifall, und was noch mehr, die Leute finden, daß er der wäre, welcher in der Kaiserstadt Musikdirector sein dürfte. Er sagt nicht zu, er sagt nicht ab, er kommt hierher zurück, gewaltiger Ingrimm faßt ihn; den einen Fuß an die Donau setzend, mit dem andern in Schwaben deep und gewaltig stampfend, weckt er die schlafende Kunst ins Leben. Er wendet sich an den König, nicht allein klagend, sondern bescheiden einen Zügel des Theaterregiments verlangend, wo nicht, so — und siehe, wie wenn der eine junge Vogel flügge wird und den ersten Ausflug wagt, auch die Brüder nicht im Neste zurückbleiben, also folgten dem kühnen Sprecher mit einem bisher unerhörten Muthe die Regisseure der Oper, des Schauspiels und selbst des corps de ballet. Das Publicum nahm den regsten Antheil, und unsere Localblätter, an denen wir das Institut der Censur wenig bemerken, zogen die ganze Affaire vor das Forum der Oeffentlichkeit. Es kam zu Aufklärungen, denen die Unparteilichkeit des Königs wohl eine Genugthuung schuldig war. Lindpaintner zuerst erhielt die ehrenvollste Anerkennung seiner Verdienste, indem ein Handbillet von eigener hoher Hand ihm schleunige Abhülfe seiner Beschwerden zusagte und dadurch die Drohung mit Wien wieder aufhob. Es war ihm auch nicht ernst damit, denn Souveränität, und sei sie noch so klein, opfert man ungern. Nach wochenlangem Schwanken, vielfachen Debatten her- und hinüber erlitt die Intendanz folgende Modification. In allen Regieangelegenheiten entscheidet nunmehr ein Collegium, aus dem Intendanten, dem Capellmeister, den Regisseuren der Oper und des Schauspiels, so wie dem Balletmeister bestehend, jedes Mitglied mit gleichem Stimmrecht, der Intendant, Graf Leutrum, ist Präsident desselben. Die Regisseure bestimmen das Repertoire, nur in Engagements und Annahme neuer Stücke üben sie beschränkte Rechte aus. Mag es sein, immer bleibt die Veränderung ein Fortschritt und die letzten Wochen bestätigten die gehoffte Besserung. Es steht noch Manches zu erwarten, denn dieser Zustand wird nur interimistisch sein; man spricht im Stillen von einem Ministerwechsel. Wir hätten hier schon so einen Thiers, ganz geeignet für das Portefeuille des Theaters.

Das recitirende Schauspiel ist gut repräsentirt und darf mit den besten Bühnen den Vergleich nicht scheuen, immer nur relativ nach dem Höhepuncte der dramatischen Muse in Deutschland. An Mitteln fehlt es nicht, der König ist äußerst freigebig, und man muß sich wundern, wenn uns Namen fehlen, die wir dafür wohl bekommen könnten. Stuttgart ist ein Ort, wo unter verständiger Leitung eine Gesellschaft sich unverdorben hatten und ein normaler Theaterzustand sich herstellen ließe. Das Publicum ist intelligent, ohne Vorurtheil, es würde seine Lieblinge nicht verziehen, wofür auch die Acteurs sich nicht auf Privilegien berufen dürften. Man muß den Theaterbesuch zum Bedürfniß machen, nicht nur zur Gewohnheit oder Zerstreuung der Langenweile. Ersteres ist er freilich hier keineswegs, und wenn auch die Galerien abonnirt sind, so thut man dies aller andern Gründe, nur nicht des Kunstgenusses wegen. Das ist Unrecht, und davon trägt das Publicum die Schuld. Ob den Bemühungen der neuen Commission darin eine Reform gelingen wird, muß die Zeit lehren. (D. F. f.)

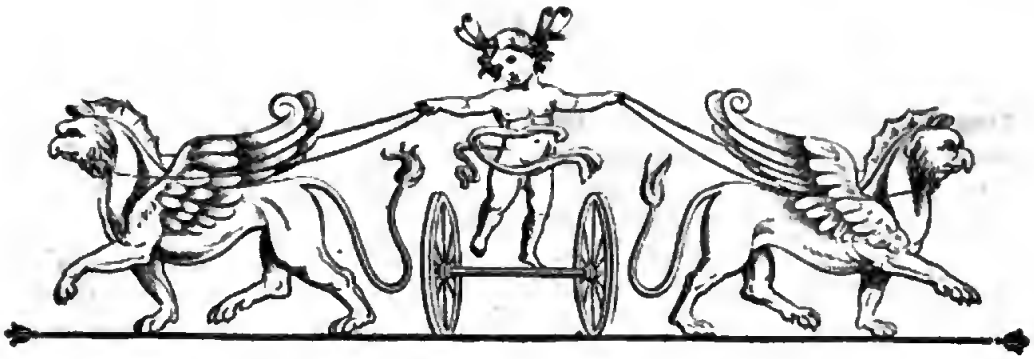
Notiz.

[Eduard Arnd.]

Der Verf. der beiden Edelleute von Venedig, der israelitischen Gesänge ꝛc., Eduard Arnd, der für die Literatur lange Zeit für verschollen galt, und in Paris den Einsamen macht, ist im Freihafen und im Pluton wieder aufgetreten. Im ersten Freihafenheft von 1840 lasen wir von ihm einen Artikel über Städteleben und Königthum im alten und neuen Frankreich.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 70. — den 7. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe aus Mainz.

(Beschluß.)

Die erste Scene bringt diese disparaten Elemente sogleich schlagend zur Anschauung. Oelgrün reibt Farbe, seine Adelheid reinigt Gemüse für das Mittagsessen: sie halten Rath über die Zukunft ihrer Töchter; Erziehung ist die große Frage, welche sie mit Hand und Mund beschäftigt. Lore, die Langschläferin, Romanleserin, die Singlustige und Arbeitsfaule, ist, meint Daniel, für eine bürgerliche Wirthschaft ein unnützes Möbel; aber Lore hat Talent, sagt Adelheid; einst wird sie glänzen unter den Sternen des Theaterhimmels; die Sontag, die Heinefetter und zehn andere waren auch solche mainzer Mädchen, und was sind sie jetzt? Oelgrün besteht darauf, sie soll ein „Handwerk lernen", Handwerk hat goldenen Boden! Viele Nachbarskinder arbeiten in der Perlenfabrik, auch Lore soll hinein. „Wer will ein Perlhinkel heirathen?" fragt Adelheid siegreich; diese Perlhinkel sind, gleich den pariser Blumenmädchen, sehr anrüchige Creaturen. Daniel gibt sich gefangen und bringt das Nähmädchen aufs Tapet; auch Gretchen ist Nähmädchen! Endlich soll sie Friseurmädchen werden, — Beschreibung aller Herrlichkeiten dieser weiblichen Industriezweige in den hellsten Farben, Anspielungen auf Localverhältnisse in Menge! Vergebens aber bleibt Oelgrün's Demonstration. Zank! Die feindlichen Elemente trennen sich. Adelheid packt mit Lore und dem italienischen Singlehrer Ganzinoti auf und geht durch. Der Vorhang des Familienallerheiligsten zerreißt in zwei Stücke: hier Daniel mit seinem Gretchen, und dem von Lorr's zu Gretchens Verehrung bekehrten Tapezierer Spenlein; dort Lore, nun Laura, mit Adelheid und dem Italiener! Die Verwickelung des Stückes beginnt. Aber das Ende vom Liede ist, daß Ehrlichkeit am längsten währt, bürgerliche Häuslichkeit zwar nur ein Bächlein, aber doch der echte, unversieglichr Quell wahrrn Erdenglückes sei; daß Eitelkeit, Hochmuth, Phantasterei sich wohl aufblasen, aber doch bald wieder in ihr Nichts versinken. Laura wird bewunderte Sängerin, will ihren Vatrr, ihre Schwester nicht mehr kennen, ihre Sonne steigt und senkt sich rasch wieder; aus der bewunderten, angebeteten Primadonna wird — nach bald verlorener Stimme — ein Harfenmädchen, schiffbrüchig an Ruhm, Geld, Ehre und Tugend. Aber die deutsche Gutmüthigkeit trägt doch den Sieg davon, das verlorene Kind wird wieder zu Gnaden angenommen, selbst Daniel's Hauskreuz, ja sogar der Italiener finden am heimischen Herde ein warmes Gnadenplätzchen. Die Prosa siegt über die Poesie, das Reelle über das Ideelle, weil dort Leben, hier leerer Schein war; mit einer „Kerb" (Kirchweihfeste) im benachbarten Dorfe Hochsheim schließt das Narrenspiel. Dies der Geist, den das Stück in Worten, Situationen und Handlungen trefflich verkörpert und die pralle Gesundheit mit den vier Narrenfarben der Laune, des Witzes, des Humors und der Satyre köstlich aufputzt. Alles Leben, Alles dem localen Boden entsprossen und in Localfarben dargestellt; selbst die Sucht, als Sänge-

Digitized by Google

rinnen zu glänzen, ist eine mainzer Mädchenkrankheit; was den aus Mainz hervorgegangenen ersten deutschen Säugerinnen gelungen, halten auch sie erreichbar; gute Stimmen haben die meisten hiesigen Mädchen freilich!

Weiser's Meister Deigrün und seine Familie entsprach den Erwartungen so völlig, daß vielfach der Wunsch geäußert wurde, das Narrenspiel möge in Druck erscheinen; ob es aber, seiner Unmittelbarkeit enthoben, auch dann noch so elektrisiren werde, ist eine Frage, von welcher ich hier um so eher abstrahiren darf, da es über dem Spiel bereits längst zwei Uhr geworden ist, und die Suppe lange schon auf uns wartet. Thun wir uns jetzt in Ruhe eine Güte! — Aber Ruhe am Carneval? Das Wort steht nicht im Faschingslexikon. Schon hebt das große Räthsel des morgenden Tages an: Couriere brausen durch die Gassen; Wagengrassel, Peitschenknall und das Gejubel der Kinder sind die ersten Schwärmer des kommenden Witzfeuerwerkes. Für den Abend ist große „Illumination in allen Wirthshäusern" angekündigt: stechen wir auch unsere Flasche an. Ganz Mainz ist ein verbündeter Illuminatenorden. —

Wir sind nicht mehr beim ersten Tag; der zweite hebt an. Die Sonne steigt am klaren Himmel auf; die Häuser summen. Zum großen Aufgebote stellt sich Alles, was Beine hat. Vom Schloßplatze die große Bleiche entlang bis zum alten Gutenberg sind die Straßen im Fluge mit Menschenköpfen gepflastert. Alles will heute hoch hinaus, bis zu den höchsten Dachfenstern, ja bis zum Dome empor versteigt sich die Schaulust.

Und wie der Orientale sich betend nach Sonnenaufgang wendet, so jetzt alle Faschingsgläubigen nach dem Schloßplatze, wo sich jetzt der Knäuel des Aufzuges entwirrt. In drei Colonnen wogen die activen Narren heran, ein brausender Gießbach der Freude. Wie die Wellen hüpfen und springen, wie sie in der Carnevalssonne schillern und glänzen! Ein Geist belebt sie Alle; aber der Spiritus bleibt nicht gebunden in der Flasche: die Champagnerstöpfel des Witzes knallen, die Perlen des Jubels steigen auf, steigen zu Kopfe, erzeugen einen allgemeinen Narrenrausch.

Und nun soll ich die einzelnen Gruppen Revue passiren lassen? O, wäre doch schon ein Journalistendaguerreotyp erfunden! Dann hätte ich leichtes Spiel, so aber hat die Sache ihre Schwierigkeit. Dennoch sei der Versuch gewagt.

Den ersten Gang unseres Hanswurstfestmahles bildet der Ceremonienmeister in der grauen Narrenjacke zu Pferde. „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie!" Doch hier folgen die bunten Farben sogleich in dem Hanswurstenquartett, den Peitschenbajazzi, dem Narrenwegweiser nebst seiner Schaar. — Wir leben heute in der verkehrten Welt; nicht das Leichte, sondern das Schwere schwimmt hier oben: die wohlbeleibte Ranzengarde naht, ein olympisches Gelächter empfängt die Braven, welche sich, auf ihrer Veteranen Andenken schlau bedacht, das Monument derselben in einem ungeheuern, ausgestopften Ranzengardisten nachfahren lassen. Was war der Zeus des Phidias gegen diesen Ranzengardistenjupiter! — Hinter den Wolkenknäueln der Ranzen schaut der Astrolog und Sternkucker nach den Sternen, welche sich — o leuchtender Himmel! — in den Fenstern zeigen. Mainz ist an schönen Mädchen, zumal an schönen Köpfen, reich. Der Ceremonienmeister, der Astrolog, und im zweiten Zuge der Charlatan und die Weltweisen repräsentiren den Kopf des Festes, die Ranzengarde den Magen, das große Haubencorps der berittenen weiblichen Kanoniere und die Bonnen des zu erwartenden Hanswurstes das Herz, die Zebra- und Storchritter die Beine, die Bajazzi, Harlekins und Affen die Arme, das Puppenspiel und die Schule zu Wagen den Mund und die Zuschauer die Augen und Ohren desselben. — Lassen Sie sich durch die Namen der Weiblichkeit nicht irre machen: in den Weiberröcken stecken nur Männer.

Welche Activität! Scherze und Späße, Sprünge und Neckereien, Worte und Grimassen, Liebäugeln und Coquettiren umsprühen den Zug; sie sind der Schweif, den der Faschingskomet durch die Gassen zieht. Die fliegenden Blätter des lebensgroßen Polichinellenpuppenspieles, die pomphaften Ankündigungen der selbstgemachten, wohldressirten Zebras, die Empfehlungsschreiben der französirenden, huldvollst patentisirten beiden Bonnen u. s. w. — sie flogen wie Schmetterlinge in die Fenster, sie wurden gelesen, belacht.

Kein todter Prachtzug, kein Schaugepränge, wie in den ersten Jahren, wollte der diesmalige Zug sein, sondern eine Narrendemokratie, eine echt carnevalistische Creatur. Was dazu dienen konnte, ward nicht gespart.

Doch eilen wir jetzt zum Markte; es ist hohe Zeit, wenn wir uns dort noch ein Plätzchen erobern wollen. Schon naht der Zug, schon sinken die Barrièren, schon mündet er ein, — in der Unordnung eine musterhafte Ordnung. In der Mitte des Marktplatzes steht die Tribune, der Polarstern, nach welchem jetzt alle Augen gerichtet sind.

Digitized by Google

Die Mittagsstunde ist nahe. Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, die Reiter mit und ohne Pferde galoppiren. Die große Flasche, aus welcher Hanswurst geboren werden soll, wird auf die Tribune gestellt; ein feierlich-burlesker Reigentanz beginnt.

Teügen nicht alle Zeichen am Himmel und auf Erden, so ist die Stunde gekommen, wo der große kleine Hanswurst das Licht der Welt erblicken soll. Des Himmels Vertraute, die Weisen des Narrenreiches, setzen die Brille auf, spitzen die Ohren, horchen und schnüffeln um die Flasche her, setzen Leitern an, halten Rath — vergebens! Das unerforschliche Geheimniß des werdenden Lebens, das große Welträthsel bleibt unergründet; die Natur ist eine eifersüchtige Geheimnißkrämerin. Fast sind die Weisen der Verzweiflung nahe, da geschieht ein Wunder. Mit einem Knalleffecte thut sich die kreisende Flasche auf, und Tauben schweben aus ihr zum Himmel empor. Und ein Sausen und Brausen geschieht, der Hals der Flasche springt auseinander und breitet sich zu einem Tulpenkelche in den vier Narrenfarben gelb, roth, weiß und blau aus, und in dem Kelche zappelt ein Schmetterling, ein feines — ausgewachsenes Kindlein, eine ungeheure Bretzel in der Hand. Ein bedeutungsvolles, sehr bedeutendes Geschrei verkündet, daß das Kind mit der Trompetenstimme ein derber Knabe, daß er der leibhaftige deutsche Hanswurst sei. — Allgemeines Freudengeschrei bildet den Chor zu dem Solo des zarten Hanswürstels. Nun fliegen die beiden Bonnen herbei, den deutschen Michel zu einem Menschen zu machen: wem anders als dem französischen Hobel kann das gelingen? Sie heben das Kind vom Lager, ziehen es auf den Schooß und stopfen ihm — gut deutsch freilich — den Mund mit Brei aus einem übergroßen Topfe. Der kleine Schelm gedeiht sichtbarlich; schon werden ihm die Windeln zu eng, schon zappelt er mit Händen und Füßen nach Freiheit. So geht's in der Welt: erst Brei, dann Freiheit. Als echte Französinnen hrlfen die Bonnen dem kleinen Demagogen aus den Windeln, sie lehren ihn gehen. Noch schwankt er, bald wird er fester; ein Kappzaum, ein Laufband wird ihm übergeworfen. Jetzt impft ihm der Doctor Narretatis die Schutzblattern gegen die Philisterei ein; nun folgt dem Gängelbande der Laufstuhl, diesem das Steckenpferd. Aber schon kommt der Ernst des Lebens: Hanswurst soll in die Schule. Nichts will er lernen; dem Schulmeister eine Nase drehen, fortlaufen, trotz dem besten Schauspieler durchgehen, das versteht er meisterhaft. Was nun mit dem Wildfang beginnen? Die Doctores und Professores werden zur Conferenz beschieden. Alsbald erscheint ein Trichter, mit altägyptischen Hieroglyphen wohlverziert; schon beginnt das große Werk. Der Trichter schmückt des Prinzen leeren Schädel, die Gelehrsamkeit wird in Phiolen herbeigebracht und eingegossen. Schon von Weitem wittert er, was in den Flaschen naht. Welch ein saures Gesicht er macht! Es ist die orthodoxe Theologie; sie schmeckt ihm wie frankfurter Aepfelwein. Wie pfiffig er jetzt aus den Augen schaut! Die Jurisprudenz wird ihm eingetrichtert: sie mundet ihm wie guter Franzbranntwein. Und welch wonnestrahlendes Gesicht jetzt! Es ist das Elixir der Narrheit, das kreuzfidel macht, wie guter Rheinwein.

Groß und weise geworden, wird er durch Umgürtung der Pritsche zum Ritter gemacht; er schwingt sich aufs Pferd. — „Vorwärts, Kameraden!" Und der ganze Zug, seine Künste noch einmal in höchster Glorie entfaltend, defilirt an ihm vorüber, zieht die Schustergasse hinein, dem Schießplatze wieder zu: das große Werk ist vollbracht. Als Hanswurst sahe, daß Alles gut war, entließ er seine Getreuen bis zum Eselsturnier am nächsten Morgen.

Auch an diesem Abende war wieder Maskenball im Theater; jedoch mehr buntes Umhertreiben, als geistreiches Narrenspiel.

Und nun soll ich Ihnen auch noch vom dritten Tage berichten? Ich will mich kurz fassen. Die Ranzengarde bezieht ihre Wache am Gutenbergsplatze; das Weibercorps hinterdrein. — Carnevalisten und Zuschauer sind ein unverwüstlich Geschlecht. Als wäre ehegestern und gestern nichts vorgefallen, so wogt es wieder in den Straßen; bald sind die Schranken von Zuschauern so umlagert, daß kaum der Hundertste sieht, was Alle gern schauen möchten.

Sind wir in England, auf Schloß Eglinton? Was ist die englische Adelsaristokratie gegen diese hochherrliche Eselsritterschaft? Sie rennen aneinander — Mann und Esel sinken zu Boden. Jeder Sieger wird mit einem weiblichen Kanonier unter den Paarkorb gesetzt: kann es einen schönern Preis geben, als solch eine Schönheit? Wie die Ranzengardisten jubeln!

Und wie sie nun Alle Paar und Paar waren, ward ein Hochzeitbankett gefeiert. Diese Tänze, dieses Menuett — wer das nicht gesehen, hat nichts gesehen! Darauf offene Tafel: hier zeigten sich die Briden erst recht in ihree Größe!

„Nach dem Essen sollst du stehn,
Oder tausend Schritte gehn!"

Digitized by Google

sagt eine uralte Regel der Diätetik, welche der Narrendoctor dahin interpretirte, daß wer nicht stehen und gehen könne, am besten fahre. In Erwägung dessen ward nach aufgehobener Tafel große Kappenfahrt gehalten. Hundert und funfzehn Gespannschaften zogen heran; Magnaten mit Kappe und Stern ohne Zahl — wenigstens habe ich sie nicht gezählt. Sie kennen die mainzer Anlage? Sie ist eine der schönsten Puncte der Gegend; Rhein und Main umarmen sich tief unten brüderlich und bringen froh rauschend der alten Moguntia zunächst ihren Gruß, um fortan das schöne Rheingau zu durchpilgern, dies Stück vom Paradiese.

Narrheit und Einigkeit! waren die Parole, vom ersten bis zum letzten Stadium der Carnevals-Kreuz- und Querzüge — das waren mir sonnige Tage! Vom größten bis zum kleinsten mainzer Kinde lebte Alles des Gottes der Freude voll. Sie haben sich kennen, lieben gelernt; besonders der Mittelstand zeichnete sich aus: in ihm fließt echt deutsches Blut, sprüht Witz und Kraft. Nun er sich des Carnevals bemächtigt hat, ist derselbe volksthümlich geworden. Was im Volke lebt, das lebt. Mit jedem neuen Narrenjahre wird das vierfarbige Banner des Helden Carneval munterer flattern. — Es liegt oft tiefer Ernst im kindischen Spiel!

Und nun Punctum für dies Mal! Ist mein Brief über die Ufer einer gewöhnlichen Correspondenz hinausgetreten, so werden Sie diesen Uebelstand hoffentlich damit entschuldigen, daß ich Ihnen das Volksleben in Mainz in einer Reihe von Bildern vorzuführen wünsche: die Carnevalstage sind eine schöne Seite desselben. Eine andere steht jetzt im ersten Mondviertel: die Begeisterung der Mainzer für die Feier des Buchdrucker-Jubiläums; wenn der Vollmond dieses Festes an unserem Horizonte strahlt, dann wird sich zeigen, daß die Einheit, welche ein Resultat der Narrheit war, sich auch in ernster Freude bewähren kann. — —

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Forts.)

[Schauspiel u. Oper.]

Mühe gibt sich die neue Commission, und ihr Streben, wenigstens der beiden Regisseure des Schauspiels, Moritz und Wallbach, ist nicht genug zu rühmen. Ersterer, ein fähiger und routinirter Schauspieler, wird in jener Eigenschaft gewiß von keinem seiner deutschen Collegen übertroffen. Wissenschaftlich gebildet, unterstützt durch die Erfahrungen weiter Reisen, im Besitze schöner dramaturgischer Kenntnisse, mit Eifer jedweden Kunststudien hingegeben, vermag er wohl Seydelmann in seinem Amte zu ersetzen. Moritz hat Geschmack, wofür, wenn auch weiter nichts, doch das spricht, daß von den französischen Schauderstücken unsere Bühne rein geblieben ist, er hat aber, und was mehr ist, zugleich Sinn und Lust für die neuere einheimische Dramatik. Im Laufe zweier Winter sind von ihm Tragödien von Reinhold, Immermann, Gutzkow, Kuranda und Hake in Scene gesetzt worden, an welche Namen im nächsten Monat sich noch Mosen reihen wird. Wallbach, der Gatte der früher allbeliebten Sängerin Lanzi, sorgt mit gleichem Eifer für das Lustspiel. Die vergangenen Wochen brachten ein neues: „Der verwünschte Brief", von Schödler, einactige Posse, die überall, wo sie so leicht und rasch gespielt wird, als hier, vollkommenen Beifall finden muß.

Bei der Oper müssen wir unser Lob unterbrechen, da sieht es mager aus. Bellini, Rossini, Herold, Auber sind bis zum Widerwillen aufdringlich, die Gesangskräfte leiden meist an der Auszehrung und der junge Anwuchs ist niedriges Holz. Man ist über diese Wahrheit ganz einig und doch geschieht nichts, um dem Uebel abzuhelfen. In alter Glorie steht die Kapelle da; aber was helfen Sonnenstrahlen in der Wüste? Nach langem Zögern ging endlich vor einigen Tagen Lindpaintner's „Genueserin" über die Bretter. Wiens Urtheil hätte den Laien, das eigene den Verständigen wohl größern Beifall abgewinnen sollen. Dort wurde der Meister dreimal vor gedrängt vollem Hause gerufen, hier lerten nur einige Bravos meist theilnahmlos durch die lichten Reihen der Zuhörer. Es ist noch eine große Kluft zwischen solchem Indifferentismus und dem Theaterwahnsinn anderer Städte, als daß etwas für das Gleichgewicht zu fürchten wäre. (D. B. f.)

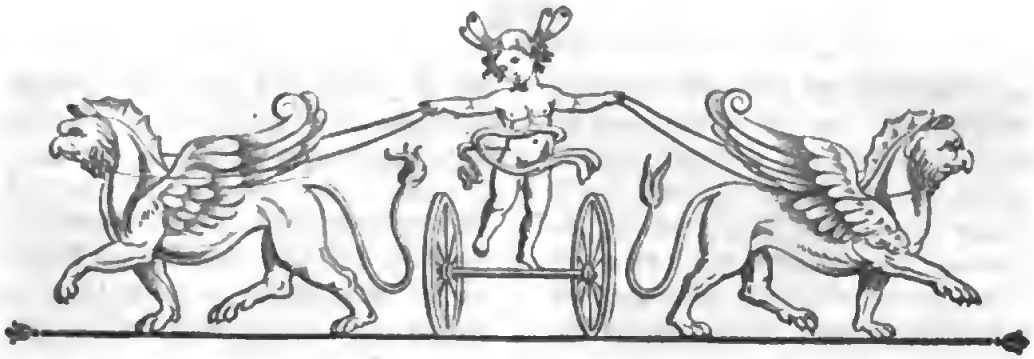
Notiz.

[Marheineke über Stahl.]

Die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik brachten kürzlich (im Märzheft) Marheineke's Recension von Stahl's Kirchenverfassung der Protestanten, einem Buche, dem von gewissen Seiten eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt wird. Marheineke hat dasselbe auf seinen eigentlichen wissenschaftlichen Werth zurückgeführet, und bei dieser Gelegenheit eine Gründlichkeit, Strenge und Reife, verbunden mit solcher Würde und Kraft des Ausdrucks bewiesen, daß sein Aufsatz eine wahre Zierde deutscher Wissenschaft heißen kann. Die Kühnheit, mit welcher eine mächtige Partei hier offen angegriffen wird, legt ein gutes Zeugniß für die größere Freiheit ab, die den Jahrbüchern seit der letzten Reise zugesichert wurde. Mögen sie in dieser Weise fortfahren! — (Doch sollen die Anordnungen zum Behuf jener größeren Freiheit, von der allerdings das Bestehen der Jahrbücher wesentlich abhängt, von Seiten der Behörde noch nicht definitiv ausgesprochen sein!)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 71. — den 9. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lebensbilder.

Von Herrmann Moltin.

2.

Die berliner Referendare.

Die Zahl der angehenden Beamten ist in Berlin zu groß, als daß ihr Dasein in dem bunten Leben der Residenz ganz unbemerkt vorübergehen sollte. Unter ihnen treten besonders die Referendare hervor, welche sich durch Kenntnisse, Geist und meistens auch durch größere Wohlhabenheit auszeichnen. Mit den Auscultatoren, die in der Umgangssprache ebenfalls diesen Titel erhalten, zählt man gegenwärtig mehrere Hunderte, welche alle dazu bestimmt sind, dereinst die starken Säulen des Staates zu werden. Vor dem Kriege war ein so großer Mangel an diesem jugendlich stürmischen Zuwachs, daß viele niedere Richterstellen unbesetzt bleiben mußten, während er jetzt, wegen Mangels an Unterkommen, selbst in solche Aemter überströmt, die man recht gut auch ohne akademische Studien verwalten kann. Die Referendare sind daher, wie jede andere Waare, von der zu viel auf dem Markte vorhanden ist, im Preise sehr gefallen. Noch vor funfzehn Jahren wäre man Gefahr gelaufen, sich eine Injurienklage auf den Hals zu ziehen, wenn man einem solchen angehenden hoffnungsvollen Rechtsgelehrten eine Secretärstelle angeboten hätte: jetzt schätzen sich die meisten von ihnen glücklich, eine solche bald zu erhalten.

Wie sehr sich doch in jeder Beziehung die Zeiten geändert haben! Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte ein solcher junger Mann mit Stolz und Keckheit auftreten; denn wenn er auch noch nichts war, so war er doch dem Staate und den reichen Mädchen, die gern einen Rathstitel haben wollten, ganz unentbehrlich. Es war ungefähr zu dieser Zeit, daß ein sehr witziger Polizeicommissär im Theater zu Charlottenburg mit einem solchen junge Manne Streit erhielt. „Wissen Sie wohl, wer ich bin?" rief Letzterer entrüstet aus, als sich der Commissär von ihm in seinem Dienste nicht belehren lassen wollte; „ich bin der Kammergerichtsreferendarius Morgenroth." Der Polizeioffiziant trat drei Schritte zurück und griff ehrerbietig mit den Worten an seinen Hut: „Ich habe allen Respect vor dem, was aus einem Referendar werden kann." Der Witzling hatte diesmal die Lacher auf seiner Seite, und der übermüthige junge Mann mußte sich fügen, um nicht größeres Aufsehen zu erregen.

Bei der großen Bildung, welche jetzt in Berlin unter allen jungen Leuten vorherrscht, ist es in Gesellschaft um so schwerer, die Referendare herauszufinden, als ihr früher zuversichtlicher Ton in der neuesten Zeit merklich herabgestimmt worden ist. Versuchen will ich indessen, drei Merkmale anzugeben, wovon das dritte wenigstens ganz untrüglich ist, um aus hundert andern jungen Leuten sogleich den Referendar herauszuerkennen. Vorerst erkennt man den Referendar daran, daß er seine Anreden und Antworten mit „Ich" anfängt

Digitized by Google

und überhaupt auf dies Wort eine besondere Betonung legt. Demnächst spricht er gern und häufig über die Reform der vaterländischen Gesetze. Seine Hauptbeschäftigung besteht aber in der Erzählung von Rechtsfällen. Sein beredter Mund ist ein umgekehrtes Danaidenfaß, aus welchem die interessantesten Geschichten, die sich wirklich im Leben zugetragen haben, ohne Unterbrechung und ohne Aufhören fließen. Wehe dem gutmüthigen Fremden, der einmal sein geneigtes Ohr einem berliner Referendar geliehen hat. Dieser hält sein Opfer wie der Adler seine Beute in den juristischen Krallen fest und ohne Erbarmen und Wahl fällt ein Niagarastrom von Injurienprocessen, Ehescheidungen und Criminalfällen, die, ihres großen Interesses ungeachtet, zuletzt doch ermüden, auf ihn herab. Nur mit dem Schluß der Gesellschaft enden seine Erzählungen. — Vor einigen Jahren machte hier ein Vorfall einiges Aufsehen, der wohl mitgetheilt zu werden verdient, weil derselbe nicht allgemein bekannt wurde. Der Buchhalter eines hiesigen großen Bankierhauses hatte die Bekanntschaft eines Referendars gemacht, der, wie alle seine Collegen, die Schwäche hatte, Kriminalgeschichten zu erzählen. Der Buchhalter, ein gutmüthiger und geistreicher Mann, war stets bemüht, das kleine Defizit in den Finanzen des jungen Rechtsgelehrten zu decken, wofür dieser aus Dankbarkeit ihm immer mehr Kriminalgeschichten erzählte. Der Buchhalter wurde dabei stets unruhig und suchte mit sichtbarer Aengstlichkeit das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Der Referendar begriff nicht, wie man bei so interessanten Gegenständen nicht aufmerksam zuhören könne. Das Räthsel wurde ihm erst nach fünf Jahren gelöst, als er eines Abends von der Wirthin seines Freundes zu seiner großen Ueberraschung erfuhr, daß derselbe nach dem Kriminalgericht abgeholt worden sei. Der Liebenswürdige, der über das Herz der Dame des Hauses unbedingt disponirte, glaubte auch dasselbe Recht über die Casse des Hausherrn zu haben. Allein Letzterer nahm eine solche Freiheit gar übel auf und ließ ihn wegen Defecte verhaften. Man denke sich die mehrjährige Qual des Buchhalters, der alle mögliche Geschichten über Veruntreuung, Betrug und Fälschung anhören mußte, während er sich selbst in demselben Fall fortwährend befand.

Der Referendar strebt, wie jeder andere Mensch, nach Selbstständigkeit, die ihm jedoch nur ein besonderes Staatsamt gewähren kann. Man sollte glauben, daß er, um dies glückliche Ziel zu erreichen, alle seine Kenntnisse, alle seinen Geist anwenden müßte; allein dies ist, wenn auch nicht eine Nebensache, doch nicht die Hauptsache. Durch die Examina kommt man auch schon durch bloßen Fleiß hindurch: die beste Leiter aber zu einem Amte — und hier befürchte ich von Niemanden einen Widerspruch — ist für einen Referendar die Braut. Um ihren künftigen Ehemann mit Sicherheit in den Hafen der Ruhe führen zu können, muß sie entweder die Tochter eines einflußreichen Beamten oder sehr reich sein. Die letztere Eigenschaft ist insofern unerläßlich, als der Referendar in der Regel auf dem Gymnasium, auf der Universität, oder während der ersten Jahre seines Referendariats, das mäßige Vermögen seiner Eltern bereits aufgezehrt hat. Die reiche Braut, die im Gedanken schon längst geheime Räthin ist, macht nun dem Referendar Vorschüsse, die bei uns so sehr in der Natur der Sache gegründet zu sein scheinen, daß sie sich sogar im Concurse einer privilegirten Classe zu erfreuen haben. Dafür ist nun auch der Referendar von seiner Seite sehr dankbar, führt sie auf öffentliche Bälle, erweist ihr alle äußere Aufmerksamkeit, und um hinter ihrer Großmuth nicht zurückzubleiben, macht er ihr ebenfalls heimliche Vorschüsse. Alles geht gut, sobald der junge Mann Carrière macht und wirklich heirathet. Ueber die wechselseitigen Vorschüsse wird ein Schleier der Vergessenheit gezogen, beide Eheleute leben glücklich und zufrieden und können auf ein pünctliches Einkommen rechnen; eine unschätzbare Wohlthat in unsern Zeiten, in welcher alle Vermögensverhältnisse einer fortwährenden Metamorphose unterworfen sind. Das beiderseitige Glück wird später noch durch das Erscheinen der kleinen Sprößlinge vergrößert, durch welche Vater und Mutter sowohl ihre physischen als geistigen Eigenschaften auf die Zukunft zu übertragen und mithin schon auf dieser Welt die Freuden der Unsterblichkeit zu genießen glauben. Wagt es aber ein Referendar, untreu zu werden, und der erhaltenen Vorschüsse ungeachtet eine andere Wahl zu treffen: welche abschreckende Kehrseite zeigt uns dann das Gemälde! Man entwerfe sich hier ein sociales Melodram! Wie eine Furie rennt die verlassene Braut durch die Stadt, erzählt in jeder Gesellschaft öffentlich ihr Unglück, geht zu dem Departementsrath, beschwört ihn, den Treulosen nicht zu befördern, und nicht blos nach dem starren Buchstaben der Gesetze zu handeln, sondern auch der beleidigten öffentlichen Moral seine Stütze nicht zu entziehen. „Seit acht Jahren," ruft sie in Thränen aus, „bin ich seine Braut; ich habe, um ihn zu unterstützen, mein ganzes Geld hingegeben, und meine schönste Zeit, die für ein Mädchen unersetzlich ist, verloren.

Digitized by Google

und — —. Das Herz bricht mir, wenn ich an alle Verluste, die ich durch ihn erleiden mußte, denke!" Der geheime Rath, der selbst in seiner Jugend Referendar war, der mit Dido ausrufen könnte:

Non ignaro mali miseri succurrere disco!

tröstet das unglückliche Mädchen, so viel er vermag, bringt manchmal wohl den jungen Mann durch einen Privatbrief auf bessere Gedanken oder sorgt wenigstens dafür, daß sie bald ihre Geldvorschüsse zurückerhält. In allen gebildeten Cirkeln wird über den treulosen Referendar losgezogen, der aber in der Provinz in den Armen einer reichern Braut von seinen Amtsgeschäften ausruht und sich wenig um das Geschwätz der Hauptstadt bekümmert.

Aber nicht allen Referendaren ist es vom Schicksal gegönnt, an der Hand einer liebenswürdigen Dame oder eines befreundeten höhern Beamten die steilen Stufen der Staatshierarchie zu erklimmen. Manche bleibt unten im Thale verlassen, wo die Luft ungesund und die Einnahme gering ist. Am häufigsten trifft dies Loos Diejenigen, welche die Natur mit körperlichen Reizen in einer Stunde der Zerstreuung auszuschmücken vergessen hat, oder wohl auch die, denen mehr die Verwirklichung des Rechts, als das zu erlangende Amt am Herzen liegt. Solche stille fleißige Arbeiter der Themis, die von Speculation und von Gunstbuhlerei bei der Göttin Fortuna nichts wissen, werden in schwerem Dienst bald grau und alt. In den Provinzialstädten findet man diese stillen Arbeiter, denen man es nicht ansieht, daß sie einst Referendare in der Residenz waren.

Will man eine Parodie auf diesen Stand, so sehe man Herrn Gern in den „Wienern in Berlin", wenn er ausruft: „Aber ich will nun arbeiten, ich habe ungeheuer viel Reste!"

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschluß.)

[Die Genueserin, Schiller, Malerei, Gutenbergfest.]

Einige Worte über diese Oper mögen hier ihren Platz finden. Die Genueserin ist eine äußerst fleißige und geschickte Composition, das vortreffliche Buch von Berger hat daneben seinen dramatischen Werth. Von Neuem bethätigt die Musik Lindpaintner's unbestrittene Meisterschaft in der Behandlung der Instrumente, und wenn sie auch nicht Ueberfluß an Melodieen besitzt, so fehlt es weder an getragenen noch colorirten Gesangspartieen, weder am Kothurn, noch am Soccus der Oper, Pièçen, die, wenn sie an gute Stimmen kommen, ihres Erfolges nicht verfehlen können. Gelungen sind die Recitative, in ihnen concentrirt sich Handlung und musikalischer Charakter, durch sie bindet sich das Ganze. Den Chören liegen neue entsprechende Motive zu Grunde. Das Finale des ersten Actes gewährt ein frisches Genrebild aus Venedigs Carneval, die Maskenquadrillen erinnern an Jockos reizende Balletmusik. Das Terzett und Quintett ohne Begleitung gefielen besonders, ebenso eine Barcarole, welcher aber die schaukelnde Leichtigkeit solcher Gesänge, die graziöse Ungezwungenheit der Gondoliere mangelt. Etwa sinkendes Interesse hebt und spannt der zweite Act. Die Scenen im Gefängniß gehören zu dem Besten, was seit lange geschrieben worden. Jeder Bravoursängerin muß die Arie und Preghiera der Bianka eine willkommene Gelegenheit sein und die Rolle des Gefängnißwärters, zwar klein, ist für Spiel und Gesang doch außerordentlich dankbar. Die Ouvertüre besticht die Massen mehr durch Glanz, als Inhalt. Die scenische Ausstattung, wenn sie besser ist, als bei uns, kann auch die Schaulust befriedigen.

Die Oper muß, wo sie gut gegeben wird, überall gefallen, und wer moderne Schwächen liebt, findet auch seine Rechnung. Man gebe sie nur und sage dem Himmel Dank, daß deutsche Componisten noch so leichtsinnig sind, für ihre Landsleute Opern zu schreiben. Benedict, ein hiesiges Stadtkind, segnet bis heute den guten Einfall, nach England gegangen zu sein. Nicht mehr als billig, werden wir bald seine Oper „der Zigeunerin Warnung" zu hören bekommen.

Die einzige redenswerthe Anwendung ihrer musikalischen Fonds macht die Capelle in den zwölf Abonnementsconcerten, welche während des Winters alle vierzehn Tage im Redoutensaale gegeben werden. Ein ungünstiges unakustisches Local schmälert sehr den Genuß; dem Programm wäre bessere Auswahl zu wünschen. Warum nicht mehr Instrumental- als Vocalmusik! Kein Concert ohne Symphonie! Das Publicum wird schon Geschmack daran finden lernen. Der Sing-Dilettantismus ist bei uns auf einer übertriebenen Höhe, so daß er alle und jede wahre musikalische Intelligenz hindert. Der Liederkränze und Gesangvereine gibt es in jeder Straße, aber Alles zersplittert, ohne Geschmack und Fortschritt; wo es so zahlreiche Mittel gibt, sollte eine große Akademie sie in ein Ganzes vereinen. Viele sehen es ein, und doch bleiben es fromme Wünsche. — Neben Max Bohrer, der noch in Neapel weilt, hat uns vor Kurzem auch Mollque verlassen, welcher zur Saison mit seiner Violine nach England reist, Beerhalter's Clarinette läßt sich dafür desto häufiger hören.

Seit der Schiller unter uns ist, fängt auch die bildende Kunst an zu interessiren, und dies kommt von dem Streite über das Thorwaldsen'sche Modell her. Da ich einmal beim Schiller bin, so verdient er wohl Bedauern, daß er noch immer auf einem ungesäuberten Platze steht. Die Stadt, welcher das Denkmal gehört, hat sich wenig angestrengt; statt ihm, wie in Mainz, ein festes Gitter zu geben, wird es wie eine Hauptwache, mit Ketten verschlossen. An den Ecken des Postaments fehlen die Kandelaber, die zur Drapirung ganz nöthig sind. Der Guß ist herrlich, auch der Farbenton hat sich durch den letzten Winter ganz nach Stiglmayer's Berechnung ins Dunkle, Glanzlose schattirt.

Digitized by Google

Eine Beruhigung gibt es, daß der große Dichter vor einigen Wochen aus seinen Schulden gerathen ist, welche durch den Erlös des vom Staate gekauften „Schillerfeldes" gedeckt wurden. Welche Gedanken das Landvolk beim Anblick des Denkmals hat, beweist die ergötzliche Frage eines Bauern: „waeum man es nicht zu einem Brunnen verwende?"

Im Kunstmuseum, welches am Ende der Neckarstraße in diesem Jahre seine Vollendung erhält, wird es an leeren Räumen nicht fehlen und man sagt recht gut, „man habe einen Stall gebaut und besitze doch keine Kuh". Abgüsse von Thorwaldsen's besten Werken, auch einige Originalstücke sind vorhanden, und Dannecker's Atelier, welcher nahe an 90 Jahren noch immer unter uns vegetirt, birgt noch unbekannte Schätze. Wenn man bedenkt, wie schwierig es jetzt ist, Kunstgegenstände von Werth zu sammeln, wo Alles in festen Händen ruht und die Preise bis ins Enorme steigen, verdient der König einen Glückwunsch, daß ihm auf seiner vorjährigen Reise nach Rom gute Ankäufe glückten. Leider sollen auf der Ueberfahrt von Livorno nach Genua mehrere Gemälde durch das Seewasser verdorben sein. Zu spät kommt jetzt die Reue, daß man die Gebrüder Boisserée mit ihrem reichen Bilderschatz nach München gehen ließ. — An producirenden Malertalenten fehlt es eben nicht; vermöchte man sie zu concentriren, sie würdig zu beschäftigen, es könnte sich schon ein Stamm mit Zweigen bilden. Der Kunstverein wirkt, wie fast alle, nur schädlich, die Mittelmäßigkeit macht sich darin breit. Mit vollem Recht ist man hier gegen das Directorium aufgebracht, welches mit gränzenloser Willkür und Parteilichkeit verfährt. Der Vorsitzende, Herr Hofrath Reinbeck, hat eine malende Gattin, welche zur Hälfte allein den Saal des Vereines mit ihren Versuchen aushängt. Zum Glück steht eine neue Wahl bevor, und somit ein neues Directorium. Leibold, Holder, Stiernbrand, besonders Canzi, Bruder unserer Sängerin, jetzt in Paris, sind wackere Porträitmaler, v. Wächter und Ald. Wagner zeichnen sich im Genrebild und in der Landschaft aus, auch Göser und Leibnitz verdienen Erwähnung, doch Alle übertrifft durch den Umfang und die Bedeutung seiner Compositionen Gegenbauer. Ein neunjähriger Aufenthalt in Italien gab dem Künstler die letzte Weihe. Er gehört zu den Namen, denen die Frescomalerei in Deutschland ihr Wiederaufleben verdankt, und Ehre dem Könige, welcher ihn durch große Aufgaben uns zu erhalten wußte. Die Plafonds des Sommerschlosses Rosenstein sind größtentheils von ihm gemalt und jetzt ist er für die Säle der hiesigen Residenz mit Fresken zu Uhland's vaterländischen Balladen vom Grafen Eberhard dem Rauschebart beschäftigt. Zwei sind vollendet, für die übrigen arbeitet er an den Cartons. Einfache, anspruchlose Persönlichkeit macht dabei seinen Umgang äußerst liebenswürdig.

Das Programm des Buchdruckerfestes ist erschienen. Festmusik, Festzug, Drucken auf dem Markt, Festmahl, Festball, Beleuchtung wie anderwärts, den zweiten Tag ländliche Feier auf der Solitüde. Man denkt dabei auf ein Volksfest, aber hat ganz Recht, solches nicht wie eine Gabriel oder Tonvergnügen im Voraus zu bestimmen, es muß sich von selbst machen und ich glaube, es wird sich machen, denn dergleichen ist in Schwaben noch nicht so selten geworden. Da das arme Mainz ganz um seine Feier zu kommen bedroht ist, so wird Süddeutschland wohl hier dieselbe halten müssen. Die Natur kommt sehr zu Hülfe, die Eichen- und Buchenhaine prangen um diese Zeit in ihrem schönsten Gewande, die Rebenhügel bekleiden sich mit dem ersten Schmuck des Laubes, ein warmer Himmel lacht in das friedliche Thal hernieder, und über die Höhen herein sehen die alten Ritterburgen der schwäbischen Ald, Wahrzeichen einer großen Vergangenheit. Das Volk ist heiteren und zufriedenen Sinnes, und fähig für eine Idee in Enthusiasmus zu gerathen, alle Liederkränze des Landes haben ihr Kommen zugesagt, und wir freuen uns wieder der Tage, wo durch des Gesanges Macht verbunden Vornehm und Gering, Arm und Reich, Hand in Hand, grüne Reiser auf dem Hut, mit wehenden Fahnen, unter schallenden Liedern durch alle Thore frohlockenden Einzug hält. Zum Schluß aber der aufgeklärten Regierung Preis und Ruhm, welche die Bedeutung dieses Festes so wohl begriffen und sich es selbst zur Ehrensache macht, auf dem Wege des Fortschrittes leuchtend voranzugehen. Alle Behörden der Hauptstadt nehmen Theil, Kanzler von Wächter ist Vorstand des Comités und an jedem öffentlichen Orte liegen Subscriptionen offen vor Jedermanns Augen. „Nehmet ein Exempel daran".

So viel für diesmal von den Umrissen unseres Thuns und Lassens, erst muß das Allgemeine gekannt sein, bevor das Detail nützen kann. Von diesem bald das nächstemal.

H. S.

Notiz.

[Fürst Pückler, Ungarn und die augsburger Allgemeine.]

Fürst Pückler Muskau hat sich durch seine Berichte aus Pesth in der augsburger Allgemeinen bei dem jungen und bei dem alten Ungarn gleich sehr verhaßt gemacht. Man behauptet, der erlauchte Schriftsteller habe mit fürstlicher Nonchalance in seine langen Briefe einige pikante Lügen über Ungarn mit einfließen lassen; so habe er den ungarischen Patriotismus, ihr constitutionelles Leben u. s. w. lächerlich gemacht. Magnaten und Juraten speien Feuer und Flammen gegen ihn. „Der Schwab sitzt jetzt in Wien," soll ein alter Degenknopf geäußert haben, „komm' er nur wieder einmal noch Ungarn! Hundert Duelle kriegt er in einem Tage.' Und dabei zog der Magyar grimmig den Schnurrbart in die Höhe, den Säbel halb aus der Scheide, spuckte mit wüthender Kraft zehn Ellen weit, und stieß noch zuletzt einen herzhaften Fluch aus. — Ueberhaupt geht es in der augsburger Allgemeinen etwas seltsam zu. Sie hat sehr gewandte, feine, und wie es scheint, fast lauter vornehme Federn in ihren Diensten; ihre Artikel in der Beilage sind sehr interessant, und fast immer im geschmackvollsten Styl geschrieben, ihre politischen Correspondenten sind sogar oft geistreich und pikant, kurz ihr ganzes Aeußere hat etwas Gefälliges, Lockendes; Alles ist so weich, so geschmeidig, so molluskenherzig, so verführerisch und so — falsch. Das ist ein schlechter Ersatz für das, was man in einem nationalen Organ sucht, für die Wahrheit.

—f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 72. — den 10. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lebensbilder.

Von Herrmann Mollin.

3.

Die berliner Schuldgefangenen.

Ich glaube nicht, daß die Schuldgefangenen irgendwo in der Welt härter gehalten werden als in Berlin. Während sie in London und Paris im Innern des ihnen zum Aufenthalt angewiesenen Hauses frei herumgehen können, werden sie hier in die einzelnen Stuben abgeschlossen, und erhalten täglich nur zwei Freistunden. Das Gesetz schreibt zwar nur vor, daß zahlungsunfähige Schuldner bis zur Befriedigung ihrer Gläubiger in sichern Gewahrsam gebracht werden sollen; indessen die Hausordnung ist in der Ausführung dieser einfachen Vorschrift streng und hart. Wer seinen unglücklichen Freund besucht, muß für dieses Werk der Menschlichkeit nicht allein Geld zahlen; sondern er wird auch durchsucht, damit er nichts zur Erquickung in dies Haus des Elends und des Kummers hineinbringe. Es ist hier darüber nur eine Stimme, daß die Kriminalgefangenen in den Strafanstalten ein viel besseres Loos als die Schuldgefangenen gezogen haben. In Ansehung der Dauer jedoch hat sich in der neuern Zeit die Lage der Letzteren bedeutend gebessert, indem jetzt für sämmtliche Buchschulden der Personalarrest nur ein Jahr, und für Wechselschulden nur fünf Jahre dauert, während früher letztere, wenn keine Unglücksfälle nachgewiesen werden konnten, lebenslänglich dauerte. Dies ist zwar eine bedeutende, aber auch die einzige Erleichterung, welche die neuere Gesetzgebung nach harten Kämpfen errungen hat. Die frühere Strenge scheint ein Erbtheil unserer Voreltern, der alten Germamen, zu sein, welche auf die Freiheit der Person nicht eben großen Werth zu legen schienen.

Auch kennt man hier keine besondern milden Rücksichten, wie in fremden Ländern. In Frankreich darf Niemand wegen Schulden verhaftet werden, der schon das siebenzigste Jahr erreicht hat; man läßt die Greise dort in Ruhe sterben. Eben so darf Niemand vor und nach Untergang der Sonne dort zum Personalarrest gebracht werden. In Frankreich können daher diese Unglücklichen wenigstens im Mondscheln die frische Luft genießen und spazieren gehen. Selbst am Sonntage und in Privathäusern, so wie auf dem Bürgersteige, — was namentlich in Hamburg streng verboten ist — werden bei uns Schuldverhaftungen ohne Erfüllung irgend einer Förmlichkeit vorgenommen. Vor mehreren Jahren erlebte ich in dieser Beziehung einen Vorfall, der meine Laune, des ernsten Gegenstandes ungeachtet, stark anregte. Der israelitische verarmte Banquier J—g stand unter den Linden vor einem Hause und lauschte den süßen Tönen der Musik eines vorbeiziehenden Garderegiments, als sich ihm unerwartet ein Mann in bürgerlicher Kleidung nahte, und ihn unter den Arm fassend nach dem Schuldgefängniß führte. In einigen Minuten war der ungeheure Raum zurückgelegt, zwi-

Digitized by Google

schen den heitersten Momenten der Freiheit und den betrübtesten des Gefängnisses.

Bei einer solchen harten Behandlung sträubt sich daher Jeder so lange er kann, seine Freiheit zu verlieren, und wirklich ergetzlich ist manchmal der fortwährende Krieg, der zwischen den Executoren und den Schuldnern geführet wird. Während die Ersteren Liebesfälle veranstalten, rächen sich Letztere mit allen ihnen zu Gebote stehenden empfindlichen Streichen. So pflegte ein Goldarbeiter, der in einer einsamen Gegend des Thiergartens wohnte, die eiserne Klinke seiner Stubenthür ins glühende Feuer zu legen, wenn er in großer Entfernung den Executor ankommen sah. Während derselbe über den Hof ging, wurde die heiße Klinke wieder schnell angemacht, und dann durch das offene Fenster in den Garten gesprungen, und auf diese Weise das Weite gesucht. Der Vollstrecker der Gesetze hatte das leere Nachsehen, und brachte von seiner ganzen Expedition kein anderes sichtbares Zeichen mit nach Hause, als eine verbrannte Hand. Reicht die Macht des Executors nicht mehr aus, oder steht er in dem Verdachte, sich mit dem Schuldner zu verstehen, so wird die Polizei zur Verhaftung requiriert, die bei ihren bedeutenden Mitteln die ganze Komödie in vierundzwanzig Stunden in eine Tragödie verwandelt.

Nicht minder ergötzlich sind die Ränke, welche die Schuldgefangenen anwenden, um aus dem Gefängnisse heraus zu kommen. In der Regel ist es eine Krankheit, die sie fingiren. Der Kranke legt sich dann ins Bett, nachdem er durch geistige Getränke sein Blut stark erhitzt hat. Der Arzt der Anstalt wird schleunig gerufen, der dem Kranken den Puls fühlt, während seine Mitgefangenen nicht genug von den Zufällen erzählen können, die denselben in der Nacht heimgesucht haben. Der Arzt, von einem menschlichen Gefühl übermannt, stellt sich oft, als glaube er Alles, um einer verlassenen armen Familie ihren Ernährer wieder zurückgeben zu können. Er bescheinigt dann in einem amtlichen Atteste, daß der Gefangene, ohne sein Leben in augenscheinliche Gefahr zu bringen, nicht länger im Gefängniß verbleiben könne, und die Kriegslist ist vollkommen gelungen. Bei einem solchen Vorfall, der sich nicht selten ereignet, gewinnen die übrigen Schuldgefangenen doppelt; denn nicht nur genießen sie das beglückende Gefühl einem Leidensgefährten geholfen zu haben; sondern erhalten dadurch in ihrer Einsamkeit auch Stoff zu einer heitern Unterhaltung.

Früher gab es zwei Schuldgefängnisse in Berlin: die Hausvogtei für die Eximirten, wozu bei uns nur der Adel und die Beamten gehören, und die Stadtvogtei für die Bürger. In dem ersten Gefängnisse habe ich sehr oft einen Universitätsfreund, einen kurländischen Freiherrn, besucht, der es, aller meiner beißenden Sarkasmen ungeachtet, nicht über sich gewinnen konnte, seinen Feudaltitel, der so sehr mit seiner Gefangenschaft contrastirte, wenigstens einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Der Inspector des Gefängnisses behandelte mich, weil er wußte, daß ich ein angehender Jurist sei, mit vieler Ehrfurcht, und nannte mich, aller meiner Protestationen ungeachtet, stets „Herr Graf." Da dem alten Manne diese Marotte nicht aus dem Kopfe zu bringen war, so baten mich meine Freunde, ihn dabei zu lassen, und nannten mich eben so, was uns oft in Gegenwart des ehrerbietigen Alten sehr ergetzte. Diese Auszeichnung des Inspectors kam aber meinem gefangenen Freunde sehr zu statten. Während alle übrigen Schuldner sich unter Schloß und Riegel befanden, plauderte gar anmuthig unser gefangener Freiherr stundenlang mit uns unter den Bäumen des Hofes. Während rund um uns nur Kummer und Noth ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen hatten, berührte unsere lebhafte Unterhaltung die ernsten sowohl als die heitersten Seiten des Lebens und der Wissenschaften. Jetzt mag es in diesen Räumen noch trauriger aussehen als damals: die Schuldgefangenen mußten wegen Mangel an Raum heraus, und die politischen Gefangenen haben ihren Platz eingenommen. Ich kann von diesem traurigen Orte, wo ich so viel heitere Stunden erlebt habe, nicht scheiden, ohne eines humoristischen Vorfalls zu gedenken, der sich später daselbst zutrug und zu einer mehrwöchentlichen Erheiterung der Gefangenen diente.

Ein ehemaliger Kriegsrath hatte die Keckheit, zum Besuch eines Freundes nach dem Schuldgefängnisse zu kommen, während er selbst unter Personalarrest stand. Mehrere Male lief der Besuch glücklich ab. Eines Tages aber, als er sich eben durch den Korridor entfernen wollte, begegnete ihm ein Executor, der sogleich lachend ausruft: „Es ist ja wunderschön, Herr Kriegsrath, daß Sie mir freiwillig ins Garn laufen; seit sechs Wochen laufe ich mich müde, um sie zu erhaschen." Der Kriegsrath mußte nun unfreiwillig zurückbleiben, und konnte von Glück sprechen, daß die Schuld nur klein war, und nach einigen Stunden sein Sohn sie bezahlte.

Seit einigen Jahren ist das Schuldgefängniß für alle Stände nach dem Alexanderplatz, zwischen dem kö-

Digitized by Google

nigsstädter Theater und dem berliner Correctionshause, dem sogenannten Ochsenkopfe, verlegt worden. Die unglücklichen Schuldgefangenen sitzen mithin zwischen zwei starken Extremen, zwischen der lustigen Theaterposse und der harten Strafarbeit.

Die Zeit vertreibrn sich die Schuldgefangenen in ihren abgeschlossenen Stuben, wo immer mehrere beisammen sind, mit Lesen, Arbeiten und Unterhaltung. Manche aufrichtigr Freundschaft ist in diesrn Räumen des Unglücks schon geknüpft worden, die nachher zum Glück aller Theilnehmer geführt hat. Selbst nach rrlangter Freiheit bewahren sir für einander rine nie erlöschende Anhänglichkeit und sind unermüdet in den kleinen Gefälligkeiten und Dirnsten, dir sir ihren Unglücksgefährten erweisen. — —

Unglücklicher als die Schuldgefangenen in aller Welt sind diejenigen, welche von einrm bösen und drükkenden Gewissen gefangen gehalten werden. Diesr sind die wahren Schuldgefangenen, während die Erstern dir Schuldrngefangenen genannt werden müßten; denn nicht die Schuld, sondern dir Schulden haben ihnen dir Freiheit geraubt. Für die Schuldengefangenen gibt es doch wenigstens rine Zeit der Erlösung, während die geistigen Schuldgefangenen fortwährend von ihrem Gewissen geängstigt und gepeinigt werden, das ihnen keinen ruhigen Augenblick läßt. Immer schweben ihnen dir verbrecherischen Handlungen vor, dir ihr innerer Richter ohne Nachsicht verdammt. Immer rnger und enger werden für sir die Geenzen ihres Gefängnisses, sribst das Grab befreit sir nicht von den Gespenstern, die sie verfolgen, denn wenn es eine Fortdauer nach dem Todr gibt, so gibt rs auch ein fortgesetztes Bewußtsein unserer Schuld, nicht aber unserrr Schulden, denn rs gibt auch ehrenhaftr Schulden, und nirgends ist das Verbrrchen so oft bloßes Unglück als hier. Die tiefste Strafr aber brreitet der Mrnsch überall sich selbst; das Gesetz kann nur abhalten, die Schädlichkeit verhindern wollen, es kann die Unmoralität unschädlich machen, aber die Moralität nicht einflößen.

Hiller's Oratorium: die Zerstörung Jerusalems.

Schon wieder ein musikalisches Talent, das sich der Bühne entzieht, sich der größeren, vollgültigeren Wirksamkeit entschlägt und auf das Gebiet der Concert- und Salonmusik zurückflüchtet. Ist dir deutsche Oper in ihrem dermaligen Zustande wirklich von der Art, daß das echte Talent sie aufgeben und die Krisis abwarten muß, in der die selvole Richtung der Extravaganzen, als deren Ausgangspunct Meyerbeer zu bezeichnen ist, sich von selbst gesättigt und erledigt hat? Ist es klüger und räthlicher, eine solche Krisis sich selbst zu überlassen? Für das Talent vielleicht. Aber auch für den Stand der Interessen? — Diese Fragen hat die Kritik aufzuwerfen; zu beantworten sind sie von den Producirenden selbst. Unter diesen weiß das Genie jedenfalls die directeste Antwort; es erobert das Terrain coute qui coute. Talente dagegen suchen sich zu reserviren, ziehen sich vom entweihten Lärm des größeren Schauplatzes zurück und sind demüht, eine mehr abgelegene Provinz anzubauen. Auf diese Weise geht die echte Kunst nicht unter, aber sie dringt sich um eine bedeutende Stellung in der Geschichte des Zeitalters; sie fristet ihre reinen und edlen Tendenzen nur auf Kosten ihrer Wirksamkeit. — Für musikalische Talente, dir sich von der Oper abwenden, bleibt außer der Kammermusik das Oratorium als ein solides Feld der Thätigkeit. In protestantischen Ländern hat zwar die Kirchenmusik eine zwecklose Existenz, sie ist aus dem Kirchendienst herausgetreten und sieht sich vergeblich nach deutschen Nationalfesten um. Allein man macht sich künstlich Feste, man improvisirt sie und arrangirt Zusammenkünfte, wo die Kunst sich selbst Zweck wird. Und so mag denn dies treffliche Oratorium von Ferdinand Hiller, wie Mendelssohn's Paulus, seinen Umzug durch Deutschland auf diese Weise halten. Den Beginn dazu machte es am 2. April im leipziger Gewandhause, wo es zum Besten der Armen unter Leitung des Componisten gegeben wurde. Die Ausführung war eben so rühmlich als das Thema selbst vom Componisten kraftvoll, edel und in jeder Hinsicht fertig durchdacht und durchempfunden ist. Da wir nicht Musiker, sondern ästhetischer Berichterstatter sind, geben wir, wie immer, über die Technik nur insoweit ein Urtheil, als sie uns ästhetische Wirkung zu haben scheint, und halten uns füglich an das Thema. Als musikalisches Thema hat Mendelssohn's Paulus einen bedeutenden Vorzug in dem Kampfe der drei großen Gegensätze des Judenthums, Heidenthums und Christenthums. Diese drei Lebensmächte, die sich als störrischer Aufruhr der trotzigen Naturgewalt, als heitere Sinnlichkeit und als Elegie der versöhnenden Liebe charakterisiren, treten hier streitend gegen einander auf; in der Contrastirung und Ausgleichung dieser, auch musikalisch gegebenen Elemente hat dies fein durchgeführte Tongemälde seine großartige Bedeutsamkeit. Im Thema des Hiller'schen Oratoriums findet sich an Gegensätzen, die sich die Spitze bieten, nur Heidenthum und Judenthum, jenes als Barbarei der zerstörenden und die Besiegten verhöhnenden Gewalt; im Judenthum aber ein doppeltes Element, das bald sinnlich verwilderte, bald verzagte Jerusalem, und die Prophetie des zürnenden und klagenden Jeremias. In dieser Gestalt hat der Componist zusammengefaßt, was der Schmerz an Größe und Wärme musikalisch zum Ausspruch zu bringen hat, und indem diese Gestalt die sinnliche Verfluchtigung der Welt und die Barbarei der Zerstörung überdauert, allen Umsturz, alle Gegensätze überwindet und die Stimmen der Verzagten und Verlorenen wieder als Chor zum Lobe Jehovahs um sich versammelt, erscheint das ganze Tongemälde wir ein kraftvoller Hymnus auf das

Digitized by Google

vielfach bedrohte, immer aber wieder festgeknüpfte, unerschütterlich männliche Gottvertrauen. Baryton, Alt und Chor der Baßstimmen sind mithin diejenigen Gesangskräfte, die der Componist am vortheilhaftesten gestellt hat. Der Text ist dürftig, er hat die wenigen Gegensätze, die sich boten, noch schlecht gemischt. Was aber der Composition an dramatischer Dialektik entzogen wurde, hat sie durch die feurige Kraft ihres hymnenartigen Schwunges ersetzt. Selbst die elegischen Partieen, unter anderen das Duett zwischen Tenor und Alt, haben diesen Grundzug des Ganzen. Der Triumphmarsch und der Chor der babylonischen Krieger sind schmetternde Dithyramben. Der letzte Chor im ersten Theile, der erste im zweiten und der ebenfalls zu diesem Theil gehörige: „Wir ziehen gebeugt, das Joch auf unserm Nacken", charakterisiren mit dem Klagelied des Propheten am entschiedensten den Geist dieser Tondichtung. Diese vier Pièren sind vielleicht auch technisch in der Instrumentirung die bedeutendsten. Hierüber mag die musikalische Kritik entscheiden; wir unsererseits können von dem Vorurtheil nicht lassen, daß das technisch Bedeutendste zugleich auch, falls es geistigen Werth haben solle, das ästhetisch Bedeutendste sein müsse. — Unter den Ausführenden sei uns gestattet, den schönen Sopran der Frau Dr. Frege (Livia Gerhard) als mitwirkend hervorzuheben. Außerdem ist Hrn. Schmitt's seelenvoller Vortrag und Frln. Schloß mit dem schön und ebenmäßig durchgebildeten Mezzosopran zu erwähnen.

Notizen.

[Ungarn emancipirt die Juden.]

Auf dem Landtage zu Preßburg kam die Emancipation der Juden zur Sprache. Die Debatten waren sehr kurz; ein Deputirter, Deak, stellte unter andern ganz summarisch folgendes Dilemma: Entweder sind die Juden Menschen, aber nicht; sind sie keine Menschen, so werft sie doch zum Lande hinaus; sind sie aber Menschen, so gebt ihnen auch alle Menschenrechte. Darauf wurde die völlige Emancipation der Juden von beiden Ständen (von der Ständetafel und der Magnatentafel, an welcher auch fünf Bischöfe sitzen) einstimmig genehmigt. Die Juden sind nun in alle Rechte nichtadeliger Christen eingesetzt; sie können Grundbesitz erwerben, und die höchsten Civil- und Militärämter bekleiden; ja sie können auch (eine Bestimmung, die man den ungarischen Verhältnissen zu gute halten muß) **geadelt** werden, und zwar nicht blos für Geld, wie einige wiener Banquiers, sondern auch für politische, literarische aber andere Verdienste um ihr Vaterland; denn der ungarische Jude hat jetzt ein Vaterland. Das Emancipationsgesetz ist von den Ständen auch auf die zum Königreich gehörigen Länder Kroatien, Slavonien und Dalmatien ausgedehnt worden. Der König (so nennt man in Ungarn den Kaiser von Oesterreich) kann höchstens einige Puncte ermäßigen, ein pures Veto steht ihm nicht frei. — Der gerade Sinn, und die unverfälschte Gutherzigkeit eines Naturvolkes hat also ein unheiliges Vorurtheil früher besiegt, als die hohe Civilisation Deutschlands, wo, wie man sich oft gegen Frankreich und sonstiges Ausland rühmt, jeder Bauer schreiben kann, und jeder Gevatter Schneider sein Tageblatt liest. In Ungarn gibt es noch keine so weit verbreitete Fibelbildung, auch keine ihre Zeit so hoch überragenden Geister, wie in Deutschland, aber das **Volk** in Ungarn ist auch nicht so überreich an buchstabendürren Philisterseelen und verschrobenen Formelmenschen, die den Sauerteig übermächtiger Satzungen statt des Gehirns im Kopfe tragen. Ehre den Magyaren!

—f—.

[Ausländische Ignoranz über Deutschland.]

Monsieur Marmier's von Ignoranz gewürzter Artikel über deutsche Literatur wird aus der augsburger Allgemeinen und den literarischen Blättern der Börsenhalle bekannt sein; beide Journale übersetzten und illustrirten ihn mit gehörigen Randglossen. Noch wäre Manches zu bemerken. Aus Marmier's Urtheilen über unsere jüngere Literatur hört man ganz deutlich die eingeflüsterten Vorurtheile unserer literarischen Philisterzünfte heraus, namentlich könnten die Bemerkungen über das junge Deutschland füglich von Menzel dictirt sein, wären sie nicht gar zu sehr auf uneichtige Angaben gestützt. Marmier meint, das junge Deutschland sei bemüht gewesen, Gaethe zu verkleinern!! Ist Herr Marmier auch Franzose, und kann man ihm auch nicht zumuthen, die wichtigern Erscheinungen unserer Literatur zu studiren, da er sie blos kritisiren wollte, so dürfte er doch wissen, daß Menzel u. A. eben darum so sehr über das junge Deutschland herfielen, weil es den Goethe'schen Genius dem Volke näher brachte, weil es die eleusinischen Geheimnisse in den Dichtungen des großen Heiden würdig zu deuten suchte. Das junge Deutschland ging nur zu sehr von Goethe aus; die erste Station war Heine. —

Das Blackwood Magazine, ein torystisches Institut, hält nicht nur Menzel für den „größten lebenden, deutschen Autor", sondern erklärt sich auch mit frommer Erbitterung gegen die „deutschen Ungläubigen (infidels), so wie Strauß". Es wäre widerlich, heißt es da, einen deutschen Voltaire ohne Voltaire's Witz zu sehen.

Man weiß nicht, was empörender ist, der unverbesserliche Leichtsinn, die bodenlose Oberflächlichkeit, und die näselnde, wie ein Heupferdchen über die Nase weghüpfende Absprecherei des Franzosen, oder die stierartige, orthodoxe Verblendung des Engländers, der in seiner Borniertheit Strauß für einen deutschen Voltaire hält. Der Franzose ist mehr arrogant aus Ignoranz, der Engländer aus Intoleranz.

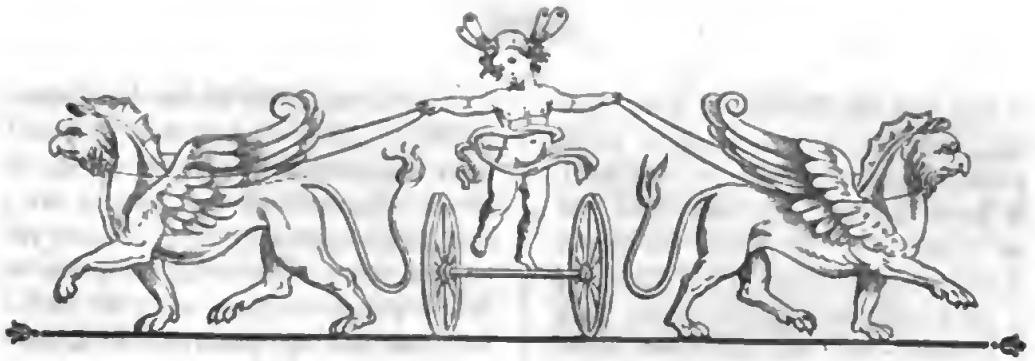
—f—.

[Russische Journalistik.]

Gegen das Buch von Koenig „Literarische Bilder aus Rußland" ist eine Schmähschrift des petersbueger Journalisten Geersch erschienen, und in Berlin hat sich ein Anonymus die traurige Mühe gegeben, die plumpen und gemeinen Invektiven ins Deutsche zu übersetzen. Man wendet sich mit Ekel von solcher Lektüre weg! Koenig und Melgunoff werden sich hoffentlich auf diese Schimpfreden nicht einlassen; ihre literarische Ehre kann durch dergleichen nicht angegriffen sein, ihre bürgerliche eben so wenig. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 73. — den 11. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Wien.

Von Alexander Weillowsky.

7.

Die Posten.

Ich kann sagen, mich hat der Teufel nach Oesterreich geführt; mein baierscher Conducteur hieß Herr Teufel. In ganz Deutschland sind die Schlagbäume zwei Drittheile geöffnet, in Oesterreich sind sie ganz geschlossen. Als wir in Salzburg hineinfuhren und ich die Schönheit der Natur und der Stadt bewunderte, als das schöne Glockenspiel meiner Seele einen elegischen Gedanken entlocken wollte, rief uns plötzlich ein österreichischer Zollbeamter nach: „Seind's plombirt, Ihr Herren?" und alle Täuschung war zu Ende, obschon ich herzlich lachte, als er mit höflicher Bescheidenheit an die Thür des Wagens trat und halbleise noch einmal fragte: „Seind's plombirt, Ihr Herren?" — „Nein," antwortete ich. — „So müssen's plombiren lassen." — Guter ehrlicher Eulenspiegel, der den Schneidern befahl, einen Knopf an den Faden zu machen, damit sie nicht noch einmal einfädeln müssen. Wir waren plombirt, wir waren ja in Oesterreich. Es ist Zeit, daß ich einige zerstreute Notizen über die österreichischen Postverhältnisse gebe. In Wien hätte ich mich nicht geschämt, in einem österreichischen Postwagen zu sitzen, aber ich schämte mich oft, vor ihm vorüber zu gehen. In allen Ländern sucht man die Verbindungen der Völker und der Privaten zu erleichtern; in Wien ist alles darauf berechnet, sie zu erschweren. Man denke sich, in der großen Stadt Wien kann man nur Dienstags und Freitags abreisen, weil nur da unbedingte Aufnahme ist. An andern Tagen können nur zwei Personen mit dem Courierwagen abreisen. Ein österreichischer Postwagen ist ein großer Kürbiß, wo vier Personen sich fast erdrücken. Mit jeder Bewegung stößt man an die Decke, die Fenster werden rechts und links vorgeschoben und auf echt großväterliche Weise mit einem Lederchen zugeknüpft; dann geht's über Stock und Stein, denn die Pferde sind gut und rasch. Ich kam mir immer wie die Fee Mab vor, die in einer Haselnuß sitzt. Aber mein Gegenübersitzender klagte über meine Beine, und daran erkannte ich meinen Irrthum, denn die Feen haben gewöhnlich zarte Beine; ich habe dies später selbst in einem österreichischen Wagen gefunden.

Sie haben sich in Wien neue Wagen für die Post machen lassen, aber sie sind wie die alten, und seitdem sie neue haben, holen sie die zerlumptesten Kasten hervor, um sie zu gebrauchen, gerade so wie ein eitler Geiziger, der einmal einen neuen Rock anzieht, um der Welt zu zeigen, daß er einen hat, dann aber seinen zerrissenen und gestickten Lappen beständig trägt.

Und woher dies? In Oesterreich reist der Adel beständig in eigenen schönen Equipagen, was kümmert ihn der Bürger, ob er gut oder schlecht fährt, kalt oder warm sitzt!

Digitized by Google

Man spricht viel von der Wohligkeit eines österreichischen Beamten, ich will hier ein Beispiel geben. Die Condueteurs haben fast alle gedient, — das heißt, waren 19 bis 20 Jahre Soldat. Ich hatte einen, der bereits 20 Jahre Soldat und 25 Jahre Condueteur war; er mochte stark in den Siebzigen sein. Nun muß man wissen, daß der Condueteur den schlechtesten Platz in einem offenen Cabriolet hat und sich selbst kleiden muß. Dieser Mann hatte 400 Gulden Münze Gehalt und einen zerrissenen Pelz. Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich ihn frieren sah. Noch zu 75 Jahren Condueteur! und zwar für 45 Jahre Staatsdienst!

Vor einem Jahre schmuggelte ein Condueteur Waare, seit dieser Zeit wurden alle auf ihrer Route so versetzt, daß keiner weiß, wenn er heute nach Wien kommt, welche Route er übermorgen erhält. Dies erschwert ihnen sehr den Dienst.

Die Postillone sind roth gekleidet, der, der in die Stadt fährt, hat einen dreieckigen Hut, es fehlt nur der Säbel. Vielleicht hilft Liszt ihm aus!

Mit dem Courierwagen ist's ein sehr gutes Fahren, da, wie gesagt, die Pferde rasch vom Platze kommen, und nur zwei Personen darin sitzen können.

Wenn ein wiener Bürger nach Brünn auf der Eisenbahn fahren will, muß er erst auf der Polizei einen Passierschein haben. Der Fremde bedarf daher gewiß eines solchen. Der Scheine nimmt's kein Ende in Oesterreich.

Am Thor in Wien muß man schon Stand, d. h. Sitz und Religion angeben.

Nun gar die Briefpost, dies hölzerne Loch auf der Wollzeile! Die Briefe müssen bekanntlich alle bis an die Gränze frankirt werden, alles in der Absicht, den Verkehr mit dem Auslande zu verhindern. Dennoch wird eine große Menge frankirt, aber auf der Straße unter Wind und Regen, wo man die Briefe durch ein eisernes Gatter reicht. Das Innere der Post ist nicht befriedigender. Ich sah einige polnische Juden herausgehen, und glaubte wahrhaftig, sie wohnten dort. Zwei Drittheile des Tages ist die Post geschlossen, die Briefträger gehen so zerlumpt herum, daß man ihnen Almosen geben möchte. Das ist die Post. Nicht viel besser ist die Börse. Soll ich nun die Schwierigkeiten mit den Zeitungen schildern? Man hat mir so viele aufgezählt, daß ich sie zum Theil vergessen habe, und nicht ein Blatt darf ein Wörtchen über solche unschuldige Dinge fallen lassen. Es ist wirklich traurig.

In keiner Stadt bleiben die Posten so oft aus als in Wien. Sehr oft fehlt das Journal des Debats aus dieser angegebenen Ursache, die Ursache ist aber oft eine andere. Ich habe oft das Journal des Debats bei einem Ungefährlichen gelesen, während es in den Kaffeehäusern fehlte. Gewöhnlich stand ein literarischer Artikel über Philosophie darin, worin der Adel angegriffen war. Uebrigens sind die Poststraßen in Oesterreich sehr schmal und nicht im besten Zustande, in Böhmen sind sie besser, in Ungarn hingegen unter aller Kritik. Das Essen und Trinken ist in Böhmen ebenfalls besser und billiger als auf der Seite nach Baiern, dessen Postwagen sich gerade auch nicht brüsten dürfen. Wenn ich ein Oesterreicher wäre, so würde ich mich unglücklich schätzen, nicht von Adel und nicht sehr reich zu sein, und sei es nur, um nicht in österreichischen Postwagen reisen zu müssen. —

8.

Grillparzer und Halm.

Ich gehöre nicht zu derjenigen Classe, die jedes Talent, jedes Verdienst mit Gold oder materiellem Wohle belohnen will. Wo gibt es am Ende Geld genug, um das Genie zu belohnen? Auch verlangt dies der wahre Dichter nicht; wenn er das Herz eines großen Mannes erwirbt, wenn er Thränen einer schönen Jungfrau entlockt, wenn er die Liebe eines treuen Mädchens sich erringt, so ist er belohnt genug, aber Brot muß der Dichter haben, Brot und einen Rock, um sich nicht der Menge preis zu geben. Es ist wenig, wird man sagen, Brot, ja für diejenigen, die nicht gewußt haben, daß man von Kartoffeln allein auch leben kann. Weh dem Schriftsteller, dem Dichter, der arbeiten muß, um Brot zu haben, und weh dem Staate, der seinen Dichtern nicht reichliches Brot gibt, ehe sie sich es selbst verschaffen durch ihre Talente. Wenn Fürsten Dichter unterstützen und ihnen reiche Pensionen geben, so dienen sie sich selbst weit mehr, als sie glauben, denn nicht lange dauert es im entgegengesetzten Falle, so greift der Dichter nach des Fürsten Krone, und wenn er sie auch selbst verschmähen muß, so tritt er sie doch in den Koth und beschmutzt sie auf immer. Alle Maßregeln nutzen nichts gegen den Geist, denn er ist unsichtbar, und ist wie das Wünschrüthlein, überall, wo man ihn nicht wähnt. Man hat in unserer Zeit das Talent sich selbst überlassen. Was that es? Es erkühnte sich, sich in die

Digitized by Google

Tagespolitik zu mengen, und schon die Encyklopädisten arbeiteten für eigene Rechnung. Gott weiß, wie schnell ihre Fiema wuchs, und wie echt ihre Wechsel escomptirt wurden, die sie auf einige Zeit ausstellten. Man nahm dann, wie in Deutschland, Zwangsmaßregeln gegen das Talent. Als wenn die Censur je einen geistreichen Mann gehindert hätte, seine Meinung zu sagen! Die Censur gibt im Gegentheil beständig Unterricht im feinen gewandten Ausdruck, sie gibt dem Styl Farbe, Nüance und Finesse, und die gefährlichsten Bücher für die Großen, die je erschienen, kamen immer zu einer Zeit, wo die Censur am strengsten war. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß man das Talent für sich gewinnen soll, denn das ist jetzt nicht mehr möglich. Der Geist ist wie der Schatten; wenn man ihn flieht, läuft er einem nach, und wenn man ihm nachläufe, flieht er uns vorauf. Das Talent befriedigt sich nur mit einem moralischen Einfluß und einer unabhängigen Stellung. Erstere verschafft es sich von selbst, letztere sollte ihm der Staat verschaffen, ohne daß er es in sein Joch spannt. Der Staat aber, der im Auslande auf seine Geister prahlt, und sie zu Hause wie Sklaven behandelt, gleicht dem Geizigen, der immer von seinem Golde spricht und einen Armen Hunger sterben läßt. Die specielle Nutzanwendung überlasse ich dem Leser.

Oesterreich ist stolz darauf, daß sein Adel literarisch gebildet ist, und, was noch mehr ist, Dichter aufzuweisen hat, wie Auersperg, Lenau und Halm. Oesterreich sollte nicht stolz darauf sein; gerade vor großen socialen Umgestaltungen bietet sich diese Erscheinung, auch die Encyklopädisten waren fast alle von Adel. Nur mit dem Unterschied, daß Oesterreich nur adelige Dichter, aber keine großen adeligen Staatsmänner oder Philosophen hat. Das Dichten ist eine schöne Gabe, doch wenn die Muse zum Amusement wird, so wird sie entwürdigt; und gerade die Großen haben die Idee aufgebracht, das Dichten nur als Zeitvertreib anzusehen. Der Dichter muß selbst der Zweck der Dichtung sein, man muß ihn auch als Person in dem großen Irrwege des Lebens schon von Weitem als Wegweiser erkennen. Uhland in der Kammer und Uhland der Dichter ist dieselbe Gestalt. In Wien dichtet Mancher, was er nicht glaubt. Nur Grillparzer nehme ich aus, der sie alle überwiegt an dichterischem und persönlichem Werth. Die Farbe des Liberalismus ist manchem von jenen Herren gut genug, um sich einen Namen zu verschaffen, es ist aber nur Farbe, die nicht einmal einen bureaukratischen Platzregen aushält; sie *schillert* wohl, diese Farbe, aber nur so lange die Theatersonne scheint; sobald es darauf ankommt, für den Liberalismus persönlich einzustehen, so sagt Mancher lächelnd, er habe das nur als Dichter gemeint, von Phantasie hingerissen. Und dabei sieht er mit einem so hohen Blicke auf den Bürgerdichter herab, daß man wirklich glauben sollte, der adelige Geist komme mit einer Reitpeitsche auf die Welt. Wir armen Schriftsteller sind doch schon oft genug in unserm Heiligsten getäuscht worden, und sollten doch einmal klug werden und überhaupt unser Lob sparen, bis die That dem Worte entspricht. Wenn der Dichter ein Lügner ist, so ist es besser, wir verbrennen alle Bücher und die am ersten, die uns von Liebe, Freiheit, Gerechtigkeit und von einem Himmel vorlügen. Der Teufel zahlt doch wenigstens baar, einer Lüge aber borge ich weder meine Zukunft noch mein Interesse.

Grillparzer hat durch einen besonderen hohen Freund und Gönner eine Stelle als Archivarius in der kaiserlichen Bibliothek erhalten, die ihm 1800 Gulden Münze einbringt. Ich habe den schlichten Mann oft mit einer stillen Rührung gesehen. Wie anders hätte sich sein Genie entwickelt, wenn er etwa in Leipzig, statt in Wien gedichtet hätte! Es ist keine Kleinigkeit, Stoffe für Dramen aufzusuchen, welche die wiener Censur passiren sollen. Von Geschichte will sie gar nichts wissen, denn die Geschichte ist der Censur größte Feindin, von der Gegenwart will sie ebenfalls nichts wissen, es blieb ihm daher nichts übrig als die Ahnfrau und der Traum ein Leben, ein Stoff, der vielleicht einem nur in Wien einfällt, wo das Leben wahrhaftig kein Traum ist und wo man nur geistig leben kann, wenn der Traum zum Leben wird. Ich bin fest überzeugt, der innere Ideengang dieses Dramas ist auf diesem Boden gewachsen. Denn Grillparzer fühlt die Schmach, die dem Gedanken auferlegt wird. Ich habe eine Thräne in Grillparzer's Auge schimmern sehen, als ich ihm meine Verachtung gegen die Zustände an den Tag legte. Diese Thräne ist mir heilig, ist mir ein Beweis, daß ein freier Geist nicht unterging in diesem Dichter, wohl aber schmerzlich ans Kreuz geschlagen wurde.

Grillparzer liebt es besonders, von Frankreich zu sprechen, weil er instinktmäßig dort eine neue Zukunft für Deutschland erblühen sieht, obschon diese Zukunft nicht durch die *Franzosen*, sondern blos durch *Frankreich* herbeigeführt werden wird. Ich habe ihm Hoffnung gemacht und wir haben einige Minuten in einem recht behaglichen politischen Zustande gelebt. Deutsche Blätter liest er wenig; erstens sind sie selten zu haben

Digitized by Google

und dann ist ihm das persönlichr Treiben und dir Cameraderieintrigue zuwider. Grillparzer lebt isolirt, besucht wenig Gesellschaften und ist weit entfernt, den Schmarotzer zu machen, wie Castelli oder andere adelige und nichtadelige Literaten. Castelli ist überhaupt der Zeitvertreiber der Großen, seine Späße sind unerschöpflich; literarisch ist er Null. Man muß es Saphir'n lassen, er meidet die hohen Gesellschaften. Freilich meiden diese auch ihn, sie haben beide das innere Gefühl, daß sie persönliche Feinde sind, schon deswegen, weil Saphir ein Jude ist, ein Geschöpf, das in Wien nicht viel gilt. Dafür verachtet Saphir die Gegner in Privatzirkeln und reißt Witze über sie. Für den Fremden sind diese Verhältnisse höchst widerlich. Es fehlt die Harmonie, die zum Guten nöthig ist, und da in Wien Alles Aristokrat ist, so hat die Literatur selbst auch ihre Aristokraten und Mancher, der ein lyrisches Gedichtchen gemacht, sieht stolz auf Saphir herab und geht nicht in das Kaffeehaus, wo er ist, obschon er allein mehr Geist hat, als sie alle zusammen. Suum cuique. Nur hat er ihn falsch benutzt. Saphir ist ernst im Leben und humoristisch-leichtfertig in der Literatur. Er sollte das Umgekehrte sein, es stünde besser mit ihm. Ich werfe jedoch allen diesen Schriftstellern ihre politische Passivität nicht vor. Man braucht als Dichter oder Schriftsteller das Wort Politik gar nicht auszusprechen, man kann ein großer Mann wie Molière sein, ohne die Despotie Ludwig des Vierzehnten flicken zu wollen, und Rousseau's Vorwurf ist in dieser Hinsicht gegen Molière ungerecht. Aber das Recht hat man, zu verlangen, daß ein Dichter, wenn er die Freiheit besingt, auch frei zu sein weiß und sie nicht als bloßes Mittel braucht, und wenn Molière keinen französischen Hof, keine Lavallière mehr antraf, die seine politischen oder socialen Grundsätze in Schutz genommen, so gilt dies doch von den österreichischen Dichtern nicht; denn es gibt, dem deutschen Gotte sei es gedankt, noch Städte in Deutschland, wo man einen Baron lächerlich machen darf, es gibt noch Plätze, wo man Gedanken haben darf.

Hr. Halm hat auch als Mensch Gedanken. Mancher von den wiener Geistern hat sie nur als Poet, als Mensch ist er Graf und Baron, ein eifriger Verfechter der alten Mißbräuche, der alten Ständeverschiedenheit. Halm ist ein schlanker, schöner Mann, der etwas schwächlich ist und liberal spricht. Er erzürnte sich gewaltig über die Thatlosigkeit der Hannoveraner. Dieser coquette Uebermuth lähmte mir fast die Gedanken. Und welch ein Hohn! Hier sitzt der Mann und läßt sich seine Gedanken tödten, und verlangt von den Hannoveranern Thaten, nicht Worte blos! So ist der Mensch, dies arme Geschöpf! Immer will er, daß Andere besser sein sollen als er. Guter Baron, wenn man in der Uniform stundenlang antichambrirt, so hat man die Erlaubniß, sich nicht über die Hannoveraner zu erzürnen. Es hat keine Stadt, kein Land in Deutschland das Recht, über jene zu spotten, bevor man es nicht erwiesen, als Besitz erwiesen hat, aber ein wiener Baron am wenigsten.

Bauernfeld und Lenau nahm ich nicht Gelegenheit, meinen Besuch zu machen. Sie kümmern sich nicht um die Ideen der Gegenwart, leben wie Paschas und speisen Lorbeern mit Donaukarpfen. In welcher Eigenschaft sollt' ich sie besuchen?

Notizen.

[Graf Haugwitz über Freimaurerei.]

Der eben erschienene vierte Theil von Doerw's „Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur" (Berlin, bei Duncker 1844) enthält unter vielem anderen Schätzenswerthen und Merkwürdigen eine Denkschrift des verstorbenen preußischen Staatsministers Grafen von Haugwitz über Freimaurerei, die stärkste Anklage, die wohl je gegen jene harmlose Genossenschaft vorgetragen worden ist! Der Graf von Haugwitz war ein Eingeweihter, und hat eine große Zeit seines Lebens in freimaurerischer Thätigkeit hingebracht, auch schwerlich je ein Interesse oder eine Liebhaberei gehegt, die ihm näher am Herzen gelegen hätten. Desto wunderbarer ist es, daß er gegen das Ende seines Lebens als Ankläger dessen auftritt, was ihm bis dahin heilig gewesen. Doch erklärt sich manches vielleicht aus dem Umstande, daß der ehrgeizige Alte dem Congreß von Verona seine Denkschrift eingereicht! Wie grundlos und ohnmächtig die Anklage in sich selber beschaffen ist, ergibt sich jedem Leser sogleich, der nicht alles historischen Sinnes beraubt ist. —

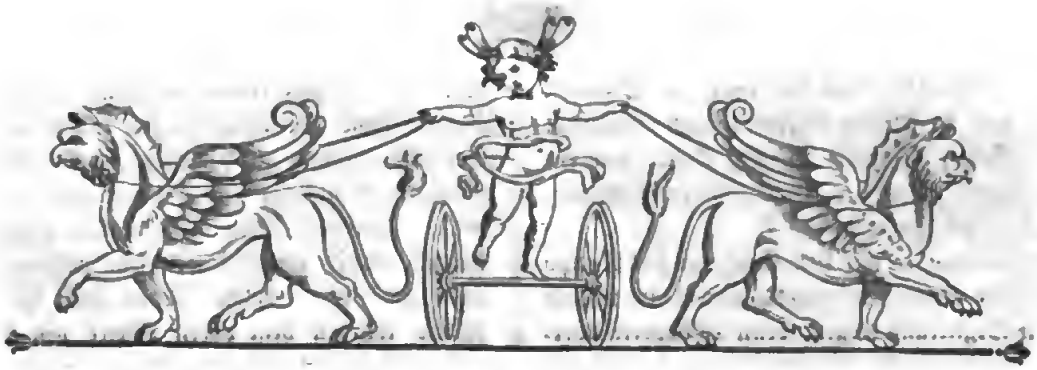
[Memoirenwuth.]

Denkwürdigkeiten oder Memoiren zu schreiben, wird jetzt in Deutschland zur wahren Wuth; nur meidet man gern die obige einfache Benennung dafür, und nennt es „Mein Antheil an der Politik", oder „Was ich erlebte", oder „Wie ich katholisch geworden". Nächstens werden wir erscheinen sehen „Was ich mir einbildete", oder „Wie ich fervolt geworden" oder „Mein Antheil am Schachklub." Goethe sagt:

„Bewahr' uns, Gott, vor deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags 74. den 13. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die alte Primadonna und der Musiknarr.

Novellistische Etüde von Hieronymus Truhn.

E passato il tempo, che Berta filava.

Ich sollte mich nach einem Gesanglehrer für die Verwandte eines Freundes umthun, die aus der Provinz nach der Residenz gekommen, um ihr Talent für die Bühne auszubilden. Ich wußte, daß eine ehemals berühmte, gefeierte Sängerin sich am Orte niedergelassen, die ihre früher ersungenen weltlichen Güter, ich weiß nicht auf welche Weise, eingebüßt, nun in ihren alten Tagen sich gezwungen sah, mit Unterrichtgeben ihre Subsistenz zu erhalten. Dieser Dame wollte ich die mir anvertraute Opernhoffnung aus der Provinz überantworten, indem ich in dem Irrthum befangen war und von vielen Seiten darin festgeredet wurde, eine Sängerin aus der guten alten italienischen Schule müsse auch nothwendig eine gute Lehrerin sein. Ich begab mich also mit Fräulein Elise, so hieß die junge Novize der schönen Kunst des Gesanges, sofort zur Signora Sforzata, um ihr meine Anträge zu machen. Es war im Januar, empfindlich kalt, und die Primadonna von ehemals wohnte am Wasser in einem Eckhause, wo der schneidende Nordost recht unweisch um die Fenster pfiff. Wir fragten uns nach der Wohnung im dritten Stock hinauf, und fanden die erste Thür in dem Augenblick, als im Zimmer das Allegro des berühmten Duetts „Cara per te quest' anima", aus Rossini's Armida, von zwei weiblichen Stimmen intonirt wurde. Der einen hörte man es an, daß sie tausend Opern- und Concertschlachten siegreich ausgefochten; aber so invalid und todesmatt diese Stimme auch klang, so sehr sie auch in den höheren Chorden zitterte und bebte, man merkte doch, und nicht allein an der reinen Pronunciation der Textesworte, ihre südliche Abstammung, und die Intonation, trotz aller Schwierigkeiten des Tonansatzes der verbrauchten Organe, wär goldrein. Das war sie also selbst. Wie viele Herzen mochten vor einem Paar Decennien diesen Tönen entgegengeschlagen haben, welche Tribute enthusiastischer Verehrung mochten der Sängerin zu Füßen gelegt worden, welcher Brifallsdonner nach diesen Rouladen ausgebrochen sein, die Künstlerin zu neuen Siegen anfeuernd, die sich nun hier im kalten Winter einer nordischen Residenz mit einer talentlosen Schülerin abmühte, um das Bischen Leben abmühte. Mir ward so weh zu Muthe, wie dem Prinzen Hamlet, als er den Schädel des guten Yorick nachdenklich auf der Hand wägt. Ach, eine alte, einst bewunderte Primadonna unter der Knochenhand menschlichen Elends darniedergebeugt zu sehen, das ist wirklich ein recht tragischer Anblick, und namentlich, — wenn sie ihr Unglück selbst verschuldet, wenn jenes geniale dämonische Feuer der Künstlerseele, das einst zündende Pfeile in alle Herzen warf, das Stroh irdischer Wohlhabenheit versengte, und selbst die Kräfte des Körpers und jener herrlichen Stimmorgane, die einst süßen Wohllaut in tausend Ohren gossen, vor der Zeit zerstörte. Rahel sagt irgendwo, Diderot's Jacques le

Digitized by Google

fataliste sei das Tragischste, was sie kenne, — Signora Sforzata kam mir in diesem Moment noch tragischer vor, und ich wünschte, ich wäre Ludwig Tieck, um ein Seitenstück zu seinem „Tod des Dichters" zu schreiben, nämlich „den Tod der Primadonna."

Das Duett nahm aber gar kein Ende, da das Tempo übermäßig langsam genommen wurde, und zwar, wie ich bald merkte, der Begleitung wegen, denn es haperte überall, und nie gehörte Accorde plumpten mitunter in die schönsten Fioriturен. Endlich war es denn doch aus, und ich klopfte.

„Che picchia alla porta?" fragte es innen.

Ich klopfte stärker da Capo.

„Entri! Entri!" — Ich öffnete und trat mit meiner Begleiterin ein. Es war bereits dunkel geworden, und in dem kleinen Zimmer, das durch den Flügel, eine Bettstelle und einen Schirm, der vor die Thür gestellt war, um Zug zu verhüten, sehr verengt wurde, war es beinahe ganz finster, da man das eine Fenster durch Rouleau und Vorhänge der Kälte wegen geschlossen.

Ich nannte meinen Namen und trug mein Anliegen vor. Signora rief nach Licht, wies uns Stühle an und setzte sich selbst aufs Bett, das am Tage die Stelle eines Sophas zu vertreten schien, und auf dem ich außer einer Guitarre und vielen Notenheften einen dicken alten Mops bemerkte, der sich in der Ecke zunächst dem Ofen eingenistet hatte und ganz entsetzlich schnarchte. Die Herrin gab ihm einen charmanten Klapps, und schob ihn mit den Worten: „Ah, fuggi traditore!" unter das Bette. Die Schülerin, die nach Licht hinausgehüpft, kam immer noch nicht damit, und die Dame sah sich veranlaßt, laut durch die Thür zu rufen: „Aurora! Porlate un lume, non si vede." Das half, und Aurora hüpfte mit dem brennenden Talglichte herein. Ich sage hüpfte, denn dies komische Geschöpfchen ging in der That nicht wie gewöhnliche Menschenkinder, sondern copirte, im Gange wenigstens, eine Nachtigall auf das täuschendste. Sie war nicht größer als ein zehnjähriges Kind von gewöhnlichem Wuchse, und in ihrem ganzen Wesen noch kindischer als ein solches. Was diesem kleinen possirlichen Figürchen an Höhe abging, wurde indeß in Breite und Fülle überreichlich ersetzt; Aurora war, wie man zu sagen pflegt, kugelrund, und wenn sie nicht mit Fleiß und Bewußtsein die hüpfende Bewegung eines Käfigvogels ausgebildet hätte, würde sie wahrscheinlich wie eine Melone durchs Zimmer gekollert sein. Der Kopf stand übrigens in bester Proportion zum Körper, er war kurz und dick, wie der Hals, auf dem er saß. Die Augen erinnerten zwar lebhaft an die ochsenäugige Juno des Homer, ohne indeß eine Spur göttlicher Abstammung zu verrathen; vielmehr waren sie hervorquellend, gläsern und ausdruckslos, wie bei einer Libelle. Zwischen diesen Augenbällen nahm sich ein ganz kleines, rothes Stupnäschen sehr obstinat und moquant aus; der recht hübsche Mund und die kleinen weißen Zähne würden dem obern Theile des Gesichts dennoch einigen Reiz haben leihen können, wenn nicht zwei blutrothe Pausbacken sich entschieden dagegen opponirt hätten. Die kurze volle Brust schien sich mit Erfolg von aller modernen Mode zu emancipiren, und erinnerte lebhaft an das Costüm von Adam und Eva im Paradiese. Sehr kleine, weiße und fleischige Händchen mußte man indeß durchaus alleliebst finden, auch wenn das Ensemble dieser drolligen Persönlichkeit fortwährend und unwiderstehlich zum Lächeln reizte. Dies ist das ungefähre Porträt von Dem. Aurora, die sich, nachdem sie das Licht auf den Tisch gestellt, mit studirter Marionettengrazie Elisen, meiner Pflegebefohlenen, um den Hals warf, um ihr mit Emphase einen „Kunstschwesterkuß," wie sie sagte, aufzudrücken. Die Meisterin klatschte in die Hand und sagte: „Brava Aurora!"

Aurora war irgend woher der Meisterin als Kunstpflegekind anvertraut worden. Das war nun wieder so eine Theaterhoffnung, über die später bei den ersten Debüts die armen Recensentchen in den Tagesblättern in die größte Verlegenheit zu kommen pflegen. Wir sprachen nun von der Sache, die mich hergeführt, und Signora Sforzata bemerkte sehr richtig, ehe sie sich auf etwas einlassen könnte, müsse sie die Stimme „meiner Cousine", wie sie sagte, hören. Ich setzte mich an das Klavier und Elise sang ein ganz einfaches kleines Lied meiner Composition. Die Stimme gefiel der Primadonna, aber sie meinte, der Vortrag wäre zu einfach, man müsse hier und da einige kleine Verzierungen anbringen, sie würde das gleich zeigen, und ich möchte nur die ersten Takte spielen. Sie setzte also ein, und im vierten Takte zu einer Verzierung an, — aber vergebens. Es war der diatonische Septaccord der zweiten Stufe, durch einen Vorhalt in der Oberstimme verbrämt, der sich im nächsten Takt in den Hauptdominantenaccord auflöste. Signora konnte aus der Harmonie nicht klug werden, die Verzierung brach ihr mitten im Munde ab, und sie meinte, ich müsse durchaus falsch gespielt oder falsch componirt haben. Ich versicherte ihr, das wäre Beides nicht der Fall, und das müsse so sein, es wäre richtig.

Digitized by Google

„Ah, verflukte deuze Accorde! man nix kan make darauf ſköne Geſang.“ Sie empfahl mir nun ganz ernſthaft Bellini zum Muſter, das wäre „un' illustrissimo nuovo Maëstro“ — und er ſchriebe auch „con grande simplicità,“ wie die Deutſchen, aber man könne doch daraus machrn „ſköne Geſang.“ Ich verſprach mich zu bilden.

Eliſen wollte ſie annehmen, über das Honorar konnten wir uns indeß diesmal noch nicht einigen. Sie ſetzte ſich nun ſelbſt ans Clavier, um mir durch die That zu zeigen, wie ſie unterrichte, und wie hoch es ihre Schülerin Aurora bereits gebracht. Sie ſollte die Arie aus Titus: „Non più di fiori,“ und zwar mit Geſten ſingen, „come al teatro!“ Ich ſtellte mich zu der Meiſterin ans Clavier, um ihr das Blatt zu wenden, was aber nicht nöthig war, indem ſie gar nicht darauf hin (ſie wußte das Stück natürlich auswendig), ſondern nur auf die Schülerin ſah, die mit den drolligſten Capriolen des Körprrs in dem engen Raum von höchſtens vier Quadratfuß ihren ſchneidenden Geſang begleitete. Dazu ſchrie und pfiff fortwährend ein alter grauer Papagei, der in einem alten meſſingenen Käfig auf dem Flügel ſtand, und ſich wahrſcheinlich über die ſcharfe Stimme der kleinen Aurora alterirte; denn während Eliſe ſang, verhielt er ſich ruhig. Auch Didone, die Möpſin, ſteckte den Kopf unter drm Brtte hervor und knurrte, wobei ihr die aufgehobene Bettdecke ſo ſchlafmützig um die Stutzohren hing, daß ſie wahrhaftig wie — Jemand ausſah. Dazwiſchen dröhnte und gellte die ſtarke Stimme der Primadonna, die der Schülerin bald mit Bezug auf den Vortrag, bald die körperlichen Bewegungen betreffend, zurief: „Con anima, Aurora! — Quesio e senza grazia!“ — und dabei, im Baſſe den Accord markirend, nahm ſie von Zeit zu Zeit eine tüchtige Priſe Tabak, der auf der letzten Diskantoctave der Claviatur frei und ungenirt aufgeſchüttet lag, wie am Ende der Baßoctaven das Taſchentuch. Dieſe äußerſten Gränzen der Claviatur berührte nämlich Signora Sforzata nie. Sie hielt ſich nur in der Mittellage, rhythmiſch den Accord ſpielend, auf, und Paſſagen und Figuren der Begleitung ſang ſie, wozu der Papagei eine obligate Piccoloſtimme improviſirte. Die Arie erreichte endlich ihr qualvolles Endr, Signora applaudirte, und wir mußten der Schülerin aus Artigkeit ein Compliment machen, was ziemlich kleinlaut ausfiel, aber ſehr gut aufgenommen wurde, denn Aurora wollte uns gleich mit der Arie „Parto!“ ihren Dank abſtatten. Wir machten deshalb ſchleunigſte Anſtalten, uns zu beurlauben, aber Signora litt es nicht, und bat uns, zum Thee zu bleiben. Es käme noch „einer deuze Err mit ſeiner Zöglink, der ſpielen ſehr viel für Claviere,“ und wir dürften nicht lange warten, denn ſie höre ſchon Signore Paſſato draußen, der „Anſtalt make für Thee.“ In der That hörte ich draußen mit Taſſen klappern, und eine heiſere weibliche Stimme zankte mit einer feinen männlichen, die ſich furchtbar anſtrengte, verſtändlich zu werden. Signora bedeutete uns, das ſei Signor Paſſato und Nanetta, eine ruſſiſche Magd, die ſie einſt aus Moskau mitgebracht und nun nicht mehr los werden könne, da ſie kein Geld habe, dieſe „bestia“ in ihre Heimath zurückzuſchicken. Dazu wäre Nanetta halb taub, und man könne ſchon gar nicht mit ihr ſprechen, ohne ſich die Stimme zu verſchreien, wenn man auch etwas verſtände von der „abſeulik Ruſſe-Sprak.“ Plötzlich fuhr ein gelber ſchwarzhaariger Kopf durch die Thür, der Signore Paſſato angehörte, und in ſcharfem römiſchen Accent der Gebieterin begreiflich machte: Nanetta habe den Zucker zu beſorgen vergeſſen, der Thee würde aber dennoch gleich kommen. „Ah! che bestia,“ ſagte Signora und griff nach der Guitarre, die nur mit der tiefen E-Saite bezogen war. Ich glaubte ſchon, ſie werde uns ihre Virtuoſität auf einer Saite, wie der famoſe Guitarrenſpieler Pique, bewundern laſſen, als ſie auf dem E, das mindeſtens in C ſtand, ein einförmiges bum-bum-bum machte, wozu der Papagei, zum großen Vergnügen der Signora, ein gellendes Pfeifen ertönen ließ, was zuſammen gerade ſo klang, wie die luſtigr Trauermuſik eines Bärenführers. Solche melancholiſche Tanzmuſik hatte ich als Kind in meiner Vaterſtadt oft gehört, und ſie ſtimmte mich damals immer zu lächelndem Mitleid mit den armen Beſtien, — aber jetzt mußte ich hell auflachen, denn Didone, von Aurora mit einer weißrn Schlafmütze geſchmückt, kam mit großer Anſtrengung auf den Hinterbeinen knurrend aus dem Winkel angewackelt, und bemühte ſich, zu tanzen, was ſich ganz ſo ausnahm, als ob der Magiſter R. zu einer poetiſchen Recenſion einen gelehrten kunſthiſtoriſchen Anlauf nimmt, wobei es denn auch bleibt. Aber Didone's Anſtrengungen belohntr die Herrin mit einem Bisquit und einem Pfotendruck con espressione; — welcher Lohn mag aber dem guten Magiſter nach ſeinen kritiſchen Tänzen von ſeiner Herrin nur zu oft zu Theil werden? O Rumi!

Es klopfte. — Aurora hüpfte nach der Thür und öffuete. Der „deuze Err und ſeine Zöglink“ traten ein. „Ah, buona sera!“ rief Signora Sforzata und lud zum Sitzen ein. Mir wurde etwas unbehaglich, denn ich er-

Digitized by Google

kannte in dem Ankömmlinge einen unerträglichen alten Schwätzer, der mich wohl schon in hundert und mehr Concerten und Soiréen durch sein endloses Geschnatter auf das grausamste geärgert.

Es ist hier die Gelegenheit, Einiges über Concertqualen beizubringen, die musikalische Leute von nicht- oder halbmusikalischen in dieser Welt voll Mängel zu erdulden haben. Eigentlich müßte man ein eigenes Erziehungsbüchlein herausgeben, wie sich der civilisirte Mensch im Concertsaale und in der Oper zu benehmen habe. Es gibt nämlich eine ganz eigenthümliche Menschenrace, die Oken in seinem trefflichen naturhistorischen Werke zu rangiren vergessen hat, und die mit keinem andern Ausdruck erschöpfend zu bezeichnen ist, als „die Concert-Ungezogenen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus München.

[Theater.]

Wie oft habe ich die Feder angesetzt, um Ihnen, wie ich es einst versprach, Neuigkeiten aus unserer gemüthlichen Kunststadt zu schreiben! Bildete doch die „Elegante" sogar eine eigene Rubrik in meinem Notizenbüchlein, worin ich mir anmerkte, was ich ihr besonders mitzutheilen gedachte; aber es blieb bis jetzt beim guten Willen. Zürnen Sie aber, wenn ich nach so langem Schweigen mit dem Theater debütire? Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Ich könnte Sie bitten, diesen Anfang wenigstens als Anfang gelten zu lassen, da anderes nachfolgen werde. Aber fast glaubte ich ein Unrecht zu begehen, wenn ich so spräche. Denn zu einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die besseren poetischen Kräfte wieder anfangen, sich unserer Bühne anzunehmen, und der durch ausländische Fadheiten und Verschrobenheiten so lange niedergehaltene und herabgewürdigte Geschmack des Publicums ganz offenbar sich wieder zu erheben, freier aufzuathmen und nach Edlerem zu verlangen beginnt, ist es Pflicht, den längst abgerissenen Faden der Theaterkritik wieder aufzunehmen und die Bühne als einen Gegenstand zu behandeln, welcher des allgemeinen, öffentlichen Interesses würdig wäre. Ich täusche mich nicht! Schon ist der Zeitpunct nahe herbeigekommen, wo unsere Theatervorstände aufhören werden, großartigere Stücke von historisch-ernster Charakterzeichnung darum von der Bühne zurückzuweisen, weil das jetzige, — so arg zum Theil durch sie selbst verwöhnte — Publicum keinen Gefallen mehr daran habe. Blicken wir aber in die Culturentwickelung unseres deutschen Volks zurück, so sehen wir, daß es von jeher eher für das Starke und Kräftige, ja derbe, namentlich auf dem vorliegenden Gebiete, empfänglich gewesen ist, als für das Weichliche und Zärtliche, das nicht in seiner Natur liegt; und sollte es jetzt etwa mehr Sinn für das Letztere haben, was jedoch auch nur bedingungsweise zugestanden werden darf, so wäre dies eine fremdartige, ihm aufgedrungene Richtung, die von keinem weiteren Bestand mehr sein kann, und wie Spreu vor dem frischeren Hauch der fröhlich aufkeimenden neuen Zeit spurlos verschwinden wird. Lassen Sie mir diese beneidenswerthe und zugleich nicht unbegründete Hoffnung, daß wir dicht vor der Pforte einer neuen Epoche unserer theatralischen Kunst und mit ihr unserer gesammten literarischen Cultur stehen. Wir wollen sehen, welche Bühnen das Wesen dieses neuen Geistes am besten verstehen und zu benutzen wissen werden. Kräfte genug und von jeglicher Art sind vorhanden, wenn auch zum Theil noch niedergedrückt durch den letzten verschwindenden Rest des ausländischen Wustes, der unsere Bühne so lange belastet hat! Indessen eile ich zu dem Besonderen überzugehen, wovon ich zu sprechen beabsichtigte, und was mir zum Theil zu jenen allgemeinen Betrachtungen Veranlassung gab. So lasse ich denn unsere gedruckte Literatur und die Leistungen der bildenden Kunst, so wie die für die Schriftstellerwelt so wichtige Entscheidung der Kammern über den Schutz des literarischen Eigenthums heute gänzlich bei Seite, nicht minder alles, was über den schon vielfältig besprochenen großen Maskenzug unserer Künstler, diese unvergeßliche Schöpfung einer poetisch-künstlerischen Carnevalslaune, noch gesagt werden könnte, indem ich mich diesmal nur auf das Theater beschränke, das mir in dem Augenblicke näher am Herzen liegt.

Mit der neuen Oper, die man uns vor kurzem brachte, ist unstreitig eine der glänzendsten Perioden des hiesigen Hoftheaters vorübergegangen, wir hoffen, nicht für immer, da, wie wir hören, noch manches werthvolle Neue der nächsten Zukunft vorbehalten ist. In einem Zeitraume von kaum vier Wochen sind drei neue, ihrem poetischen Werthe nach allerdings sehr verschiedene Schauspiele und zwei neue große Opern mit ganz neuen Costümes und Decorationen in mehrfacher Wiederholung, so wie außerdem Götz von Berlichingen neu einstudirt zweimal über die Bühne gegangen, gewiß ein Aeußerstes, was durch ein Institut dieser Art in so kurzer Zeit geleistet werden kann, und ein augenfälliger Beweis von der regsamen und umsichtigen Leitung, denen sich das hiesige Theater zu erfreuen hat. Die Fortschritte desselben nach allen Seiten hin, und die erfolgreichen Bemühungen, ihm eine großartigere Gestaltung zu geben, sind unverkennbar und um so beachtenswerther, als im Beginn der gegenwärtigen Verwaltung große finanzielle Hindernisse zu beseitigen waren. Auf diese Weise hat es geschehen können, daß Herr von Küstner während seiner letzten Anwesenheit in Paris bei dem französischen Dichter St. Georges den Text zu einer neuen Oper zur Composition für den königl. Capellmeister Lachner bestellte, der nur durch die außerordentlichsten und besondersten Opfer zu erlangen war, eine Bevorzugung, worüber allerdings unsere einheimischen Dichter laute Klage erheben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 75. — den 14. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die alte Primadonna und der Musiknarr.

(Fortsetzung.)

Solch ein Concertungezogner setzt sich neben Dich ... Du ahnst nichts Böses, denn er sieht eben aus, wie andere Menschen auch. Das Musikstück beginnt, und er beginnt auch — nämlich zu husten. Nun, ihm kann etwas in die Luftröhre gekommen sein, es wird sich geben, — aber gefehlt! Er hustet noch einmal, zum dritten Mal, er hustet länger, stärker; er hustet den ganzen Satz durch. Du siehst ärgerlich auf und suchst Dir zum Andante einen andern Platz. Es ist nicht leicht, einen zu finden ... endlich, dort neben dem alten Manne, der still und harmlos dasitzt. Der zweite Satz beginnt, und der alte Mann fletscht freundlich seinen einzigen Zahn, der wie ein weißer Leichenstein am Grabe seiner Jugend wehmüthig wackelt, und beginnt auch:

„Haben Sie vielleicht einen Concertzettel?"

„Nein!"

„Es werden immer zu wenig Zettel ausgegeben .... Die Leute wollen immer sparen, sparen, sparen — immer sparen! Ja, ja!"

Du antwortest mit einem lächelnden „Hm!" und er schweigt einen Augenblick. Dann wieder:

„Dies Quartett ist von Beethoven, ich kenn' es wohl. Sehr gut, sehr gut kenn' ich's, ja, ja! Ein Bischen zerrissen, Bischen zerrissen! Wild, wild! Viel Romantik, unklar, zerrissen, ... aber doch immer viel Geist, Geist. Finden Sie nicht Geist, wie?! Finden Sie?"

Du affectirst nun das Unglück, das den großen Meister wirklich traf, stellst Dich taub und schweigst grob. Er, etwas betroffen, auch eine Weile, und Du glaubst ihn schon zur Ruhe gebracht zu haben durch diese offenbare Beleidigung, — aber Gott bewahre! Er beginnt freundlicher als vorher: „Componire auch .... aber nicht als Geschäft .... so, so zum Zeitvertreib. Können mich besuchen, besuchen! Scheinen großer Verehrer zu sein von Beethoven. Componire auch, so freilich nicht, freilich nicht; einfach, einfach, einfach! Alte Schule, ... auf meine Kosten gedruckt, ja, ja! Wird mir große Ehre sein, Sie bei mir zu sehen! Wohne Baumstraße 85. Fünf und achtzig! vergessen Sie nicht! Große Ehre sein, was vorspielen zum Kaffee, Kaffee, Kaffee!"

Das Andante ist unter diesem und ähnlichem Geplapper zu Ende gespielt, Du siehst halb ärgerlich, halb lächelnd auf, versprichst zum Kaffee zu kommen und suchst Dir für's Scherzo einen Zufluchtsort, um wenigstens diesen kurzen Satz ungestört genießen zu können. Dein Kakodämon, vielleicht derselbe, der Beethoven tückisch das Ohr verschoß, will Dir aber heute durchaus des Meisters herrliches Es-dur-Quartett vergällen, und stellt Dich neben einen jungen Elegant, der mit vornehm blasirter Miene, das viereckige Augenglas am schwarzen Bande in den rechten Augenwinkel gekniffen, die Damen mustert. Er scheint ganz ernsthaft, und so voll Weltschmerz, daß er Dich schwerlich stören wird; Du hoffst, er werde das Scherzo überhören und weiter mustern. Fehlgeschossen! Der Dreivierteltakt, der scharfe Rhythmus macht

Digitized by Google

ihn mobil, er hat rine Dame gefunden, die ihn lorgnettirt, er will frine muſikaliſchr Kenntniß bemrrklich machrn. Er ſängt an, mit dem Fuße drn Takt zu markiren und wohlgefällig drn Kopf dazu zu wiegen. Er führt rs ronfrqurnt durch, er ſingt ſogar rin wenig mit, — Du machſt ihm höflich bemerkiich, daß zwei Genüſſe auf rinmal nicht zu grnießrn wärrn. Das nimmt er lächrlnd für ein Complimrnt und treibt's noch ärger.

Du ſtirhſt nun und willſt ſtracks aus dem Saale, aber das Thema zu den Variationen beginnt ſo eintadrnd, — Du läßt die Klinkr los und bleibſt an drr Thür ſtrhen. Hier ſcheint keine Gefahr, es iſt alles ſo ſtill, ſo muſiktauſchrnd. Ach! hier ſtrhen junge Muſikrr, glückliche Inhaber von Freibillrts, — ſie ſind ganz Ohr! Sie huſten, ſie plappern, ſir takiirrn nicht, — ſir hören andächtig zu, und rine Weile biſt Du wie im Himmel. Da,.... bei drr Bratſchrnvariation knarrt hinirr Dir die ſchwere Saalthür. Sie könnte freilich geölt ſein, das Orl iſt ſo billig .... doch ſo was geht vorüber, rs knarrt höchſtens beim Zumachen noch einmal, dann iſt's abgethan. Du ſirhſt Dich nicht 'mal danach um und hörſt weiter. Aber es beginnt bedrohlich hinter Dir zu ſchnaubrn, zu puſtrn, nach Luft zu ſchnapprn .... Du wendeſt den Kopf, und — o, Brama! — Er iſt's!

Frage nicht nach dem Namen, wenn ich ſage Er! ſo meine ich ihn, drr immer im lrzten Satzr, oder am Schluſſr, oder gar nicht kommt, ... ſich ſchnaubrnd die Brille putzt, ſie dann aufſrtzt, um ſich die Muſik (d. h. den Concertzettel) zu beſehrn, und Tagrs darauf ſich hinſrtzt und die herrlichſten, geiſtvollſtrn Recenſionen in der B..... Zeitung ſchrribt, wobei ihm nur zuweilen das Malheur paſſirt, daß er C-moll für Es-dur angrhört. — Er war es, und Du kannſt nun ſingrn: „Meine Ruh' iſt hin!" denn unter die jungen Muſikrr vor Dir, die noch eben ſo andächtig lauſchten, iſt mit ihm eine eigenthümliche Unruhe gekommen; ſie ziſchrln ſich in die Ohren und lachen liſe, und einer von ihnen, „ein liebendes Herz, das immer — immrrzu ſingt", geht auf den Unſtrrblichen zu, macht eine tiefe Verbeugung, fragt nach ſrinem irdiſchen Wohlbeſinden, und ob er ſchon die Gnade gehabt, das Hrftchen Lieder durchzuſehen, welches er ihm zu nachſichtsvoller Recenſion ꝛc. — Der große Mann neigt herablaſſend das Haupt, ſchmunzelt und verſpricht einige wohlwollende Worte in ſeiner Ibis darüber drucken zu laſſen; obgirich gar zu viel Lieder erſchienen und man ſie nur in Bauſch und Bogen anzrigen könnr, da ſolche, wie die von Berger doch nie, nie wieder gemacht würden, wogegen die von Schubrrt nur Mittelgut, und das kaum. Du wirſt nun übrr dieſe lrtzte Dummhrit ſo dumm, daß Du ſtracks aus dem Saal und geradezu nach Haus läufſt; anſtatt es wie ich zu machen, drr ſich nun für den übrigrn Thril der Soirée das ſchönſte Geſicht drs Saales herausſucht, um in den Augen die Transfiguration drr Töne zu belauſchrn; — wobri man von dem Gehuſte, Geſchwätze und Gepoirr dann viel weniger geſtört wird, als andrre arme Muſikſrrlrn im Saalr.

Doch rs iſt Zrit, zu unſerrr Grſrllſchaft zurückzukehren.

Nachdem der „deuze Err" und ſein Zögling uns vorgeſtellt worden und wir ihm, ſetzte man ſich, und Signor Paſſato brachte den Ther. Die Primadonna ſtellir ihn ais ihrrn Amico vor. Was lag abrr alles in dieſrm Brgriff! Signor Paſſato war kirin, vergilbt wie rin alirs Pergamrnt, und zuſammengeſchrumpft wie eine Roſine, abrr ſrine Brwegungen waren noch lebhaft, und frine großrn frurigrn ſchwarzen Augrn und das krauſe ſchwarzr Haar vrrrirthen drn Südländer. Da mir der „druze Err", der ſein Geſchnatrrr an Signora und die klrinr Aurora richtetr, wenig intereſſant war, lirß ich mich mit Signor Paſſato in rin Geſpräch rin. Er erzählte mir, daß rr Signora Sforzata brreits frit fünfundzwanzig Jahren krnne, ganz Europa mit ihr durchrriſt, ſie noch auf drm Theatrr und in taufrnd Concertrn gehört habe, und daß rs traurig, frhr traurig ſri, ſie nicht mehr öffentlich zu hören, da ſie doch grwiß heute noch die größte Primadonna drr Wrlt ſri, und rr ſie faſt nie hörrn könne, ohne zu wrinrn. Er ſchwur mlr zu, mit all' ſriner ſüdlichen Lebendigkeit, daß drauſtrn, als er die Taſſen auswuſch und dir Therkanne, währrnd drinnrn Signora drn Rinaldo grſungen, — er es kaum hätte aushalten können. Sir wolle aber durchaus nicht mrhr öffentlich ſingrn, ſie ſei zu eigenſinnig, und er vrrmögr leidrr nichts über ſie. Er beſchwor mich nun, Signora zu bereden, noch im Laufe des Winters ein Concert zu grbrn, worin ja denn auch die kirine Aurora — von der er nicht virl zu haltrn ſchirn — ſingen könne, um dem Publicum bekannt zu werden. Ich verſprach rs ihm zu thun, und wandte mich ſogleich an die Primadonna, die eben über Concertgeben ſprach. Sie wollte Anfangs nichts davon hören, und antwortete mehrmals mit einem Seufzer: „E passato il tempo, che Berta filava!" Aber Signor Paſſato ſtirß mich mit drm Ellnbogrn und ſagir, ich ſolle ſie nur aufforderrn und bittrn, die letzte Serne des Romro von Zingarelli zu ſingen, was Schöneres gäb' es auf der gan-

Digitized by Google

len Welt und auch in Italien nicht; dann wollten wir con furore applaudiren, das würde sie vielleicht bestimmen. Ich bat sie also um die Scene, der „deuze Err" und sein Zögling vereinten ihre Bitten mit der meinigen, und sie erklärte sich bereit. Nachdem sie mich ersucht, das Stück zu accompagniren, stand sie auf und bedauerte, uns die Scene nicht in dem Romeo-Costüme vorsingen und spielen zu können, das sie früher auf dem San-Caelo-Theatre zu Neapel in dieser Oper getragen. Sie gestand mit jener südländischen Unbefangenheit, daß damals ihr schönes Bein sehr viel zu dem Effect beigetragen; hierbei aber, um ihr eigenes Bedauern Lügen zu strafen, stellte sie den Fuß auf einen Fußschemel, und faßte das schwarzseidene Kleid, das unten mit einer breiten Goldtresse besetzt war, à la Pantalon hinter den Knieen zusammen, und lächelte uns an. Der „deuze Err", sein Zögling, Elise und Aurora kamen in Verlegenheit und schlugen die Augen nieder, so daß ich, um die deutsche Prüderie vor Spott und Hohn zu retten, ihr schon ein Compliment über dies noch brauchbare Piedestal zum Romeo machen mußte, in welche Anerkennung Signor Passato begeistert einstimmte. Sie legte mir nun die Partie des Romeo auf, und setzte sich, nachdem der Papagei mit einer großen Serviette verhangen war, in Positur. Ich suchte mich auf der Claviatur zwischen Schnupftabak und Taschentuch zu orientiren, und das Stück begann. Aller vier, höchstens acht Takte kam eine Fermate mit Cadenz, Triller und Schweller, und ich hatte Muße, mich umzusehen. Signor Passato war mit seinem Stuhl vorgerückt, und mit gespanntester Aufmerksamkeit ganz Auge und ganz Ohr, sog er jeden Ton, jede Bewegung ein, und nach jeder Fermate seufzte er ein „Brāvissima!" doch so, daß sie es hören konnte. Dem alten Schwätzer mit dem Clavierzögling schien es zu lang zu werden, und er wagte es, Aurora etwas zuzuschnattern. Aber da faßte ihn Signor Passato leise beim Arm und warf ihm mit einem kaum hörbaren Zisch einen so drohenden Stilettblick zu, daß der Schwätzer wirklich zusammenfuhr und schwieg. Das Stück nahte seinem Ende, ich sah die letzte Fermate gleich einem rettenden Leuchtthurme in der Ferne winken, sie kam, und Romeo setzte zu einem hohen, zweigestrichenen B an, — aber die Stimme versagte mit einem gellenden Ueberschlag. Der arme Passato zuckte zusammen, wie von einer Natter gestochen, und schloß die Augen, der Papagei pfiff unter der Serviette laut auf, und Didone streckte knurrend den Kopf unter dem Bette hervor. Es war ein peinlicher Augenblick, und ich wagte nicht, Signora anzusehen. Sie ergriff aber lachend die Partie, schleuderte sie über den Flügel weg, nahm vom Diskant eine Prise und vom Baß das Taschentuch, und wiederholte sich niederlassend ihr Motto: E passato il tempo etc.

Wir setzten uns wieder um den Tisch, und der Alte brachte ein Concertproject zur Sprache, wobei er sogleich ein bereits geschriebenes Programm aus der Tasche zog. Sein Zögling und Aurora sollten sich nämlich in diesem Concerte zum ersten Male öffentlich hören lassen; da aber dies doch wohl für das Publicum nicht anziehend genug sein dürfte, so sollte die berühmte Primadonna, Signora Sforzata, ihren Namen mit auf den Zettel stellen. Es stände dann immer noch in ihrem Belieben, zu singen oder nicht. Wenn nur erst die Billets verkauft wären, so könnte ja am Nachmittage des Concerttages, eher nicht, irgend eine Unpäßlichkeit der Primadonna bekannt gemacht werden. Da die Richtigkeit dieses Unternehmens einleuchtete, so wollte ich den Alten gar nicht auf die Ungerechtigkeit, die er auf diese Weise gegen das Publicum beginge, aufmerksam machen; vielmehr rieth ich ihm, solches doch erst am Abend im Saale selbst absagen zu lassen, da doch im Laufe des Nachmittags gewöhnlich noch viele Billets verkauft würden. Er fand diesen Vorschlag excellent und ging darauf ein. Aber Signora sagte ihm plötzlich in großer Aufregung, wenn sie einmal wieder auf dem Zettel stünde, so würde sie auch singen, die Einnahme käme dann ihr und Aurora zu, und sein Zögling müsse sich eine Ehre daraus machen, in diesem Concert zu spielen. Dies zerstörte den ganzen Plan des Alten und brachte ihn etwas auf. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus München. (Fortsetz.)

[Neue Dramen.]

Das erste von den bezeichneten drei neuen Schauspielen: „die Münchner ohne Zelt", ein Original-Volksschauspiel in 5 Acten von dem hiesigen Schauspieler Heigel, nach dem Manuscript am 16. Febr. zur Aufführung gebracht, steht an poetischem Werthe mit dem voriges Jahr zum erstenmal gegebenen Volksschauspiel „Toni" etwa auf gleicher Stufe. Es macht keine hohen Ansprüche als dichterisches Kunstwerk und sucht seinen Vorzug ausschließlich darin, einen vaterländischen, lokalen Geschichtsstoff mit treuer Ausmalung der Wirklichkeit dem empfänglichen Publicum vorzuführen, das für solche Darbietungen, selbst bei auffallenderen Mängeln derselben, sich stets dankbar erweisen wird, und mit Recht, da die vaterländische Gesinnung und das theatralische Interesse durch nichts anderes lebendiger sich angeregt fühlt, als durch Vorstellungen, die solche Stoffe behandeln. Das Stück

Digitized by Google

ist in einzelnen Charakteren, zu welchen wir den Wagner Lorenz Denkel (Hr. Maye) und den Rathsdiener Hackt (Hr. Heigel) rechnen, mit viele Wahrheit und Laune duechgeführt.

Von ähnlichem Gepräge nach Sprache und Anordnung, aber von breiteree Behandlung und nicht so iedendiger Charakteristik ist „der Findling nnd die Kaiserstochter", ein dramatisches Schauspiel in 5 Acten, nedst einem Vorspiele von Ulrich von Destouches, das am 6. März zur Darstellung kam, ein Stück für das Sonntagspublikum, das seine Vorliebe füe Ritterschauspiele, wo es alleelei Rüstungen und Verwandlungen zu sehen gibt, noch nicht verloren hat, mit einigen glücklich durchgeführten Dialogen, die aber lange nicht bedeutend genug sind, um für die Gewöhnlichkeit des Inhalts im Allgemeinen zu entschädigen; dennoch dietet die Entwickelung der Fabel, die einen Findling, den geraubten Sohn des Grafen von Hohenstein, zum Schiegersohn des salischen Kaisers Konrad II. emporsteigen und damit zur Anwartschaft auf den beutschen Kaiserthron geiangen läßt, sowie das Spiel der beiden Hauptrollen durch das Dahn'sche Ehepaar hinreichendes Interesse dar, um dem bescheidenen Sinn für einige Abendstunden Unterhaltung zu gewahren.

Mit höheren dichterischen Ansprüchen tritt das vieibelobte Gutzkow'sche Trauerspiel „Richard Savage" auf, dem von Stuttgart aus zuerst der glänzendste Ruf vorausging. Wir müssen es dahee der Intendantur Dank wissen, daß sie dieses Stück auf die hiesige Bühne und hierburch auch zu ünserer näheren Kenntniß brachte, nicht abee blos aus dem Grunde, weil es von einem der renommirtesten modernen Schriftsteller herrühret, sondern vorzüglich auch darum, weil es innere Schönheiten, man möchte liebee sagen Feinheiten in genügendem Maße besitzt, um demselben auch im Kreise der Gebildeteren eine längere Theilnahme zu sichern. Betrachten wir das Sujet! Es ist möglich, daß ein untergeschobenes, unechtes Kind in den Besitz von Urkunden kommt, wodurch es, wiewohl fälschlich, als der Sohn einer vornehmen Mutter beglaubigt zu werden scheint, und es ist eben so möglich, daß ein ehrgeiziger, hoch hinausstrebender und überdies für phantastische Eindlidungen empfänglicher, aber armer und zum Theil sittlich verwahrloster Dichter an diesem Wahne, gegenübee seiner vermeintlichen Mutter, die ihn stolz von sich weist und zuletzt einen Fluch über ihn ausspricht, erkranken und im Irrsinn untergehen kann. Wee gedenkt hiee nicht eines anderen modernen Trauerspiels, der Griseldis, wo das tragische Geschick ebenfalls nicht auf etwas Wirklichem und Wahrhaftigem, sondern nur auf einer Täuschung der Leidenschaft beruht? Dies ist der Hauptmangel des Stücks, was den Stoff betrifft; der zweite ist der aus der Behandlung hervorgehende, nach welchem die Spannung der Leidenschaft und des Interesses gleich im ersten Acte so hoch gesteigert ist, daß eine Erhöhung derselben nicht mehr möglich erscheint. Im dritten Acte, wo die Knüpfung des Knotens vor sich gehen sollte, sehen wir eine völlig neue Handlung beginnen, die das Ganze in zwei große Hälften theilt, ohne auf die Entwickelung dee Katastrophe nothwendig und wesentlich einzuwirken, indem Savage seinem verhängnißvollen Wahne verfallen bleibt, mochte Lord Tyronnell ihn, der bereits wegen einer im Duell vollzogenen Mordthat zum Tode verurtheilt aber wieder freigesprochen worden war, jetzt auch noch so verschwenderisch mit allen Glücksgütern des Lebens überschütten. Der Fluch der Muttee, der jetzt auf ihn heeabfiel, gleicht nur dem nachhallenden Donnee, nachdem der Blitz schon längst den kernhaften Baum mittendurch gespalten hatte. Wie dee Rheinstrom, der mit rauschenden Wasserfällen beginnt, versiegt das Stück zuletzt im Sande; es ist ein absteebendes, hinwelkendes und demgemäß der Schluß das Matteste vom Ganzen, dieser Schluß, woo Savage in seinem Wahnsinn noch einmal seine ganze Geschichte erzählt, die uns durch alle fünf Acte bereits vorgespielt worden ist, ohne Zweck und ohne Wirkung. Dabei kann der moderne Dichter, der zugleich Kritiker ist, seine Bitterkeiten, Seitenhiebe nnd sarkastischen Anspielungen auf allerlei Thorheiten dee heutigen Zeit nicht lassen und stört auf diese Weise nicht nue das zeitgemäße Colorit, sondern selbst die einheitliche tragische Wirkung des Ganzen. Wozu das ungeheure Lod des Journalismus, womit der Jurnalist Steele seinen erst zum Tode und nun zur Deportation veeurtheilten, seelenkranken Freund im Gefängniß langweilt? Savage soll ihm Correspondenzen aus Botanybay schreiben! Welche durchbohrende, kalte Ironie ist hier mit dem tragischen Schmerz getrieben, aus lautee Lust, vom Journalismus zu sprechen und auch hier seine Gottheit andeten zu lassen! Die Komik ist nicht nothwendig, wie sie es bei Shakspeare ist; sie gleicht einem Narrenlappen, der an einem Teauergewande hängt, und auch das Trauergewand ist zerrissen, absichtlich zerrissen, hier durch ungemessenen Stolz, dort durch den Irrsinn. Bei alle dem ist das Stück reich an einzelnen trefflichen, selbst großartigen und erschütternden Contrasten, die mit großee Einsicht als Hebel der Handlung benutzt sind, um das Interesse daran immer von neuem wieder lebendiger anzufachen. Die geistreiche Durchführung des Dialogs, die vielen Feinheiten dee Ansicht und sprachlichen Darstellung, so wie endlich der seltene Glanz neuee pisquanter Bilder geben außerdem noch diesem Stücke einen eigenthümlichen, bedeutenden Vorzug vor vielem Andeeen, was auf diesem Gebiete unsere Zeit hervorgebracht hat. Durch einzelne Kürzungen und kleine Abänderungen wird dieses Stück besonders füe die Aufführung noch bedeutend gewinnen. Ausgezeichnet war Mad. Fries als Lady Macclesfield, besonders in dem schönen Monologe, wo sie mit sich selbst und ihrer Mutterliebe, die sie nicht fühlt, zu Rathe geht, nicht minder He. Dahn als Savage. (D. B. f.)

Notiz.

[Arndt über Brinckmann.]

Der Prof. Arndt in Bonn hat in seinen schwedischen Geschichten eine giftige, wahrhaft schmähsüchtige Schilderung des schwedischen Diplomaten und deutschen Dichters Gustav von Brinckmann gegeben. Demselben Brinckmann dagegen hat Schleiermacher, Arndt's Schwager, seine berühmten Reden übee die Religion als einem lieben Freunde und geistigen Vertrauten zugeeignet. Doch die beste Genugthuung gibt dem verunglimpften Ehrenmanne der Verunglimpfer selbst: er ist der Lobredner des Königs Gustavs IV. Adolfs von Schweden, des Obersten Gustavson!!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 76. — den 16. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die alte Primadonna und der Musiknarr.

(Fortsetzung.)

„O glauben Sie nicht, Madame," sagte der Alte, „daß hier von einer Schülerleistung die Rede ist; mein Zögling spielt das Neueste, Schönste auf das vollendetste."

„Was aber geschrieben auf der Programm, was er soll spielen?" fragte Signora.

„Thalberg soll er spielen," erwiederte der Alte. „Drei herrliche Phantasieen von Thalberg, dem größten lebenden Clavierspieler und Componisten."

Ich machte die Bemerkung, es wäre vielleicht der Abwechslung wegen hübsch, wenn sein Virtuosenzögling auch etwas von Chopin oder Henselt spielte.

„O, bewahre, bewahre," entgegnete er, „nein, nein! Das ist Romantik, neue Romantik .... nichts fürs Publicum. Alles zu wirr zu wirr, zu wild zu wild .... paßt nicht für den Concertsaal. Weiß auch, wie die romponiren, die Neuromantiker. Sehr gut, sehr gut! Mein Freund, der Magister R. in L., hat mir alles erzählt. In derselben Stadt wohnt so ein Teufelsromantiker, der sich um keinen Menschen scheert, immer so vor sich hinbrütet, in der Dämmerstunde den Flügel aufmacht, und nun wie wahnsinnig darauf herumfährt. Wenn's dann 'mal recht arg kommt, wie es nie dagewesen: — schreibt er's auf und läßt's drucken. Und so machen's alle Neuromantiker, die Teufelsromantiker! sagt mein Freund, der Magister. Aber er wird sie ausrotten mit Stumpf und Stiel, er hat mir's versprochen. Er und sein Freund M. in B., auch Magister, und sein Freund C. B. v. M., ein großer Componist in D., der endlich herausgebracht hat, daß die Schröder-Devrient kein Genie ist: — diese drei haben sich verschworen, die ganze neue Romantik zu vertilgen, mit sammt der neuen romantischen Zeitung, die der Teufelsromantiker Robert Schumann, der Aergste von Allen, herausgibt. Dieser soll es schon so weit gebracht haben, daß er gegen meinen Freund, den Magister, förmliche Injurien componirt, z. B. Magister, Philister u. s. w., was sehr gefährlich, da es gar nicht herauszufinden und vor Gericht zu stellen ist, denn Text schreibt er nicht darunter. Zum Glück versteht es Niemand, außer der geheimen Gesellschaft der Teufelsromantiker, die sich „Davidsbündler" nennen. Aber die verstehen's und lachen darüber, und nennen solche componirte Injurien Humor, — was denn für einen Magister doch immer sehr ärgerlich ist."

„Componirt denn Ihr Freund, der Magister, auch?" fragte ich.

„Ei wohl," versetzte der Alte, „kennen Sie denn nicht das berühmte Volkslied, worin immer vorkommt: „Das Ding, das Ding, das Ding drrr — ling! — das ist von ihm. Ein herrliches Lied, voller Witz und Laune!" Und damit trällerte er die Melodie vor sich hin.

„Fi-donc! welch' abscheulich Gesang!" rief die Primadonna, die von diesem Gespräch kein Wort verstanden hatte. Sie wunderte sich, daß man so viel über Clavirmusik spräche und gar schriebe. Clavier sei gar

Digitized by Google

kein Instrument, sagte sie; es sei nur zum Accompagniren gut.

„Abee die Harmonie, die Harmonie! wo finden Sie so viel Harmonie?" schrie der „deuze Cee."

Daeauf meinte die Sängerin, wenn man Haemonie wolle, so könne man meheere Stimmen zusammennehmen, das klänge denn doch ganz anders. Abee in der Musik sei die Melodie die Hauptsache, wenigstens wäee man in Italien so gescheidt, das zu glauben. Auf dem Clavier könne aber Niemand eine Melodie gesangmäßig spieien, weil jeder Ton ein forçato (>) wäee, man möchte ihn anschiagen, wie man wolle. Es käme also geeade das Gegentheil von allem guten Gesang zum Vorschein, da es doch seit Menschengedenken Gesetz sei und bleiben werde, jeden Ton einee geteagenen Melodie, sobaid es die rhythmische Länge und das Zeitmaß erlaube, leise an- und abzuschwellen (<>). Daher käm' es auch, daß dir deutschen Maestri alle nicht gesangmäßig zu schreiben wüßten, weil sie alle Clavierspielen, aber nicht singen lernten. Dazu käme noch die schreckliche deutsche Sprache, die gar nicht zu singen sei, wie sie sagte.

Dies alles beachte den Alten wieder ganz außer sich, und seibst der Clavieezögling, der bis dahin den Kampf der Meinungen benutzend, hinter dem Stuhle sehe eifrig die Hand der kleinen Auroea gedeückt hatte, ließ diese los und setzte sich in Positur. Sie wußten indeß Beide nichts Schlagendes zur Vertheidigung ihres Instruments, des Claoiers, vorzubringen, und die Peimadonna behauptete sich siegvoll auf dem Standpunete des Gesanges und der Melodie. Da es mit Worten nicht möglich, sollte sie nun aber durch die That besiegt werden, und der Zögling mußte sich ans Claoiee setzen, um eine Phantasie von Thalbeeg zu spieien. Er setzte sich, eegeiff das Taschentuch vom Baß und fegte damit den Tabak vom Diskant, woeüber ee mit Signore Passato in Streit gerieth, der darauf bestand, er solle und könne den Thalbeeg zwischen Tabak und Taschentuch spielen. An Aufmachen des Flügels war gar nicht zu denken, denn Signora litt nicht, daß der Pagagei seine Stellung einbüßte. Nachdem der Zögling einige Male mit vieler Geschwindigkeit durch das ganze Bereich der Claviatur gefegeit, begann ee die Phantasie über Themata aus Rossini's Moses von Thaldeeg. Das war das schlimmste, was er wähien konnte, dir Sängerin kannte jede Note, und kaum hattr er die eesten Takte dee Preghiera begonnen, so rief sie ihm zu, das sei nichts, unterbrach ihn und sang ihm die Meiodie vor. Er fing noch einmal von vorn an; sie rief, das sei wieder nichts, so etwas ließe sich gar nicht auf dem Claoier spieien u. s. w. Der Zögling wollte nun aber, schon um sich vor uns und Aurora höeen zu iassen, sein Stück mit Gewait zu Ende spielen, und schiug so wüthend drein, daß einige Saiten speangen. Hieeäber gerieth Passato außer sich und wollte ihn nicht weiter spielen lassen. Dee Alte trampeite mit den Füßen und scheie: „Ausspieien iassen, ausspielen! Ich zieh' die Saiten auf, zieh' die Saiten auf!" — Signora waef sich quer übre des Bett und lachte übermäßig, Didone sprang bellend auf die zappelnden Füße des Alten ein, und der Papagei schrie und pfiff auf das ärgste. Aurora war hinter den Stuhi des Spielenden gehüpft, um ihm liebende Aufmerksamkeit und Theiinahme zu bezeigen. Endlich riß der Pedalhaken, die Dämpferbank stand still, zwei Hämmer brachen und das Stück war zu Ende. Die Peimadonna und ihr Amico, Signorr Passato, appiaudirten con furore und iachten; der armr Junge stand auf, trocknetr sich den Schweiß von der Stien, drückte der kleinen Aurora dankbar und verstohlen die Hand und griff nach seinem Hute, da er bemerkte, daß auch wir uns zum Gehen erhoben hatten.

Wie beueiaubten uns also bei Signora, die mich bat, ihr Elise recht bald, und als Schüleein zuzuführen. Der Amico Passato gab uns die Mäntel um und leuchtete uns dir Stiegen hinunter. Auf der Steaße bat mich Elise, dem Zögling und dem Alten irgend etwas Anerkennendes, Entschuidigendes zu sagen, was ich denn auch that.

„O, Sir sollen mich nur erst im Coneert hören, auf einem guten Kisting'schen Flügel! Solche aite italieniscbr Sängeein, die weiß ja gar nicht, was das heißt, Pianist sein. Die weiß weder mich noch Thalberg zu beuetheiien," sagte der bescheidene junge Mensch. — Wir waren geeade an einer Straßenscheide, wünschten gute Nacht, und empfahlen uns.

„So etwas hab' ich nie gesehen und gehört," sagte Elise, als wie allein gingen; „es ist mir ganz wier im Kopf von all' dem Geschrei, Gesinge, Gespiele, — und hast Du wohi bemtrkt, daß der junge Klavierspieler der kleinen pausbackigen Aueora einmal übers andere dir Hände deückte, und sie ihn wiedeehoit zärtiich zum Zerschmeizen anblickte?"

„Alles hab' ich gesehen, gehört, bemerkt," gab ich zur Antwoet, „es war der tragische Kampf zwischen germanischer und eomanischee Musik in burieskem Gewande."

Elise meinte, was die Primadonna über die Herrschaft der Melodie gesagt, schirne ihr gar nicht so übel,

Digitized by Google

die Melodie wär' doch gewiß auch die Hauptsache in der Musik.

Ich gab ihr zu, daß eine Sängerin zunächst die Melodie verfechten müßte, da sie ihr Lebensprineip; aber Stamm und Wurzeln sind nöthig, um eine schöne Blumr erscheinen zu lassen, und ein festes Knochengerippe und Sehnen trägt selbst die medieeische Venus in sich: — also auch wärr eine wohlbegründete Haemonir nöthig, um eine schöne Melodie zu tragen, fügte ich hinzu.

„Das leuchtet mir ein," erwiederte Elise, „allein wie die Wurzel zur Blume, so müßte sich auch die Harmonie zur Melodie verhalten: nämlich verdeckt und anspruchslos." Aber selbst in vielen meiner Lieder, die sie gern sänge, schien' es ihr manchmal, als wolle die Wurzel über die Blüthe weggreifen, und viele von sehr berühmten deutschen Componisten gäbe es, wo fast nichts als die Wurzel zu sehen wäre. „Solche Lieder werde ich von nun an immer nue Wurzellieder nennen," schloß das klugr Mädchen lächelnd, indem sie angelangt an ihrer Wohnung von mir Abschied nahm.

Des andern Tages traf ich mit dem Alten zusammen. Er rauchte noch von der Aufregung des gestrigen Tages, hattr aber das Concertprojeet nicht aufgegeben. Er sah ein, daß sein Zögling, der noch gar keinen Namen in der Virtuosenwelt hatte, das Concert nicht allein geben könne, ja daß es ihm schwer werden würde, die nöthigen Gesangcomparsen dazu herbeizuschaffen. Zwei Sängerinnen, von denen die rine einen weltberühmten, wenn auch halbverschollenen Namen, die andere abee den Reiz der Neuheit und — Schönheit, wie er sagte, für sich habe: das gäbe immer ein großes Interesse ab für ein Concert. Obenein sei dabei die Annehmlichkeit, daß man nur eine Kutschr brauche für die beiden Sängeeinnen, den Zögling und sich selbst; dies allein würde ihn schon bewegen, sich wieder mit Signora Sforzata auszusöhnen. Wir waren im Gehen voe seiner Wohnung angekommen, und er lockte mich unter dem Versprechen eines Frühstücks ins Haus. Er war Junggesell und wohntr mit einer alten Wirthschafterin allein. Die Wohnung, in einer der besten Gegenden der Residenz gelegen, das Meublement, — ließen auf Wohlstand schließen. Zwei Flügel und Gottfried Weber's Theorie, die nebst Musikalien darauf lag, documentirten das musikalischr Element des Besitzers. Kaum hatte ich rluer Aufforderung zufolge Hut und Handschuh abgelegt, als es klingelte und der Zögling eintrat. Er freute sich ungemein, mich zu finden, und wolltr mir nun gleich, ohnr Störung, wie er sagte, die Moses-Phantasie ordentlich vorspielen. Damit setzte er sich ohne Weiteres an den Flügel und begann. Ich hoffte immer auf das versprochene Frühstück und dadurch auf einige Zerstreuung, aber es kam nichts. Ich sah mich zwischen diesen beiden Klavierhusaren verrathen und verkauft und ums Frühstück heimtückisch betrogen, denn kaum war die Phantasie zu Ende, so zog der Alte ein großes Notenpack hervor, das seine eigenen Compositionen rnthielt, und drohtr mit Quatremains und Liedern — alles auf seine rigenen Kosten gedruckt, mit Namen, Charakter und Adresse, wovon er mir höchst gütig Exemplaee zum Präsent machen wollte. Ein Quatremain mußte man, der Aeligkeit wegen, wenigstens anhören. Es schildert den Uebergang der Franzosen über die Berezina, und man mußte zugeben, daß die erschreckliche Kälte, Schnee uud Eis vortrefflich wiedergegeben waren in der Musik. Der Alte schlug im Baß wie toll darauf los, ahmte mit dem Munde Kanonenschüsse nach, wie auch mitunter das Gewimmer der Sterbenden. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Kleine Loose aus dem Gebiete der Phantasie, von dem Verfasser der Wanderungen durch die rhätischen Alpen. 2 Thle. Zürich, Orell. Füßli und Comp.

Der Verf. hat keine Nieten, sondern eben Loose gezogen, welche mit einem kleinen bescheidenen Gewinne herauskommen, er gehört nicht zu denen, welche zu ihrem Talente „va banque" sagen und Alles auf eine einzige Karte setzen können, er würfelt wie in einer Glücksbude, der Einsatz ist geeing, der Gewinn klein, of kleiner als selbst der Einsatz, immer aber sicher, und sollte er auch blos in einem novellistischen Pfefferkuchen, in einer Nadel- oder Sparbüchse von Erzählung bestehen. Der Verf. ist, was man eine gute deutsche Haut nennt, oder eigentlich eine schweizerische, denn der Schweizer verräth sich in allerlei sprachlichen Eigenheiten und Absonderlichkeiten. Für den Mangel an Gestaltungs- und Erfindungskraft entschädigt eine gewisse Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, welche den Gebirgsvölkern eigenthümlich ist, und nebenbei manche hübsche Ausmalung ins Kleine. Die Erzählung „die Sühne" ist ziemlich ernsthaften Inhalts und erhält sich mit nicht beneidenswerthem Glück auf dem Niveau unserer Taschenbuchserzählungen. Die edle Leidenschaft, man möchte fast sagen das Talent, der Frauen, sich für den Gegenstand ihrer Liebe oder für eine fixe Idee aufzuopfern, ist darin schön erfaßt, aber die Erfindung, wenn auch gut gemeint, seltsam, gesucht und unnatürlich. Kleinstädtisches mit kleinstädtischem Humor behandelt die Erzählung „das Kontumazhaus"; schweizerisch witzig ist eine andere „der Schützenpreis"; eine alte Idee in ziemlich glücklicher und neuer Weise und mit vieler Persiflage verarbeitet der Verf. in seinem Mährchen „die Fürstenschule", aber das Ding ist kein Mährchen, sondern eine bloße satyrische Fabel;

Digitized by Google

von der Erzählung „das Messer mit der rothen Scheide" ist gar nichts zu sagen. Breit ist der Verfasser; die bloße Gemüthlichkeit ist immer breit. †.

Sonst und jetzt. Novellensammlung von David Russa. 2 Bde. Schwerin, Kürschner.

Zu einer Nationalversammlung deutscher Literatur der Gegenwart würde Mecklenburg seinen David Russa (Assur) als Abgeordneten stellen, in ihm nimmt das alte abgepferchte, haregesottene Mecklenburg an der jüngeren Zeitentwicklung Theil. In der vorliegenden interessanten Novellensammlung finden wir ein Gemälde aus alter Zeit: „Burg Schwerin, oder Mecklenburgs Jubel im Jahre 1631." Sämmtliche andere Stücke sind Socialnovellen aus dem Leben der Gegenwart, und dieser Contrastirung des Inhalts verdankt die Sammlung ihren Titel. „Die Liebe einer Sängerin" führt uns oft berührte moderne Situationen vor, deren Conflicte in wahrer und unwahrer Neigung beruhen. „Die Taufe, oder der Kaufmann von Venedig" führt die Dissonanzen der gesellschaftlichen Meinungen über Judenthum und Christenthum bis zu einer ergreifenden tragischen Katastrophe durch. Die Darstellung ist rasch und belebt, der Styl gewandt, drängend und nicht ohne Feinheit und Schärfe. Ungenügender als die stofflichen Partien der Novellen erscheint uns der Abschnitt: „Aus den Memoiren eines Narren". Hier fehlt keineswegs der Sinn, der das Richtige fühlt, um den Meinungen des Jahrzehends ein Spiegelbild vorzuhalten, allein der Genius des Humors ist hier nicht rapide genug, um ein so anspruchsvolles Thema, das Shakspeare's gesammte Narrenschaar heraufbeschwört, durchzufechten.

Der Weltbürger. Ein historischer Roman aus den Jahren 1830—1832, von Ferdinand Stolle. 3 Bde. Leipzig, Meißner.

Wir haben über des Verfassers „1813" und sein „Elba und Waterloo" einen Bericht gegeben, der Stolle als Geschichtsschreiber ziemlich deutlich charakterisirt. An beide Romane, die viel Beifall fanden, schließt sich nun ein dritter, der die Vorgänge der Jahre 1830 bis 1832 anschaulich zu machen sucht. In den erstgenannten Büchern schöpfte der Autor aus französischen Memoiren, die er sehr fleißig benutzte; in dem „Weltbürger" referirt er nach Zeitungsberichten. Der Roman im Roman ist gemüthlich, aber gewöhnlich.

Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen, von Heinrich Smidt. 4 Bände. Leipzig, Kollmann.

Gutmüthige Derbheit und gesunde Seriuft, dazu viel Lust zum Plaudern. Wir zeichnen aus die Scenen in Wandsbeck, und die Erzählung: Eldings Frauen. Das aus Selbstanschauung Geschöpfte ist beim Verfasser nicht das Bedeutendere, aber doch das Eigenthümlichere. Entlehnt und bearbeitet sind die Erzählungen: Hymen auf der Fluth, der erste Schritt nach den Galeeren (dem Abbé Orsini nacherzählt), der Antiquar von Barcelona, eine spannende Criminalgeschichte, die Gerichtssiegel (aus der Geschichte der Vendée), Kaiser und Künstler (eine Scene zwischen Napoleon und Canova, welche Henry Berthoud erzählt) u. A. Die Seebilder sind zum Theil nach Eugen Sue oder andern Quellen.

Correspondenz.

Aus München. (Beschluß.)

[Theater.]

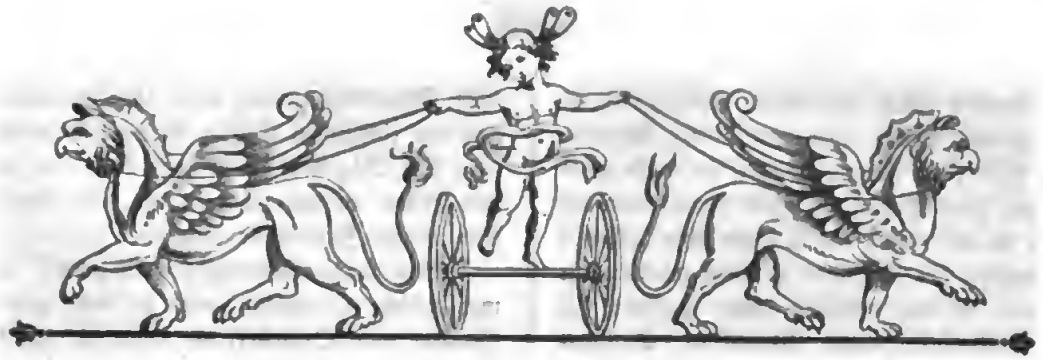
Bei der neuen Aufführung des Götz war besonders der Umstand von Interesse, daß derselben das von Goethe selbst zur Darstellung für die Bühne eingerichtete Manuscript zum Grunde gelegt worden war. Indeß bewährte sich eine, gleich nach der Belagerungsscene von Jaxthausen eingeschobene Scene mit einer Maskerade auf Weißlingens Schlosse in ihrer Wirkung so wenig, daß sie bei der zweiten Vorstellung weggelassen wurde. Ueberhaupt scheint es in diesem Stücke am Besten, wo möglich mit der Belagerungsscene selbst den dritten Act schließen zu lassen, sobald der Uebelstand nicht beseitigt werden kann, daß das Abfeuern des Geschützes noch in die folgende veränderte Scene hinein fortgesetzt und gehört werde. Die zweite Vorstellung rundete sich vortrefflich ab, und das Publicum ging mit offenbarer Zufriedenheit auseinander, wozu vor allem das vortreffliche Spiel des Hrn. Schenk als Götz das Seinige beigetragen, eine Rolle, durch welche sich dieser Schauspieler mehr als durch irgend eine andere dem Publikum als einen tüchtigen, strebsamen, vorwärtsschreitenden Bühnenkünstler empfohlen hat. Nach der Gerichtsscene in Heilbronn wurde er stürmisch gerufen.

Mit Gewißheit können wir die Nachricht mittheilen, daß nächstens wieder ein neues größeres Trauerspiel „das Täubchen von Amsterdam" von H. Marggraff, zur Darstellung kommen wird. Wenn der rhätige, umsichtige Vorstand des hiesigen Theaters in solcher Weise fortfährt, sich die Berücksichtigung und Pflege der ernsteren und größeren Bühnenstücke unsrer jungen Dichter angelegen sein zu lassen, — ein Ruhm, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, — so dürfte München für die deutsche dramatische Kunst leicht jene hohe Bedeutung erlangen, deren es bereits im Gebiete der bildenden Kunst theilhaftig ist.

Das Sujet der neulich zum ersten Mal gegebenen komischen Oper „die Eintagskönigin" von St. Georges mit der Musik von Adam, ist überaus lustig. Eine französische Grisette wird veranlaßt, einen Tag lang die Rolle einer Königin, der Gemahlin Karls II. von England, kurz vor dessen Einzug in London, zu spielen, was zu den spaßhaftesten Situationen Veranlassung gibt. In der anderen neuen großen Oper „Guido und Ginevra", von Scribe, mit Musik von Halévy, ist zum Theil die neue pariser Decorationsweise mit geschlossenen Seitenwänden und horizontalliegenden Plafonds in Anwendung gekommen. Man kann wohl sagen, daß sich diese Oper mehr durch die Schönheit und Pracht der Decoration und durch die Sorgfalt der musikalischen Ausführung als durch den Werth der Musik selbst empfahl.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 77. — den 17. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die alte Primadonna und der Musiknarr.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, das ist Musik," sagte der Alte, als es zu Ende, „sehen Sie, das ist auch Romantik, aber da weiß man doch wie und wo, und was es vorstellt!"

Ich gab zu, daß es vortrefflich sei, fragte aber nach dem Kaiser, den ich nicht bemerkt.

Er. Voraus gereist, vorausgereist! Schon zu Schlitten über Warschau nach Paris, müssen Sie wissen.

Ich. Und Ihr Frühstück hat er wohl gar mitgenommen?

Er. Ah, haha! recht, recht! das hätt' ich bald vergessen. (Oeffnet die Thür, die zum Entrée führt und ruft:) Frau Pillmeyern!

Stimme von Außen. Herr Querkopf?!

Er. (Herr Querkopf also.) Feühstück, Frau Pillmeyer!

Wirthschafterin (kommt). Frühstück? J, Heejes, Herr Quer—

Querkopf. Na ja, Frühstück!

Wirthschafterin. J, aber Herr Querkopf, Sie wissen ja —

Querkopf. Was wissen, ich weiß gar nichts.

Wirthschafterin. Aber Sie müssen doch wissen, daß —

Querkopf. Das? — was? ich weiß nichts, gar nichts.

Wirthschafterin. Na, eben nichts.

Querkopf. Nichts?!

Wirthschafterin. Na freilich! Mein Gott, Sie wissen ja, daß so was nicht da ist, nie war, noch jemals sein wird.

Querkopf (äußerst betroffen). Aber wie geht das zu, liebste Pillmeyern?

Wirthschafterin. Herjes, stellen Sie sich doch man nicht so .... wo soll's denn herkommen ohne Geld? Jeden Tag 7 Gr. 6 Pf., wo soll das hinreichen?

Querkopf. Aber Pillmeyern, was sind das für Reden?!

Da das Lachen kaum noch zurückzuhalten, ergriff ich Hut und Handschuhe, entschuldigte mich mit dringenden Geschäften und empfahl mich. Herr Querkopf wollte mir als Surrogat des Frühstücks durchaus noch einige Lieder seiner Composition vorsetzen, aber ich war nicht mehr zu halten, und er begnügte sich damit, mir eine Rolle, circa 1½ Pfund, davon unter den Arm zu schieben. Zum Sterben nüchtern eilte ich fort und geradenweges in ein Kaffeehaus, um mich ein wenig zu restauriren, dann zur Primadonna zu eilen, um nähere Rücksprache wegen Elisens Unterricht zu nehmen. Denn was die Kunst der Tonbildung und des Athemholens betrifft, schien mir doch viel von der Alten zu lernen.

Als ich ins Zimmrr trat, war Signor Passato eben beschäftigt, es auszukehren. Er bemerkte mit jener eigenthümlichen Schärfe der Beobachtung, die dem Südländer angeboren, auf der Stelle mein Befremden über sein Geschäft, das er in Hemdeärmeln und blauer Schürze verrichtete, und sagte lächelnd ohne Verlegenheit: „Ah,

Digitized by Google

mein Err, Sie werden laken über dieser Anstalt, der ik hier abe .... Signora wollen abee nikt aben, Nanetta der Ruff' sollen fegken der Zimmern, weil er makt alles fleckte und entzwei, und Papagailo nicks kann leiden der Ruff' und freien sik alb todte, und Didone ihm beißen."

Die Vielseitigkeit des Signore Passato mußte man wirklich bewundern, er war alles in einer Person: Cicisbeo, Amico, Enehusiast, Koch, Waschfrau, Stubenmädchen, Garderobiere .... er fütterte den Papagei und Didone, den Mops, den er auch jeden Tag zu baden und zu kämmen hatte, er heizte ein: kurz, was war er nicht, was that er nicht!? So viel liebenswürdige und nützliche Eigenschaften für seine Dame weiß aber auch nur ein Italiener geltend zu machen; ein Deutscher erlahmt an der Hälfte.

Bald, nachdem Passato mit großer Schnelle und Geschicklichkeit alles in Ordnung gebracht, erschien Signora Sforzata in ihrem Hauscostüm, das aus einem kurzen schwarzseidenen Kleide mit breiter Goldtresse unten, einer kuezen polnischen Pelzjacke von rothem, verschossenem Plüsch und gelben Pelzstiefeln bestand. Sie begrüßte mich freundlich und lud zum Sitzen ein. Ich brachte die Angelegenheit wegen Elisen mit ihr in Ordnung, darauf wandte sie das Gespräch auf das Concert, wozu sie wirklich Lust bekommen, um Passato's Bitten endlich nachzugeben, wie sie sagte. Auf diese Erklärung küßte der Amico ihr begeisteet und nicht ohne Grazie die Hand. Den „deuze Err" und seinen Zögling müßte sie schon mit dazu ziehen, meinte sie, damit ihr von dem Arrangement nichts zur Last fiele. Die Kosten sollte er nachher einziehen, und was übrig bliebe, würde sie mit Aurora, die in diesem Concert ihr Debüt machen sollte, theilen.

Das Concert wurde nun wirklich in den öffentlichen Blättern angekündigt, und Herr Querkopf, der „deuze Err", rannte wie toll in der Stadt umher und arrangirte, der Zögling spielte Tag und Nacht die drei Phantasieen von Thalberg (aus Don Juan, aus den Hugenotten und Moses: also eine spanisch-katholische, eine französisch-protestantische und eine rossinisch-jüdische Phantasie), die Peimadonna suchte ihre alten Chevaux de bataille von Zingarelli, Vaccaj, Generali ꝛc. hervor, die runde, rothe Aurora solfeggirte sich halb keank, Signore Passato war vor Vergnügen über das Wiederauftreten seiner berühmten Herrin außer sich, und hüpfte und jubelte mit dem Papagei um die Wette, — nur Didone, der Mops, lag ernst und phlegmatisch neben der Guitarre auf dem Bette, und stieß schnarchend jene tiefe Concertverachtung aus, die musikalischen Möpsen aus der classischen Schule so eigenthümlich ist.

Der Tag der Probe war da, und ich begab mich mit Elisen in den Concertsaal. Es war sehr kalt und nur wenige Zuhörende zugegen.

Eine solche Concertprobe ist gewiß das nüchternste musikalische Ereigniß, was es nur geben kann. Die Musiker vom Orchester, die schon so unzählige Male das Di tanti palpiti, das Non più di fiori, das Voga, voga etc. begleitet haben, und es nun einer neuen schülerischen Sängerin wegen immer von neuem accompagniren sollen, — einer Sängerin, die noch nie mit Orchester gesungen, da dies Gebrause von Tönen den Kopf verwirrt, so daß sie alle Augenblicke festsitzt und von vorn anfangen muß: — ach, es ist mehr als langweilig für die Musiker vom Fach, ich weiß das! Aber sie werden honorirt, sie müssen! Und das bringt eben jene triste, nüchterne Probestimmung hervor, die etwas durchaus Unmusikalisches an sich hat, und ganz außerordentlich deprimirend auf das Gemüth junger Künstler wirkt, die sich zum ersten Male versuchen. Ist's obenein ein trüber norddeutscher Wintertag mit feinem Schneegestöber, ist es jener fahle trübe Tagesschein, der wie ein Stiefsohn der Nacht mit blödem Auge durch die langen rothen Vorhänge matt in den Saal blinzelt, in dem es noch kalt und unbehaglich, in dem Stühle und Bänke wüst durcheinander, die Kronleuchter herabgelassen am Boden stehen, — so gehört wirklich sehr viel guter Humor dazu, nicht als blos Zuhörender von der Mißstimmung der Orchestermitglieder angesteckt zu werden.

Von den beiden Ouvertüren, die den ersten und zweiten Theil des Concerts markiren sollten, wurden, da noch nicht alles versammelt war, nur acht Takte probirt, der Tempi wegen. Auf dem Zettel stand: Ouvertüre von Mozart und von Beethoven, das heißt hier zu Lande immer so viel, als: zu Titus und Prometheus.

Nachdem noch eine Viertelstunde hin und her geplaudert, gestimmt und präludirt worden, erschienen endlich Signora Sforzata am Arme Signore Passato's, Aurora, von dem jungen Clavierspieler geführt, und Herr Querkopf, bepackt mit Noten, Freibillets und Concertzetteln.

Das Duett aus Armida: „Cara più te quest' anima" wurde ausgelegt und probirt. Herr Querkopf, sein Zögling und Passato hatten sich zu uns am Ende des Saales gefunden, um den Effect der Stimmen aus der Ferne zu beurtheilen. Die kleine Aurora, halb ersoren mit blaurothem Stutznäschen, sang zum ersten

Digitized by Google

Mal mit Orchesterbegleitung, und fehlte schon im Recitativ einmal über das andere. Es mußte wieder angefangen werden, aber es half wenig, denn bald sang sie in den Schlußfällen eine große Terz, und das Orchester schlug den Moll-Accord richtig und mit spöttischem Lächeln hinterher, bald war es umgekehrt und nicht weniger falsch. Endlich verlor die Primadonna und Lehrerin, die ihr bereits wüthende Blicke und leise Maledettos zugeworfen, die Geduld, und indem sie die arme kleine Wulstpuppe recht derb beim Arme ergriff und schüttelte, schalt sie laut: „Che sia ammazzata la questa bestia! Guardate bene, diavolo!" Der Clavierzögling sprang feuerroth auf, und schien nicht übel Lust zu haben, die mißhandelte Geliebte an der wüthenden Primadonna zu rächen, aber mit gewandter Hand und sehr apropos ergriff ihn Herr Querkopf hinten bei den Rockschößen und zog ihn wieder auf seinen Platz. Hierüber stieß Signore Passato ein höhnisches Gelächter aus, was den armen Jungen nur noch mehr aufbrachte, so sehr, daß ich ihn deutlich in den (noch zu hoffenden) Bart murmeln hörte: „Warte, jämmerlicher Italiener!"

Die kraftvolle Zurechtweisung hatte übrigens gut gewirkt, die Kleine nahm sich zusammen, vergaß aus Angst Orchester und alles um sich her, und brachte das Duett glücklich zu Ende mit der Primadonna. Auch das Uebrige der Probe wurde in Bausch und Bogen ganz passabel abgethan, und man ging, nachdem Herr Querkopf an die Mitglieder des Orchesters Freibillette und Zettel ausgegeben, auseinander.

Nachmittags, einige Stunden vor dem Anfange des Concerts, kam Herr Querkopf athemlos zu mir in meine Wohnung gestürzt, mit den Worten: „Mein Gott, wissen Sie denn noch nichts? Sie sind fort, sind fort, fort!"

„Wer, was ist fort? alle Billetts etwa?"

„Ach Gott, nein! mein Zögling und die Kleine."

Er erzählte mir keuchend und sich überstürzend, daß der „vermaledeite Junge", der Zögling, aus Rache über die Mißhandlung der Kleinen, diese, weiß Gott wohin, entführt, nachdem er dem Signore Passato auf der dunklen Hintertreppe, die aus dem Concertsaale führt, eine erschreckliche Ohrfeige gegeben, was entweder einen Mord, oder einen Injurienproceß nach sich ziehen müßte.

Ich fragte, wie es aber möglich gewesen, die Kleine von der Seite der Primadonna zu reißen, an diesem Tage obendrein. „Gerade an diesem Tage war es leider möglich," seufzte der arme Herr Querkopf, „denn die schlaue kleine Person wußte unter dem Vorwande, nicht zu Mittag essen zu können, sich aus dem Zimmer zu entfernen, und verschwand. Natürlich hatte sie alles mit dem Teufelsjungen abgekartet, der nun mit ihr entflohen ist, wahrscheinlich um eine Kunstreise zu machen. Himmel, was wird der Junge mit den drei Phantasieen von Thalberg für Glück machen, was für Geld verdienen, ohne mir meine Auslagen wieder zu erstatten, und wo bleibt das Concert; das Concert, was wird daraus?!"

Ich fragte, was die Signora dazu sage, ob sie keinen Rath wisse, keine Ahnung hätte, wohin sich die Flüchtlinge gewendet.

„Ach, ich war da," sagte der erschreckte Alte, „ich war bei ihr, sie wußte von nichts, fluchte in einem fort italienisch, ich verstand kein Wort, und der grimmige Passato putzte und schliff an einem alten pistojesischen Dolche. Schrecklich!"

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Vetter Michel. Ein Capriccio von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich.

Abermals ein satyrisch humoristischer Roman. Wir erhielten in kurzer Folge einen Münchhausen, einen fortgesetzten Schlemihl, nun auch den Vetter Michel als Helden eines komischen Romans. In solchen Gestalten aus dem Volksleben spiegelt sich das deutsche Nationalbewußtsein gleichsam auf dem Soccus, während Faust unsre Volksthümlichkeit auf dem Kothurn offenbart. Es ist in der Production der Gegenwart ein Drang ersichtlich, Witz, Schaefsinn, Ironie und Humor, womit sich der Zeitgeist erfüllt hat, in Romanfigurationen zu verdichten und zu plastischer Formgestalt zu bringen. In Clemens' „Capriccio" bleibt freilich noch alles im aufgelösten Fluß des Raisonnements. Das beweist, daß der Autor weder mit sich, noch mit seiner Zeit im Klaren ist. Es war ein ganz guter Gedanke, den Vetter Michel eine Pilgerfahrt durchs Leben der Gegenwart antreten zu lassen. Clemens hat manchen hübschen Griff gethan, um seine komischen Figuren zu stellen und zu ordnen. Wie gut zeichnet er seinen „Schalk", und trifft stellenweise die epigrammatische Kürze, die in der Komik von Wirkung ist, z. B. wie Michel den Vetter Schalk anbettelt. „Michel streckte die bittle Hand gegen den in sich versunkenen Vetter aus, und dieser — ohne Ansehen der Person — versenkte die seine in die Tasche, um nach gewohnter Weise ein Scherflein in den lebendigen Gotteskasten zu legen. Als aber der Vetter auf den Grund kam, fand er ein Loch. — Beschämt, und darum böse sprach er: „Ich habe selber nichts, mein Freund", und erhob allmälig sein Auge, um die Gestalt zu betrachten, vor der er sich zu schämen habe. Die Gestalt aber schmunzelte: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, Vetter Schalk", und wollte kopfschüttelnd über das Pflaster quer ab in die Bierhalle gehen." — Darauf Erkennungsscene. Dergleichen kleine Züge fehlen

Digitized by Google

nicht im Verlauf, aber das Raisonnement, wie gesagt, schwemmt sie fort. — Clemens sollte auch den Till Eulenspiegel zum Helden eines komischen Romans machen und ihn plastischer halten. — Mit Orthographie und Grammatik springt der autodidaktische Clemens so seltsam um, wie es sonst nur bei Frauenzimmern verzeihlich gefunden wird. Ueber manchen erbitterten Mißgriff im Urtheil, der im Vetter Michel vorkommt, rechten wir hier nicht weiter. Das Publicum denkt richtiger, als verletzte Autoren.

Schuld und Buße, oder das St. Magdalenenkloster zu Debrecezin und seine Bewohnerinnen. Wahrheit und Dichtung, von J. Satori. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Was Wahrheit an diesem Buche ist, nämlich die Schilderung der inneren Einrichtungen des Magdalenenklosters zu Debrecezin, ist mit Dank von der Verfasserin aufzunehmen. Madame Neumann ist Erzieherin und Vorsteherin einer Pension in Marienwerder oder in Danzig. Was sie uns an Dichtung bietet, ist weder im Stande die Wirklichkeit zu erleuchten, noch zu erläutern. Wir haben schon zum angeblichen Behuf weiblicher Erziehung eine Masse solcher Romane, die an falschen Illusionen leiden, indem sie die Welt als eine sittlich verderbte, die einzelne Seele als viel zu sublim und doch zu ohnmächtig schildern, um den Uebeln des Herkommens durch entschiedene Willenskraft zu begegnen. Romane dieser Art erklären das ganze Männergeschlecht für gräßlich gesunken, und doch erliegt die Heldin gar leicht dem Einzelnen. Diese schlechte Logik ist verderblich. Wer das Geschlecht aufgibt, vernichtet den Glauben an die Heiligkeit des Lebens, er mag im Einzelnen soviel er will ein Tugendideal feiern. Man kehre die Maxime um, mache die jungen weiblichen Seelen gegen die Zerfallenheiten des Einzelnen stark und stelle die Verirrungen, nicht die Tugenden als Abnormitäten hin. Dann wird man moralisch wirken, die jungen Gemüther an der Existenz des guten Geistes nicht verzweifeln lassen, und sie frei erhalten von falscher Sentimentalität, vom Hochmuth des Pietismus, von krankhafter Seelenschwäche.

Dämmerungen. Erzählungen und Novellen, von Ludwig Kosarski. 2 Bdchen. Berlin, Barasch.

Seitdem Börne das herzschneidende Fragment einer Judennovelle gab, hat sich die Novelle gar emsig des Judenthums angenommen. Wir zählen die verschiedenen Bestrebungen nicht auf, der Leser findet sie in unserer Romanschau von selbst. Auch Kosarski gab Beiträge zu diesem Thema, das freilich Berthold Auerbach am großartigsten in seinem Spinoza und seinem Kaufmann und Dichter erfaßt hat. Im ersten Bdchn. finden wir „des Rabbinen Tochter", eine Sage aus der Vorzeit der Stadt Worms; im zweiten die Novelle: „Wahn". Sonst findet sich auch wohl manche Comptoirnovelle in seinen Skizzen, wenn dies Genre einen Namen will. Als wichtige, welthistorische Gestalt im Zeitalter der Geldspeculation steht jener Lommond da in den Lebensbildern aus beiden Hemisphären, und die deutsche Novellistik, sofern Seatesfield's Romane nicht für eigentlich deutsche anzusehen sind, hat noch nichts aufzuweisen, was jener Gestalt an Größe der inneren Macht und an lebendiger Wahrheit auf dem Boden des wirklichen Lebens in dieser Beziehung gleich käme. — Unter Kosarski's Novellen finden wir auch die Geschichte Jakob Stainer's, des berühmten Instrumentenfertigers († um 1680), welchen schon Fr. Clemens Gerckе in einer Erzählung schilderte. Kosarski hat viel Hinneigung zur skizzirenden Darstellung; das Frappirende dieser Manier, das den Franzosen glückt, ist verlockend genug, meist aber, wenn es nicht fein genug motivirt ist, verfehlt es seine Wirkung und erscheint dann in seiner Blöße. „Coeur-Dame" ist von dieser Art. Hier mußten die Sympathieen des Spielers weit fester gehalten und energischer verfolgt werden, so daß der Dämon seines Glaubens, an Coeur-Dame seine ganze Seele gefesselt zu fühlen, den Leser selbst überschleicht.

Der Missionär oder des Wahnes Doppelgänge. Ein Roman von Siegmund Frankenberg. 3 Bände. Leipzig, Meißner.

Die Sucht zu spannen und durch Theatercoups zu wirken, die schon der abgeschmackte Titel bekundet, erinnert an die Spieß- und Cramer-Periode. Inzwischen sind die Mittel civilisirter geworden, davon abgesehen, daß sich heutzutage die Leute nicht mehr so gern foltern lassen. Auch ist Frankenberg's Erzählungsweise mehr in der Manier jener Köchin, die zur Herrschaft ins Zimmer stürzt und schreit: Ach, erschrecken Sie nicht, es ist Feuer! Wenn ein Unglück passirt, so sagt der Autor: O Schrecken und Staunen! Wenn ein guter Sohn geisterbleich ins Zimmer tritt, so sagt er: „Hier der guter Vater! und Du, Herzens-Mutter, erschreckt nicht über diesen Auftritt, bald sollt Ihr Alles wissen". Auch die Lieder, welche die Leute im Buche singen, sind charakteristisch. Unter andern ertönen folgende Klänge, gemüthlich, aber auch geistlos genug:

„Sanfte Flötentöne
Guter Hirtensöhne,
Fernes Stiergebülle,
Lämmerruf in Fülle!"

Blüthen. Gedichte und Novellen eines Schriftsetzers. Von Joseph Mendelssohn. Braunschweig, auf Kosten des Verfassers.

Unter den Gedichten ist viel Mittelmäßigkeit. Die beiden Novellen sind: „Leiden eines Kurzsichtigen", und „Schottische Rache", letztere wahrscheinlich nach einem englischen Stoffe, gut und lebendig erzählt. — Gegenwärtig lebt Joseph Mendelssohn in Paris und übersetzt französische Bühnenneuigkeiten.

Federzeichnungen. Gesammelte Erzählungen, von A. G. Gentzel. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung.

Mit dem Titel ist die Flüchtigkeit der skizzirten Manier dieser Erzählungen angegeben. Manches ist dem Französischen entnommen, das Heimische oft danach gestaltet; aber der Styl ist sorgfältig geglättet, die Darstellung sauber.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 78. — den 18. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die alte Primadonna und der Musiknarr.

(Beschluß.)

Ich beruhigte den Alten so gut es gehen wollte, und machte ihn darauf aufmerksam, daß die Flüchtlinge, wenn sie wirklich, wie er sage, die Stadt verlassen, nur mit dem Nachmittagstrain auf der Eisenbahn nach der zweiten Residenz gefahren sein könnten, dort nun wahrscheinlich im Kaffeehause des Bahnhofes säßen, und weder aus noch ein wüßten.

„Wenn das wäre," sagte Herr Querkopf, „in einer halben Stunde geht wieder ein Zug ab, ich setzte mich auf und finge sie ein. Aber wenn ich sie nicht finde, was soll aus den Duetts, was aus den drei Phantasieen von Thalberg werden?"

Auch hierüber beruhigte ich den Anti-Romantiker, indem ich ihm versicherte, daß Elise vollkommen fähig sei, die Sopranpartie in den beiden Duos zu übernehmen, und es in diesem Falle der Noth, und auf meine Aufforderung gewiß auch thun werde. Was die drei Phantasieen von Thalberg beträfe, so würde sich wohl ein Freund von mir bereit finden lassen, wenigstens eine davon, außerdem aber etwas von Chopin zu spielen.

„Von Chopin?" stutzte Herr Querkopf, „nun ich muß es mir heut schon gefallen lassen, obwohl ich nicht einsehe, was die Compositionen dieses Neuromantikers, z. B. sein berühmtes E-moll-Concert, vor ähnlichen Compositionen von Herz und Kalkbrenner voraushaben."

Erwiedernd auf das höflichste: „Nichts, Verehrtester! haben sie voraus, in der That gar nichts. Es sind Noten, nichts als Noten, hüben und drüben .... Chopin und Hünten, — Mendelssohn und Thalberg: — das ist ja im Grunde alles einerlei, es sind Noten. Aber wollen Sie nicht, Verehrtester! jetzt die Güte haben, gefälligst sich fort- und auf den Bahnhof zu begeben, damit ich im Stande bin, bei Elisen die Aushülfe nachzusuchen, die doch wohl nöthig werden dürfte." Er ging, und ich begab mich zu Elisen.

Sie wußte nichts von der ganzen burlesken Begebenheit, in dem Lachen darüber ging ihre Furcht unter, so plötzlich und unvorbereitet vor dem Publicum zu erscheinen. Ich ging die Partieen mit ihr durch, sie hatte sie oft, noch heute, gehört und geübt, und war durchaus sicher darin; im Uebrigen hoffte ich und sprach ihr es ein, daß sich die jugendliche Frische und silberne Klangfülle ihrer Stimme neben der altersgrauen der Primadonna nicht nachtheilig herausheben würde. Es war aber nöthig, die Duette noch einmal vor dem Concert mit Signora durchzugehen, und wir eilten deshalb ohne Zeitverlust nach ihrer Wohnung.

Die Sängerin lag in ihrem romantischen Hauscostüm, das wir schon beschrieben, auf dem Sopha-Bett, oder Bett-Sopha, — es war Beides und nichts von Beiden — und schlief, Didone ihr zu Füßen ebenfalls. Passato erschrak etwas über unser plötzliches Eintreten und verbarg schnell einen blitzenden Dolch unter dem Kissen, auf dem das Haupt der Primadonna ruhte. So

Digitized by Google

leicht es auch geschah, sie erwachte von der Erschütterung, fuhr auf und fragte den Amico, was er mit ihr vorhabe. Er schwieg betreten, suchte sich durch ein Zeichen zu verständigen, und wollte zur Thür hinaus. Aber Signora Sforzata faßte mit der einen Hand ihn beim Arm und mit der andern unter das Kissen. Sie that das mit ihrer natürlichen Heftigkeit, berührte unglücklicherweise die Spitze des Dolches und ritzte sich nicht unbedeutend die Hand, daß sofort Blut floß. Mit der furchtbaren Rabbia eines Teufelvereiners fuhr sie nun auf den armen Passato los, faßte ihn mit der blutenden Hand bei den Haaren und fuhr presto furioso mit ihm zur Thür hinaus. Der Papagei schickte ein dämonisches Pfeifen hinterdrein, Didone war nach der Thür gesprungen, und kratzte und heulte und winselte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen.

„Hier sind wir gut angekommen," meinte Elise, „am besten wär's, wir gingen wieder."

Ich wußte indeß ihre Furcht und Verlegenheit zu beschwichtigen: „Allerdings ein stürmischer Concerttag, beste Elise! aber vielleicht bricht die Abendsonne, wie oft nach so gewittervollen Tagen, doch noch mit einem friedlichen Scheine durch und vergoldet einige Trümmer des gescheiterten Concerts."

Bald kam die Primadonna mit verbundener Hand, zwar noch in großer Aufregung, aber lächelnden Muthes, wieder ins Zimmer, that als ob gar nichts Absonderliches vorgefallen, und fragte, was uns zu ihr geführt. Nachdem ich ihr die nöthigen Mittheilungen gemacht, ging sie mit Vergnügen darauf ein, und war gleich bereit, die Duette noch einmal mit Elisen durchzugehen. Es geschah auf der Stelle. Die Stimme der Alten hatte durch die heftige Gemüthsaffection eine eigenthümliche Kraft und Frische gewonnen, und ich machte Elisen leise darauf aufmerksam, sich tüchtig bei den Ensemblestellen der Duetts zusammenzunehmen, um nicht von dieser Stimme, die den Schlachtendonner von tausend Concerten und Opern siegreich übertönt, in Schatten gestellt zu werden. Signora war sehr mit dem Tausch zufrieden, und schwur, auch wenn Aurora wieder eingebracht würde, solle doch Elise mit ihr singen. Nun aber war es Zeit geworden, Concerttollette zu machen, auch mußte ich noch den Remplaeenten für die drei Partieen von Thalberg besuchen, und wir machten uns deshalb auf. Da klopft es heftig an die Thür, sie fliegt auf und — Herr Querkopf mit einem Siegeslächeln und Triumphgeschrei tritt ein, Aurora und den Zögling bei der Hand nachziehend. Bei ihrem Anblick warf sich die Primadonna mit lautem Lachen aufs Bett. Die Flüchtlinge waren sehr beschämt, uns zu finden, und wagten kein Auge aufzuschlagen, kein Wort zu sprechen.

Herr Querkopf erzählte, daß er gar nicht nöthig gehabt, die kleine Reise zu machen, die beiden Verbrecher hätten den Mittagstrain versäumt, und so habe er sie, den nächsten Train erwartend, auf dem Bahnhofe gefunden und glücklich eingefangen. Der Clavierzögling faßte sich endlich ein Herz und wollte einige Worte zur Entschuldigung anbringen. Da mußte ihn der beleidigte, rachedürstige Passato an der Stimme erkannt haben, denn mit Eins riß er die Thür auf und wollte auf den Entführer und Beleidiger eindringen. Aber mit überraschender Gewandtheit und Schnelle sprang Signora auf, drängte ihn wieder hinaus und schloß die Thür ab. Nachdem sie Aurora tüchtig ausgescholten, kündigte sie ihr einen Stubenarrest an, und daß Elise für sie singen würde; auch bestand sie darauf, und setzte es mit Energie durch, daß der Zögling zur Strafe nicht spielen dürfe. So sehr auch Herr Querkopf dagegen protestirte und eiferte: ich mußte hingehen und meinen Freund ersuchen, die drei Phantasieen von Thalberg zu ersetzen. Da es nun in der That die höchste Zeit war, so entfernte ich mich mit Elisen und brachte schnell und glücklich die Clavierangelegenheit in Ordnung.

Die Damen waren ohne weitere Unfälle glücklich in dem kleinen Versammlungszimmer hinter dem Concertsaale angelangt und ich begab mich in diesen selbst, der nicht eben zum Ersticken voll, aber gut besetzt war. Kleine rothe Zettel an den Eingängen entschuldigten Dlle. Aurora und den Clavierspieler, und machten das Publicum mit den Namen der dafür Eintretenden bekannt. Das Publicum konnte keine Ursache haben, damit unzufrieden zu sein, der Name Elise war bis diesen Tag in der Kunstwelt so wenig bekannt, als der Name Aurora, und für den unbekannten Pianisten, den Zögling des Herrn Querkopf, war gar ein bereits rühmlichst bekannter Virtuose eingetreten. Auch schien das Auditorium sehr gut bei Laune, und applaudirte sogar die Ouvertüre zu Gli uomini di Prometeo, was in sogenannten Extra- und Virtuosenconcerten eine Seltenheit.

Nun erschien Herr Querkopf und führte Signora Sforzata und Elisen zum Duett auf. Der arme Alte! Neben der in feuerrother Seide gleich einer Päonie strotzenden Primadonna und der weißen Rose, Elise, nahm er sich in dem ziemlich knappen altmodischen Frack, dem bleichen Gesicht, auf dem die furchtbaren Gewitterstürme

des Concerttages deutliche Kummerspuren zurückgelassen, wie das Opferlamm des Concerts aus. Sein Zögling durfte ja nicht spielen! Die drei Phantasien von Thalberg blieben weg! —

Ach, wenn das Publicum manchmal die Leiden eines armen Concertgebers wüßte, wenn es eine Vorstellung hätte von den tausend Verlegenheiten und Fatalitäten solch eines Unglücklichen, — es würde menschlicher sein, und sich leichter bereit finden lassen, durch reichlichen Beifall und weniger scharfe Kritik den Angstschweiß von seiner Stirn zu trocknen. Als Adam und Eva die Paradiesesthür vor der Nase zugeworfen wurde, und die Stimme rief: „Im Schweiß deines Angesichts" u. s. w. da waren gewiß nur die Concertgeber mit gemeint, und unglückliche Dilettanten, Musikmarren, wie Herr Querkopf. Das Duett zwischen Armida und Rinaldo ging trefflich, Elise wurde nach jedem Soloabschnitt applaudirt, die Primadonna ihrer höheren Kunstfertigkeit und Bravour wegen nicht minder und am Schluß Beide auf das lebhafteste. Ueber den Unterschied der beiden Stimmen fielen mir Uhland's Worte aus seinem herrlichen Gedichte „des Sängers Fluch" ein:

„Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin sanft und milde, als blickte Vollmond drein."

Das ganze Concert ging gut zu Ende, und der Beifall fehlte nirgends. Nun kam die Schlußpiece, das God save the King, womit die Primadonna, wie früher, die vollste Lorbeerkrone auf ihr Haupt zu drücken gedachte. Ach, hätte sie ahnen können, welch Unglück sie mit diesem Stücke haben sollte, sie wäre nicht so stolz und siegsgewiß auf die Estrade getreten. Das Lied fing gleich mit einer Störung an. Da die Primadonna als ächte Römerin durchaus kein Wort Englisch konnte, sondern blos den Text dieses berühmten Liedes wie ein Sprechvogel auswendig gelernt, so nahm sie natürlich keine Notiz von dem Regierungswechsel, welcher die Königin Victoria auf den Thron gestellt, und sang das Lied, wie sie es seit Decennien gesungen, nämlich an den König. Das Schicksal wollte es aber, daß ein Engländer auf der Galerie des Saales sich befand, vielleicht einer der vielen spleenigen Liebhaber der jungen Königin, der diesen Verstoß sehr übelnahm, und nachdem gesungenen „the King" mit einer wahren Löwenstimme von der Galerie herunter brüllte: „God save our gracious Queen!" Die Sängerin stutzte, machte halt ... Pause ... Lärm ... Der Engländer wurde hinausgebracht und das Lied begann von Neuem. Sie brachte es glücklich mit höchster Kraftanstrengung zu Ende. Jubelnder Beifall erscholl und Da capo rufen. Nach einigem Zögern siegte der Dämon der Eitelkeit, sie gab nach und begann das Lied noch einmal — Deutsch. Sie hatte, um einem deutschen Publicum zu schmeicheln, das „Heil Dir im Siegeskranz", eben so gut Wort für Wort sich eingelernt, wie den englischen Text. Die erste Strophe ging bei sichtbarer Erschöpfung und Anstrengung der Kräfte dennoch glücklich vorüber. Aber sie hatte dem alterschwachen Organe bereits zu viel geboten, und am Schluß der zweiten Strophe, wo sie, angespornt durch die Sensation, übermüthig ins hohe B hinaufschlagen wollte, schlug die Stimme mit einem glasscharfen Schrei über; das eben noch beifalljubelnde Publicum lachte laut auf, und die Sängerin sank ohnmächtig in die Arme einiger hinzuspringenden Orchestermitglieder. Ich drängte mich durch die Menge und eilte was ich konnte nach dem Orchester, nach dem Versammlungszimmer, wohin man sie bereits gebracht. Es mußte ihr durch die übermenschliche Anstrengung eines jener zarten Blutgefäße im Halse gesprungen sein, denn Blut entströmte ihrem Munde. Ein Arzt war bereits herbeigerufen, und es gelang ihm bald, die unglückliche Künstlerin wieder zum Bewußtsein zu bringen. Aber zu welchem Bewußtsein! Sie schlug die Augen auf, ergriff matt Elisens Hand, die, leise weinend bei ihr stand, und sagte kaum verständlich mit gebrochener Stimme: „è passato il tempo che Berta filava!" — Das war ihr letztes Concert.

Deutsche Romane.

Adelig und Bürgerlich. Novelle von Julius Hammer. Leipzig, Engelmann.

Leben und Traum. Novellen von Julius Hammer. 2 Thle. Leipzig, Engelmann.

In Julius Hammer stellt sich uns hier eine neue literarische Persönlichkeit, die sich binnen Kurzem lyrisch, dramatisch und novellistisch zu entwickeln begann, zum ersten Male mit einer Reihe Novellen unserer Betrachtung vor. Drei Bände wären dem Umfange nach schon genügend, um eine ganze Welt eigenthümlich und neu zu erfassen. Inzwischen sind es weniger die Objecte, als die literarische Persönlichkeit des Autors selbst, was uns bei der Lectüre beschäftigte. Der Autor ist auch als Novellist noch Lyriker, er ist noch mit seiner Person beschäftigt und nimmt die Welt, die er schildert, nur als Unterlage, um sein eignes Gefühlsleben in dieser und jener Nüancirung zu beleuchten. Sein Johannes in „Adelig und Bürgerlich", sein Alfred in den „Traumbildern der Zeit", sind noch so ziemlich er selbst. Und diese seine Hel-

Digitized by Google

den sind edle, freie, offene Menschen, mit vielem Hang zur Schwärmerei, mit vieler Lust, sich declamatorisch und monologisch zu bespiegeln, so daß ein gewisser theatralischer Anstrich an diesen Gestalten unverkennbar ist. Zu diesem Anstrich gesellt sich viel liebenswürdiger gesellschaftlicher Tact, so daß die Schilderungen guter Gesellschaft mit den Gegensatzen, die in der ersten Novelle sich als Thema geltend machen, sehr glücklich gelingen. Der gewandte Styl, ein anmuthiger Fluß des Vortrags, sind Tugenden, die diese Darstellungen nothwendig mitsichführen. Ist dies nun, Alles zusammengefaßt, mit dem Epitheton geschmackvoll zu bezeichnen, so fehlt auch dem Autor nicht ein kluges Hinhorchen auf die geheimeren Offenbarungen des Seelenlebens, und eine gute Dosis Scharfsinn weiß besonders die kleineren Züge in menschlicher Gewohnheit geschickt zu benutzen. — Der Cyclus Novellen, der sich uns als „Leben und Traum" ankündigt, versucht einen weitern Schritt, um eine bestimmtere Realität zu erfassen, als sie unser nächstes bürgerliches Leben mit seinen gewohnten Herzenskämpfen gegen die Verhältnisse und mit seinen Gegensätzen ständischer Verschiedenheiten zu geben vermag. Hammer sucht als Novellist historischen Boden zu fassen. Dies ist allerdings der sichere Weg, um zur Darstellung einer objectiven Welt zu gelangen. Freilich ist der Autor sehr schüchtern hier, er schleicht um die französische Revolution herum, erzählt kleine Privatgeschichten, Secretärgeheimnisse, und spinnt in einer Zwischenepoche, wo die Weltgeschichte träge und schläfrig ist, in der Epoche der Restauration, einen ganz deutsch erfundenen, ganz deutsch ausgeführten Familienroman aus. Die Novellen „der König", „das Billet" haben den Werth geistreich erdachter, jedenfalls geschmackvoll entwickelter Anekdoten. Die fünf darauffolgenden, zusammenhängenden Lebensbilder machen einen Familienroman, der den Autor mehr beschäftigt, als die historischen Situationen, die er zwischendurchschlingt. Mit dem Moment, wo Napoleon von Elba zurückkehrt, hört Hammer's Roman auf. Held und Heldin sind nichts weniger als Franzosen. Die Zustände der französischen Parteiung, die Verhältnisse der Kludds und geheimen Bündnisse, sind mit vieler Lust ausgemalt, allein die Dichtung soll nicht so verschüchtert in den Poren zwischen den Ereignissen sitzen, sie soll, will sie einmal in die Geschichte greifen, diese selbst erfassen, um das Menschenleben in seinen Höhepuncten, den Geist in seiner Größe und Tiefe zu bewältigen. Hammer hat sich den Weg zum historischen Roman in diesen Darstellungen nur gebahnt.

Phantasieblumen. Novellen von Josephine von Nemekházy. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Die erste Erzählung: „Liebe und Abgrund", spielt an den Ufern des Tajo, die zweite: „die Sklaven" in Amerika, eine von den drei Novellen des zweiten Bandes: „die Vestalin", zu Rom in der alten Welt. Besteht nun die Phantasie der Verfasserin darin, sich bald dorthin, bald dahin zu versetzen? Wir müssen gestehen, daß dies die Phantasie vermag, aber ohne von einem tüchtigen historischen Studium unterstützt zu werden, lassen sich jene fernen Welten nicht so fassen, daß sie dem Auge des Beschauers Stand halten. Der englische Roman weiß dies möglich zu machen, und zwar mit einer Treue, die man für materiell und breit verschrieen hat, die man aber doch schätzt, weil sie es möglich macht, sich in dem fernen Terrain förmlich anzusiedeln und heimisch zu fühlen. Die Verfasserin ist Ungarin. Was schweift sie auf der Oberfläche fremder Localitäten herum und gibt uns nicht Heimisches?

Archibald Stewart. Episode aus dem Jugendleben eines Kaufmanns, von William Fancy. Leipzig, Weber.

Wie es Künstlernovellen gibt, so soll mit dieser Erzählung das neue Genre einer Kaufmannsnovelle eröffnet werden. Der Beginn ist nicht glänzend. Auch wird für den Mangel eines erfindungsreichen Romanfadens, wie die Vorrede verheißt, durch die hamburger Localskizzen keine hinreichende Entschädigung geboten. Der Verf., der sich hier als Engländer vorführen wollte, ist Ludolf Schleier, ehedem Journalist in Hamburg, gegenwärtig Lehrer an der Handlungsschule in Leipzig.

Notizen.

[Puschkin.]

In kurzem erscheinen im Verlage Wilhelm Engelmann's in Leipzig: „Alexander Puschkin's Dichtungen," übersetzt von Dr. Robert Lippert in Moskau. Das Ganze wird zwei Bände, sämmtliche größere epische und dramatische Dichtungen Puschkin's, hierunter: „Boris Godunoff", „Eugen Onägin", „der Gefangene am Kaukasus", „die Zigeuner" u. s. f., und von den schönen kleinen lyrischen Poesieen mehrere Balladen umfassen. — Ueber Puschkin liest man in dem neu erschienenen fünften Bande der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" (neue Folge, erster Band) einen sehr interessanten Artikel, den wir allen künftigen Lesern und Käufern Puschkin's empfehlen, um sich vorher auf dem Gebiete dieser seltsamen Persönlichkeit, dieser terra incognita von Individualität, zu orientieren. Varnhagen gedenkt darin auch Robert Lippert's als eines tüchtigen Uebersetzers und Kenners des Russischen. †.

[Laube über Jean Paul.]

Die „Europa" brachte aus dem noch nicht erschienenen dritten Bande von Laube's deutscher Literaturgeschichte den Artikel über Jean Paul. Der Reiz einer polartigen Verschiedenheit im Denken und Empfinden zwingt den Darsteller zu einer fast bewundernswürdigen Emsigkeit, um von außen her den großen Inhalt des formlosen Jean Paul zu erfassen und zu überwinden. Laube wird nicht müde, das Detail zu häufen, das den Genius in seiner äußern Figuration erklären soll, und weiß ihn an hundert kleinen Merkmalen zu deuten. Diese literarische Auffassungsart ist nicht groß, aber wichtig; als biographische Virtuosität ist Laube's Geschichtswerk vielleicht nirgends so vollendet ausgebildet, als in dem Capitel über Jean Paul.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 18. April 1840.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Von den:

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur

unter Mitwirkung der vier Facultäten

redigirt von

Geh.-Rath Schlosser, Geh.-Hofrath Muncke und Hofrath Baehr

ist nun auch das 2te Doppelheft des XXXIIIsten Jahrgangs (März und April 1840) erschienen, und der Verleger darf bei Vorlage der beiden Doppelhefte des neuen Jahrganges hoffen, daß wenigstens keine Lehranstalt, worin auf mehr als ephemere Literatur im Journalfache gesehen wird, diese Jahrbücher in ihrer Reichhaltigkeit und Gediegenheit übersehen oder ganz fehlen lassen werde. — Es folgt hier zur nähern Bekanntmachung der Inhalt dieser Hefte, und die Namen der Mitarbeiter (die sich jederzeit nennen) und Redactoren werden für das Uebrige bürgen.

Das erste Doppelheft eröffnet eine Recens. der Schrift vom Prof. Dieck: die Gewissensehe betitelt, in Bezug auf den Reichsgräfl. Bentinck'schen Rechtsstreit der Successionz vom Geh. Rathe Zachariä. — Diesem folgt eine krit. Anzeige des von C. v. Muralt in Zürich herausgeg. Nachlasses von Hans v. Reinhard, Bürgermeisters in Z., vom Geh.-Rath Schlosser; dann werden zwei Schriften von Greverus und Herold über Griechenland besprochen, vom Prof. Fallmerayer. Geh. Hofr. Muncke beurtheilt mehrere Schriften physikal. und naturphilosoph., — Geh.-Rath Creuzer mehrere archäologischen Inhalts, Geh. R. v. Leonhard geognost. und mineralog. Werke, Min.-Rath Baehr 2 Schriften über die Jubelf. der Hebräer; Biblioth. Weil Locmanni fabulae arab. in franz. und deutsch. Ausg. — Prof. Zöpfl gibt Collectiv.-Anz. und Beurth. mehrerer neuerer Werke über Germanisches Recht u. Gesetzb. Zuletzt Hofr. Baehr krit. Anz. von Grüße Lehrb. d. Liter.-Gesch. d. a. Welt. Eine Rubrik: kurze Anzeigen, umfaßt endlich noch 10 versch. Werke von Ad. Müller, Schubert, v. Raumer, v. Heusde u. s. w.

Das eben erschienene zweite Doppelheft beginnt mit einer Collect.-Recens. mehrerer histor. Werke in franz. u. deutscher Sprache, vom Geh.-R. Schlosser. — Prokesch v. Osten Denkw. a. d. Orient werden vom Prof. Fallmerayer beurtheilt, und ein statist. Werk von Reden über Hannover vom Geh. Hofr. Rau. Eine ganz ausführl. u. tiefeingehende Anz. u. Beurtheil. einer Reihe von 12 franz. Schriften, und 1 von Thiersch, das höhere Unterrichtswesen und die Universitäten Belgiens betreffend, liefert R. v. Mohl, dann folgen Anz. von Geh.-R. Zachariä v. Gentz Schriften, und einige a. staatswissensch. Werke. Anz. v. Sengler über Fischer Idee der Gotth. Prof. Moser, Franz, deutsch-griech. Wörterbuch, und den Schluß bilden wieder kurze Anzeigen. Das Intell.-Bl. enth. eine Erwiederung von Seiten Geh.-R. Zachariä auf einen Angriff seiner Recens. im 1sten Hefte d. J.-B.

Das dritte Heft wird zu Ostern erscheinen, übrigens kann man die Jahrb. auch bogenweise durch die Post beziehen.

Der Preis des Jahrgangs ist 6 Rthlr. 16 gr. oder 12 Fl.

(Literatur.) In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder versendet worden:

Romanzen

von

Karl Ulmer.

12. brosch. Preis 16 Gr. sächs. oder 1 fl. rhein.

Bauer und Raspe.

Gräfenberg.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wasserkuren, begründet auf einem längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. geheftet. 18 Gr.

Digitized by Google

Soeben erschien bei **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Musenalmanach

Erster Jahrgang.

Mit Beiträgen von

Fr. Rückert, Nic. Lenau, Ludw. Bechstein u. A.

und einer Composition von

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mit zwei Stahlstichen.

Gebunden mit Goldschnitt 2 Thlr. 16 Gr.

Außer von den genannten Mitarbeitern enthält der Almanach Beiträge von: König Ludwig von Baiern, Fr. Dingelstedt, Dräxler-Manfred, Emerentius Scävola, Fr. Hebbel, G. Herwegh, C. B. v. Miltitz, Th. Oelckers, v. Sallet, E. v. Schent, J. G. Seidl, L. Stoech, v. Wagedes u. vielen Andern.

In der Musikalienhandlung von **C. A. Klemm** in Leipzig sind so eben erschienen:

Abt, Franz. Op. 19. Die Flatterhaften, Galoppe f. Pfte.	6	Gr.
— „ „ 20. Die Bonvivants, Schottischer Walzer für Pfte.	6	„
Becker, C. F. „ 12. Achtzehn Tonstücke für die Orgel	8	„
Brunner, C. T. Op. 12. Klänge für Kinder. Heft 1—4. für Pfte. à	12	„
— „ „ „ 13. Jugendlust. Leichte Tänze f. Pfte. Heft 1—4. à	6	„
Gährich, W. Der Seeräuber, grosses Ballet. Vollst. Kl. Aszg.	3	Thlr.
Daraus alle Nummern einzeln.		
— „ do. Ouverture f. Pfte. zu 4 Händen	16	Gr.
— „ do. do. „ „ „ 2 —	12	„
— „ do. Potpourri „ „ „ 2 —	12	„
— „ do. L'Assemblée, Contretänze f. Pfte.	6	„
— „ do. Galoppe mit Glöckchen „ „	4	„
Hertzberg, R. v. Op. 5. Pièce lyrique für Pfte.	6	„
— „ „ „ 7. Var. de Concert für Pfte.	16	„
Lilienstein, J. v. Möller. Compositions für Pfte.	10	„
— „ „ — Galoppe für Pfte.	2	„
Mockelott, Alex. Victoria! Schott. Walzer für Pfte.	6	„
Reissiger, F. A. Ernst und heiter, 2 Walzer „ „	4	„
— „ „ 6 schottische Walzer „ „	6	„
— „ „ Op. 40. 2 Fantasien (Czaar und Zimmermann) No. 1. 2. à	12	„
— „ „ „ 41. Pièces detachées p. Pfte. à 4 mains	12	„
Stahlknecht, A. & J. Frères. Op. 1. Duo conc. p. Violon & Velle	16	„
Weber, F. A. Op. 1. Variations sur un air anglais p. Pfte.	18	„

Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks.

Herr **C. Schmalz**, Firma: Verlags-Verein zur Förderung des Menschenwohls etc., und — Geschäftsführer der G. Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg, hat so eben die **erste Lieferung** von **„Tegnér's Frithjofssage," deutsch von Hartmann, — wohlfeilste Ausgabe** — Leipzig, in Commission bei C. G. Schmidt, — als **1ste Extra-Prämie** an die Abnehmer seiner Miniatur-Bibliothek der deutschen Classiker versandt.

Dieses Product zeigt den Weg, wie man auch ohne Vorlage des Originals und ohne Kenntniß der Sprache desselben durch eine ganz einfache, handwerksmäßige Manipulation eine Uebersetzung zu Tage fördern kann.

Man nimmt nämlich die bereits vorhandenen Original-Uebersetzungen der, **plündert** dieselben in größern und kleinern Partien, und giebt dem Ganzen durch öfteres Wechseln der Stellen aus den verschiedenen Uebersetzungen, so wie durch hier und da angebrachte kleine Veränderungen ein Gewand, welches dem abenteuerlichen Resultat mechanischer Compilation den Schein selbstständiger Geistesthätigkeit zu vindiciren und es zugleich vor den gerichtlichen Verfolgungen der spoliirten Autoren und Verleger zu bergen sucht. —

Im vorliegenden Falle widerfuhr der im Verlage des Unterzeichneten vor Kurzem erschienenen **4ten Auflage von Tegnér's Frithjofssage** von **H. G. Mohnike** die Ehre, des Menschenwohl-Förderers besonderen Beifall zu erregen: sie ward zur Grundlage der ehrenvollen **Prämie** der Miniatur-Bibliothek ausersehen, und viele Stellen derselben — sie sind in einem zur allgemeinen Ansicht in meinem Geschäftslocal ausgelegten Exemplar der Prämie vorgestrichen — büßen ihre Vortrefflichkeit durch **wörtliche Aufnahme** in die **wohlfeilste Ausgabe**.

Zur Abwechselung haben die **Mayerhoff'sche** und die v. **Helvig-Imhoff'sche** Uebersetzung, so wie einige unbedeutende Abweichungen von den plagiirten Uebersetzungen den Stoff gegeben, und so ist das Ganze ein aus abgerissenen Stücken zusammengetragenes, aller Einheit der Auffassung des Dichters entbehrendes Machwerk.

Mit der **ersten Lieferung** dieses Plagiats wagt es nun Herr Schmalz die verehrten Subscribenten seiner Miniatur-Bibliothek auf eine grasspeahlerische Weise, als **1ste Extra-Prämie — zu belohnen**, und verlangt dagegen, daß man ihm die **zweite Lieferung** — den Schluß des Werkes — **bezahle**.

Kenner und Verehrer der nordischen Poesieen werden auch ferner den bisherigen rühmlichst bekannten Bearbeitungen der **Frithjofssage** den Vorzug geben, und hat Herr Schmalz, wenigstens von meiner Seite, durch Preis-Ermäßigung ꝛc. eine gefürchtete Concurrenz nicht zu erwarten!

Die Anfang dieses Jahres bei mir erschienenen **„Tegnér'schen Dichtungen, deutsch von G. Mohnike"** sind durch alle solide Buchhandlungen unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Tegnér, Gedichte. 1r u. 2r Bd. . .	2	Thlr.	12 Gr.
— — die Frithjofssage. 4te Aufl. (oder Gedichte 3r Bd.). .	1	„	— „
— — die Nachtmahlskinder. .	—	„	4 „
— — Leben, gezeichnet von Franzén.	—	„	9 „

Leipzig, im März 1840.

Carl Cnobloch.

Unterzeichneter frgt deutsche Componisten in Kenntniß, daß er so eben einen großen heroischen Operntext: **der Eid** nach Herder, beendet hat. Wer sich mit ihm deshalb zu benehmen wünscht, beliebe sich direct an die Adresse zu wenden:

Carl Gollmick
in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Wetzlig.)

6. Jahrg. f. 1840. No. 13 – 18. mit 77 Abbildungen.

J. T. Towson über den vortheilhaftesten Abstand der Bildebene vom Objectivglase beim Daguerreotype. — E. Flachat und J. Petiet über das durch die Vertheilung des Dampfes bei den Dampfwagen hervorgebrachte Hinderniss. — De Pambour über die Dampfwagen auf Eisenbahnen mit schmalem und breitem Geleise. — Hängebrücken in Frankreich. — C. Wimmel über den von Libbertz construirten Luftheizungsofen in dem neuerbauten Bibliothek- und Schulgebäude in Hamburg. — Ueber mehre chromhaltige Schmelzfarben, von Lüdersdorff. — Bemerkungen über die schwedische Kupferprobe, von Heine. — Ueber das Dämpfen des Nutzholzes, von Prof. Brecht. — Jobart über die chinesische Papierfabrication. — Ueber die ausschliesslich privilegirte Kupfnägelfabrik von J. Dostal zu Herzogenburg bei St. Pölten in Oestreich. — Richardson's Verbesserungen im Dachdecken. — Verité's in Beauvais frein ruhende Hemmung mit constanter Kraft für Pendeluhren. — Lufubvre über Kenn's Bohrer fürs Seilbohren. — Edward's verbesserte Haspen. — Curtis' Verbesserungen an Eisenbahnen. — Watt's bewegliches Wasserleitungsrohr, von John Robison. — H. R. Abraham's Vorrichtungen zum Reguliren des Wasserzuflusses. — T. Horton's und T. Smith's verbesserte eiserne Bandseile. — J. F. Bourne's und J. Bartley's verbesserte Construction von Eisenbahnrädern. — R. Goodefellow's verbesserter Metallkolben. — J. E. Macdowall's verbesserte Hemmung für Chronometer und andere Uhren. — John Howarth's verbesserte Spindel. — Die grösste Wassermasse, welche die cornwaller Dampfmaschinen 1839 gehoben haben. — Dampfwagen in Preussen. — T. Parkins' Wagen zum Herabführen schiefer Ebenen. — Stoeker's patentirter Hahn. — Combes' Ventilator oder Windrad. — Discry's Verbesserungen in der Porcellanmalerei. — Bemerkungen über die technische Prüfung der Steinkohlen, von Ure. — Recepte zu Glasmalerflüssen und Farben, von Stegers. — Haindl's Verbesserungen an Wasserrädern. — Ueber die hüttenmännische Zugutemachung des Nickelantimonglanzes, von Engelhardt. — Lehrschmidt Gruss über die Nachtheile des Nassmachens der Steinkohlen. — Ueber Leinölfirniss und dessen beste Bereitungsart mittels Bleiessig, von J. Liebig. — Ueber den statischen und pneumatischen Snechometer von Zenneck, nebst specieller Anwendung desselben auf Untersuchung der Runkelrüben und Moste. — Ueber die Ausdehnung der Oele, von Preisser.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. April 1840.

Leopold Voss.

Ueber künstliche Mineralwässer.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Soubeiran, E., Anleitung zu Verfertigung künstlicher Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Französischen übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steintafel. 8. geheftet. 12 Gr.

So eben erschien:

Friedrich der Große,

dargestellt

nach den besten Quellen

von

A. E. Fern,

zur Jubelfeier des Jahres 1740 allen Preußen gewidmet.

9te Lieferung à ⅓ Thlr.

Vollständig in 18 Lieferungen, jede zu 3 Bogen Text und zwei Kunstblättern.

Mit dem Erscheinen dieses 9ten Heftes ist der 1ste Theil (Preis 3 Thlr.) vollständig und wird der 2te und letzte Theil von gleichem Umfange und Preise ohne Unterbrechung im Laufe der nächsten Monate erscheinen. Die Verlagshandlung ladet nochmals zur Subscription auf diese Biographie Friedrichs ein, welche von vielen geachteten kritischen Anstalten, als dem Zwecke eines Volksbuches vollkommen entsprechend, mit Wärme und Frische geschrieben, mit Gründlichkeit und verständigem Urtheil bearbeitet, gerühmt wird, und wird ihr von den Blättern für literarische Unterhaltung der Vorzug vor andern Biographien Friedrichs zugesprochen. Von der gleichzeitig erscheinenden Ausgabe ohne Kupfer ist der 1ste Theil vollständig für 1½ Thlr. in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen.

Magdeburg, im Februar 1840.

Rubach'sche Buchhandlung.
(E. Fabricius.)

Es ist so eben erschienen und versendet:

Die

Sage vom Tell

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ludw. Häusser.

Eine von der philos. Facultät zu Heidelberg

gekrönte Preisschrift.

Preis geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Inhalt: 1ste Abtheil. Wilh. Tell, seine Existenz und sein Einfluß auf die Befreiung der Schweiz. — 1ster Abschn. Ueber die ersten und unmittelbaren Quellen der eidgenöss. Geschichte des 14ten Jahrhunderts. 2ter Abschn. Ueber die späteren und mittelbaren Quellen, bes. aus dem letzten Theil des 15ten und 16ten Jahrh. 3ter Abschn. Ueber die verschiedenen kritischen Bearbeitungen der Tellsage. 4ter Abschn. Resultat der Untersuchung über Tell's Existenz und Verhältniß zur Befreiung der Schweiz.

2te Abtheil. Die Tellsage und ihre Einzelnheiten in ihrer Entstehung und Ausbildung. §. 1. Der Apfelschuß und sein Zusammenhang mit der scandinavischen Sage. §. 2. Die übrigen Theile der Tellsage.

Digitized by Google

Ferner:

Mohr, Dr. Wilh., Dialektik der Sprache, oder das System ihrer rein-geistigen Bestimmungen, mit Nachweisungen aus dem Gebiete der lateinischen, griechischen, deutschen und Sanscritsprache. gr. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Inhalt: Einleitung. I. Abschn. Von der dialekt. Bestimmung des Satzes. II. Abschn. Von der dialekt. Bestimmung des Verbums. 1. Cap. Die qualitativen Bestimmungen des Verbums. 2. Cap. Die quantitativen Bestimmungen des Verbums. 3. Cap. Die relativen Bestimmungen des Verbums. III. Abschn. Von den dialekt. Bestimmungen des Nomens. 1. Cap. Die qualitativen Bestimmungen des Nomens. 2. Cap. Die quantitativen Bestimmungen des Nomens. 3. Cap. Die relativen Bestimmungen des Nomens.

Unter der Presse befindet sich und erscheint in einigen Monaten:

Dr. E. Zachariä's, correspondirenden Mitgliedes des archäologischen Instituts zu Rom, **Reise im Orient** in den Jahren 1837 und 1838 über Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta und Griechenland nach Salonik, dem Berge Athos, Constantinopel und Trapezunt und zurück auf der Donau.

Heidelberg, im März 1840.

J. C. B. Mohr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Die Abendmahlsfeier.

Ein Erbauungsbuch für gebildete Christen

von

Ernst Klose,

mit einer Vorrede und Zugaben

von

Dr. Chr. Fr. von Ammon.

Fünfte Auflage.

Preis 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr. im 24 Guldenfuß.

Wir glauben uns der Anpreisung eines Werkchens, das in vier starken Auflagen verbreitet, in der Christenheit schon so großen Nutzen gestiftet hat, überhoben, da das günstigste Wort dafür wohl die rege Theilnahme selbst ist, welche das Buch durch eine Reihe von Jahren sich erhielt. Darum sei blos hervorgehoben, daß der hochgestellteste Geistliche Sachsens, Oberhofprediger Dr. v. Ammon, durch Zugaben und Begleitung mit einer Vorrede dem trefflichen Buche einen großen Reiz verliehen hat, welches, in der neuen Auflage mit einem neuen schönen Titelkupfer geschmückt, als werthvollste Ostergabe und Confirmandengeschenk betrachtet werden kann.

Leipzig, im März 1840.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act von **A. von Hake.** 8. geheft. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist jetzt vollständig, jedoch nur noch bis zum ersten Mai zum Subscriptionspreise von 12 Thlrn. zu beziehen:

G. E. Lessings sämmtliche Schriften

herausgegeben von

Karl Lachmann.

12 Bde. gr. 8. Mit Lessings Portrait in Stahlstich und 8 Kupfern.

Mit dem ersten Mai tritt der Ladenpreis von 16 Thlrn. unwiderruflich ein.

Berlin, den 15. März 1840.

Voß'sche Buchhandlung.

Bei Anton Mausbeeger in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Leipzig bei Paul Baumgärtner, zu haben:

Ulrich, Herzog von Würtemberg.

Historisches Schauspiel in 5 Acten von Chr. Kuffner. Broch. 16 Gr.

Geschichte der Esel.

Eine humoristisch-satyrische Vertheidigungsschrift des grauen Thieres, durch welche bewiesen wird, daß der Esel kein Esel ist.

Broch. 6 Gr.

Die Maltheser.

Historisches Schauspiel in 3 Acten, von Chr. Kuffner. Broch. 16 Gr.

Die Toiletten-Plauderin,

oder:

Die Kunst, während des Ankleidens Englisch zu lernen.

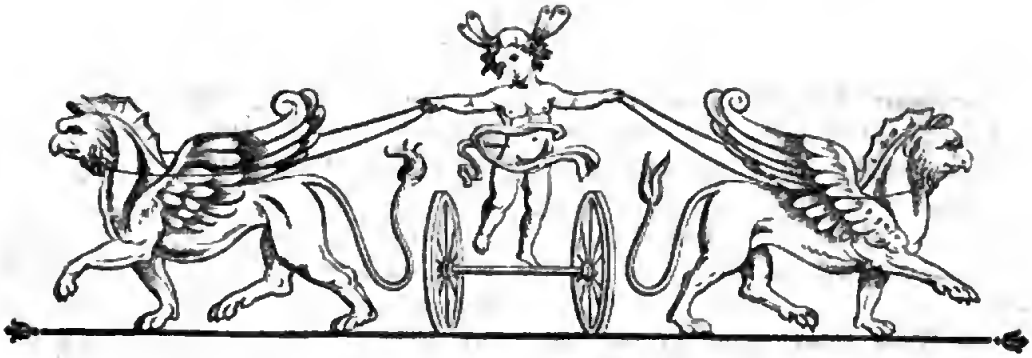
Neueste durchaus praktische Anleitung für Damen, sich das Englische in möglichst kurzer Zeit nach einer sehr einfachen und leichtfaßlichen Methode, eigen zu machen. Herausgegeben von Fanny Warren. Gbdn. 1 Thlr.

Ein Besuch in St. Cyr.

Komische Oper in 3 Acten, von Bauernfeld. Broch. 8 Gr.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 79. — den 23. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oesterreichs Adel.

Von einem Oesterreicher.

Die verschiedenen Stimmen, die in der neuesten Zeit sich hier und da in auswärtigen Blätteen über die besondern Vorrechte des österreichischen Adels erhoben haben, hätten schon vorlängst eine genaue und strenge Darstellung der wirklich bestehenden Adelsverhältnisse in Oesterreich erfordeet. Allein sei es, daß hierzu Mehreren der Muth, Vielen die Kraft oder eine genaue Kenntniß fehlte, andererseits auch sonst obwaltende Umstände und der Mangel eines geeigneten Organs eine nähere Beleuchtung dieser Art verhinderten, so blieb doch nichts desto weniger der allgemeine Wunsch einer gründlichen Aufklärung über diesen Gegenstand um so vorherrschender, als selbst die meisten der im Auslande über Oesterreich erschienenen Bücher und Beoschüren deutlich zu erkennen geben, daß ihre Verfasser Oesterreichs Verhältnisse größtentheils nur aus der Vogelperspetive entnehmen, ohne in den eigentlichen wahren Kern derselben mit gehaltvollerer Gründlichkeit einzudringen. Daher dürfte es denn auch kommen, daß die Ueberzahl solcher Touristen den Werth und die Vorrechte des österreichischen Adels theils nach dem mehr oder minder herablassenden und zuvorkommenden Betragen einzelner Familien, theils nach einer glänzenden Equipage und einer größern oder geringern Dienerschaft, keineswegs aber nach den wirklich bestehenden Verhältnissen bemessen, da in diese einzugehen es Manchen unter Ihnen eben so an Zeit, als vielleicht Andern an der Hauptsache, einem scharfen Ueberblicke, fehlen dürfte.

Diesen Gegenstand nun, so weit es der Raum der vorliegenden Blätter gestattet, mit gründlicher Auffassung und wahrheitsgemäßer, wenn auch mitunter bitterer Offenheit in gedrängter Kürze zu besprechen, dies ist die wichtige Aufgabe, die ich meinen schwachen Kräften zum Ziele vorgesetzt; indem ich hierdurch zugleich den Beweis zu führen gedenke, daß nicht Alles Gold sei, was dem menschlichen Auge glänzend, und eben deshalb vielleicht wünschenswerth erscheint.

Von jeher gehörte Oesterreichs Adel zu den ersten und vorzüglichsten Stützen dieses Reiches, da dessen rein monarchische Verfassung nur darin ihr Bestehen finden kann, daß eine unwandelbare, unerschütterliche Treue die ersten und edelsten Geschlechter fest an die geheiligte Person des Monarchen kettet. Nur auf diese Weise bleibt dem Volke jede Hoffnung benommen, bei irgend einer politischen Reaction in den ersten Familien Unterstützung, oder selbst ein Oberhaupt zu finden. Zwar ist eine derlei Veränderung der bestehenden Verhältnisse in Oesterreich nicht denkbar, und schon aus dem einzigen Grunde sehr schwierig, wo nicht unmöglich, weil die verschiedenartigsten Völker und Sekten, die das Reich, ja oft selbst eine Provinz desselben, bewohnen, eine Uebereinstimmung der Gesinnung unzulässig, somit auch das Eingehen auf einen gemeinschaftlichen Plan unausführbar machen dürften. Allein dessen ungeachtet hat das Prineip einer weisen Politik, das Oesterreich in allen

Digitized by Google

Entschlüssen und Handlungen seit jeher kund zu geben bemüht ist, auch hier darauf Bedacht genommen, die edelsten Familien seines Reiches durch die ausgezeichnetsten Gunst- und Gnadenbezeigungen, vorzüglich aber dadurch an sich zu fesseln, daß es den jungen Sprossen solcher Geschlechter eine glänzende, oft nur zu sehr auffallende Carrière eröffnet.

Auf solche Weise ist es daher nichts Seltenes in Oesterreich, einen Stabsofficier zu erblicken, dessen Kenntnisse und persönliche Eigenschaften denselben in einem andern Lande kaum zu einer subalternen Charge qualificiren würden, allein sein Adel, sein Vermögen, die Verbindungen seiner Familie und die Gnade des Kaisers haben jedes Hinderniß beseitigt. Der höchstens zwanzigjährige junge Mann commandirt schon wenige Monate nach seinem Eintritte in die Armee eine Compagnie, bald darauf ein Bataillon, und in einigen Jahren selbst ein Regiment, ohne irgend ein anderes Verdienst zu besitzen, als einige inhaltsschwere Buchstaben vor seinem Namen während es alten treugedienten und durch persönliche Bravour vor dem Feinde ausgezeichneten Officieren sehr schwer, ja oft unmöglich wird, das gleiche Ziel im angehenden, oder schon weit vorgeschrittenen Greisenalter zu erreichen.

Auch im Civildienste zeigt sich der gleiche Fall. — Der junge Cavalier hat seine Studien privatim, das heißt zu Hause unter der Aufsicht seines Hofmeisters, mit Auszeichnung vollendet. Nun tritt er in eine der vielen Landes- oder Hofkanzleien. Die erste Hälfte des Jahres geht in Reisen, die zweite in Jagd- und andern Lustbarkeiten auf; doch dies hat nichts zu sagen. Und da der Rang und Reichthum der Familie auch den Gehalt einer niedern Staatsbedienstung überflüssig und entbehrlich macht, so kann es um so weniger auffallen, daß beinahe alle diese Herren jedem Gehalte schon im voraus entsagen. Dem Staate wird hierdurch eine bedeutende jährliche Summe erspart, ein Verdienst, das bei dem in allen Zweigen der Staatsverwaltung kundgegebenen Sparsystem denn doch nicht ganz übersehen oder unbelohnt bleiben darf; daher erscheint es ebenfalls als eine natürliche Folge der erworbenen unentgeltlichen Verdienste, daß ein solcher junger Mann nach zwei bis drei Jahren zum Gubernialrathe, nach sechs bis acht Jahren zum Präsidenten einer Hof- oder Landesstelle ernannt wird. Auf dieselbe Weise versähet man bei Vertheilung höherer oder niederer geistlichen Pfründen; auch diese werden, mit weniger Ausnahme, nur an den hohen und höhern Adel vergeben.

Allein sehr irrig wäre es, wenn man die hier zugegebenen Fälle in weiterer Beziehung ausdehnen, und von dem Einzelnen auf das Allgemeine schließen wollte. Um den wahren Standpunct der österreichischen Adelsverhältnisse gehörig und nach vollem Verdienste zu würdigen, muß man die Verhältnisse des bei weitem zahlreicheren armen Adels in Erwägung ziehen, und leider befindet sich dieser in Oesterreich in der mißlichsten und traurigsten Lage, denn eine Unzahl von Ahnen und die Verachtung der Welt, oder, um mich deutlicher auszudrücken, jene des gemeinen Volkes, sind sein einziges Erbtheil. Ihm gestattet Oesterreichs Politik nur selten eine minder untergeordnete Stellung im Staatsdienste zu erreichen, da sie auf eine gehörige Ausgleichung der durch die außerordentliche Begünstigung der hohen Noblesse ohnedies mißvergnügten untern Stände Bedacht nehmen muß. Allein auch die Sünden der Crême der Societät, der höchsten aristokratischen Elite, fallen einzig und allein dem ärmern Adel zur Last. Jeder, selbst der geringste Fehler gegen die bestehenden Gesetze, der bei jenen straflos übergangen, ja oft selbst, ungeachtet seiner Bedeutendheit, gänzlich übersehen wird, muß von diesem um so strenger und nach dem vollen Ausspruche des Gesetzes entgolten werden. Ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier nicht entscheiden, allein es ist wohl einleuchtend, daß bei jedem drohenden Gewitter ein Blitzableiter höchst nothwendig und wichtig erscheint, und so muß auch hier das Volk in der strengen Bestrafung des ärmern Adels die Gerechtigkeit seines Monarchen verehren, der hier die Gleichheit aller Unterthanen ohne Unterschied des Ranges vor dem Gesetze auf solch unbestechliche Weise feststellt. Aber auch hiervon abgesehen, verstattet das in den hohen und höchsten Kreisen des Adels, besonders neuerer Zeit, eingerissene Cliquenwesen den Gliedern des ärmern Adels nur selten den Zutritt in diese Cirkel, und auch dann spricht sich die bloße Duldung durch die verächtlichen Blicke aus, mit denen der vom Glück begünstigte reiche Cavalier auf seine, ihm zwar am Range gleichen, aber ärmern Brüder herabsieht. Ja selbst die niedern Stände, die den Werth des Menschen nach seinem Gelde, den Werth des Adels nach Karossen und Dienern wägen, selbst diese theilen sich in die gleiche Verachtung. Sie kann Rang und Reichthum, wenn auch nicht mit Liebe, so doch mit unterthänig ersterbender Ehrfurcht für die Besitzer desselben erfüllen. Dem gemeinen Mann flößt ein Diener in der einfachsten Livree und dem engsten Vorzimmer jene Achtung ein, welche die mit geladenem Gewehre bewaff-

Digitized by Google

nete Schildwache vor dem Feinde genießt, dagegen ist jeder Adelige, ohne diesen nothwendigen, durch ein geringeres Vermögen oft gar nicht gestatteten Vehikel seines Standes, in den Augen der Menge weniger als ein Lastträger aus der Hefe des Volkes, dem sein Stand jedes Hülfsmittel zur Abwehr seiner Noth erlaubt, während der arme Adelige hierin auf mehr als barbarische Weise beschränkt ist. Ihm erlauben die Vorurtheile seines Ranges und Namens weder ein Handwerk zu ergreifen, noch sich sonst dem Betriebe eines Gewerbes zu widmen. Auf gleiche Weise wird selbst bei den gediegensten, glaubwürdig nachgewiesenen Kenntnissen und Fähigkeiten der Bürger- und Handelsstand sich nur sehr schwer entschließen können, ein solches Glied des Adels in seine Dienste zu nehmen, da ihn ein blindes Vorurtheil schon frühzeitig gegen die Besitzer der Adelswürde eingenommen hat.

So gleicht Oesterreichs ärmerer Adel der Pariakaste in Indien. Von Seinesgleichen über die Achsel angesehen — von Niedern mit wenig verhehlter Unhöflichkeit behandelt — von seinem Monarchen wegen Mangels an Fond ohne Unterstützung gelassen, auf sich selbst und seiner Hände Arbeit verwiesen, bleibt ihm nur die Wahl, das Mitleid seiner ihm gleichen Standesgenossen in Anspruch zu nehmen, und von diesen, gleich dem gemeinsten Bettler, mit wenigen Groschen abgefertigt zu werden, oder aber, seinen Rang vergessend, sich in der niedersten Sphäre auf jede Art sein Brot zu erwerben. So zählt das reiche, glückliche, allenthalben beneidete Oesterreich: Wirthe, Tagschreiber, Wagenlackirer, Brauergesellen u. dgl. m. unter die Glieder seines Herren- und Ritterstandes; und während es für den armen Bürger Armenanstalten, Subscriptionen, Entschuldigungskarten und andere Hülfsmittel im Ueberfluß gibt, hat der arme Adel in Oesterreich für seine arbeitsunfähigen gänzlich brotlosen Glieder keine andere Vorsorge, als die wenigen von Sr. Majestät Kaiser Leopold, Maria Theresia und dem letztverewigten Kaiser Franz hinterlassenen einzelnen Stiftungen, oder die zu gleichem Zweck bestimmten, aber bei weitem nicht hinreichenden jährlichen Gnadengaben des regierenden Monarchen. Froh muß daher ein solches unglückliches Glied der adeligen Corporation Oesterreichs sein, wenn es im vorgerückten Greisenalter mit einem jener gemeinen Pfründlerplätze betheilt wird, wie diese in Armen- und Siechenhäusern für die untern Classen des Volkes bestehen. Die Damen allein sind hierin besser bedacht, weil denn doch die fast in allen Provinzen bestehenden Damenstifte ihnen einige Unterkunft verstatten, und die in neuester Zeit am Hofe eingeführte Sitte, Kammermädchen- und Kammerjungferstellen an Damen des Adels zu verleihen, wenigstens einigermaßen eine kleine Abhülfe gewährt; allein auch hier übt das Protectionswesen seine nicht immer geregelten Rechte aus, wie denn überhaupt Geld, Protection und das Ansehen des Ranges ein Triumvirat in Oesterreich geschlossen haben, vor dem, vom Niedrigsten anfangend bis zum Höchsten, sich Alles im Staube beugen muß.

Fast scheint es, als hätten die Vorfahren so mancher adeligen Familie Oesterreichs den einstigen Verfall ihrer Geschlechter auf Jahrhunderte vorausgesehen und deshalb mit liebender Vorsorge schon frühzeitig solche Maßregeln getroffen, wodurch dieser, wenn nicht ganz beseitigt, so doch einigermaßen aufgehalten wird. Den deutlichsten Beweis hiervon liefern: die zahlreichen Fideicommisse und Majorate, wie solche fast in allen Provinzen Oesterreichs, vorzüglich aber in Böhmen, sehr häufig vorgefunden werden. Auch die in neuester Zeit zur Mode gewordenen testamentarischen Vermögenssubstitutionen scheinen das gleiche Ziel vor Augen zu haben. Wohl dürften Manche der Meinung sein, daß gerade durch solche Verfügungen, welche das Hauptvermögen der Familie an den Erstgeborenen vererben, und die übrigen Glieder derselben auf eine unbedeutende Apanage beschränken, der Verfall und die immer zunehmende Verarmung des Adels auch um so sicherer befördert werde. Ich glaube, diese Voraussetzung nur verneinend beantworten zu müssen, weil es durch die Wirklichkeit erwiesen ist, daß jeder Fideicommiß- und Majoratsbesitzer auch auf seine weniger bedachten Geschwister und Verwandte besondere Rücksicht nimmt, und da, wo seine peeuniäre Unterstützung nicht hinreicht, auf andere Weise Sorge trägt, dieselben in den höhern Staatsdiensten unterzubringen, was bei der Stellung und dem Range eines bedeutenden Herrschaftsbesitzers in Oesterreich nie fehlschlagen dürfte. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die Ausstellung, Dessarte.]

Zwei Umstände sind es, die jetzt in Frankreich die Kunst verhindern einen edlen Aufschwung zu nehmen. Die Unruhe der Zeit und der Drang des materiellen Lebens, die Kleinlichkeit und den dummen Egoismus der Jury in Kunstsachen nicht zu rechnen. — Wiederum haben die deutschen

Digitized by Google

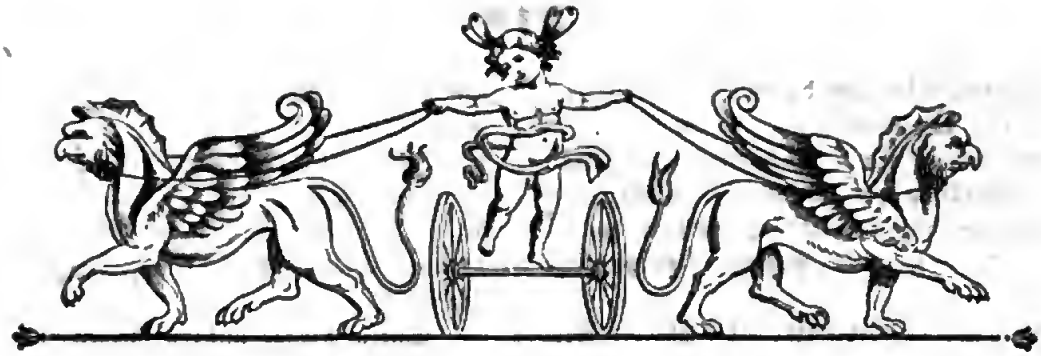
Künstler nichts zur Ausstellung geschickt. Sind sie etwa zu stolz oder zu bescheiden dazu? Oder liegt ihr Stolz in ihrer Bescheidenheit? Man kennt die alte Sage aus dem Morgenland. Ein König lud einst seine Freunde ein. Meine Herren, sagte er zu ihnen, ein jeder setze sich seinem Range nach. Darauf kam der erste Minister und wählte sich seinen Platz neben dem Fürsten, hernach der Commandant der Armee u. s. w. Endlich kam ein Philosoph und setzte sich ganz unten an die Tafel und sagte: Mein Platz ist hier, denn ich bin der Bescheidenste unter Euch. — Du! versetzte der Fürst, Du bist der Stolzeste mit Deiner Bescheidenheit! — Es geht gewiß den deutschen Künstlern und Gelehrten ebenso, sie sind stolzer in ihrer Bescheidenheit als die peahlerischsten in andern Ländern. Gesetzt, der deutsche Maler verachtet das französische Urtheil: sollte er sich nicht deswegen dem Auslande produciren, um Deutschlands Kunst zu verherrlichen? Oder hat denn die deutsche Kunst das Höchste erreicht? Ich sah es wenigstens in München nicht. Es fehlt den Franzosen die Ruhe und die Weihe der Deutschen, meinetwegen auch die richtige Zeichnung und die Composition; aber den Deutschen fehlt das Dramatische, die Energie und Kühnheit der Erfindung. Die deutsche Kunst steht über der französischen in mancher Hinsicht, eben deswegen aber sollte sie jedes Jahr ihre Meisterwerke hierherschicken und sei es nur deswegen, weil sie hier zehn Mal so gut als in Deutschland bezahlt werden, weil man hier die guten Gemälde nicht allein ansieht, sondern auch kauft. Aber die Deutschen sind gar arg selbstzufrieden; Weimar nennen sie ihr Athen, Dresden ihr Florenz, München ist gar Athen und Florenz in einer Person! Cousin sagte, München sei eine Stadt, wo die Hälfte malt und meißelt und die andere Hälfte zusieht, wie die Eine malt und meißelt. Die augsburger Allgemeine machte sich darüber lustig. Lieber Himmel! Cousin hatte auch unrecht, denn München ist eine Stadt, wo ein Achtel malt und meißelt und sieben Achtel Bier trinkt und Tabak raucht. Doch zur Sache. Die Historie ist diesmal in Paris schlecht besetzt. De la Croix lieferte einen Trajan zu Pferde, in dem Moment, wo ihn eine Mutter um Rache anfleht. Zeichnung, Stellung, Colorit, alles ist verfehlt. Couder lieferte die Eröffnung der Generalstaaten in Versailles. Weder Ausdruck noch Idee, lauter Portraits. Hier hätte das Licht auf Mirabeau fallen müssen, wenigstens ein Sonnenschlag mit starkem Schatten. Der achtzehnte Brumaire ist gar verfehlt; ein kleines blasses Männchen vor einer wüthenden Menge, man weiß nicht, was es will, noch warum es sich handelt. Schiller's Kampf mit dem Drachen ist undankbar wie alle diese Stücke. An Simson's und Delila's fehlt es nicht. Die Schauspielerin Rahel gab gewiß Anlaß zu den vielen Rahels. Auf dem einen dieser Bilder scheint Jakob ein Jüngling; er war aber, genau gerechnet, bereits dreiundachtzig Jahre alt in der Scene. Lea und Rahel, beide frisirt wie Pariserinnen, sind übrigens die zwei schönsten Mädchen im Salon, wenn man die lebendigen nicht rechnet. Eine andere Rahel, die ihre Kinder beweint, ist nach Bendemann's Jeremias fast copirt. Folgende drei Gemälde sah ich immer mit Vergnügen. Die Ehebrecherin, von Signol; sie kniet mit verhülltem Gesicht vor Jesus; alle verdammen sie und Jesus sagt: derjenige, der nie gesündigt, hebe den ersten Stein auf! Dann ein satyrisches Gemälde: die Werbung. Ein langer Bursche wirbt bei dem Vater um seine Tochter. Zehn Figuren, wovon jede eine andere ironische Miene macht, sind zum Küssen schön und die Figur des Werbers ist so wahr, daß man ihn schon gesehen zu haben glaubt. Das dritte: die Freuden des Lebens, von Schlesinger aus Frankfurt, nach den Worten Luther's: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Es ist wohl noch manches Bedeutende zu finden, es sind im Ganzen 1666 Bilder, darunter 800 Portraits, aber Ausgezeichnetes ist nicht da und somit wäre es überflüssig, darauf einzugehen, da andere Interessen meine Feder beschäftigen. Auch die Bildhauerkunst brachte nichts Ausgezeichnetes, obwohl manches Schöne und Gelungene, z. B. einen Orest auf der Flucht, ein Mädchen, dem eine Eidechse zur Schulter hinaufkriecht, u. a.

Bekanntlich werden die Deutschen so gelegentlich Schauspieler oder Sänger, wie eine Magd Amme wird. Oft ersetzt natürliches Genie das Studium, meistentheils aber sind die deutschen Sänger eine unwissende Menschenclasse. Wie viel schöne Stimmen hörte ich auf deutschen Theatern, die aber keinen Ton richtig singen konnten, und sich auf der Bühne wie Aushängeschilder ausnahmen. Von den jetzigen deutschen Schauspielern will ich gar nicht sprechen. Hier in Paris gibt es ein Conservatoire für Gesang und Schauspielkunst, aber wie alle Corps, wie alle Privilegien, ist es veraltet und zurück, das Conservatoire, die Akademie und die Jury der schönen Künste stehen auf derselben Linie, nämlich außerhalb der Zeit, und eine Reformation wird nicht lange ausbleiben. Desto merkwürdiger sind die öffentlichen Cours des Herrn Delsarte, in welchen sich Theorie und Praxis mit einander verbinden. Nourrit war ein intimer Freund von Delsarte und ich schrieb Ihnen schon von den Humanitätsplänen Nourrit's, der die theatralische Kunst zur sittlichen Veredlung des Volks erheben wollte, und darüber getäuscht, lebensüberdrüssig wurde und freiwillig endete. Wahr ist es, daß das Publicum hier anfangt, den Künstler zu achten, während es den Minister mißachtet, weil, wie es sagt, dieser ein Harlekin ist und jener ihn nur spielt. Dies bei Seite, so nimmt der große Künstler hier den ersten Platz in der Gesellschaft ein, aber er muß wirklich groß, wirklich Künstler sein, und die „Presse" sagte neulich sehr richtig, Rahel sei eine gedoerene Herzogin, ihr Rang stehe ihr auf der Stirn. So weit ist man in Deutschland noch nicht, weil das denkende Deutschland so wenig denkende Schauspieler hat, die Geist und Erziehung besitzen. Delsarte's Theorie beginnt sehr gründlich mit dem Larynx, dem Adamsapfel, wie die Deutschen sagen; sie entwickelt eine anatomische Gelehrsamkeit, die die Mittel zum Singen kennen lehrt, ehe sie daran geht, diese Mittel in Uebung zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 80. — den 24. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Den Verfasser von „Ethel" scheinen Welt und Menschen, Schicksale und Erfahrungen in der Welt, in der er lebt, isolirt zu haben. Mancher Dornstrauch hat gewiß mit dem Eichbaume gerechtet, daß er einen so festen, selbstständigen Wuchs himmelan getrieben hat.

Mann sein, heißt seelenstark wirken, umfassend schaffen, schützend erhalten, kraftvoll stützen. Dies ist des Mannes Beruf, Festigkeit sein Stab. Zwischen Untergang und wissentlichem Unrecht darf er nie, auch nur augenblicklich, wählen. Er bricht lieber unter den Verhältnissen zusammen, als daß er sich von ihnen aufreiben läßt. Er darf nicht schwärmen, er muß die Welt nehmen, wie sie ist, aber er beherrscht sie, statt sich nach ihr zu modeln.

Die Frauen berechnen ihr Leben lieber nach Augenblicken, als nach Stunden. Bewegungsgründe brauchen sie nie; Ruhe in Unruhe zu verwandeln, reizt und lockt sie schon hinlänglich. — Sie handeln nach Gefühl mit Geist vermischt, wie sie Wasser mit Wein vermischt trinken.

Der Grad der Bildung einer Frau äußert sich in dem Grade von Feinheit, den sie von Liebe und Genuß fordert.

Ein Weib, dessen Herz früh veredelt wurde, kann nie ganz fallen; aber schwerer als natürliche Unschuld ist jene Veredlung durch Erstehen vom Fall.

Offenheit ist das Siegel des Edelmuths, der Schmuck und Stolz des Mannes der süßeste Reiz des Weibes, der siegreichr Spott über den Schurken, die seltenste Tugend der Geselligkeit.

Unruhe und Unglück sind dem Menschen so nothwendig, wie Sturm und Salz drm Meere.

••• hat keinen Lebenslauf, nur einen Lebenstrieb.

Das menschliche Leben ist in den meisten Fällen nur ein anhaltender Versuch, leben zu wollen.

Persönliche Unabhängigkeit öffnet die Pforte zum irdischen Himmel.

Die Grillen haben das Bürgerrecht in den Köpfen, wie die Lerchen in den Lüften.

Die Phantasie ist ein Weib; darum spielt sie so gern mit Männern.

Auf keinen Banquier in der Welt werden so viel falsche Wechsel gezogen, als auf die Wahrheit.

Der Künstler sammelt für sein Album, der Gelehrte macht Auszüge, aber wie wenig Menschen legen sich darauf, an sich und Andern im Umgang, Lesen, Denken, Handeln geistige Studien zu sammeln.

Die moralischr Anziehungskraft steht zu der physischen gerade im umgekehrten Verhältniß; kraft der letzteren sind die kleineren Körper gezwungen, sich in den Umkreis der größeren hineinziehen zu lassen, große Seelen neigen sich hingegen nach den kleinern, sobald diese sich ihnen zu nähern suchen und mit ihnen nur einige Aehnlichkeit haben.

Digitized by Google

Die schlechtesten Völker sind die nur halbgebildeten; dies kann man auch von einzelnen Menschen sagen.

Einige von unseen neuern Scheisistellern scheinen mir nur die Nutznießung von vielen Geistesfähigkeiten zu haben, ohne eine deeselben als Eigenthum zu besitzen; seühee gab es wiekliche Poeten, jetzt poetische Kräfte.

Der Verstand dee Weiber reist seühee als der Veestand der Männer, weil man die Knaben nue mit dee Gegenwaet, die kleinen Mädchen mit der Zukunft beschäftigt.

Ich höete einst in Mecklenbueg in einer Dorfkieche einen Peedigee auf dee Kanzel sagen: die Beweise für die Waheheit des Christenthums sind so augenscheinlich, daß sie Jupiteen selbst wüeden übeezeugt haben, wenn man sie ihm voegeteagen hätte.

Man kann sich über die Meinung der Welt eehaben sühlen, aber gleichgültig wied sie uns deshalb doch nicht. Man kann die Unart eines Kindes unbeachtet lassen, wenn es uns schlägt, und gleichwohl doch an seinem Kosen und Schmeicheln seine Lust haben.

Die tüchtigsten Menschen sind oft zersteeut, wenn sie sich mit andeen beschäftigen; sie lassen sich auch beim Rathgeben öfters von der Lust hineißen, Versuche zu machen, ohne sich um den Erfolg zu bekümmeen. Ueebeehaupt vermag und leistet die Unwissenheit mehe, die dei dem Erfolge einer Unternehmung aufmeeksam und inteeessiet ist, als Tüchtigkeit ohne Theilnahme und Aufmerksamkeit.

Die Gewißheit, binnen kurzem in keinem andern Verhältniß mehr zu stehen, als nur mit Gott allein, keäftigt uns im Alter gegen die Kränkungen, die uns Menschen zufügen. — In der Jugend dedüefen wie eines Veeteauten; im Alter kommt man dahin, nur mit Gott allein von seinen Schmeezen und Leiden zu reden, und nur dahin zu steeben, eines so erhabenen Veetrauten nicht ganz unwürdig zu denken und zu sühlen.

Eine Ueebeezeugung, die man selbst eeeungen und gewonnen hat, wird nie Fanatiker bilden, denn wenn sie die Feucht unseres eigenen Nachdenkens ist, so haben wir auch nothwendig die Gründe gegen sie peüfen müssen, nnd haben die Stäeke derselben gefühlt; eine Ueebeezeugung dagegen, die nur eine Wirkung der Autorität ist, wird immer für die Eine, unveeleßliche Wahrheit gehalten, und man veefolgt diejenigen, die anders denken, als man selber denkt.

Nie empfindet man den Ueberdruß des Lebens mehr, als wenn man sich lange Zeit zugleich mit verschiedenen Dingen beschäftigt hat. Unserer Seele tiefstes, mächtigstes Streben bleibt immer auf Einheit geeichtet, und duech jenen Uebeedeuß, den das Vielfältige in uns erweckt, scheint uns Gott hienieden auf ein Dasein vorbeeeiten zu wollen, wo das Göttliche allein der Mittelpunet allee unseeee Empfindungen und Gedanken sein wied.

Diesem Hange unseres Geistes, sich gern an Einen Punet zu hesten, verdanken auch unsere Leidenschaften ihren Reiz.

In dee Gegenwaet eines Füesten wagt kein Mensch sich seiner üblen Laune zu überlassen, und doch thun wir dies in der Gegenwaet Gottes, wenn wie nämlich duech unsee üble Laune diejenigen quälen, deeen Beglückung er uns anveeteaut hat.

Gewissensbisse sind immer ein Beweis, daß unsere Vergehungen unseeem eigentlichen Charakter fremd und mit ihnen im Wideespruch sind, und nue aus diesem Geunde berechtigen sie zu Hoffnungen auf Besserung.

Oesterreichs Adel.

(Beschluß.)

So wie nun hier für einen Theil des ärmeeen Adels auf jede Aet voegesoegt wied, um denselben nicht ganz in Verfall geeathen zu lassen, so würde vielleicht auch andeeeeseits der Adelstand der einzelnen Provinzen darauf Bedacht nehmen, dem Nothstande des andern schutz- und schiemlosen Theiles, duech neu zu ereichtende Stiftungen, odee auf sonst zweckdienliche Weise abzuhelfen; allein hier scheint die von Tag zu Tag zunehmende Vermeheung des Adels den voezüglichsten Theil des Anstoßes zu bilden.

Den östeeeeichischen Staatsprineipien zu Folge ist nämlich jedee Officier nach deeißig ununterbrochen zurückgelegten Dienstjaheen berechtigt, seine Eehebung in den Adelstand zu verlangen, welchem Gesuche jedenfalls gewähet wird. Eine gleiche Begünstigung genießen die mit dem Leopoldordens- oder dem militäeischen Maria-Theeesiaordens-Kreuze betheilten Personen, die je nach Veeleihung des Ritter- oder Geoßkeeuzes auch des Ritter- oder Feeiherrnstandes theilhaftig werden. Da jedoch der Adel auch bei der Besöedernng eines Büegerlichen in die höheeen Chaegen eines Peäsidenten oder Depaetementschefs fast immer und nur mit seltener Ausnahme verliehen wied, übelgens auch sonstige Veedienste um den Staat die Eetheilung desselben möglich

Digitized by Google

und zulässig machen, so läßt sich hieraus einerseits auch die im Auslande vorherrschende Meinung erklären, daß die höheren Staatsbedienstungen Oesterreichs einzig und allein durch Adelige besetzt würden; andererseits aber kann aus dem vorher Gesagten nicht in Abrede gestellt werden, daß der auf solche Weise ins unendliche vermehrte Adel, eben wegen seiner Vielfältigkeit, jene Achtung verlieren muß, die ihm sein Stand als Schutzwall eines monarchischen Staates und als einzig wirklichen Schirm des Thrones, eigentlich sichern sollte.

So sind in Oesterreich jene Zeiten längst vorüber, wo man stolz auf die Vorrechte, die einzelne Geschlechter im Laufe von Jahrhunderten erworben hatten, nur mit Hochachtung zu jenen Familien emporsah, die in edler Aufopferung für Staat und Monarchie ihr Leben verbluten und ihr Vermögen willig hingegeben haben. Für sie, die nun arm kaum noch den Schatten des einstigen Reichthums bewahren, gibt es nichts, als den Hohn und das Gespötte des Pöbels, der an ihnen jene Kränkungen zu rächen sucht, die ihm die Aristokratie des Geldes tagtäglich bereitet. Man möge mich immerhin beschuldigen, daß ich Oesterreichs Adelsverhältnisse in zu grellem Lichte aufgefaßt und wiedergegeben, ich kann nur sagen: Geht hin und seht jene an den Bettelstab gebrachten Familien; sehet! welche Mittel man anwendet, die unverschuldete Noth derselben zu lindern, und dann kehrt wieder und beschuldigt mich noch der Lüge oder Uebertreibung; dann sagt noch — ungeheuer sind die Vorrechte, die Oesterreichs Adel in seinem Vaterlande genießt. —

Jede Wahrheit ist bitter, bitter für den, der sie sagen — bitter für den, der sie hören muß — kann aber durch sie eine vorgefaßte Meinung aufgeklärt und ein Fingerzeig zur Abhülfe eines Uebelstandes gegeben werden, dann ist es die Pflicht des Staatsbürgers, sie frei und unerschrocken zu jeder Zeit und an jedem Orte auszusprechen. F. R.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Delsarte, die Pentarchie, die Zingaris.]

Ich kenne junge Männer, die durchaus keine Stimme hatten; Delsarte gab sie ihnen, indem er sie über die vielen Mittel belehrte, die man durch richtige Benutzung der Zungenwurzel und die Haltung des Larynx gewinnt. Die Deutschen singen gewöhnlich mit der weißen Stimme, voix blanche, und solfeggiren auf A. Die Italiener und alle großen Sänger singen mit der gedämpften, voix sombrée, wo sich der Gaumen abwärts biegt, und der Ton rund und breit gegen die Höhle des obern Gaumens vibrirt. Beide Arten die Tonbildung vereinigt, machen die voix mixte, die schönste. Diese Tonbildung hat Rubini; Duprez aber, der vor zehn Jahren gar keine Stimme hatte, singt ganz sombrirt. Der rechte Ton, der künstliche, volle, darf kein Licht zucken machen, wenn es ganz den Lippen genähert ist, und Rubini bewies dies in meiner Gegenwart. Delsarte läßt einen und denselben Ton sechs Monate lang produciren, bis er vollkommen ist. Dann hat er einen besondern Cours für die Gesten und classischen Stellungen, das Interessanteste, was ich je gesehen. Eine jede Geste hat ihre nothwendige Stimme, am Tone hört Delsarte, ob der Künstler seine, dem Sujet entsprechende Stellung einnimmt. Dann folgt der Cours für Declamation. Eine Fabel von Lafontaine, die ich hier von einem dreizehnjährigen Kinde hörte, das sich der Bühne widmet, hat mich mehr gelehrt als zehn Vorstellungen, da der Declamator immer sich erst Rechenschaft von des Dichters Absicht geben muß, um Gesicht, Ton, Stellung des Körpers, Bewegung der Augen, Lippen, Arme, Füße damit in Harmonie zu setzen. Beim Fuchs z. B. nahm das Kind eine andere Wendung als beim Löwen.

Was Delsarte's Regeln über den Ausdruck im Gesange betrifft, so gründen sie sich auf Universalmusik. Es gibt eine solche für alle Geschöpfe. So z. B. drückt die kleine Terz Furcht, die große Terz Freude oder Contemplation aus, die kleine Septime ist beständig das Ausrufungszeichen des Schmerzes. Wenn man einen Menschen sprechen hört und das Steigen und Fallen des Tones beobachtet, so überzeugt man sich leicht hiervon. Die Thiere sogar haben dieses Gefühl, und wenn man ihre Stimme in Hebung und Senkung nachmacht, so kann man ihnen leicht Freude oder Schmerz verursachen. Frühee glaubte man, die Tonarten trügen den Chaeaktee an sich, was aber falsch, es sind dies wirklich die Intervalle, die das Chaeakteristische machen. Der Geizige spricht in einem andern Intervall als der gute Mensch, der gebildete in einem andern als der rohe. Nun hat Delsarte für seine Zöglinge mathematische Regeln festgesetzt, nach denen die Töne geschliffen, gestoßen oder gezogen werden. Merkwürdig bleibt mir immer, daß alle unsere Musik keinen Eindruck auf die Türken, Chinesen oder Beduinen macht, weil, wie es scheint, die Universalmusik verloren ging, und die Musik, gleich der Poesie, nationale Farben annahm. Als der Dei von Algier zum ersten Male in der großen Oper war, freute er sich außerordentlich, als die Musiker die Instrumente stimmten; sobald aber die Ouvertüre anfing, schlief er ein. Es scheint, als sei die Fabel vom Orpheus nur auf jene Naturmusik bezüglich. Ich überlasse das alles jetzt deutschen denkenden Musikern, wünsche den deutschen Künstlern aber einen Lehrer, wie Delsarte, der bereits sechs der ersten Sänger in Frankreich ausstattete, worunter Massol und Elizard an der großen Oper. Sollte dies Anklang finden, so werde ich einige seiner Cours übersetzen, denn ich selbst besuche sie. Ich gehe auf ein anderes Universalthema über, auf die vielbesprochene Pentarchie.

Digitized by Google

Ich habe das Buch endlich ganz gelesen, habe sogar den Artikel über Frankreich für einen Diplomaten übersetzt und nachdem ich Auszüge aus zwei andern Schriften gelesen, die das Buch widerlegen sollten, sah ich erst die Armseligkeit der deutschen politischen Schriftsteller ein. Die Pentarchie ist zuerst gegen die tausendköpfige Propaganda gerichtet, die, dem Verfasser nach, schon mit Christo anfangen müßte, wenigstens ging er bis zu Bolingbroke und Holdach hinauf. Dann sollte sie die Unmöglichkeit einer Allianz zwischen Frankreich und England beweisen, folglich eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland als möglich hinstellen. Dafür verspricht der diplomatische Verfasser unter der Hand, weder den Herzog von Bordeaux noch die Bonapartisten zu begünstigen, vielmehr Louis Philipp gegen die Propaganda zu unterstützen. Es versteht sich, daß eine Allianz auf Interessen gestützt sein muß. Die Interessen sind diese: Die Rheinprovinzen gehören Frankreich, Konstantinopel Rußland; die Anderen mögen sehen, wie sie durchkommen; denn nur Rußland habe durch eine Revolution zu gewinnen. Uebrigens gesteht der Verfasser, in Rußland, diesem gepriesenen Lande, sei nur eine Revolution mit Branntwein zu machen, worüber hier sehr gelacht wurde. Das ganze Buch ist mit vielen Citaten aus den diplomatischen Canzleien geschrieben; meisterhaft jesuitisch ist der Artikel über Oesterreich und Preußen. So etwas hätte Jemand, der nicht Rußland lobt, nie sagen dürfen, und dies alles in einem so trockenen, aber kernigen Style. O, das hat ein Deutscher geschrieben, aber ein Deutscher, der oft Französisch schreibt. Dies sieht man, wenn man es übersetzt; es sind sehr viel kurze klare französische Perioden darin. Es gibt nur einen Standpunct, von wo aus diese Schrift zu widerlegen ist, der demokratische; jedes sonstige Bemühen zur Widerlegung scheitert an der gepanzerten Wahrheit des Pentarchisten, nur der Demokrat kann sie vernichten. O, ja, es gibt eine Völkerpropaganda, es gibt einen Völkerbund! Was geht es mich an, ob sich Frankreich mit England, Oesterreich mit Preußen, Rußland mit den Slaven verbindet! Bricht ein Krieg aus, so gibt die öffentliche Volksstimme allen diesen Plänen den Todesstoß und demjenigen gehört die Welt, der sie versteht, ob es nun Preußen, Oesterreich oder Frankreich ist. Die Zeiten sind vorüber, wo sich Fürsten mit einander ihrer Interessen halber verbanden; jetzt verbinden sich die Völker. Will nun Deutschland seine Rheinprovinzen behalten, ist es dessen würdig, so wird es sie trotz Rußland und Frankreich behaupten. Bis dahin ist alles Geschwätz überflüssig; ist diese Zeit aber einmal da, dann, glaubt mir, werden andere Stimmen laut, um Deutschland zum Bewußtsein zu bringen. Siee, j'attends, sagte Lemercier. Eh bien, nous attendons!

Die Zingaris sind ungarische Musikanten, die ohne eine Note zu verstehen mit einem Ensemble spielen, das in Erstaunen setzt. Dabei spielt einer von ihnen auf einem neuen Instrument, auf der Baßzitter, die sehr interessant ist. Mainzer lud diese Zingaris zu einer Soirée ein; da rauschten und krachten die Straußischen Walzer, daß einem ordentlich der Kopf in die Füße kam. Nebenbei tanzte ein Ungar seinen Nationaltanz, sang ein Tyroler Jodellieder, kurz, es war ein complettes Deutschland in einer französischen Soirée beisammen. Die Zingaris selbst machten hier kein großes Glück aber sie fanden doch Anerkennung. Ihre Compositionen sind rauh, kräftig und regellos.

Sand-Dudevant, von der ein Stück, Cosima betitelt, nächstens auf dem Theater Français gegeben wird, hat einstweilen ein neues Stück in der Revue des deux mondes einrücken lassen, das eins der besten ist, die ich von ihr gelesen habe. Es ist eine ganz moderne Geldgeschichte; als Parodie auf die frankfurter Juden wäre es vortrefflich und hat nur den Fehler, daß es von der Dame zufällig — Damen und Franzosen nehmen das Historische als etwas Zufälliges — unter Ludwig dem Vierzehnten spielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Kirchenmusik in Leipzig.]

Die protestantische Welt hat bis auf die Orgel und den unorganisirten Gesang der Gemeinde, die wie die lieben Waldvöglein gen Himmel gurgeln, die Musik aus ihrem Kirchenthum ausgeschlossen. Dennoch hat sie dann und wann ein Gelüst danach und bei zufälligen Anlässen, bei Gelegenheit mildthätiger Zwecke, aber ohne innern Drang, ohne Beruf und ohne Gewöhnung, arrangirt man zuweilen kirchliche Musiken. Man nimmt die Kirchen dazu her, weil man sonst keine gleich großen Räume hat, und das Publicum kommt profan zusammen wie zu Concerten, verhält sich profan dabei und ästhetisirt über Musik im ernsten Genre wie es über weltliche Musik kritisirt. — Am Charfreitage pflegt Musikdirector Pohlenz in der Paulinerkirche zu seinem Benefiz eine Musikaufführung zu veranstalten. Er gab diesmal Recitativ und Arie aus Graun's Tod Jesu, Naumann's Pilgergesang aus dem Oratorium „I Pellegrini" und ein neues Oratorium von Friedrich Schneider „Gethsemane und Golgatha". Diese neue Composition des musikalischen alten Dessauer ist schwach und dürftig genug. Die Ausführung war löblich. Die Chöre machten Dilettanten. Vom Theater übernahmen die Solopartieen Hr. Pögner, Hr. Schmitt und Frln. Schlegel, die mit ihrer schönen Stimme bald den Berlinern angehören wird. Zu Michaelis verläßt sie Leipzig.

[Das dresdener Theater.]

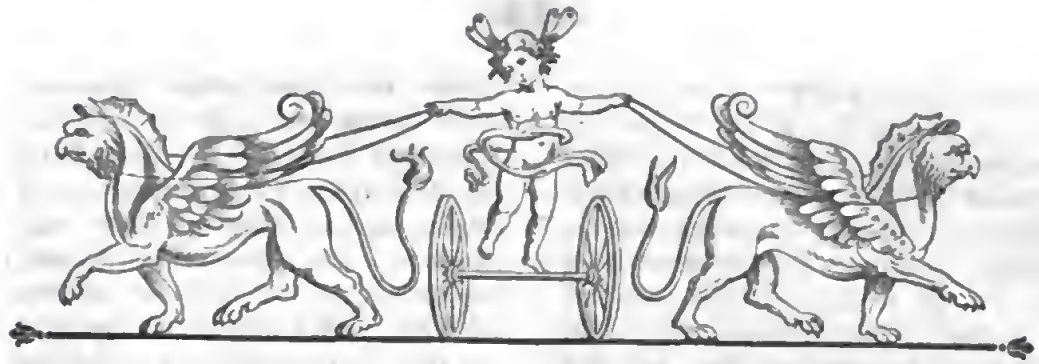
Das neue Theater in Dresden wird, wie man uns von dort meldet, mit Gluck's Armide eröffnet werden. Also nicht mit einer neuen Oper „Hannibal", von Reißiger, wie es unlängst hieß. Auch nicht etwa mit einem neuen Drama von Mosen. Productionen unserer Zeit wurden in jedem Falle verschmäht.

Berichtigung.

Bei Gelegenheit der Anzeige des „Archibald Stewart" wurde von Ludolph Schleier, dem Verfasser, geäußert, er sei gegenwärtig Lehrer an der leipziger Handelsschule. Er erklärt uns, daß er mit diesem Institut in keiner Verbindung stehe, noch gestanden habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 81. — den 25. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wolfgang Menzel's Europa im Jahr 1840 *).

Wer ist von Beiden tragischer anzusehen? Europa, die stolze, arme Jungfrau mit dem halb verblühten Angesicht, und dem verzehrenden Brand im liebedürstenden Auge? oder Menzel, der politische Polonius, der ihr im Namen des verschollenen Stockdeutschlands den Hof zu machen sucht? — Menzel's Geist, der noch im verfallenen Raubschloß des Cotta'schen Literatueblattes umgeht, benimmt sich sonst, wie man weiß, weder geistreich noch ehrenwerth. Bald sitzt er zu Gericht über die Literatur, schäumt, geifert und schreit: Dumme Jungen, oder hepp, hepp, wie ein greiser Dorfschulmeister, den die Kinder verhöhnten; bald examinirt er, wie eine alte Betschwester, einen Philosophen, der an seiner Ruine vorbeizieht, fragt, ob er Beten und Kirchengehen empfehle, ob er mit seinem einzigen Freunde, dem lieben Herrgott, auf gutem Fuße stehe, ob er den Hegel und den Goethe gehörig verabscheue. — Diesmal hat er sich in die Politik geflüchtet. Die Minister und die Monarchen Europas haben ihn nie ausgelacht, nie gegen ihn Broschüren geschrieben; so tritt er denn, nicht im mindesten gereizt, vielmehr ganz nüchtern, ordentlich und anständig auf. Sein Styl ist populär, ruhig bis zur Tonlosigkeit, und zeigt eine gewisse philiströse Würde. In dem Europa Menzel's herrscht noch die Politik von 1740. Er spricht zwar Anfangs, im Gegensatze zu den fünf Mächten des Pentarchisten, von fünf geistigen Mächten, auf die sich die Regierungen stützen müssen, verfährt aber mit diesen geistigen Elementen ganz mechanisch, wie mit Bankactien. Es geht wie auf der Börse zu; Frankreich, sagt er zum Beispiel, hat ⅔ Nationalität, ⅓ Glauben u. s. w.; Deutschland hat ⅔ Glauben u. s. w. Darauf rechnet er nun die Solidität aller großen europäischen Völker, oder vielmehr königlichen Häuser aus, er schreibt ab und zu; das Börsenvolk könnte danach sein Spiel einrichten. Die Rolle, welche heut zu Tage die Völker spielen, scheint Menzel zu übersehen. Er hält die Politik des vorigen Jahrhunderts mit ihren Leimruthen, Mausefallen, Windbüchsen und Vexierspiegeln für eben so mächtig wie sonst; er weiß nicht, daß jene Politik, seit sie aufhörte, wie die Kabala, eine Geheimwissenschaft zu sein, ihren Giftzahn verlor. Nicht nach den Schachzügen der auswärtigen Politik muß man in Europa sehen; wichtiger sind die geheimern Züge in der innern Politik, durch die sich das Streben der Machthaber nach der Restauration jener alten Politik verräth. So viele europäische Fragen sind ja seit zehn Jahren in Europa fein diplomatisch, ohne Aufsehen, ohne Eroberungs- und Arrondirungsversuche geschlichtet worden, weil man die Völker zu Zuschauern hatte. Menzel aber kümmert sich um nichts weniger, als um das Glück, das innere Leben, und die Bildungsstufen der Völker; ihm ist es gleich, ob Ungarn, Böhmen und Polen ein ihrer würdiges Leben führen, oder ob sie, durch eine sogenannte deutsche

*) Europa im Jahre 1840. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Sonnewald'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Regierung verkümmernd, den deutschen Namen hassen. Wenn Oesterreich nur mächtig ist, und mit seinem breiten Länderrücken ihn der Sorge vor Rußland überhebt! Er betrachtet England durch die Brille Palmerston's, Oesterreich durch die Metternich's, Frankreich mit den Augen Louis Philipp's; Metternich, Palmerston und Louis Philipp vertreten ihm eben so England, Oesterreich und Frankreich, wie Kaiser Nikolaus Rußland. Menzel gibt sich auf diese Art freilich das Ansehen eines Politikers von Profession; aber mit der Indifferenz und Herzlosigkeit verbindet er nicht zugleich die Feinheit und den Scharfblick des officiellen Diplomaten. Hat er aus der Literatur auch keine höhere Weltansicht in seine Politik mit hinübergenommen, so vergaß er doch seine zwei alten Steckenpferde nicht, den Franzosenhaß und die pausbäckige Deutschdümmelei. Seit er George Sand's Romane in die Acht erklärt, betrachtet er Frankreich als das absolute Böse. Er hat Frankreich ewigen Haß geschworen, wie Hannibal den Römern. Will Frankreich mit den Mexikanern eine Allianz eingehen? Menzel duldet es nicht. Warum? Es könnte Deutschland erobern. Will Frankreich sich mit Mehemed Ali verbinden? Menzel duldet es nicht; es könnte Deutschland erobern. Will Frankreich für sich allein stehen? Das duldet Menzel nicht; es könnte Propaganda machen, und dann auch Deutschland erobern. Am größten ist seine Furcht vor einer Allianz Rußlands mit Frankreich; sie könnten Deutschland in Compagnie erobern. So wenig Zutrauen hat er bei all' seiner Stockdeutschdümmelei auf die Tapferkeit der Deutschen. Menzel möchte daher, um nur ruhig schlafen zu können, Frankreich schwächen und wo möglich theilen. Armes Frankreich! Menzel will Dir nicht nur den Elsaß zurücknehmen, sondern auch Lothringen; außerdem will er im Interesse Deutschlands, nicht um es glücklicher und freier, sondern nur, um es größer zu machen, Belgien und die französische Schweiz germanisiren. Ja, er spricht im vollen Ernste davon, daß die Holländer und Belgier anfangen sollten, deutsch zu schreiben. Ohne Zweifel wird er nächstens auch nach Dänemark und Schweden den Adelung, Menzel's Geschichte der deutschen Literatur, und Jahn's „Mittelgard" schicken, um diese germanischen Stämme gründlicher zu germanisiren. Das ist ein Verfechter deutscher Größe und Freiheit, der im Namen seines Vaterlandes gegen die fremde Freiheit ungerecht sein, und Provinzen machen möchte, der darüber triumphirt, daß durch Oesterreich das deutsche Volk über die Barbaren, die Slaven, Magyaren und Italiener herrsche, wie seiner geistigen Uebermacht gezieme! Es ist eine unerhörte Neuigkeit, daß in Ungarn und Polen Deutschland herrscht! — Sollte Menzel's „Europa" eine Antwort auf die Pentarchie sein, so wäre es besser gewesen, ganz zu schweigen. Geist muß man mit Geist bekämpfen. Der Pentarchist schrieb mit seinem Pferdefuß viel spitziger und treffender, als Menzel mit seinem Gänsekiel. Ich glaube, Börne sagt es, daß die Dummheit eben so viel Unheil in der Welt gestiftet hat, wie die Perfidie. Natürlich! Gibt es nicht auch einen Gott der Dummheit, spricht man nicht von einem dummen Teufel? — —f—.

Ethel, vom Marquis Cüstine.

Dieser Roman ist kein Meisterwerk, aber ein merkwürdiger Beitrag zur Schilderung der hohen englischen und französischen Aristokratie, in ihren Gegensätzen zu einander und in ihrer Aehnlichkeit. Der Punct, auf dem sie sich berühren, ist jene empörende Gemüthslosigkeit, die nichts mehr von Grundsätzen und Ueberzeugungen, nur noch von Ansichten und wechselnden Meinungen weiß. Man hat den Romanen, die uns die vornehme Welt schildern, so oft vorgeworfen, sie seien von Menschen geschrieben, die höchstens antichambrirten; Ethel ist nun das Werk eines der feingebildeten französischen Großen, eines Mannes, den man fürchtet, weil er nicht blos scharf, sondern auch wohl mitunter schonungslos die Geißel schwingt, der sich aber zugleich allgemein persönlicher Achtung erfreut. Schaudert man also vor der leidenschaftlosen Verworfenheit zurück, die er von jenen Kreisen entwirft, so flößt er zugleich das Gefühl des Zutrauens zu seiner Darstellung ein. Marquis Cüstine steht würdig in der Reihe jener Hochgestellten, Fürst Pückler, Lady Blessington, Lady Bulwer, welche über ihren Stand Literatur machen und ihn preisgeben. Lady Blessington trägt unter diesen vier Vertretern die Farben am stärksten auf. Cüstine's früherer Roman: „Die Welt, wie sie ist," war ein schwereres Werk, aus dem wir französische Zustände im Innern Frankreichs, besonders auch die Intriguen der französischen Camarilla kennen lernten; aber es ist ein trostloses Buch, gleichsam wie aus Granit gehauen, während man Ethel mit einer eleganten und modernen Porcellanvase vergleichen kann. Wir theilen hier eine Scene aus der Sphäre des englischen Dandysmus mit, welche zugleich amüsant ist, und von welcher der Verf. versichert, sie sei buchstäblich wahr.

Digitized by Google

„Ich fürchte den Oberſten Lindſay nicht," ſagte Ethel zu Goſton, „ob er gleich mein erklärter Feind iſt, und ich will Ihnen erzählen, wie er einſt in Dublin in meiner Gegenwart von einer der ausgezeichnetſten Frauen Irlands behandelt wurde. Wir Irländer beten die Mode nicht ſo näeeiſch an, wie die Engländer. — Das Regiment des Oberſten lag eeſt ſeit kurzer Zeit in Dublin. Alle Offieiere deſſelben affeetieten, mit dem Oberſten an ihrer Spitze, einen raffinirten Dandysmus, der uns arme, einfache Irländer zur Verzweiflung beachte.

Eines Tages gelang es indeſſen doch der Dame, deren ich vorhin erwähnte, dieſr berühmten Dandys zu bereden, auf einem Balle zu eeſcheinen, den ſie ausdrücklich ihnrn zu Ehren gab.

Sir kamen alle auf einmal an und blieben auch ſo haufenweiſe im Saalr ſtehen, ohne ſich vreinzeln zu wollen. Vergeblich bot die Herrin des Hauſes alles auf, um ſie aus ihrer erkünſtelten Theilnahmioſigkeit zu ziehen.

Wenn Sie tanzen wollen, ſagte ſie zu ihnen, ſo will ich Sie unſern ſchönſten jungen Damen vorſtellen.

Die Offieierr des hundertſten Regiments tanzen nie, antwortete der Oberſt, der im Namen Aller das Wort führte.

Nun, ſo kommen ſie mit mir in den andern Saal; Sie werden dort rine ſehr geiſtreiche Perſon finden, die ganz allerliebſte Geſchichten erzählt, über die man ſich krank lachen könnte.

Die Offieiere des hundertſten Regiments lachen nie.

Hier kommt Geſeornes; nehmen Sir wenigſtens einige Erfriſchung zu ſich.

Dir Offieiere des hundertſten Regiments eſſen nie.

Nun, meine Herren, ſo machen Sie eine Spielpartie, um ſich zu amüſiren.

Die Offieierr des hundertſten Regiments amüſiren ſich nie.

Wahrlich, Sie haben Recht, Sie ſind ſo wenig amüſant als amüſabel.

Ich hatte dieſes Geſpräch mit angehört, und dir Lächerlichkeit und die Unverſchämtheit der Antworten des Oberſten ärgerten mich ſo, daß ich die Frau vom Hauſe unter die Aeme faßte und ſie wegzog. — Sie haben vergeſſen, noch hinzuzuſetzen, ſagte ich ihr laut genug, um gehört zu werden, daß ſich dieſe Herren auch nie ſchlagen, ſie ſind dazu viel zu elegant. — Dieſe Worte hat mir der Oberſt nie vergeben.

Sie waren aber auch beißend, antwortete Goſton, und Sie haben ſich damit einen furchtbaren Feind gemacht. Was habe ich von einer Welt zu fürchten, in der Niemand lebt, den ich liebe?"

Dieſe letzten Worte, in denen ſich Ethel charakteriſirt, ſind zugleich rin Beiſpiel von der Meiſterſchaft des Verfaſſees, mit wenig Worten viel anzudeuten. Das ganze Buch iſt reich an geiſtvollen Bemeekungen, an ſchlagenden Stellen ſolcher Art. Die Ueberſetzerin, F. Tarnow, welche Georg Sand's poetiſche Diction und das leichte Geplauder der Marquiſe von Créqui, das in der franzöſiſchen Literatur nur an den Briefen der Frau von Sevigné Seinesgleichen hat, gleich treu wiedergegeben hat, fand auch den Converſationston, der hier an der Stelle iſt. Doch pflegt ſie abſichtlich und aus einer Nöthigung, die der deutſche Geſchmack und germaniſche Sitte hervorrufen, manche Scene der franzöſiſchen Originalr zu verwiſchen. Dies trifft diesmal die Schlußſeene, wo die deutſche Frau aus einem Auftritt in einem wüſten Hauſe etwas ganz Anderes zu Stande bringt. Der Zweck der Ueberſrtzerin iſt, ein in Deutſchland lesbares Buch zu machen. Ein anderes Bedürfniß gebietet aber, die Literatur eines Volkes als Ausdruck ſeiner Aetung auch in der craſſeſten Form zu kennen. Zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes dient dann feeilich das Originalwerk. Die Uebertragung erſchien in Leipzig bei Kollmann.

Correſpondenz.

Aus Paeis. (Fortſetz.)

[Delavigne's Eid, franzöſiſche und deutſche Schriftſtellerverhältniſſe.]

Delavigne hat es veeſucht, eine Fortſetzung des Eid von Cornelle zu ſcheeiben. Eh' ich auf den Inhalt dieſes Stückes übergehe, ſei es mie jedoch erlaubt, eine ſpaniſche Romanze, „die Töchter des Eid", kurz zu erzählten, da dee Verfaſſer ſelbſt meheeee ſolcher Romanzen benutzt hat zu ſeinem Deama. Der König von Spanien ließ einſt den Eid voe ſich kommen und warb um die zwei armen Töchter für die erſten Edelleute ſeines Hofes. Sire, ſagte der Eid, meine Töchtee gehöeen dem Lande und ſeinem König, wee ihrer würdig, mag ſie haben. Darauf reiſten die eleganten Tochtermänner mit dem Eid nach Hauſe und heieatheten ſeine Töchtee, die ſchöner waren als die Diamanten in der königlichen Keone. Eines Tages ſaß der Eid im Garten mit ſeinen Eidamen, die er nicht leiden konnte, weil ſie Hofleute waeen. Da kam ein Löwe herbeigeſprungen. Stolz aber kühn betrachtete ihn der alte Eid, der Löwe ſelbſt ſchien ihn zu eekennen und ſchaute ihm trotzig ins Auge, als dee Eid abee ſeinen Degen zog, beugte ee ſich vor dem Helden und kehete um. Wo ſind meine Tochtermänner? ſchrie dee Eid. Geht! rief er ihnen zu, als ſie aus ihrem Veeſteck keochen, Ihr ſeid nicht würdig, meine Töchter zu umarmen,

Digitized by Google

ein König gab sie Euch, ich kann sie Euch nicht nehmen, aber meidet mein Haus, kehrt an den Hof zurück, erzählt Niemandem die Schmach meines Hauses, und seid wenigstens gute Ehemänner. Die Beschämten aber rächten sich an den Weibern; auch sie sollten vor ihnen beschämt dastehen. Sie entkleideten sie im Walde, banden sie an Bäume und gaben sie dem Hohne preis. Eine Schäferin befreite sie und brachte sie ins väterliche Schloß zurück. Der Cid stürmte an den Hof. Er zahlte dem Könige die Provinzen auf, die er ihm gewonnen, und forderte Rache. Zum Fechten waren sie zu ehrlos, also Schmach für Schmach. Sie wurden an Pfähle gebunden und jeder Vorübergehende höhnte sie. Cid's Töchter gingen in ein Kloster. Die Erzählung erinnert an eine ähnliche in Ariost's Roland. Delavigne suchte einen andern Knoten. Obschon Delavigne weder Phantasie noch durchdringenden Geist hat, so besitzt er doch eine gefällige Form, ein artiges Gruppirungstalent und eine Scheu vor allem ungewöhnlich Kühnen; deswegen hat er zwar keine Feinde, aber auch keine Freunde. Der Cid ist bei ihm alt und verbannt, ein Sohn seines Freundes ist bei ihm als Novize des geistlichen Standes, seine Tochter Elwira neckt sich mit ihm ob seines Standes, denn die Elwira soll ironisch sein, nicht weil es in ihrem Charakter liegt, sondern weil die Rahel sie spielen sollte. Die Stadt wird von den Mauren belagert. Der Novize ermannt sich, wirft das geistliche Habit ab, wird Held und erwirbt die Liebe Elwira's. Der Cid stirbt, glücklich über den tapfern Sohn. Die ganze angebliche Tragödie ist weder dramatisch, noch theatralisch. Das Theater français wies es ab, die Renaissance gab es unter lauem Beifall.

Vor kurzem besuchte ich Theophile Gautier. Es ist für einen Schriftsteller erfreulich, einen Confrater, der weiter nichts als Feuilletonist ist, in einem Palast wohnen zu sehen, der schöner ist als Rothschild's Wohnung in Frankfurt am Main, obschon das ganze Hotel gerade so gebaut ist, wie jenes Gartenschloß. Ist man aber ein deutscher Schriftsteller, so erregt dies ein unangenehmes Gefühl, besonders wenn man weiß, daß ein solcher pariser College das ganze Jahr keinen Heller Geld hat. Ich will die Ursache hier etwas deutlicher auseinandersetzen, weil sich dies Interesse auch auf meine Collegen in Deutschland erstreckt. Gerard, mit dem ich zehn Wochen in Wien war, klagte über die miserabeln Verhältnisse der deutschen Schriftsteller, obschon er ganz von Geld entblößt war, weil er es in der Schweiz schon verschleuderte. Ich meinerseits vertheidigte sie und zeigte ihm, wie die deutschen Schriftsteller trotz ihrer Armuth immer mehr Geld hätten als die französischen, ohne, wie diese oft genug, ihren Charakter zu verkaufen. Gautier, der sehr dick ist und einen Bart bis auf die Hüften trägt, hatte gerade Vorstunde und lernte, wie man Einen mit einem Tritte des linken Fußes tödten kann; er hörte uns jedoch zu. Als er fertig war, sagte er zu mir: „Sie haben Recht, doch hören Sie! Unser Unglück ist, daß wir nur die Schauspieler, Künstler und Großen kennen, ich habe in zehn Jahren mit keinem Bürgersmädchen gesprochen, ich kenne blos Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen und Gräfinnen. Wenn ich mich verheirathen könnte mit einem ordentlichen Bürgersmädchen, so könnte ich Geld sammeln; so aber lebe ich in den Tag hinein, bin angespannt wie ein Postpferd, muß Feuilletons schreiben, denn ich bin der „Presse" 10,000 Fr. schuldig, die sie mir vorgeschossen. Vier Wochen keine Schulden und ich bin gerettet!" Dies Alles ist wahr und Gautier hat Recht, den Hungertod zu fürchten, wenn er später keine Stelle von 1000 oder 1500 Fr. vom Staate erhält. Gerard erzählte von den deutschen Buchhändlern, die erst nach sechs Monaten das Honorar zahlten. Ich konnte das in Bezug auf die „Europa" nicht läugnen. Ich gab der „Europa" im Januar eine Novelle, und die Buchhandlung bezahlt sie erst im Juli. Wenn ich nun aber inzwischen sterbe, wie soll ich mein Geld bekommen? Oder wenn das Blatt eingeht, wer zahlt gern nachträglich? Gautier sagte: man müßte demnach ein halbes Jahr früher Literat werden, ehe man Literat wird. Ich überlasse dies Capitel der gütigen Hitzig'schen „Preßzeitung", denn es ist Zeit, daß die deutschen Literaten auch auf ihr materielles Wohl sehen. Es gibt Buchhandlungen, die eine Ausnahme machen; Sie kennen sie so gut wie ich; aber das Verhältniß zwischen Schriftstellern und Buchhändlern in Deutschland ist so grell verschieden, daß es einmal Zeit ist, es öffentlich zu behandeln. Da sprechen die Leutchen von der Armuth der hiesigen Schriftsteller! Ja, das danke ihnen sonst wer! Gautier zahlt 8000 Fr. jährlich für Miethe und Meublen. Leon Gozlan hat sich schnell ein schönes Vermögen erschrieben. Aber eben Gozlan ist verheirathet, mit einer Jüdin; wären die Anderen mit Bürgerstöchtern verheirathet, sie wären in Paris alle reich. Ich werde Ihnen später eine sehr interessante Episode der Art von Balzac erzählen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Thibaut.]

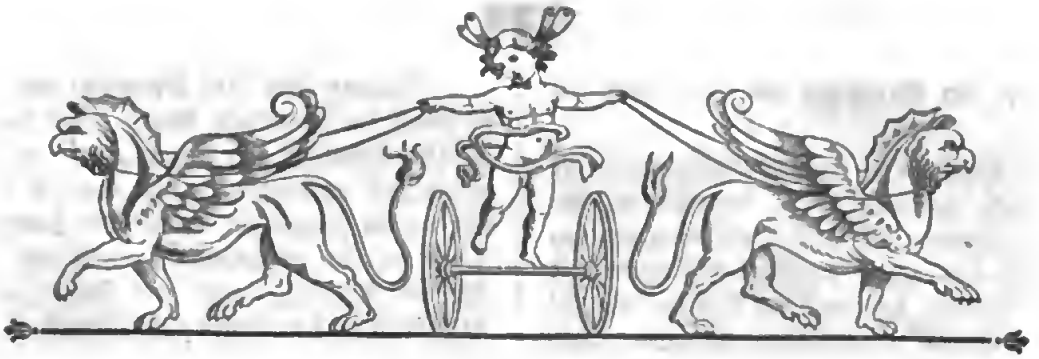
Der Abgeordnete Christ hielt dem verstorbenen Thibaut in der badischen Kammer einen Nachruf. Thibaut — sagte der Redner unter anderm — erkannte die Forderungen seiner Zeit, den Fortschritt des Jahrhunderts, das Bedürfniß der deutschen Nation. Thibaut war der Erste, der offen und entschieden die Nothwendigkeit eines für ganz Deutschland gleichen Gesetzbuches in Vorschlag brachte, Er war's, welcher auf Abschaffung des antinationalen römischen Rechts drang, Er war's, der die Abfassung von neuen Gesetzbüchern von früher Jugend bis ins späte Greisenalter für und für vertheidigte.

[Schiller's Geburtstag.]

Schiller's Leben, von Gustav Schwab (Stuttgart, Liesching), wird drei Bändchen umfassen. Das erste ist bereits erschienen. Wir finden darin die Angabe, daß der Dichter nicht den 10., wie bis heute einstimmig angenommen wurde, sondern den 11. November 1759 zu Marbach geboren ist. Der Biograph gibt dazu die Bemerkung: „Notiz des Herrn Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach".

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 82. — den 27. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Scharfrichter.

Novelle aus dem Jahre 1813.

In dem denkwürdigen Jahre 1813 war das Saalthal, namentlich die Gegend zwischen J. und C., der Schauplatz der Thaten eines kleinen Corps preußischer Reiterei. Die Vorfälle erinnerten in der romantischen Localität wahrhaft an die Ritterzeit, so daß es den Einwohnern des Thales schier vorkam, als wenn die vielen alten Burgen, deren Ruinen die anmuthige Gegend verherrlichen, aus ihren Trümmern erstanden wären, und die Ritter mit ihren Reisigen kräftige Ausfälle machten. Die kleinen Schaaren, kaum drei- bis vierhundert Pferde stark, zeichneten sich dort auf eine Weise aus, die würdig wäre, den Namen eines jeden Einzelnen der Nachwelt auf einem geschichtlichen Ehrenblatte zu übergeben. Kräftig wurden sie von den biedern Bewohnern des Gaues in jeder Hinsicht unterstützt, denn Viele traten in ihre Reihen. Wer dies nicht konnte, brachte ihnen stets mit äußerster Lebensgefahr die sichersten Nachrichten über die Zahl und Stellung des Feindes, befreite die vom Feinde Gefangenen, und verpflegte sorgfältig in geheimen Verstecken die Verwundeten, den letzten Bissen mit ihnen theilend. Mancher der edlen Krieger, dem Bellona das Leben erhalten hat, kann seinen Namen in den Kirchenbüchern der Dörfer aufgezeichnet finden, da sich fast ein jeder Kindtaufsvater der Gegend danach drängte, für seinen Stammhalter wenigstens Einen aus den tapfern Schaaren zum Pathen zu wählen, damit derselbe seinem Pathchen den kräftigen kriegerischen Geist als Geschenk einbinde, auf daß es dem Vaterlande auch künftig nicht an kräftigen Männern fehlen möge. Solch hohe Ehrfurcht ward durch die kühnen Thaten dieser tapfern Männer in den Bewohnern der Gegend erregt.

Aber was sind Thaten Einzelner großen Ereignissen gegenüber, sie verschwinden wie die Tropfen im Weltmeere. Ist es nicht eigen, wenn wir jetzt noch Helden der Befreiungskriege in prächtiger Uniform, mit wohlverdienten Orden geschmückt, zufällig begegnen, vergessen wir nicht beinahe ihrer Thaten, und sehen mehr auf den Schnitt ihrer Uniformen und die Farbenpracht der Ordensbänder, die die würdige Brust zieren, statt ihrer Thaten zu gedenken? — Freilich ist größtentheils die moderne, geschniegelte bunte Kriegertracht mehr dazu geeignet, an Bälle und friedliche Feste zu erinnern, als an die Zeiten des Krieges, und bequemer eingerichtet für biegsame Rücken, als die eiserne Rüstung des Mittelalters in ihrer grotesken Steifheit, welche nicht dazu geeignet war: pour plier les genoux devant le veau d'or. Freilich mag wohl damals ein ritterlicher Held in der Rüstung, mit der goldenen Kette gziert, mehr in die Augen gefallen sein, als die unsrigen im niedlichen Frack. Die Rüstungen und goldenen Ketten sind verschwunden, die, die sie trugen, zerfielen in Staub, und ein gleiches Geschick steht Allen bevor, entsteint und entfrackt sinken die Tapfern in den kühlen Schooß der Erde, und nur große Namen schweben, im gleich geschmückten Kleide, so lange die Geschichte der Völ-

Digitized by Google

ker bestehen wird, der Menschheit im treuen Gedächtniß vor. —

Fast täglich überfielen die kleinen Reiterhaufen die auf der Landstraße vorüberziehenden französischen Heeresabtheilungen, sprengten die Haufen auseinander, hoben Convois auf, und zogen nie ohne Gefangene und Beute davon. Freudig ließ mancher Tapfere sein Leben bei diesen wahrhaft romantischen Kämpfen. Dieser und Jener eilte verwundet, wenn er es noch vermochte, in die sichern Verstecke der naheliegenden dichten Waldungen zurück, und wurde von den Landleuten, die von den sicheren Stellen aus den Ausgang der Gefechte eifrig beobachteten, geborgen.

So begab es sich eines Tages, daß ein glücklicher Ueberfall gemacht worden war, und aus dem Munde der Gefangenen vernahmen die Reiter, daß nun wohl einige Tage vorübergehen möchten, bevor wieder französische Truppen diese Gegend passiren würden. Dies war den Tapfern insofern willkommen, daß sie dadurch Gelegenheit bekamen, für sich und ihre ermüdeten Rosse durch einige Tage Ruhe wieder neue Kräfte zu neuen Thaten zu sammeln.

Wilhelm, ein junger freiwilliger Husar und ehemaliger Musensohn, dessen Pferd bei diesem Scharmützel verwundet worden war, und der von seinen Universitätsjahren her sich erinnerte, daß in einem nahe gelegenen Städtchen der Besitzer der Scharfrichterei als tüchtiger Thierarzt in der ganzen Gegend bekannt war, entschloß sich, seinem getreuen Streitrosse dort Hülfe zu schaffen, und erhielt von seinen Vorgesetzten leicht die Erlaubniß dazu. Gleich seinem Namensvetter, dem Ritter Wilhelm des Kreuzzuges, saß er ab und führte den getreuen Kampfgefährten am Zügel, den gezogenen Säbel in der Faust, um sich des etwa kommenden Feindes zu erwehren, wenn er gleich nicht glaubte, wie Jener den Saracenen, einen Franzmann bis auf den Sattel spalten zu können. So wanderte er dem Städtchen zu, doch meldete sich Niemand, um gespalten zu werden, und unangefochten erreichte er die Scharfrichterei, die nahe bei der Stadt liegt.

Als der junge Husar vor dem schönen, mit Gärten umgebenen Hause stand, trat ihm die kräftige Gestalt des biedern und wohlhabenden Besitzers entgegen und hieß ihn willkommen. Bald war die Wunde des Gaules untersucht, und der praktische Blick des Arztes überzeugte denselben, daß die Verwundung nur einige Tage der Ruhe für das kranke Thier verlange.

„Bringen Sie kein Vorurtheil mit, junger Herr," so sprach der freundliche Mann, „und sind Sie geneigt, meinen Stand zu emancipiren, wie es ja bereits schon unsere Zeit angefangen hat zu thun, so biete ich Ihnen mit treuem Herzen ein freundliches Zimmer in meinem Hause an. Da es außerhalb der Stadt liegt, so können Sie im Nothfall, wenn wir Feinde gewahren sollten, nach allen Seiten schnell dem Versteck ihrer Kameraden zueilen."

Gern nahm Wilhelm das Anerbieten an, da es ihm nur lieb sein konnte, durch eigene treue Pflege die Herstellung der leichten Verwundung seines Rappen mit befördern zu helfen.

Bald hatte er es sich in dem gastfreien Hause bequem gemacht, und mit freundlicher Bereitwilligkeit kam ihm sein biederer Wirth in jeder Hinsicht entgegen.

Als Beide Abends vertraulich im Stübchen beisammen saßen, fielen unserm Wilhelm mehrere an der Wand hängende Schwerter ins Auge, worunter sich vorzüglich Eins durch seine alterthümliche Form auszeichnete.

Der plötzliche Anblick dieser Waffensammlung, deren blanke Griffe im Wiederschein des Lichtes unheimlich erglänzten, verbunden mit dem Gedanken an ihre furchtbare Bestimmung, erweckten in Wilhelm, trotz dem er seit neuester Zeit fast täglich an blutige Scenen gewöhnt war, und beim Anblick der kriegerischen Waffen sein Herz ihm von Jugend auf freudig geschlagen hatte, eine grausenhafte Empfindung. Seine Hand griff unwillkürlich nach dem in der Ecke neben seinem Sessel lehnenden Säbel, um sich gleichsam mit dem Bewährten gegen die furchtbaren Mahner der strafenden Gerechtigkeit zu wehren, deren zischendem Rechtsspruch wohl noch nie ein Widerstand geleistet worden war. Doch sich ermannend, ließ er den Getreuen los, und innerlich über sich selbst lächelnd, heftete er festere Blicke auf diese Sammlung der Lebensdurchschneider so manchen verworrenen Fadens, den die Parzen mit unwilliger Hand gesponnen haben mochten.

Als der freundliche Wirth die aufmerksamen Blicke seines Gastes eine Zeit lang auf diesen ernsten Mahnern eines verstockten Gewissens ruhen sah, da unterbrach er das Stillschweigen und sprach, auf die Schwerter deutend:

„Sehen Sie, junger Herr, ein solcher Stahl in meiner Hand, obgleich auf ein unbewaffnetes Leben gezückt, darf eben so wenig wie der Ihrige rechtlos niederfallen. Der Meine soll nach wohlerwogenem Richterspruche den Staat auch von einem Feinde — dem Ver-

Digitized by Google

brecher — befreien, so wie der Ihrige in der jetzt so erhabenen Zeit mitwirkt, das Vaterland aus den Klauen des Feindes zu reißen. Doch nicht immer war dies der Fall bei Denen, denen Gott die Gewalt gab, die Schwerter zu vertheilen, und blindlinds mußten wohl manchmal ihre Werkzeuge die Klingen auf schuldige und unschuldige Nacken fallen lassen. Jenes alterthümliche Richtschwert, welches Ihnen in die Augen zu fallen scheint, bleibt ein Räthsel, ob sein letzter Streich gerecht oder ungerecht fiel, und so oft ich es anblicke, befällt mich selber ein Grauen vor dem blutigen Handwerke, von dem ich den Namen führe. Dieses Schwert hat mich, den Erbbesitzer der Scharfrichterei, von jeher abgehalten, unsere blutige Kunst zu handhaben."

„Wohl mehr, mein verehrter Wirth," fiel ihm Wilhelm in das Wort, „hat Sie Ihr menschliches Gefühl davon abgehalten, so viel ich bei unserer jungen Bekanntschaft gemerkt habe; denn es muß gräßlich sein, selbst nach gefälltem Rechtsspruche einem wehrlosen, gefesselten Menschen, wenn auch Verbrecher, mit kaltem Blute das Leben nehmen zu müssen. Doch bitte ich, mir den letzten Gebrauch des ominösen Schwertes zu erzählen, das so sehr meine Aufmerksamkeit, ich gestehe es Ihnen, in Anspruch genommen hat."

„Junger Mann," erwiederte der biedere Hauswirth, „Sie, der Sie sich erst kürzlich dem Kreise der Musen entzogen und dem Schwerte zugewendet haben, fällen mit diesen Worten ein hartes Urtheil über meine Standesgenossen. Bedenken Sie, diese bisher beinahe den Parias zu vergleichende Kaste, die nur das geheime Grauen, welches ihr blutiges Handwerk fast einem Jeglichen, in Verbindung mit einem geheimnißvollen Rechtsgefühl, unantastbar machte, und welche sich immer vom Vater zum Sohn vererbte; bedenken Sie, daß dem Erben dieses grausen Geschäftes der fallende Kopf des Verbrechers allein nach den bisherigen Sitten sein bürgerliches Recht sicherte, und ihm zum Mitglied der menschlichen Gesellschaft erhob, von der er vorher ausgestoßen war; bedenken Sie dieses, so werden Sie mir zugeben, daß nicht Rohheit und Mordlust dem Nachrichter das Schwert in die Hand gibt, eben so wenig wie Ihnen, dem Musensohn, den nur Liebe zum Vaterlande zum blutigen Handwerke des Krieges zu werben vermochte. Auch in der Brust des Nachrichters schlägt oft ein fühlendes Herz. — Doch nun zur Geschichte des Schwertes."

„Im Jahre 1710 war mein Urgroßvater Besitzer meines jetzigen Eigenthums und berühmt in der Ausübung seiner blutigen Kunst."

„Eines Abends, als die Nacht ihre dunklen Fittige schon über die schöne Gegend breitete, saß der kräftige Mann noch spät auf der Bank vor der Thür seines Hauses, während seine Leute bereits in den Armen des Schlummers befangen waren, und freute sich seines Daseins. Auf einmal sah er durch die Hohle, welche jetzt durch die schöne Chaussee verdrängt ist, einen vierspännigen, ganz verschlossenen Kutschwagen der damaligen Art langsam seinem Hause wie ein düsterer Schatten sich zuwinden, und kaum, daß er seinem Erstaunen Raum gegeben hatte, wendete der näher gekommene Wagen hier auf dem leeren Platze, und der unkenntliche Kutscher parirte vom Bocke aus das mit dunklen Tüchern, wie bei einem Leichenzuge, bedeckte Viergespann dicht vor dem Erstaunten."

„Bevor noch der Erschrockene sich fassen konnte, öffnete sich der alterthümliche Kutschenschlag, und vier verhüllte Gestalten sprangen heraus und umringten ihn."

„Nachdem er die Frage, ob er der Scharfrichter des Ortes sei, bejaht hatte, drängten sie sich mit ihm in das untere Zimmer des Hauses und verschlossen die Thür, ihn zugleich bedrohend, daß es ihm sein Leben koste, im Fall er den geringsten Versuch mache, Lärm zu erheben. Endlich ermannte sich der Bestürzte und fragte nach der Ursache des sonderbaren Benehmens; denn der Gedanke, daß nicht Räuber in einer vierspännigen Kutsche ihn, den Scharfrichter, heimsuchen würden, stählte seinen Muth."

„Ihr seid, ward ihm zur Antwort, so berühmt in Eurer Kunst, daß wir Euch aufgesucht haben, um eine Probe davon zu sehen. Hier dieser volle Beutel verspricht Euch einen größern Lohn, wenn Ihr die Prüfung vollkommen bestanden haben werdet. Bei diesen Worten erklang eine gehäkelte Börse, die bei dem schwachen Schein der im Zimmer niedergebrannten Lampe durch die Maschen den goldenen Inhalt lockend durchscheinen ließ, hingeworfen auf die Platte des blank gescheuerten Tischs. — Kleidet Euch an und nehmt Euer bestes Schwert zur Hand, denn Ihr müßt uns augenblicklich begleiten."

„Verächtlich sah der biedere Mann auf das glänzende Gold. Haltet Ihr mich für einen zu dingenden Meucheimörder, Ihr Ausgeburten der Hölle, die Ihr mich wie nächtliche Gespenster überfallt, und es nicht wagt, Eure Gesichter zu zeigen! Nur nach gerechtem Spruche thut meine Klinge ihre Pflicht, und jetzt soll sie gegen Euch mir zur Abwehr und zur Rache gegen Euer schändliches Anerbieten blitzen? Bei diesen unvorsichtigen Worten sprang er nach dem an der Wand hän-

Digitized by Google

genden Schwerte. Doch die Vermummten mochten sich vielleicht schon dessen gewärtigt haben, denn im Nu wuede er gepackt, ein Mantel über ihn geworfen und ihm ein Schnupftuch in den Mund gesteckt."

„Glaube, — rief ihm einer der unheimlichen Gäste zu — daß das Urtheil, welches Du vollstrecken sollst, ein gerechtes ist, weigere Dich nicht, sonst bist Du des Todes. Du bist nur das vollstreckende Werkzeug eines höheren Richterspruches, dem die Verantwortung bleibt."

„Bei diesen Worten ergriff einer der Vermummten jenes alterthümliche Schwert. Der Scharfrichter wurde nun gänzlich verhüllt, in die Kutsche geschleppt, und mußte sich in sein unbekanntes Schicksal ergeben."

„Lange dauerte dem Gefangenen die Reise. Keiner seiner Begleiter sprach ein Wort. Die ungefähre Richtung wollte der Alte herausklügeln, doch ward er trotz den ihm genau bekannten Wegen der Umgegend durch die verschiedenen Wendungen des Wagens gänzlich irre geführt, der im Innern übrigens so verhängt war, daß auch kein Strahl des Morgenlichtes hätte hindurchdringen können. Endlich siegte der Schlaf über den alternden Mann." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Verschönerungen von Paris, Lesecabinette]

Marmier hat wieder Kritiken über deutsche lyrische Dichtkunst geschrieben, die er weit unter die französische stellt. Er will mit aller Gewalt beweisen, daß die deutsche Literatur in vollem Verfall ist, und die augsburger Allgemeine hilft ihm nach, so gut es geht. Da hat sie wieder einen langen Artikel über Lamartine. Wenn er ein Deutscher wäre, müßte sie ihn erst todtschlagen lassen, ehe sie über ihn berichtete. Der Engel des Todes ist der beste Freund deutscher Genien.

Paris verschönert sich mit jedem Tage. Man begreift es kaum, wie diese Riesenstadt sich beständig mehr und mehr herausputzt; wenn man fünf Monate entfernt war, sieht man das erst. Straßen werden überall neu gezogen, und ohne lange zu zögern die Häuser auf Dreiviertelstunden Weges abgerissen; erhöhte Trottoirs besitzen jetzt fast alle Straßen. Da wo die Oper war und der Herzog von Berry ermordet wurde, steht jetzt eine prächtige Fontaine, die ein Wasserschloß bildet. Der schönste Punct aber in Paris, ein Punct, der, wie alle Leute gestehen, in der ganzen Welt nicht mehr zu sehen ist, ist auf dem pont de la concorde. Man stelle sich längs der Seine, den Louvre links, weiter oben rechts das Institut der ehemaligen Tour de Nesle, noch weiter oben schon im Nebel, weil zu entfernt, die Thürme von Notre-Dame, dazwischen eine Brücke nach der andern; im Angesichte hat man la place de la concorde, nördlich die Tuilerien mit ihrem unermeßlichen Garten, südlich die champs elysées mit dem kolossalen arc de triomphe. Im Angesichte hat man die beiden Hotels der Marine und des Handels, auf Säulen gebaut im Hintergrunde gerade in der Mitte die Madelaine mit ihrem Fronton, in der Mitte des Platzes den Obelisken, und jetzt zwei neue ungeheure Brunnen mit Wasserkünsten. Ringsherum die Städte Frankreichs in Statuen, mit einer Unzahl von vergoldeten Glasbehältern, hart im Rücken über der Brücke die Deputirtenkammer und der Thurm der Invaliden, der über sie aus der Ferne hervorragt. Die üppigste Phantasie kann sich keinen schönern Platz denken. Nur der Obelisk ist hinderlich. Wie kleinlich sind dagegen die Verschönerungspläne mancher deutschen Städte! Da wird zehn Jahr berathschlagt, ob man eine neue Straße anlegen, eine alte pflastern soll, vom Abreißen ist gar die Rede nicht, das gäbe Processe über Processe. Wahr ist es aber, daß dies alles schon Bernardin de St. Pierre in seinem Buche über „die Menschheit" angibt. Bernardin liebte Paris sehr und ließ sich herab, er, der Philosoph, über die Trottoirs zu schreiben. Das thut ein deutscher Philosoph freilich nicht.

Die Deutschen, die hier sind, d. h. die literarisch-gesinnten, haben das Brockhaus'sche Lesecabinett an sich gebracht. Jeder zahlt 1 Fr. monatlich, und dafür halten wir alle literarische deutsche Blätter durch Buchhandel. Man sieht, wie leicht dies ist. Hier in Paris habe ich alle Blätter, während ich in Frankfurt mich in ein Casino stehlen mußte, um die Etegante zu lesen, was mir die jüdische Harmonie übrigens abschlug, indem sie kein Lesecirkel sei; ich muß gestehen, daß das christliche Casino barmherziger war und sie mir ins Vorzimmer bringen ließ. Hiermit meinen Dank dafür! Die hiesige Gesellschaft hat ungefähr 25 Journale. Man schaffte das vorige Jahr die „Europa" ab, weil sie fast nichts als Uebersetzungen brachte; ich denke, wir halten sie später wieder. Hingegen sind die wiener, berliner und frankfurter Blätter abgeschafft worden. Was die Censur in Wien stehen läßt, ist des Lesens kaum werth, Frankfurt druckt nach, und Berlin zählt nicht, es hat keine Journalistik, die seiner würdig wäre. Ost und West halten wir von den östereichischen Journalen. Die Einrichtung des Instituts hier verdankt die Gesellschaft Herrn J. Venedey. Im Salon Montpensier, wo alle europäische Blätter sind, hält man folgende deutsche Blätter mit der Post: Die augsburger und leipziger Allgemeinen, die Oberpostamtszeitung, das frankfurter Journal, den nürnberger Correspondenten, den schwäbischen Merkur, die preußische Staatszeitung, den hamburger Correspondenten, den fränkischen Merkur, die Zeitung für die elegante Welt und das Morgenblatt mit seinen Anhängseln. — In der Rue Vivienne ist ein neues Lesecabinett, wo bis jetzt die Volkshalle, die neue hamburger Zeitung und der fränkische Courier gehalten werden. Dieses Cabinet will sich alle deutsche Blätter anschaffen, und zum Austausch eine italienische Revue anbieten, die übrigens mehr kostet als das theuerste Journal in Deutschland. Dies Institut hält, wie die meisten französischen Journale, einen Reisenden in ihrem Interesse. A. W.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 83. — den 28. April 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Scharfrichter.

(Fortsetzung.)

„Stunden waren vergangen, als plötzlich das Rasseln des Wagens über Steinpflaster ihn weckte. Bald hörte er den Fall einer herabgelassenen Zugbrücke, noch einige Schritte rauschten die Räder abermals über Pflaster, und dann hielt die Kutsche still. Zum ersten Male ergriff ein Schauder über sein blutiges Handwerk den sonst so muthigen, kaltblütigen Mann, als der Augenblick der Entscheidung seines Schicksals heranrückte."

„Vorsichtig vermummten ihm seine Gehülfen das Gesicht noch mehr und hoben ihn aus dem Wagen. Zwei derselben faßten den Mann unter die Arme und führten ihn Treppe ab durch feuchte, niedrige und enge Gänge, wo sich seine Führer dicht an ihn drängen mußten. Endlich standen sie still, die Binde fiel von den Augen, und er befand sich in einem, von einer Ampel matt erleuchteten Gewölbe mit seinen Begleitern. Auf einem Tische stand ein großer silberner Becher voll Wein, und daneben einiges Backwerk."

„Einer seiner Begleiter verschwand durch eine Nebenthür, während die Andern den Scharfrichter zum Ausruhen auf dem einzigen Sessel, der sich in dem Gewölbe befand, nöthigten, und ihn aufforderten, eine Stärkung zu sich zu nehmen, bemerkend, daß nach vollzogenem Aufzuge ein Mahl gefolgen solle."

„Jetzt, für seine eigene Sicherheit weniger bekümmert und durch die lange Fahrt tüchtig durchrüttelt, sah er sich genöthigt, dem dringenden Verlangen seines Magens Genüge zu leisten. Während der feurige Wein seine Kräfte belebte und seine Sinne schärfte, hörte er in einem Nebengemache dumpfes Murmeln. Endlich öffnete sich die Thür, durch welche der Eine gegangen war, und dieser trat aus derselben, und forderte den Mann der strafenden Gerechtigkeit auf, ihm mit den Andern zu folgen."

„In einem großen schwarz ausgeschlagenen und hell erleuchteten Gewölbe sah er beim Eintreten eine größere Versammlung vermummter Gestalten. Gleich seinen Begleitern waren sie ganz in schwarze Mäntel gehüllt, an den dunklen Baretten, welche ihre Köpfe bedeckten, waren schwarze Masken befestigt, und Alle beobachteten ein tiefes Stillschweigen. In der Mitte des Raumes erhob sich auf dem Fußboden des Gewölbes ein kleiner Sandhügel, dessen Bestimmung der Mann vom blutigen Handwerke nicht verkennen konnte. Dem gegenüber auf kleinem schwarzbehangenem Tische stand ein Crucifix, vor demselben ein Todtenkopf mit gekreuzten Knochen. Einen grellen Contrast bildete an der mittlern Wand eine mit Silbergeschirr beladene Tafel, worunter sich vorzüglich eine große bedeckte Schüssel, deren Anblick auf den Eintretenden einen besondern Eindruck machte, auszeichnete."

„Bald öffnete sich eine zweite Thür, und herein trat eine imposante, gleichfalls verhüllte Gestalt, an deren Stiefeln goldene Sporen klirrten, und auf deren Ankunft die Versammlung mit gespannter Erwartung gehofft zu haben schien."

Digitized by Google

„Ist alles fertig? herrschte mit rauher Stimme dieselbe der einem Vehmgericht ähnlichen Versammlung entgegen. Eine tiefe Verbeugung erfolgte, und selbst auf den Schaefeichter machte die Herescheregestalt einen Eindeuck, so daß ee sich mit den Andern verneigte."

„Man gebe dem Manne sein Schwert! Und als dies geschehen war, wendete sich der Unbekannte zu ihm und spach mit einer Stimme, bei der man es fühlte, daß sie an keinen Widerspeuch gewöhnt wae: Du sollst ein strenges, aber gerechtes Urtheil ohne zu grübeln vollziehen, doch hüte Dich, daß Deine Kunst fehle."

„Nach diesen Worten trat der Befehlende dicht an den Tisch, worauf die veedeckte Schüssel stand. Jetzt öffnete sich die Thür noch einmal, und mehr getragen als gefühet ward eine nicht allzu große Gestalt, deren Körper förmlich mit einer sackähnlichen Umhüllung bekleidet war. Diese Umhüllung hatte blos Oeffnungen für die Füße und wae über den Schultern bis an die Schlüsselbeine zugenäht. Den Kopf bedeckte eine ähnliche Hülle, die nur zwei Oeffnungen für die Augen und eine für den Mund enthielt, und unter dem Kinn so dicht schloß, daß nur der schneeweiße Nacken für die fürchterliche Operation frei gelassen wae. Aus den kleinen Augenöffnungen starrten zwei dunkle, schon halbgebrochene Augen der Versammlung entgegen. Die Arme mochten wohl unter dee Hülle gefesselt sein."

„Der imposant Verhüllte teat einen Augenblick zu ihr und deückte einen Kuß auf die Stienhülle; dann wieder an seinen alten Plaß teetend, sprach er mit tiefer Stimme, die in dem hohen Gewölbe dumpf wiederhallte:

„Knie nieder und empfange Deine gerechte Strafe! Zugleich winkte er dem Scharfeichter."

„Die ganze Procedur hatte den Anstrich einer gerichtlichen Handlung. Das berrits auf dem Sandhaufen niedergekniete Opfee hatte gegen den Todesspeuch nur aus seiner düstern Verhüllung mit einem dumpfen Schluchzen geantwortet, und dee von Gefahren umgebene Scharfrichter, der selbst nicht wußte, was ihm vielleicht noch bevorstand, von jener gebietenden Erscheinung unwillkürlich beherrscht, erhob mechanisch das Schwert und ermannte sich zu der gewohnten Handlung."

„Gott! rief er aus, nicht über mich, sondern über die, die dies Urtheil gesprochen haben, lasse, wenn unschuldig, dies Blut schreien, so wahr ich der gezwungene Vollstiecker jetzt sein muß!"

„Da zischte die schwere Klinge; der Kopf des Opfers vom Rumpfe getrennt, rollte im Sande, und in hohen Blutsäulen entströmte der Lebensquell. Ermattet von dem mächtigen Andeang der so lange zurückgehaltenen inneen Gefühle, stüzte sich der Nachrichter auf sein mächtiges Schwert."

„Im Augenblicke waren die Umstehenden beschäftigt, die Leiche und alle Spuren der geschehenen That zu entfeenen. Als dies vollbracht war, wendete sich die hohe Gestalt noch einmal zum Alten. Hier, sprach sie, nimm Deinen Lohn, indem sie ihm einen vollen Beutel zuwarf; stärke Dich zu Deiner Rückreise, die sogleich stattfinden wird. Doch bist Du nicht neugieeig, den Inhalt der Schüssel zu sehen? — Indem der Gewaltige den Deckel herabstieß, sah der sich wieder ermunteende Uleahn zwei gespannte Pistolen darin liegen. Diese, eief Jener, waeen Dir bestimmt, wenn dee Steeich Die mißglückte!"

„Wohl ahnte ich so etwas, erwiedeete dee unerschreckene Mann, doch, indem ee das Schwert eehob, an dieses habt Ihr nicht gedacht, denn mißglückte der Streich, so fiel der nächste Hieb auf Euch, den Schüsselbewaheer!"

„Diese verwegene Antwort, die die übrigen Vermummten zu eeschrecken schien, wie es ihre Bewegungen sichtbae zeigten, mißfiel dem Fuechtbaren nicht. Er teat zu ihm und schlug ihn auf die Schulter."

„Du bist ein tüchtigee Keel, spach ee, und selbst in Deinem blutigen Handwerke achte ich den Mann. Sei versicheet, daß Du kein ungerechtes Uetheil vollzogen hast. Mit dieser Ueberzeugung nimm diesen Becher, stäeke Dich, dann reise mit Deinen Begleitern wieder nach Hause, doch forsche nie nach diesee Begebenheit und halte ein unverbrüchliches Schweigen, deun eine mächtige Hand schwingt den gezückten Stahl über Dich."

„Nach diesen Worten entfernten sich Alle, bis auf die vier veemummten Begleiter meines Uleahns."

„Nach einer kuezen Stärkung ward er auf die nämliche Weise zurück in den Wagen gebeacht, und als der Wagen wiedeeum über die Brücke rasselte, hörte er das Kettengeklirr der hinter ihnen aufgezogenen Zugbrücke."

„Als nach langem Hin- und Herfaheen der Wagen, in welchen der Eemattete fest eingeschlafen war, still hielt, und der Kutschenschlag eröffnet wurde, fand sich der Betäubte in finsterer Nacht vor der Thüe seines Hauses, sein Schwert in den Aemen, und hörte nur, wie aus einer langen Ohnmacht erwachend, das dumpfe Rollen des forteilendens Wagens. Ermattet legte er sich auf die Bank vor dem Hause, und sank schnell wieder in einen ohnmachtähnlichen Schlaf."

Digitized by Google

„So fanden ihn am andern Morgen seine erstaunten Leute, die angstvoll den verschwundenen Meister überall gesucht hatten. Einen Tag und die letzte Nacht hatten sie ihn vermißt. Ein heftiges Fieber war die Folge der ausgestandenen Angst und Gemüthsbewegung, und lange noch quälte ihn die Rückerinnerung des geäßlich Erlebten, als ihn die Krankheit verlassen hatte. Seine Fieberphantasien hatten zwar die Seinigen auf sonderbare Begebenheiten aufmerksam gemacht, doch hielt er bis in sein höheres Alter ein unverbrüchliches Schweigen. Nie berührte seine Hand jenes Schwert wieder, und nichts vermochte ihn, je wieder einer Execution beizuwohnen. Das verhängnißvolle Schwert vererbte sich in der Familie, und wurde nie wieder gebraucht."

„Als mein Urahn im hohen Alter endlich das Stillschweigen brach und meinem Großvater sein genaues Tagebuch übergab, deutete er blos Vermuthungen darin an, da es ihm unmöglich und zu gefährlich gewesen sei, deutlichere Spuren zu suchen und aufzufinden. Es gab damals in zwei benachbarten Residenzen zwei Schlösser, die mit Wall und Graben und Zugbrücken versehen waren. In einer derselben, hieß es, sei ein angesehener junger Vertrauter, der das Vertrauen seines Herrn gemißbraucht hätte, spurlos verschwunden."

„Dies nun, mein Herr, ist die sonderbare Geschichte jenes Schwertes!" — —

Tiefen Eindruck machte diese Erzählung auf unsern Wilhelm, ein innerer Schauer ergriff ihn, als er den Zeugen jenes geäßlichen Augenblicks wiederum ins Auge faßte, und nachdem er seinen freundlichen Wirth nach einigen Tagen mit dem so ziemlich hergestellten Rosse verließ, um sich zu seinem Corps zu begeben, zog er im Dahinreiten seine Klinge, und sie mit ernstem Auge betrachtend, schwur er in seinem Innern, sie immer nur für eine gerechte Sache zu ziehen — und das hat er treulich gehalten.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Saint-Sylvan. Von A. von Steenberg. 2 Bde. Frankfurt, Sauerländer.

Ein Roman in Form von Bekenntnissen, indem der Held desselben einem spätern Jahrhundert über sich und sein Zeitalter beichtet. Der Memoiren-Roman dieser Art ist von uns längst als eine höchst glückliche Gattung bezeichnet. Er hilft der Geschichte nach, indem er die historische Thatsache als psychologische Möglichkeit erläutert, die kleinen Züge am Jahrhundert ergänzt, um für die großen Gestalten Zufall und Schicksal gegen einander auszugleichen und die Erscheinungen eines Zeitalters als menschliche Erlebnisse begreiflich zu machen. Indem die Dichtung in diesem Fall blos Berichterstattung oder Ausfüllsel und Lückenbuße zu sein scheint, hat der Poet hier doch die Functionen des feinsten Psychologen, den glücklichsten und dankbarsten Spielraum als Portraitmaler, und vermag, wenn er nicht an der historischen Größe feig und zaghaft vorbeischleicht, die größten Aufgaben der Geschichtschreibung zu erledigen. — Im Roman Saint-Sylvan schreibt ein Greis die Geschichte seines Lebens, der den Wendepunct des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und das letztere bis über dessen Mitte hinaus (den siebenjährigen Krieg) kennen lernte. Als Sohn eines protestantisch sächsischen Grafenhauses wird er in idyllischer Stille bei einem Landpastor erzogen. Dort entwickeln sich die gemüthlich germanischen Regungen, Schwärmerei und sentimentale Glückseligkeitslust. Im Schloß seines Vaters, der sich noch in der eisengeschienten Grandezza der mehr spanischen Mode gefällt, wird er mit dem Ceremoniell des mittelalterlichen Rococo in die Stammreihe seines Hauses aufgenommen. Sein Vater bringt ihn an den dresdener Hof und hier überfluthet ihn denn der parfümirte Strom des französischen Modegeistes, der Esprit und die Feivolität des Zeitalters von Louis Quatorze. Der Gegensatz der beiden Herren vom Lande, Vater und Sohn, und des in üppigen Genüssen schwimmenden Hofes unter Friedrich August dem Starken von Polen und Sachsen, dieser Gegensatz des damals alten und damals modernen Lebens ist im ersten Bande vortrefflich festgehalten. Mit gleicher Virtuosität ist der Hof selbst geschildert, die Soupers bei der Gräfin Kosel, das Trinkgelag des Königs mit einer Auswahl burleske Figuren aus Polen und Sachsen, die Toilette der Zeit, der Comfort des damaligen Wohllebens, die grenzenlose Verwahrlosung aller innern Lebensgüter, der parfümirte Sumpf der Wollust, und dicht daneben einzelne einsiedlerische Naturen, die gleichsam im Schilf versteckt am Ufer sitzen und in diesem Unglück grenzenlosere Verlorenheit nach einem Halt im Gedankenleben suchen; — das alles ist vom Autor nicht blos richtig gefühlt, nicht blos bekenntnißartig ausgesprochen, sondern lebendig in Ereignissen und mit dem frischen Eindruck erlebter Tagesbegebenheiten hingestellt. Musterhaft ist besonders im ersten Bande die Art und Weise des damaligen Reisens anschaulich gemacht. Die Erscheinung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm am Hofe zu Dresden ist zu flüchtig skizzirt, wie denn alles nur leicht und rasch kommt und geht, obschon überall graziöse Bewegung und bei aller Vorliebe für den Menuettschritt der Etiquette ein kluges Zusammenhalten der Figuren ersichtlich. Das alles trifft den ersten Band, der zu dem Besten gehört, was A. v. Sternberg schrieb. Der zweite ist fabrikartig gemacht. Das Thema, Schilderung des siècle de Louis XV. in Deutschland, wird verfolgt, der Held gibt Bericht über die geistlichen Fürstenhöfe in Bamberg und in Trier, verliert jedoch über den Nebendingen sich und sein Jahrhundert, über der Toilette des Zeitalters die Seele desselben, über lüsternen Boudoirgeschichten die heranrückende historische Größe des Jahrhunderts. Ueber Friedrich den Großen wird beizu berichtet,

Digitized by Google

die schlesischen Kriege werden kaum für das Interesse des Zeitungslesers genügend aufgefühet, der Verfasser begnügt sich, in der Gestalt des sächsischen Grafen Dohna diesen Widerspruch alter Anhänglichkeit an die Rococozeit und an das neue Jahrhundert Friedrich's matt und schlaff hinzustellen. Es ist als wäre des Autors Feder in der Schilderung der eitlen Liebeshändel an den Höfen der geistlichen Fürsten ganz abgenutzt und der in schwächliche Frivolität getauchte Pinsel untauglich geworden sich moralisch zu waffnen, um einem höhern Dienste obzuliegen. Diese grenzenlose Ermattung des Buches ist beklagenswerth und auffallig, selbst wenn man sich gewöhnt hat, in des Autors Schriften nie etwas Ganzes, das in sich festgehalten wäre, finden zu wollen. Auch erweist sich im zweiten Bande der Romanfaden selbst als ein übereilt angelegter, der sich ohne ganz widersinnige Leichtfertigkeit gar nicht fortführen ließ. Die Geheimnißkrämerei, die sich auf die Schwärmerei des Jugendfreundes gründet, ist eine lächerliche Grimasse, die auf keine Weise als Romanfaden gerechtfertigt erscheint. Der zweite Band des Buches ist eine dürftige Uebereilung; auch das Räsonnement des Autors wird flach, und die Bekenntnisse des Greises arten in Kammerdienerconfessionen aus, die sich mit dem Gewöhnlichsten begnügen.

Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde von Berthold Auerbach. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe.

Bei einem Hinweise auf die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Jahrhundert sprach ich von dem Bedürfniß, das religiöse und sociale Leben jenes Zeitalters in einem deutschen Roman dargestellt zu sehen. Hier nun ist ein solches vom jüdischen Standpuntte aus. Der Verfasser des Spinoza hat die Faebenskizze, die er von Ephraim Moses Kuh, dem jüdischen Poeten und Philosophen, entwarf, in einem vollen Oelbilde ausgearbeitet. Haben wir nicht einen Roman des 18. Jahrhunderts, so haben wir doch an diesem Gemälde einen Roman des Judenthums in jenem Zeitalter. Aus der polnisch-deutschen Orthodoxie entwickelt es sich hinauf bis zur Philanthropie des Nathan, aus dem patriarchalischen Schmutz der abgesperrten Gasse bis zum Salon des fürstlich situirten Banquiers. Ephraim selbst ist der Repräsentant jener liebenswürdigen Schüchternheit, die zum Gegensatz zu der frivolen Arroganz moderner Gestaltung dem echten, dem religiös-humanen Judenthum innewohnt. Wie nun das Judenthum an der Intelligenz des Jahehunderts langsam erwächst, zeigen Ephraim's Berührungen mit Lessing, Mendelssohn, Maimon. Besonders ist Lessing sehr glücklich gezeichnet. Sehr interessant ist auch die damalige Zeitstimmung geschildert, aus welcher „Werther's Leiden" sich wie eine Explosion entwickelten. Ephraim's Aeußerung über das Buch sind ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte. „Ich sehe in dem ganzen Buche, sagt er, nichts als den letzten Nachzügler des überschraubten Minnethums: ein thatenloser und angeregter Mensch sucht all sein Glück und seinen Lebenszweck in der Liebe, er nörgelt an allen Kleinigkeiten daran herum, und weil die Liebe allein nicht befriedigen kann, ist er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinsetzen soll. Hätte Werther die Lotte geheirathet, er wäre noch viel unglücklicher gewesen, denn dann hätte er erst recht gesehen, wie noch gar viel Leeres in seinem Leben ist, und „wie viel Kräfte in ihm ruhen, die alle ungenutzt verwodern." Weil wir uns nirgends hin frei bewegen können, uns nirgends in der Totalität unseres Wesens, sei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, feel getragen fühlen, suchen wie all das Heil unseres Daseins in einer Turteltauben-Idylle, und werden schmählich betrogen, müssen schmählich betrogen werden. Im griechischen Alterthume fehlte die Liebe auch nicht, aber sie saugte nicht all' die Lebenssäfte des Jünglings auf, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weisen und die öffentliche Behandlung der Staatsangelegenheiten, dieses Alles beschäftigte Herz und Kopf des Jünglings wie des Mannes, hier konnte man nicht zu jener Raserei gelangen, zweier braunen oder blauen Augen wegen die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, und Alles zu durchwühlen und zu verzerren. Diese Liebesepidemie, an der die meisten tiefer fühlenden Zeitgenossen siechen, ist nichts als eine Folge der engherzigen Beschränktheit und Verrenktheit unserer Lebens- und Staatsverhältnisse; weil wir nirgends hin unsere Hände frei ausstrecken können, klammern wir uns mit ihnen um den Hals eines Mädchens und wollen in feigem Egoismus dort Alles finden, was nur ein allseitig erfülltes Leben bieten kann. Es ist eine gewaltige Gährung überall, und ist mir immer als ob die ganze Welt aus der Haut fahren möchte, so unbehaglich ist es Allen; mit Liebesgirren und Schwirren wird nichts gethan, die Traueinge an den Händen der Männer und Frauen sind nichts als Ringe einer großen Kette, an der die ganze Menschheit gefangen liegt. All dies egoistische Drängen und Treiben um eine einzelne Person oder um einen engen Kreis ist Schuld an dem Joche, in welchem die Welt niedergehalten wird, in ihrem Käfig sind sie dann froh, wenn ihnen die hohen Herrschaften ein Stückchen Zucker in den Deaht stecken. Es muß wieder eine Zeit kommen, wo frei und ungezwungen, in harmonischer Entfaltung aller seiner Lebenskräfte ein Jeder sich getragen fühlt, in der Harmonie eines großen Ganzen. Die Liebe und das Familienleben ist jetzt noch Wurzel und Gipfel aller Daseinsfreude; in der Freiheit wird es weit weniger unglücklich Liebende geben, denn die Liebe wird nicht mehr das Va banque des Lebens sein, und ist's verloren, so sind noch Bahnen des Handelns und Genießens genug eröffnet. Auch Verzweifelnde mag es noch geben, aber wie himmelweit ist der Selbstmord eines Cato von dem Werther's verschieden!" An solchen trefflichen Betrachtungen über den Geist des Jahehunderts ist das interessante Buch sehr reich.

Die freien Steinmetzen. Maurerische Roman von K. L. Henke. Leipzig, Weber.

Th. Melas hat in seinem trefflichen Erwin von Steinbach die Poesie der christlichen Architektur dem deutschen Roman gewonnen. Der vorliegende Roman nimmt die Technik und Handwerkssymbolik der freien Steinmetzen, das Leben in der Hütte, die Gebräuche der Zunft und die Verbreitung des Maurerbundes in Schottland zum besondern Thema.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 84. — den 30. April 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder aus dem Kerker.

Von Karl Berg.

1. Ulrich von Hutten.

Der Ulrich von Hutten mit Feder und Schwert,
Kein Höfling mit Zither und Flitter,
Der hat die Verfinsterer Mores gelehrt
In Wahrheit ein Doctor und Ritter!
So hat er dem Luther die Tenne gekehrt,
Drum werde sein Freimuth im Liede geehrt.

Wohl sah eine Zeit er der Angst und der Noth,
Sie wollt' eine neue gebären,
Germaniens Himmel verdämmerte roth,
Der Ultramontan wollt' es wehren;
Doch wie auch der Abend den Morgen bedroht,
Ein Frühstern wie Hutten höhnt Bannfluch und Tod.

Jetzt wiederum kreis't zum Gebären die Zeit,
Gehemmt von Musketen und Kutten,
Gebannt wird das Wort, der Vertrag wird entweiht,
O, Deutschland! wo sind deine Hutten? —
Du brauchst sie zu Hunderten, wenn du erneut,
Wie vormals erfleh'n wilst vom Zwange befreit.

Und jeder der Hutten mit Feder und Schwert
Muß rühren den Kiel mit der Linken,
Indessen die Rechte zur Hüft' hinabfährt;
Nach Weise des Ahnherrn zu winken
Bis endlich die Sonne, mit Strahlen bespeert,
Dem trüben Jahrhundert den Morgen gewährt.

2. Luther's Vorgang.

In seiner Wartburgszelle
Herr Martin Luther saß,
Da sandte ihm die Hölle
Den Junker Satanas;
Der gab sich weidlich Mühe,
Zu löschen das junge Licht,
Doch warf die schwarze Brühe
Der Doctor ihm ins Gesicht.

Das ist ein' alte Mähre,
Doch auch noch heut zu Tag
Dem Enkel gute Lehre,
Die also lauten mag:
Wenn Willkür, List und Lüge
Bedrängen das junge Licht,
Dann scheut zum Wahrheitssiege
Nicht Tinte und kein Gesicht!

3. Des Gefangenen Sang.

So flecht' ich die gebund'ne Hand
In die verstimmte Leier
Und send' hinaus ins weite Land
Mein Lied aus dem Gemäuer.

Wohl klingt es nicht wie Lerchenschlag
Noch sonst ein froh Geschmetter,
Zum Lerchenschlag gehört der Tag
Und klares Sommerwetter.

Doch auch nicht wie das Weh! Weh! Weh!
Der Flügelnachtviole:
Die Stirne strebt noch in die Höh'
Und sicher trägt die Sohle.

Digitized by Google

Wie klingt denn des Gebund'nen Sang?
Wie leicht die Worteswelle
Durchs Eisennetz sich freien Gang
Aus seiner Kerkerzelle?

Halb Klagelaut, halb Donnerwort,
So strebt sie in die Ferne,
Und bleibt dem Wort im Land kein Ort,
So pocht es an die Sterne!

---

4. Sehnsucht nach Sachsen.

Zum lieben Sachsenlande
Hab' ich mich schon gesehnt,
Da kaum vom Gängelbande
Die Mutter mich entwöhnt.

Dort schien mir es so sonnig,
Die Leut'lein wundertraut,
Und jedes Lüftchen wonnig,
Süß duftend jedes Kraut.

Von Kunzen von Kaufungen,
Vom kleinen Prinzenpaar
Erfuhren gern wie Jungen
Stets fragend: Ist das wahr?

Vom Friedrich, den gebissen,
Die Mutter, als sie schied,
Konnt nimmer sattsam wissen
Mein horchendes Gemüth.

Galt's Luthern gar als Görgen
Auf seines Schirmherrn Burg,
Dann konnt' ich's nicht mehr bergen,
Das Herz ging mit mir durch.

Und als ich nun erwachsen,
Die — Trauerweide sah,
Da ging dein Schmerz, o Sachsen,
Dem Jünglingsherzen nah. —

Den Schmerz mit dir zu theilen
Und manche Lust zugleich,
O, könnt' ich zu dir eilen
Aus dem mir fremden Reich!

In dem ich zwar geboren,
Und groß gepflegt bin,
Doch, das sich nie erkoren
Mein undressirter Sinn;

In dem der Tod oft Wonne,
Doch Leben mir nur Qual —
O, wenn doch lächelst, Sonne,
Du mir im Elbethal?!

---

5. Auf, Luther!

Im Bettelprunk der Kutten
Stak schon manch Schaf und Schwein,
Drum bohrte Ulrich Hutten
Mit Schwert und Stift hinein,
Jetzt schmuggelt man, Gott's-Wunder!
An Donau, Lech und Main
Den ausgefegten Plunder
Aufs Neue wieder ein.

Warum will man erneuen
Die Heerde sammt dem Trog? —
Wohl, weil auch einen Leuen
Die Klosterzell' erzog? —
Wohl, weil im deutschen Lande
Ein Mönch die Fackel trug,
Und mit der Glut die Bande
Der Finsterniß zerschlug? —

Mag man's auch nicht erzielen,
So wolle Du zum Ziel,
Zu diesem Ernst doch spielen
Herr Gott! das Mummenspiel,
Wirf neuen Leu'n als Retter
In diese Kerkerwelt,
Rüst' ihn mit Blitz und Wetter,
Das allen Zwang zerschellt!

Der Scharfrichter.

(Beschluß.)

Indem wir vor der Hand die fernern Abenteuer unseres Wilhelm nicht weiter berühren, bemerken wir schließlich, daß die Thatsache unserer Erzählung wirklich begründet ist. Das Abenteuer des Urahn wird in dem Gedächtniß der Familie des Scharfrichters treulich bewahrt.

Der Eingang unserer Erzählung hat in uns wieder das Andenken an jene erhabene Zeit, an das unvergeßliche Jahr 1813, und an die in jener Zeit erlebten Abenteuer in der dortigen schönen Gegend so lebhaft erweckt, daß wir nicht umhin können, diese Gelegenheit zu benutzen, in dankbarer Erinnerung einem Ehrenmanne hier ein Denkmal durch Erwähnung der uns von ihm bekannt gewordenen edlen und aufopfernden Thaten zu setzen. Sein eigenes Bewußtsein blieb bis jetzt der einzige aber schöne Lohn seiner für die preußischen Truppen mit Gefahr seines Lebens, mit Hintansetzung seiner bürgerlichen Existenz und seiner ehrenwerthen Familie vollzogenen wahrhaft patriotischen Thaten. Man kann von ihm mit vollkommener Ueberzeugung sagen:

Digitized by Google

„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt
Und rettet den Bedrängten."

Dieser in jener erhabenen Zeit so glühende Patriot ist der noch jetzt, so viel wir wissen, in Jena lebende, durch Kenntnisse ausgezeichnete Mühlenbauinspector Herr Keßler.

Wir zeichnen hier nur einige uns von ihm genau berichtete Thatsachen auf:

1) Im Jahre 1813, bei Ankunft der königl. preuß. kleinen Reiterabtheilungen unter den Befehlen des Major von Engelhardt, vom dritten schlesischen Kürassirregiment in Jena, vor dem Waffenstillstande, als die in der Erzählung erwähnten königl. Streifpartieen den Franzosen tüchtig auf dem Nacken saßen, erbaute Keßler eine Ehrenpforte, wofür ihm der damalige Major v. Engelhardt persönlich dankte. Keßler verschaffte diesem ausgezeichneten Stabsofficier dabei die Gelegenheit, mehrere französischen Spione habhaft zu werden.

2) Keßler führte den damaligen Rittmeister von Stein, vom Garderagonerregiment, nebst seinen untergebenen Reitern auf sichern Weg, so daß diesem tapfern Krieger ein Angriff auf die Avantgarde einer französischen Colonne so glücklich gelang, daß mehrere französische Officiere gefangen wurden.

3) Als diese französische Colonne endlich in Jena eingedrungen war, desertirten sechs Mann derselben, die früher in preußischen Diensten, bei der Schlacht von Jena gefangen, neapolitanische Dienste nehmen mußten. Diese sechs Mann, worunter ein Hauptmann Böttner, ein gebürtiger Weimaraner, war, flüchteten zu Keßler in die Rasenmühle. Der brave Keßler fuhr sie selbst auf einem Kahne über die Saale und führte sie den preußischen Detachements in der Gegend von Roda zu, woselbst sie preußische Dienste nahmen.

4) Als während des Waffenstillstandes ein Transport preußischer Gefangener von den Franzosen nach Jena gebracht worden war, befreite Keßler siebzehn Mann derselben aus einer Scheune, und führte vierzehn Mann dem damaligen Rittmeister von Colomb, der in Neustadt an der Orla mit seinem Detachement stand, zu.

5) Drei Mann von diesen vierzehn Gefangenen, welche verwundet waren, versteckte der Edle fünf Wochen lang, ließ sie auf seine Kosten heilen, gab ihnen Kleidung, versah sie mit Wanderbüchern und Pässen, und schickte sie glücklich zur Armee.

6) Mit seltener List befreite Keßler einen gefangenen Unterofficier, Namens Bürger, wahrscheinlich vom lithauischen Dragonerregiment, den die Franzosen auf der Hauptwache zu Jena gefangen hielten. K. verschaffte ihm ein Wanderbuch, und erhielt von demselben einen dankbaren Brief, als derselbe wieder glücklich zur Armee gekommen war.

Heftige Verfolgung von Seiten der Franzosen, wie man sich leicht denken kann, waren die Folge dieser Thaten Keßler's. Glücklich wußte er sich diesen zu entziehen, da ihr Regiment in dortiger Gegend nicht mehr von langer Dauer war.

Glaubt der brave bescheidene Mann auch nur allein in seinem Bewußtsein seine Belohnung gefunden zu haben, so wird derselbe, sollten ihm, wie wir hoffen, diese Zeilen zu Händen kommen, doch sich freuen, nach so langer Zeit wenigstens eine dankbare Stimme aus jetzt schon alt romantischer Zeit zu vernehmen. C. M.

Deutsche Romane.

Frauenbilder, von Amalie Winter. Erste Sammlung. Leipzig, Kollmann.

In der geringsten Stube ist ein Roman, wenn man nur die Herzen kennt. Diesen Ausspruch Rahel's setzt die Verfasserin der deutschen Lebensbilder als Motto dieser neuen Sammlung voran. „Ich gehe noch weiter, äußert sie in der Vorrede, indem ich sage, daß in jedem Herzen ein Roman ist, wenn man sich nur die Mühe gibt, in dasselbe hineinzublicken (oder zu lesen verstehe, möchten wir hinzufügen). In der stillen Werkstatt der Frauenseele wird Freude und Leid geschmiedet, und das innere Herzpochen reift das Schicksal, zu dem die äußeren Begebenheiten nur die Zuthaten sind. Frauen sollten sich aber bemühen, in die Herzen ihrer Mitschwestern zu blicken, damit sie sich unter einander verstehen und sich gegenseitig wohlthun können; damit sie nicht denen, welche an einer inneren Wunde verbluten, ein Inventarium ihrer äußeren Glücksgüter vorzählen, damit sie nicht verdammen, wo sie trösten sollten, nicht lächeln, wo das Ridicüle sich auf ein Weh gründet. — Wenig Verschiedenheit gibt es in den äußeren Schicksalen der Frauen; die Grundzüge sind überall dieselben. Das Hoffen und Lieben des Mädchens, das Sorgen und Mühen der Gattin und Mutter, das sich Alleinfühlen der Alleinstehenden. In der Jugend das Ideal von einem Liebesglück, und in den reifern Jahren Trauer über das Erreichte und über das Versagte. Was die Eine nur flüchtig berührt, daran stirbt vielleicht die Andere. Der Charakter gestaltet die Gefühle, die Gefühle den Charakter, und so geschieht es oft, daß durch diese stete Wechselwirkung die eine Frau der andern zum Räthsel wird. — Diese verschiedenen Räthsel zu lösen, sollte aber das Bestreben der Frauen sein." — Die Sammlung enthält vier Bilder; die Herzenhüterin, das Stiftsfräulein, das Wiedersehen, die beiden Maler. Das Stiftsfräulein kennen unsere Leser bereits.

Digitized by Google

Der Naturforscher, Novelle von **Amalie Winter**. (Im Freihafen, 1840. Heft 1.)

Diese Novelle, da es einmal eine solche sein soll, verspricht zu Anfang mehr, als sie hält. Der Anfang ist voller Reiz, die Gemeinde der Separatisten ist, wenn gleich etwas flüchtig, doch sehr schön geschildert. Die Begeisterung des Mondsüchtigen hätte kräftiger ertönen können. Das Zusammentreffen des jungen Arztes mit der Gräfin im schwalbacher Bade, wieder sehr gut angelegt, aber skizzenhaft ausgeführt. Die mondsüchtige Separatistin erscheint wieder, man glaubt, nun werde sich der Knoten schlingen, ein psychologisches Räthsel aufgegeben und gelöst werden. Statt dessen erhalten wir einige anziehend genug dargebotene Proben von der Belesenheit und Gelehrsamkeit der Verfasserin, die in ihren Bemerkungen immer eigenthümlich, meist scharf, oft pikant ist. Gegen Ende werden die Fäden der Erzählung immer dünner und dünner, endlich ganz unscheinbar, und es thut uns gar nichts, daß sie reißen. Man nehme die Novelle als Memoirenstück, aus Reisetagebuchsnotizen zusammengetragen. S.

Benjamin Israeli, oder fünf Jahre auf den Galeeren. Sittenroman aus der neueren Zeit, von Dr. S. **Sternsdorfer**. 2. Bde. Frankfurt a. M., Küchler.

Es stecken im Judenthume zwei Elemente. Das eine ist der speculative Wuchergeist, der sich durch seine rücksichtslose Industrie gleichsam für Verfolgung und Haß zu entschädigen sucht; das andere Element, etwas zurückgedrängt, aber unter der Oberfläche tief und fest geblieben, ist die patriarchalische Naivetät, die idyllische Einfalt des Alttestamentlichen. Beide Elemente sind in diesem Sittenromane sehr gut entwickelt, dessen criminalistischer Stoff bereits in einem französischen Roman „Julien" behandelt wurde. Wir kennen diesen nicht, sind also außer Stande, einen Vergleich anzustellen, wozu der Verf. im Vorworte auffordert.

Notiz.

[Caricaturen und Fratzen.]

Vor kurzem hingen bei Pietro del Vecchio auf dem leipziger Markte einige Blätter mit pariser Caricaturen. Die modernen Caricaturisten verlieren sich oft in das Bestialische; ohne eine Thorheit, eine Verkehrtheit zu geißeln, zeichnen sie blos aus sinnloser Lust am Häßlichen Extreme von Scheußlichkeit, wie die kannibalische Laune, oder gemeine Betrunkenheit Gesichter schneidet. Aehnliche Fratzen mit wenig oder keiner Satyre sieht man vor den Kunsthandlungen aller deutschen Städte; aber in dem ästhetisirenden, schön- und kunstsinnigen Sachsen, wo man alles Gute, selbst einen guten Braten und ein Glas Bier „schön" nennt, könnte man sich fast wundern, dergleichen Kunstgebilde wohl aufgenommen zu sehen. Wenn sentimentale Damen sich an diesen Ausgeburten des derbsten pariser Barrikadenhumors weiden, so steht zu befürchten, daß die nächste Generation davon Spuren trägt. Da stehen eines Abends einige stumme Beobachter vor dem Laden des H. Pietro. „Fratzen, nichts als Fratzen", sagt ein junger Schüler der dresdner Zeichnenschule, und streicht sein künstlerisch langes, blondes Haar zurück. „Jeder Pfuscher kann das malen. Ich möchte beim Stadtrath von Pleiß-Athen darum ansuchen, durch ein Gesetz, wie es die alten Athener hatten, jedes Gebilde von Häßlichkeit von allen öffentlichen Plätzen zu verbannen; es ist ein Majestätsverbrechen gegen die Heiligkeit des Menschenangesichts; was nicht schön ist, das" — „Junger Heide mit Deiner Lehre von Schön und Unschön!" ruft salbungsvoll sein Oheim, ein alter Pietist, die Tabaksdose in einer Hand, und den langen Zeigefinger der anderen an die düre Nase legend. „Siehst Du nicht, daß es ein echt christlicher Gedanke ist, das Böse, als etwas Entstandenes und täglich Entstehendes, nicht in ursprünglicher Häßlichkeit, sondern in verzerrter menschlicher Form darzustellen?" — „Das ist gar nicht christlich, Ihre Lehre von Gut und Böse steht ja oft im umgekehrten Verhältniß zu Schön und Häßlich. Haben Sie nicht mit Ihrer Furcht vor der Hinterlist des Teufels die arme Schönheit verdächtigt? Ist ein tüchtiger Buckel nicht fast eine Empfehlung bei Ihnen, eine Himmelsstufe mehr? Glauben Sie nur, ohne die Portion Heidenthum, die in den katholischen Malern steckte, sahen wir selbst die Madonna mit einem diasirten Betschwestergesicht. Mit welchem Recht sehen gerade Sie hier das Böse?" — „Ich sage Dir," entgegnete der Oheim, „wenn nicht so viele Leute umherstünden, würde ich mich vor diesen Zeichnungen bekreuzen. So oft Du heimlich die Marseillaise auf dem Clavier spielst, schweben mir in der Nacht diese höllischen Gesichter vor. Der eingefleischte Böse ist darin. Siehst Du nicht", rief er, den Arm ausstreckend, wie ein Teufelsaustreiber, und kreischend, bis sich das Volk versammelte, „daß der Atheismus in diesen Gesichtern die Zähne fletscht? Sind dies nicht Gesichter à la Robespierre, und Jourdan Kopfabhacker, die leibhaftigen Ungeheuer der gottlosen französischen Revolution und romantischen Schule, diese Scheusale, die" — „Die aus dem Schlamm des frommen ancien régime in die Revolutionszeit hereingewachsen," fiel ein fremder Herr ein. „Aber", fuhr er lachend fort, „das sind keine Ungeheuer, sondern ehrliche Handwerksleute, die weder gut noch böse sind, nur etwas lächerlich aussehen. Das Metier hat in ihnen das Ebenbild Gottes verhunzt. Sehen Sie! Der Geselle sieht noch ziemlich menschlich aus, der Meister ist schon mehr Philister, und dieser alte, zurückgezogene Gewürzkrämer sieht gerade wie — ein Pietist aus." — Die Leute lachten, der Alte verdrehte die gläsernen Augen, und schnappte krampfhaft den Jungen mit sich. Er hatte vor Aerger sein Asthma bekommen, und meinte, hustend, keuchend, betend und fluchend, der fremde Naseweis wäre gewiß so ein Demagoge, Jungdeutscher, Hegelianer, oder sonst eins von den Teufelskindern gewesen, die leider in Klein-Paris die sämmliche Jugend verführen. Selbigen Abend verließ er Leipzig. — Sonderbar, daß wir Caricaturen aus Paris und London beziehen, während so viel Stoff zur Satyre im Inland steckt. Aber die Deutschen sind noch nicht stark und gesund genug, um über sich selbst zu lachen; ein echtes, deutsches Lustspiel gibt es darum auch noch nicht. —f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1840, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen, Erste Abtheil.: der Tempel der Nike Apteros. Von Ludw. Ross, Ed. Schaubert u. Chr. Hansen. Mit 13 Kupfertafeln. Royal-Folio. Berlin 1839.
Ausgabe mit Titelk. in aq. tinta 10 Thlr.
— - illum. Titelk. . . 14 Thlr.

*Baar, K. E. v., Untersuchungen über die ehemalige Verbreitung u. die gänzliche Vertilgung der von Steller beobachteten nordischen Seekuh (*Rytina Ill.*). St. Petersburg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Bischoff, Th. Ldw. Wilh. Lepidosiren paradoxa. Anatomisch unters. u. beschr. Mit 7 Steindruckt. gr. 4. 1840. 4 Thlr.

*Brandt, J. F., Beiträge zur Kenntniss der Naturgeschichte der Vögel, mit besond. Beziehung auf Scelctbau u. vergleichende Zoologie. Erste Lief. Mit 19 lith. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 2 Thlr. 6 Gr.

*Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Tom. Vme. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

*Bunge, Al. v., Verzeichniss der im J. 1832 im östl. Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica. gr. 8. St. Petersburg, 1836. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 10r Jahrgang für 1839. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 5r Jahrg. für 1839. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse and Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 421 Abbild.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Cerattl, Collectanea quaedam de phthisi pulmonum tuberculosa. Cum 3 tabb. lith. color. 4 maj. 1839. 1 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 2ter Jahrgang. 16. 1839. 1 Thlr.

*Claros, H. M., Ectopiae cordis doctrina observationibus illustrata. 4. maj. Lipsiae, 1839. 12 Gr.

Clarus, J. C. A., Oratio ad munus rectoris academici auspicandum habita d. 31. Oct. 1839. Praefatus est Godofr. Hermannus. 8. maj. 1839. 4 Gr.

Dolk, F. P., synopt. Tabelle über die Atomgewichte der elafachen u. mehrerer zusammengesetzter Körper. (Besonderer Abdruck aus dessen Commentar.) 4te Aufl. 4. 1839. 18 Gr.

Ehrenberg, C. G., mikroskopische Analyse des curländischen Meteorpapiers von 1686 u. Erläuterung desselben als ein Product jetzt lebender Conferven u. Infusorien. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, die Bildung der europäischen, libyschen und arabischen Kreidefelsen u. des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen, dargestellt u. physiologisch erläutert. Mit 4 Kupfertafeln u. 3 Tabellen. Fol. Berlin, 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

*Fraehn, C. M., Sammlung kleiner Abhandlungen die Muhammedanische Münzkonde betreffend. gr. 8 St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkonde. 2te Hälfte. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 14 Gr.

Henle, J., vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1839. 4 Thlr.

Hölsse, J. A., die Sterblichkeitsverhältnisse in Leipzig, verglichen mit denen in Berlin, in den Belgischen Staaten, im Königreich Sachsen und in Frankreich. Mit 7 Tabellen u. 3 Steiodruoktaleln. 4. 1839. 16 Gr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz end F. W. Schubert.
V. Bd. Schriften zur Philosophie der Natur. gr. 8. 1839. Subscript.-Preis. 1 Thlr. 20 Gr.
XII. Bd. Geschichte der Kant'schen Philosophie von K. Rosenkranz. gr. 8. 1840. Subscript.-Preis. 2 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1839 1 Thlr. 9 Gr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Allmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hemmel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Weinlig end J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. Ite Lief. (10 Bog.) gr. 8. 1839. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. Ite Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg.
Sixième Série.
Sciences pelitiques, Histoire et Philologie Tome IVme. gr. lo 4. St. Pétersbourg. 1839. 4 Thlr. 12 Gr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 11 Thlr. 6 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XIVme. Avec le portrait de Mr. de Kochler. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

*Ménetriés, E., Catalogue d'insectes recueillis entre Constantinople et le Balcan. gr. in 4. St. Pétersb. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Mises, Dr., über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. gr. 8. 1839. 18 Gr.

Neobert, C., Chrestomathia medica. Auctorum, qui de re medica latine scripserunt, selecta capita contulit, ad normam disciplinae digessit, brevi adnotatione indicibusque instruxit. Part. Ima. 8vo. maj. 1839. 16 Gr.

Noodt, C., Helcologia universalis. Das Ganze der Lehre von den Geschwüren in tabellarischer Form. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 4. 1839. 16 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. Vus. 4maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

Pharmacopoéa Borussica. Die Preussische Pharmacopöe, übersetzt u. erläutert v. Fr. Ph. Dulk. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. und Synopt. Tabelle über die Atomgewichte. 4. 1839. 8 Thle. 18 Gr.

*Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in Imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas coravit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatol vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 7—13. C. 35 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1832. Jeder Fasc. schwarz 2 Thlr. 8 Gr., col. 4 Thlr. 16 Gr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von Th. L. W. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. noch den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kotaleg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anotomischen Präparoten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W., Beobachtungen des Halley'schen Cometen bei seinem Erscheinen im J. 1835 auf der Dorpater Sternwarte angestellt. Herausgeg. von der K. Akademie der Wissenschaften. Mit 12 Steindrucktafeln. gr. Fol. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

*Die Thateo Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übersezt v. J. J. Schmidt gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine mongolische Ausgabe erschien 1836. 3 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. In einem Bande. Erste Abth. 12 Kupfert. zur Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. Fol. 1839 3 Thlr. Zweite Abth. 8 Kupfert. zur Physiologie der Ernährung (Verdauung, Blutbildung, Kreislauf, Athmung, Absonderung). Fol. 1839. 2 Thl.

— — Lehrbuch der Physiologie für akad. Vorles. u. mit besond. Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte. In einem Bande. Erste Abtheilung. Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1839. (39. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. V. VI. (ultim.) 4 maj. 1840. 3 Thlr.
Das hiermit vollständige Werk kostet 9 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 66.

Der Chartismus in England. Von J. Kaufmann.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 67.

Der Chartismus in England. (Beschluß.)
Deutsche Memoiren.
Notizen.

No. 68.

Deutsche Lebensbilder. Von Herrmann Wollin.
Zur Literatur der Reisen.

No. 69.

Briefe aus Mainz.
Correspondenz. Aus Stuttgart.
Notiz.

No. 70.

Briefe aus Mainz. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 71.

Deutsche Lebensbilder. Von Herrmann Wollin.
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.)
Notiz.

No. 72.

Deutsche Lebensbilder. Von Herrmann Wollin.
Hiller's Oratorium: die Zerstörung Jerusalems.
Notizen.

No. 73.

Briefe über Wien. Von Alexander Weillowsky.
Notizen.

No. 74.

Die alte Primadonna und der Musiknarr. Novellistische Etüde von Hieronymus Truhn.
Correspondenz. Aus München.

No. 75.

Die alte Primadonna und der Musiknarr. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 76.

Die alte Primadonna und der Musiknarr. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.)

No. 77.

Die alte Primadonna und der Musiknarr. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.

No. 78.

Die alte Primadonna und der Musiknarr. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 79.

Oesterreichs Adel. Von einem Oesterreicher.
Correspondenz. Aus Paris.

No. 80.

Aus dem Tagebuche einer Frau.
Oesterreichs Adel. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.
Berichtigung.

No. 81.

Wolfgang Menzel's Europa im J. 1840. Von —f—.
Ethel, vom Marquis Custine.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 82.

Der Scharfrichter. Novelle aus dem Jahre 1813.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 83.

Der Scharfrichter. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.

No. 84.

Lieder aus dem Kerker. Von Karl Berg.
Der Scharfrichter. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Vierzigster Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1840.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

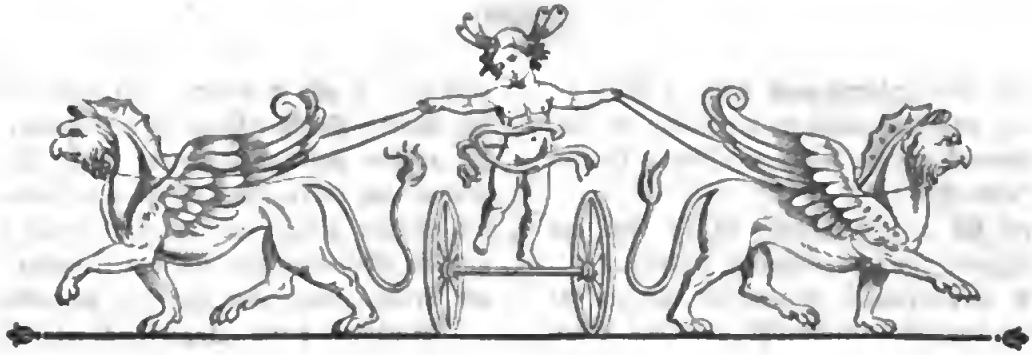
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 85. — den 1. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus dem Roman: Heinrich Schwarz.

Von Ernst Minneburg *).

Capitel 1.

Es war ein kalter Novemberabend. Der alte Schuldirector Ludolf war eben mit seinen Pflegesöhnen dem Ofen näher gerückt und freute sich der Musik des Feuers, welches traulich und heimisch gleich einer Mühle im Ofen rollte und polterte. Die beiden Knaben quälten ihn lange, ein Mährchen zu erzählen, ein recht grausiges von Räubern und Unholden, und er wollte gerade beginnen, als plötzlich zwei Wanderer in grauen Kitteln, mit Schnurrbärten, Ranzen und Stöcken in die Stube traten.

Es waren zwei ehemalige Schüler, welche in Jena ihre Studien beendet. Die herrliche Gegend und das eigenthümliche Leben, welches dort wie auf keiner Universität in jugendlicher Frische sich erhalten hat, hatte auch sie so sehr gefesselt, daß der Abschied von Woche zu Woche und von Tag zu Tag verschoben wurde, bis endlich das akademische Gericht zu Hülfe kam und ihnen vermeidete, daß sie entweder als Studenten sich wieder aufnehmen lassen, oder recht bald abreisen möchten.

Da war die Wahl nicht schwer. Sie griffen muthig das Unvermeidliche an, und die Anstrengung des Weges bei der einbrechenden Kälte hatte auch bald alle wehmüthigen Gedanken verscheucht, so daß sie heiter der Heimath zueilten. Indeß körperliche Ermattung und eine gewisse Sehnsucht nach ihrem ehemaligen Lehrer veranlaßte sie, in L... einen Ruhetag zu halten.

Der alte Mann hatte eine unbeschreibliche Freude über die rüstigen jungen Männer. Alle Hoffnungen, die er von ihnen gehegt, schienen eingetroffen, alle geahnten Keime sah er entfaltet, und mit einem seligen Vatergefühle ließ er merken, wie glücklich er sich dünke, daß er ihrer Entwickelung die erste feste Grundlage habe geben können.

Doch was außerdem diesen Abend zu den schönsten des ganzen Jahres machte, war, daß sie Beide von Jena kamen; von Jena, wo er selbst in seiner Jugend drei herrliche Jahre verlebt, und so heitere, kräftige Eindrücke in sein bürgerliches Leben mitgenommen hatte, daß er nie ohne Entzücken an die liebe Stadt erinnert werden konnte.

Kaum hatten sie Beide Platz genommen und ihres Gepäcks sich entledigt, als ein endloses Fragen über allerlei Kleinigkeiten begann.

Doch was sind Kleinigkeiten im Leben! Stimmung und froher Genuß geben oft auch dem Unbedeutenden eine Bedeutung und eine seltene Weihe. Wo es dem Menschen einmal so recht im innersten Herzen wohl wurde, da ist ihm jeder Baum, jeder Hügel wichtig; da klammert er sich gern an solche Aeußerlichkeiten, um die alte Stimmung daran festzuhalten oder neu hervorzurufen.

So fragte unser Alter fast verworren durch einander, in welcher Straße, in welchem Hause sie gewohnt;

*) Von demselben Verfasser theilten mir unlängst die Handwerksburschenlieder mit. D. Red.

Digitized by Google

ob der Fuchs- und Pulverthurm noch stehe, welches die besuchtesten Dörfer seien; ob man die Ruine auf der Kunitzburg noch sehe und unten den vortrefflichen Eierkuchen noch backe und esse?

Er verjüngte sich augenscheinlich, da sie ihm auf alle Fragen genügende Antwort ertheilen konnten.

Als sie ihm die Oertlichkeit nun wieder klar vor die Seele gerückt und jetzt weitern Bericht über das Leben und Treiben des heutigen Jena geben wollten, suchte er unter dem Vorwande: sie müßten sich erst erquicken, auszuweichen, und rief seine Frau herbei.

Sie reichte den Gästen ein Glas Glühwein, das sie behaglich leerten. Bald darauf setzte man sich zum Thee.

Mehrmals versuchten die Studenten das Gespräch wieder auf Jena zu bringen; allein der Alte wußte immer dies Capitel abzubrechen und etwas Anderes hervorzuziehen. Man sah ihn offenbar verlegen, namentlich als sein lieber Nachbar, ein angehender Mediciner, auf seine Einladung erschien, und durch die Studiosen veranlaßt, auch die Herrlichkeit seiner Burschenzeit zu rühmen begann. Er blieb fortwährend schweigsam und in einer peinlichen Unruhe, bis es neun schlug, worauf er den beiden Pflegesöhnen bemerklich machte, daß ihre Schlafzeit gekommen und sie sich entfernen möchten. Man legte Fürsprache ein und unterstützte die Bitten der Knaben, die ungern die Gesellschaft verlassen mochten; doch unser Alter wiederholte seine Mahnung in einem Tone, der ihnen sehr wohl bekannt sein mußte; denn sie begaben sich ohne Weiteres zu Bett.

Jetzt wurde er mit einem Male freier und heiterer. Ein Stein schien ihm vom Herzen gefallen.

„Liebes Weib," sprach er dann, „wir müssen heut nach edler Jenensee Weise einen fröhlichen Abend feiern, bereite uns ein gutes warmes Getränk!"

Bald war auch Alles ins Werk gerichtet, die Bowle dampfte, und unter Scherz und Lachen genoß man das liebliche Getränk, das aller Herzen und Zungen anmuthig löste.

Es war eine Lust, zu sehen, wie der alte Mann in der Nähe der frischen Jugend selbst wieder jugendlich empfand und begeistert die entschwundene Zeit zurückrief. Wie lauschte sein Ohr noch lüstern jenen Geschichten von sogenannten Studentenstreichen und Thorheiten, die nur der richtig zu würdigen versteht, welcher selbst einmal in dieser fast mährchenhaften Luft geathmet hat!

Merkwürdiger Weise fand es sich, daß manche Erzählungen als neu vorkamen, die unser Alter schon als jung gekannt hatte. Er lachte herzlich darüber. „So geht es," sprach er dann. „Einmal heißt es sogar in der Bibel: David erschlug den Goliath; ein andermal soll es sein Feldherr Elchanan gethan haben. Wenn irgendwo im Leben etwas Braves geschehen ist, so finden sich nachher genug, die es auch gethan haben möchten, und die Menschen sind alsdann freigebig, dergleichen wie ein Erbstück unter ihre Lieblinge zu vertheilen."

Nachdem dieser Sagenkreis erschöpft war, wurde das Gespräch ernster. Man redete viel über Jena, und was der dortigen Gegend so eigenthümlichen Reiz verleihe.

„Die Gegenden," sagte Karl, der ältere Student, „haben wie die meisten Menschen ihre besondern Physiognomien. Einige gefallen uns gleich bei der ersten Bekanntschaft, andere muß man näher und länger kennen, und hat sie dann oft um so lieber. — Unter diese letzten möchte ich auch Jena rechnen. Die kahlen Berge behagten mir Anfangs wenig; doch als ich nach und nach den merkwürdigen Reichthum der Formen und die überraschenden Contraste der starren Erdmassen mit dem leicht bewaldeten, von der Saale durchflossenen Thale wahrnahm und als ein Ganzes zusammen sehen lernte, da fand ich auch im Einzelnen täglich mehr Schönheiten, und bin mit der ganzen Gegend so eng verwachsen, daß mir der Abschied von ihr fast schwerer als der von den Menschen wurde."

„Es ging mir nicht besser," versetzte der Alte. „Uebrigens wollten schon zu meiner Zeit Viele behaupten, es wäre schöner, wenn alle Berge ringsum voll grüner Bäume ständen. Ich selbst meinte es eine Zeit lang. Da erinnerte einst Jemand an ein Wort von Goethe, der gesagt haben soll, wenn man die jenaer Berge mit Bäumen bepflanzte, so würde das gerade so sein, als wenn man dem Apoll von Belvedere Hosen anzöge. Seitdem hab' ich sie nie anders gewünscht."

Die Studenten baten, noch Einiges aus jener Zeit mitzutheilen, wo die ersten Geister Deutschlands dort sich zusammenfanden und einen Glanz ganz eigener Art über Jena verbreiteten. Der Alte that es gern, und wußte eine Menge kleiner interessanter Züge zu berichten.

Vor allem hatte ihn Schiller angezogen. Ueber ihn erinnerte er unter andern dies:

Schiller hatte, da er lesen wollte, sich ein kleines Auditorium ausersehen; allein mehrere Hundert Stöhmten ihm zu, so daß der Hörsaal nicht die Hälfte von uns fassen konnte. Er entschloß sich daher auf der Stelle, seine Vorlesung in das Griesbach'sche Auditorium, welches damals das größte war, zu verlegen. Wir eilten

Digitized by Google

voraus, indem der Zug immer breiter und länger wurde. Alles rief: nach Geiesbach! Es gab eine allgemeine Bewegung. Die Bürger kamen aus den Häuseen gestüezt und meinten wenigstens, es sei Revolution, und da Alles schrie: nach Geiesbach! so dachten Andere an Feuer, und langten noch vor uns mit Löscheimeen an. Doch Alles wurde ruhig, so wie Schiller erschien, und nachdem wie ihn im Saale mit einem allgemeinen Hoch! und mit heftigem Fußstampfen begrüßt hatten, welche Ehee ihm später immee widerfuhr, so horchten wir begeisteet dem Steom seiner Rede." —

Auf diese Aet hatte unter Scheez und Ernst, indem man Altes und Neues hervorsuchte, veeglich und kritisiete, die schönste Stimmung sich unserer kleinen Gesellschaft bemächtigt.

Die Studentenjahee blieben der Mittelpunet, von dem das Gespräch ausging, und wohin es sich immer wieder zurückwandte. Der alte Ludolf besondees schien noch soetwäheend mit einem Fuße in jener Zeit zu stehen, und wäheend seines Lebens aus ihr all' seine Säfte gezogen zu haben.

„Lieber Nachbar," spach der Medicus, als die Unterhaltung zu stocken begann, „Du wolltest schon oft von einer großen Reise erzählen, die Du mit meheern lustigen Beüdern gemacht. Thue es jezt! es würde uns alle sicher ergözen.

Seine Frau sammt den Studenten baten gleichfalls, und so willigte er endlich ein.

Nachdem er sein Glas ausgetrunken und wieder gefüllt hatte, nahm er ein kleines Rohesläbchen, welches er immee beim Dociren und Erzählen zu führen pflegte, schlug einen Fuß über den andern, und begann folgendermaßen. (D. B. f.)

Deutsche Romane.

Gevatter Tod. Eine Mährchen-Novelle von Dr. Schiff. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Schiff's Muse scheint mir ein seltsamee, wenn auch genialer Kauz; sie trägt Siebenmeilenstiefel, wie Peter Schlemihl in dem phantasievollen Mährchen von Chamisso; aus dem spottlustigen Antlitz guckt weiland Till Eulenspiegel; und dabei weiß sie doch mit mädchenhafter Stimme von den tieferen Geheimnissen des Heezens zu flüstern. Aber ein tücheiger Wanderer in der schattenhaften Mährchenwelt, scheint der geniale Kauz auf dem Boden der Wirklichkeit keinen so sichern, oder vielmehr so kühnen Schritt zu haben; auch ist der Eulenspiegel in ihm zu haemlos gutmüthig, um sich an der Welt mit einschneidender Satyre festzuklammern; er salzt mit seinem Mutterwitz am liebsten ein idyllisches Butterbrod; nicht die Geßner'sche, sentimentale, sondern die echte, naive Idylle meine ich, die auch unter den Spießbürgern großee Städte spielen kann. Jenr Welt aber, die zwischen Mährchen und Idylle liegt, hat keinen Reiz für ihn; die Liedlingscharaktere, in denen er seine Poesie roncentrirt, sind eben naive, oder phantastische Sonderlinge, wie er selbst. Wacht re einmal aus den Dörfern seiner Behaglichkeit auf, oder wendet sich aus der Dämmerung seiner phantastischen Träume dem hellen Licht des äußeren Lebens zu, sieht er sich auf dem brausenden Markte der Gegenwart mit verwunderten Augen um, oder stöbere in staubigen Chroniken: immer wird sein poetischee Instinct irgend eine naive Menschennatue auftreiben, die ihm verwandt ist, und an jeder Sage, jedem Geschichtchen wird ee mit einer Art Falkenblick die phantastisch-naivr Seitr heraussinden, die ihm zusagt. In diesem seinem kleinen Reiche ist er fast unumschränkter Gebietee; einzelne psychologische Blicke gehen sehr tief, und in der Entfaltung jenee geheimen Absondeelichkeiten, in denen die eigensinnige Laune des Naturells trotz Cultue, Sitte und Gewohnheit hervorbricht, leistet er oft Großartiges. Einen vollen Ueberblick über das Leben aber scheint er nicht gewinnen zu können; die Menschenwelt in ihren allgemeinern Verhältnissen, und mit jenen Bewegungen zu fassen, die mehr als den geheimsten Seelenwinkel des Individuums berühren, Charaktere zu schildern, die mehr, als bloß ihr privates Ich repräsentiren, die das Siegel einer gewissen Epoche auf der Stirn tragen, das scheint ihm unmöglich. Ich höre schon, welche Einwendung mir entgegenschallt: Ihr socialen Kritiker wollt überall Tendenz und Zeit und so weitee; Schiff ist kein socialer Schriftsteller. Allerdings nicht. Aber ich bitte mir darum doch das Wort *sozial* in Ehren zu halten. In manchen Köpfen malt sich die Menschenwelt als eine künstlerisch fertige, in verklärter Ruhe sich wesentlich gleich bleibende, wie die sogenannte leblose Natur, die uns seit Adam dasselbe Antlitz zeigt, deren inneres, sich vielleicht auch weiter bildendes Leben abee uns verschleiert ist. Historische Umwälzungen sind ihnen nicht mehe, als in der Naturwelt Erdbeben und Vulkanausbrüche; sie verändern Aeußerliches, ohne etwas Neues zu schaffen. An die einstige Verkörperung von Ideen, die jezt noch über den Wassern des Lebens schweben, glauben sie nicht; denn geistige Elemente, die durch sociale Revolutionen erzeugt wurden, der Creatur aber nicht angeboren sind, wollen sie nicht als menschlich anerkennen. Was diese Optimisten für einen Begriff vom Forschritt der Menschheit, oder ob sie überhaupt einen haben, begreife ich nicht. Das sociale Leben der Menschheit hat physische Erscheinungen, neue Krankheiten, und Menschenraeen hervorgerufen, deren Keim nicht zu existiren schien, und ihr wollt die jüngsten Kindee des im socialen Leben groß gewordenen Menschengeistes, die neuen Tugenden, Laster, Zweifel, Ideen, Bedürfnisse und Bestrebungen nicht als menschlich, und menschlicher Theilnahme würdig anerkennen? Sind die Geburten des allgemeinen Menschengeistes immer nue unnatürliche Ausgeburten, weil der Wilde außerhalb der Gesellschaft sie nicht begreift, weil sie in dem bibl'schen Inventarium der geschaffenen Dinge nicht im Voraus mit verzeichnet sind? Wenn man eine Literatur, welche die grö-

Digitized by Google

ßeen Bewegungen der gesellschaftlichen Menschenwelt rückspiegelt, mit dem Namen social zu schmähen meint, wie social sind dann erst Rousseau, Goethe, Schiller, deren Geist nicht nur rückspiegelte, sondern zu socialen Revolutionen den Anstoß gab? Denkt an die neue Heloise, Emile, die Wahlverwandtschaften! Ich nannte einige Autoritäten, weil die Gegner der sogenannten socialen Literatur doch gewiß vor Autoritäten Achtung haben. —

Doch zum „Gevatter Tod". — Der Kern des Buches ist ein Mährchen voll wunderbarer Poesie, die Schale ist eine gewöhnliche Rittergeschichte. Die tiefsinnige Auffassung, und das kühne Hinstellen des Todes als eine lebendige dramatische Person, ist überraschend, Staunen erregend. Der Tod tritt als Pathe eines zum frühen Hinwelken bestimmten Kindleins auf; der arme, dürre Knochenmann, „der Allweisheit ernster Knecht," hat die geheimsten Herrlichkeiten des Lebens zu verschenken; er ist der Lehrer der Lebensweisheit, und bringt (wie in der Geschichte vom starken Bären) nach dem antiken Spruch: Timor initium sapientiae, die rohe Creatur durch die Todesfurcht zur Erkenntniß, während er dem frühreifen Knaben, dessen Pathe er ist, im Traume erscheint, und mit tröstenden Prophezeihungen von einem Jenseits Muth zum Sterben einflößt. Alles dies ist mit einer Naturwahrheit ausgemalt, mit einer einfachen, gedankenschweren Sprache erzählt, daß man bedauern möchte, ein so köstliches Mährchen nicht als selbstständiges Ganze in gebundener Rede behandelt zu sehen; es wäre vielleicht ein unsterbliches, Milton's oder Dante's würdiges Gedicht geworden. Schiff aber wollte, wie mir scheint, die dem Mährchen zu Grunde liegende Anschauung, daß der Todesmuth und die duldende, entbehrende Weisheit die eigentliche Essenz des Christenthums sind, auch in einem Stück wirklichen Menschenlebens zur Erscheinung bringen; das Mährchen liegt daher nicht harmlos und frei in der Novelle, wie ein Kern in der Schale, sondern ist in der innigsten Verbindung mit derselben. Hätte der Autor nun sein Mährchen in ein Leben, das uns näher steht, in das moderne hinüberspielen lassen, so würde es an Bedeutung gewinnen, und wir könnten leichter herausfühlen, ob die ihm zu Grunde liegende Idee von einem Christenthum, dessen eigentlicher Genius der melancholische, leidende Tod sein soll, für unsere durch Erfahrungen reifere Zeit noch eine Wahrheit sein kann. Er verwob sein Mährchen mit einer Rittergeschichte, die er nur manchmal durch eine naivhumoristische Auffassung mittelalterlicher Nonnen- und Mönchsklöster zu würzen weiß. Das Geschlecht der „Todtensteiner", dessen Macht sich von einem Freundschaftsbunde seines Stammvaters, des Arztes Berthold mit dem Tode herschreibt, scheint den Dominicanern gegenüber als Repräsentant des reinen Christenthums im Kampfe mit dem kirchlichen, verdorbenen Christenthum, hingestellt. Das ketzerische, tugendhafte Haus „Todtenstein" wird von der Pfaffenlist untergraben, sein letzter Sprößling, ein zartes Mädchen, eine Königstochter, wird lebendig verbannt, sowie der ehrliche Prinz Heinrich von dem pfäffisch hinterlistigen Philipp gestürzt wird. Das ist freilich Lauf der Welt. Aber eine so grelle Dissonanz muß auch als solche gegeben werden; dann hat der Leser wenigstens die Genugthuung, sich im Namen der Menschheit kränken, und einen Ersatz von der Zukunft, wenn nicht für das geopferte Individuum, so doch für das Geschlecht hoffen zu dürfen. Durch den Hinweis auf ein Jenseits aber eine solche Dissonanz zur Harmonie machen zu wollen, scheint mir ganz trostlos. Auch glaube ich nicht, daß das heutige Christenthum noch mit solchen Tröstungen die Welt zu fördern denkt. —f—.

Die Perle von Zion. Von F. Th. Wangenheim. 2 Bändchen, mit Titelkupfer und bunter Vignette, als Festgabe zum Beginn des neuen Jahehunderts 5600. Leipzig, Weber.

Ahasver in moderner Gesellschaft und in gelehrter Conversation. Was für eine neue Seite dem Sagenstoffe abgewonnen, welcher neue Blick dem Jahrhundert eröffnet worden durch diese neue Benutzung der Figur des ewigen Juden, war uns nicht möglich zu ermitteln.

Notizen.

[Auguste Crelinger.]

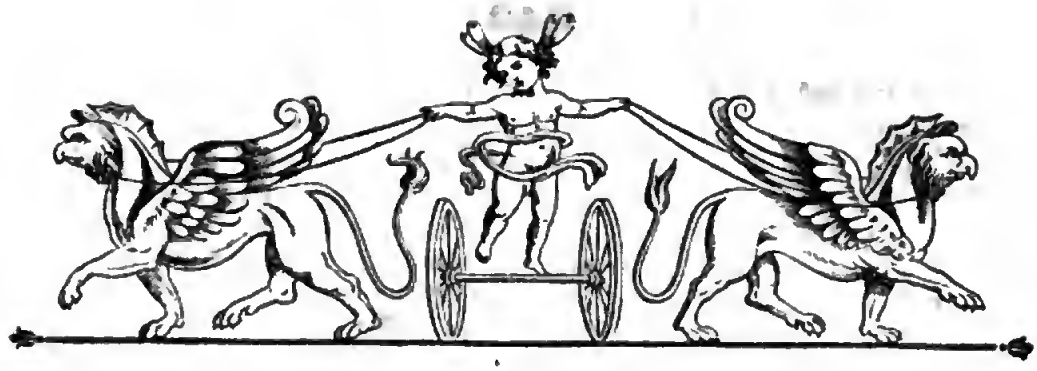
Im vierten Bande von Dorow's Denkschriften findet sich ein Brief von Auguste Crelinger mit einem denkwürdigen Ausspruch. Der Empfänger des Briefes, wahrscheinlich der verstorbene Herzog Karl von Mecklenburg, Schwager des Königs, als Beförderer der dramatischen Kunst, auch als Autor bekannt, hatte ihr ein Drama übersandt mit dem Vorschlage, man thäte gut, das Stück ins Französische übersetzen und in Paris zur Aufführung bringen zu lassen. Darauf entgegnete sie: „Ist das Scherz oder Ernst? Der Ernst wäre sehr traurig! Ich gebe Alles zu, was Sie über den Verfall der Tragödie in Deutschland sagen. Ich gebe zu, daß unser deutsches Publicum sich seit einiger Zeit dem Possenhaften in Dichtung und Darstellung mehr als früher zuneigt. Ich gebe aber nicht zu, daß die Zeit vorüber ist, wo eine Tragödie im Stande wäre, die Masse anzuregen und zu fesseln. Der Sinn für das Edelste ist, wie zu allen Zeiten, so auch noch jetzt vorzugsweise in den jugendlichen Gemüthern rege; aber man gibt ihm keine Nahrung. Man weckt nicht, sondern man schläfert wo möglich noch mehr ein!" — Diese Worte schrieb die deutsche Künstlerin im Jahre 1828.

[Journalistik.]

Die neuesten Nummern der von Hitzig redigirten Allgemeinen Preßzeitung (Leipzig, Weber) bringen eine merkwürdige Parallele entgegengesetzter Ansichten über Werth und Unwerth, Wichtigkeit und Unwichtigkeit der Journalistik, in den Spalten zur linken Hand des Ministers v. Abel Strafrede in der bairischen Kammer, in den Spalten rechts Jules Janin's panegyrische Verherrlichung der Presse. Links heißt es, die Journalistik sei vom Uebel, sei ehrlos, fluchwürdig; rechts steht das Factum vom jetzigen Regiment der Journalistik in Frankreich.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 86. — den 2. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus dem Romane: Heinrich Schwarz.

(Beschluß.)

Capitel 2.

Es war in den Herbstferien 1796 das schönste Wetter von der Welt. Alles was nicht fest saß, war ausgeflogen; nur unser vier, lauter arme Teufel, ein Jurist, ein Theolog, ein Medicíner und ein Philolog zogen noch allein in den leeren Straßen herum, und suchten, so gut es ohne Geld geschehen kann, uns bei guter Laune zu erhalten. Ein freies, ernstes Streben, innige Liebe zur Musik, und vielleicht auch das Allen gemeinsame Loos der Armuth, hatte uns bald einander nahe gebracht. Wir hielten wie Brüder zusammen, und so lange nur Einer noch etwas Rundes in der Tasche hatte, litt keiner von uns Hunger noch Durst.

Indeß zum ersten Male waren jetzt unsere Finanzen gänzlich erschöpft. Die Arbeit wollte nicht mehr behagen. Wir hatten das Halbjahr ohne Unterbrechung studirt, geistig und körperlich war unsere Kraft ermattet, und so sehr wir alle im Stillen auch wünschen mochten, eine kleine Reise zu machen, und so nöthig sie uns gewesen wäre, so konnte im Ernste doch gar nicht daran gedacht werden. Die Lage war trostlos. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir meine Armuth wirklich weh that.

Nur der Jurist, den wir wegen seiner hellen Haare immer den Rothen nannten, verlor die alte Heiterkeit nicht. Auf alle erfinnliche Weise, indem er sich verrückt stellte und die tollsten Possen trieb, suchte er uns die Zeit zu verkürzen, und je besser es ihm für einige Stunden gelang, desto schlimmer plagte uns in der übrigen Zeit der Geist der Schwermuth und Unzufriedenheit.

So saßen wir eines Nachmittags da; der Rothe trieb wieder sein tolles Spiel; allein diesmal wollte auch gar nichts die Nebel verscheuchen. Da wurde er plötzlich seiner Rolle überdrüssig, machte ein sehr ernstes Gesicht und sprach mit Heftigkeit: „So seid doch nur keine Weiber, und laßt die Köpfe hängen und jammert und stöhnt und legt die Hände in den Schooß! Hier muß gehandelt werden. Könnt Ihr nichts Gescheidtes mehr machen, gut! so macht dummes Zeug; aber ergebt Euch nicht so auf Gnade und Ungnade, um des blanken Schmuzes willen! Wenn Ihr es hier nicht mehr aushalten könnt, so lauft doch zum Neste hinaus und bettelt oder hungert, bis Ihr an den Büchern wieder Appetit findet; oder schreibt ein elendes Buch zusammen, und verkauft's und trinkt einen Rausch dafür, daß Ihr Courage bekommt und Eure Augen wieder frisch werden. Ich sage Euch, Leute, Ihr müßt anders werden, oder, bei Gott! ich halte es nicht länger unter Euch aus."

Indem er dieses und anderes predigte, war in meiner Seele ein Licht aufgegangen. Er hatte ein Wort von Bücherschreiben fallen lassen. Ich griff es auf und machte es allen so plausibel, daß einstimmig beschlossen wurde, etwas zu schreiben und dafür eine Reise zu machen.

Digitized by Google

Aber was? das war eine andere Frage. Zwanzig Pläne wurden geschmiedet und wieder verworfen. Endlich blieb es dabei, es sollte ein Roman werden, und so stückten wir einen Helden zusammen, der sonderbar genug aussah.

Nun aber wollte der eine ihn so, der andere so haben; dem einen war dies zu viel, dem andern das zu wenig, und so formten wir hin und her, bis endlich der Medicinер mit seiner tiefern Stimme dazwischen fuhr und uns bemerklich machte, daß es ein grober Unsinn sei, wenn man meine, drei zusammen könnten einen Helden fabricieren; da würde sicher nichts herauskommen. Er schlug darauf vor, es solle einer von uns einen genauen Plan entwerfen, dann könnten wir Alle an der Ausführung Theil nehmen. Das gefiel, und wir wählten einstimmig unsern rothen Freund dazu. Er schrieb die ganze Nacht durch und kam am andern Morgen mit drei großen Bogen hervor, welche den Plan des ganzen Werkes enthielten, nebst dem Titel:

Des Prinzen Pepe wundersames Leben.

Das Buch enthielt drei Abtheilungen, die er uns nach eines jeden Geschick und Sinnesart ganz vortrefflich zutheilte. Der Medicinер sollte die Geburt, der Philolog das Leben und der Jurist den Tod des Helden darstellen, und so setzten wir uns in der drolligsten Stimmung aufs Zimmer, und schrieben und schrieben, so lange Tinte, Feder und Hände zur aushalten wollten.

Ich hatte bisher nie etwas in dieser Weise zu machen versucht, daher ich nicht wenig erstaunt war, als es mir über alle Erwartung glückte. Die dümmsten Einfälle kamen haufenweise aus meinem Kopfe hervor; ich durfte nur die Feder ansetzen, so war eine Seite beschrieben, und ich meinte ganz ernstlich, es stecke in meiner Haut ein bedeutendes poetisches Genie. Jeden Abend lasen wir uns vor, was den Tag über zu Wege gebracht war, gaben einander Fäden an die Hand, die der eine schürzen mußte, damit der andere sie lösen konnte, und auf diese Weise kam wirklich eine gewisse Gleichheit der Farbe und des Tones in das possirlichste Machwerk von der Welt.

Der Medicinер führte seine Geburtsgeschichte ungemein heiter aus. Es war dies gerade sein Hauptstudium, indem er oft sagte, ein guter Geburtshelfer ernte mehr Dank, als wer einem alten Menschen ein Paar Jahre sein Leben verlängere, das er doch einmal lassen müsse, worauf es nichts als Trauer gäbe, während das Ende einer glücklichen Geburt lauter Freude und Jubel sei. Deshalb behandelte er diesen Zeitpunct unseres Helden mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit. Er ging zurück bis auf die Umstände, unter denen im geheimnißvollen Schooße der Nacht sein Leben hervorgelockt war, und bedauerte, daß er gerade über diesen wichtigsten Moment des ganzen Lebens so wenig mit Gewißheit berichten, und nur aus der spätern Entwickelung und geistigen Beschaffenheit des Prinzen Einiges mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen könne.

Vom vierten Monat an, wo es sich im Mutterschooße zu regen beginnt, und nach dem Volksglauben die Seele in das junge Kind fährt, ließ er unsern Helden selbst reden und die wunderbarsten Betrachtungen und Geschichten über seinen und seiner Mutter Zustand vorbringen; denn bis zu dieser Epoche konnte er sich in seinem spätern Leben recht gut zurückerinnern. Darauf hatte er die Geburt, die Taufe und die Festlichkeiten dabei in seiner derben Weise aufs unterhaltendste geschildert, und in einer Note bemerkt, daß man ganz abgeschmackt und falsch die Lebensjahre eines Menschen vom Tage seiner Geburt an rechne. Dann leitete er den Prinzen noch durch allerlei Krankheiten und Schicksale bis zu dem Puncte, wo er ausgewachsen und als Mann bereits in die Welt getreten war. Von hier an mußte ich sein Leben weiter beschreiben.

Ich schilderte zuerst sehr ausführlich seine Studentenjahre; denn ich war schon damals der Meinung, die ich später immer bewährt gefunden habe, daß in dieser Zeit sich zeigen müsse, ob aus einem Menschen etwas werden will oder nicht. Wer als Student ein Esel ist, der bleibt sicher einer sein Lebelang. Dann schickte ich ihn auf Reisen, flocht manches süße Abenteuer ein, verheirathete ihn endlich und gab ihm eine Anstellung im Staate. Uebrigens weiß ich nichts Einzelnes mehr davon. Nur die Beurtheilung meiner Freunde ist mir noch ganz gegenwärtig. Als ich mein Stück vorgelesen, wollte sich der Rothe fast krank lachen. „Das ist doch," sprach er, „der Ludolf wie er leibt und lebt! Sein Prinz ißt und trinkt wie er, trägt dieselben Westen, Hosen und Mützen, und ist auch im Horaz sehr bewandert." Ich war etwas empfindlich darüber; denn es war mir auch nicht von fern eingefallen, mich selbst zu porträtiren; aber als ich genauer zusah, mußte ich den Andern wohl recht geben, und faßte bedeutende Zweifel an meiner poetischen Ader; denn es wurde mir allmälig klar, daß sie nur mit dem eigenen Herzblut sich füllen, aber kein zweites, fremdes Leben in die Welt hinausströmen könne.

Digitized by Google

Der Jurist, welcher die Todesgeschichte liefern sollte, bekam den Prinzen noch lebendig, indem er sein Testament bei voller Gesundheit aufsetzte. Dann wurde er plötzlich todt gefunden; man vermißte Geld und andere Kostbarkeiten bei ihm und zog seine Hausgenossen in schwere Untersuchung, wobei der Jurist seinen Scharfsinn zeigen, und Alles, was er über solche Fälle Interessantes wußte, anbringen konnte, und es mit großer Gewandtheit that.

In acht Tagen war Alles fix und fertig. Der Rothe nahm es jetzt allein wieder vor, beschnitt und fügte hinzu. Dann wurde alles abgeschrieben, geheftet, und aus den Anfangsbuchstaben unserer Namen L. M. M. R. ein neuer gemacht, indem man mir die Ehre gab, voran zu stehen, so daß Lamnar den uns alle umfassenden Autor-Namen bildete.

Obwohl der Theolog sich gleich von der Theilnahme an dem ganzen Werke losgesagt hatte, so mußte doch sein Name in die unsrigen mit verflochten werden, indem wir wirklich alle vier im höhern Sinne eine Einheit ausmachten. Ihm schien unser Verfahren doch gar zu erbärmlich; um jedoch nicht ganz müßig zu sein, hatte er sich an eine Predigt gemacht, die er in eine damals erscheinende Sammlung unterzubringen hoffte.

Er war ohne Frage der gescheidteste von uns allen; aber auch der sonderbarste Mensch, der sich denken läßt; in meinem ganzen Leben ist mir nie wieder seines Gleichen vorgekommen. — Unter uns hieß er Schwarz. —

Er war von feiner, mittler Gestalt; sein Kopf groß und schwarz behaart; die Nase vorspringend und knollig, der Mund beinahe zu stark vortretend, so daß er ein etwas ungeschliffenes Ansehen dadurch bekam, und zu dem allen bildete ein stark eingeschnittenes Kinn eine gewaltige, trotzige Unterlage. Doch was dem Gesichte ein seltsames und wirklich bedeutendes Aussehen gab, waren die tiefblauen großen Augen, die von einem Paar dichten, über der Nase zusammenlaufenden schwarzen Augenbrauen überschattet wurden. Er sprach wenig, und wenn er nicht angeregt wurde, oft Tagelang kein Wort. Allein brachte er einmal etwas vor, so hatte es Hand und Fuß. Dabei war er scheu, beinahe menschenfeindlich, und erst als ich später sein Tagebuch zu lesen bekam, konnte ich mir den Grund dieser Stimmung erklären. Nur wenn er bei einem guten Glase Wein heiter wurde, so kam nach und nach auf die liebenswürdigste Weise der zurückgedrängte Grundton seines Innern hervor, und dann war er lauter Liebe und Offenheit. Ging es noch weiter, so begann er in verschiedenen Sprachen durcheinander zu reden, scherzte auf die komischste und geistreichste Weise, so daß er uns allen eine wunderbare Ergötzung bereitete. Mir wenigstens war es ein rechter Seelentrost, wenn ich sein Gesicht nur einmal froh sah.

Wir wußten Alle, daß er Gedichte machte; allein nie hat er uns, trotz vieler Bitten, auch nur einen Vers von sich sehen lassen. Einmal kam ich zu ihm, als er gerade ein starkes Heft in den Ofen steckte. „Jetzt hab' ich den Hexameter los", rief er mir entgegen und auf dringendes Bitten erfuhr ich so viel, daß er 6 Bücher aus der Ilias zu seiner Uebung übersetzt und eben verbrannt habe. Ich konnte mir damals dergleichen nicht erklären.

Oft wenn wir ruhig bei Tische saßen, brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus, so daß es mir Anfangs bei ihm fast unheimlich wurde, indem er förmlich verrückt schien. Dann erzählte er uns wohl, wenn er sich bis zu Thränen ausgelacht hatte und wir ihn nicht um den Grund fragten, denn sonst erfuhren wir bestimmt nichts, daß ihm ein köstlicher Witz eingefallen sei, den er einmal gehört. Dann trug er ihn in seiner trocknen Weise vor und brachte uns jedesmal beinah zum Zerplatzen, während er wieder ganz gelassen und gleichgültig zusah. Ich könnte noch eine Menge von ihm erzählen, jeden Tag fiel etwas Absonderliches bei ihm vor. Doch nun zu unserer Geschichte.

Er wurde zugleich wie wir mit seiner Predigt fertig und ging damit zum Professor G..., welcher die genannte Sammlung mit herausgab; allein unglücklicher Weise war er verreist und die Mühe also umsonst. Mit der größten Ruhe brachte er uns diese Nachricht und wünschte uns einen bessern Fortgang mit dem Prinzen.

Der Rothe schrieb einen artigen Brief an die ...sche Buchhandlung, welche damals noch ziemlich bedeutend war, obwohl sie schon im Rufe stand, daß sie alles, was nur geschrieben sei, drucke, und gab vor, dies Manuscript sei ihm von einem Freunde zugesandt mit der Anfrage: unter welcher Bedingung der Herr .... es nehmen könne.

In der größten Spannung und in einer Freudigkeit, die nicht recht laut zu werden wagte, brachten wir den Abend zu, bis wir am andern Mittag ein Billet erhielten, worin er bedauerte, daß er einmal schon sehr viel in dieser Zeit übernommen habe, fürs zweite, daß der Name unseres Freundes der Leseweit bis jetzt noch nicht bekannt sei, daher er bei aller Trefflichkeit des Werkes sich keine rasche Abnahme versprechen dürfe; daß er

Digitized by Google

aber dennoch wünsche, mit unserm Freunde in nähere Verbindung zu treten und auch diese Festlingsarbeit wohl verlegen wolle, aber nicht mehr als 5 Louid'or für das Ganze zahlen könne.

Ich sehe noch den Rothen vor mir, wie er plötzlich seine alte Mütze in die Ecke warf, über den Tisch sprang und wie unsinnig in der Stube hin und her tanzte, während wir andern vor lauter Jubel schrieen und stampften. Er zog sodann seinen besten Rock an, um in die Buchhandlung zu gehen und kam bald darauf mit 5 blanken Goldstücken zurück.

Nur der, welchee selbst einmal wie wir das Bittere der Armuth empfunden hat, wird unsere Freude ganz nachfühlen können. Uebrigens hätte das größte Geschenk uns damals nicht so entzückt, wie dies Geld, das wir selbst verdient hatten, wenn auch auf heitere, leichtfertige Weise. Es gab uns allen ein mächtiges Selbstgefühl und eine so gründlichr Aussöhnung mit unserer Lage, daß sie mir wenigstens seitdem, trotz mancher bitteren Erfahrung, die ich im Leben noch zu bestehen hatte, nie ganz wieder hat veeleidet werden können.

Nun wurde mit allem Eifer die Reise zugerüstet. Wohin? Das war uns gleich; nue hinaus ins Freie! das war die Loosung. Bald waren zwei Ranzen mit etwas Wäsche gefüllt, jeder steckte sein Commersbuch und seine Matrikel in die Tasche; denn Pässe hatte ein Student damals nicht nöthig. Die Menschen waren im Allgemeinen noch bessee als heut zu Tage und trauten desbalb einander nicht so viel Bosheit zu, vor allem nicht der lustigen Studentenjugend. — Unser Theolog nahm seine Peedigt mit, in der Hoffnung, sie irgend wo unter unbekannten Menschen halten zu konnen; ich steckte mein Zeichenbuch ein, das zugleich als Tagebuch dienen sollte und so ging es noch am selbigen Abend um acht Uhr leichten Fußes und Herzens singend zum Thore hinaus.

Notizen.

[Czechische Literatur.]

In Bezug auf den Brief aus Prag, der den Ball der Slavomanen erzählte, erhalten wie von einem competenten Richtee über die czechische Literatur, einem geborenen Böhmen, der mit deutscher, wie mit slavischer Bildung vertraut ist, eine Entgegnung. Es sei eine schreckliche Uebertreibung, sagt er, die czechische belletristische Literatur neben die englische und deutsche, und weit über die polnische zu stellen. Die polnische Poesie überflügelt alle ihre slavischen Schwestern; nächst der serbischen Volkspoesie ist sie am meisten nationell slavisch. Einen Mickiewicz haben selbst die Russen nicht, deren eben aufkeimende Literatur auch noch nicht so viel Selbstbewußtsein hat, um aus der Quelle heimischen Lebens zu schöpfen. Die deutschen Uebersetzungen aus dem Russischen lehren uns wenig eigenliches Slaventhum kennen; es sind fast Uebersetzungen von Uebersetzungen. Die meisten Russen halten eine kindische Nachahmung deutscher, feanzösischer und englischer Classiker für so verdienstlich, daß Schukowsky, der fast nichts als sehr gute Uebertragungen deutscher Gedichte schrieb, ein russischer Dichter heißt. Man sagt auch in Rußland nicht: die Lenore (in Rußland Ludmilla) von Bürger, sondern von Schukowsky. Am nationellsten war Puschkin; auch Bulgarin schildert russisches Leben, steht aber zu wenig über seinem Schmutz und seinen niedrigen Vorurtheilen, um als ein edler Repräsentant des russischen Slaventhums zu gelten. — Das Verdienst der Czechen ist, daß sie die ersten Philologen der Slaven sind, und Peag ist gewiß die hohe Schule slavischer Philologie. Die rzechischen Gelehrten werden mit der Zeit vielleicht eine Art von attischem Dialekt, als Gelehrtensprache für alle Slaven, hecandilden. Ihre Belletristik aber ist sehr schwach; ihr größter Historiker, Palacky, schrieb seine Geschichte der Böhmen in deutscher Speache, und wird wohl kaum dahin kommen, sie in das Czechische zu übertragen.

—f—.

[Theater in Warschau.]

Auf dee warschauer Bühne darf seit dem Ende der letzten polnischen Revolution nicht mehe Tragödie gespielt werden; nur das Lustspiel und Ballet sind erlaubt. Die Polen haben Tragédie genug in ihrem Herzen und ihrem Hause. Auch nährt die Tragödie, wie mehrere große Männer, unter Andern Napoleon, sagten, die Schwärmerei für Heroen und Heroismus. Alte Leute und blasirte junge Menschen ziehen gewöhnlich das Lustspiel vor; das Ballet ist für Kinder oder Roués. Die Motive des Gesetzes gegen die polnische Tragödie sind aber edlerer Art; die Polen sollen sich erheitern, zerstreuen und nicht so viel nachdenken. — Es gibt Eltern und Lehrer, die so tyrannisch sind, den geprügelten, vielleicht mit Unrecht geprügelten Kindern das Weinen bei schwerer Strafe zu verbieten. — Es konnte mir nie gefallen, daß man die Negersklaven Sonntags zum Tanzen und zur Heiterkeit zwingt. Man denke nur, wenn dee Tanzmeister mit der Peitsche den Widerspänstigen die Melancholie austree bt! Stelle sich Jeder selbst in den Fall, daß die Geißel ihn springen und lachen lehre. — Der augsburger Allgemeinen kann ich versicheen, daß ich obige Nachricht nicht oem „Commerce" entlehne. Der „Commerce" ist nämlich ein entsetzlicher Lügner, und übee St. Peetersburg nicht halb so gue unterrichtet, wie die augsburger Allgemeine, die freilich selbst geographisch Rußland näher steht, als der „Commerce".

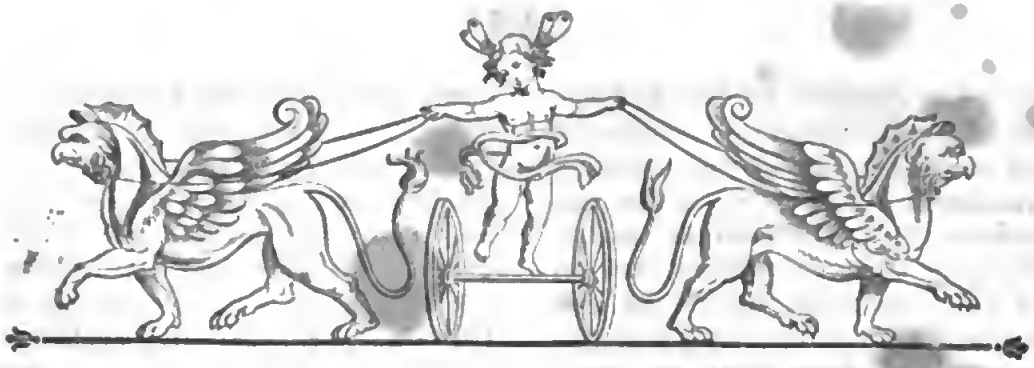
—f—.

[Marggraff's Täubche.]

Vor kurzem theilte unser münchner Correspondent die Besetzung von Marggraff's „Täubchen von Amsterdam" auf der doctigen Bühne mit. Einige Tage darauf meldete er uns, daß dort die Aufführung des Stücks in Folge hoher Weisung verboten wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 87. — den 4. Mai 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das gelehrte Kaninchen *).

I.

Vor dreißig Jahren sah es auf dem Pontneuf in Paris ganz anders aus, und auf dem Platze, den jetzt die reitende Statue Heinrich's IV. schmückt, sah man damals eine Art von Gaeten, den ein Limonadenverkäufer, Paris genannt, mit grünen Lauben und künstlichen Grotten gezieret hatte. Hier vereinigte sich täglich eine Schaar von Müßiggängern, um dem kunstreichen Billardspiel von Charrié und Persieot, dieser zwei Hauptspielee jenee Zeit, zuzusehen, während andere, und zwar die größere Menge, sich gegenüber dem Place du Dauphin aufstellten, und die Seiltänzer, Possenreißer, Taschenspieler, die ihee Kunststücke im Freien machten, anzustaunen pflegten.

Unter den kühnen Taschenspielern that sich einee ganz vorzüglich voe den andern hervoe; seine Bude war von alten Teppichen umhangen, und mit groben Malereien von allen Größen geziert, die ein langes Epos, dessen Held ein Kaninchen war, voezustellen schienen. Hiee sah man das furchtsame Thiee eine Festung eestüemen; weiter unten trommelte es zum Angriff; eechts feueete es eine Kanone ab, und links schlug es mit dem Tamboue-Major der Gaede-Geenadiere zum Sturm. Vor allen ward aber die Menge durch die Originalität der ganzen Zusammenstellung vor diese Art von Zelt gebannt.

*) Aus: Le sac d'un vieux grognard. Nouveaux souvenirs intimes du tems de l'empire, par Emile Marco de St. Hilaire. Paris 1840.

Ein Mann hatte über einem Harlekinputz den goldgestickten Rock von dee schreiendsten Farbe und von allen möglichen Flecken gezeichnet, angezogen; auf dem Kopf trug er eine Peerücke von Heu; an den Händen lange Manschetten von gelbem Mousselin; er aß Hanf und ließ von Zeit zu Zeit aus seinem Munde Funken sprühen. Nach diesem Zeitveetreib folgte eine Höllenmahlzeit: man brachte ihm eine brennende Pechfackel, und mit Hülfe einee eisenen Gabel nahm er das beennende Pech und verschlang es zum geoßen Entzücken der Menge, die den feuerfesten Operatrue mit ihren Bravi begrüßte.

Diese Scene trug sich 1805 im Monat Januar, einige Tage nach der Krönung Napoleon's zu. Die Bevölkerung dee Hauptstadt war um das Doppelte angewachsen, theils durch den Zufluß von Fremden und Peovinzbewohnern, die das merkwüedige Ereigniß herbeigezogen hatte, theils durch die Menge der als Deputationen eingesandten Militärs von allen Regimentern der Armee, so daß dee Taschenspieler zu seinen sogenannten physikalischen Experimenten, die ee mit seinem mächtigen Redeschwall begleitete, noch nie ein so zahlreiches, aufmerksames Auditoeium gehabt hatte.

Nachdem er Werg verspeis't, Feuer und Flammen gespieen, sich mit brennendem Pech regalirt hatte, wischte unser Mann sich mit einer seiner Manschetten den Mund und nachdem ee mit einem Stäbchen bald an den, die Ballustеade seinee Bude bildenden Besenstiel, bald an die übee seinem Kopf aufgehängten Bilder schlug, redete er mit seiner Stentorstimme das Volk also an:

Digitized by Google

„Meine Herren und Damen! Ich habe Höchstdieselben schon allzulange mit Kleinigkeiten unterhalten, und könnte leicht durch ein noch längeres Beharren bei solchen unbedeutenden Uebungen bei der nun auch versammelten liebenswürdigen Gesellschaft in Ungnade fallen. Diese Uebungen sollten nur darthun, daß der Mensch sich von heißen und kalten, frischen und trocknen Nahrungsmitteln nähren kann, je nach Zeiten, Ländern und Umständen. Aber, meine Herren, hier in meiner Bude besitze ich ein Wunder, welches hundertmal, — was sage ich Einfaltspinsel! tausendmal merkwürdiger als alles dies ist. Es ist das französische Kaninchen, das ich die Ehre haben werde, Ihrem ungeduldigen Patriotismus zu geneigter hoher Bewunderung vorzustellen. Der große Naturforscher, der selige Herr von Buffon, und Foureroy, der erste Chemiker Sr. Majestät des Kaisers und Königs, und noch mehrere andere große und gefeierte Gelehrte, haben gesagt und verkündet, daß wenn der Löwe der König der Thiere sei, unser Kaninchen billig der Prinz aller vierfüßigen Geschöpfe genannt werden könne. Auch ist das schwache Wesen, welches die Völker Kaninchen und die Griechen Koniklos zu nennen pflegten, nach dem Elephanten, dem Affen und dem Menschen das von der Natur am sorgfältigsten organisirte Thier, denn sein Verstand kann alles erlernen und alles behalten, mit Ausnahme jedoch der fremden Sprachen! — Meine Herrschaften werden sich selbst davon überzeugen können, wenn Sie das französische Kaninchen mit Ihrem Besuche beehren wollen. — Dieses Thier, wie Sie es hier auf den verschiedenen Gemälden vorgestellt sehen, spielt Guitarre, singt, tanzt die Gavotte, wie Herr Vestris, und versteht sich im Allgemeinen auf alle Pflichten des Mannes und Staatsbürgers, wie wir andern auch. Doch das ist noch nicht genug; meine Herrschaften belieben nur noch einen Augenblick zu warten!"

Hier unterbrach sich der Taschenspieler, um seine Perrücke einigen sich vor der Bude herumbalgenden Kindern an den Kopf zu werfen, indem er ihnen zurief:

„Wollt Ihr kleinen Narren mich wohl ruhig arbeiten lassen!"

„Meine Herrschaften," fuhr er weiter fort, „das französische Kaninchen wird vor aller Augen auf verschiedene Weise seine Tapferkeit und Kühnheit an den Tag legen. Sie werden es in zwölf Tempi eine Flinte abschießen und mit dem Tornister auf dem Rücken Sturm laufen sehen. Es wird eine Kanone abbrennen, und alle diese Exercitien werden mit dem großen Ehrenwirbel schließen, bei welchem sich die Klugheit des interessantesten Thieres deutlich ausweisen wird. — Meine Herrschaften werden nach dem Eintrittspreise zu allen diesen bis jetzt noch unbekannten Wundern fragen? — Meine Herren und Damen, wenn das französische Kaninchen nicht alles ausführt, was ich zu verkündigen die Ehre gehabt, sollen Sie nichts bezahlen. Wenn Sie aber zufrieden mit mir sind, so wird die Person beim Herausgehen zwei Sous bezahlen, und damit dieses Schauspiel für alle Menschen zugänglich sei, so geben schwangere Frauen nur die Hälfte, und die Kinder gar nichts. Für Hunde und Militärpersonen ist der Eintritt umsonst. — Herein, herein, meine Herren und Damen! — Nehmen Sie Ihre Billets am Bureau — nehmen Sie Billets. — Groslichard, Musik!"

Bei den letzten Worten des Taschenspielers vernahm man den durchdringenden Ton einer Klarinette, die von einem in Beinkleider gesteckten und als Schäferin gekleideten Mannweib gespielt wurde, während Groslichard kraftig auf einen großen Kasten wie auf eine Trommel schlug. — Der Herr stieg von seiner Estrade herab, und rief so laut als möglich:

„Herbei! herbei! meine Herren und Damen, zu den Kunststücken des französischen Kaninchens! es wird sogleich losgehen!"

Unter den Militärs, die die Reden des Taschenspielers mit Aufmerksamkeit angehört, befand sich ein Grenadier der Garde, der den Herrn des Kaninchens mit forschenden Augen schon seit einer Weile betrachtet und oft die Hand an die Stirn geiegt hatte, gleichsam als wolle er seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen; manch unzusammenhängendes Wort hatte er ausgestoßen.

„Na, den alten Karnickel sollte ich doch kennen!" sagte er endlich, „ja, er muß es sein!"

Bei diesen Worten näherte er sich dem Taschenspieler und schlug ihn traulich auf die Schulter.

„Wenn ich mich nicht ganz vergallopire," sagte er, „so bist Du Christoph Merlandier?" —

„Ja, ich bin wirklich der Christoph Merlandier, wenn man mich nicht bei meiner Amme umgetauscht hat; aber, Herr Grenadier," setzte er hinzu, indem er mechanisch mit der Hand an die Perrücke fuhr, „wären Sie wohl so gütig, mir Ihren werthen Namen zu sagen? — Ihr Gesicht ist mir ganz unbekannt."

„Wir waren ja zusammen bei dem Lager de la Lune!" erwiederte lächelnd der Soldat. „Du gehörtest zu dem zweiten Bataillon der pariser Freiwilligen, zu den Schmarotzern, Maraudeurs, Suppen- und Fricassee-

Digitized by Google

essern, die immer die Augen nach dem Küchenwagen und den Fleischkesseln hatten, anstatt wo anders."

„Das ist richtig," antwortete der Taschenspieler lächelnd, „aber Ihr werther Name, darf ich bitten?"

„Ich bin Jabalot. Ich war Grenadier der 77ten Halbbrigade, welche die andere Hälfte der Eurigen bildete, wir waren damals viel beisammen." —

„Jabalot!" rief Merlandier, dem Soldaten um den Hals fallend, „mein lieber Freund! Bei den Pantoffeln des ewigen Vaters, ich hätte Dich nie erkannt! Wahrhaftig nicht! — So umarme mich doch, Du Alter!" —

Und beide Freunde begrüßten sich Angesichts der ganzen gerührten Menge mit einer innigen Umarmung.

„Du hast also den Dienst verlassen?" fragte Jabalot.

„Ich hatte es am Ende recht satt; auch hatte ich zuletzt manche Ungerechtigkeit zu bestehen und ging also in das bürgerliche Leben über, wo ich, wie Du siehst, mich etablirt habe. Ich vermisse auch mein altes Handwerk durchaus nicht, sondern bringe mein Leben ruhig im Schooß der Künste und meiner Familie zu, indem ich mich ausschließlich der Erziehung der Thiere widme."

Bei diesen Worten deutete der Taschenspieler auf Groslichard und die Alpenschäferin, die ihr Concert beendigt hatten, und rief von neuem:

„Herbei! herbei! Nehmt Eure Billets — es geht jetzt los."

„Ich hoffe wir werden uns nicht trennen, ehe wir einen Schluck zusammen getrunken haben," sagte Merlandier; „das ist meine letzte Vorstellung; komm herein und sieh die Kunststücke meines Zöglings, und dann will ich mich Dir widmen." (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle von J. C. Biernatzki, Pastoren der evangel. luth. Gemeinde zu Friedrichstadt a. d. Eider. 2 Bde. Altona, Hammerich.

Hr. Biernatzki schrieb „Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle", wie er selbst seine Productionen nennt. Besonders fand die zweite dieser theologischen Discussionen, wie man seine Novellen nennen muß, ein zahlreiches Publicum; er schilderte darin das Leben auf einer jener Halligen, jener merkwürdigen Inselgruppen an der Westseite der dänischen Küste. Der Verf. war dort Jahre lang Prediger, seine Darstellung hatte den Werth der Autopsie. Sein neues Buch greift nach seinem weltlichen und stofflichen Bestande noch weiter übers Meer hinüber, und schildert die Sklavenverhältnisse in Louisiana, die Zustände der empörten Maronneger und Choctaws, gibt die blühende Schilderung eines Orkans in Nordamerica landeinwärts vom Mississippi, liefert tropische Landschaftsgemälde und erweitert die deutsche Novellenpoesie durch die Eroberung ferner überseeischer Provinzen. Somit erklärt sich die Verbreitung der Biernatzki'schen Darstellungen, die ins Englische, Holländische und Dänische übersetzt werden. Welche innern Besitzungen im Gebiete des germanischen Lebens, im Gebiete des religiösen Fühlens und Denkens, — um in der Ausdrucksweise des Verfassers zu sprechen, — mit diesen Productionen gewonnen sind, ist nun die zweite Frage, welche die deutsche Kritik beschäftigen muß. Was sich als Roman im Romane ergibt, läßt sich schnell übersehen, seine Fäden sind einfach. Walter und Urban, zwei Jugendfreunde, treffen nach langer Trennung als Männer im sächsischen Erzgebirge unvermuthet zusammen. Urban ist Prediger und zwar Hirt einer zerstreuten Gemeinde, deren Glaubensbekenntniß mit dem vom Staate despotisch vorgeschriebenen Ritus nicht harmonirt. Die Mitglieder leben verborgen, zerstreut; deshalb nach der dunklen und geschmacklosen Ausdrucksweise des Verfassers der zweite Titel des Buches. Urban hält das reine Christenthum im entschiedenen Gegensatz zu den Vorschriften des Staates, und steht auf dem Puncte, mit seiner Secte nach America auszuwandern. Der Verf. benutzt somit diese Figur, seinen Wunsch nach einer vom Staate unabhängigen Kirche auszusprechen. Walter kommt nun gerade aus America zurück und kann die Erwartungen, die der betrübte Freund an seine Auswanderungslust knüpft, modificiren. Dieser erzählt nun auch seinerseits innere Erlebnisse, und legt die Resultate seines Denkens nieder. Auf diese Weise erhalten wir wieder „eine Wanderung im Gebiete der Theologie im Modegewande der Novelle", welches Modegewand jedoch ziemlich unbeholfen und trödelig hängt; als Nebenzweck mag es jedoch bei Seite gestellt sein, da es von wesentlicherem Interesse sein muß, eines praktischen Glaubenslehrers Meinungen über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten zu wissen. In Walter stellt der Verf. einen Weltmenschen hin, der sich auf den Punct gedrängt fühlt, ein religiöses Bewußtsein zu erringen. Walter scheint frühere politischen Verbindungen angehört zu haben, dahin deuten seine Freiheitsträume, die der Pastor Urban dann mit den Worten zu beseitigen sucht, alles Irdische habe stets den Charakter der Zwietracht an sich, nur das Göttliche, d. h. die Kirche, könne Frieden geben. Dies klingt fast, als sei Urban, und mit ihm der Verfasser, dem Katholicismus zugeneigt, denn er will mehr als Pietismus, er will eine Form dafür, eine Form, die gegen die Eingriffe des weltlichen Armes Garantien geltend zu machen weiß. Inzwischen erläutert sich dieser Punct erst, nachdem Walter sein Glaubensbekenntniß enthüllt hat. Dieser hat in America die Existenz des Kirchenthums vermißt. Das Leben in den Vereinsstaaten hat ihn überzeugt, es genüge nicht, daß die Nebeneinanderlebenden einen Gott, Alle nur Einen, glauben, die vielen Kreuzwege, die zu dem Einen Gott führten, störten jede menschliche Existenz. Endlich gesteht er geradezu, er sei Katholik geworden, denn das Bedürfniß, sich in Einer großen und allgemein gültigen Gemeinsamkeit, sich im Schooße einer Mutterkirche zu fühlen, sei ihm gerade in Nordamerica zur Nothwendigkeit geworden.

Digitized by Google

Ein Jesuit, der im Verlauf dieser Discussionen auftritt, hilft ihm dies Thema ergänzen, indem er von dem sinnlichen Zauber seines Ritus und von der Freiheit der Vernunft spricht, sobald das Herz nur sich zurechtfinde im großen Heil der alleinseligmachenden Kirche. Was sich hier zusammenstellt, ist alles sehr bekannt und zeichnet sich nur durch die Rohheit und Alltäglichkeit der Auffassung aus. Daß der Jesuit als Betrüger geschildert wird, versteht sich von selbst. Nun aber beginnt Urban, mithin der Verf. in seiner eigenen Person, seine Ansichten über die katholische Kirche zu entwickeln. Er bestreitet das Heil des Katholicismus, weist die Unseligkeiten des Papstthums und der hierarchischen Knechtschaft nach, kann aber doch, da er nach einer Form für protestantisches Kirchenthum sucht, nicht ablassen, eine protestantische Hierarchie zu wünschen. Dies ist der Standpunct des Verfassers, und Tausende von seinen Collegen, die gegen den Katholicismus eifern, sind eben so wenig über ihn hinaus. Wir geben zum Beleg folgende Stelle. „Wir wollen in unserm Tempel," sagt Urban, „keine geistige Schwelgerei an einer Tafel, wo Sinnengenüsse den Taumelkelch kredenzen." Wie irrthümlich! Als ob die katholische Kirche in Sinnengenüssen schwelgen ließe! Sie bemächtigt sich der Künste, um die arme, nur sinnlich zugängliche Menschenwelt zu erfassen, wo die vorgebliche Abstraction der logischen Doctrin nicht ausreicht; Mittel ist dies, um zum höhern Zweck hinüberzuführen, nicht Ziel und Zweck selbst. „Wir wollen," sagt Urban, „ein klares, freudiges Leben des Geistes, das ausgeht vom Worte des ewigen Lebens, und ein Werk ist des heiligen Geistes. Wir wollen keine augenblickliche Umstrickung der Vernunft, aus der sie sich bald mit spöttischer Verachtung der flüchtigen Gefangenschaft befreit; sondern wir wollen einen Glauben, vor dem die Vernunft sich beugt in der Kirche und außerhalb derselben, dem sie mit Kindesliebe und nicht mit Vaterliebe ergeben ist, von dem sie weiß, daß sie erst durch ihn ein Licht ist, das leuchtet, ohne ihn ewig ein flackernder Irrwisch bleiben würde, der, aus Sümpfen geboren, den, der ihm vertraut, in Sümpfen verirren läßt. Ihr aber macht Euch Euren Glauben und Unglauben draußen nach eigenem Gefallen, und kommt dann zur Kirche, weil Euer Herz eine andere Speise will, als Ihr demselben bereiten könnt mit aller Euer Weisheit, und da sage ich: Wehe der Kirche, die Euch so annimmt und aufnimmt, die es nur darauf anlegt, Euch dem Namen nach zu haben, und ich sage: Wehe Euch! denn die Speise, die Euch dort bereitet wird, ist eine Seifenblase, worin sich die Herrlichkeit Gottes nur abspiegelt, aber nicht darinnen wohnet. Ihr seid voll Hunger und Durst, wie zuvor. Und abermal sage ich: Wehe Euch! denn die künstliche Aufregung und scheinbare Befriedigung ist nur ein ausgeworfenes Fangseil, Euch ganz in den Babelthurm hineinzuziehen, und Eure stolze Vernunft zu einer dienstbaren Magd einer noch stolzeren Priesterlehre zu machen. Auch die protestantische Kirche will eine Heerscherin sein, aber nicht um ihrer selbst und ihrer Diener willen, sondern darum, weil sie eine Bewahrerin ist der Offenbarungen, Segnungen und Verheißungen Gottes, Fürsten und Bettler sollen sich beugen vor ihr, nicht weil sie mit Macht und Glanz dasteht vor dem niedrigen, erschreckten Menschengeschlecht, sondern weil sie der Sinai ist, der die Donner des Gesetzes hinrollt über die Häupter der Sünder, ob sie auf Thronen oder an den Zäunen sitzen. Die an Geist und Wissen Reichen oder Armen sollen sich beugen vor ihr, nicht weil ihre Diener allerlei Gutes zu geben wissen aus dem Schatze ihres Nachdenkens über die göttlichen Dinge, sondern weil ihr Wort die Fülle der Wahrheit aus Gott, gegen welche alle menschliche Weisheit eitel Thorheit ist." Hiernach sollte man glauben, der Verf. wolle auch sein Schriftwort, seine Novellen, als die leibhaftige Fülle der Wahrheit aus Gott angesehen wissen, was wir hier mit dem vollen Glauben an Gott bestreiten müssen. — An einer andern Stelle rühmt der Verfasser die großen katholischen Institute, die der Erziehung junger Mädchen und der Krankenpflege gewidmet sind. „Diese einfache Größe und Entsagung der Weltfreuden, diese stille Thätigkeit ohne Anspruch auf Ruhm und Lohn, diese liebevolle Aufopferung zur Heilung der Schmerzen, diese hingebende Geduld in Heranbildung der Jugend: wie rührend" — sagt er — „treten sie uns entgegen im Nonnenschleier. Und dazu sind es größtentheils Frauen und Jungfrauen aus den höhern Kreisen des Lebens, die sich den niedrigsten Diensten unterziehen, die, gehorsam ihrem Gelübde, es vergessen, daß draußen eine Welt ist, in der sie glänzen und herrschen könnten, die aus jener Welt herausfuchen das Verachtete, Verwaiste und Vergessene, um es in ihre heilige Obhut zu nehmen, daß es genese von seinen Wunden, und in Frieden kehre zurück in die Welt, die es verstoßen. Möchten, wenn ein zweiter Reformationssturm um den alten Bau des Katholicismus braust, diese schönen Asyle einer Liebe, welche alle Blüthen des weiblichen Herzens entfaltet, ohne die zehrende Flamme der Leidenschaft zu wecken, nicht mit den Trümmern fortgerissen werden, sondern vom Lenzhauche des lautern Evangeliums durchgeistigt, als stille Tempel des reinsten Glaubens sich zugleich auch gestalten, wie sie es nun schon der frömmsten Liebe sind." — Also, der Verfasser, der sich evangelischer Prediger nennt, eifert und ketzert gegen den Katholicismus, und ist doch genöthigt, die großen Institute desselben anzuerkennen, und vermißt den Verband einer großen kirchlichen Gemeinsamkeit; ja er ist so sehr dem Wesen nach katholisch, daß er sogar hierarchische Gelüste hat. Ein neuer Beweis, wie Wenige fähig sind, rein evangelische Christen zu sein. Echte protestantische Christen sind, däucht mir, nur diejenigen, die gegen alle Satzung protestiren, die der Buchstabe bringt, der da tödtet; echte evangelische Christen nur diejenigen, welche keine andere Kirche als die allgemeine unsichtbare geistige anerkennen. — Ueber den Verlauf der Discussion, wie sie der Roman bringt, ist kaum noch etwas von Interesse zu sagen. Urban bekehrt Walter von seinem vermeintlichen Irrthum, stirbt aber nachträglich. Der braune Knabe, der als Deus ex machina in dem schlaffen und unbeholfenen Triebwerk des Romans benutzt wird, ist Walter's Kind von einer ihm angetrauten Negerin. Der Styl des Verfassers ist sehr geschmacklos; nicht weniger die eingestreuten Lieder.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 88. — den 5. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das gelehrte Kaninchen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe weder Pulver noch Blei," rief der Grenadier, indem er auf seine leere Tasche schlug, „ich kann Deinem Kaninchen kein Entrée bezahlen."

„Das hat nichts zu sagen, da es für Euch Militairs gratis spielt; nur herein, und auf der ersten Bank Platz genommen. Nach dem Schauspiel erwartest Du mich in der Kneipe zum treuen Kutscher, auf dem Quai Orfevre! Verstanden?" —

Merlandier hatte die seiner Bude als Thür dienenden Lumpen in die Höhe gehoben, und ließ Jabalot mit einem halben Dutzend Recruten eintreten, die durch das Beispiel des Grenadirs sich ermuthigt fühlten, der Gratisvorstellung beizuwohnen; und als die Versammlung vollzählig, ward das Kaninchen auf den Tisch gestellt und Aller Blicken preisgegeben.

Jeder mußte gestehen, daß das kleine Thier sehr gut abgerichtet sei. Wenn es auch die Guitarre nicht gerade wie Gambaro spielte, nicht wie Grisir focht, und nicht wie Fanny Elsler tanzte, so kratzte es doch sehr hübsch auf den Saiten herum und bewegte sie auf niedliche Weise hin und her. Man legte ihm einen Tornister und einen Säbel um, gab ihm eine seiner Größe angemessene Flinte in die Pfoten, und es trabte mit großer Entschlossenheit auf eine pappene Festung zu, von der es sogleich mit drei Petarden begrüßt wurde. Unser Kaninchen ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern schoß seine Flinte ab und erstieg die Festung, worauf es ganz ruhig über die niedergelassene Zugbrücke wieder herabkam, um aus der Hand seines Herrn ein Sträußchen Salat, — den versprochenen Lohn seiner Tapferkeit — zu verzehren. Was aber die Anwesenden mehr als alles entzückte, und worüber die sich um das gelehrte Kaninchen drängende Straßenjugend in lauten Freudenjubel ausbrach, war die letzte seiner Uebungen, der große mit so viclem Pomp verkündigte Ehrenwirbel. Das unschuldige Thier wurde auf einen kleinen Schemel vor einr Trommel gesetzt, und mittelst kleiner Manschetten befestigte man an jede seiner Vorderpfoten ein Stäbchen. Darauf trat der Taschenspieler mit ernstem Anstande vor, verbeugte sich dreimal und stellte sich vor seinen Zögling, indem er mit hoher Fistelstimme diesem zurief:

„Kamerad! Du hast der hier versammelten Gesellschaft deutliche Beweise Deines Muthes und Deiner Tapferkeit gegeben. Jetzt sollst Du auch die Größe Deines Patriotismus an den Tag legen. Kaninchen, mein Freund! in Gegenwart dieser Herren und Damen sollst Du den großen Ehrenwirbel für denjenigen der Monarchen schlagen, den Dein Herz am meisten verehrt, dem Du am innigsten ergeben bist. Ich werde die Ehre haben, alle die hohen Herren Dir nach einander herzunennen! — Achtung — und irre Dich nicht, mein Freund!"

Bei diesem Aufruf spitzte das Kaninchen die Ohren, und die Straßenjungen thaten ein Gleiches.

Digitized by Google

„Kaninchen, mein Freund," nahm Merlandier das Wort, die Faust in die Seite setzend, „wirst Du Deine Trommel für den Großsultan rühren?" —

Das Kaninchen bewegte kein Glied.

„Nun, so trommle doch für Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich!" —

Das Kaninchen blieb regungslos.

„Vielleicht für Se. Majestät den Kaiser von Rußland?"

Noch rührte das Kaninchen sich nicht.

„Und für Se. Majestät den König von Preußen?"

Hier strich das Kaninchen sich lebhaft mit der Pfote über die Schnauze.

„Kaninchen, mein Freund," fuhr Merlandier fort, indem er die Stimme noch lauter erhob, „willst Du lieber die Trommel rühren für Se. Majestät Napoleon, den Kaiser der Franzosen, den König von Italien, den großen Mediator des Rheinbundes ꝛc.?"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Kaninchen den schönsten Wirbel schlug, den man je gehört, der auch mit dem lauten Bravo, dem freudigen Pochen, den Ausrufungen der Bewunderung der ganzen ehrenwerthen Versammlung aufgenommen wurde, so daß die ganze Bude von dem Tumult widerhallte. Vorzüglich die Herren Militairs waren entzückt, und alle wollten das interessante Thier liebkosen; alles drängte sich herbei, der kleinen zarten Pfote ein Zeichen des Wohlwollens zu geben, und Jabalot's Enthusiasmus hatte den höchsten Gipfel erreicht.

„Das ist herrlich!" sagte ein Artillerist in seiner Nähe.

„Und das kleine Thier hat doch nur Sammetpfötchen," sagte ein bärtiger Sapeur.

Jabalot strich sich den Bart und redete Merlandier folgendermaßen an:

„Du kannst Dich rühmen, ein göttliches Kaninchen zu besitzen — bei Gott! Mich überlief eine Gänsehaut vor Rührung!"

„Du bist nicht der Erste, dem das geschehen," antwortete der Taschenspieler mit einer Art von Stolz; „während ich aber meine Einnahme besorge, gehe und erwarte mich, wo ich Dir gesagt. Ich werde mit meiner Gemahlin und meinem Schwager, über deren Bekanntschaft Du Dich gewiß freuen wirst, nachkommen. Verlange nur den Wein vom grünen Siegel, und das Cabinet Nr. 2, das ist das gewöhnliche." —

II.

Das vom Taschenspieler dem Grenadier gebotene Abendessen war, wie es sein sollte, heiter und lärmend; der Nektar zu funfzehn Sous floß reichlich. Madame Merlandier und ihr Bruder Groslichard standen den beiden Freunden im Trinken nicht nach, und konnten sich erst nach dem wiederholten Befehl des Herrn, der seine Bude nicht so lange ohne Hüter wissen wollte, entschließen, den Tisch zu verlassen. Als die beiden Freunde allein waren, brachen sie die sechste Bouteille und folgendes Gespräch an:

„Du hast da meine Familie gesehen," sagte Merlandier, „wie gefällt sie Dir?" —

„Ich finde Deine Gattin sowohl als ihren Bruder in gesellschaftlicher Hinsicht sehr liebenswürdig. Die Bürgerin ist eigentlich eine schöne Frau; sie erinnert mich an die Göttin der Freiheit, die wir bei der Jahresfeier des Rheinbundes duch die Straßen führten."

„Meine Gemahlin besitzt auch im Grunde große Verdienste, denn mit einer solchen Frau kann man Alles unternehmen, und ehe ich mein Kaninchen zeigte, ließ ich sie für Geld sehen." —

„Wie, Du ließest sie für Geld sehen?" unterbrach ihn der Grenadier, beinah entsetzt.

„Ja, gewiß; ich stellte sie den Augen des Volkes in der Kleidung einer Wilden vom rothen Meere dar, und meinen Schwager hatte ich in einen Kannibalen der unbekanntesten Inseln umgewandelt. Alle zwei verschlangen wir täglich drei Pfund Hammelsbrust, die wir dann zusammen mit Rüben und Kartoffeln verzehrten; aber die Wilden sind jetzt aus der Mode gekommen, und ich mußte mich auf die gelehrten Thiere legen. So habe ich mich denn ins Thierreich begeben. Vor meinem Kaninchen besaß ich eine Amsel, die Domino spielte und den Damen und Herren der Gesellschaft das Horoskop stellte; — ich habe sie verloren." — Und der Taschenspieler seufzte und senkte traurig den Kopf. Jabalot hatte Mühe, nicht zu lachen.

„Sie ist wohl davon geflogen?" fragte er, „sie ist wohl mit Waffen und Bagage entflohen, wie gewisse Leute, die wir sonst gekannt?"

„Nein, sie hatte sich ein Auge ausgestoßen. Ich habe immer geglaubt, und bin noch jetzt der Meinung, daß sie es selbst aus Versehen mit ihrem eigenen Schnabel gethan. Nun, sie ist todt, ist das nicht zum Erstaunen?"

„Es geschehen keine Wunder mehr," antwortete Jabalot, „mir wäre es neulich beinahe eben so gegangen

Digitized by Google

bei der Inspection des Obersten, als ich mit meinem Bayonnet spielte. — So hast Du Dich denn an die Kaninchen gemacht?"

„Und wie Du siehst, befinde ich mich nicht übel dabei; ich verdiene meinen Lebensunterhalt reichlich."

„Merlandier!" rief Jabalot mit feierlichem Tone, indem er sein eben gefülltes Glas auf den Tisch aufstieß.

„Nun, was ist's? Du siehst mich ja an, als ob ich eine große Begebenheit wäre: so sprich doch."

„Auf Deine Gesundheit, Merlandier!"

„Auch auf die Deinige, Alter, aber nun weiter, was gibt's?"

„Höre," sagte Jabalot, nachdem er sich den Bart gewischt, „mir steht nicht so wie Dir die Rede zu Gebot, ich kann keine Geschichte hererzählen, weder so, noch so; ich will Dir aber sagen, wie ich über Dich denke, ohne Umstände und Umschweife."

„Nur zu, nur zu!" sagte Merlandier, indem er beide Ellnbogen auf den Tisch stemmte.

„Nun, mein Alter, mir scheint das Handwerk eines herumziehenden Taschenspielers, das Du übest, stürmisch und unsicher; es ist sowohl unter Deiner, als unter meiner Würde, sowohl unter Deinen militärischen als bürgerlichen Fähigkeiten. Ich will Dein Talent nicht herunterseßen, ich dächte aber, Du könntest es auf bessere Weise anwenden, als unverdauliches Werg zu essen, und mehr oder weniger gekochtes Pech zu trinken; alles das paßt sich nicht für einen Soldaten, der sich selbst achtet, für einen alten Haudegen des sonstigen Lagers de la Lune."

„Und was soll ich denn sonst treiben?" sagte der Taschenspieler im beleidigten Tone.

„Du sollst meinem Beispiele folgen: ich biete Dir meine Protection an; tritt wieder ein in das erste Garderegiment, in dem ich die Ehre habe seit seiner ersten Errichtung zu dienen. Unser Oberst Dorsenne, ein echter Soldat, wird Dich gleich aufnehmen, wenn Deine Papiere in der Ordnung sind. In diesem Augenblicke hat man eine besondere Vorliebe für die alten Troubadours der Exrepublik der Franzosen, und man hätschelt sie und thut ihnen schön, wenn sie es nur im geringsten danach machen. Sowohl im Quartier Bonaparte als in der Kaserne Courbevoie erhältst Du gute Löhnung, alle zehn Tage Deine Zahlung, und Morgens und Abends eine gute Mahlzeit und eine Uniform vom Regiment," fügte der Grenadier hinzu, indem er mit Stolz auf die weißen Aufschläge seiner Uniform schiug. „Das wird Dich besser kleiden, als die lächerliche Perrücke und die rothe, an den Aermeln mit zwei Waschlappen verzierte Jacke. — Ich mache mich noch überdies anheischig, Dir vom Capitain Réant, dem guten Jungen, unserm Quartier- und Schatzmeister, die Bezahlung Deiner Granate zu verschaffen, so wie Du unter die Fahne eintrittst."

„Alter," antwortete der Taschenspieler, der einen Augenblick bei der langen Aufzählung aller der sich ihm bietenden Vortheile zu schwanken schien; „das hört sich sehr gut an, aber was soll ich denn mit meiner Gemahlin und meinem Schwager machen?"

„Deine Gemahlin? — Hast Du mir nicht noch so eben gesagt, daß Du aus der Alles machen könntest, was Du wolltest? — Gibt es etwa keine Marquetenderinnen im ersten Grenadierregiment? — Nun, so mag sie Marquetenderin à la Suite werden. — Dein Schwager aber, nun der trommelt ziemlich gut auf dem großen Kasten, und wir können ihm leicht eine Stelle im Musikchor verschaffen, als Triangel- oder Paukenschläger, oder als Träger des halben Mondes. Teufel auch! ich vergaß, daß, dem neuen Befehl zufolge, das Musikchor dieses Regiments nur aus gebornen Negern bestehen soll. Könntest Du nicht vielleicht einen Mohren aus diesem sonstigen Wilden machen?"

„Unmöglich! Die Gesetze der Natur empören sich dagegen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn.

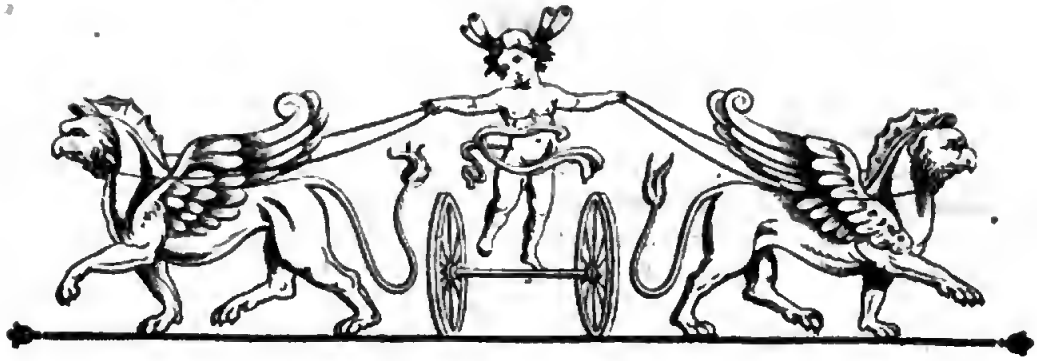
Es hat sich kein Biograph finden wollen, um uns jene Dorothea im Zusammenhang zu schildern, deren Leben recht eigentlich nur dazu da war, um die Gedankenkreise und den Gefühlswandel ihres Gatten mitzuleben und zu ergänzen. Die augsburger Allgemeine (1839 Nr. 241.) brachte, vermuthlich von Helmina v. Chezy's Feder, bald nach dem Ableben jener Frau einen kleinen Umriß. (Sie starb in Frankfurt a. M., wo ihr Sohn erster Ehe, der Maler Veit, noch lebt.) Jetzt liefert uns der so eben erschienene vierte Band von Varnhagen's „Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur" (Berlin, Alex. Duncker) eine Reihe von Briefen, in denen sich die Phasen ihres Gefühlslebens leise angedeutet finden. Sämmtliche acht Briefe sind an Rahel gerichtet, so wie denn auch wieder der vierte Band dieser schätzenswerthen Sammlung von Lebensdocumenten mehrfach als eine Erweiterung und nachträgliche Accendirung der Rahel'schen Briefliteratur und der Varnhagen'schen Galerie zu nehmen ist. Dorothea Mendelssohn's Briefe sind aus den Jahren 1799, 1800, 1816, 17 und 19. Ihr inneres Leben war ein durchaus weibliches, das heißt begleitendes, anschauendes, die männlichen Gedanken gefühlvoll erläuterndes. Mithin haben wir von ihren Bekenntnissen einen Nachhall dessen, was Friedrich Schlegel durchlebte, eine Resonanz seiner inneren Gedankenschicksale. Hätten wir mehr als blos

Digitized by Google

Fragmentarisches, der Sinn des Einzelnen würde sich im Zusammenhange mit Dazugehörigem steigern; nur in der Reihenfolge sind weibliche Confessionen dieser Art in ihrem relativen Werth von Interesse. Wir heben aus den jenaischen Briefen die Stelle heraus, wo sie den Eindruck schildert, den Goethe's Persönlichkeit auf sie machte. „Goethe habe ich gesehen — schreibt sie 1799, — und nicht blos gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegels wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen, hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Es hat einen großen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, mir ewig dauernder Moment! Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen zu ihm. Ewig schade ist es, daß er so corpulent wird, das verdirbt einem ein wenig die Imagination. Wie er so neben mir herging, und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eile einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem Meister und dem Hermann am meisten ähnlich sieht, am allerwenigsten aber konnte ich den Faust in ihm finden. Alles andere aber ganz deutlich, die vermischten Gedichte, Tasso, Egmont, Werther, Götz, Elegieen, überhaupt alles, alles! Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen wird mir klar." — Räthselhaft ist in demselben Briefe, was sie über Novalis äußert: „Hardenberg habe ich gesehen, er war einige Tage hier, und die Anschauung seiner Persönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einst Ihrer Aufmerksamkeit entging; seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachtheil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren". — Das Schicksal der Frauennaturen, über die Gestalten der Männerwelt, die im Lichte ihrer Liebe wandeln, gleichsam mit einer Anbetung herzufallen, theilte Dorothea Schlegel nicht minder, und die Nachwelt, die sich über die Heroen jener Literaturzeit aufgeklärt hat, muß lächeln, wenn sie aus der jenaischen Periode vom J. 1800 den Bericht an Rahel liest: „Friedrich der Göttliche ist diesen Morgen zu Vater Goethe, oder Gott dem Vater, nach Weimar gewandert". Interessant ist, was sie über die Catalani äußert: „Wenn Sie die Catalani nicht hören sollten, Liebste, das würde mir unendlich leid sein. Mir hat diese Catalani einen Eindruck gemacht, wie eine große Naturerscheinung einem macht, eine wahrhafte Verherrlichung der Allmacht Gottes. In einer Kirche möchte ich sie wohl hören, oder wenigstens in einer großen Oper Einen Charakter darstellen, es ist mit einem solchen Concerte doch nur wie eine Art Trödelmarkt". — In den späteren Briefen gibt sich, zum Unterschied gegen das Heidnisch-romantische der jugendlichen Bewegungen, das Kirchlich-religiöse der Altersruhe kund. Sie schreibt im J. 1817 über die Nothwendigkeit des Bewußtseins der Sünde, und ist auch in diesem Wandel des innern Lebens die getreue Gefährtin, das wirkliche Weib Friedrich Schlegel's. „Sehr wohl" — schreibt sie, — „verstehe ich Ihre Andeutungen über Reue und Besserung, oder Vervollkommnung. In jedes fühlenden Menschen Brust muß dieser Kampf sein, ehe Friede in ihm sein kann, der Friede, den die Welt nicht geben kann, den Gott seinen Auserwählten gibt, denen, die ihn lieben. Nichts ist gewisser als der Sündenfall, der Verfall der sittlichen Natur des Menschen, und auch der Irrthum des Verstandes, der nur allein auf Gott, auf seinen Ursprung gerichtet sein müßte und sollte, um mit der Natur und mit dem Schöpfer in Harmonie vereinigt zu sein, den aber nur die Menschen, falschen Lüsten nachirrend und sich vereinzelnd, mißbraucht haben. Wie also sollte man die Wehmuth dieser Trennung nicht schmerzlich, wenn auch undeutlich, fühlen? Wie sollte man über sich selbst, wie über den Nächsten nicht trauern, und die Unvollkommenheit des Menschen, der eigentlich göttlich sein sollte, nicht beweinen? Sonst hätte ja unser sogenannter freidenkender Pödel Recht, wenn er sagt: Was soll ich beichten? Was bereuen? Ich morde nicht und raube nicht! — Ihr Andenken, theure Freundin, begleitet mich täglich mit dem Schleier in die Kirche, wo ich Ihrem lieben Herzen Freuden erbitte. Es gibt keinen Segen und keine Gabe, als von oben, in der Gegenwart und durch den Einfluß dessen, der allmächtig zugleich, aber allgütig und die Liebe ist. Lachen Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich großen seltsamen Einfluß auf meine Seele darin spüre, mir gewisse Gewohnheiten zu machen, und nicht alles von meiner Stimmung oder Laune abhangen zu lassen, sondern wenn es diese oder jene Zeit und Stunde ist; auch das Gebet nicht! Ein willkürliches, durch das Gefühl des Augenblicks hervorgerufenes Gebet erleichtert meine Brust, es ist ein freier Ausruf der Freude oder der Angst; aber Einfluß auf meine Bildung, auf meine Vereinigung mit Gott, hat am meisten das geordnete Gebet, nach Tag und Stunde, in Vereinigung der Kirche, wenn auch ohne besondere Stimmung, und nicht ohne Ueberwindung der Trägheit und tausend sophistischer Scheingründe der verderbten Natur dagegen, die meistens alle gegen meinen Willen verschwinden und einer völligen Unterwerfung, einer schönen Stille und der reichsten Gegenwart Platz machen müssen. Ich könnte Ihnen stundenlang von meinen Erfahrungen hierin erzählen, liebste Rahel." — In einem späteren Briefe wird dann dieser liebevollen Rahel geradezu anvertraut: ihr fehle zum Glücklichsein die Erkenntniß des katholischen Glaubens! Was denn, sowie es mehr sein will, als Bekenntniß des eignen Bedürfnisses, sowie es Doctrin für Alle und Jeden sein will, sich als falsch erweist. Hier aber wird es scheu und wie im unbewachten Augenblick der Freundin zugeflüstert, durch die nachfolgende Bitte um Verzeihung für so unbequeme Zudringlichkeit und Anmaßung auch gleich gemildert und gesühnt. Somit steht auch dies Geständniß als der Glaube eines in sich weisen, nur für sich klugen Frauenherzens in aller liebenswürdigen Bescheidenheit da und ohne Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Auch dieser Zug ist echt weiblich.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 89. — den 7. Mai 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das gelehrte Kaninchen.

(Fortsetzung.)

„Nun, so mach' etwas anderes aus ihm, z. B. einen Sapeur, er hat die gehörige Größe; und so könnten wir vier noch recht oft zusammen zechen und speisen."

„Und mein Kaninchen?" rief Merlandier leidenschaftlich, „Du denkst nicht einmal an das arme kleine Thier, das mich und meine Familie ernährt."

„Es wird Euch auch ferner nähren, wenn Ihr eine Pastete oder ein Ragout, je nach Belieben, daraus bereitet. Du siehst, über das Thier werden wir nicht lange in Verlegenheit sein."

„Ein Ragout von einem gelehrten Kaninchen!" rief der Taschenspieler, indem er zornig mit der Faust auf den Tisch schlug; „das Kaninchen, das mir so viele Mühe gemacht, dem ich zwei Jahre meines Lebens gewidmet, um ihm alle Manöuvres zu zeigen. Wenn ich es nur wenigstens auf vortheilhafte Weise anbringen könnte, ihm irgend eine andere Stelle verschaffen; — ich sage nicht gerade —."

„Na, sei nur nicht böse, ich habe Dein Thier, das so liebenswerthe Eigenschaften hat, nicht verächtlich behandeln wollen; für das Kaninchen wird sich leicht ein Unterkommen finden. Du kannst ihm eine Stelle bei den Invaliden verschaffen, wo es berechtigt ist, eine Zubereitung als Fricassee in Anspruch zu nehmen, das ist seine Bestimmung. Ich kann gar nicht begreifen, wie Du nur einen Augenblick zwischen ihm und dem ersten Garderegimente schwanken kannst, wo Du doch auch zu alten und tüchtigen Kaninchen in ihrer Art kommst, mit denen man doch mit Ehren einen freundschaftlichen Umgang pflegen kann. Deine Vorgesetzten werden Dich hochschätzen, und Du kannst auch die Freuden des Privatlebens genießen; denn Du erhältst wöchentlich einen eilfstündigen Urlaub, eine reine Nankinghose, weiße baumwollene Strümpfe und Schuhschnallen zur leichten Sommertracht; und den Degen, nie ohne den Degen! Dazu ein Weißbrot in der Suppe und einen Franken fünf Centimen tägliche Löhnung, ohne die Ehrenposten zu rechnen oder den Dienst. Sag' einmal, ist das nicht schön? Und Sonntags ist große Parade in den Tuilerien, der Ihre Majestät die Gemahlin des kleinen Corporals stets von dem mittelsten Balcon zuzusehen pflegt, wenn es nicht regnet; was für uns immer sehr schmeichelhaft ist. Und dann, mein Alter, kannst Du ja auch Corporal werden und Offizier der Ehrenlegion, eben so gut als ein anderer."

„Paperlapap! Laß mich in Ruhe, jetzt ist's genug, Du fängst an zu faseln. Du bist freilich immer Soldat gewesen und kennst die stolze Unabhängigkeit und Freiheit nicht mehr. Ich habe mich aber an das ungebundene Leben gewöhnt, und seitdem ich die fünf Fuß lange Klarinette von mir gewiesen, konnte ich mich nicht wieder an selbige gewöhnen. — Ich danke Dir aber dessen ungeachtet für Deinen guten Rath, und will denselben heute meiner Gemahlin und meinem Schwa-

Digitized by Google

ger vorlegen. — O, Freiheit! — Liebe Freiheit!" — rief Merlandier mit gen Himmel erhobenem Blick.

Bei diesem Ausruf zuckte Jabalot mitleidig die Achseln. „Laß mich ungeschoren mit Deiner Freiheit!" sagte er, heftig aufspringend und nach Degen und Hut greifend, die er beim Eintreten ins Cabinet an einen Nagel gehängt hatte. „Man befindet sich nirgends besser und nirgends freier, als im ersten Regiment der Gardegrenadiere."

„Wohin gehst Du denn so schnell?" fragte Merlandier mit vorwurfsvollem Ton.

„Wohin ich gehe? — Hörst Du nicht jenes ferne Wirbeln? — Ich kehre zum Quartier Bonaparte zurück, und wahrhaftig, ich komme schon beinahe zu spät."

„Und wenn Du nun erst in einer Stunde kämst?"

„Dann komme ich drei Tage in den Strafsaal, und meine Granate wird aufgehängt."

„Danke schön!" sagte der Taschenspieler, „ich werde mich davor hüten. Das gilt aber gleich! Adieu, mein Alter! Nun noch eine gute Gesundheit zu guter letzt! — Und wann kommen wir wieder zusammen?"

„Das weiß ich nicht; das Bataillon marschirt morgen um vier Uhr in der Früh nach dem Lager von Boulogne."

„Nun so komme morgen Abend wieder zum Schmaus, Du kannst ja übermorgen nachmarschiren!"

„Ja, das wäre was Schönes! Um im Rapport als Deserteur angegeben zu werden und drei Jahre die Kanonenkugel zu schleppen."

„Weiter nichts!" rief der Taschenspieler mit einem bittern, satyrischen Lächeln.

In diesem Augenblick kamen zwei trommelnde Tambours über den Quai, um sich nach der Caserne zu begeben; ihnen folgte eine Schaar von Kindern, welche mit kleinen Porzellanstückchen wie mit Castagnetten klapperten. Da erhob sich Merlandier und nahm eine heroische Stellung an:

„Mein Alter," sagte er, „diese köstliche Serenade gibt mir eine philosophische, Ciceronische Rede ein: ich will lieber bleiben, was ich bin, als daß ich werden sollte, was Du bist. Geh also Deiner Wege, die Zeche ist bezahlt. Aber dem Militairstand, siehst Du, dem entsage ich auf ewig, und sage mit Lafontaine, der sich auch der Thiersprache befleißigte, und dessen Buch ich besitze:

Lebe wohl, pfui über das Vergnügen,
Das die Furcht zu stören vermag."

„Gut, gut!" sagte Jabalot, der vor Ungeduld brannte, fortzukommen. „Tausend Donner! Du wirst mir Unannehmlichkeiten mit dem Adjutanten Besu zuziehen, der eben so geduldig ist, wie die Katze, die man in den Schwanz kneipt. Adieu, mein Alter!"

Hiermit schieden die beiden Freunde nach einer herzlichen Umarmung, der eine kehrte in seine Caserne, der andere in seine Bude zurück, und am andern Morgen war der eine auf dem Wege nach dem boulogner Lager, mit dem Tornister auf dem Rücken, der Flinte auf der Schulter, und im Herzen den Engländern fluchend und sie zum Teufel wünschend. Der andere hatte wieder seine Perrücke von Heu aufgesetzt und hielt in der Hand den Stab, er stand auf der Estrade seiner Bude und verkündete mit lauter Stimme die außerordentlichen Thaten des französischen Kaninchens.

III.

Es war in einer schönen Abendstunde 1813, als eine Schaar Neugieriger langsam in den staubigen Alleen des Boulevards du Temple umwandelte. Dieser Boulevard, dem jetzt nichts mehr von seinem alten Ruhm geblieben ist, hatte damals ein besonderes Vorrecht, die nach Neuem und Wunderbarem Begierigen zu locken. Hier wurde, mehr als an irgend einem Ort, den Wünschen, dem Geschmack und den Ansprüchen der Zeit Genüge geleistet. Bei dem Gerüst, wo Bobèche und Galimafré sich Berühmtheit errangen, sah man das Theater de la Gaité mit seinen düstern Trauerspielen, mit den classischen Albernheiten und den unzarten Tyrannen, die nur durch eine dünne Wand von denen der traurigen räucherigen Ambigueomique geschieden waren.

Weiterhin erblickte man den eleganten Käfig der gelehrten Zeisige und arbeitsamen Flöhe neben Madame Saechi, die auf dem straffen Seil ohne Balancirstange tanzte. Rechts waren die Gestalten des Curtius zu sehen, und links stellte der nach Aussage des Eigenthümers von einem Blinden verfertigte Plan en relief die Abreise des Usurpators nach St. Helena vor. Die Fantoccinis bewohnten die erste Etage eines Gebäudes, dessen Parterre an ein Krokodil vermiethet war. Die kreischenden Stimmen der Cacao- und Aepfelverkäufer vereinten sich mit denen der Contremarquenhändler (denn damals würde kein Theaterdirector es gewagt haben, die Billets der ersten Loge ruhig wie jetzt vor dem Theater verkaufen zu lassen). Dazu mischte sich das Geschrei der seit Menschengedenken auf dem Boulevard du Temple

Digitized by Google

wimmelnden Gamins mit dem Pfeifen der auf Kunden wartenden Fiakerkutscher, und das Schreien der den Vorübergehenden in die Beine laufenden Kinder, deren Bonnen den Artigkeiten des Militairs allzugern Gehör gaben, tönte dazwischen.

Unter den sich an diesem Tage auf dem Boulevard des Verbrechens, wie man seitdem diesen Boulevard genannt hat, herumtreibenden Müßiggängern, zog ein Mann, dessen hieroglyphenartige Kleidung eine Art von Aushängeschild zu sein schien, die allgemeine Aufmerksamkeit an. Er mochte wohl fünfundvierzig bis funfzig Jahre alt sein, und war groß und mager. Seine in ein Paar große, an den Schläfen beinahe weiße Backenbärte eingerahmten Gesichtszüge waren männlich und regelmäßig, wie die vom berühmten Guérin in seinem Markus Sextus uns zum Muster aufgestellten. Dieses Gesicht war von zwei großen Wunden durchkreuzt, die sich auf demselben ein Rendezvous gegeben zu haben schienen, um ein Gegenstück zu den Fragmenten des auf seinem beinahe zerlumpten Oberrock befestigten rothen Bandes zu bilden; dieser Rock hatte alle Knöpfe verloren, und Regen, Sonne und Staub hatten mit der Zeit um die Wette sich bemüht, ihn der Farbe zu berauben.

Graue Beinkleider und ein Ueberrest von Militairmütze vollendeten die Kleidung dieser sonderbaren Gestalt, die maschinenmäßig durch die Menge umherschritt und sich um alles ringsumher Vorgehende nicht zu bekümmern schien. Von Zeit zu Zeit blieb der Mann jedoch stehen, bald vor einer Parade, bald vor einem Taschenspieler; dann wieder vor einem Sänger. Nirgends hielt er sich aber lange auf, sondern begann achselzuckend seinen Spaziergang immer wieder von neuem, indem er ungeduldige, unzufriedene Worte zwischen den Zähnen murmelte. Plötzlich aber hielt er an, und stellte sich wie eine Bildsäule vor einem schmalen Hause auf, dessen Façade unter einem gelben Anschlagzettel das ungeheure Bild eines Kaninchens trug. Der Zettel enthielt folgende Ankündigung in großen Lettern:

„Auf ausdrückliche Bewilligung des Herrn Polizei-
„präfecten Grafen Angles belustigende Darstellungen
„aus dem Gebiete der Experimentalphysik und Gau-
„kelei. Mannichfaltige Uebungsstücke des unvergleich-
„lichen gelehrten Kaninchens, welches die Bewunde-
„rung und das Entzücken mehrerer europäischen Höfe,
„mit Inbegriff Sr. Heiligkeit des Papstes, des
„türkischen Kaisers und des Königs von Marokko, er-
„regt hat."

„Wie, das gelehrte Kaninchen!" ruft Jabalot aus, „nun, wenn es dasselbe ist — das wäre doch wunderbar!"

Und sein Blick suchte den Eingang des Gebäudes, wo ein Mann im schwarzen Frack mit der Decoration der Lilie im Knopfloch, und einen mit ungeheurer weißer Cocarde verzierten Claquehut auf dem Kopf, den Eifer der Zuschauer anzufeuern schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Coleridge und Mrs. Landon-Maclean.

Von einem Herrn Krantz sind (in Danzig bei Gerhard) einige Dichtungen von Samuel Taylor Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean, im Versmaße der Originale übersetzt, erschienen. Sonderbar! In einem und demselben Bändchen Verse von Coleridge und von Miß Landon. Eichen und Gänseblümchen in einer Blumenvase! — Wienbarg schilt einmal die deutschen Dichter Landratten; Deutschland hat keine Meerherrschaft, und so fehle auch seinen Dichtern eine halbe Welt von Anschauungen, es fehlt ihnen die Kühnheit, die man aus der Seeluft trinkt, der Blick in die Weite; wir haben viel engbrüstige, ofenhockende Naturen. Das Wort Landratten kann aber auch etwas Allgemeineres bedeuten, das man in der Literatur eines jeden Volkes findet. Ueberall gibt es einen Haufen von Dichtern, die den klimatischen Einfluß der Scholle, an der sie kleben, nicht verleugnen können; ihr Blick reicht nicht über den Zauberkreis, den heimische Zustände, religiöse und politische Lebenssoemen um sie gezogen; es sind dann mehr oder minder liebenswürdige, aber keine großen Dichter. Die Engländer sind nun gewiß keine Landratten, aber nur im physischen Sinne des Wortes; denn nirgendswo als in England gibt es eine solche Masse höchst geist- und gemüthvoller Dichter, die dabei sehr kleine Geister sind, die, ob sie das Meer nach Westindien oder Ostindien trage, an den Füßen die englische Scholle mitnehmen. Man hat es an Walter Scott, an Moore, u. A. erfahren; ihre Urtheile, wo es eine höhere Weltanschauung galt, waren oft so eingefleischt englisch, daß sie borniert erscheinen mußten. Da gibt es ein ganzes Bündel von solchen, sonst höchst liebens- und achtenswürdigen Seeratten, denen England der orbis terrarum ist, die nur athmen können in der dicken Atmosphäre englischer Vorurtheile, die nur sehen können, wo es englischen Nebel gibt. Diese Eingefleischtheit ist ein Zeichen gesunder Nationalität, und erfreulich am Volke selbst; die Dichter dieses Volkes aber müssen, wenn sie groß sein sollen, über die Atmosphäre des heimischen Lebens noch ein wenig hinausragen, wie Shakspeare, Byron, Shelley. Maturin sprach einmal die Gesinnung all jener Seeratten unwillkürlich aus, indem er bemerkte, Byron wäre ihm zu ausländisch, fremdartig, nicht englisch genug. Shelley wird von englischen Literaten oft genug ein deutschmetaphysischer Chemiker gescholten. Unter jenen Seeratten nun, aus denen man en revanche die Eigenthümlichkeiten der englischen Welt am besten lernen kann,

Digitized by Google

nimmt Coleridge einen der ersten Plätze ein. Das Grillenhafte des englischen Naturells erscheint in ihm poetisch verklärt als phantastische Laune und bizarre Naturmalerei. Seine Phantasie geht oft ins Gigantische, wie die „Mähr vom alten Seemann" zeigt, zuweilen schafft sie, wie in Christabel, mystisch flüsternd ein zartes, kaum faßbares Traumgebild. Weniger reich, als seine Phantasie, ist die Welt seiner Ideen. Von deutschem Wesen, das Coleridge durch seinen Umgang mit der deutschen Literatur in sich aufgenommen haben soll, ist in seinen Dichtungen kaum eine Spur zu finden. — Der verstorbenen Landon thäten wir Unrecht, wenn wir ihre Gedichte bloß Gänseblümchen hießen; es sind auch Veilchen darunter. Sie schien eine von jenen englischen Fräulein, oder Frauen mit grünem Schleier, die auf dem Rhein hinunterfahren, artig zeichnen und die Harfe spielen. Ihre Poesie ist mehr Dilettantismus. Ihre erzählenden Gedichte sind bald Scott, bald Byron nachgeahmt. Leichte Phantasie, sanftes Gemüth, und so viel Geist, als nöthig ist, die Form der alten Ballade zu treffen. Die Uebersetzung ist sehr verdienstlich. —f—.

Notizen.

[Nordamerika wird Philosoph und Dichter.]

Man wirft noch häufig den Nordamerikanern den krassen Materialismus, den nüchternen Cultus der bloßen Nützlichkeit vor, man will ihnen fast allen Sinn für Geist und Kunst absprechen, und sucht dies als unzertrennlich von ihrer politischen Verfassung darzustellen. Man vergißt, daß Nordamerika bis jetzt noch ein nackter Wildling war, der in der Sorge für seine Kleidung, seinen Heerd und sein Haus leicht einseitig werden konnte, und man übersieht, daß Nordamerika auch anfängt, seine poetischen und theosophischen Mußestunden zu halten. Nach einem Artikel des Foreign Quarterly Review, den das berliner Magaz. f. Liter. des Ausl. übersetzte, regt sich unter den Nordamerikanern ein gewaltiges Sehnen, aus dem praktischen äußerlichen Treiben in sich selbst zurückzukehren, und es zeigt sich, daß am Ende der moderne Republikaner auch noch einigen Sinn für Schönes und Großes, einiges Gefühl für das haben kann, was Sokrates die Musik nannte. Nordamerika ist gerade in den Flegeljahren; die Zeit der Sturm- und Drangperiode naht ihm. Möge seine geistige Entwickelung eine segensreiche sein! Der Baum der Erkenntniß wird ihm keine pedantischen Galläpfel tragen, weil er nicht, wie anderswo, aus scholastischem Dünger sich hervorringen muß. Soll man nach den Bestrebungen des Dr. Channing und Alcott schließen, so wird Nordamerika durch seine dereinstige Literatur sich als keuscher, germanischer Sprößling auf eine glänzende Weise bewähren. Mehr deutsches als englisches Element scheint in seinen Anlagen sich geltend zu machen. Mögen es Engländer sein im praktischen Geschick, seine Speculation wird die deutsche, wissenschaftliche Freiheit lieben. Schon das erinnert an Deutschland, daß die Philosophen und Humanisten, wie Dr. Channing und Alcott den großen Dichtern vorangehen. Channing gemahnt in seinen Schriften (wie in seinem Buch Self-Culture) durch die milde, humanistische Richtung an Herder. Alcott hat bei weitem mehr Kraft und Tiefe; seine Sätze haben oft etwas Orakelhaftes, sind kühn und scharf ausgesprochen, auch ist er nicht ohne Schwärmerei. Channing ist viel gefeiert, Alcott wird sehr angefeindet; er scheint weniger zu moralisiren, und neigt sich mehr zum Pantheismus, als Channing. Trotz der politisch begründeten Glaubensfreiheit, kann Bruder Jonathan noch nicht den Colonisten verleugnen; es steckt noch viel englische Orthodoxie in ihm. Von der Seite ist er noch ganz Engländer: die stockjobbers sind überall orthodox. —f—.

[Politische Symptome.]

An der pariser Universität soll auf des Ministers V. Cousin Antrag ein Lehrstuhl für slavische Sprachen und slavische Literatur errichtet werden. Natürlich wird die Professur keinem Russen, sondern einem Polen zufallen. Man bezeichnet als den Redner auf dieser literärisch-politischen Tribune den gefeierten, polnischen Dichter Adam Mickiewicz. —

Frankreich hat England seine Vermittlung im Streite mit Neapel angetragen; Oesterreich ermahnte dabei zur Ruhe und zur Versöhnung. Der Zank entstand wegen des Schwefelmonopols. Der König von Neapel bestand Anfangs auf seiner Meinung, endlich gab er nach. Es war für ihn und Andere zu fürchten, daß England oder sein Carteträger Frankreich mit einem propagandistischen Schwefelhölzchen dem Aetna zu nahe käme, der vielleicht noch nicht so ganz ausgebrannt ist. England hat ein Auge auf Sicilien; es sucht im voraus einen Ersatz für die Canadas, die es vielleicht bald verliert. —

Die Expedition nach Khiwa soll nicht ganz verunglückt sein. Indessen hat Lord Aukland einen englischen Residenten mit Noten und Banknoten dem Chan zu Hülfe geschickt. —

England will einen Generalconsul in Krakau anstellen. Eine Bill wird deswegen nächstens dem Unterhause vorgelegt werden. Wäre dies doch vor der Expedition nach Khiwa, oder vielmehr nach Praga geschehen! —

In der leipziger Allgemeinen las man unlängst in den Personalnachrichten bei Aufzählung der Mitglieder der hannöverschen Stände die Ueberschrift: Constitutionelle Körperschatten, statt Körperschaften. In Deutschland, wo alles Leben nur im Druck besteht, will ein solcher Druckfehler viel sagen. —

Das Cotta'sche Morgenblatt nimmt Grün gegen die norddeutschen Blätter (leipz. Allg.) in Schutz, falls er sich auch die Füße wund liefe um den Kammerherrnschlüssel. Das Morgenblatt findet dies ganz in der Ordnung, und sogar poetisch. Es erinnert an die englischen Tories, die ihr Vaterland auch lieben; und daran, daß in Wien fast jeder Dichter von Adel ist. Allerdings. Gibt es vielleicht deswegen so viel schlechte Literatur in Wien? —

W. Menzel hat in seinem Literaturblatt schon seit drei Wochen nicht gegen George Sand gewüthet. Das ist auch ein Zeichen der Zeit, wenigstens für Deutschland. —

—f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 90. — den 8. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das gelehrte Kaninchen.

(Fortsetzung.)

Der alte Soldat rückt näher, und seine Augen sind unaufhörlich auf den Mann im schwarzen Frack, den Eigenthümer des gelben Aufschlagezettels, gerichtet.

„Nun, wir wollen doch einmal sehen," sagte er zu sich selbst, „wer nicht fragt, der wird auch nicht berichtet, wie unsee Herr Pfarrer auf dem Dorfe zu sagen pflegt, und wenn man sich irrt, so kostet es doch hier nicht den Hals."

„Merlandier!" rief er, sich auf der äußersten Fußspitze in die Höhe richtend.

Bei diesem Worte wandte sich der Mann mit der Lilie und dem Claquehute schnell um. „Wer ruft? — Was gibt's?" rief er, den Kopf in die Höhe hebend.

„Jabalot, aus dem Lager de la Lune! He, — hier unten!" —

Sogleich drängte Merlandier sich durch die Menge hindurch und kam auf ihn zu.

„Wie, mein Alter, Du bist es wirklich?" sagte er zu dem alten Knasterbart und schien ganz gerührt.

„Ich bin es in höchst eigener Person, mein Alter; ich bin es in Fleisch und Bein," sagte der Soldat, indem er sich in die ihm entgegengebreiteten Arme warf. „Wer hätte mir das wohl vor einem Jahre in den Wüsteneien des weißen Sibiriens am schwarzen Meere gesagt, daß der erste mir auf dem Boulevard du Temple begegnende Freund Merlandier sein werde!"

„Mein armer Alter, in welchem Zustande seh' ich Dich wieder? Aber auch, was für Veränderungen haben sich seit Deiner Abwesenheit zugetragen! — Wenn Du wüßtest!"

„Ich weiß alles, und noch manches andere!" sagte Jabalot ernst, „aber ich selbst habe mich nicht verändert," setzte er mit dumpfer Stimme hinzu. „Der Teufel mit seiner ganzen Sippschaft hat sich da hinein gemischt, dagegen vermochten wir freilich nichts. Er hat uns auf unerhörte Weise mitgespielt. Was willst Du? — das Schicksal ist nun einmal trügerisch. Was mich selbst betrifft, so wurde ich von den Russen gefangen, und bei gemäßigter Temperatur, bei ich weiß nicht wie vielen Eisgraden unter allen Nullen der Welt, an eine Art von Missisippi gebracht, wo man nie ankommt. Da habe ich wie ein Neger arbeiten müssen, wovon ich denn ein wenig abgemagert bin, wie Du siehst. Ich hatte wenigstens das Glück, mich nach dem Frieden wieder in Frankreich einfiltriren zu lassen; — ich kam zu Fuß zurück. Acht hundert Meilen weit her ohne Rationen, ohne einquartiert zu werden bei den Einwohnern des Landes, da nichts als Wälder die dortige Gegend decken. Seit vorgestern spaziere ich nun, den Stock in der Hand, in Paris, das ich gar nicht wieder erkenne, umher, in der Hoffnung, die fünfunddreißig Centimes zu erhalten, die das Gouvernement täglich den aus Rußland wiederkehrenden Soldaten der alten Garde verwilligt hat; — Du aber, Alter, Dir ist es geglückt, wie ich sehe!" —

Digitized by Google

„Wie Du siehst," antwortete Merlandier, indem er mit dem Finger nach dem Hause deutete, „das ist keine miserable Bude mehr, „die mir und meinem Mobiliar Obdach verleiht; ich bin der Eigenthümer eines festen hübschen Hauses. Einige Zeit nach Deinem Abmarsch zum Lager von Boulogne gab ich in der Provinz und in der Fremde sehr einträgliche Vorstellungen. Auf meinen Reisen hatte ich jedoch den Schmerz, meine Gemahlin zu verlieren." —

„Ich hoffe doch, daß Du sie in öffentlichen Blättern aufsuchen ließest," unterbrach Jabalot mit Theilnahme, „und daß Du sie wieder gefunden."

„Ich sage Dir, daß sie gestorben ist!" antwortete Merlandier ungeduldig, „ja sie starb an einer langwierigen Krankheit, und das war sehr gut, denn sie fing an, mir viel zu schaffen zu machen, wegen ihrer leichtsinnigen Ansichten über eheliche Treue. Mein Schwager Groslichard, dessen Gesellschaft Dir damals gefiel, ist als Küchenjunge mit dem englischen Gesandten nach der Türkei abgereist. Ich lebe jetzt allein mit meinem Gehülfen, binnen zwei Jahren gedenke ich mich vom Geschäft zurückzuziehen, um mich der Erziehung meiner Tochter zu widmen, die schön ist, wie einige Liebesgötter. Sie tanzt schon wie in der Oper, wo ich ihr durch die bedeutenden Protectionen, die ich mir erwarb, einen Platz zu verschaffen gedenke, so wie sie das königliche Conservatoire verlassen kann."

Bei den Worten, „bedeutende Protectionen," richtete sich Merlandier in die Höhe, indem er an der Cravatte zupfte.

„Ich gratulire Dir dazu!" sagte Jabalot kalt.

„Du siehst jetzt wohl selbst ein," fuhr Merlandier fort, indem er beide Hände in die Seitentaschen steckte und das Geld darin klappern ließ, „daß ich einen tüchtigen Bock geschossen hätte, wenn ich vor zwölf Jahren Deinem Rath gefolgt wäre. Was wäre jetzt aus mir geworden? — Mir blieb vielleicht wie Dir nichts übrig, als zu betteln."

„Ein Soldat der großen Armee, ein Grenadier des ersten und zweiten alten Garderegiments bettelt nie!" unterbrach der alte Soldat ihn mit rauher Stimme, indem er einen verächtlichen Blick seinem alten Kameraden zuwarf. „Wenn er kein Brot hat, so braucht er keins, und wenn der Tod herankommt, so weiß er sich hinein zu finden; denn der ist ihm ein alter Bekannter, mit dem er oft traulich verkehet hat. Seit zwei Jahren haben aber manche Leute ihre Meinung auf wunderbare Weise geändert, das weiß ich wohl!" —

„Allons, allons, komm," sagte Merlandier, indem er dem tiefbewegten Jabalot die Hand drückte; „ich wollte Dich ja nicht beleidigen, im Gegentheil, und wenn Du was brauchst —"

„Ich brauche nichts mehr," unterbrach Jabalot trocken; „das sagte ich gestern einem meiner alten Vorgesetzten, den ich immer in Ehren halten werde, obgleich ich ihn doch innerlich verachte. Er bot mir auch ein Goldstück von hundert Sous mit der Fratze Ludwig des Achtzehnten an, und ich sagte ihm: Schönen Dank, General, ich habe noch Geld; denn Du weißt, ich bin tüchtig herumgezogen, rechts und links, vor- und rückwärts durch Deutschland, Aegypten, Preußen, Oesterreich, Polen, Spanien, Portugal, Italien und in der Lombardei, in Dalmatien, Ligurien, Mähren, Rußland, Circassien und Sibirien; überall habe ich Mühseligkeiten erduldet; — wenn ich aber bedenke, daß es zum Wohl des Vaterlandes war, und wenn ich in meinem Knopfloch das kleine Stückchen Band, das der kleine Corporal mir gegeben, anblicke, sage ich zu mir selbst: „Es war so gut! Wir wollen nicht mehr davon sprechen, sondern treu sein bis in den Tod."

„Da hast Du Recht," sagte Merlandier. „Ich habe noch eine halbe Stunde, ehe meine Vorstellung beginnt, komm mit mir in den Gasthof zum Petit Capucin, hier nebenbei, wir wollen da einen Bissen aus der Hand essen."

So sprechend, traten sie bei dem Kaufmann und Traiteur ein, der damals sehr in der Mode war.

„Na, diesmal wollen wir nicht so schnell aus einander gehen, wie damals," sagte Merlandier zu seinem Freund; „Du kommst in meine Vorstellung, das wird Dich amüsiren; dann speisest Du bei mir zu Abend, wo wir ruhiger von unsern Angelegenheiten sprechen können."

„Es wird mir viel Freude machen, die Bekanntschaft mit Deinem Kaninchen zu erneuen," antwortete Jabalot im galanten Tone: „Es scheint länger im Dienst auszuhalten, als sein Herr, der nur bis zum Lager de la Lune gekommen ist, während das Thierchen doch mehrere Campagnen gemacht hat, wie Du sagst."

„O, seit Deiner Abreise habe ich mehr als vier gelehrte Kaninchen gehabt; für das Publicum ist es aber immer dasselbe."

„Es geht ihm eben wie mir, ich bin auch immer derselbe, und wie es scheint, habe ich das nur mit den vierfüßigen Thieren gemein!" —

„Tritt ein!" sagte Merlandier.

Digitized by Google

IV.

Merlandier teug Soege, seinem alten Freunde den Platz auf dee vordersten Bank des Amphitheaters anzuweisen. Noch nie wae der alte Soldat der Gegenstand so zarter Soege und Rücksichten seinee Umgebungen gewesen; man muß abee auch sagen, daß dee Taschenspielee von seinen Gehülfen voe dem Theatee das Geeücht hatte verbeeiten lassen, diese Voestellung weede zum Benefiz eines alten Geenadiees dee kaiserlichen Gaede gegeben, der aus Rußland nach einer fünfjäheigen Gefangenschaft zueückgekehrt sei, und dee Voestellung beiwohnen werde. Das genügte, um die deeifache Menge der gewöhnlichen Zuschauee herbeizulocken, und troß dem verdoppeiten Peeis der Billets konnten viele der Heebeigekommenen keinen Platz finden. Aller Blicke waeen auf Jabalot gerichtet, weicher keine Ahnung davon hatte, daß ee der Gegenstand dee allgemeinen Neugierde sei, und daß das Kaninchen nur eine Nebeneolle spieite.

„Das ist einmal ein altes Kaninchen!" sagten die sich im Paeadies deängenden Steaßenjungen, indem sie nach dem aiten, verdeießlichen Soldaten mit den Fingern deuteten.

Das, was Meelandier seine physikalischen Experimente zu nennen beliebte, amüsiete Jabalot sehe, dee sich wie ein Kind feeute, wenn ee die Kaete, die ee sich gedacht, eeeathen sah. Ee riß die Augen weit auf, als der Gaukiee ein Tuch in zwei Stücke zeeschnitt, das er eigentiich nicht beeühete, und kam gar nicht von seinem Eestaunen zueück, als sein Feeund eine Uhr in einem Mörsee zeestieß, die nach dee Opeeation wieder ganz zum Voeschein kam. Die duech Eiektreeität veeeichteten Wunder entzückten ihn nicht weniger. Ee war aber nahe daean, mit seinen Nachbaen Streit zu beginnen, als er beim Halten der Kette an dem Voederarm den Schlag eines Stockes zu fühlen giaubte, wie von unsichtbaren Wesen ertheilt.

(Dee Beschtuß folgt.)

Die Geisterseher in unseren Tagen.

Der geneigte Leser erinnert sich des untee diesem Titel in Nr. 51. 52 und 53 mitgetheilten Artikeis. Wie gaben damit einen Versuch, die Eescheinungen des Somnambutismus vor dem Bewußtsein des freien Denkens nach ihree Möglichkeit zu retten und schäefer zu fassen. Mit dee Polemik gegen die falsch geleiteten Deutungen diese Phänomene sollte auf keine Weise im menschlichen Geiste der dunkele Instinct beeinträchtigt werden, der sich genöehigt fühlt, die Nachtseite seines Traumlebens weiter auszudehnen. — Wie erhieiten anonym eine Entgegnung, die von viel zu ehreenweether Hand uns zugegangen scheint, um dem Wunsche, sie zu veröffentlichen, auszuweichen. Dee geehete Einsender fordert uns auf, unsere religiösen Prämissen übee die Persönlichkeit Gottes, und übee die peesönliche Foetdauer nach dem Tode, voe aller andern Daelegung deutlich auszusprechen; hieeauf müsse jede Discussion über das Seeienleben fußen. Indem wie diesee Auffordeeung, unser Glaubensbekenntniß hierüber in Kürze daezulegen, augenblicklich nicht nachkommen, geben wir die Mittheilungen über das Thema selbst, die den geneigten Lesee hinlänglich aneegen mögen.

„Indem wie uns also des Herrn Veefassees Definition von dee Persönlichkeit Gottes und von dee persönlichen Fortdauer dee Seele erbitten, feagen wie ihn, ob ee als Bedingung der ietzteren complette Erinnerung vorherigee Zustände feststelle? und bezweifeln es im Voraus, wenn ee, wie er muß, die duech keine Eeinnerung veebundene Identität des Fötuslebens mit dem der erwachsenen Person zugibt, obschon er manches ihm selbst Eigenthümliche als Residuum eines vorigen Zustandes zu betrachten kein Bedenken teagen dürfte.

Allein nach einer solchen Resignation auf vollkommene Erinnerung wied doch wohl das Anreihen eines künftigen höheeen, üdeeirdischen und darum übeemenschlichen Zustandes an den jetzigen nicht ungereimt deshalb erscheinen sollen, weil uns die objective Erkenntniß des ersteren versagt ist, wie dem Eingeweidewueme die des Thieeleides, worin er lebt und der, hinsichtiich seiner, als eine höheee Welt zu betrachten ist?

Dieser Mangel an objectiver Erkenntniß führt uns nun gleich auf das, von uns im bezogenen Aufsatze am anstößigsten Befundne. Der Herr Verfasser bringt etwas schon sehr oft und unlängst erst in einee Beilage zue allg. Zeitung gegen Justinus Kerner's Phantasterei Gesagtes wiederum als etwas Neues voe. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß subjective Ueberzeugungen zu objectivee Geltung gelangen und Faeta werden können.

Er findet dieses vermittelst einer gleichsam ansteckungsfähigen, passiven Richtung dee menschlichen Seele als möglich gegeben. „Die Seele", sagt er, „hat passive Zustände, wo sie blos aufnimmt und ihre Facultäten sich blos weiblich verhalten, sie ist aber auch activ in ihrem Veehalten, gestaltet sich als Wille, als Trieb, sich auf die Außenweit zu äußern". „Wenn nun", fährt der Herr Verfassee fort, „in einem Individuum die passive Richtung vorherrscht, so veefällt seine Seeie leicht an Mächte, welche das allgemeine kosmische Leben begründen, und indem sie dann die Eindrücke, die sie empfängt, mit den Figurationen zusammendrängt, die sie aus dem wachen Erdenleben mit hinübernahm, ruft sie jenes peophetische Wissen in sich auf, das wie vom Lande jenseits klingt, wodnech sie abee getäuscht wied".

Hieezu bemerken wie Foigendes. Sollten denn wirklich die Bemühungen eines Hume, Kant, u. A. schon so ganz vergessen sein, um überhaupt irgend eine wahee objective Erkenntniß, die mathematische, subjectiv-objective ausgenommen, noch möglich zu finden? Wie sollten dies nicht giauben, obschon es, dem immer wiedee Gesagten zu Folge, so scheinen sollte.

Digitized by Google

Finden denn nun aber nur subjective, der Auffassungsart der uns erscheinenden Objecte gemäße Ueberzeugungen statt, so sind natürlich alle Erscheinungen nichts anderes als solche: wenn aber manche derselben, nach des Verfassers eigner Behauptung, bei mehreren Subjecten zugleich eine, freilich auch nur supponirte objective Gattung erlangen können, wie will man denn die Ueberzeugten krankhafte Phantasten scheiten, da Niemand entscheiden kann, wo die Krankheit ist, auf Seite der menschlich-verständig läugnenden, als Mangel an Receptivität, oder der „instinctartig" Behauptenden, als erhitzte Phantasie?

Das zeitweis allgemein Unbegreifliche ist darum doch möglich, das erkennt der Herr Verfasser selbst an, wenn er sagt: „keine Kraft der Einzelheit kann die Möglichkeit der Durchdringung von Geist und Natur erschöpfen", andererseits ist manches, ebenfalls zeitweis, Vielen höchst Begreifliche darum noch nicht wahr, weil es ihnen, aber nicht Andern subjectiv so erscheint. Uns z. B. ist die Modetheorie von „der webenden Gemeinsamkeit der sinnlichen und übersinnlichen Welt" oder von der Identität des Geistes mit der ihm allerdings entsprungenen Materie, seines Spiegelbildes, schlechterdings unerfaßlich, und die Zukunft findet sie vielleicht gleichfalls so.

Epicur fand eine Summe unendlicher und ewiger Atome seiner Vernunft zusagend; wir sehen diese Zusammenstellung des Begränzten mit dem Geränzenlosen als einen Verstoß gegen unsere an. Epicur erklärte auch die Geistererscheinungen (die Simulacra) durch das zufällige Zusammentreffen derselben Atome ganz natürlich. Er hielt das für ausgemacht objectiv, was der Herr Verfasser nur für subjectiv-plastische Bildung gelten lassen will — sollten sich beide nicht irren können? —

Ist es überhaupt mit dem Absprechen eine mißliche Sache, so müssen wir hier nochmals das über die individuelle Fortdauer der Seele um so mehr höchst mißlich so lange finden, als erstens deren Wesen noch nicht erforscht ist; dann, als die, jede Sichtbarkeit weit überschreitende Gränze der Individualität überhaupt noch nicht abgesteckt und deren wahres Entstehen und Vergehen keine sinnlich wahrnehmbare Erscheinung ist. Schon Lichtenberg bemerkte, daß ein weit schärferer Sinn als der unsere, z. B. die individuelle, wellenförmige, durch einen ins mittelländische Meer geworfenen Stein entstandene Bewegung bis nach China hin verfolgen würde, wo sie aber der höchsten Wahrnehmung noch keineswegs entginge. Wie will man nun dem Höheren das am Niederen Unläugbare absprechen? —

Ueberhaupt ist noch nicht erwiesen, ob nicht die Nothwendigkeit des Entstehens und Vergehens der uns umgebenden Wesen einst oder irgendwo durch ein feeies Spiel des Sichverwandelns ersetzt werden könnte: wer wollte denn persönliche Fortdauer läugnen! — So etwas klingt freilich wunderbar, aber alles, was die gewohnte Erscheinungsweise der Natur abändert, ist ja ein wahres Wunder. Ein solches war z. B. sicher die erste plötzliche Erscheinung der eigentlich empfindenden Wesen, und, folgten auf diese andere, den jetzigen höchst ungleiche, so würde es wiederum ein solches sein. Der Herr Verfasser, der kein Wunder einräumen will, um nicht alle factisch zu finden, wird freilich einwenden, daß dieses nur in Folge eines der, in der kosmischen Ordnung gegründeten, bisher noch nicht in Wirksamkeit getretenen Naturgesetze, über die er die Somnambulen befragt wissen will, geschehen könnte. Aber, wenn man dieses einerseits zugeben muß, so dürfte man doch sicher andererseits mit Recht fragen: Warum streitet man denn überhaupt, wenn nicht um Worte mit unsicheren Begriffen, welche die Menschen beängstigen? und wozu soll dieses führen? — Man würde vielleicht antworten, daß auf die Angst schwacher, kleinlicher Menschen keine Rücksicht zu nehmen sei — O, o! wie mancher große Geist wurde schon durch ein nichtssagendes Wort, unter andern gleich durch das Nichts selbst, welches doch nur das, was nicht ist, nie war, und sein wird, bedeutet, im Innersten erschüttert, z. B. Byron, der geistesstarke Byron, der ein Zwischenreich (Hades) statuirte, wie Justinus Kerner! — O lassen wir doch endlich das Renommiren mit einem erkünstelten, und deshalb zur Zeit der Noth unpraktischen Heldenmuthe, der sich meist auf Eitelkeit oder Stumpfheit des „guten freien Herzens", wobei der Geist auch nicht scharf wird, gründet, und der unserm diasirten Zeitalter am wenigsten ansteht. Aber, fragt man, soll man denn jeder Phantasterei den Freipaß ertheilen, um eine Angst zu beschwichtigen, und eine andere, die vor den Höllenstrafen mit Entwürdigung der nur ohne Furcht vor dergleichen schätzbaren Tugend, vermehren? — Nein, sagen wir, aber man soll nicht durch die menschliche Vernunft das für abgemacht erklären wollen, was durch sie allein nimmermehr abzumachen ist. Selbst Hume verfiel in diesen Fehler, als er die, seiner eignen Erklärung zufolge, glaubwürdigst bekräftigten Wunder aller Zeiten blos darum für unglaublich hielt, weil er sie im Widerspruche mit der subjectiven Ueberzeugung seines Zeitalters fand. Diesen Fehler zu rügen hielten wir für Pflicht, und schließen mit unserer Ueberzeugung, daß Justinus Kerner, — er wandle nun auf dem, ihn allerdings wohl durch einen Wald von Phantasiebildern führenden Wege der Wahrheit, oder er verirre sich im ersteren selbst, — auf die Art, wie es bisher geschehen, nie gründlich zu widerlegen ist"

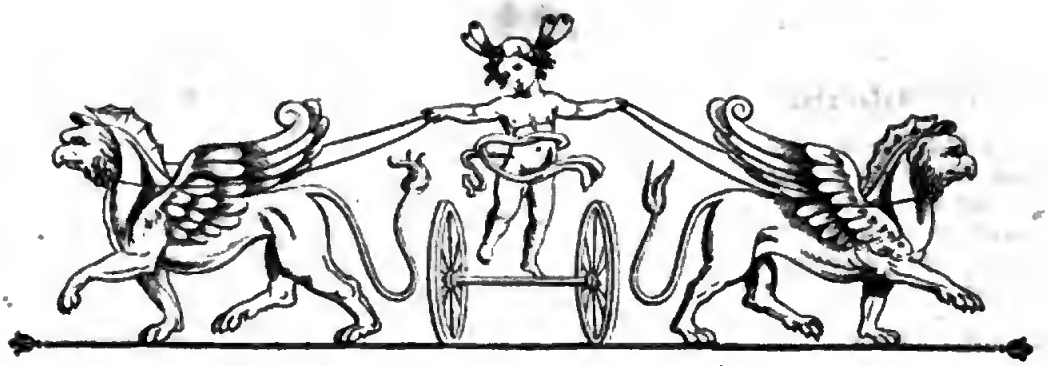
Notiz.

[Böhmische Journalistik. Briefisch aus Prag.]

Vor Kurzem erging von Wien an den bedeutendsten Verleger böhmisch nationaler Werke, Herrn Pospíšil, die Aufforderung, er möge die Abonnentenzahl der bei ihm erscheinenden böhmischen Journale angeben, die Orte, wohin sie gehen, die Namen und Werke der bedeutenderen Schriftsteller aufzählen und über die Gesinnung dieser Autoren Bericht erstatten. Zugleich soll der Stand der böhmischen Journalistik angegeben weeden, wie er sich vor mehreren Jahren gestaltete, um nach der Abonnentenzahl und sonstigen Verhältnissen zu erfahren, ob das Interesse für nationelles Böhmenthum im Steigen begriffen ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 91. — den 9. Mai 1840.

Redacteur: Dr. R. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.

Dichterliebe.

I.

Der kleinen Lerche gleicht das Lied,
Die in des Maien Tagen
Weit durch den blauen Himmel zieht,
Vom Morgenwind getragen.

Drum nicht in Bücher stolz und fein
Mit Commentar und Noten,
O, schließt mir nicht die Lieder ein,
Die luft'gen Frühlingsboten!

Auf weichem Moos, in kühlem Grund,
Wo muntre Quellen springen,
Soll sie der Jungfrau'n süßer Mund,
Der Mund der Männer singen;

Daß es die Vöglein weckt im Wald,
Die alten und die jungen,
Und rings das Echo wiederhallt
Mit hunderttausend Zungen.

II.

Wir versteh'n der Blume Neigen
Und das Murmeln hier am Quell,
Jedes Vöglein in den Zweigen
Ist uns lustiger Gesell.

Und des Himmels goldne Sterne
Grüßen uns mit Zauberlaut:
Alle Nähe, alle Ferne
Ward den Liebenden vertraut.

III.

Und das Liebchen mir zur Seite
Und die Leier an der Brust —
O, du lustiges Geleite,
O, du muntre Wanderlust!

Und zur Seite meine Leier,
Und das Liebchen an der Brust —
O, du süße Sternenfeier,
O, du mächt'ge Liebeslust!

IV.

Sage nicht, die Tage schwinden,
Sage nicht, das Glück enteilt!
Meine Lust laß mich empfinden,
Ungetrübt und ungetheilt.

Kümmert mich die Flucht der Zeiten,
Mich des Glückes Unbestand?
Laß es fahren, laß es gleiten —
Du bist meines Glückes Pfand!

Dir am Busen hingesunken,
Festgebannt an Deinen Blick,
Deiner Flammenküsse trunken,
Was noch fürcht' ich das Geschick?

Höher laß den Becher schäumen,
Den Dein süßer Mund geweiht,
Laß uns schwärmen, laß uns träumen —
Maienwonne, Jugendzeit!

Trinken die gefüllte Schale,
Gleich als ob sie nie versiegt,
Bis zuletzt mit einem Male
Lieb' und Lebenstraum verfliegt.

Digitized by Google

Kein Gelehrter.

Wenn ich ein Reiter wäre
Mit blankem Schild und Speere
Und Federn auf dem Hut:
Mein Rößlein sollte springen,
Die Fahne wollt' ich schwingen,
Ei ja, das wäre gut.

Oder auf Meeres Weiten,
Ein kühner Schiffer, gleiten
An unentdeckten Strand:
Die Wogen möchten brausen,
Mein Schifflein ließ' ich sausen,
Das Steuer in der Hand!

Nun hinter alten Schriften
Muß ich die Zeit vergiften,
Sie nennen's Studium:
Die Bücher sind so staubig,
Das nimmt den Athem, glaub' ich,
Und macht den Kopf mir dumm.

Gebt Raum, Ihr Herr'n, ich bitte!
Laßt in des Lebens Mitte
Mich stürmen siegesfroh:
Mich will's zu Thaten treiben,
Ihr mögt sie dann beschreiben, —
Das paßt uns Beiden so!

Erste Liebe.

I.

Ich will's Dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab',
Im Herzen will ich's tragen,
Will stumm sein, wie das Grab.

Kein Lieb soll Dir's gestehen,
Soll flehen um mein Glück:
Du selber sollst es sehen,
Du selbst — in meinem Blick.

Und kannst Du es nicht lesen,
Was dort so zärtlich spricht,
So ist's ein Traum gewesen:
Dem Träumer zürne nicht!

II.

In Wasser hast die Rose Du gesetzt,
Die ich zum Abschied gestern Dir gebracht,
Und heut schon hat die Knospe sich erschlossen.
Ach, meine Liebe hab' ich wohl genetzt
Mit tausend Thränen früh bis Mitternacht,
Und dennoch will mir keine Blüthe sprossen.

III.

(Das Mädchen spricht:)

Mond, hast du auch gesehen,
Daß mich mein Schatz geküßt?
Frei muß ich dir gestehen,
Daß mich das sehr verdrießt.

Auch weiß ich nicht, wie eben
Es gestern Abend kam,
Ob ich ihn ihm gegeben,
Ob er den Kuß sich nahm.

Du mußt's nicht weiter sagen,
Ich bitte dich darum:
Wenn dich die Leute fragen,
O, lieber Mond, sei stumm!

IV.

Daß ich im Frühling scheiden soll,
Das macht das Herz mir schwer;
Ich wär' nicht halb so kummervoll,
Wenn's nur nicht Frühling wär'!

Allüberall ist Maienlust,
Hell klingen Thal und Hain,
Ach, und allein in meiner Brust
Wird's stumm und öde sein!

Wem soll ich klagen meine Pein?
Die Rose blüht so roth,
Die Lerche wirbelt aus und ein —
Wem klag' ich meine Noth?

Ach, soll's einmal geschieden sein,
So sei's in Winterszeit:
Da tragen Lerche, Flur und Hain
Mit mir dasselbe Leid;

Da klagen allzusammen wir
Um Ein verschwunden Glück,
Und alle träumen sie mit mir
Von neuem Sonnenblick.

Und wenn die Rosen wieder blüh'n,
Kehrt auch der Liebste ein —:
Drum nicht im Frühling laß mich zieh'n,
Im Winter soll es sein!

V.

Wohl küßt' ich Dir vom Rosenmunde
Viel süße Küsse sonder Zahl,
Und dachte nicht der bangen Stunde,
Da ich Dich küss' zum letztenmal.

Nun wir den letzten Kuß uns geben,
Ach dünkt's Dich nicht, Du Engel mein,
Als wär's der erste Kuß im Leben?
Und dieser soll der letzte sein?

Digitized by Google

Der Zecher.

Es war mal auf Erden ein muntrer Patron,
Eine ganz kreuzlustige Fliege;
Ihn freute nicht Kirche, ihn freute nicht Theon,
Ihn grämten nicht Kriege, noch Siege:
Tief unten saß er in Kellers Grund
Und zechte und zechte mit durstigem Mund
— Ei prosit du lustiger Zecher!

Und als es nun endlich zum Sterben kam —
Ein abscheuliches Ding mit dem Sterben!
Da trank er noch Eins mit unendlichem Gram,
Schlug sterbend den Becher in Scherben.
Der Kellner, der weinte die Aeuglein sich naß,
Und legte ihn sanft in ein Rheinweinfaß
— Gute Nacht, du mein lustiger Zecher!

Drauf als der Welt Ende gekommen war,
Gott Vater saß zu Gerichte,
Da wandelte flugs der Seligen Schaar
In den Himmel mit glattem Gesichte.
Doch die, so gelebet in Saus und Braus,
Die wurden dem Teufel ein lockerer Schmaus
— Wie wird es ergehen dem Zecher?

Sprach da Gott Vater zu Petrus gewandt:
„Wer steht mir denn dort in der Ecken?
Potz Blitz noch, ich glaube, der thörichte Fant
Will gar vor dem Herrn sich verstecken?
Auch leuchtet sein Antlitz so flammenroth,
Als litt er im Voraus die höllische Noth" —
— O weh, armseliger Zecher!

Herr Petrus, der brachť ihn geschwind vor den Thron,
Sprach also mit zürnenden Blicken:
„Das ist der leibhaftig verlorene Sohn,
Den magst Du zur Hölle nur schicken!
Der hat sich auf Erden nichts Bess'res gewußt,
Als Becherglühen, als Becherlust, —
— Wie nun, Du verlorener Zecher?"

Antwortet der Zecher mit heiterem Mund,
Mit sittsamem Neigen und Bücken:
„Du wollest, o Herr, nicht ohne Grund
Mich gleich in den Schwefelpfuhl schicken!
Zwar kann ich nicht läugnen, ich sage nicht nein,
Wohl liebť ich vor Allem, ich liebte den Wein,
— Wohl war ich ein lustiger Zecher!

Doch habť ich, o Herr, nicht sündlich gezecht,
Wie die Leute, die thörichten, pflegen:
Stets that ich dem Weine sein treffliches Recht
Und erkannte den himmlischen Segen.
Drum schaut' ich die Perlen im funkelnden Wein,
Da dacht' ich gleich an die Sternelein
— Ich war ein nachdenklicher Zecher!

Und wenn ich nur erst bei den Sternen war,
Dann schnell noch ein Gläschen getrunken!
Da wurde der ganze Himmel mir klar,
Da war mir die Erde versunken,
Da hört' ich das Jauchzen der Engel schon,
Da sah ich Dich selber auf Deinem Thron
— Ich war ein sehr gläubiger Zecher!

Fernab von der Welt, in den Keller versenkt,
So habť ich, o Herr, es getrieben,
Habť nie eine menschliche Seele gekränkt,
Kein Glas bin ich schuldig geblieben.
Mein Leben und Weben, es glich ja dem Wein,
So lustig, wie er, und so hell und so rein
— O, nun sei gnädig dem Zecher!"

Und siehe, der Herr stand auf vom Thron:
„Geh' ein zum ewigen Leben!
Wohl warst Du auf Erden ein lust'ger Patron,
Zur Lust Euch schuf ich die Reben.
Geh, Petrus, voran und füll' ihm das Glas
Aus meinem eigenen Mutterfaß"
— Ei prosit, Du seliger Zecher!

Das gelehrte Kaninchen.

(Beschluß.)

Endlich erschien das hochgepriesene Kaninchen auf einem mit weißen Federn verzierten und von zwei Schildkröten gezogenen Triumphwagen von vergoldetem Holz. Auf Merlandier's Befehl kauerte das Thier sich auf den kleinen Tisch, worauf die verschiedenen zu seinen Uebungen nöthigen Gegenstände symmetrisch aufgestellt waren. Hänschen machte alle Kunststücke, die wir vor zwei Jahren von ihm oder von einem seiner Brüder gesehen. Darauf trat der Herr desselben stolz vor, hielt in der einen Hand einen kleinen an den Enden mit Elfenbein eingelegten Stab von Ebenholz, und in der andern eine kleine mit kupfernen Glocken und Schellen verzierte Trommel. Er verkündigte der liebenswürdigen Gesellschaft, daß das patriotische Kaninchen den großen Ehrenwirbel aufzuführen gedenke. In diesem Augenblick herrschte eine tiefe Stille im Saal; — das war es, was Jabalot erwartete, sein Herz schlug schon vor Freude.

„Kaninchen, mein Freund!" sagte Merlandier, indem er dem Thier die Trommel reichte, „jetzt wirst Du Deine bewunderungswürdigen Uebungen durch einen Beweis Deines übernatürlichen Instinctes und Deiner wohlüberlegten Meinung beschließen. Kaninchen, mein Freund, wirst Du für Se. Hoheit den türkischen Sultan trommeln?"

Das Kaninchen rührte sich nicht.

„Oder für Se. Majestät den König von Preußen?"

Digitized by Google

Das Kaninchen schloß die Augen.

„Oder für Se. Majestät den Kaiser aller Reußen?"

Das Kaninchen senkte die Ohren.

„Oder für Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich?"

Das Kaninchen schnitt eine affenartige Grimasse.

Der alte Soldat lächelte für sich und sagte leise mit dem Ton des Mitleids: „für den trommelt es noch immer nicht!"

„Kaninchen, mein Freund", fuhr der Herr weiter fort, die Stimme erhebend, „willst Du vielleicht für den Usurpator Bonaparte trommeln, diesen Exkaiser der Franzosen, Exkönig von Italien, Exmediator und so weiter, und so weiter!"

Das Kaninchen blieb still, und regte sich noch immer nicht, bei diesem also gewendeten Aufruf Merlandier's erblaßte der alte Soldat, er erhob sich schnell von seinem Sitz, drückte seine Mütze auf den Kopf —

„Für wen? — Für wen!" — beummte er — „mischt sich das Thier auch in die Politik?" —

„Nun also, Kaninchen! Mein Freund," fuhr der Herr fort, der weder die Geberden noch Worte seines alten Cameraden beachtet hatte, „so trommelst Du wohl für Se. Majestät Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra — nicht wahr?" —

Bei diesen Worten reckte das Kaninchen die Pfoten über die Trommel und führte einen ungeheuren Wirbel aus, der auch sogleich von dem Bravoruf und Beifallklatschen aller Zuschauer begleitet ward. — Da stürzt aber der alte Soldat zitternd vor Wuth auf das Thier zu, mit einem Fußtritt stößt er die Festung von Pappe in die Luft, während er Merlandier eine Kanone an den Kopf wirft. Darauf ergreift er das arme Kaninchen mit seiner großen Hand, und indem er es auf den Tisch aufschlägt, zerschmettert er ihm die Knochen, während er einen furchtbaren Fluch ausstößt.

„Sogar die Thiere haben ihre Meinung geändert!" —

Darauf verläßt er schnell den Saal und die empörten und verwunderten Zuschauer.

Merlandier befolgte nun den ihm von Jabalot vor zwölf Jahren ertheilten Rath, bereitete ein Fricassee aus dem geliebten Kaninchen, und machte mit der ausgestopften Haut desselben dem Naturalienkabinet ein Geschenk, wo man es noch heute, zweimal wöchentlich, im dritten Saale links an der Thür, unter der Nummer 1839, sehen kann. — Der Exiaschenspieler hörte und sah aber seitdem nichts wieder von seinem alten Cameraden des Lagers de la Lune.

Notizen.

[Französische und deutsche Koketterie.]

Ein Artikel in der Revue des deux Mondes, den das berliner Magazin für die Literatur des Auslandes übersetzt, geißelt auf die unbarmherzigste Weise die Koketterie der heutigen (?) Franzosen: das Kokettiren mit der Religion, der Republik, oder Aristokratie, mit der Tugend, mit dem Laster, mit der Kunst, mit der Zerrissenheit u. s. w. die Koketterie, sagt der Satyriker, sei eine geistige Epidemie des Jahrhunderts, ein Symptom von allgemeiner Ohnmacht. Unter allen angeführten Koketterien der Franzosen vermißten wir eine, die vielleicht nur in Deutschland bekannt, und unter allen, wenn nicht die gefährlichste, doch die widerlichste Koketterie ist: die Koketterie mit der Gelehrsamkeit. Todtes Wissen ist nicht Wissenschaft. In Deutschland gibt es aber noch viel gedähntes Professorenthum, das mit dem neu aufgefundenen Losungswort: Wissenschaft, seinen engherzigen Stolz auf todte Gelehrsamkeit beschönigen möchte. Es gibt noch immer mehr Professoren, als Männer der Wissenschaft in Deutschland. Zur Wissenschaft gehört auch etwas von jener Humanität, wie sie die Herder's, Lessing's, Humboldt's, Hegel's und die Schleiermacher's hatten. Jenes ranzige Gelehrtenthum aber, welches sich Charakter, Wissenschaft, Ernst und edles Streben nur mit dem Titel und dem ledernen, professorlichen Lehrstuhl vereinigt denken kann, welches nirgendswo Gesindel als unter den nicht vom Staate Besoldeten erblicken will, welches sich gegen junge Dichter und Schriftsteller (in Deutschland nennt man alle Autoren jung, so lange sie nicht todt sind) die gemeinste Beargwöhnung erlauben zu dürfen glaubt, welches die Literatur examiniren, überwachen, nach Stand und Herkommen und Religion fragen, die Begeisterung besteuern lassen, und zur Censur noch ein Schreibreconcessionsamt hinzufügen möchte, dieses Gelehrtenthum hat sich unter anderm unlängst in Hitzig's „Preßzeitung" (siehe Nummer vom 5. Mai Correspondenz aus Leipzig) bei Besprechung eines literarischen Vereins zur Feier der Buchdruckerkunst exponirt. —f—.

[Robert Bürkner. Briefisch aus Breslau.]

Von Robert Bürkner ist in Breslau ein Schauspiel in fünf Acten: „Der sterbende Bräutigam," nach einer Erzählung von Soulié bearbeitet, mit vielem Beifall gegeben. Die beiden politischen breslauer Zeitungen äußern sich günstig über das Stück, nennen es bühnengerecht und interessant, und loben vorzugsweise den Dialog. Von den Darstellern wird Frln. Hildebrand rühmlichst genannt. Hr. v. Perglaß, der die sehr dankbare Hauptrolle spielte, hatte schlecht memorirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 92. — den 11. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

1.

Robert Peel *).

Non omnium quae a majoribus constituta sunt ratio reddi potest, et ideo rationes eorum, quae constituuntur, inquiri non oportet.

Ein Fremder, der am Ende einer wichtigen Verhandlung in oder unter der Galerie des Unterhauses sitzt, findet seine Aufmerksamkeit plötzlich gefesselt durch ein lebhaftes Aufsehen im Hause; ein allgemeines Gesumse, ein Schieben der Stühle, ein allgemeines Husten und Räuspern unter allen Mitgliedern, die sich zu tiefer Aufmerksamkeit rüsten, und dann eine gänzliche Stille. Er sieht sich um nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Erscheinung, und bemerkt einen stattlichen, wohlgekleideten Mann mit ungeheuren Siegeln an einer glänzenden, goldenen Uhrkette, der langsam seinen Hut abnimmt und ein fast rothes Haar zeigt. Der Mann ist langsam und geregelt in seinen Bewegungen, denn er fühlt, daß Eile nicht nothwendig ist. Es ist nicht zu erwarten, daß irgend ein kleiner Redner, der mit einer Rede schwanger geht, es versuchen sollte, ihm zuvorzukommen. Lord John Russel schickt sich an, Bemerkungen aufzuzeichnen, und alle Tories stimmen ihre Kehlen zu gehörigem Beifallruf. Nach seinen vorläufigen Einrichtungen tritt der Mann von den Torybänken nach der Tafel des Hauses, stellt eine Hand auf die linke Hüfte, erhebt den rechten Arm und beginnt zu reden. Langsam und gemessen spricht er die ersten Sätze aus, und offenbar vorbereitet ist seine regelmäßige Intonation; er spricht eine kurze Zeit einleitend über den vorliegenden Gegenstand und allmälig wird seine Rede schneller und schneller. Jetzt ist er mitten in seiner Laufbahn. Spricht er über irgend eine drohende Neuerung, so wird er hochtealisch in Sprache, Miene und Geberde. Die Eigenthümer von zwei Millionen Morgen Landes hangen an seinen Lippen; er schildert das Verderben, das sie erwartet, die Gewißheit, daß jene Morgen ihnen entrissen und ihre Lustwälder und Gemäldegalerien von einem rohen Pöbel zerstört und vertheilt werden sollen; er spricht von der Vernichtung der Staatseinrichtungen, unter welchee sie all ihre guten Dinge genießen, von der Verheerung ihres Vaterlands, von der Aussicht, ins Elend gejagt oder kaltblütig ermordet zu werden, wenn sie dem Antrage des edlen Lords auf der Gegenseite Gehör gäben. Die Landjunkee hinter ihm ebeben, daß die Knöpfe von ihren Röcken fallen, denn sie glauben, daß er im Ernst und eifrig spreche. Aber seht ihn noch einmal an; hört, wie regelmäßig er auf den hohlen Tisch schlägt, wie gut der Ton dazu beiträgt, seine Rede zu erläutern, wie gut er bei seinen Schlägen Takt hält, daß die Begleitung die Wirkung seiner Rede erhöhe, nicht störe! Hat er nun, wie er glaubt, den Nagel auf den

*) Aus: St. Stephen, or pencillings of Politicians. By Mask. London 1839. Nächstens geben wie O'Connell. D. Red.

Digitized by Google

Kopf getroffen, so wendet er den Rücken dem Sprecher zu, und man sehe nun, mit welchem freundlichen Ausdruck er innehält, den Beifallruf seiner Partei erwartend. Der Beifall kommt unfehlbar, und wenn der betäubte Fremde wieder zur Besinnung gekommen ist, wundert er sich, was man unter einem „schweigenden Mitgliede" verstehen könnte. Zufrieden mit der Aufmunterung, fährt der Redner fort, sobald er wieder zu Athem gekommen ist; aber der Fremde, wenn nicht der Besitz eines bedeutenden Landeigenthums ihn gläubig und ängstlich macht, hat nun schon entdeckt, daß des Redners Leidenschaft und Besorgniß eine gewaltige Posse ist; er sieht, alles ist künstlich, alles, Stellungen, Töne, Styl der Rede, systematisch; er sieht, daß Alles vorbereitet ist, ausgenommen vielleicht die Worte, die der Redner bei seiner natürlichen Zungengeläufigkeit leicht findet; daß er Leidenschaft nach der Schnur losläßt, Kraft nach dem Bleigewicht, daß er während der ganzen Zeit eine vollkommene und ruhige Selbstbeherrschung besitzt, daß er Feuer speit mit der Ruhe eines Gauklers, während seine Anhänger die Angst bethörter Gemüther verrathen. Hat er sie nun reichlich mit Entsetzen gesättigt, so bewirthet er sie wahrscheinlich mit einem kleinen artigen Lustspiel und läßt einige Scherze gegen einen Redner von der Gegenseite los, Daniel O'Connell immer ausgenommen, den er neuerlich sorgfältig meidet. Diese Scherze sind selten besonders gut oder originell, aber welcher Scherz kann seine Wirkung verfehlen, wenn dreihundert gute Lacher bereit sind, wie ein Hahn zu krähen, bei dem leisesten Wink, daß man es von ihnen erwarte!

Dies dauert eine kurze Zeit; dann stellt der Redner seine Gründe noch einmal zusammen, und diese Gründe, lieber Leser, lassen sich alle in den Satz fassen, den ich an die Spitze dieser Skizze gestellt habe. In einem Grade, den man wirklich mit Bedauern bemerkt, scheint er sich darüber zu ängstigen, daß seine Zuhörer zu viel glauben, oder daß er ein Jota zu viel in seine Wagschale gelegt habe. Welche wundervolle Aufrichtigkeit! Was für ein ehrlicher Mann! ruft irgend ein Tölpel, der sich nicht träumen läßt, daß bei dieser erkünstelten Ehrlichkeit der Redner nichts als falsche Münzen aufgehäuft hat, und daß er den lärmenden Beifallruf, unter welchem er sich niedersetzt, durch eben diese Rechenpfennige gewonnen hat.

Dies, Fremdling, ist Sir Robert Peel — der scheinvernünftige, der aufrichtige Peel! Was denkst Du von ihm? War in der Rede, die Du eben gehört hast, etwas Originelles, Philosophisches, etwas, das an Burke erinnern könnte? Nicht eine Sylbe. Die Rede war weder glänzend erfunden, noch männlich in ihren Gründen; aber sie hatte Takt, sehr viel Takt, und dies ist um so vieles besser als Glanz oder Logik, daß wenn Burke aus seinem Grabe erstanden wäre, darauf zu antworten, man ihn in zehn Minuten durch Husten zurückgescheucht hätte.

Peel huldigt nicht gewandten Opernsängerinnen und spielt keine Rolle in den Liebesbekenntnissen gebrechlicher Henrietten *). Er hat sich immer durchaus schicklich benommen; er verschmäht keine Hülfsmittel zur Beförderung des Ehrgeizes, und weiß sehr wohl, wie viel in England Achtbarkeit werth ist. Er war in der Schule ein guter Junge und ließ es sich sauer werden. Er bekam die erste Censur, was eben nichts Großes war bei der damaligen Art der Prüfungen, und was einem halben Dutzend sehr mittelmäßiger Leute noch jedes Jahr gelingt, jetzt wo die Schwierigkeiten sich verdreifacht haben. Aber es war immer eine achtbare Auszeichnung für einen vornehmen Studenten in Oxford, zu einer Zeit, wo Champagner und Scharlachröcke an der Tagesordnung waren, und Latein und Griechisch für gemein gehalten wurden. Vielleicht war es diese frühe Auszeichnung, was ihn jene außerordentliche Schätzung seiner Kräfte einflößte, jene religiöse Ehrfurcht vor sich selbst, in welche er immer wie verloren ist. Er scheint sich zuweilen ganz in Selbstbeschauung zu versenken, und ohne Zweifel:

> Je mehr er denkt, je mehr mag er sich wundern,
> Das alles, was er weiß, ein Köpfchen trägt!

Brougham verhöhnt in einer seiner Flugschriften grausam diese tiefe und andächtige Verehrung seiner selbst, die sich unter andern auch darin kund gebe, daß er ehrerbietig seine Stimme fallen lasse, wenn er den Gegenstand seiner Anbetung nenne. Niemand, der je den Baronet das Wort Ich in einer seiner Reden aussprechen hörte, wird die volle Kraft dieses Spottes verkennen.

Peel gehört zu dem Unkraut, das aus der Volksmasse ausgerissen wurde durch die heftige Bewegung, welche die Ausgabe von einigen tausend Millionen in unserer Gesellschaft hervorrief. Georg III. mit seinen altdeutschen Ansichten von langen ahnenreichen und unendlichen Stammbäumen konnte Peel's Spinnmaschinen nie vergessen. Das ist eine alte Geschichte. Nicht we-

*) Anspielung auf die berüchtigte Harriet Wilson, deren anstößige Denkwürdigkeiten der neulich vielfach besprochene Buchdrucker Stockdale verlegte.

Digitized by Google

nigrr als drei von Peel's nahen Verwandtrn hatten Mädchen geheirathet, die den Namen Hannchen führten. Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre rs war, wo man dem alten König erzählte, Peel habe eben Fräulein Hannchen — geheirathet. „Potz Velt," rief der königlichr Witzbold und sein Zopf wedelte bei dem unterdrückten Lachen, „wir diese Peel's an ihren Jennies (Hannchen und Spinnmaschine) hangen!"

Peel selbst pflegte sich seinrr geringen Abkunft zu rühmen, aber dieses Rühmen ist in sehr schlechtem Geschmack. Wärr Peel aus jenen Reihen hervorgegangen und drr Vorkämpfer der beteiebsamen Volkselassen gewesrn, aus welchen er entsprungen ist, so würde seine Stellung wahrhaft ehrenvoll gewesen sein, und stolz hättr rr sich seiner Herkunft rühmen können. Aber Robert Peel, der vornehmr Student in Oxford, welcher Erbr eines Baronets wurde, der Erbe eines fürstlichen Vermögens, drr Vorkämpfer der Grundeigenthümer, der Verläumder der Bienenkörbe der Betriebsamkeit, hat er ein Recht, sich einer geeingen Abkunft zu rühmen und versteckt die Ehre in Anspruch zu nehmen, sich durch rigenr Anstrengung erhoben zu haben? Ein solchrr Anspeuch gebührt ihm nicht. Bei den Aristokraten, unter welchen er sein Zelt aufgeschlagen hat, trägt er das Brandmal, der aufgeschossene Abkömmling eines Handelsmannes zu sein; sein Geld allein setzt ihn in Stand, seine Stellung unter ihnrn zu behaupten; von dem Volke kann er kein Mitgefühl erwarten, denn er hat sein Vermögen nicht selbst erworben, und benutzt es gegen das Volk. Und fühlt er nicht den Hohn seiner theuren Freunde? Ja wahrlich, und er windet sich darunter. Krin armer Fürst aus jener officina principum, Deutschland, hegt eine aufeichtigere Verehrung gegen die Ansprüche der Geburt als Sir Robert Peel. Verlangt Ihr einen Beweis? Er steht geschriebrn in der Geschichtr dieses Landes.

Im Jahre 1827 wurde Geoeg Canning, der wirklich durch die Kraft seines glänzenden Geistes sich aus der Volksmasse erhoben hatte, durch die Stimmr des Volkes zum ersten Minister von England ernannt. Peel war sein Freund, sein Amtsgenosse, sein politischer Verbündeter; aber den Aristokeaten, obgleich sie Canning's Werth als Vorkämpfer fühlten, war rs unerträglich, daß der Sohn einer Schauspieleein als ihees Gleichen sein Haupt in ihren Palästen erheben sollte. Es wurdr brschlossen, ihn niederzuhetzen, von seinen Freunden beschlossen, und wer ward ausersehen zum Hetzer in dieser Kannibalenjagd? Robert Peel. Ja, Robrrt Peel war es, der auf Wellington's Befehl, um die Gunst seiner vornehmrn Gönnrr zu erschmeicheln, mit geschäftigem Eifer hervortrat, seinen Freund niederzuhetzrn. Und wie rechtfertigte er diese Verrätherei? Durch eine jener annehmlichen Unwahrheiten, dir jeden Abend so wirksam sind im Hause der Gemeinen. „Er könnr unter einem den Katholiken günstigen Ministerium nicht im Amtr bleiben." Und er, Sir Robert Peel, hatte damals in seinem Schreibtischr die Abschrift eines Briefes an Lord Liverpool, worin er drei Jahre früher die Meinung aussprach, die Emaneipation drr Katholiken müsse gewährt werden. Er konnte nicht unter Canning im Amtr bleiben, weil Canning Peel's geheimr Gesinnung hegtr und ankündigte. Wie viele redliche, wiewohl vorurtheilsvolle Männer haben seitdem den Austritt beklagt, der darauf folgte! Wie viele gewissenhafte Tories beklagen es jetzt, daß sie sich durch diesen einnehmenden Heuchler vrrleiten ließen, in das System eines beständigen, unaufhörlichen quälenden Krieges einzugehen, unter welchem der edle Canning, wie tapfer er sich auch wehrte, wir stolz er trotzte, allmälig erlag! Der Mann, den Fox, Sheridan und Grey nicht erschüttern konnten, wurde von Peel und seiner Koppel ins Geab gehetzt; das lappländische Rennthier entgeht den Jägrrn und rrhält den tödtlichen Stich vom Ungeziefer.

(Der Beschluß folgt)

Giacomo Meyerbeer in Braunschweig.

Beaunschweigs öffentliches, ästhetisches Leben, welches in dem letzten Musikfeste bei Mendelssohn's Anwesenheit als Vorbild füe andeee Städte rühmlichst zur Kunde Deutschlands kam, zeigte von neuem, wie hoch das Publieum die Musik zu schätzen und deren Persönlichkeiten zu feiern veesteht. Wenn das letzte Musikfest eigentlich zu einem „Mendelssohn-Bartholdy-Feste" sich gestaltete, so darf auch von den Tagen, in denen Meyeebeee unter uns weilte, gesagt werden, sie seien ein „Meyerbeer-Fest" gewoeden, ein ansehnliches Fest, an welchem das Publieum einer ganzen Stadt Theil nahm. Der Enthusiasmus für das Schöne wohnt wohl selten in einer Stadt Norddeutschlands in solcher natüeelichen Hingebung und geschmackvollen Gestaltung, wie in Beaunschweig, wo die Wohlhabenheit der Einwohner und deeen gesundee Sinn füe Kunst im erfeeulichsten Einklange mit den bedeutenden Opfeen steht, welche die höchste Person füe den wichtigsten Zweig der Kunst, dee dramatischen, daebeingt.

Die Anwesenheit Meyerbeer's verdankt Braunschweig einee Einladung seines Fürsten. Das Theater wollte auf geoßartige Weise und im Style französischen Glanzes das Meisterwerk, die Hugenotten, zue Aufführung bringen und dazu war des Componisten peeönliche Einfluß von höchster Wichtigkeit. Er erschien, begann die Proben und verspeach

eine große Wirkung, als er sich von den Mitwirkenden in Kenntniß gesetzt hatte, welche auf einer Seite von dem Fürsten, auf der anderen von dem Personal und der ästhetischen Qualität der Oper zu seiner Disposition standen. Der treffliche Tenor des Herrn Schmetzer und die italienische Gesangsweise der Mad. Fischer-Achten, wie der biegsame Baß ihres Gemahls, waren der Vocalbesetzung eben so günstig, wie das ausgezeichnete Orchester, welches Meyerbeer bis auf acht erste, acht zweite Geigen und vier Bratschen steigerte, für Instrumentalbesetzung geeignet war. Die mitwirkenden Virtuosen zeigten dabei eine Begeisterung für das auszuführende Werk und eine Achtung vor dem Gaste, daß man schon im Voraus auf das schönste Ebenmaß aller Kräfte zu schließen berechtigt war. — Im Beginn der Generalprobe machte sich jene Anerkennung des Meisters zuerst in einem stürmischen Instrumental-Vivat Luft, welches das Orchester ausbrachte; am Tage der Aufführung aber stimmte das ganze Publicum bei Meyerbeer's Erscheinen in ein freudiges Willkommen ein, während des Meisters Partitur mit einem frischen Lorbeerkranze geschmückt war. Mit jeder Scene wuchs die Begeisterung in dem übermäßig gefüllten Hause, die herrliche Arie Raoul's, der Chorai Marcel's, die Waffeneinweihung und die Copulation griffen tief in die Stimmung der Zuhörer ein und am Schlusse wurde Meyerbeer unter lautem Jauchzen des Volkes und begleitet vom gesammten Opernpersonal, von den ersten Sängern auf die Bühne geführt, Kränze flogen ihm entgegen, Gedichte in unzähliger Anzahl flatterten aus allen Logen, Mad. Fischer-Achten setzte dem Gefeierten einen Lorbeerkranz auf das Haupt, während bereits ein duftiger Blumenkranz seine Brust zierte. — Nach drei Tagen, als am ersten Ostertage, wurde die Oper wiederholt, Meyerbeer's Ruhm ertönte von neuem und der Fürst zeichnete ihn huldvoll durch den Orden Heinrichs des Löwen aus. —

So viel über das Ereigniß. Was die ästhetische Seite dieser Oper betrifft, so muß Ref. gestehen, daß in den Hugenotten die romantische Musik und zwar jenes romantische Princip, welches das wahrhafte Kind der Reformation (!) ist, zuerst und glücklich repräsentirt wurde. Gehen wir in der Beurtheilung zugleich auf den psychologischen Entwickelungsgang Meyerbeer's über, dann beobachten wir, daß in dessen Seele ein tiefwurzelndes, religiöses Princip nach Realität strebt, ein Urgefühl, welches um so bezeichnender wird, wenn wir uns erinnern, daß Meyerbeer aus jüdischen Anschauungen hervorgegangen ist. Durch diese jüdischen Religionselemente webte der Katholicismus seine sinnlichlockende Romantik mit seinem Schimmer und seiner Leidenschaft, aber Meyerbeer's Inneres strebte, den Inhalt des religiösen Gefühls zum reineren Bewußtsein zu bringen und gewann hierdurch das protestantische Element, welches zur göttlichen Anschauung der Wirklichkeit frei wird.

Indem Meyerbeer die Musik auf ihre Urquelle, die Religion, zurückgeführt hat, ist es auch seine Aufgabe und innere Nöthigung geworden, diese Religion zur freien Wirklichkeit zu gestalten und bewußt zu machen. — Die Genesis seiner beiden Werke, Robert und die Hugenotten, weist darauf hin. — Im Robert sehen wir das Religiöse in unklaren Mächten herniedersteigen, mährchenhaft, ein zauberisches, übersinnliches Wesen, welches die Menschenbrust zur Leidenschaft aufgährt und, weil es nicht auf reale Elemente stößt, das Leben in eine wirre Bewegung wirft, welche in tragischer Verklärung endet, obgleich in der menschlichen Liebe zuerst das Göttliche zur dunkeln Erscheinung gelangte. In den Hugenotten war Meyerbeer bereits im Bewußtsein freier geworden, das religiöse Prinzip findet in der Wirklichkeit seine beiden Pole, die jetzt mächtig in Contact gerathen, die sinnliche Form, welche sich mit dem übersinnlichen Gefühlsinhalte dem Gottbewußtsein des Protestantismus entgegenstellt, ruft den Fanatismus herbei, um gegen die höhere Friedensruhe der geistigen Anschauung zu kämpfen; beide in ihrer Unmittelbarkeit streben nach Wirklichkeit, aber der Zusammenstoß war zu heftig, der Fanatismus und das überwiegende Endliche siegt, während das Göttliche in seiner bewußten Größe auf das Herrlichste in der menschlichen Liebe verklärt wird, in jener Liebe, welche aus beiden Elementen hervorging. Das weibliche Princip fand sich aus der katholischen Gemüthswelt hingezogen zum männlichen Gottbewußtsein, aber noch ist diese Zeugung des Religiösen nicht Wirklichkeit geworden, noch einmal muß sie tragisch verklärt untergehen. — In einem künftigen Werke Meyerbeer's werden wir sicherlich einen neuen, genetischen Fortschritt gewahren.

So ist mir die musikalische Persönlichkeit des Componisten erschienen und ich glaube in der Auffassung nicht zu irren. Was aber die bewunderungswürdige Technik betrifft, so lassen wir darüber Musiker selbst reden. Andeuten möchten wir aber die geistvolle Behandlung des Marcel, eine wunderbare Choralvariation, die schon durch die ihm beigegebene, alte Recitativbegleitung markirt wird. Höchste Einfachheit des Styls bei furchtbarer tragischer Wirkung und einem äußerst kunstreich gedachten Klimax zeichnen diese Gestalt im Gegensatze des Reichthums und der Leidenschaft in der katholischen Musik originell aus. —

Schließlich wünsche ich allen Kunstfreunden ähnliche Aufführung der Hugenotten, wie sie in Braunschweig Statt fand, und von der Meyerbeer selbst sagte, daß sie nächst Paris die großartigste und glänzendste gewesen sei. —

Dr. Herm. Klencke.

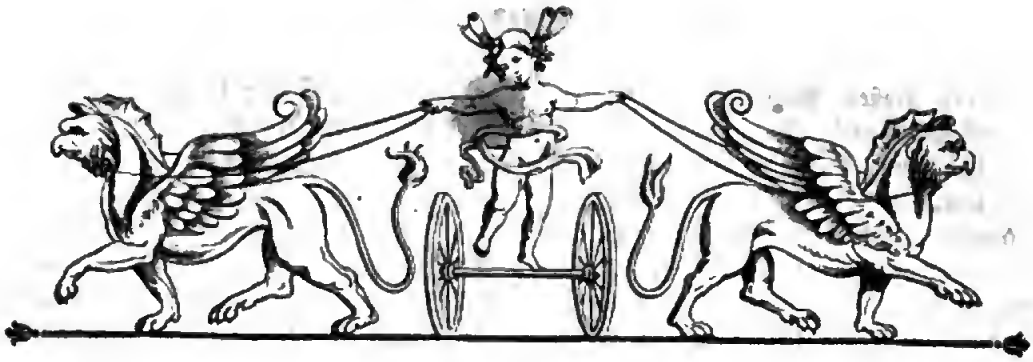
Notiz.

[Gräfin Ida Hahn. Brieflich aus Berlin.]

Die Gräfin Hahn-Hahn hatte sich einer Augenoperation unterworfen, die eine Zeit lang den Erfolg in Zweifel ließ; Dieffenbach hat jetzt alle Hoffnung gegeben, daß das Auge erhalten bleibt. Die Dichterin war vor der Operation im Begriff, nach dem südlichen Frankreich abzureisen, und es steht, wenn sie den Entschluß wieder aufnimmt, wohl ein „Jenseits des Rheins" zu erwarten, wie sie kürzlich ein „Jenseits der Berge", oder der Alpen, gegeben hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 93. — den 12. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

Novelle von Amalie Winter.

Ein schönes Alter war dem Freiherrn von D... zu Theil geworden. Er lebte Winter und Sommer auf dem großen Ritterſitz, den ſeine Väter ſchon in den Zeiten des Fauſtrechts beſeſſen, und während deſſelben, wie das ganze Vermögen, bedeutend vergrößert hatten. Später, in den Zeiten des freiherrlichen Stolzes, der hochadeligen Vergnügungs- und Prunkſucht, hatten ſie aber die Capitalien verpraßt, die Güter verſchuldet, und der ehrenwerthe Enkel ſah ſich zur Thätigkeit und Oekonomie gezwungen, wobei er ſich mit Recht für viel glücklicher hielt, als ſeine Väter, ſowohl die durch ihre Waffenthaten erwerbenden, als die genießenden und verſchwendenden, wohl je geweſen. Sein Familienſtolz war ganz befriedigt durch den Anblick des großen Stammbaumes und der in der Bibliothek aufgeſchlagenen Chronik der D...ſchen Familie, deren Stammvater wahrſcheinlich eine Heerde Ochſen geſtohlen, oder irgend einem andern Tyrannen die Naſe abgeſchnitten hatte. Auch zeigte er noch mit wohlgefälligem Selbſtgefühl einige mit Seidendamaſt und Gobelin tapezirte Zimmer, und ein Himmelbett mit verſchoſſenen, rothen Sammetgardinen und edlichenen Goldfranſen, in denen jegend eine Fürſtin eine Nacht geſchlafen, als ſie die freiherrliche Familie mit einem Beſuch beehrte, zu einer Zeit, wo Fürſten und Fürſtinnen noch nicht ſo reiſeluſtig als jetzt, und deren Beſuche bei Privatleuten noch etwas Unerhörtes waren.

Am liebſten beſah er die Bildergalerie mit den lebensgroßen Ahnherren im Ritterſaale und den bereifrockten Ahnfrauen, und gern zeigte er dieſe dem Beſuchenden, den er von da aus gewöhnlich in die Ställe zu führen pflegte, ohne zu ahnen, welch weites Feld er dadurch für Ironie und Satyre öffnete; denn eben ſo ernſt und ehrwürdig wie die ritterlichen Ahnen, ſtanden hier die Maſtochſen aufgereiht, die er ſyſtematiſch mäſtete; er konnte, da dieſe Thiere keinen Gemüthsbewegungen unterworfen ſind, ſehr genau beſtimmen, wie viel in der gewiſſen Zeit, bei gewiſſer Nahrung, ſie an Gewicht zunehmen würden. Dann kam der Bräuer mit majeſtätiſchem, würdevollem Benehmen, und ihm folgte die ganze Kuhgeſellſchaft, alle von Einer Farbe, von ausgezeichneter Schönheit, und ausgezeichneten, milchgebenden Verdienſten. Rein und luftig war der Stall, und jeder Städter konnte auch ohne landwirthſchaftliches Intereſſe dem Feldherrn gern dahin folgen. An den grunzenden Schweinen führte er mit geringer Freude vorüber; dieſe exiſtirten ja nur für Momente, um dann unter feigem Geſchrei zu ſterben, es war gar nichts Edles an dem Thier! —

Aber der Schafſtall war ſein Vergnügen: die blökende geduldige Gemeinde einnerte ihn an die Geſelligkeit der Stadt, der er ſchon ſeit ſo vielen Jahren entſagt hatte, und beſonders an die Damengeſellſchaft, der er früher doch gar nicht abhold geweſen. Begegnete

Digitized by Google

man nicht hier einer großen Mannichfaltigkeit von Stimmen und Physiognomien? Waren diese sanften Wesen nicht bald schüchtern, bald zuthulich, red- und singselig? Blöke ihm hier nicht die Monotonie der wohlerzogenen Damenconversation entgegen? Hier meinte er die schöne Gräfin S. mit dem griechischen Profil, und dort die muntere D... mit einem runderen Angesicht wieder zu finden; und voran schritt die Ton Angebende, die er einst so heiß geliebt, der alle andern es nachgethan, nachspringend, nachlachend, nachblökend! Ueber diese Jugenderinnerungen, die er oft zu besprechen und zu belachen pflegte, vergaß er jedoch nicht, auf die feine Wolle aufmerksam zu machen, von echt spanischer Abstammung.

Von hier aus mußte der Besucher dem alten Freiherrn in den Garten folgen, den er selbst angelegt hatte. Er pflegte und bepflanzte denselben mit der zärtlichsten Gärtnerliebe, und so war es denn auch kein Wunder, daß er nach und nach sich einbildete, er ließe alles auch selbst wachsen, und ganz eitel wurde auf das Blühen und Grünen und Gedeihen der Gemüse, Blumen und Früchte. Er zeigte die Trauben, die behutsam unter dem bergenden Laub hervorblickten, die Gurken, die schon so groß im frühen Sommer, ja größer als alle Gurken der Nachbarschaft; — er deutete stolz auf die Erstlingsfrüchte eines Kirschbäumchens. Bei den Aepfel- und Birnbäumchen nannte er jede Sorte beim Namen, wenn man auch nur erst die Blüthenknospe sah; dann machte er auf die Riesenkartoffel aufmerksam, die er zog, und auf die mächtige Runkelrübe, diese rechte Hand des Landwirths. Ueberall bleibt der Mensch doch Mensch, und in der Einsamkeit des Landlebens, fern von dem Treiben der Welt, behält er doch die ihm angeborene Eitelkeit bei; auch der Landwirth will bewundert werden, wenn auch nicht in seiner Person, doch in seinen Werken. Sein Schaffen soll anerkannt werden, und im engeren Wirken strebt er doch nach Außen, wie der Staatsmann, wie der Salonherr, nur daß sein Streben einen beschränkteren Kreis umfaßt. Die Eitelkeit ist der Sauerteig im menschlichen Wirken! Keiner steht so hoch, daß er nur Gott gefallen möchte, und der Beifall der Nebenmenschen ist ein Segen, der den Gottessegen nicht ausschließt.

Der alte Freiherr trug einen schlichten Flausrock, den der Dorfschneider jährlich nach einem gewissen Schnitt, der nie verändert werden durfte, verfertigte, und dieser Schnitt war schon einigemal in und aus der Mode gekommen. Ein Ordensbändchen war dessen einzige Verzierung, denn er war in seiner Jugend Soldat gewesen und konnte mit Goethe ausrufen: „Auch ich war in Champagne!" Jetzt war das Schwert bei Seite gelegt, und ein dicker Knotenstock diente ihm auf seinen Geschäftsgängen; mit diesem schnellte er geschickt aus den Gartenwegen alle unnöthigen Gegenstände, als todte Maulwürfe, Dornen und Regenwürmer, auch jagte er mit demselben das rebellische Vieh auf die Seite, und drohte den rebellischen Knechten. Es mochte wohl bei letztern nur beim Drohen bleiben, denn alle seine Untergebenen liebten und verehrten ihn sehr.

Seine Hauptfreude, sein Hauptstolz und sein ganzes Herz wohnte aber bei seinen Kindern, denen er mit seiner väterlichen Liebe auch die mütterliche hatte ersetzen müssen, denn seine Gemahlin war bald gestorben, und es war wirklich, als habe er die doppelte Portion Liebe auf sich genommen: er hatte die Kinder gepflegt, gewartet, bewacht, erzogen und verzogen, wie die liebendste Mutter es nur vermocht hätte, und die alte Martha, eine bejahrte Dienerin, hatte ihm namentlich im letzteren treulich beigestanden, so daß er seine Kinder endlich aus dem Hause that, wodurch er ihnen den größten Beweis seiner Liebe gab.

Eugen bezog die hohe Schule; Bertha kam auf mehrere Jahre in ein Institut, wo alle ihre reichen Gaben und Talente geweckt, und sie zu allen, einem Mädchen offenstehenden Chancen herangebildet wurde. Sie konnte die Gemahlin eines Gesandten werden und in der Welt glänzen und repräsentiren, und auch auf dem Lande einem tüchtigen Landwirth zur Seite stehen. Für das letztere Loos schien sie eine besondere Vorliebe zu hegen, denn sie liebte das Landleben und die den guten Hausfrauen obliegende ländliche Thätigkeit. Nützlich zu sein, schien ihr die schönste Frauentugend, und sie war auch nützlich, wo sie nur konnte und so viel ihre Kräfte es erlaubten.

Aber auch die Landfreuden liebte sie, die einsamen Spaziergänge durch die Wälder, zu denen sie sich nicht in Staat werfen, nicht rechts und links den Begegnenden sich zu verneigen brauchte. Der Vogelgesang dünkte ihr das schönste Concert. Froh schlug ihr Herz bei den Dorffesten, — bei der Heumaht, wo die frohe Dorfjugend den Schober hoch aufthürmte, bei dem Erntefest mit den schwankenden Wagen und den goldenen Aehrenkränzen, und bei der Kirmes mit dem Bauerntanz und den vielen großen Kuchen, an denen sich das ganze Dorf erfreute. Beim Tanz unter der Linde pflegte sie mit dem flinksten Burschen einmal herumzutanzen, und aus

Digitized by Google

dem großen Bierglas nippte sie auf die Gesundheit der Bauern, was immer wieder mit Jubel aufgenommen ward. Besonders freute sie sich der Liebe der guten Landleute und des Vertrauens, mit dem sie ihr alle kleinen Angelegenheiten des Bauerlebens vortrugen, denen sie auch meistens abhelfen konnte. Es gab keine Langrigen im Dorfe und keine Flierenden, denn des Vaters Keller hielt Kartoffeln in Fülle, und seine Holzställe bargen Holz. Unter die Aehrenleserinnen mischte sie sich, und eine jede empfand den Segen ihrer Hand. Alles dieses hatte ihr das eigene Herz gelehrt; was sie aber im Institut erlernt, war ihr in den langen Winterabenden sehr nützlich; denn diese vergingen ihr eben so schnell, wie den Städtern unter Tanzmusik und geselligen Freuden. Sie liebte die süße Monotonie des Landlebens, in das sie durch Beschäftigung Abwechslung zu bringen wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Charaktere.

Robert Peel.

(Beschluß.)

Wozu verweilen bei dem Schauspiel von Falschheit, das darauf folgte, bei den frommen Beschwörungen gegen die Katholiken, die Peel hören ließ, von der Zeit, wo er gegen sie und gegen seine eigene Ueberzeugung sprach, um seinen aristokratischen Gönnern zu gehorchen, bis zu der Zeit, wo er, gleichfalls gehorsam gegen seine Puppenlenker, umkehrte und im entgegengesetzten Sinne stimmte und sprach. Diese Geschichte ekelhafter und speichelleckender Unterwürfigkeit bezieht sich nur auf Peel. Unsere Verachtung wird nicht zu Haß aufgeregt, außer wenn das Bild des sterbenden Canning vor uns tritt; es war zu viel, einen solchen Mann durch eine solche Hand zu verlieren.

Mit diesem großen Vergehen verglichen, sinkt alles Uebrige, was Peel angeht, in Unbedeutsamkeit. Wenn aber Peel künftig von seiner staatsmännischen Ehre spricht, möge man an seinen Freund Canning denken; spricht er von Unabhängigkeit, so denke man sich den hetzenden Emporkömmling unter den vornehmen Jägern und Canning im Gedränge; rühmt er seine Aufrichtigkeit, so erinnere er sich seines Grundes der Trennung von Canning; beruft er sich auf seine Ueberzeugung, so gedenke er seines Briefes an Liverpool zu Gunsten der Katholiken, seiner fünfjährigen Reden gegen sie, seiner letzten Reden zu ihren Gunsten.

Dies ist nach meiner Meinung der große bezeichnende Zug in Peel's Leben. Ich kann seinen Abfall bei der Emancipation leicht entschuldigen oder, vielmehr die offene Erklärung seiner lange verhehlten gewissenhaften Meinung; ich kann lächeln über die Gewandtheit und den Takt, womit er die letzten zwei Feldzüge durchgefochten hat, ich kann eine gewisse Bewunderung der ungemeinen Geschicklichkeit nicht versagen, womit er den Tories zu zeigen wußte, daß sie ohne ihn nichts sind, und der Königin, daß wenn er ihr durch die Umstände aufgedrungen wird, sie ihn als ihren unbeschränkten Gebieter annehmen und ihm unbedingt gehorchen muß.

Insofern von neuern politischen Angelegenheiten die Rede ist, habe ich weiter keinen Streit mit Peel, außer daß es mich ärgert, bei dem Mangel an Talenten unter seiner Partei einen Mann zweiter Ordnung unter die Staatsmänner erster Classe stellen zu müssen. Aber als den Treiber der Koppel, die den edlen Canning hetzte, kann ich ihn weder unparteilich noch geduldig betrachten.

Ein Brief aus Paris,

von A. Weill.

Und wenn es nur zehn Menschen in einem Staate gibt, die nicht gleiche Rechte mit den anderen haben, so stürzen sie ihn mit der Zeit! Diesen Feuergedanken Bernadin's illustrirte ich Ihnen in einem meiner letzten Artikel; solche Gedanken aber, auf die man ganze Wahrheitstempel bauen kann, kann man nicht genug wiederholen, denn die Wahrheit gleicht leider einem Leuchtthurm, der den fernen, den kommenden und den vorüberfahrenden Schiffern leuchtet, die aber, welche ihm am nächsten sind, so blendet, daß sie lieber die Augen zudrücken. Deswegen auch tragen unsere Staatsmänner Brillen, nicht etwa um besser zu sehen, sondern damit das Licht nicht etwa bis in ihre Augen dringt, die sie ohnedies so oft zudrücken. Sie wollen die Völker nicht emancipiren, bis diese sich selbst emancipiren. Und am Ende ist dies besser, weil ein Volk, das sich nicht selbst emancipiren kann, der Emancipation nicht würdig ist. Hat man nicht das junge Deutschland sogar ein Kind der Juden genannt, und haben kurzsichtige kriechende Juden sich nicht dadurch beleidigt gefühlt, sie, die nach Emancipation des Körpers streben! Und hat nicht in neuester Zeit Rießer in diesem Sinne Briefe geschrieben. Ich will aufrichtig sein, die Judenfrage scheint in neuester Zeit wieder stark in Deutschland zur Erörterung zu kommen! Ich meines Theils war schon im Mutterleibe emancipirt; wenn mich aber Jemand emancipiren wollte, ich würde ihm ins Gesicht lachen. Es wäre köstlich, wenn Deutschland Börne emancipirt hätte, ihn, der als Augur in seinen Eingeweiden wühlte! Es wäre ein Unglück, wenn das Motiv gefehlt hätte, um dem Zeitalter

Digitized by Google

die Geißel auf den Rücken zu binden. Es ist gar nicht gut, wenn der Geist des Judenthums in Folge der Emancipation aufhörte, die Zeit zu spornen. Ja die Nichtemancipation der Juden ist für diese selbst ein Glück, obschon sie es nicht wissen; emancipirt man sie, so gibt es keine Juden mehr. Aber dies ist nur eine Nebensache. Die Juden sind schon längst in einigen ihrer Repräsentanten keine Juden mehr, und ihre Emancipation ist kaum noch bloße Judenemancipation. Es soll in der Zukunft weder Juden, noch Katholiken, noch Protestanten mehr geben, sondern Leute, die Geist und Herz haben, und Leute, die dumm sind, wenn auch sonst brav. Die Dummen aber sollen nicht den Geist emancipiren wollen, sondern der Geist soll herrschen. Die Liebe, die das Evangelium predigt, will auch nichts anderes. Das Talent und Genie sollen ihre Stimme in die Waagschale werfen und die Welt beherrschen, nicht um reich zu sein, denn das Talent verschmäht den Reichthum, wenn dieser, wie es jetzt geschieht, ihm nicht Ehre beingt, — dann wird man nicht mehr die Beeständigen vor den Thüren der Reichen, sondern die Reichen vor den Thüren der Weisen erblicken; das ist die Emancipation, nach der wir Alle streben. Oder glaubt man, wie die Philosophen, die Sache wäre unmöglich? Sollte es keinen Fortschritt in der Menschheit geben? Sollte der Kopf und der Schweif der Geschichte sich gleichen? Ja das ist eben die Frage, ob die Geschichte erst ihren Schweif oder erst ihren Kopf ausarbeitet? Wahrscheinlich aber fing sie mit dem Schweife an, so wie in der ganzen Natur das Edelste zuletzt kam. Deswegen auch wurde der Mensch am letzten erschaffen, und noch später als der Mann das Weib. Schade nur, daß der Stoff des Weibes nur aus dem des Mannes hervorging, während alles andere aus der Erde stammt! Der Mann stützt sich auf den Boden seines Vaterlandes, das Weib auf ihren Gatten. Eben deswegen liebt das Weib, wenn es liebt, nur den Geliebten; während der Mann der Geliebten das Vaterland vorzieht und tausend Weiber einem Gedanken opfert. Er soll es, er darf es. Wo sind aber die deutschen Männer, die kräftig und kühn den Glauben an eine bessere Zukunft verbreiten? Wie viel sind es? Gott weiß, daß ich Deutschland liebe und zwar trotz der Deutschen. Die Deutschen lieben sich gewöhnlich umgekehrt. Und was soll ich antworten, wenn ich auf meine Lobeserhebungen Deutschlands als Antwort die Frage erhalte: welches Pfand gaben die Deutschen für ihre Freiheitsliebe? Einzelne Stimmen verhallen, die Gelehrten disputiren Jahre lang über theologische und philosophische Einzelnheiten, die zu nichts führen, und sind noch stolz darauf, als hätte Frankreich vor der Revolution nicht Theologen und Philosophen gehabt, die wenigstens eben so stark waren! Soll ich denn etwa die deutsche Presse citiren, die politische Presse? Aber die Censur! heißt es, die Censur! — Ich sage, man kann selbst mit der Censur freier sein, als die deutsche öffentliche Meinung sich äußert. Die Censur in Deutschland ist um zehn Grad noch besser als die politische Presse in Deutschland, die unterhaltende eingeschlossen. Liest man hier gar die französischen Blätter, so sieht man, daß sieben Achtel der deutschen Blätter blos übersetzen und es zum Theil für eigene Waare ausgeben. Frankfurt a. M. feiert ein Buchdruckerfest. Wer gibt ihm das Recht dazu? Wenn man eine Literatur duldet und bezahlt, wie die des Conversationsblattes und der Didaskalia, wovon das Eine dumm genug ist, um frankfurterischen Geist zu haben und das Andere Geist genug hat, um frankfurterisch dumm zu sein; wie darf man da stolz auf seine Druckerthaten sein? Heut zu Tage beherrscht der Journalismus die Welt. Die Didaskalia hat mehr Unheil gestiftet in den ganzen Rheinprovinzen, als zehn französische Armeen, denn sie hat die Leute unempfänglich für alles Bessere gemacht. Besonders hat sie Rheinhessen heimgesucht und wenn die Rheinprovinzen einst verloren gehen, so sind diese Blätter mehr schuld daran, als man glaubt, weil sie nie der Seele einen Aufschwung gaben, nie einen Gedanken verfolgen und glauben. Nationalgeist heißt in Deutschland noch immer: Frankreich hassen! Nicht in der Liebe zum Wohl des Landes suchen die Deutschen ihr Vaterlandsgefühl, sondern in dem Hasse gegen ein anderes, dem sie nur Gutes verdanken, weil sie dessen Uebel leicht abstreifen. Dann schlagen sich ihre Politiker herum, ob Herr von Brunnow, ob Herr Palmerston klüger ist. Darauf gibt es eine Geschichte, die ich erst neulich las. Ein Reisender, weiß von Farbe, kam einst in eine Gegend, die von Wilden bewohnt war. Da sah er von ferne, wie zwei Männer, von denen der Eine eine blaue Feder, der Andere eine weiße trug, mit einander würfelten. Das Spiel war so ernst, daß der Fremde darob erstaunte. „Meint man doch", sagte er für sich, „die Leute spielten um etwas Wichtiges! — Ah, brava die weiße Feder!" schrie er unwillkürlich, „welch ein Wurf! — die blaue aber spielt auch nicht übel; bravissima die blaue! brava die weiße! brava die blaue! Was diese Leute so geschickt und gewandt würfeln, und jetzt wieder die blaue, die hat noch einen schönern Wurf! Jetzt scheint es aus!" — Der Fremde näherte sich und fragte sie, warum sie denn so ernstlich dabei aussähen. Ach, sagten die Spieler, als wir Dich kommen sahen, haben wir unter einander gewürfelt, wer Dich auffressen werde! —.

Notizen.

[Hebbel.]

Der „Pilot" macht auf ein Drama von Hebbel aufmerksam, das unter dem Titel „Judith" dem berliner Hoftheater zur Aufführung vorliegt. „In diesem Stück", sagt der Pilot, der das Manuscript zu kennen scheint, „verbindet sich eine ächt dramatische Kraft mit einer ungewöhnlichen Kühnheit der Conception".

[Dr. Wirth.]

In Emmishofen, eine Viertelstunde südlich von Constanz am Bodensee gelegen, wird „die deutsche Volkshalle" geschrieben. Dr. Wirth lebt dort. Seine Zeitung steht unter badischer Censur. Einen interessanten Bericht über ihn und sein Blatt brachte „der Pilot" in Nr. 11. „Ein Besuch bei Dr. Wirth."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 94. — den 14. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Fortsetzung.)

Eugen, der Bruder, war nun auch von der Universität zurückgekehrt, auch er liebte das Landleben, aber weniger aus dem Princip der Thätigkeit, welches Bertha beseelte. Er hatte von seiner Mutter einen Hang zum Träumen geerbt, der dem alten Freiherrn, der nie geträumt, nicht einmal des Nachts, viel Sorge machte; weshalb er ihm auch noch nicht vergönnte, im Familienkreise zu leben, sondern ihn erst als Attaché bei irgend einer Gesandtschaft durch das Leben zur Thätigkeit ermuntern wollte. Nur von Zeit zu Zeit nahm der junge Mann Urlaub und kam nach Haus, wo er dann stundenlang auf einer Rasenbank, die er selbst erbaut, ausgestreckt zu liegen pflegte, und seine Gedanken hinauf in den blauen Himmel schweben ließ; dann zog seine Phantasie die schönsten Sterne für ihn herab in das wirkliche Leben, auch die Sonne der Liebe, die seine Seele im schönsten Glanz ahnete, sein Herz ersehnte.

Sein ländliches Wirken bestand in der Pflege des Blumengartens, der er sich von jeher gern gewidmet. Vor allen Blumen liebte er die Rosen, und diese gediehen auch ganz besonders gut unter seiner wartenden Hand, denn die Pflanzen gleichen den Menschen, sie gedeihen am besten da, wo sie geliebt werden, und die mechanische Pflege thut es nicht allein. So prangten denn die Rosen vor ihm in der schönsten Abwechslung, nach allen Schattirungen neben einander gereiht, vom dunkelsten Schwarzroth bis zum zarten Erröthen der Jungfrau. Dann kam eine weiße Rose mit dem rothen, blutenden Herzen in der Mitte, und die ganz weiße, das Bild der Unschuld. Auch von allen Größen hatte er Rosen gezogen, von der umfangreichsten Centifolie bis zum Pompon-Röschen herab; letzteres, mit dem zartgeöffneten Mäulchen, liebte die Schwester, es schien den Uebergang zu bilden in der Jungfrau Herzen, von der Puppe zur Liebe.

Hier saßen die Geschwister oft und plauderten, und Bertha freute sich an des Bruders laut werdenden Träumen. —

„Sieh'," sagte er einst, „wenn ich unter Rosen sitze, da kommt es mir oft vor, als seien es Menschen, und wenn ich in den Kelch einer Rose blicke, da meine ich am Ende, es schaue mir eine Menschenseele daraus entgegen, so daß die Thautropfen sogar mich wie Thränen rühren." —

„Du liebst doch jetzt gar zu sehr für die Rosen, und ich dächte, Du müßtest Dich recht unglücklich fühlen, wenn die Rosenzeit vorüber," sagte Bertha lächelnd.

„Das war ich sonst oft," antwortete Eugen, „ich habe mich aber jetzt gewöhnt, alles im rosigen Lichte und überall Rosen zu sehen. Die Sterne sind die Rosen des Himmels, statt der Dornen haben sie Strahlen, und die Sternschnuppen sind die welken Blätter, die sie den Sterblichen zusenden. Küsse sind Rosen; wie diese schmücken sie den Traualtar und den Sarg, die Bacchanalien und die Jungfrau bei der Confirmation, den Tem-

Digitized by Google

pel, den Prunksaal und die Hütte! — Auch Gedanken sind oft Rosen; wenn mir ein heiterer, poetischer Gedanke aus tiefster Seele emporsteigt, da ist es mir, als sei eine schöne Rose erblüht; — auch Gefühle sind Rosen — und die Liebe die schönste. — Ja, ich ward im tiefsten Winter in der Stadt an Rosen erinnert, denn oft in den größten Gesellschaften kamen mir die Menschen nur wie Blumen vor, und stumm in meinen Winkel gedrückt, bemühte ich mich oft, für jede Dame die ihr ähnliche Rose herauszufinden. Du warst immer die Repräsentantin des Mädchenerröthens, denn das zarte Blondinenrosa Deiner Wangen konnte keine der Städterinnen aufweisen, so weich, so rein, so duftig, und als Du einst weintest, da war es mir gerade, als sähe ich nur Thautropfen in meiner Rose, und ich vergaß, Dich zu trösten. Für die Centifolie fand ich unter den jüngern Mädchen bis zum zwanzigsten Jahre viele, die mit vollen Wangen, gesundem, frischem Wesen noch nicht geliebt haben, und noch in nichts getäuscht sind, die die hundert Illusionen, gleich den Blättern der Centifolie, an den Wangen und in der Seele tragen. — Eine Ilnika sah ich auch einmal, sie starb aber bald am gebrochenen Herzen. Diese schöne Blume findet man selten im Salon, wenn gleich häufig im Leben. Man sagt, ein brechendes Herz liebe die Stille und suche die Einsamkeit. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich diese sterbende, menschliche Ilnika anzog, ich hätte sie so gern in meinen Garten pflanzen mögen, mir war es, als müsse sie Pflege haben und Sorgfalt — ja wohl gar Liebe. Aber eine Ilnika läßt sich nicht leicht verpflanzen. Dann sah' ich auch alte Damen mit Kupfernasen, hochgeschminkten Wangen; sie glichen den dunkelrothen Klatschrosen, die sich so schnell entblättern, und ihre Worte waren die Dornen. Statt aber die eigenen Blätter zu streuen, rupften sie die der Centifolien aus, und ihre Dornen brauchten sie nicht zur Selbstvertheidigung, was doch der Zweck der Natur, sondern zum Angriff auf die armen tanzenden Rosen. Die Mütter von Töchtern pflegten auch damit die Schmetterlinge anzuspießen, die nach anderen Töchtern flatterten; kurz, sie waren nicht so harmlos, wie meine dunklen Rosen im Garten. — Schriftstellerinnen mußte ich immer mit den Rosenkönigen vergleichen, von denen selbst der Naturforscher nicht sagen kann, ob dieselben eine Kraftäußerung oder ein krankhaftes Spiel der Natur sind. Für eine Rose konnte ich aber nie eine menschliche Repräsentantin finden, für die Moosrose nämlich, die sich so schön und still verschleiert, um unter dem Grün noch herrlicher und zauberhafter hervorzuleuchten, die so viel verspricht in der Knospe, und dann" — —

„Wie sonderbar," sagte Bertha, „ich hatte im Institut eine Freundin, die ich immer Moosrose zu nennen pflegte, weil sie Rosalie hieß, und so schöne lange Wimpern hatte, und einen so wunderbaren Aufschlag der Augen, der ihren Blick uns von Zeit zu Zeit ins Herz sandte. Dabei war sie wunderschön, von dem prächtigsten Farbenschmelz und ganz Anmuth. Wir liebten sie alle, auch die Lehrerinnen waren ihr sehr zugethan, denn sie war fleißig, eifrig und verträglich. Sie war auch immer dienstfertig; den Kleinen half sie beim Auswendiglernen, den Größern bei ihren schriftlichen Ausarbeitungen; die Fehltritte der Gespielinnen suchte sie zu verbergen, und manchen Verweis ersparte sie ihnen, während sie den Erlaß mancher wohlverdienten Strafe mit ihrer süßen Stimme und ihrem Zauberblick erflehte. Sie schien auch eigentlich nur für Anderer Freude zu leben. Am Spiel nahm sie nur Theil der Andern wegen; — sie liebte nicht Blumen, aber sie zerpflückte keine und zertrat sie nicht. Sie wollte keinen Vogel im Bauer, da sie alle frei sein sollten und glücklich. Weder Hunde noch Katzen konnten ihr Interesse abgewinnen, und die ganze kleine Menagerie des Instituts bot ihr keine Unterhaltung, sie liebte nur Menschen, und wollte diese alle beglücken. Aber auch Gott liebte sie, und die Lehrerinnen machten einst ganz bedenkliche Gesichter, als sie in ihrem Zimmer einen Altar errichtet, und das Bild des Gekreuzigten darauf gestellt hatte, um davor knieend zu beten, denn sie war Lutheranerin, und man fand diese Hinneigung zum Katholicismus gefährlich. Sie blickte aber die Lehrerinnen mit ihren Moosrosenaugen, in denen eine Thräne glänzte, so flehend an, daß sie nicht den Muth hatten, ihr diese Schwärmerei (wie sie es nannten) zu untersagen." —

„Wohl möchte ich diese Moosrose kennen," sagte Eugen halb träumend.

Da entfaltete Bertha ein duftendes, rosiges Blatt, es war von der Freundin und lautete also:

„Ich trage den Dorn im Herzen, er schmerzt. Doch „still hiervon, Du verstehst nicht das Leiden meines Her„zens, und warum soll ich Dir unbekannte Bilder, die „Du nicht zu deuten vermagst, vor die Seele zaubern? „Ich liebte, ward geliebt und bin getrennt von dem „Manne, den mir der Himmel bestimmt zu haben schien. „Das sind nur wenig Worte, und sie enthalten doch „eine Welt von Schmerzen; es ist ein Thema zu un„zähligen Variationen, die durch das ganze Leben hin„durch spielen."

Digitized by Google

„Ich war seit meiner Kindheit verlobt, das heißt: „die Fiema der Väter sollte auch bei den Kindern ver„eint bleiben; nicht das Glück hatte man im Auge, nur „das Handelshaus, und das wunderliche Ding, ein Räd„chenherz, wurde nicht befragt, nicht berücksichtigt. Ich „kannte von jeher das goldene Schicksal, das über un„serm Hause waltet, und wußte, daß es unerbittlich sei „wie der Tod. Als mein Bräutigam mich um mein „Jawort bat, sagte ich ruhig: Wozu die Komödie? Sie „wissen so gut wie ich, daß es zu unserer Verbindung „meiner Einwilligung nicht bedarf. So folgte ich zur „Verlobung, so zum Altar, so sieht ich jetzt an seiner „Seite!" —

„Dessen ungeachtet sind meine Tage friedlich und „meine Häuslichkeit nicht freudenlos. Mein Gemahl sitzt „im Comptoir und rechnet, und ich bin frei, zu schalten „mit Zeit, Gold und mit mir selbst. Diese Freiheit „muß mir die Liebe ersetzen, nach der ich mich sehnte, „und ich finde glückliche Momente, wenn auch nicht das „höchste Glück. Den Ersatz, den meine Verhältnisse mir „bieten, benutze ich, und wenn es mir gelingt, jede Mi„nute des Tages durch Interesse und Beschäftigung aus„zufüllen, so daß ich nicht Zeit habe zu fragen, ob ich „glücklich oder unglücklich sei — dann geht das Leben „befriedigend vorüber! — Man kann ja die ganze Welt „mit Liebe umfassen! Für viele Menschen leben! —"

„Noch leuchtet mir ein schwacher Hoffnungsschim„mer — —"

So begierig Eugen auch auf den Hoffnungsschimmer war, so sollte er doch über denselben unwissend blei„ben, denn in diesem Augenblicke nahte der Freiherr mit einem Fremden und unterbrach Bertha beim Vorlesen. — Der Sohn des benachbarten Gutsbesitzers, Baron Kastel, war der unerwartete Besuch. Man hatte viel von diesem gehört, denn er wohnte seit beinahe einem Jahre in der Gegend, und wunderbare Gerüchte trug man über ihn, über sein menschenscheues Wesen, über sein einsames Umherirren in den Wäldern, so daß Bertha und ihr Bruder von seinem Besuche überrascht, ihn mit ihrem neugierigen, mitleidigen Blick empfingen, den man den Unglücklichen zu zollen pflegt. Bei dem Baron von Kastel war aber das Unglück allen ein Räthsel, denn der junge Mann war schön, gesund, reich, von seinen Eltern geliebt. Er war sehr groß, die buschigen Augenbrauen begegneten sich auf der Stirn, die Augen lagen tief und deuteten nach Gall'schen Prinzipien mehr auf Denkvermögen als auf Gedächtniß, die Unterlippe trat etwas hervor, und Lavater würde ihn wohl für stolz erkläret haben, während durch Form der Stirn und Haltung des Kopfes die Zwillingsbrüder, Eigensinn und Willenskraft, angedeutet schienen. Er war nicht sehr gesprächig, den alten Herrn begleitete er ziemlich stumm durch Ställe, Felder und Gärten, nur so viel Interesse zeigend, als die Höflichkeit es erforderte, aber nicht soviel, als bei einem angehenden Oekonomen zu erwarten stand: und er hatte doch die Lieutenantsstelle niedergelegt, um Landwirth zu werden.

Durch die Bildergalerie schritt er aber mit erhobenem Haupt, und als er vor den hohen Ahnherrn der Freiherren von D... trat, der im Kreuzzuge mit gefochten, da nahm er in Gedanken den Hut ab, denn er erkannte in diesen seinen eigenen Ahnherrn; auch gedachte er jetzt erst seiner Verwandtschaft mit dem freiherrlich von D...schen Hause, die er so lange nicht berücksichtigt hatte.

„Das war eine schöne Zeit," sagte er zu Bertha, die beauftragt war, ihm die Galerie zu zeigen, da der Vater für sich selbst die Kühlung des Gewölbes nach dem erhitzten Spaziergang gesuchtet, „in jener Zeit konnte man doch vergessen, und eine Welt von Thaten stellte die Welt von Gefühlen in den Hintergrund."

„Ich bin nicht Ihrer Meinung," antwortete Bertha, welche noch nichts zu vergessen hatte, „denn mir ist es immer, als wäre die jetzige Zeit viel besser als das Sonst, und auch die Menschen viel besser. Sie wissen mehr, was sie sollen und wollen, die Fürsten, der Adel, die Frauen, die sonst nur lebten, um zu leben, fragen sich jetzt, warum sie leben, und bemühen sich, den von Natur und Verhältnissen ihnen angewiesenen Lebenszweck zu erreichen. Ich bin mit der jetzigen Zeit recht zufrieden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der wiener Congreß *).

Oesterreich ist über seinen Antheil an der Wiederherstellung und neuen Gestaltung Deutschlands die Literatur schuldig geblieben. Oesterreich ist der Welt mehr als das schuldig; es hält sich gegen das deutsche Bewußtsein verschanzt, so daß ungewiß bleibt, ob das Motiv zu diesem Verhalten mehr in Mißachtung, mehr in Furchtsamkeit, oder mehr im Phlegma einer selbstgenügsamen Gleichgültigkeit zu suchen sei; seinen Antheil aber an der Befreiung und am Wieder-

*) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Fünfter Bd. Neue Folge, erster Bd. Leipzig, Brockhaus.

Digitized by Google

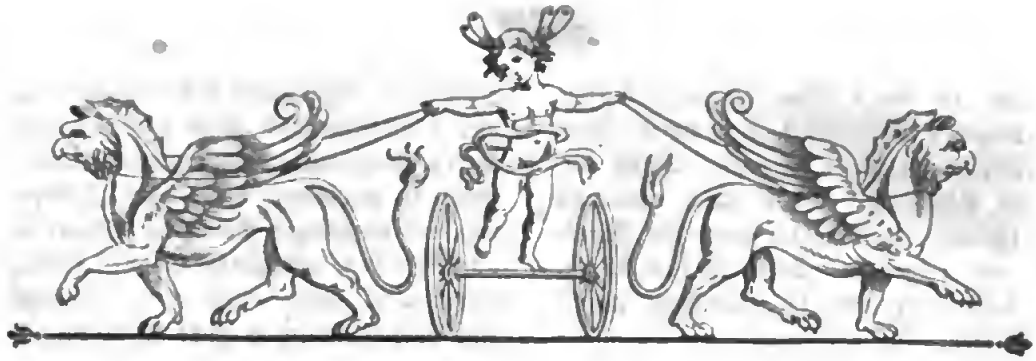
beginn des deutschen Lebens sich zum literarischen Bewußtsein gebracht zu haben, diese Pflicht der Selbstachtung ist Oesterreich sich selber schuldig geblieben. Varnhagen hat in seinen Denkwürdigkeiten einen kleinen Theil dieser Obliegenheit erledigt; er hat die Schlacht bei Wagram, er hat das Fest des Fürsten Schwarzenberg in Paris zur Darstellung gebracht, wir erhielten gegenwärtig seine Schilderung des wiener Congresses. Bevor Varnhagen in die Staatskanzlei des Fürsten Hardenberg trat, war er unter Tettenborn russischer Officier gewesen, hatte unter Oesterreichs Fahnen gedient. Rheinländer von Geburt, Düsseldorf ist seine Vaterstadt, brachte er das sanguinische Temperament seiner klimatischen Heimath innerlich mit, um überall auf den bewegten Wellen seiner planlos herumgeworfenen Zeitgeschichte, in Fluth und Ebbe deutsches Leben nach allen seinen Dimensionen, nördlich wie südlich, östlich wie westlich, zu verstehen, zu genießen und zur Verherrlichung anschaulich zu machen. Aus soviel Begabung zum Verständniß der verschiedenartigsten Nationalinteressen, und zugleich aus einer fast leidenschaftlichen Lust am persönlichen Menschenleben erwuchs jene Allerweltskunde, die die tausendfach zerstückelte Wahrheit des Zeitalters aus allen Ecken und Enden mit sorgsamer Pietät zusammensucht, jene Allerweltsbekanntschaft, die sich zum Archivar von hundert und aber hundert Geheimnissen aus der Cabinetsgeschichte menschlichen Denkens und Fühlens gemacht hat. Und in der Benutzung so vieler Geheimschatze, mit denen ein Mephistopheles des Jahrhunderts arg geschaltet hätte, hat sich vielmehr eine Tugend der Behutsamkeit, die fast wie Furcht aussieht, ein Geist der Humanität in Varnhagen offenbart, der es sich aus Allmenschlichkeitsgefühl zum Verdienst anrechnen darf, selbst noch aus völlig verzerrten Physiognomieen die versteckte Schönheitslinie herauszufinden, in gleichgültig flachen Gesichtern noch die Spur gottähnlicher Gemeinschaft zu entdecken. Kann dies zur Kostbarthuerei mit persönlichen Eigenheiten führen, so erscheint an der Varnhagen'schen Historiographie vielleicht im Gegentheil als rühmlich, daß er niemals eine Person um des Princips willen völlig aufgegeben, niemals jene unter diesem leiden ließ. — Gewisse Maximen, die sich im Thun und Denken ungesucht geltend machen, gehen aus einem Philosophem hervor, das sich eines Zeitalters bemächtigte und den Jugendköpfen den unauslöschlichen Typus aufdrückte. Und so mag denn diese Varnhagen'sche Art und Weise der Geschicht- und Lebensbeschreibung eine letzte Ausgangslinie Fichte'scher Weltanschauung sein; wenigstens ist diese sorgsame Bemühung, in der Person, statt im Princip, die Wahrheit zu suchen und zu deuten, trotz ihrer abgedämpften, vom Fichte'schen Charakter weit entfernten Behaglichkeit, ohne die Persönlichkeitsdoctrin dieses deutschen Philosophen nicht wohl denkbar. Wo jede Person Recht hat, was man unbedingt zugeben muß, fragt sich noch immer, wo die Wahrheit zu suchen sei, auf welcher Seite, in welcher Richtung. Oder diese Diplomatie auf dem Parquet müßte denn mit einem Entrechat nachweisen, daß die Wahrheit einer Zeit nichts anderes sei, als das Zusammengreifen aller ihrer Elemente, der Proceß aller ihrer Kräfte. Freilich erzeugt sich auf diesem Wege die Wahrheit des Jahrhunderts, aber Factoren und Producte sind stets andere. — Es ist hieraus keine Geschichtschreibung unserer Zeit im großen Styl, sondern eine historische Portraitmalerei entstanden, die à la Denner arbeitet und in der Varnhagen allerdings Meister ist. Somit gibt der Geschichtschreiber des wiener Congresses auch hier eine Schaustellung glänzender Portraits. Das ist der unerschöpfliche Reiz der Varnhagen'schen Darstellungen, und die ionische Eleganz, womit uns hier eine wimmelnde Menschenwelt eröffnet wird, versetzt uns in der That in die Stimmung und Lebensluft jener Homerischen Erzählungsweise, nach welcher jede Creatur so wonnevoll prächtig, selbst der Sauhirt ein göttlicher war. Der einzige Thersites, der sich eindrängt in dies helle, klare Varnhagen'sche Epos der deutschen Diplomatie zu Wien, dürfte Herr von Gagern sein.

Dieser Thersites wird in folgender Weise geschildert. „Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr v. Gagern hat selbst über sich schon so ergiebig gesprochen, und ich habe dies Gesprochene so ausreichend wiedersprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier schwer sein würde. Ich will wahrhaftig seine Verdienste nicht schmälern, er hat deren um die deutschen Angelegenheiten unleugbar sehr mannigfache, und hat auf dem Congresse, wie nachher am Bundestage und auf den darmstädter Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirksame Wort ausgesprochen, das von jedem andern Munde ungesagt geblieben wäre, vielleicht auch weil kein anderer es so hatte sagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern besteht darin, daß er Manches, was in schlichter und bündiger Weise zu sagen ganz unmöglich wäre, oder in solcher Weise gesagt das bedenklichste Aergerniß und wohl gar die schärfste Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantisch gelehrte, theils in prelös elegante Formen hüllt, daß er durch stetes Einführen und Mitspielen seines Ichs, wobei die persönliche Eitelkeit, man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zusammenstellungen den Hörer gleichsam befängt, unterhält, aufregt, und ihm, inzwischen derselbe sich an dem Muthwillen ergötzt, und sich solchen Possen weit überlegen glaubt, unversehens alle beabsichtigten Haken einsetzt und Stiche und Drucker gibt, die er im ersten Augenblicke unter den mannigfachen Geberden und Luftfechten nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge oder Genugthuungen nur auf diese Weise zu erlangen waren, so gebühret dem Herrn von Gagern die Ehre, sich zu dieser Weise verstanden und gleichsam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein Zweifel, daß es in den meisten Fällen vorzuziehen sei, die vaterländische Sache manches Gewünschte lieber mit der Würde und dem Ernste des Schweigens vermissen zu sehen, als daß sie mit einem unter traurig lustigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelstolz einhergehe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 95. — den 15. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Fortsetzung.)

Kastel blickte jetzt zum ersten Male in Bertha's ruhige, klare Züge; sie war nicht schön, doch anziehend. „Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „Sie sind noch sehr jung und kennen noch wenig von der Welt. Sie wissen nicht, wie in den Städten unter den Reichen Verhältnisse verschroben, Herzen getrennt werden; Sie wissen nicht, wie unglücklich der Mensch sein kann, wie tief verwundet, und wie er dann nirgends Vergessenheit findet, kein Schlachtengewühl, kein Thatenglück sich ihm aufthut. — Nein! In jetzigen Zeiten fließt kein Lethe mehr den Betrübten."

Bertha schüttelte das Haupt und sagte tief bewegt zu ihrem Bruder, während Thränen in ihren Augen glänzten: „Weißt Du wohl, Eugen, wie unser Nachbar mir vorkommt? — Wie die einsame Cypresse auf einem Grabhügel, so traurig, so dem Tode geweiht; ich möchte den einsamen Baum wohl pflegen."

„Sollte ich nicht am Ende meine lieblichste Rose neben ihm auf den Grabhügel pflanzen?" sagte Eugen neckend, und Bertha erröthete. „Erschrick nicht, Herzensschwester," sprach er weiter, „gern thue ich es gewiß nicht; ich liebe den Menschen nicht, und weiß selbst nicht warum? Auch möchte ich Dich am liebsten nie von mir geben, keinem Mann! Sie sind alle so roh in ihrer Liebe und auch roh in ihrer Gleichgültigkeit. Ich glaube, ich könnte eifersüchtig werden, wenn irgend einer das Recht hätte, diese schöne, rosige Wange zu küssen, die bei dem Worte Kuß sich schon röthet. Nein, wir wollen zusammen leben und sterben, Schwesterchen! Bist Du das zufrieden?" —

„Lieber Träumer!" erwiederte Bertha, „von Herzen gern, Du mußt mich aber auch nicht verlassen, wenn Du die Moosrose findest, hörst Du!" — Und Beide folgten dem Freiherrn und seinem Gast.

Wer betritt nicht gern die Paläste der Reichen, in denen die liebenswürdigen Zwillingsschwestern, Luxus und Comfort, Töchter und Buhlerinnen des Reichthums, herrschen! Wer schreitet nicht gern auf den kostbaren Teppichen einher, auf denen der Schritt eben so lautlos verhallt, wie das Räderwerk des Haushaltes, wie die Regungen der Seele, wie die Schläge des Herzens! Wer blickt nicht gern umher in diese Räume, auf die mit tausend hübschen Nichtigkeiten geschmückten Wände, Tische und Etagèren! Selbst der ernste Geschäftsmann, der für die eigene Häuslichkeit geringere Wünsche hegt, die eigenen Tische frei haben will für Acten und Bücher, der gern schnell den Hut aus der Hand legt, ohne dadurch eine Schar von Kunstwerken mit Vernichtung zu bedrohen. Selbst die schlichte Bürgersfrau, die lieber ihr eigenes Silber und Porcellain in die wohlverschlossene Truhe birgt, um es nur von Zeit zu Zeit wohlgefällig zu betrachten, die unwillkürlich bei dem Anblick der schönen ausgestellten Schätze des Staubes zu gedenken pflegt, und der nöthigen Hände zur Bekämpfung desselben — vielleicht auch mit echt

Digitized by Google

weiblicher Phantasie im Geist schon die ungeschickten Hände sieht, die manches Meisterwerk zertrümmern, und dann die vor Verdruß erbleichende Wange. Selbst der Geistliche und der Philosoph, deren Reich nicht von dieser Welt ist, schreiten nur langsam durch die Gemächer der Reichen und tragen die Seele in den Augen, um alle Details dieses duftenden, schimmernden, wohligen Lebens einzusaugen.

Heute durcheilte aber Doctor Warren, ohne sich umzusehen, die Gemächer der reichen Banquiersfrau, und betrat ihr Ankleidezimmer, das sich dem sechzigjährigen Arzt willig erschloß. Er war ein großer Mann mit scharfen edlen Zügen, Haupt- und Barthaar war ergraut, während die dunklen Augenbrauen noch die einstige Farbe derselben andeuteten; sein feuriges Auge sprach noch von der Jugend seiner Seele und von dem nie alternden Geist der Liebe und Menschenfreundlichkeit. Doctor Warren war der allgemein gesuchte Arzt der großen Stadt, er hatte aber seine Praxis bei den Vornehmen und Reichen selbst beschränkt, damit ihm Zeit für die Armuth übrig bleibe, denn er war die Güte selbst und war auch wohlhabend. Er war der Freund seiner Patienten, und verstand es, ihr Vertrauen zu gewinnen und es sich zu erhalten. Er wußte recht wohl, daß der Körper nur das Instrument ist, auf dem die Seele spielt, und daß der physische Schmerz oft nur der Hilferuf der Nerven für das Weh der Seele sei. Obgleich er nicht zu den witzigen Aerzten gehörte, die da meinen, ein Scherz könne den Kranken erheitern, und dadurch nur einen Mißklang bilden, eine schreiende Dissonanz in der Krankenstube und am Schmerzenslager, so hatte er doch immer ein Wort des Trostes, das Interesse und Zerstreuung zu geben vermochte, und bei den verschiedenen Kranken wählte er dieses Wort eben so sorgfältig und einsichtsvoll wie die verschiedenen Arzenelen. Manche belächelten zwar den gutmüthigen Doctor, der alle Uebel, die ihm geklagt wurden, selbst empfunden zu haben vorgab, und meinten, er müsse ja ein wahrer Märtyrer gewesen sein. Er wußte aber sehr wohl, wie es den Kranken tröstet, wenn schon irgend Jemand gerade so gelitten hat, wie er, und dann fühlte er mittelst seiner theilnehmenden Phantasie auch wirklich oft mit, was sein Körper nicht empfand.

Heftiger schlug jetzt sein Herz, als er das einsame Ankleidezimmer betrat, diese Werkstatt der weiblichen Eitelkeit, dieses Arsenal der Coquetterie. Hier sah er die verschiedenartigsten Pantöffelchen aus Rußland, England, Ungarn und der Türkei, gleichsam in Schlachtordnung aufgestellt; Douilletten von türkischem Shawl, gefüttert mit Mousseline und allen möglichen kostbaren Stoffen waren ausgebreitet, um jeglicher Laune der Eigenthümerin zu genügen; die silberne Toilette war reich besetzt mit unzähligen Pomaden, Odeurs und Bürsten von allen Größen, und große Spiegel strahlten ihm sein eigenes Bild unter allen diesen Herrlichkeiten entgegen. Und doch verweilte er nicht dieses Bildes, dieser Herrlichkeiten wegen; sein Herz schlug heftig vom schnellen Gehen, er mußte sich fassen; sein Herz schlug auch in Besorgniß wegen der, die ihn gerufen, wegen der, die wie ein Stern ihm aus der Ferne leuchtete, die ihm das Auge schien des ganzen Menschengeschlechts, aus dem ihn alle menschlichen Gefühle so veredelt anblickten. —

Sie war krank! Was konnte ihr fehlen? Er hatte sie als Kind auf dem Schooße gewiegt, und ein liebliches Kind war sie gewesen. Sie hatte stets eine schwache Brust gehabt, und der schlanke Wuchs, die zarten, lang gebildeten Finger, der ganze Bau deutete auf Gefahr von dieser Seite! Bei ihr war jeder Husten ängstlich. Hatte sie vielleicht den Husten? Er verweilte einige Augenblicke, um zu hören — doch vernahm er nichts und öffnete die Thür des Schlafgemachs.

Dieses war ein geräumiges, hohes Zimmer, dessen Hälfte ein großes auf vier goldenen Löwenklauen ruhendes Mahagonibett einnahm. Teppichbekleidete Stufen führten zu demselben hinan, und auf der obersten stand ein Fauteuil neben dem Bett; himmelblaue Damastvorhänge waren von einem goldenen Adler oben zusammengehalten; in die mit Rosaatlas gefütterte Decke von Spitzengrund war ein doppeltes Wappen in der Mitte gestickt und in den Ecken Kronen; denn der reiche Banquier hatte sich adeln lassen. Auch die Kissen waren gestickt und mit Rosa gefüttert, und die Kleidung des lieblichen, in diesem Bett ruhenden Wesens stimmte mit der ganzen Umgebung überein, ihre Augen überstrahlten aber Alles. —

Was für Farbe diese Augen hatten, das wußte Niemand. Manche meinten, sie seien braun, andere blau, denn bei Lichte hatten sie einen andern Glanz als am Tage, und in den verschiedenen Stimmungen wechselte der Ausdruck auf so verschiedene schnelle Weise, daß man nie darüber ins Klare kommen konnte. Nur darin stimmten die Leute überein, daß die Augen schön seien und den Himmel in sich trügen. Ihr Haar war von jenem seltenen Blauschwarz, und die Nase ein wenig gekrümmt von jener feinen Regelmäßigkeit, die man den Zügen der Rebecca zuschreibt. Das mochte wohl

Digitized by Google

sehr natürlich zugehen, und ein Tröpfchen israelitischen Blutes durch die Adern und durch das schöne christliche Herzchen strömen. Jetzt waren Rosaliens Augen geschlossen, — sie schlief nicht, aber sie träumte. —

„Wie? sind Sie krank?" fragte der Freund und Arzt besorgt, nachdem er auf dem Fauteuil neben ihr Platz genommen hatte, und Rosalie schlug die Augen auf. „Sie haben kein Fieber und der Puls geht ruhig — ja ruhiger als je!"

„Ich habe das Fieber der Seele."

„Dagegen kann ich nichts verschreiben."

„Wirklich nicht? lieber Doctor! Sollten Sie nicht irgend ein homöopathisches Pülverchen haben mit einem Trillionstheilchen Gold oder Arsenik, das so probat gegen Hypochondrie; — in bedeutenden Dosen sind sie es gewiß! Haben Sie nicht ein Körnchen, das man nicht sieht und nicht schmeckt, ein Körnchen der Geisterwelt? — Oder so ein weißes Krystallwässerchen, so klar wie die unschuldige Seele, das gegen jene Müdigkeit — jene Lebensmüdigkeit wirkt, die mich nie verläßt?"

„Wie! schon jetzt lebensmüde, gnädige Frau? Der Carneval hat ja kaum begonnen."

„Der Carneval, was ist mir der Carneval! Er ist ein schaales, wässeriges Element, in dem man sich nur momentan gefallen kann, das über glatt gewaschene Kieselsteine hinwegströmt. Für mich birgt es höchstens Sandbänke — nicht einmal Klippen, und doch bedarf meine Seele der pittoresken Felsen, — ja, einer Charybdis und Scylla, um der Lebensmüdigkeit, die mich ergriffen, zu vergessen."

„Warum bleiben Sie aber auch so lange zu Bett?"

„Ja, eben weil ich so müde bin, und weil mich nichts herauslockt. Da träume ich denn lieber, und sehen Sie, lieber Warren, das Träumen vor und nach dem Schlafe ist der Morgen- und Abendthau der Seele, in den Thautropfen spiegelt sich die Sonne, die bunte Welt und das Glück."

„Thun Sie doch, als ob das Leben Ihnen nichts als Gewitterwolken brächte!"

„Nein, o nein! Keine Gewitterwolken, lieber Doctor! O, wenn es nur donnern wollte und blitzen um mich her, daß ich erzittern, und wenn das Gewitter hinweggezogen, mich freuen könnte; dann wäre ja der Himmel wieder blau, die Erde erfrischt, die Vögel zwitscherten wieder, bunte Käferchen hervor und die Schmetterlinge trockneten ihre nassen Flügel. Ja, das wäre schön, aber so ist es trüb', schwül um mich her, die Luft ist schwer, alles ist todt, und meine Nerven verarbeiten das alles so schlaff, daß ich mich unwohl fühlte und zu Ihnen schickte. Sie sind mir doch nicht böse, daß ich nicht todtkrank bin? Sie zürnen mir doch nicht, daß ich Sie rufen ließ?" — Dabei lächelte Rosalie so süß und schelmisch, als wüßte sie recht gut, wie gern Warren sich von ihr rufen lasse. Zur Antwort küßte er ihr die Hand.

„Sehen Sie," fuhr sie traurig fort, „ich komme mir vor wie eine Pflanze, ich vegetire nur noch."

„Wie eine Rose, wollen Sie sagen." —

„O, die Zeiten sind vorüber! Sie ist verwelkt die jugendliche Rose, die Blätter sind abgefallen. Doctor, ich bin schon drei und zwanzig Jahre alt; ich dächte, da wäre es mit der Jugend vorbei."

Warren lächelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der wiener Congreß.

(Fortsetzung.)

Von historisch-sachlichem Interesse ist in den Verhandlungen des Congresses damals die muthmaßliche Einverleibung Sachsens mit Preußen und die Ländervertheilung Polens an Rußland. Man weiß, daß es einen Moment gab, wo die heilige Allianz die Feder mit dem Schwert zu vertauschen im Begriff stand, um diese Puncte auszufechten. Nach Varnhagen's Bericht war jedoch schon wieder friedlichen Einflüsterungen Gehör gegeben, als der Ruf erscholl, Napoleon sei in Frankreich gelandet. In der Darstellung des Gewirres von alten Ansprüchen, womit man die Neugestaltung Deutschlands beeinträchtigte, ist Varnhagen ein Virtuos. Eben so weiß man, daß er zur Erklärung von Ereignissen sehr glücklich die Lebensluft schildert, welche die Poren auch der festesten Körper durchnagt. „Was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitere, auf beeden Genuß geeichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italienische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italienische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder anderen deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viel andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dieses gehört so eigenthümlich zu dem wiener Congresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses Element bis in die politischen Verhandlungen und Beschlüsse unmittelbar eingedrungen, und auch dort seine Spur nachzuweisen sei, möchte sich schwerlich behaupten lassen, da in der diplomatischen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe so leicht unzer-

Digitized by Google

setzt besteht; aber mächtig gewirkt hat dieses Element sicher auf alle Personen, die darin geathmet, und also gewiß auch mittelbar auf die Geschäfte, welche von diesen Personen geführt worden, und vielleicht in dieser Hinsicht am bedeutendsten ist der wiener Congreß eben der wienerei" Hierzu gehört das Wort des alten Fürsten von Ligne: Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas.

In einem schönen, herrlichen Lichte erscheint uns das Verhältniß Hardenberg's und Humboldt's zu einander, wie denn Varnhagen die Beziehungen der Personen zu einander, die seine Erwägung dessen, was sie sich gegenseitig waren, vielleicht noch glücklicher und sicherer, jedenfalls mit unendlich zarter Feinheit aufzufassen weiß, als die einzeln stehende Figur selbst nach ihrer inneren Einsamkeit. Die Art und Weise dieser ganzen Geschichtschreibung und Lebensanschauung erkennt keine Atome an, freilich auch keine absolute Substanzen, oder hält diese wenigstens im Hintergrunde; immer nur Beziehungen, relative Potenzen; und somit muß sie in der Auffassung der Verbindungslinien von Personen unter einander ihre Stärke haben. Eben so großen Genuß bietet uns die Darstellung der Verhältnisse jener Geister aus dem protestantischen Norden, welche sich zu Oesterreich gesellten, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner. Wir geben die Schilderung des Letztern. „Auch an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es dem Congresse nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor anderen Personen berufen schien, die vornehme Welt von dieser Seite anzusprechen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem Verkehr stand und bald in hohe und folgenreiche Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrschend katholischen Einflüssen des Orts mit ihrer protestantischen Mystik schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner sich eingefunden, der königsbergische Preuße, Verfasser der Söhne des Thales, der Weihe der Kraft und anderer Theaterstücke, der seinen lange versteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem bald faselnden, bald trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der Verbündeten besungen, und in seiner Weise, die Alles durcheinander mischte, die protestantische Königin Louise von Preußen, als eine der Heiligen mitaufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdische Siegeswerk mitvollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenossen achteten solcher Absprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und Niemand mochte die poetische Licenz rügen, mit der die dogmatische Unterscheidung einen Augenblick der practischen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein seit Jahresfrist waren alle, bis dahin unbestimmt in einander fließenden Meinungen und Denkarten zur Entwicklung vorgeschritten, und hatten sich gesondert und befestigt. So war denn auch Werner seitdem schon ein ganz anderer Katholik geworden, und jetzt der Erste, solche poetische Milde, welche den Nichtkatholiken den katholischen Himmel öffnet, und sie dort sogar mit dem Heiligenschein schmückt, als eine sündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf strenges Bekenntniß zur katholischen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Papst, und hätte sich um keinen Preis mehr erdreistet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzusprechen. In den Fasten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, sein bekannter Name und Lebenslauf, wie sein wunderliches Wesen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geistlichen Ertrag auch reichlichst weltliche Unterhaltung versprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu seiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauspiel- und Gesellschaftswesen, entfaltete er seine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham a Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger sich erlauben, was alles seine Dreistigkeit antasten, seine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Lust besprach er seine eigenen, persönlichen Angelegenheiten, seine Sündhaftigkeit, seine Bekehrung und Buße, und indem er den Andern die Hölle heiß machte, schwelgte seine Eitelkeit in doppelter Selbstbespiegelung, der ehemaligen Weltlust und der jetzigen Auserwählung. Er machte wahre Theaterstreiche, nicht nur ärgerliche, sondern auch geradezu unanständige. Er gefiel sich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angst zu versetzen, ja diese bis zum Gipfel des Schreckens zu steigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnsinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieser Spitze seinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabstürzen, wo sich alles in zuverlässiger Weise ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allersündlichsten und ärgerlichsten Theile des menschlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angibt, durch die er sich bemerkbar macht, endlich, nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung derselben, mit unerhörter Dreistigkeit fragt, ob er ihn noch erst nennen, oder gar ihn zeigen solle? darauf aber ausruft: „Die Zunge ist es!" — der hat das sprechendste Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser Schäker Schimpf und Spott mit seinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er seine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche solchen hautgoût und das Heilige mit solchem Sinnenkitzel verquickt zu finden."

(Der Beschluß folgt.)

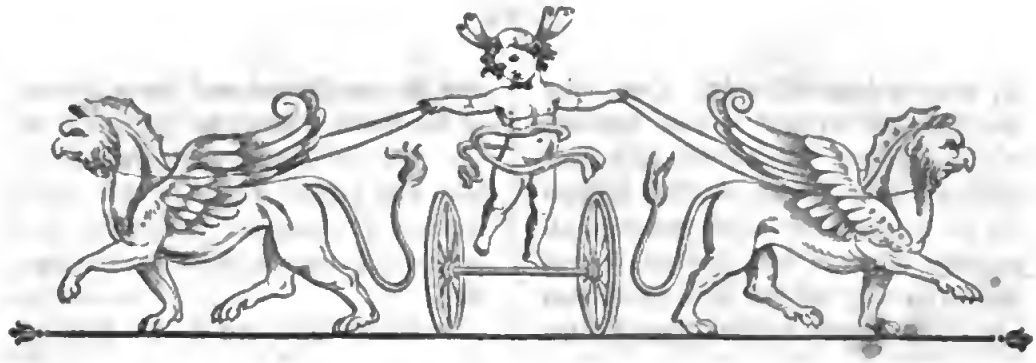
Notiz.

[Varnhagen über Puschkin.]

Die voriges Jahr in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschienene Recension Varnhagen's von Ense über Puschkin's Werke ist nun zum Drittenmal ins Russische übersetzt worden. Die erste Uebersetzung war in bedingt günstigem Sinn gemeint, die zweite in ganz feindlichem, die dritte endlich ist in vollkommen anerkennender und beistimmender Meinung gegeben, und steht in dem geschätzten petersburger Journal Otetschestwennüja Sapiski (Vaterländische Denkwürdigkeiten), wo sich Hr. Katkoff als Uebersetzer genannt hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 96. — den 16. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Fortsetzung.)

„Sie lachen mich aus, Sie beklagen mich nicht einmal!" sagte Rosalie und Thränen traten ihr in das Auge, das sich so sehnsuchtsvoll nach einem Trostesworte auf ihn richtete.

„Ich lache nur über Ihr Alter, über Ihr Unglück möchte ich aber weinen, weil dem gar nicht abzuhelfen ist. Ich komme eben von einem andern Unglück, von Tod und Armuth. Haben Sie Geld, gnädige Frau; hat nicht der Ballstaat, der neue türkische Schmuck, den ich neulich bei Ihnen sah, alle Baarschaften aufgezehrt, — o, so kommen Sie, Sie können helfen, Sie können wohlthun!"

Rosalie schlug froh in die Hände: „Mein lieber Doctor, den türkischen Schmuck habe ich nicht gekauft."

„Aber Sie fanden ihn so schön, und das Blau kleidete Sie so gut." —

„Ja, das ist es eben," sagte Rosalie, und der Freudeblick erlosch plötzlich wieder, „ich fragte mich, wozu? für wen? Und das Geschmeide hatte den Reiz für mich verloren. Ja, Doctor, ich habe eine gefüllte Börse, ich kann helfen und will helfen. Gehen Sie nur einstweilen in mein Lesezimmer, ich stehe gleich auf und begleite Sie, geschwind — geschwind!" Und sie zog ungeduldig die Klingel.

Doctor Warren betrat das Lesezimmer, wo Rosalie einen großen Theil des Tages zubrachte. Er fand drei Bücher aufgeschlagen, Faust nämlich und dessen englische und französische Uebersetzungen im Manuscript. Er blätterte im deutschen Exemplar und las die angestrichenen Stellen mit besonderem Interesse. Nach wenig Minuten trat Rosalie blühend und strahlend herein.

„Ist Ihnen besser?" fragte Warren theilnehmend.

Rosalie lächelte. „Mir ist wohl," sagte sie, „und das danke ich Ihnen. Stellen Sie sich nur nicht verwundert über die schnelle Kur, Sie wußten recht gut, daß die leidende Armuth, daß ein Lebenszweck mir Gesundheit zu geben vermag! Sowie ich weiß, warum ich lebe, so lebe ich auch gern."

„Ist es aber nicht schon der Mühe werth zu leben, wenn man solche Bücher lesen, verstehen und auch lieben kann?" erwiederte Warren auf den Faust hindeutend.

Rosalie lächelte. „Meinen Sie wirklich, lieber Doctor, ein Buch könne Herz und Leben einer Frau ausfüllen? O, nein! Für mich wenigstens sind alle Bücher todt, wenn ich sie nicht mit oder für Jemand lese; es muß ein Menschenherz das Klopfen des meinigen als treues Echo begleiten. Jetzt habe ich den Faust nur vorgenommen, um ihn mit den zwei Uebersetzungen zu vergleichen. Es ist doch gewiß ein löbliches Streben, die Meisterwerke eines fremden Volkes dem eigenen zugänglich zu machen, und es gereicht sowohl den Engländern als den Franzosen zur Ehre, wenn sie sich bemühen, in den Geist des Deutschen einzudringen, obgleich Frankreich es nur halb, und England gar nicht vermag. Der Engländer ist eine eben so spröde Masse wie sein

Digitized by Google

Stahl, er ſpringt, aber er biegt ſich nicht. Trotz aller Verwandtſchaft der Sprachen verſteht er doch von den deutſchen Werken nur das, was ihm behagt, d. h. was engliſch iſt, heraus, und was nicht in engliſche Formen paßt, belächelt er — ſo möge er denn immerhin lächeln — dieſe Inſulaner haben ja meiſt ſo ſchöne Zähne! — Die beiden Ueberſetzer, die mir hier ihre Werke vorgelegt, ſind artige, junge Leute, — ſehr gute Tänzer. Der Engländer ein Whig, der Franzoſe — ein echter Franzoſe. Sie baten mich Beide um mein Urtheil über ihre Arbeit, und ſo widmete ich einige Tage dieſem Vergleich. Mir iſt es aber, als ob Gretchen mir durch die Ueberſetzung verloren gegangen wäre, dieſes ſchöne, friſche, deutſche Frauenherz, es dürfte nicht zu viel angeſehen werden, nicht zu viel beſprochen, nicht überſetzt. Die Maßlieb-Scene wird leicht zur Grimaſſe. Wiſſen Sie wohl, Doctor, daß ich die halbe Nacht nicht über Gretchen ſchlafen konnte? Sie ſcheint mir eine wahre Apotheoſe der Frauen, und trotz all' ihrem Elend fand ich ſie ſo glücklich, als am Ende ſie durch ihre Vermittelung ihren Fauſt noch dem Feinde entreißt und ihm den Himmel erſchließt. Es iſt wohl manchen Frauen ſchon gelungen, ſich und die ganze Welt dem Geliebten hinzugeben, den Himmel aber vermochte keine zu verleihen, wenigſtens nicht den himmliſchen Himmel im Jenſeits. O, vermöchten wir das!" rief Roſalie, und wieder funkelte das Auge in ſo feenhafter Sehnſucht, daß der entzückte Freund nicht gleich die Antwort finden konnte. Endlich ſagte er:

„Sollte bei dieſer Sehnſucht nicht auch die weibliche Eitelkeit ein Stimmchen haben?"

„Das mag wohl ſein," antwortete Roſalie unbefangen, „ich ſpreche dieſelbe auch nicht etwa wie etwas Tugendhaftes aus, es wohnt aber in mir dieſes Gefühl wie ein Inſtinkt. Von jeher beneidete ich die Frauen der Geächteten und Verbannten, die dem Mann folgen konnten in die ſibiriſchen Bergwerke — ins Exil, in den Kerker; und König Enzio's Geliebte in der Tiefe ſchien mir ſehr glücklich; ich hätte gern einen Rebellen, einen Demagogen, einen Polen, Ungarn, irgend einen mit Ketten Belaſteten geliebt."

„König Enzio wird wohl oft übler Laune geweſen ſein, und das eheliche Glück in den ſibiriſchen Bergwerken iſt wohl auch nicht immer romantiſcher Art; — ich wünſche jedem weiblichen Weſen, mit dem ich es gut meine, einen ſoliden Bürger, einen getreuen Unterthanen, einen glücklichen Mann, deſſen Glück ſie erhöhen, dem ſie den Himmel auf Erden bereiten kann, während er für ſeinen Himmel im Jenſeits ſelbſt Sorge trägt."

„O, Sie allzuvernünftiger Doctor," entgegnete Roſalie halb lachend, indem ſie ihm den Arm reichte, „jetzt kommen Sie nur, wir verplaudern da die Zeit und vergeſſen, daß wir in das Sibirien der Armuth berufen ſind —"

An der Thür rief ſie der Joſe zu: „Vergiß nicht, meine geſtrige Arbeit aufzutrennen!" Dann wandte ſie ſich wieder an den Doctor: „Geſtern war einer meiner Verehrer bei mir, ein junger Naturforſcher, und während dieſer mir über das Antediluvianiſche vortrug, habe ich mich in der Tapiſſerie ganz verzählt; dabei iſt mir die Geſchichte der Penelope recht klar geworden, denn wenn mir der eine Verehrer ſchon ſolche Diſtractionen machen konnte, was mögen da nicht die unzähligen Freier vermocht haben, ſelbſt ohne die Sehnſucht nach dem fernen Gatten; da iſt es denn gewiß natürlich zugegangen, daß ſie in der Nacht auftrennen mußte, was ſie am Tage gearbeitet; — freilich deuten nicht alle Leſer des Homer die Mythe auf dieſe Weiſe."

Leicht hüpfte Roſalie nun dahin. Als ſie aber die Räume des Elends betrat, die enge, feuchte, menſchenangefüllte Wohnung, jenes Reich der Armuth; die dichte, dumpfe Luft einathmete, dieſes Element der Armuth, da wurden die ſchönen Züge ſo ernſt, Thränen traten ihr in die Augen, ſie weinte über dieſen und alle ähnliche Fälle. O, daß es noch Arme gibt in der Welt! Mag immerhin neben dem Palaſte des Reichen die arme Hütte ſtehen; mag immerhin neben dem Schwelger das trockene Brot verzehrt werden; mag immerhin der Arme arbeiten müſſen, während der Reiche des Müßigganges pflegt. Aber frieren und hungern dürfte der Arme nicht mehr in der Nähe des Reichen, und das hohläugige, bleichwangige Elend müßte nicht ſo entſetzlich dem Freund der Armuth entgegenſtarren!"

Roſalie war ernſt beſorgt, dem Uebel abzuhelfen, ſie gab Rath und Geld und Arbeit, und der Doctor ließ ſie gewähren. Roſalie wußte, daß Wort und Beſuch des Reichen dem Armen eben ſo heilſam ſind, als das Geld. In der Hütte war ſie wie ein Engel erſchienen, der himmelblaue Mantel dünkte den Leuten die Wolke, worauf ſie herabgeſtiegen, und aller ſie umgebende Luxus galt ihnen für überirdiſch. Ein ſechzehnjähriger Knabe war jetzt der Kranke, und in der Fieberphantaſie betete er zu ihr um Kraft, die Familie zu ernähren, da der Vater vor drei Tagen geſtorben. Sie verſprach wiederzukehren, Eſſen und Linnen zu ſchicken und den Kin-

Digitized by Google

dern Kleider. Sie ließ sogar ihren Siegelring auf dem Tische tanzen und klirrte mit den Armbändern, weil der Kleinste so hübsch lächelte und zappelte bei dem ungewohnten Spielwerk.

Als sie an des Doctors Arm zur niederen Hütte heraustrat, kam eben ein Fremder vorüber; er blieb stehen und blickte der schönen, geputzten Dame nach, auch sie wandte sich nach ihm um, und sah ihn ins Haus hineingehen. Sie ahnete, daß er sich nach ihr erkundige.

An ihrer Wohnung angelangt, verabschiedete sie den Doctor; der treue Freund öffnete die Thür und blickte ihr nach, bis sie auf der großen Treppe verschwand. Vorher blickte sie noch einmal nach ihm um, und nickte ihm zu. „Sie ist ein Engel!" sagte er zu sich selbst. „Still, altes Herz! Es ist ja Winter bei Dir, merkst Du denn nichts in der warmen Menschenbrust vom Schnee der Locken? Du wirst doch nicht einen Hekla auf Island spielen wollen!" — Und kopfschüttelnd ging er weiter.

Rosalie fand einen Brief von Bertha, worin diese ihr mit echt mädchenhafter Weitschweifigkeit ihr Thun und Treiben, ihr Landleben, die Nachbarschaft und Kastel beschrieb; auch empfahl sie ihr den Bruder Eugen, der diesen Brief gebracht. Das war er, sagte Rosalie zu sich selbst, denn bei dem jungen Fremden war die Aehnlichkeit mit Bertha ihr im flüchtigen Vorübergehen aufgefallen. Sie träumte lange über den Brief, er war so voll lebhafter Schilderungen, sie meinte, Kastel vor sich stehen zu sehen, mit den düstern Brauen. Die jungen Mädchen können auch so hübsche Briefe schreiben, so lange und nie zu lange. Warum verlieren sie dieses Talent nur in spätern Jahren? Gerade wenn sie nicht mehr von Liebe und Liebesglück erzählen, keine Verlobung und Hochzeit melden können, sollten sie recht viel schreiben, um die Freunde mit den kleinen Nüancen des Frauenlebens fortwährend vertraut zu erhalten. So lassen sie aber die Freundschaft einschlafen, die doch eine so gute Trösterin ist, wenn die Zeit der Liebe vorbei.

Als Rosalie am Abend in den Ballsaal trat, stand der junge Fremde von heute Morgen an der Thür. „Die Moosrose!" rief er und sein Athem stockte. Bei diesem Ausruf blickte Rosalie auf die Moosrose, die sie an der Brust trug, und freute sich, daß man diese schön fand, denn sie war ein Geschenk vom alten Grafen B., der schon seit Jahren krank, und mit dem sie einige Male in der Woche Schach spielte. Sie spielte sehr gut, doch verlor sie immer zwei Partieen von dreien, um ihm Freude zu machen. Aus Dankbarkeit schickte er ihr Blumen, und der Ausruf des jungen Mannes freute sie, weil sie am andern Morgen dem alten Freunde erzählen konnte, daß seine Moosrose gefallen. Eugen ließ sich ihr vorstellen und mußte ihr viel von der Schwester erzählen, sie fragte nach allem, und wie es schien mit großem Interesse, auch nach Kastel. Eugen nannte diesen einen unheimlichen Gast, der ihm immer wie in den spanischen Mantel gehüllt erscheine, wenn er auch nur im Frack dastehe, er sei immer trübe und menschenfeindlich, ja wohl gar unglücklich gestimmt; — darüber lachte Rosalie. — Eugen's blaues, träumerisches Kinderauge zog sie wunderbar an, sie nannte ihn oft Kind, wenn er von Blumen und Poesie sprach, aber sie hörte gern zu, sein Geist schwebte so zwischen dem wirklichen Leben und der Chimäre, daß der Jüngling ihr oft selbst ein lebendiges Mährchen zu sein schien. Er klagte oft: die Jugend werde ihm so schwer zu tragen, und er möchte gern alt sein wie Methusalem, um nur nicht tanzen und streben zu müssen, wie ein junger Mann. Darüber gab Rosalie ihm einen Verweis: „Wer noch nach Liebe streben kann," sagte sie, „ist nicht unglücklich, und Ihre Jugend, Ihre Verhältnisse berechtigen Sie noch zu der schönsten Hoffnung." — Aber da blickte Eugen sie so wunderbar aus seinen Kinderaugen an, daß es ihr unheimlich wurde in seiner Nähe, und sie von dannen eilte. — (D. F. f.)

Der wiener Congreß.

(Beschluß.)

Im Gewühl von Gestalten und Vertretern der verschiedensten Richtungen taucht auch jener Bollmann auf, den wir schon auf Ollmütz im Verein mit Lafayette durch Varnhagen kennen lernten. Bollmann war aus Nordamerika zurückgekehrt. Was er von dem freien Bürgerstaate erzählte, klang damals zwischen den Potentaten und bunten Ordenssternen hindurch wie fabelhafte Kunde aus Utopien. „Das ganze Land," sagt Varnhagen, „war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorstellung eines solchen Freistaates, dessen Entwicklung das fabelhafte, ja schreckbare Beispiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anwesenden Diplomaten, dessen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Cursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man gerade hier bei dem Monarchencongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte sich durch das Gewicht der Sache wie

zerschmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in seiner Gegenwart versucht worden. Der gute Vollmann aber hatte kein Arg dabei; sein Sinn war weder für die Uebelstände der Freiheit, noch für die Vortheile des Königthums blind."

Auch Beethoven in Wien blieb nicht unberührt, obwohl nur als Gesellschaftsfeind, mithin für Varnhagen ohne drängenden Anreiz. „Der Fürst Anton Radziwill", erzählt er, „der in seiner Composition des Goethe'schen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber, seit ich ihn nicht gesehen, an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmeren nichts mehr zu schaffen haben, und drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Compositionen er höchlich schätzte, gab er etwas nach, und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Es hat sich schwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war sein Name, wenn auch berühmt und verehrt, noch keineswegs auf der Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammengeflossenen gemischten Menge erhielt sich italienische Leichtigkeit und Anmuth vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend."

Das musikliebende, leichtsinnige Wien hat allerdings nie diesen musikalischen Genius begriffen; erst auf andern Punkten Deutschlands ward sein Ruhm, sobald man anfing ihn zu verstehen, begründet. Was den wiener Congreß betrifft, so hat Beethoven, in Folge einer Aufforderung, ihn in einer Festcomposition gefeiert, deren rednerischer Lärm recht eigentlich als eine Parodie auf das europäische Ereigniß gelten kann.

Eine interessante Figur gibt der schon von Gans geschilderte Buchhändler Doctor Cotta ab, der Vater des jetzigen Freiherrn; er wußte mit seinen journalistischen Interessen glücklich zu antichambriren. — Ganz von aller Schaustellung zurückgezogen, machten drei stille Personen, ebenfalls zu Varnhagen's Bekanntschaft und Umgang gehörig, gleichsam ein mephistophelisches Trio. Diese drei, die mit Satyre und ruhiger Weltverhöhnung den Begebenheiten zusahen, waren Doctor Jassoy, ein frankfurter Rechtsgelehrter, Karl v. Nostitz, ein russischer Oberst, früher Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und jener sanscülotte cynische Wiesel, dessen Gestalt Varnhagen schon früher gezeichnet hat.

Notizen.

[Politische Symptome.]

O'Connel droht, der Stanley'schen Registrationsbill wegen, Irland auf gütlichem Wege von England zu trennen; Irland soll wieder ein besonderes dubliner Parlament haben. Dafür wollen einige deutsche Reiche, wie Böswillige behaupten, wegen des Gutenbergfestes sich von Deutschland losreißen; auch haben sämmtliche Mitarbeiter der Adelszeitung gedroht, sie würden sich von der Literatur lossagen, sobald die deutsche Censur aufhörte. (?) —

Seit dem Beginn des Ministeriums Thiers wird Louis Philipp wieder bei den Parisern populairer; man feiert sogar Philippsfeste. Dagegen werden 1840 die Julifeste wegen einer bevorstehenden Prinzenvermählung auf die Hundstage verschoben. —

In Hannover lebt ein alter Schulmeister, der sich vorgenommen hat, die „Zeit" todtzuschlagen, weil er so viel Böses von ihr gehört hat. Zu diesem Zwecke zieht er, von einem Sancho Pansa begleitet, im Lande umher, und zerschmettert, trotz alles Geschreies und der Protestationen aller Welt, jede neumodische Uhr, die ihm in die Hände fällt. Nur die alten schwarzwälder Wanduhren verschont er. Nach jeder solchen Heldenthat ruft er: „Ich habe die Zeit, die böse Zeit todtgeschlagen!" —

Seit 1840 ist in Sachsen die Marseillaise nicht mehr Mode, oder wie der Groschenmusikant im leipziger Rosenthal parlamentarischer sagt: „nicht mehr an der Tagesordnung". Auch hört man von den Harfenmädchen nicht mehr so oft das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren". Dafür ist das Bier wohlfeiler, und Graf Alexander von Württemberg singt im Morgenblatt: „Noch ist Deutschland nicht verloren". — —f—.

[Deutschland in Nordamerika.]

Deutschland macht in Nordamerika ungemeine Fortschritte. Mit der Zeit entsteht vielleicht dort ein Neu-Deutschland, ein Spiegel für das europäische, eine Auferstehung des in Europa vielleicht sterbenden Deutschlands. Was will man mehr? Nordamerika treibt deutsche Literatur; deutsche Bücher fangen in Nordamerika an zu grassiren. Auf der Howard-Universität versteht fast jeder Student etwas Deutsch. Deutsch-englische Wörterbücher, aus Leipzig gebürtig, machen in Neu-York und Boston die größten Eroberungen. Nordamerika sucht deutsche Philosophen, deutsche Dichter, deutsche Musiker, deutsche Sprachlehrer. Nur deutsche Censoren sucht es nicht.

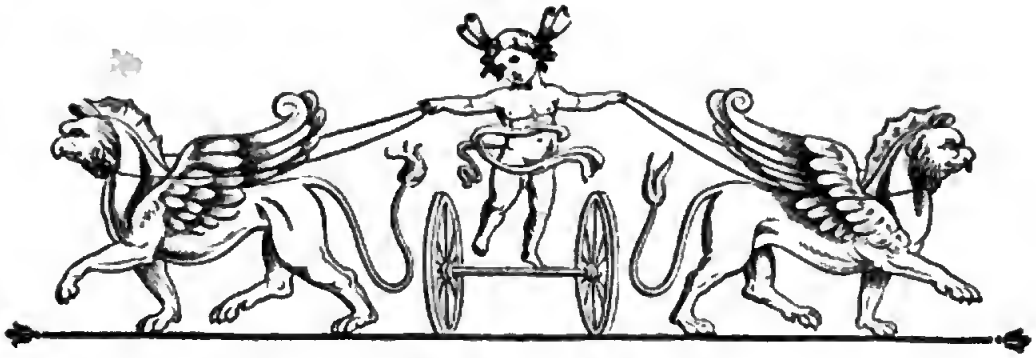
— f —.

Berichtigung.

Hr. Joseph Mendelssohn, Schriftsetzer in Paris, versichert uns, daß die Novelle „Scholtische Rache" in seinen „Blüthen" nicht dem Englischen entlehnt, vielmehr von eigener Erfindung ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 97. — den 18. Mai 1840.

Redacteur: Dr. T. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

Novelle von Amalie Winter.

(Fortsetzung.)

„Der Himmel weiß," sagte Rosalie zum Doctor Warren, dem sie begegnete, „warum ich mit den Landwirthen so wenig Conversationsstoff habe; ich kann doch sonst mit allen Leuten sprechen, aber mit den reichen Gutsbesitzern durchaus nicht. Diese Leute haben aber auch gar nicht ein Bischen Poesie, all' ihr Dichten und Trachten versenkt sich in die Erde. Sie freuen sich an der Blüthe, nur der Feucht wegen, an der schönen wogenden Saat, nur um sie umzubauen und in die Scheune zu fahren, und an allem Gedeihen und Gelingen ihres Werkes, nur weil es Geld einträgt. Das Geld ist bei ihnen nicht Mittel, sondern Zweck."

„Es ist aber auch der höchste Zweck, nach dem wir streben können, als nach dem höchsten Mittel; haben Sie schon vergessen, wie sie mit Geld heute Glück bereiteten?" —

Rosalie blickte ihn lange an, dann seufzte sie. „Ich werde so oft daran erinnert, daß Geld nicht das Glück ist, daß ich die damit bereitete momentane Freude wenig hoch anschlage."

„Und möchten Sie denn nicht auf dem Lande leben?" sagte Warren, der so gern die Anfälle von Melancholie in Rosaliens Wesen unterdrückte. „Sie haben so viel Sinn für die schöne Natur; der Aufenthalt im Freien würde Ihrer Gesundheit so zuträglich sein, und Ihre Phantasie würde die ländlichen Freuden so poetisch gestalten!" —

„Nein, nein, lieber Doctor, ich möchte nicht auf dem Lande wohnen, jetzt wenigstens nicht. Wohl kann das Landleben der Himmel sein, voll Poesie und Lebensfreude, aber dazu gehört durchaus ein Liebesglück. Da muß man die Dämmerstunde durchkosen können, man muß am Morgen sich freuen, daß nebst der Sonne auch zwei liebende Augen aufgehen. Man muß auf einen geliebten Arm gestützt, über Berg und Thal, über Felder und Auen umherziehen können, und so das ganze Leben vor sich haben. Auch muß man auf dem Lande von vielen Kindern umspielt sein, die auf die Heuhaufen kletteen und den Wiesenabhang herabrollen, die Blumen pflücken und Kränze winden, während das Elternpaar an der Quelle sitzt und plaudert, und sich gegenseitig die schönsten Blumen, die geistigen Rosen der höchsten Gedanken, der innigsten Gefühle streut. Dann ist es ein Glück, das Landleben; ich aber, lieber Doctor, ich muß in der Stadt wohnen, ich muß Menschen sprechen, schöne Musik hören, Theater und Gemälde sehen, die Meisterwerke der Literatur müssen mit den Literaten selbst zu mir eintreten, ich muß jeden Augenblick das Gefühl haben, Freude zu bereiten, Wohlwollen zu erwecken, sonst sterbe ich; ich muß von den Menschen, von Ball und Concert, von Künsten und Wissenschaften mir frohe Augenblicke erbetteln, als ein kärgliches Almosen, sonst verschmachtet mein Herz. Aber wunderbar bleibt es doch immer, daß die Gutsbesitzer, gleichsam als ab-

Digitized by Google

neten sie meine Abneigung gegen das Landleben, so wenig Gefallen an mir finden, und wenn ja einmal einer Freude an meiner Unterhaltung zu haben scheint, so weiß ich auch schon, daß es mit seiner Liebe zum Ackerbau nicht weit her ist."

„So vergönnen Sie doch wenigstens einigen Sterblichen, Ihren Ketten zu entrinnen!" sagte Doctor Waeren scherzend, „wissen Sie wohl, daß Sie Coquette sind?"

Rosalie hatte sich eben abgewendet, um den Doctor zu verlassen, jetzt stand sie aber wieder vor ihm und blickte ihn ernsthaft an. „Das ist nicht Ihr Ernst, lieber Freund, Sie können mich unmöglich Coquette nennen. Ich will ja nicht gefallen, ich freue mich nur, wenn es geschieht; ich wende keine Berechnung, keine Kunstgriffe an, kaum die einfachsten der Toilette, ich bin mit allen Menschen gut und freundlich, ich bin immer ich selbst, ich sage nichts, was ich nicht denke, und zeige kein Interesse, das ich nicht fühle, keine Theilnahme, die ich nicht wirklich empfinde; ich gebe meine Seele mit allen ihren Fehlern und Fehlerchen."

„Das ist es eben, was ich Ihnen zum Vorwurf mache. Sie lassen Jeden in diese Götterseele hineinschauen, auch den, der kein Recht dazu hat."

„Recht?" sagte Rosalie erstaunt, „wo gibt es denn solch ein Recht? Kann man Billets lösen, um in die Seele einer Frau zu sehen? Ueberwölbt denn die hohe, hehre Natur, dieses schaffende, thätige Vorbild der Frauen, ihre klaren Quellen, ihre Spiegelbäche? Kann nicht der müde Wanderer daraus schöpfen, das leichte Reh, das muntere Vögelchen, die geschäftige Biene ihren Durst darin löschen; kann nicht alles, was lebt und webt, sich daraus erquicken, und der Mensch sollte mit seiner Seele geizen, und Trost verweigern denen, die dessen bedürfen? Nein, Doctor, das ist nicht Ihr Ernst!"

„Wie, wenn aber die an dieser Quelle Schöpfenden sich selbst darin zu sehen glauben, wenn sie vergessen, daß ihr Bild sich nur auf Augenblicke darin abspiegelt, so lange sie davor stehen, und wie, wenn sie dieses treu und ewig darin aufbewahrt wähnten. Oder wenn sie, wie Narciß, aus Eitelkeit so lang in den Seelenspiegel blicken, bis sie ihr eigenes Selbst verlieren, oder wenn sie in unbezwingbarer Sehnsucht nach ihrem verlorenen Selbst — — —"

„Dafür steht eine Warnungstafel da, die jedem Ankömmling zuruft: Zurück! Doctor, ich kann nicht wieder lieben, das habe ich Ihnen schon oft gesagt; das ist aus, der Liebe Fähigkeit ist in mir gebrochen; mein Herz ist nicht mehr frei. Aber ich habe noch Freundschaft und Wohlwollen zu vergeben, und die gebe ich willig denen, die sie verdienen. Ich bewundere das Bewunderungswerthe, ermuthige das Talent, leite die Irrenden zurecht, gebe Beschäftigung, Interesse. Wenn ich dem Armen und dem Kranken spende, da loben sie mich. O, glauben Sie mir, es gibt verschiedene Arten von Armen und Kranken, im Ballsaale, unter den geputzten Damen, im Salon, unter der Lieutenantsuniform und im schwarzen Frack; bei Alt und Jung, denen man Interesse geben muß! Und ich gebe so gern. Und Sie selbst, lieber Doctor, gebe ich Ihnen denn nichts, weil ich Ihnen keine Liebe gebe, bin ich Ihnen denn gar nichts?" —

Der Doctor zog ihre Hand an seine Lippen. „Alles sind Sie mir! Der letzte Strahl der Sonne, die letzte Rose meines scheidenden Sommers, mein letzter Freudenrausch, mein letztes Dankgebet!"

„Pah! das klingt ja wie eine Elegie! Nein, ich will nichts Letztes sein, und meine Freundschaft für Sie gehört jener Welt eben so gut wie dieser hier an! — Jetzt darf ich doch tanzen? recht froh und vergnügt sein? — Ich tanze so gern, und wissen Sie auch warum? Weil ich weiß, daß man gern mit mir tanzt, und dann, weil es mir immer dabei ist, als ob ich flöge, so leicht über die Erde hinweg; und heute noch ganz besonders, denn mir ward eine große Seelenfreude." —

„Und welche?"

„Das ist mein Geheimniß!" antwortete sie lachend. Sie war auch so heiter, ihre Conversation war noch nie so reich an Witz, Poesie und Gedankenfülle gewesen, sie hatte nicht einen Augenblick ihres Schicksals gedacht, und das Auge hatte nicht in Melancholie geschwommen, und war im Ausdruck der Freude doch eben so unwiderstehlich und reizend gewesen. Am Ende des Balles gab sie Eugen die Moosrose, die ihm so gefallen, und trug ihm Grüße auf an die Schwester und Kastel. Die Rose drückte er an die Lippen, die Grüße aber vergaß er.

Warren bot Rosalien den Arm, um sie nach dem Wagen zu führen; er schüttelte den Kopf über das Geschenk der Rose, welches er mit angesehen. „Jetzt denken Sie gewiß wieder, ich sei Coquette," sagte Rosalie mit einem schelmischen Seitenblick, „und ich glaube beinah, daß Sie ein Bischen Recht haben! Das weiß ich gewiß, daß es mir Freude macht, wenn man mir huldigt, mich feiert. Ja, liebee Doctor, ich bin eine arge Sünderin, und wenn ich vor der Sündfluth gelebt hätte, wäre ich untergegangen, denn ein wenig hätte ich

Digitized by Google

die Bekanntschaft der irrenden Engel gewiß gemacht! — Aber ich wäre auch liebee in der Sündfluth untergegangen, als in die Arche Noah zu all den Thieren zu kriechen. — Nein, Doctor! lieber die Engel und dann die Wellen! Gute Nacht!" — Und so hüpfte sie in den Wagen.

Eugen kam beinah täglich zu Rosalien, er brachte ihr ein Buch, wo er alle Rosengedichte eingetragen, die er auftreiben konnte; sie suchte deren auch und schrieb sie ihm ein, was ihm viel Freude zu machen schien. Da mit Eugen nicht viel zu speechen war, pflegte sie ihm meist ein Buch Gedichte in die Hand zu geben, die er ihr vorlas; er las sehr schön, wenn sie aber zuweilen nicht mit seinem Lesen zufrieden war, nahm sie ihm das Buch aus der Hand und las besser. Besonders Heine's Dichtungen trug sie sehr schön vor, so einfach und schlicht, beinah kindlich, doch höete man dabei die unteedrückte Leidenschaft pochen, und vernahm hinter dem Lächeln das innere Schluchzen der Seele. Besonders rührend las sie einst die Strophe von Anastasius Grün:

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die ihr es einst gepflückt,
Was mag die Alte wohl haben,
Sie weint sobald sie's erblickt.

Diese Worte zitterten ihr so aus der tiefsten Seele heraus, und man sah, sie werde nicht vergessen, was sie einmal geliebt, weder den Geliebten noch den Freund, und daß sie als Greisin noch zitteen werde bei den Erinnerungen der Jugend. Und Eugen sank zu ihren Füßen und rief: „Warum, warum mußte ich zu spät kommen, als für mich keine Liebe mehr vorhanden war!"

Rosalie blickte den jungen Mann verwundert an, dann ward ihr Blick aber gütiger, sie reichte ihm die Hand und deutete auf den Sessel, daß er Platz nehmen sollte und sagte: „Ich bin Ihnen gewiß recht von Herzen gut und möchte Sie glücklich sehen — meine Wünsche werden Sie durch das ganze Leben begleiten, und mein Segen wird Ihnen Glück bringen."

Es war Sommer, und Eugen brachte Rosalien täglich eine Moosrosenknospe, als Interessen, wie er sagte, füe die eine, die ihn am ersten Abend so glücklich gemacht. Sie that diese in den Krystallbecher auf ihrem offenen Schreibtisch, und der Anblick machte sie oft so traurig. „Die armen Knospen," sagte sie einst zu Warren, „sie sind so schön und scheinen die süßesten Hoffnungen zu athmen, obgleich sie dem mütterlichen Strauch entrissen sind. Sie wollen leben und glücklich sein und schön! Sie öffnen die Kelche, aber es wird nur ein halbes Glück, und die Blätter entfallen ihnen, noch ehe sie ihre ganze Fülle erreicht; die arme Blumenseele flieht ihrem hohen Ursprunge zu, ohne das Leben genossen, ohne die Liebe und das Glück gekannt zu haben. O, wie verstehe ich diese armen Blumen!"

„Wenn man Sie so klagen hört, möchte man Sie für die unglücklichste Person auf der Welt halten, und doch widerlegt Ihr Weben und Leben, Ihr Thun und Treiben diese Ansicht, und oft möchte man glauben, Ihre Seele sei ein Heiligthum, das der Schmerz nicht betreten dürfe."

„Sehen Sie, lieber Doctor, das kommt daher, daß meine innere Natur so heitee, so fröhlich und muthwillig ist und in den buntesten Farben schillert; das Schicksal hat mir aber einen schwarzen Trauerschleier übergehängt, da bin ich denn oft trübe gestimmt, und Niemand glaubt es mir, weil durch den lichten, durchsichtigen Schleier meine bunte, frohe Natur hindurch schimmert. Mein Blut ist heiter — aber mein Herz ist betrübt."

„Sie nennen mich Ihren Freund, und gewiß, der bin ich! Und doch haben Sie mir nie aus Ihren Mädchenjahren erzählt, nie den Schmerz Ihres Lebens mitgetheilt — haben Sie denn kein Vertrauen zu mir?"

„Ich rede nicht gern davon, mir ist immer, als müßte ich mich vor meinen eigenen Worten, wie vor einem selbst heraufbeschworenen Gespenst fürchten. Weiß man doch nicht, ob man mit dem Wort das Weh von dem Herzen herabwälzt, oder es erst recht in dasselbe hineingräbt. Heute aber habe ich schon einige Thränen geweint über diese armen Rosen und über Eugen's Liebe, und bin in der Stimmung, worin man die Todten aus ihren Gräbern ruft und der Fernen gedenkt. So hören Sie denn geduldig zu, ja, geduldig, lieber Doctor, denn es ist eine lange Geschichte, die von meiner frühsten Jugend beginnt." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Oper; die Hamadryade; Gründlichkeit der Voß'schen Zeitung.]

Der gänzliche Mangel an neuen Erscheinungen in der königlichen Oper veranlaßte mein bisheriges Stillschweigen über die Leistungen dieser Kunstanstalt. Ausführliches über

die „Geäueloper" Lucrezia Boegia zu berichten, hielten wir für unnütz, da schon einmal unsere Meinung über dieses erbärmliche Product ausgesprochen war, eine Meinung, die der Erfolg nach der stattgehabten Vorstellung nur noch mehr bestätigte. Ueber die Immoralität und Schändlichkeit des Libretto war nur Eine Stimme. Die Enthusiasten mochten zwar ungemeine Schönheiten in der Musik entdeckt haben, ja, einer derselben ging so weit zu behaupten, es sei reine Sphärenharmonie, die aus der Seele des Componisten geraden Weges in die Seele des Zuhörers übergehe und den höchst möglichen dramatischen Effect erreiche. Andere Verstockte — zu denen auch wir gehören — finden gedachte Donizetti'scher Seelenmusik gewaltig trivial, ekelhaft süß, alles höheren genialen Schwunges entbehrend, und diese ewig wiederkehrenden Walzermotive eben so nichtssagend als verwerflich. — Demoiselle Löwe gab die Titelrolle mit allem Fleiß und rühmlicher Ausdauer. Nie werden wir uns jedoch mit einer Art des musikalischen Vortrages in dergleichen leidenschaftlichen Partien, noch weniger mit einem nervenerschütternden Aufschreien der hohen Töne, dem immerwährenden Schwanken und Weichen im Takte, so wie mit dem den Ohren so wehe thuenden Zuhochsingen aussöhnen können. — Ein Tenorist der breslauer Bühne, Namens Beyer, gab den Gennaro als Gast. Der junge Mann ist im Besitz einer recht guten Stimme, kann aber bis jetzt noch gar nicht singen, und wird es uns daher nicht verargen, wenn wir, bis er es gelernt, von ihm schweigen. — Das neueste und angenehmere Ereigniß war die Aufführung eines chorozraphischen, musikalischen Intermezzo in zwei Aufzügen und vier Gemälden, „die Hamadryade" betitelt, verfaßt von dem jetzt hier anwesenden französischen Dichter Herrn v. Colombey*), ins Deutsche übertragen vom Baron von Lichtenstein. Pantomime und Tänze von Paul Taglioni, Musik von dem gleichfalls hier anwesenden französischen Componisten aus Paris, Adolph Adam, Decorationen von unserm talentvollen Maler Gerst. Diese fünf Personen arbeiteten einander so schnell in die Hände, daß es möglich ward, in einem Zeitraum von nicht völlig vier Wochen ein Werk so verschiedenartiger Gattung ins Leben zu rufen und zur Darstellung zu bringen. Das Ganze erinnert zum Theil an die Sylphide, zum Theil an den Gott und die Bayadere. Die Idee des Dichters, den Nordwind als feindliche Macht der beiden Liebenden auftreten zu lassen, ist neu und würde als komische Person von großer Wirkung gewesen sein, hätte uns Herr Schneider nicht in der Person des Boreas eine Karrikatur des Zephirs vorgeführt, wodurch das Bild, welches man sich von dieser fabelhaften Figur zu machen berechtigt ist, ganz verschwindet. Wir halten es demnach nicht nur der Intention des Dichters nach, sondern auch in seiner Auffassung, seinem Geberdenspiel, ja selbst im Costüm für durchaus verfehlt. Dagegen tritt die Pantomime und der Tanz der Mad. Taglioni, als Tochter der Königin der Hamadryaden, um so glänzender hervor. Auch Herr Mantius, als Jäger Wilhelm im Schwarzwalde, war ausgezeichnet in Spiel und Gesang. Herrn Adam's Musik ist höchst gefällig, in ihren Einzelnheiten öfters reizend und durchweg trefflich instrumentirt. Mancher Vorwurf, der sich dem talentvollen Tonsetzer hinsichtlich der Behandlung der Gesangstücke machen ließ, muß verschwinden, wenn man die Eile berücksichtigt, mit der ein zwei Stunden dauerndes Tonwerk von ihm geschaffen wurde. Herr Taglioni hat sich in Erfindung der Gruppirungen und Tänze, so wie in Anordnung der ganzen Scenerie ein großes Verdienst erworben und in dieser Hinsicht etwas Vollendetes geliefert. Ueber alles Lob erhaben sind die wahrhaft bezaubernden beiden letzten Decorationen unsers Gerst. Der Wald der Hamadryaden ist unbezweifelt das Schönste, was wir in dieser Gattung noch hier gesehen und es wäre sehr zu wünschen, daß der Künstler uns eine Copie desselben in gelungener Lithographie gäbe. — Daß der Beifall in der ersten Vorstellung nur sehr spärlich vom Publicum gespendet ward und kein Hervorruf des Componisten erfolgte, lag wohl in dem Fremdartigen der Zusammensetzung so vieler Bestandtheile, und die folgenden Vorstellungen können erst über die Aufnahme dieses sogenannten Intermezzos entscheiden. Geschadet haben demselben manche vorschnelle Urtheile unberufener Zuhörer in den Proben, übertreibende Lobpreisungen einiger Freunde des Herrn Adam u. s. w. Höchst komisch war es in den ersten Bekanntmachungen der Zeitungen und Theaterzettel zu lesen: „Die Hamadryade oder die Waldnymphe, choräographisches — statt chorographisch-musikalisches Intermezzo. Hält man uns Berliner denn für gar so unwissend? Sollen wir vergessen haben, was uns schon in Quarta gelehrt ward? Nun kommt vollends die Voß'sche Zeitung und lehrt uns, daß der Nordwind aus dem Orient nach Böhmen nicht durch den Schwarzwald blasen kann oder, verblümt gesagt, daß der Schwarzwald nicht an Böhmen grenzt. Potz tausend! Wie dankbar müssen nicht Verfasser, Uebersetzer und die ganze berliner gelehrte Welt diesem gelehrten Blatte sein! Mancher Leser möchte dabei mit dem französischen Dichter insgeheim ausrufen: Mon Dieu! que les gens d'esprit sont — —.

††.

*) Dieser Herr von Colombey hat auf das schnellste Berlin verlassen!

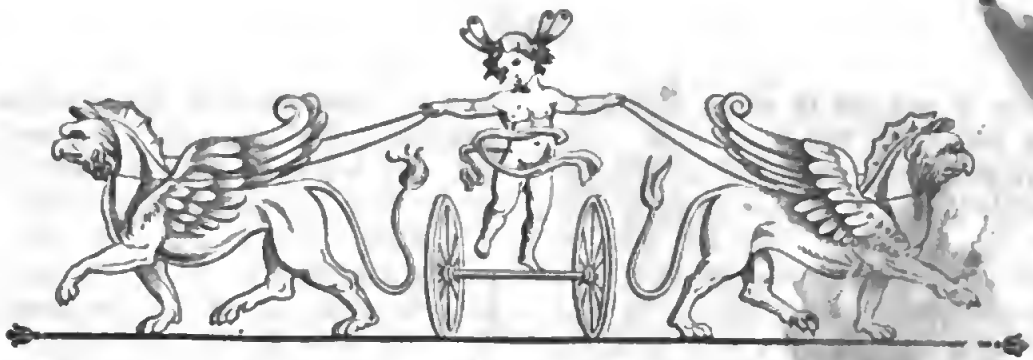
Notiz.

[Amalie, Fürstin Gallitzin.]

Im Rheinischen Jahrbuch, herausgegeben von Matzerath, Freiligrath und Simmrock, lesen wir ein scharfsinnig gezeichnetes Charakterbild der Fürstin Gallitzin. Sie war 1748 zu Berlin, eine Tochter des preußischen Feldmarschalls Schmettau, geboren, wurde die Gattin des russischen Fürsten Dimitri von Galyezin, eines vertrauten Freundes von Voltaire und Diderot, später vom Grafen Stolberg aus diesen Ideenverbindungen in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt. In diesen beiden Brennpuncten stand das Leben dieser Frau. Man kennt die Schilderung Goethe's, der 1792 nach Münster kam und mehrere Tage im Hause der Fürstin verweilte. Ueber Stolberg's Verhältniß zu ihr sind Katerkamp's Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben die Hauptquelle. Von den Gestalten, die zu ihrem Kreise gehörten, ist von Schücking besonders Hamann glücklich gezeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 98. — den 19. Mai 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen doch, daß ich im Institute zu ... erzogen wurde," hob Rosalie an. „Schon damals war ich verlobt, das heißt, als die einzige Tochter dem einzigen Sohne meines Vaters Firmagefährten zugesagt. Ich nahm das hin, wie man stets das vom Himmel beschiedene Schicksal hinnimmt, wie der Arme die Armuth, der Gebrechliche das Gebrechen tragen muß, weil es nicht anders geht. Wenn ich auch nie das Geld als die Hauptsache des Lebens betrachten konnte, so schien mir die Liebe doch auch nur eine Nebensache zu sein; meine junge Erfahrung hatte mich gelehrt, daß die Liebenden egoistisch und langweilig werden, und da meinte ich denn, die christliche Liebe könne zum Glück genügen. Zu dieser gesellte sich nun noch die warme Freundschaft meiner Freundinnen, und ich war ein fröhliches, seliges Geschopf. Ich sah so oft die Jugendfreundschaften der Damen belächeln, und doch, lieber Doctor, ist es einer jener wenigen Sterne, die unser dunkles Leben erhellen und uns bis aus Ende leuchten, sowohl in der Erinnerung als im Verkehr. — Meine Eltern wollten, daß nach dem Institute ich das Leben noch einige Jahre genösse, ehe die ernsteren Pflichten der Gattin mich in Anspruch nähmen; man versteht unter, das Leben genießen, sich amüsiren! — Wie wenig wissen die Leute doch, daß der eigentliche Genuß des Lebens in der Hoffnung auf ein Glück besteht. Man muß ein schönes Ziel vor Augen haben, und ob man nun diesem zutanzt oder zuschleicht, man genießt das Leben. Obgleich dieses nun nicht mein Loos, so war ich doch heiter, ich tanzte, wurde gefeiert, und genoß von jeglicher Freude. Ich hatte oft die Rosen so glücklich gepriesen, der Schmetterlinge wegen, die sie umflattern; wahrhaftig, ich war jetzt selbst solch eine Rose, und es war eine wahre Freude, alle die unbeflügelten Flatterhaften zu sehen, die mich umtändelten, denn meine Verlobung war ihnen allen ein Geheimniß. Mein Bräutigam war auf Reisen, und keine Erinnerung an ihn nahm meine Seele in Anspruch, während ich, als reiche Partie, viele anzog. Ich wollte eigentlich Keinem gefallen, und gefiel deshalb wohl Allen; ich war gleich freundlich und wohlwollend gegen Alle. Nun, Doctor, Sie kennen mich ja, das nennen Sie Coquette! Das war ich aber damals noch nicht, das kam erst später. — Einer nämlich, Baron Kastel, fiel mir auf. Er sah so ernst und traurig aus, und war einer von Denen, die ein stetes Weh in der Seele tragen, eine Sehnsucht nach ihrem hohen Ursprung. Solchen können wir Frauen besonders wohlthun, denn vor dem Sonnenstrahl der Liebe schwinden solche Nebelwolken, und diese Ueberzeugung zieht uns auch zu solchen Männern hin. Er huldigte und vergötterte mich nicht, wie die andern, im Gegentheil, er tadelte mich immer. Bald war ich zu lustig, bald zu beweglich, bald hatte ich über eine Schmeichelei gelacht, die ich mit Strenge hätte zurückweisen sollen, bald war meine Conversation mit Diesem oder Jenem zu lang

Digitized by Google

gewesen. Oft quälte er mich, bis ich weinte, dann hatte freilich das ihm so verhaßte Lachen ein Ende. Nun war es ihm aber wieder nicht recht, und es that ihm leid. Unser Verkehr war ein beständiges Erzürnen und Versöhnen. Es war sehr peinlich, und doch liebte ich ihn mehr als die Andern, ja, ich liebte ihn über alles; und gegen diesen, Doctor, war ich Coquette. Ich muß ihm wenigstens so geschienen haben, denn ich wußte, daß ich verlobt war, und daß meine Eltern den Willen nicht ändern würden, ich wußte auch, daß er mich liebe, und vermochte nicht, dieser Liebe zu entsagen, deshalb verheimlichte ich ihm das Geheimniß meiner Verlobung nicht, und doch fand ich es unrecht, ihn zu täuschen. Ich konnte ihm bei unserem Zusammentreffen in Gesellschaft kein Liebeszeichen abschlagen, und das Gewährte bereute ich; dann wurde ich plötzlich so kalt und stumm und wieder so innig und warm, wenn er darüber zürnte. So geschah es denn, daß ich ein Spiel trieb mit ihm und mit mir und mit allen heiligen und großen Gefühlen meiner Seele, bis ich am Ende das einzige Glück meiner Zukunft verspielt hatte, meine Ruhe. — Eines Tages war Kastel verschwunden, ich wußte nicht warum, und ich erfuhr erst später, daß er bei den Eltern um mich angehalten, und daß diese ihn ausgeschlagen. Es war alles vorbei, und jetzt seit drei langen Jahren, in denen ich ihn nicht wiedersah, nichts von ihm hörte — hält er mich wohl für eine Herzlose, nur dem Moment lebende Coquette, die mit seinem warmen Herzen gespielt. Habe ich nun nicht das Recht, zu klagen? Die Trennung allein wäre doch schon genug, aber auch auf die Achtung, auf jene himmlische Liebe verzichten zu müssen, das ist gewiß sehr hart, und nun keine Ahnung von seinem Schicksale zu haben, nicht zu wissen, wo die Gedanken ihn zu suchen haben, ob im Himmel oder auf Erden! Nicht wahr, lieber Doctor, jetzt begreifen Sie meine Trauer? Da war es denn mein höchster Wunsch, ihn nur noch einmal zu sehen, um ihm zu sagen, daß ich nicht Coquette bin und nie war, daß ich ihn geliebt und ewig lieben werde! Er soll dann fort, weit fort. Ich kenne meine Pflichten als Gattin, — Doctor sehen Sie mich nicht so streng an, ich habe ein Gewissen und habe auch die Ehre der Firma zu hüten," setzte sie mit bittrem Lächeln hinzu.

„War Kastel sehr schön?" fragte der Doctor.

„Ich weiß es nicht, ich habe die einzelnen Züge mir nie recht einprägen können, da die ganze Erscheinung mich so beschäftigte. Ich weiß nur noch, daß die dunklen Augenbrauen auf der Stirn zusammenstießen, denn er erzählte mir einst, man habe ihm deshalb einen gewaltsamen Tod prophezeiht. Und dann erinnere ich mich auch des Auges, es war dunkel, nicht der Spiegel der Seele, sondern ein Theil derselben; — ich sehe es noch oft, wenn bei Nacht das Nachtlicht verlöscht und die Dunkelheit sich einengt und kräuselt, da ist mir die ganze Welt von solchen Augen zusammengesetzt."

„Und haben Sie denn wirklich keine Ahnung von Kastel's jetzigem Aufenthalte?" sagte der theilnehmende Arzt.

Rosalie warf ihm einen jener Seitenblicke zu, die so unwiderstehlich sind.

„Durch Bertha's Brief und durch Eugen erfuhr ich von ihm, und deshalb war ich so glücklich auf jenem Ball, und deshalb, lieber Doctor, war ich wohl auch wieder Coquette — so par ricochet — denn gewiß, ich wäre nicht so liebenswürdig gegen den guten, sanften, schwärmerischen Menschen gewesen, wenn ich nicht Kastel's dabei gedacht hätte, der von meiner Liebenswürdigkeit hören sollte. Auch war ich so froh, ihn auf dem Lande zu wissen, fern von den Verführungen der Stadt, da vergißt er mich doch nicht so leicht. Da werde ich ihm wie eine Bildsäule am Ende jeder Allee, durch Wald und Wiesengrün entgegenschimmern. Ich hätte zwar gern ihm den Vordergrund seines Lebens verschönert. Was mich aber ganz besonders an Eugen's Erzählung glücklich macht, ist, daß Kastel so trüb' und unglücklich sein soll — er liebt mich also noch! — Ich weiß es wohl, meine Freude ist egoistisch, ich sollte ihm Zufriedenheit und Trost wünschen — aber also steht es nun einmal im Katechismus der Liebe geschrieben: der Geliebte darf krank, verliebt, spiel- und trunkergeben sein, vor Verzweiflung, aber nur um Gotteswillen nicht glücklich! Und Kastel's Trübsinn beweist, daß er mich noch liebt. Nun habe ich die Hoffnung, ihn wiederzusehen. Mein Besuch bei Bertha ist schon lange projectirt, da werde ich ihm denn sagen, daß ich nicht Coquette bin! — Und dann Lebewohl! — Er war ja auch ohne Lebewohl geschieden, und das ist gar zu schmerzlich! Sie finden mich wohl sehr thöricht in meinem Schmerz und in meinem Freuen?"

„Wer kann denn das Dämmerlicht in der Gefühlswelt des Andern beurtheilen! Ich wage es nicht; doch haben Sie gewiß Unrecht, daß Sie Eugen so oft sehen und stundenlang in Ihrer Nähe dulden. Der junge Mann liebt Sie und wird unglücklich. Es wäre schon ein großes Unrecht, wenn Sie seine Leidenschaft theilten, indessen wenn zwei vom Schicksal getrennte Wesen ihr

Digitized by Google

Glück zertrümmern und zusammen in den Abgrund stürzen, so ist das Unglück so groß, daß der Tadel erstirbt. Aber wenn nur Eins von Beiden untergeht, und das Andere ihm nachsieht, und wenn auch mit thränendem Auge, so — —"

„Eugen geht nicht unter, lieber Warren, er ist auch nicht unglücklich; ich bin ihm ja von Herzen gut; er ist einige Jahre jünger als ich, und ich hege beinahe mütterliche Gefühle für ihn. Und wenn seine Phantasie auch dann und wann die Neigung zu mir bis zum Weh steigern sollte, so meine ich doch, daß solch eine hoffnungslose Liebe dem jungen Mann sehr heilsam sei, da er dadurch abgezogen wird vom Gemeinen, und sein Thun, Dichten und Trachten durch die edle Liebe zu einer edlen Frau nur veredelt werden kann."

Doctor Warren schüttelte das Haupt.

„Sie sind unzufrieden mit mir?" sagte Rosalie mit weicher Stimme. „Ich leugne nicht, daß von Zeit zu Zeit ein Hauch den klaren Spiegel des Ideals, das ich in Ihnen zu sehen gewohnt bin, trübt; dieser Hauch verfliegt aber schnell, und die edle Seele geht in neuem Glanze hervor, und spiegelt mir die Welt Gottes in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder."

Hier trat Eugen mit einem offenen Brief ein, und sein Auge war heiter, wie wenn es eine frohe Botschaft zu verkünden habe. „Meine Schwester ist Kastel's Braut!" rief er. — Da entwand sich Rosaliens Brust ein langer, schmerzlicher Klageton, und sie sank ohnmächtig zurück. Man brachte sie zu Bett. Diesmal war Rosalie wirklich krank, und Warren blickte besorgt auf die so bleich Schlummernde. Endlich schlug sie das Auge auf, und mit dem Bewußtsein trat auch hohe Röthe wieder in ihr Angesicht. „Ach, lieber Warren," sagte sie, „jetzt ist mir gar nicht mehr zu helfen, geben Sie mir die Hand, zum Zeichen ihrer Theilnahme. Sehen Sie nur, wie es in den Schläfen klopft, das sind lauter Gedanken, und jeder Gedanke ist ein Schmerz!"

„Wohl verstehe ich, daß der Moment Ihnen weh gethan und Ihr Nervensystem erschütterte. Aber im Grunde ist durch das Ereigniß in ihrem Schicksal nichts geändert." —

„O, wohl ist viel verändert," klagte Rosalie. „Wenn auch die Verhältnisse uns trennten, so war ich doch nicht von Kastel geschieden, denn ich dachte sein und glaubte an seine Liebe. Ihr Männer, die Ihr immer, was Ihr liebt, umfassen und umarmen müßt, und nur darin Euer Glück findet, Ihr versteht es freilich nicht, welcher Zauber in einer fernen Liebe liegt. Wenn die Gedanken sich so zunicken können von Zeit zu Zeit in der Langeweile des Lebens, so aus der Ferne über alles Peinliche, über Verhältnisse und Etiquette, über das tägliche Einerlei hinweg. Seine Ehe aber ist eine Kluft, über die kein Ton der Stimme dringt, eine Scheidewand, über die weder Liebes- noch Freundschaftsblick zu reichen vermag. Und dann, wer konnte denn wissen? Es konnten ja doch Dinge geschehen, die keine Wunder sind! Ich war mir nicht klar, was geschehen mußte, ich sprach es mir nicht aus, daß ein Grab sich auftun müsse, um uns zu vereinen. Aber die Möglichkeit war doch da, so lange die Herzen für einander schlugen, und diese Möglichkeit blickte aus meiner tiefsten Seele, wie ein Engelsgesicht aus Wolken heraus. Und nun? Wohl war die Trennung schmerzlich, und Sie sahen mich oft unglücklich, muthlos, verzagend und lebensmüde, aber das Unglück war doch immer nur der lichte Trauerschleier, durch den Hoffnung, Jugend und frohe Natur bunt hindurchschimmern konnten, jetzt ist es aber ein schwarzes, dichtes Gewand, und keine Heiterkeit wird wieder in mir aufkommen; ja, Doctor, Sie werden mich nie wieder lächeln sehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, im Mai.

[Maskenfreiheit; berliner Manier; die Gutenbergwirren.]

Die Wintersaison ist mit der eintretenden Charwoche beendet und wer wäre darüber böse, die Bälle, Concerte, Feste und Maskeraden von den Blüthen des Frühlings verdrängt zu sehen, der obenein in diesem Jahre ungewöhnlich früh erschienen ist. Maskenfeste aber waren es besonders, die in diesem Winter eine Rolle spielten. Der Geschmack daran ist im Wachsen, sie sind in der Mode und in allen Steaßen fast findet man jetzt Maskengarderoben, während es noch vor wenigen Jahren viel Mühe machte, bei außerordentlichen Gelegenheiten einen guten Domino aufzufinden. — Auch hierin zeigt sich der allgemeine Drang nach Genuß, der in Folge des langen Friedens, der wachsenden Lebensbedürfnisse und des Haschens nach allen Freuden diese Welt die Zustände Europas so merkwürdig verändert hat; obwohl wir für die eigentliche schalkhaft üppige Maskenlust in ihrer harmlosen Naivetät doch nie mehr recht passen werden. — Die Mode ist jedoch auch hierin Gebieter, und so werden im Colosseum und in andern großen öffentlichen Localen Maskenfeste gefeiert für Grisetten und Dandys, die in Champagner und Liebe schwelgen; so in Privatvereinen in Urania und den Ressourcen, wo die kleinen Bürgerstöchter, Heirathsgedanken in den Herzen und die blonden Flechten bis an die tugendhaften Augen, gar zu gern als Schäferinnen und Gärtnerinnen umherwandeln, und in aller Freude und Unschuld in diesen bekannten Kreisen tanzen, wo man gewiß sein kann, daß kein Bock sich eingeschlichen hat, der nicht

Digitized by Google

längst am Meckern bekannt wäre. So werden auch große öffentliche Maskenfeste gegeben, wo sich alle Stände mischen, und Hof, Adel und Bürgerthum mit und ohne Maske erscheint, ganz nach Belieben, und Jeder für sein Geld das Vergnügen haben kann, bald dicht neben den höchsten Personen zu stehen, bald in ein Gewühl zu gerathen, wo die stärksten Naturen der Ohnmacht nahe kommen. Solcher Maskenbälle ohne Ball, allgemeine Besichtigungen und bürgerliche Paraden haben wir auch mehrere gehabt, besonders das Fest, welches die Herren Tagliom und Stullmüller gaben, aber auch die höchsten Kreise schlossen sich von dem allgemeinen Geschmack nicht aus und der Hof feierte mehrere Maskenfeste, die an Glanz und Pracht natürlich alle anderen übertrafen. — Die Elite der Gesellschaft, um sich dieses nobeln Ausdrucks zu bedienen, führte Züge und Quadrillen auf, die in mehreren nachfolgenden Festen wiederholt werden mußten, und wenigen nur, die ahnenlos geboren wurden, öffneten sich diese heiligen Kreise, wo man von Silber speiste, und auch in der Menge der Diamanten, mit welchen viele der Damen verschwenderisch bedeckt waren, eine alte Mode zurückzuführen strebte. — Die moderne Spottsucht der Welt hat dagegen nach der Sitte nicht wenige Anecdoten auch auf diese Feste erfunden, denn vor solchem Stachel ist leider nicht mehr das Heiligste und Höchste gesichert, und ich kann mich nicht enthalten, Ihnen etwas davon zum Besten zu geben. — Unter allen den diamantenbesäeten Damen befand sich eine, die ohne Zweifel den Preis davon trug, denn man schätzte ihren Schmuck auf zweimalhunderttausend Thaler, und unglücklicher Weise konnte man nicht einmal glauben, daß von einem Hof-Juweiler auch nur ein Stein dazu entliehen sei, denn die Dame ist ungeheuer reich, und der Schmuck ihr Familieneigenthum. Ein wichtiger Trost, vielleicht der einzige, war es dagegen für viele Sprößlinge edler Geschlechter, daß diese anmaßende Gräfin nur eine Bürgerliche sei, allein der Neid hatte doch eine solche überwältigende Stärke erreicht, daß eine sehr vornehme Dame zu ihr heranrat, und indem sie die großen Steine der Halskette berührte, mit dem verbindlichsten Lächeln fragte: Womit handelte doch gleich Ihr Vater, theuere Gräfin? — Die Tochter des Kaufmanns verlor keineswegs die Fassung, sie verbeugte sich tief und sagte: Mein Vater handelte immer mit Einsicht und Verstand. — Bei dieser Antwort durchflog ein ungeheurer Schreck den nobien Kreis, der vorher sehr malicids mitgelächelt hatte, ein vornehmer Herr aber, der in allen diesen Anecdoten stets die Rolle des witzigen Prinzen spielt, und nie um ein treffendes Bonmot verlegen ist, sagte schnell: Und seine Tochter setzt die Geschäfte mit vielem Glück fort, wie ich merke. —

Solche und ähnliche Anecdoten zu erfinden ist die Lust der Berliner und nichts kann hier geschehen, wo nicht sogleich Geschichten gemacht und Witze ausgeheckt werden. Das natürliche Talent dazu ist ein Muttergut, das der größte Theil dieser Sansfaçons bekommen hat, und mehr oder minder gut zu gebrauchen versteht. Da wird nichts geschont, und man verspottet mit dem größten Vergnügen sich selbst sowohl, wie Andere und alle Schwächen und Lächerlichkeiten der Zeit und der verschiedenen Stände, wenn der Witz nur gut ist. — Jener vornehme Herr, dem man sonst wohl Manches nachsagt, was hier nicht sehr beifällig angesehen wird, hat durch die vielen ihm eigenen und angedichteten Witzworte einen gewaltigen Ruf und einen Nimbus der Witzigkeit erlangt, der fast Popularität geworden ist. Wie vieles auf seine Kosten geschieht, ist nicht zu ermessen, aber bei allen selbst politischen Vorgängen hat man sicher irgend einen beißenden Spott, der ihm vindicirt wird, denn es ist förmlich Mode geworden, Alles aus dieser Quelle zu holen, vielleicht weil die Wirkung um so schlagender ist.

Aber wie häufig bietet sich auch die Gelegenheit wie von selbst, und entspringt aus den vielen halben Zuständen, in welchen wir uns befinden. Gegenwärtig dürfen wir nur das Gutenbergsfest und seine muthmaßliche Feier hier erwähnen, um ein ganzes Heer von Witzeleien aufmarschiren zu lassen, mit welchen man sich gleichsam über das Verfehlte und Bedrückende tröstet. — Daß viele Versammlungen gehalten wurden, ein Comité aus zwei Buchhändlern und einem Buchdrucker sich bildete, das Anträge bei den höchsten Behörden machte und abschlägige Antworten empfing, werden Sie wissen. Zuerst sollte das Fest gar nicht gefeiert werden, obwohl im Jahre 1740, als Friedrich der Große hier König war, von diesem jungen hochstrebenden Geiste selbst eine prächtige öffentliche Feier veranstaltet ward, und Friedrich's Worte eine schöne Bewunderung für den großen Erfinder ausdrückten. — So haben sich aber die Zeiten geändert, nachdem die Welt hundert Jahre älter geworden ist, und gewiß gibt es Viele, die von ganzem Herzen wünschen, daß eine so fluchwürdige Erfindung, in der nach ihrer Meinung wohl gar alles Unglück, wie in Pandora's Büchse verborgen lag, niemals gemacht worden wäre. — Nach vielen Bemühungen hatte das Comité es doch endlich dahin gebracht, daß ein Fest gehalten werden sollte aber — ohne Oeffentlichkeit, ohne Theilnahme von Kirchen, Schulen, Universität und Akademie. — Es soll ein typographisches Fest, ein Handwerksfest sein, ein Wohlthätigkeitszweckessen für Johann Gutenberg, wo auch nach der Suppe eine Rede gehalten werden darf, und, nach einigen anderen herkömmlichen Toasten, dem Erfinder der Buchdruckerkunst ein solcher ausgebracht werden kann. — O! Himmel, ich kenne diese Essen, sie sind patriotisch und übermäßig langweilig: Gutenberg hat das nicht um die Welt verdient. — In der Versammlung, welche nach diesem Bescheide das Comité abhielt, ging es stürmisch her, denn unter den hiesigen Buchhändlern sind wohl einige und namentlich junge Köpfe, die allerlei Gedanken haben, welche über die bloße Speculation mit bedrucktem Papier hinausgehen, was aber niemals gut ist. — Ein ganz wackerer Mann wurde wahrscheinlich von der poetischen Begeisterung angefaßt, denn er stand auf und erklärte, als die drei Männer des Comités verlangten, man solle sich mit dem begnügen, was sie mühsam errungen hätten, daß er das nicht thun würde. Man wolle ein Fest feiern, wie es Gutenberg und Berlin ehre, und könne man das nicht erlangen, so möge man nach Leipzig gehen und dort sich den Genossen anschließen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 99. — den 21. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Fortsetzung.)

Der Doctor war über sechzig Jahre alt, hatte schon oft derartige entsetzliche „Nie!" vernommen, und wußte wohl, daß sie keine Ewigkeit mit sich führen; er ging also zwar betrübt, doch durchaus nicht hoffnungslos für den Zustand seiner Patientin nach Haus.

Es war überhaupt ein trübes Jahr, denn das Unglück pflegt nie allein zu kommen, und wenn es in die Herzensfaiten der Menschen eingreift, schlägt es mehrere Töne an zum vollständigen Accord. Es herrschten Krankheiten in der Stadt und Todesfälle trafen schmerzlich befreundete Familien, so daß Rosalie wirklich selten lächelte. Eugen erzählte ihr auch oft von der Schwester Glück, wie der Gletschercharakter Kastel's zu schmelzen schien vor Bertha's Liebessonne, und da er seine Gleichnisse immer im Pflanzenreiche wählte, so verglich er ihn mit der Trauereiche, deren Stamm so hoch in die Höhe wachse, als strebe er nach den Wolken, um am Ende seine Zweige bis zur Erde herabzusenken und eine Laube zu bilden, wie zum Liebes- und Familienglück. Alles das brach beinahe Rosaliens Herz, und sie durfte doch nicht wieder in Ohnmacht sinken, nicht erbleichen und nicht roth werden. O! sagte sie zu sich selbst, wäre doch Kastel gestorben, dann könnte ich doch nach Oben blicken, zu ihm empor. Und vom Himmel herab könnte er auch in mein Herz sehen, daß es nicht Coquette ist — aber aus dem Schooße eines glücklichen Familienkreises wird ihm kein Blick in meine Seele vergönnt, und er glaubt noch immer, ich habe ihn nicht geliebt.

Rosaliens Gemahl erkrankte am herrschenden Nervenfieber, und sie war eine gute Pflegerin, denn Herz und Verstand waren ganz bei dem Geschäft; während sie für den Gesunden weniger als gleichgültig gewesen, liebte sie in dem Kranken die ganze leidende Menschheit. Auch fühlte sie, daß eine gute Pflege ein Segen sei, und gedachte des armen Eugen, der im Nebenhause ungepflegt an derselben Krankheit danieder lag. Auch hatte sie deshalb an Bertha geschrieben.

Es war im tiefen kalten Winter. Der Kranke schlief, und Rosalie verließ das Zimmer, um sich einige Augenblicke zu erholen. Sie trat ans Fenster; der Himmel war hell erleuchtet von dem schönsten Mondenschein, und die Erde vom Schnee. Die Wagen rollten zu Theater, Ball und Gesellschaft, und das menschliche Jagen nach Vergnügen kam ihr so armselig vor. Als es ruhiger wurde auf der Straße, zog sie den Shawl fester um sich her und öffnete den Balkon, um die frische Luft zu athmen. Wie erquickend schien ihr diese. Sie verglich die ruhigen Sterne am Himmel mit dem unruhigen Treiben der Menschen, und ihre Gedanken nahmen die Richtung, die das vorherrschende Gefühl ihres Herzens ihnen gab. Sie wollte sich nach einigen Minuten zurückziehen, als eine große in den Mantel gehüllte Gestalt langsam einherschritt und nach ihren erleuchteten Fenstern blickte. Der Name „Kastel!" entschlüpfte Rosaliens Lippen, ohne daß sie es wußte; auch

Digitized by Google

konnte sie sich nicht Rechenschaft geben, warum sie ihn gerufen. Plötzlich stand er vor ihr in der geöffneten Thür des Zimmers. Der rothgefütterte Mantel war aufgeschlagen, den Hut hatte er auf dem Kopf; — die Arme in einander verschränkt. So standen beide zitternd und stumm einige Secunden sich gegenüber, — Beide ahneten aber, daß sie noch geliebt seien. „Alles ist jetzt anders," sagte er dumpf vor sich hin. —

„Nicht Alles!" stammelte Rosalie. —

„Ich habe mich nach der Stunde unseres Wiedersehens gesehnt!"

„Ich auch," antwortete Rosalie, und der volle Zauberblick ihrer Liebe strahlte ihm entgegen.

„Um Ihnen Vorwürfe zu machen. Sie haben mit mir gespielt, und Gott verzeihe Ihnen die schönen Jahre meines Lebens, die Sie mir getrübt!"

„Ich habe nicht gespielt, ich habe gelitten wie Sie, und leide noch!" — Jetzt war ihr eine große Last vom Herzen, und sie war ruhig; sie schritt auf Kastel zu und reichte ihm die Hand: „Ihre Liebe gehört Ihrer Frau," sagte sie mit Würde, „lassen Sie mich wenigstens auf Ihre Achtung rechnen, Kastel, ich habe Sie geliebt, Sie beweint, und werde noch viel um Ihretwillen weinen." — Auch schwamm das schöne Auge wirklich in Thränen, und eine ganze Welt voll Liebe und Weh strahlte ihm daraus entgegen.

Kastel hielt ihre Hand in der seinen so fest, als wolle er sich nie von derselben trennen, dann ermannte er sich plötzlich, denn er fühlte, daß der Thränenstrom ihn überwältigte, und stürzte zur Thür hinaus. Rosalie sank auf die Knie, sie wollte beten, aber sie weinte.

Dann ward sie zum Gemahl gerufen, er war kränker geworden und starb am andern Tage. Rosalie war nun frei — und nichts trennte sie mehr von Kastel, außer seine Ehe. Wäre diese nur einige Monate verschoben worden, so wären Beide glücklich gewesen.

Kastel hatte nach dem Wiedersehen mit Rosalien wie ein Kind geweint; er war die ganze Nacht in seinem Zimmer auf- und abgeschritten, er hatte sich zu Muth und Fassung laut ermahnt. Ein starker Charakter muß mit jeder Frau glücklich sein, sagte er zu sich selbst, ein guter Mensch muß eine Jede glücklich machen; die unbezwinglicher, unüberwindliche Liebe ist nur ein Jugendwahn, und jene Idee der Vervollständigung seines eigenen Ichs durch ein anderes ist ein Hirngespinnst; — wer weiß, ob meine Ehe mit Rosalie glücklich gewesen wäre — wer weiß! — Aber, ach! Der Blick — könnte man nur die Augen vergessen! — Und heiße Thränen rollten seine Wangen herab. — Er fand die ganze Nacht keine Ruhe, und als er am andern Morgen das Hinscheiden von Rosaliens Gatten vernahm, als er Rosaliens Liebe und Rosaliens Freiheit bedachte, da überkam ihn Reue und Verzweiflung, und mit einem Pistolenschuß machte er seinem Leben ein Ende.

Um den menschlichen Schmerz zu schildern, hat der Mensch nur Gedankenstriche und Ausrufungszeichen, keine Worte. Schrecklich ist sowohl das redende als das stumme, sowohl das weinende als das thränenlose, sowohl das händeringende als das erstarrte Weh. Es ist heilig, wie die Gottheit, allgegenwärtig, wie die Gottheit, und auch ein Theil derselben.

Die Welt begriff nicht Rosaliens Schmerz über den Tod des Gatten, denn jeder kannte die kalte, ohne Liebe geschlossene, ohne Liebe durchgeführte Ehe. Wie konnte diese nur in so großer Liebe endigen? Doctor Warren allein wußte das Räthsel zu lösen, und auch Bertha wußte es, denn sie hatte des Gemahls Vertrauen besessen, wenn auch vielleicht nicht seine heiße Liebe.

Schwarz gekleidet trat die Witwe Kastel's zu der schwarz gekleideten Witwe Rosalie, zu der Jugendfreundin, die sie durch Warren um diesen Besuch hatte bitten lassen. Diese stürzte der Eintretenden zu Füßen, umklammerte ihre Knie und rief: „Verzeihung!"

Bertha hob sie gütig und mild auf. „Ich habe Dir verziehen," sagte sie mit gewohnter Ruhe, „aber, Rosalie, ich liebe Dich nicht mehr. Sieh, ich war glücklich, und Kastel war es auch, wir lebten ruhig, thätig, vertrauend neben einander, und wären glücklich geblieben durch das ganze Leben, wenn Du nicht dazwischen getreten wärst, erst mit dem durch Deine Grüße aufgefrischten Bild, und dann auch durch Deine Zauberblicke, durch Deine Worte — denn Du hast ihn gesprochen. Ich tadle Dich nicht darum, denn ich fühle wohl, daß, wer einmal Kastel geliebt hat, ihn ewig lieben muß. Ich hasse Dich auch nicht, aber ich liebe Dich nicht mehr, und das kann Dir, der so viel Liebe von allen Seiten zufließt, auch wohl gleichgültig sein. Für mich ist kein Glück mehr hienieden möglich — keine Liebe mehr — aber Ruhe, und diese werde ich mir erringen; deshalb möchte ich Dich auch nicht wiedersehen, Dein Anblick würde mich stören und schmerzliche Erinnerungen in mir erregen."

Digitized by Google

„Du bist hart, Bertha, siehst Du denn nicht, daß ich unendlich unglücklich bin?“ —

„Ich glaube es Dir, Rosalie, Du bist aber zu großem Unglück geschaffen und zu großen Leidenschaften, Dir genügt das einfache Material des Frauenglücks nicht. Du bedarfst der Stürme, des Romantischen. Deine Leidenschaft zu Kastel war schön und großartig, und wie der Lavastrom eines Vulkans hat sie, während sie Dir leuchtete, meine friedliche Hütte und mein Familienglück verschüttet; mögest Du nun ein Pompeji und Herkulanum herausgraben und deren Trümmer in Deiner romantischen Phantasie als heilige Reliquien bewahren; so Gott will, als Warnung für die Zukunft.“ — Sie reichte Rosalien ein Papier mit einer von Kastel's schwarzen Locken; man sah, daß kein gehässiges Gefühl in ihr Raum gefunden, nur die Freundschaft war verraucht, und dieser verlorenen Freundschaft weinte Rosalie eben so heiße Thränen nach, als der verlorenen Liebe. —

Das Alter wird vom Gram entstellt, die Jugend ist aber auch im Kummer noch schön, wie die Rose, die der Sturm gebeugt und der Regen benetzt.

Eugen genas und kam wieder zu Rosalien, bleich, schwach, aber liebend und vergötternd; er hatte nichts erfahren von des Schwagers Todesart und von dessen früherem Verhältniß zu Rosalien, denn er lebte zu viel in Träumen, um die Thatsachen der Wirklichkeit zu beobachten und an einander zu reihen, und Bertha hatte geschwiegen, und war schweigend zum alten Freiherrn zurückgereis't. Eugens Umgang war Rosalien lieb; sie fand Beruhigung in den frommen Kinderaugen; sie sah, daß er so gern in ihrer Nähe war; sie fühlte sich zu seiner Existenz so nöthig, und dieses Gefühl liebkoste ihre Seele. Sie liebte ihn nicht, aber sie duldete ihn gern. Ihr war eine Art von Liebesatmosphäre zum Bedürfniß geworden, sie mußte alle todten Beschäftigungen auf ein lebendes Wesen beziehen, und Eugen war ihr so behaglich, so still und stumm, so dankbar für jede Freundlichkeit; — aber sie liebte ihn nicht, und das sagte sie ihm auch, als er nach Monaten um ihre Hand bat, und schlug die seine aus.

Das überraschte den jungen Mann, der sich schon in seinen einsamen Dämmerstunden in das Glück mit ihr hineingeträumt hatte; denn für manche Leute sind die einsamen Dämmerstunden gefährlich, es wird dann auch alles so dämmerig in ihrer Seele, und sie pflanzen die Illusionen so fest, daß, wenn das wirkliche Leben sie herausreißen will, das ganze Herz zusammenbricht. Sie träumen das Dunkel der Nacht in das an und für sich so dunkle Menschenherz, und wenn dann das Licht kommt, sind sie geblendet, weil es nicht beleuchtet, was sie zu sehen wünschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Falstaff im Gutenbergfestcomité; Obskurantenträume.]

Diesem Anfange folgte nun die Fortsetzung durch einige allerdings ganz richtige Fragen an die drei Personen, welche sich als Comité aufgeworfen hatten, wer Ihnen denn den Auftrag dazu gegeben habe? Und in der That, mögen es diese Herren auch immerhin gut gemeint haben, muß man doch bekennen, daß sie die Vorwürfe sehr wohl verdienten. Weder waren es die bedeutendsten Buchhändler noch Buchdrucker, noch hatten sie irgend ihre Collegen vorher versammelt, noch endlich die richtigen Wege eingeschlagen, um zum Ziele zu gelangen. Statt sich mit dem geistigen Theile der Presse zu verbinden, Literatur und gelehrte Corporationen, Akademie, Universität, und die Stadt selbst durch den Magistrat zu einem gemeinsamen Antrage zu verbinden, der jedenfalls ein ganz anderes Gewicht gehabt haben würde, wandten sie sich, gänzlich vereinsamt, an die höchste Behörde, die sie nun als unbedeutend zurückwies. — Diese Klagen kamen jedoch hier zu spät, und es galt zu handeln. Trotz der Vorstellungen der Herren wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, nochmals den Staat um Oeffentlichkeit des Festes anzugehen, im Falle der Versagung aber in Masse nach Leipzig zu ziehen. Mehrere waren dabei in solche Begeisterung gerathen, daß sie erklärten, ihre Gehülfen auf eigene Kosten fortschaffen zu wollen, und endlich trennte sich die Versammlung voll von heldenmäßigen Entschlüssen. — Es gibt aber in Berlin, wie in der ganzen Welt Menschen, die häufig schon in der nächsten Minute bereuen, was sie vorher gethan und gewollt; kluge Leute, die überlegen, Furchtsame, welche die Folgen scheuen, Geizige, die die Kosten berechnen, gute Bürger, die kein Aergerniß geben wollen, und einige sogenannte legitime Buchdrucker, welche für den Staat arbeiten und Sorge vor Nachtheilen haben. — Schon nach einigen Tagen erklärten die Gehülfen dieser Legitimen, sie würden das Fest in Berlin begehen, und das Geld dazu anwenden, das seit Jahren erspart sei; nun fanden sich auch eine Anzahl Buchdrucker und Buchhändler bereit, sich ihnen anzuschließen, eine Contrerevolution brütete im Stillen und wenige Tage später folgte ein neues Circulair des sogenannten Comités, in welchem auf den früheren einstimmigen Beschluß gar keine Rücksicht genommen war, sondern das Gesuch einging, durch Namensunterschrift zu erklären, wer das Fest hier feiern wolle oder nicht. Dies hat nun der größte Theil gethan, ein anderer weigert sich jedoch standhaft und somit wird eine Spaltung herbeigeführt, die das Fest selbst, da es doch einmal gehalten werden soll

Digitized by Google

sehr verkümmern und herabsetzen wird. Wir wollen es nicht verhehlen, daß es uns gefreut haben würde, wenn die Männer von der Presse die Energie besessen hätten, ihre tüchtigen Beschlüsse auch auszuführen. Jede Demonstration, welche dieser herrschenden Scheu vor Oeffentlichkeit gemacht wird, sei sie auch an sich noch so unbedeutend, ist nützlich, und wäre in einem so bureaukratisch und militärisch eingerichteten Staate, wie Preußen, doch ein Zeichen der erwachenden Stärke des modernen Corporationswesens, des Bürgerthums und des Bewußtseins ihres Zweckes gewesen. — Hörte man noch wenige Zeit früher die Leiter dieser Festlichkeiten, wie sie etwas prahlerisch sich und ihre Heldenthaten herausstreichen, von wehenden Fahnen sprachen, Bannern der Zeit, von donnernden Reden, von Maskenzügen und von freimüthigen Bemerkungen und Antworten, welche sie hohen Personen ertheilt haben wollten, so hat jetzt die ganze Geschichte etwas ungemein Falstaffartiges und Ergötzliches. Drei Männer in Steifleinen, wahrhaftig Heinz, drei Männer in Steifleinen und wie führte ich meine Klinge! — Kurz und gut, diese Herren sind jetzt gerade die, welchen man das Mißlingen aller Entschiedenheit zuschreiben muß, welche aber als gute Bürger alles Lob verdienen. Jetzt kann man nur wünschen, daß der Antheil, den einige hohe Personen an der Sache nehmen, mindestens so viel erwirken mag, daß die gelehrten Corporationen sich den Festlichkeiten anschließen, und diese nicht gar zu lächerlich ausfallen. — Nicht ohne Erstaunen kann man jedoch auf das merkwürdige Zeichen der Zeit blicken. — Während ein Jahrhundert früher ein junger für Kunst, Wissenschaft und Philosophie begeisterter König sich gleichsam an die Spitze der Festlichkeiten stellte, die Gutenberg's große Erfindung ehrten, kann man jetzt nur mit Mühe die Erlaubniß zu einem Gastmahle erhalten. — Das Alles, kann man zur Antwort geben, hat das jüngste ungerathene Kind der Literatur, die Journalistik, verschuldet. Sie hat die verabscheuungswürdigen Ideen durch die Welt getrieben von Pol zu Pol, sie hat, um mit vielen frommen Seelen Berlins zu reden, die Herzen der Menschen vergiftet, die wilden Hirngespinnste moderner, sogenannter Philosophie in sich aufgenommen, und wie die Ameise der Tropen, so sagen die Erschreckten, nagt sie heimlich und unverdrossen selbst in den anscheinend festesten und sichersten Stützen des alten schönen Hauses, daß es einst, hohl und morsch, zusammenstürzen muß und seine unvorsichtigen Bewohner erschlägt. Einem so schlimmen Gaste muß man die Gänge zerstören und lieber zu viel, als zu wenig thun; ja man möchte gern den ganzen Lindwurm, wie der Ritter Georg, an die heilige Lanze der Polizei spießen, aber das ist leider unmöglich. Das unglückliche Geschenk ist eine Hydra von zahllosen Köpfen, ein Baum, dessen Wurzeln sich um die ganze Welt verknoten und verschlingen und sich nicht mehr zerhacken lassen, selbst wenn man es auf alle Gefahr hin thun wollte. So ist denn die Journalistik eine mit Widerwillen geduldete Sache, und hört man Philosophen, würdige und berühmte Männer, so sagen sie fast dasselbe von sich und ihrer Wissenschaft. Man darf es nicht läugnen, daß gegen die Philosophen auch sich die Stimme und die Gewalt der Männer immer lauter erhebt, die da glauben, man müsse die Welt wieder gläubig und geduldig machen, wie sie es früher war, und man könne es auch, wenn man nur der Verderbniß kräftig entgegentrete; in scharfer Gesetzlichkeit die sogenannten vorlauten Schreier züchtige, die Stimmen der Macht zum Schweigen bringe, und die Philosophie, diese anrüchige Buhldirne des Bösen, um den Ausdruck eines vornehmen Herrn zu gebrauchen, der Theologie unterordne, deren Magd sie lange schöne Jahrhunderte gewesen ist. Soviel glaubt man hier allgemein, daß nach dem Tode des Ministers von Altenstein, dieses edlen Freundes und Beschützers der Freiheit der Wissenschaften, wohl vieles sich ändern dürfte, und die vereinzelten Versuche, gegen so Manches aus einer früheren sich zu kühn erhebenden Zeit, zur systematischen Umwandlung werden könnten. Man wird einem anderen Systeme huldigen, um die Menschheit zu erziehen und glückliche Bürger zu machen, und sicherlich gehen darin manche Befürchtungen viel zu weit. Die Zeit ist stark und willenskräftig, sie hat allzuviel erfahren, gesehen und erobert, um den Nacken ganz zu beugen, und viele der modernen Hebel der Cultur, die Industrie, das Geld und seine unantastbare Herrlichkeit, die innigen Völkerverbindungen durch Eisenbahnen, die Sicherung des allgemeinen Wohls, kurz die materiellen Interessen, werden den Schutz der geistigen vielfach übernehmen, und die breite sichere Basis bilden, auf welche die Zukunft sich stützt. Man weiß, daß man in diesem Augenblick damit umgeht, den Gymnasialunterricht zu ändern. Die Kenntniß der classischen Sprachen soll weniger Berücksichtigung erfahren, als bisher, dagegen etwas mehr für neue Geschichte und Naturwissenschaften gethan, ganz besonders aber der Religionsunterricht in allen Classen vermehrt werden. Man wird zu einer Art mitleidigem Lächeln über diese Bestrebungen frommer und frömmelnder Männer gezwungen, endlich einen Anfangspunct gefunden zu haben, um die Jugend dem Verderben zu entreißen. Man will der Geistlichkeit einen größeren Einfluß auf die jungen Herzen schaffen, und denkt wohl gar, daß es gelingen könne, so zum wahren Reiche Gottes zu gelangen, in welchem sich Staat und Kirche auflösen soll, wie dies ein in Erfurt erschienenes sehr seltsames Actenstück der Zeitverwirrung vom preußischen Staate verkündigt. — Die Verfinsterung spricht immer gern davon, daß sie das eigentliche Licht sei, welches blöde Augen nur nicht entdecken, und wir müssen es dahin gestellt sein lassen, wem endlich der Staar gestochen wird, soviel aber scheint gewiß, daß, wenn man in der That den Religionsunterricht zu gleicher Zeit mit Naturwissenschaften und neuer Geschichte vermehren will, man ganz unmöglich so schlimme oder wohlmeinende Absichten haben kann, als die Gegner dieser Maßregel sich einbilden. Denn die letzten sind jedenfalls die wohlthätigsten Gegengifte des Pietismus, und die neueste Geschichte enthält so viel anstößige Thatsachen, so viel verführerische Verderbtheit, daß es kein absolutistischer Staat wagen würde, die Jugend darin einzuweihen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags **100.** den 22. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Moosrose, eine Coquette.

(Beschluß.)

Eugen erhielt also ein Nein, ein mildes, gutes, herzliches, freundliches Nein, das mit allen Versicherungen der Freundschaft und des Wohlwollens versüßt war, und doch sehr bitter dünkte. Er reis'te gleich ab zur Schwester, um an Bertha's treuem Herzen sich auszuweinen; diese hatte ja Ruhe erringen wollen, und wieder brach der Thränenstrom aus, und der eigene Schmerz mischte sich mit dem des Bruders. Auch diese Wunde hatte Rosalie geschlagen, und jetzt erst erzählte ihm Bertha von Kastel's Liebe und Tod, und daß Rosalie eine Coquette.

Da trocknete Eugen seine Thränen, aber er blieb still und ernst, seine blauen Augen wurden immer größer und immer träumerischer; bald umspielte ein nichtssagendes Lächeln seine Lippen, wenn sein Blick gedankenlos in die Ferne streifte, und täglich wurde er menschenscheuer und suchte nur noch die Blumen auf, mit denen er auch sprach. Als der Vater gestorben, sah er nur Bertha, die mit ihm auf dem Lande lebte und auch für ihn; der Jugendplan war also ausgeführt, das Geschwisterpaar blieb vereint, und das Weh war der Altar, auf dem beide sich für die Ewigkeit einander angetraut hatten; so dachte Bertha. Aber Eugen dachte gar nichts; — er lebte im Sommer im Garten und sprach mit den Blumen; er versicherte, ihre Antwort deutlich zu vernehmen, und daß sie ihm am Tage vorsängen, wie die Vögel; er meinte, jede Blume habe ihr eigenes Abendgebet, wie die ganze Natur auch; ihre Düfte nannte er Töne; der Nachtviole gab er eine Altstimme und der Reseda den süßesten Diskant, der Jasmin sang durch die Fistel, und war ihm oft zu laut, und die Bäume übernahmen im Chor die Männerstimmen. Die Rose war aber seine Catalani. — Dabei war er immer heiter, wenn auch die ganze Welt ihn beklagte und die Schwester oft über ihn weinte. Vor allem pflegte er mit Liebe einen Moosrosenstrauch, der auch zu einer bedeutenden Höhe heranwuchs und unzählige Knospen trug. Eugen begrüßte eine jede mit vielem Jubel, und sah stündlich danach; je weiter sich die Blüthe öffnete, je zärtlicher sprach er ihr zu, je inniger blickte er in den Kelch; wenn sie aber dem gänzlichen Entfalten nah, da schnitt er sie ab vom Stengel. Er wolle sich nicht wieder täuschen lassen, sagte er, und die schönen Rosenblätter abfallen zu sehen, würde ihm das Herz brechen. Die abgeschnittenen Knospen drückte er an die Lippen und bat sie um Verzeihung für die Wunde, dann trug er sie zum Bach und warf sie ins Wasser, damit die schöne Hoffnung in die Ewigkeit hineinschwimme, und in den hellen, klaren Bach fiel auch meistens eine helle, klare Thräne.

Rosalie hatte die Stadt verlassen und ihre Abreise ward allgemein beklagt, sowohl von den älteren Herren, die der bei ihrer Jugend so ungewohnte Ernst angezogen, als von den jüngeren Männern, die der schönen Frau huldigten,

Digitized by Google

und auch von den wohlwollenden Frauen, obgleich diese bei ihrem Namen die Achsel zu zucken und seufzend zu sagen pflegten: „Wie schade, daß sie so coquett war!“ während selbst die übelwollenden sie vermißten, da sie ihnen doch oft Unterhaltungsstoff gegeben. Jetzt hörte man nichts mehr von ihr; nur Doctor Warren erhielt von Zeit zu Zeit ein duftendes Briefchen auf Rosapapier, dessen Siegel ein Auge. Ueber den Inhalt schwieg er aber, und als nach zehn Jahren Rosalie wiederkehrte, wußte Niemand, wie sie die lange Zeit zugebracht, ob glücklich oder traurig, ob sie die Erfahrungen der Jugend benutzt, oder neue gemacht, ob sie geliebt oder geweint habe. Ihre Züge waren etwas schärfer geworden, und sie sprach viel von Büchern, Kunst und Wissenschaft. Auch in das Labyrinth der Philosophie war sie eingedrungen, und auf allen Schlangenwegen des Denkens zu einer recht erbaulichen Frömmigkeit gelangt. Ihre Seele suchte den Himmel, wenn die Erde ihr nicht genügen wollte; — dessen ungeachtet lag in ihren Zügen und in ihrem Wesen etwas Unbefriedigtes, das Sehnen ihres Herzens war noch nicht gestillt, der Seele Liebesbedürfen war noch nicht erstorben, der Zauberblick ihres Auges noch nicht todt. Auch die Freundschaft lebte noch in ihr, denn sie eilte gleich zu Warren, der, von Alter und Krankheit gebeugt, im Sorgenstuhl sie empfing.

Es war ihr so bekommen gewesen im Reisewagen, und sie hatte die letzte Station zu Pferde zurückgelegt; sie meinte, man hielte reitend mit dem Thier zugleich seine eigenen Empfindungen im Zügel. Sie war vor Warren's Thür abgestiegen und im Reitkleid, mit dem runden Männerhut, dem grünen herabwallenden Schleier, trat sie in das Zimmer des Doctors ein. Sie hatte sich vorgenommen, recht froh und heiter ihn zu begrüßen, und das süßeste Lächeln umschwebte ihre Lippen, als sie in der Thür stand und rief: „Doctor, da bin ich schon wieder!“ — Das Lächeln schwand jedoch vor dem mächtigen Klopfen des Herzens, und sie sank in die Arme des Freundes laut schluchzend. Bald faßte sie sich aber wieder und erzählte von allem, was ihn interessiren konnte, nur nicht von sich selbst. „Und was macht denn das Herz?“ fragte er endlich. — Rosalie schüttelte den Kopf. „Davon spricht man nicht mehr,“ sagte sie wehmüthig. — „Und die Coquetterie?“ fragte Warren weiter. — „Ich war nie Coquette, Doctor!“ erwiederte Rosalie lächelnd. — „Um wie viel hat sich die Schaar Ihrer Freunde vermehrt in den langen Jahren?“ — „Freunde?“ sagte Rosalie halb lächelnd, halb wehmüthig, indem sie den Hut ablegte und die schwarzen Locken in Ordnung brachte, „wissen Sie wohl, lieber Doctor, wie wir jetzt das Verhältniß einer Frau zu ihren männlichen Freunden vorkommt? Wie das des Herrn Van Amburgh zu seinen wilden Thieren; erst müssen sie mit dem Zauberblick gezähmt und dann in Respect gehalten werden, und am Ende noch ängstlich vor der Flucht bewacht! Nein, Doctor, ich will keine Freunde mehr!“ —

„Ich wünschte, Sie hätten sich wieder verheirathet, denn wenn Sie auch noch so schön scherzen und plaudern, so sehe ich doch, daß Sie nicht glücklich sind,“ sagte Warren betrübt. —

„Guter, lieber, treuer Warren,“ erwiederte sie, und das Auge blickte durch Thränen zu ihm empor, während sie die Hände gefaltet ihm entgegenhielt, „Sie können viel errathen, viel ahnen! — Aber, bitte, befragen Sie mich nicht, sehen Sie mich nicht so theilnehmend traurig an; freuen Sie sich, daß ich wieder da bin, daß Sie mich wieder haben — und wühlen Sie nicht die Gräber meiner Seele auf.“

Sie besuchte ihre Armen, für die sie selbst während ihrer Abwesenheit gesorgt, sie ließ die alten Diener kommen, denen sie ein Zeichen ihres Angedenkens mitgebracht, und selbst bei den alten Kaufleuten sprach sie ein und kaufte von ihnen. Rosalie hatte nichts vergessen — nein, gar nichts!

Sehr betrübt war sie, als sie von Eugen's Zustand vernahm, der stille Wahnsinn aus Liebe zu ihr rührte sie tief, und sie meinte, derselbe müsse zu heilen sein, vielleicht durch eine große Freude, wie das bei solchen Uebeln zuweilen schon geschehen. Und welche Freude war wohl mehr geeignet, ihm die heilsame Nervenerschütterung zu geben, als das unverhoffte Wiedersehen mit ihr? Sie hätte gern Alles gethan, um ihn zu retten und zu beglücken; ja, sie hätte sogar ihm jetzt gern ihre Hand gegeben, wenn er dieselbe verlangt, denn das Unglück, das sie veranlaßt, that ihr gar zu weh; sie hätte es gern wieder gut gemacht, ihn gepflegt, und wäre wieder seine Moosrose gewesen durch das ganze Leben. Ihr Dasein bot ihr nichts mehr, sie konnte es leicht hinopfern, und das Gefühl, nützlich und unentbehrlich zu sein, würde ihr das Glück ersetzen. Auch an Bertha dachte sie mit Liebe; zehn Jahre waren hingezogen über ihr Unrecht, das ja auch ihr Unglück gewesen; Bertha mußte milder geworden sein, sie fühlte ja, daß ihr eigenes Herz edel und gut, daß es werth der Liebe und der Freundschaft sei, sie fuhr also nach dem Rittersitz D.

Digitized by Google

Sie verließ den Wagen und durcheilte zu Fuß den Garten. Dort fand sie Eugen im Gespräch mit den Blumen; er hatte noch die heile Gesichtsfarbe des Jünglings, das fromme Auge des Kindes, aber er war mager geworden, und tiefe Greisesfurchen sah man in seinen Wangen. Er hielt eben eine Anrede an die Georginen, die so stattlich emporgewachsen waren, und ermahnte sie, sich standhaft zu halten und nicht beim ersten Frost so feig zusammenzufallen, man könne sich an die Kälte gewöhnen, und müsse nicht den kleinen Anfechtungen des Lebens gleich erliegen; er nannte ihnen andere Blumen zum Beispiel. Dann kam er an den Moosrosenbusch, der durch das stete Abschneiden der Blüthen immer neue getrieben hatte, so daß, trotz dem vorgerückten Herbst und den andern schmucklosen Sträuchen, noch eine verspätete Knospe gesproßt hatte. Eugen entdeckte diese und bewillkommnete sie zärtlich. „Aber auch Du mußt fallen," sagte er betrübt, „o, könntest Du doch mein Herz mit Dir nehmen in die Ewigkeit!" Da trat Rosalie ihm entgegen, sie sandte ihm den Zauberblick zu, breitete die Arme aus und rief mit vor Rührung zitternder Stimme: „Eugen!" Er aber richtete das starre Auge auf die einst Geliebte, und floh dann scheu in die Laubgänge des Gartens hinein. Die Liebe zu ihr, die ihn so elend gemacht hatte, war verschwunden, und das Auge, das so viel um sie geweint, es kannte sie nicht mehr. Rosalie hatte die Wunde geschlagen, aber sie vermochte nicht, dieselbe zu heilen. — Das war ihr ein großer Schmerz.

Bei Bertha ließ sie sich melden und wurde angenommen. Bertha kam ihr höflich entgegen, verneigte sich, bot ihr den Platz auf dem Kanapee und Erfrischungen. Da fiel aber auch nicht die leiseste Hindeutung auf die Vergangenheit vor, keine Thräne, kein Vorwurf, kein bitteres Wort, aber auch kein liebevolles, und mit ödem, durchschmerztem Herzen kehrte Rosalie in die Stadt zurück; Jugendliebe und Jugendfreundschaft waren todt.

Sie kam zum Doctor Warren, welcher krank war, sehr krank. Er hatte seit so vielen Jahren die Menschheit in ihren Leiden nicht nur gepflegt und geheilt, er hatte auch mit ihr gelitten; er hatte für die Kranken, für die Sterbenden und auch für die Zurückbleibenden gelitten, und für sich selbst und sein eigenes Herz wohl auch; da hatte sich denn an diesem Herzen ein Uebel ausgebildet, das ihm viel der körperlichen Schmerzen bereitete, sein Geist war aber noch frei und Rosaliens Besuch war ihm ein Glück.

„Lieber Freund," sagte Rosalie, „ich glaube doch, Sie hatten damals Recht, ich war Coquette!"

„Sie waren ein Engel!" sagte Warren und küßte ihre Hand.

„Meinen Sie?" sagte Rosalie lächelnd, mit dem schelmischen Zauberblick der Jugend, der sich aber bald ernster gestaltete und durch Thränen schimmerte. „Ich aber meine, daß ich als Frau doch nicht das Rechte gewählt hatte. Ich wollte alle Menschen glücklich sehen, und brachte denen, die ich am meisten liebte, nur Unglück."

„Das Unglück, das Sie gebracht, wäre wahrscheinlich auch ohne Ihr Zuthun geschehen: Kastel trug den Selbstmord in seinem düstern, unbefriedigten Charakter und auf seiner dicht beschattetn Stirn geschrieben; wenn der eine verfehlte Wunsch ihn nicht dahin gebracht hätte, wäre er vielleicht auf andere Veranlassung dahin gekommen, und das träumerische Wesen Eugen's würde früher oder später wahrscheinlich in jenen Blödsinn ausgeartet sein, dessen Keim er schon von frühester Jugend in sich getragen zu haben scheint."

„Das mag wohl sein," sagte Rosalie mit einem Seufzer, „und ich habe es mir auch selbst oft vorgesagt, um mich zu trösten und um nicht so ganz schwarz vor mir selbst vor Gericht zu stehen, aber es hilft nichts, die Wunde brennt doch und der Schmerz bleibt da. Nein, Doctor, ich hatte nicht das Rechte gewählt, und der Ausgang hat es gezeigt. Die Liebe, nach der ich mich sehnte, ist mir nie geworden, und von all' der Liebe, die man mir dargebracht, was ist mir geblieben?"

„Ein treuer Freund!" sagte Warren, und Rosalie sank auf die Knie und drückte die heiße Stirn in seine zitternde Hand, wie um Segen flehend.

Und Warren starb bald.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Altenstein, Krisis im Schulwesen.]

— Allgemeinen Antheil nimmt man darum um so mehr an einem schweren Verluste, der dem Erziehungs- und Bildungswesen im Staate durch das tödtliche Erkranken des Ministers von Altenstein bevorsteht. An keinen Namen mehr knüpfen sich so bedeutsame Erinnerungen aus einer Zeit, wo man mit Eifer nach schweren Erfahrungen bildete und baute. Die edlen und großen Gehülfen aus jener Zeit sind Alle geschieden, Herr v. Altenstein allein stand, ehrwürdig und vereinsamt fast, in der Reihe der vornehmsten Diener des Staates, die dem Throne am nächsten sind. Jetzt rückt die Stunde heran, wo das Menschenwerk und Wesen abgethan sein soll, und wer wie dieser würdige Mann, einen so reichen und segensvollen Tag erlebt hat, der mag den Abend wohl preisen. Mit Bangen ver-

Digitized by Google

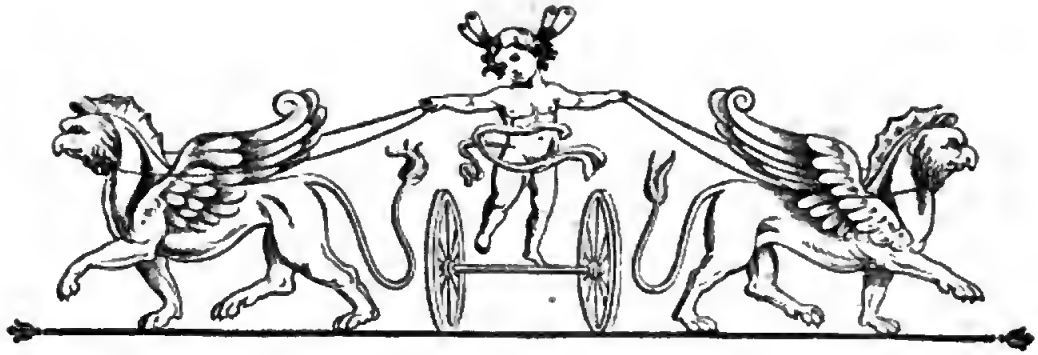
nehmen wir, daß die tödtliche Krankheit, an welcher er leidet, wenig Hoffnung übrig läßt, ihn noch einmal hergestellt zu sehen, und um so natürlicher ist es, daß man eifrig ist, den Namen dessen zu kennen, der diese wichtige Stellung künftig einnehmen soll. Die Namen aber, welche man nennt, sind wenig geeignet, um zu glauben, daß die freie Richtung, welche Herr von Altenstein den Wissenschaften in Preußen gegeben hat, auch künftighin der leitende Faden sein werde. Folgt man der allgemeinen Stimme, so muß man fast glauben, daß wichtige Veränderungen uns bevorstehen, und nicht ganz mit Unrecht ist man dann geneigt, den beabsichtigten größeren Einfluß der Religion und der Geistlichkeit auf die Schulbildung gleichsam als einen Vorläufer zu betrachten. — Das Unterrichtswesen hat überhaupt schon seit dem Jahre 1830 die Zeitverhältnisse empfunden. Man hat die Lehrfreiheit immer mehr eingeschränkt, die Lehrer nicht allein strengen wissenschaftlichen, sondern auch moralischen und politischen Prüfungen unterworfen, und ist damit fortgefahren, so daß jetzt auch der freie Privatunterricht verboten worden ist, und Hauslehrer, Erzieher und Erzieherinnen polizeiliche Sittlichkeitszeugnisse haben müssen und politisch ganz unverdächtig sein sollen, wenn ihnen gestattet wird, ihr Brot mit Unterrichtgeben zu erwerben. — Hierdurch und durch Aufhebung der Privatschulen wird der Staat der völlige Beherrscher der Volkserziehung, so daß der Wiederholung früherer Uebel vorgebeugt werden kann, denn allerdings ist es wahr, daß es eine Zeit gab, wo Theologen und Philologen am eifrigsten bemüht waren, den Samen ihrer sogenannten deutschen Freiheit in die jungen Herzen zu säen. — Daß man auf die Jugend wirken solle und müsse, ist die Lehre aller Demagogen gewesen und somit ist dem Staate nicht zu verargen, wenn er mit wachsamen Augen dorthin blickt und jedes Mittel ergreift, um sein Ansehen rein zu erhalten. — Wir haben in Preußen wohl von dieser unbeschränkten Leitung des Staates gewiß nicht zu fürchten, daß sie je gemißbraucht werde, um die geistige Freiheit zu fesseln, wie es wohl in andern Ländern geschieht, wo vorgeschrieben wird, was gelehrt werden soll, und was ganz verschwiegen, wo Dorfschulmeister wie Professoren ihre Compendia und strengen Vorschriften empfangen, und wehe ihnen! wenn sie einen Buchstaben mehr lehren, als befohlen ist; allein immer bleibt es wohl zu bedenken, daß in einer absoluten Monarchie, die einmal die politischen Gesinnungen fürchtet, und deren Gesetze sich gegen dies Zeitübel richten, die Handhabung gewöhnlich mehr oder minder von persönlichen Gesinnungen abhängt, und darum auch in Preußen mit einiger Aengstlichkeit nach dem zukünftigen Minister des Unterrichtswesens geforscht wird. — In Zeiten, wie die unseren sind, irrt man allzuleicht auf beiden Seiten; denn während man links die ausschweifendsten Forderungen macht, ist man rechts im Stande das Bestehende selbst zu bezweifeln, und vieles davon als den eigentlichen Quell aller Uebel zu betrachten, der dem Strome Nahrung gibt. Die frömmelnde Richtung, der Rococohang zum Mittelalterlichen, der wundersamer Weise in Moden und Sitten, wie in gewissen Tendenzen hervorbricht, ist aber gar nicht gemacht, die Versöhnung einzuleiten, und aufrichtig muß man wünschen, daß die Anstrengungen, von welchen man hört, um für die nächste Zukunft vielleicht selbst an die Spitze des Unterrichtswesens dies Princip zu stellen, keinen Erfolg haben mögen. Preußens Größe beruht auf seiner ungeschwächten geistigen Intelligenz, daß es, wie einst Böckh so schön sagte, das erste sei in Waffen und Wissenschaften und wie Pallas streitbar mit beiden. Die Philosophen, und die Hegelianer besonders sind aber in wahren Aengsten, denn sollte in der That eine solche Umwandlung erfolgen, so würde ihre Klage, daß sie jetzt nur noch zu den Geduldeten gehören, bald nicht mehr wahr sein, denn fast möchte man behaupten, daß sie schnell zu den Ungeduldeten geworfen würden. —

Während dieser grauen Blicke auf die Zukunft ist aber der Frühling jung und farbenvoll hereingebrochen; Gottes grüne Finger klopfen hoffnungsvoll an alle Herzen, und wie die ewige Natur ihren angewiesenen Lauf verfolgt, mag der Sturm auch aus allen Compasstrichen wehen, es wird doch Frühling, wenn die Zeit da ist, vielleicht nur um ein Paar Tage später, aber dann um so schneller, so arbeitet der große Weltgeist auch weiter und zerbricht an irgend einem schönen Morgen alle die aufgehäuften Hindernisse, ehe ihr's denkt.

Seit einigen Wochen sind wieder viele Tausende von Menschen in die Fruchtstraße gefahren und gegangen, um die Hiacynthen und Tulpen blühen zu sehen, die dort jährlich millionenweise angekündigt werden. Ich habe Ihnen schon öfter über die Gartencultur Berlins geschrieben, welche im fortgesetzten Wachsen und jetzt ein Speculationszweig geworden ist, der selbst den Neid und die Eifersucht der Blumenzüchter in Holland erregt hat. Eine Deputation derselben erschien schon im vorigen Jahre in Berlin, um mit eigenen Augen zu sehen, welche Gefahr drohen könne, und ihr Bericht an die Gartengesellschaft in Harlem hat mißlich genug gelautet. Die Blumengärtner in Berlin sind schon jetzt im Stande, den bedeutendsten Theil Norddeutschlands mit Zwiebeln zu versorgen, und schneiden dadurch den Holländern ein Monopol ab, welches diese seit Jahrhunderten im ungestörten Besitz hatten. Die Massen von Blumen, welche man hier zieht, drücken auch die Preise so herab, daß Holland nicht mehr concurriren kann, denn wenn man vor zehn Jahren einen Hiacynthentopf hier noch mit sechs oder acht Groschen im März bezahlte, so erhält man ihn jetzt für den vierten Theil dieses Preises und zwar in ausgesuchten, doppelten und gefüllten Blumen. In wenigen Jahren aber wird sich der Preis noch mehr ermäßigen, denn die Zahl der Gärtner ist im Steigen, und hoffentlich wird dies auch einen noch größeren Einfluß auf die sogenannten Blumenausstellungen äußern, deren Eintrittspreise von vier Groschen hier keinen Beifall mehr finden wollen. Schon in diesem Jahre ist die Concurrenz dem Publicum behülflich gewesen, denn einer der großen Gärtner, der jüngste der Gartenspekulanten in der Fruchtstraße, nahm nur zwei Groschen und gab dafür noch obenein Concert und Blumensträuße gratis. Dies Beispiel wird die Anderen auch bessern, denn die Neugier der Berliner ist durch die mehrjährige Wiederholung dieses farben- und duftvollen Schauspiels gestillt und nach gerade fängt man an, den Viergroschenpreis als einen etwas unverschämten anzusehen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 101. — den 23. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Erinnerungen an Südfrankreich,

von A. Freiherrn von Oefele.

Die Burg der Päpste zu Avignon.

Der päpstliche Palast, deshalb die Burg der Päpste mit allem Fug genannt, weil er in alter Zeit und nach dem noch bestehenden Mauerwerk eine förmliche Veste war, steht auf dem südlichen Abhang der Felsenpartie von unserer lieben Frau des Domes, und ist in architektonischer wie in geschichtlicher Hinsicht die größte Merkwürdigkeit Avignons.

Wenn man durch das erste Thor der mächtigen Mauerumgürtung eintritt, welches mit Emblemen der hierarchischen Allgewalt, Wappen und großen Inschriften, auf Marmorplatten ausgehauen, prunkhaft verziert ist, dehnt sich ein weiter Hof aufwärts steigend im alterthümlichen Geschmack aus, in dessen Mitte ein prachtvolles Bassin, noch erkennbar an seinen Marmorrändern, mit springenden Wassern gewesen sein muß. Den Haupteindruck macht aber offenbar das gigantische Bauwerk des eigentlichen Schlosses, welches ohne Einheit des Styls, ohne Regelmäßigkeit und Symmetrie, aus den verschiedenartigsten Partien und Anbauten zusammengesetzt, je nachdem es durch mehrere Päpste immer vergrößert oder verschönert wurde, dennoch eine unaussprechliche, Ehrfurcht gebietende Majestät aufweist, die durch die hohen Zinnen, das Gethürm, und selbst durch seine aufstarrenden Ruinen und schuttbedeckten Trümmer nur erhöht wird.

Wir wurden beim Eintritt in die Thorpforte, wo statt der gewappneten Trabanten der Vorzeit eine Kasernenwache stand, von einem alten Schloßaufseher empfangen. Nach unserem Wunsche geleitete er uns, mit einem großen Schlüsselbund vorausgehend, durch das Innere der Papstburg, in der sich so viel Furchtbares, Schauderhaftes, Tragisches in alter und neuer Zeit häufte.

Der Schloßtheil, bei dem wir anfingen, hatte bereits sein eigentliches alterthümliches Ansehen verloren, indem seine vormaligen Prachtgelasse und Räume durch die Herstellung zu einer Kaserne theils abgebrochen und überbaut, theils durch neue Mauern durchzogen, vergrößert oder verkleinert wurden. Mit Mißbehagen gewahrte man hier die Einwirkungen der modernen Zeit und ihrer Bedürfnisse auf die altgeschichtliche Ehrwürdigkeit des großartigen Baues und seiner kirchlich-romantischen Architektur. Hier sind nur die äußern Riesenmauern von 10 bis 12 Fuß Dicke, manches furchtbar geschwärzte Dielenwerk und einige Theile der breiten weißen Marmortreppen, wie bei den römischen Kaiserpalästen, noch aus der hierarchischen Weltherrschaftszeit sichtbar.

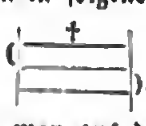
Wenig davon befriedigt, trieb der Geschichtsfreund den Aufseher an, ihm noch das erhaltene ganz Alterthümliche zu zeigen. Dieser führte uns durch die verlassenen öden Hallen, wo einst orientalischer Glanz und Luxus geherrscht, an eine früher durch Tapeten verborgene Mauerthür, mit eisernen Riegeln und Schlössern versehen, und öffnete den Eingang nach einer Schuttpartie, worüber

Digitized by Google

man vorsichtig ihm folgen mußte, um zu dem Inquisitionsthurme, seinen Gelassen und Kerkern zu gelangen.

Ueber ein schwankendes Bret, unter uns in des Thurmes Tiefe, in einen finstern Abgrund, hinunterstarrend, und mit dem Schauder der Todeskälte über die ehemaligen Gräber der Lebendigen hinwegeilend, drangen wir in dieses Schloßlabyrinth ein.

Da zeigte uns der Aufseher zuerst in der Höhe die Capelle der Inquisition. Sie ist ziemlich hoch, dagegen im Raum sehr beschränkt, da sie nur zum Dienst der Inquisition gehörte, und vielleicht als Hauscapelle der Päpste diente, die von ihren Gemächern dahingehen konnten. Ihre vieleckige Form zeigt Spuren einer großen Pracht. Noch bemerkt man darin eine herrliche Architektur mit Vergoldungen, und Wände, die, nach übriggebliebenen Theilen und Flecken zu schließen, mit Goldgrund und Freskogemälden bedeckt waren; einige mit Geschichten aus des heiligen Ludwig's von Frankreich Leben, besonders seines Kreuzzuges nach Aegypten, erkannte man noch. Kostbare Ueberreste von Mosaik zeigen noch die Mauerwände und der Estrich. Die Spitze des Thurmes daran ist aber schauderhaft merkwürdig; zuckerhutartig steigt sie empor, oben wie ein Kamin geöffnet. Da war der Hinrichtungsort der Auto-da-fé's. Die Opfer wurden nach der Tradition an eisernen Käfigen an Querstangen aufgehangen, verbrannt, und der stinkende Rauch zog sich durch das Kaminloch in die Lüfte hinaus, als käme er von einem gewöhnlichen Feuerheerd; indeß die Asche und verkohlten Gebeine durch den Käfig in die Tiefe der Thurmnacht fielen. Nicht fern davon ist die Tortur oder die Marterkammer, mit verschiedenen Maschinen und Instrumenten, die trotz der Bemerkung des Aufsehers, daß viele davon andere Bestimmungen gehabt, uns verdächtig genug erschienen. Das daranstoßende Tribunal der Inquisition zeigt noch die Erhöhung, wo die Richter gesessen und die Mauerlöcher, wo die Schreiber verborgen alle Aussagen der Vorgefordertrn aufschrieben. Auch dieses war einst schön ausgemalt und mit Wandschriften versehen, die zur Feierlichkeit des Ortes oder zum Erwecken der Furcht und des Schreckens angebracht gewesen. Oefter sah man das Zeichen der Inquisition in folgender Form:



In diesem Local fand man aus den neuern Zeiten zwei Skelette in vermauerten Nischen. Das Ganze war akustisch gebaut, so wie auch die Kerker, zum Verrath aller Selbstgespräche, Klagäußerungen und Seufzer. Schauderhaft war der düstere nasse Kerker der Inquisition mit eingekratzten Inschriften, Versen, Jahreszahlen, Kreuzeszeichen und Namen der künftigen Leidensopfer bedeckt, wovon mehrere sehr leserlich, sogar zierlich erhalten waren. Wir lasen darunter den Namen eines gewissen Franz Graser vom Jahre 1559, welcher hier einschrieb, daß er falsch angeklagt worden sei. Ein Andrer schrieb: „Wenn ich unrecht habe, warum tödtet ihr mich nicht, und hab' ich recht, warum gebt ihr mir nicht die Freiheit?" Welcher Ort des Jammers, der Angst und der Verzweiflung muß das gewesen sein! Aber gräßlicher ist noch eine Schuttstelle dieses Thurmes, wo es finster, verließartig hinabklafft, aber doch noch hell genug ist, den unauslöschlichen, vertrockneten Menschenblutguß zu sehen, wo zur französischen Revolutionszeit Jourdan durch seine Mordgesellen zweihundert Personen abschlachten und in das Loch hinunterwerfen ließ.

Kalt durchrieselt es uns an diesem Platze. — Der französische Revolutionsgräuel ist hier nur ein Seitenstück zur blutigen Kircheninquisition der Vorzeit. Gott bewahre uns vor Beiden, und vernichte auf immer ihre Vorboten! —

Außerdem gibt es im Schloßlabyrinth und seinen unterirdischen Gelassen noch andere Staatsgefängnisse, geheime Gemächer, Ausfalls- oder Rettungsgänge, Versenkungen u. dergl. In den ersteren schmachteten oft Jahre lang bedeutende Männer, wohl auch Cardinäle, die sich der Päpste Zorn zugezogen. So zeigte man uns das Gefängniß des berühmten Demagogen Rienzi von Rom, der beinahe die Hierarchie umgeworfen und eine neue römische Republik in Form der alten darauf gebaut hätte. Er soll bereits da gefangen an einem in der Mitte die Gewölbdecke tragenden Pfeiler angebunden gewesen, aber entkommen sein. Dieses müßte zu einer Zeit gewesen sein, ehe er seine mächtige Volksrolle spielte, die Anfangs sogar gewissermaßen durch einen Cardinal im heimlichen Verständniß mit dem Papst unterstützt war, den Rienzi noch immer anerkannte, bis er die Maske abnahm. Da aber Sismondi in seiner Geschichte der italienischen Freistaaten von dieser Gefangenhaltung nichts sagt, so wäre ich geneigt zu glauben, daß es ein anderer Rienzi, als der Volkstribun, gewesen sein muß. —

Allein sicher ist es, daß sich der berüchtigte Cardinal de Lune, ehe er Papst wurde, durch die unterirdischen Gänge des Schlosses, vor seinen Feinden, die ihm auf der Ferse folgten, rettete; sich aber an ihnen im letz-

Digitized by Google

ten Augenblick durch die von ihm angestiftete Explosion einer Pulvermine sächte, unter deren Schutz 400 Menschen begaben wurden. Die Stelle, wo es geschehen, wird noch gezeigt.

Wie viele andere Schaudergeschichten und Gräuelthaten mögen in diesen unterirdischen Räumen, Tiefen und Winkeln vor sich gegangen sein! Wie vieles werden die geheimen und unzugänglichen Archive verbergen! Wir stiegen aus diesen Nachtpartien wieder hinauf in das vielfache Gehöfe, welches überall festungsartig mit Mauern, durchbrochen von Schießscharten und mit Zinnen für die Bogenschützen und das Vertheidigungsvolk überhaupt versehen war, zum Theil noch ist, so daß man sich bei Ueberrumplungen von Abtheilung zu Abtheilung zurückziehen und mittels Fallgatter den Feind aufhalten konnte.

Abermals eine große Treppe hinauf gelangten wir zu der eigentlichen Papstwohnung, deren Säle und Zimmer aber durchaus verändert, keine Spur vormaliger Munificenz mehr zeigen, der Waffensaal, das Arsenal genannt, der ehemalige Conclavesaal und dessen Capelle ausgenommen. Ersterer überrascht in einem päpstlichen Palast mit seinem kriegerisch reich bemalten Plafond und den Wänden voller Trophäen und Waffenschmuck, Grau in Grau, auf Art erhabener Steinarbeit, meisterhaft gemalt und in greller Helle hervorleuchtend. Man erblickt die Jahreszahl 1555; ob dies die Zeit seiner Erbauung oder Herstellung ist ungewiß. Vielleicht diente er zu Versammlungen der Ritterorden, die den Papst als ihr geistliches Oberhaupt erkannten und öfters am Sitz desselben in ihren Conclaven die Wahlen der Großmeister vornahmen, welche jener bestätigte. Für einen Waffensaal der päpstlichen Leibwache schien er mir zu prunkvoll ausgestattet.

Der ungeheure Conclavesaal ist bereits zur modernen Kasernirung öfter untermauert. Die Capelle ist sehr groß und lang, mit mächtigen Gewölben und Säulenwerk gleich aufragenden dicken Baumstämmen, aber vom Conclavegelaß eben so durch eine Mauer jetzt abgetrennt, nachdem sie früher damit verbunden war. Ganz herrlich erhaltene Fresco's von Heiligenbildern, Bischöfen u. dergl. in reichen Goldgewändern mit feurigem Farbenspiel auf Azurgrund geben eine Idee von ihrer vormaligen Pracht. Sehr störend für den Alterthümler ist das lumpige Kasernenwesen mit den ausgehungerten Soldaten, die sich in diesen Räumen eingelagert haben, und wohl in kurzer Zeit die noch vorhandenen schönen Spuren der Papstburg zu Grunde richten werden. Es ist doch seltsam, daß die französische Regierung nicht besser für die Erhaltung dieses hochhistorischen Baues sorgt, ja ihn gleichsam als Benutzung zur Kaserne einer raschen Zerstörung überläßt, als fürchtete sich Frankreich vor einer nochmaligen Papstniederlassung. — Wir hätten Lust gehabt, noch weit genauer die kolossale Papstburg zu durchstöbern, besonders war meine, von ihrer Geschichte aufgeregte Phantasie nicht halb beschwichtigt; aber der Aufseher eilte sehr, zu seinem Trinkgeld zu kommen, und versicherte, uns das Merkwürdigste gezeigt zu haben. Wir gingen daher wieder zum großen Portal des weltberühmten Schlosses hinaus, worin sich der schlimmste Geschichtstheil mittelalterlicher Hierarchie abspann, um nochmals von seinem Höhenpunct aus auf das in der Tiefe liegende Avignon mit seinem weiten Horizont hinabzuschauen, wo die Natur ewig groß und schön bleibt.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Kritik über den Staub, Kritik über den Thiergarten.]

Die Bewegung nach dem östlichen Theile der Stadt war aber auch in anderer Beziehung eine angenehme, denn man entrann dadurch dem unerhörten Staube, den uns die lange Trockenheit bringt. Ich habe es immer abgeschmackt und lächerlich gefunden, wenn man in Berlin eben nichts finden will, als Staub und Weißbier, aber es war einmal sehr in der Mode, das ungewaschenste Zeug dieser Art in allen Journalen gedruckt zu sehen. Unser Staub ist ein vortrefflicher, gesunder Staub, bei dem man ein hohes Alter erreichen und ein ausgezeichneter Patriot bleiben kann, während ich mich immer gewundert habe, wie das z. B. in Wien möglich ist, wo der Staub weit ärger ist, als bei uns, und was für Staub! Ein mörderischer, der die Lungen zerrüttet und wahrscheinlich eine der Hauptursachen ist, daß man in Wien so wenig reden darf; eine lobenswerthe Maßregel der Gesundheitspolizei. — Ich erinnere mich aber auch, daß Paris mit seinem grauen Meergelstaube, der, wenn er von den ersten Regentropfen festgeklebt wird, die Straßen zu Rutschbahnen macht, auch weit hinter Berlin zurücksteht, und wer jemals die vielgerühmte Provence, den beau jardin de la France besucht hat, wird erst den rechten Begriff Staub zu definiren wissen. Unter diesen Umständen habe ich mich immer gewundert, wodurch Berlin denn vor allen Städten als die Stadt des Staubes verrufen ist? Ich schmeichle mir ein so echter Berliner zu sein, als irgend einer, der in der wahren City geboren wurde, und immer würde ich tapfer gestritten haben, wenn ich nicht in diesem Frühjahr mich zum ersten Male überzeugt hätte, daß wir in der That etwas viel, etwas sehr viel lose mütterliche Erde besitzen, die das Glück hat, sich fesselfrei, von der Scholle erlöst, durch die Luft zu schwingen; ubi bene, ibi patria! — Man ist mit

Digitized by Google

dem Thiergarten, nicht dem einzigen, aber dem schönsten Lustgange, den Berlin besitzt, grausam tyrannisch verfahren. Man hat ihn aus seiner natürlichen wilden Schönheit gerissen, und dem alten ehrwürdigen Wald eine neue bunte Jacke angezogen. — Der Himmel vergebe es dem, der den ersten Gedanken dazu hatte! — Statt wohl, wie es an der Zeit war, die Sumpfstellen auszufüllen und durch ungangbare Wildniß einen Weg zu bahnen, hat man das Ganze nun nach und nach unter vielen Sorgen und Kosten zu einem englischen Park umgestaltet. Da mußte nun Alles geebnet und geleckt sein, das Unterholz mußte verschwinden, es mußten Wiesenplätze entstehen, Blumenstücke, die zuweilen recht geschmackvoll angelegt sind; das Gras wurde kunstvoll gepflanzt, wo es sonst gemein und wild aufschoß. Dafür wurden aber zahllose harte Kieswege gezogen für Wagen, Reiter und Fußgänger, es gab eine angenehme Beschäftigung, für alle die Wege auf Namen zu sinnen, und Jeder wurde höflich gebeten, bei zwei Thaler Strafe weder einen Hund mitzubringen, noch in eigener Person einen Grashalm umzutreten. — Thiergarten ist aber ein völlig abgeschmackter Name für unsere verständige Zeit, wenn man ihn an einen Ort verschwenden soll, der außer einigen Kaninchen und Speisingen kein Thier besitzt, und wo man gar nicht begreifen kann, warum man nicht wenigstens Hunde hineinbringen, noch viel weniger aber warum man nicht allda rauchen sollte. Aber es ist einmal so und der gebildete Staatsbürger wird sich damit trösten, daß es polizeilich als unmoralisch angesehen wird, auch die kleinen Goldfische, welche in den verschiedenen Teichen zum Nutzen und Vergnügen der Einwohner eingesetzt sind, sich davor erschrecken könnten. — Das Ziehen der vielen Fahr- und Reitwege durch den Park hat aber den Staub außerordentlich vermehret und ist an manchen Stellen überdies äußerst lästig und selbst gefährlich, weit unangenehmer aber noch ist die Spielerei, welche man mit dem Wasser vorgenommen hat. — Durch den Thiergarten lief sonst ein Sumpfgraben, der an verschiedenen Stellen sich ein wenig ausdehnte und kleine Inseln umschloß, die unter den Namen: Luiseninsel und Rousseauinsel bekannt sind. Statt nun dies Gewässer, das in dem tief liegenden Thiergarten keinen Fall hat und haben kann, zu vertiefen und zu beschränken, hat man es ausgedehnt und allerlei künstliche Anordnungen getroffen, die recht schön wären, wenn das Wasser Strömung und Abfluß hätte. So wie nun die düre Sommerzeit kommt, bedeckt es sich mit Schlamm und Wasserpflanzen, deren Fäulniß einen unerträglichen Gestank verbreitet, welcher mit dem Staub vereint, den Thiergarten und alle die schönen neuen Anlagen auf immer verleiden kann. — Gewiß ist von Seiten hoher Personen auch bei dieser Umgestaltung nur das Beste berücksichtigt; überall spricht sich der lebhafte Wunsch aus, Berlin zu verschönern, und nur die unrichtige Berechnung der Mittel durch die leitenden Vorstände muß beklagt werden. — Wie sehr man die Stadt selbst durch Aufstellung von Kunstwerken zu bereichern strebt, bethätigt sich auch neuerdings wieder durch die bevorstehende Errichtung einer Victoriasäule von 45 Fuß Höhe, welche auf dem Platze am hallischen Thore der schönsten Straße Berlins, der Friedrichsstraße, als point de vue dienen wird. Der Säulenschaft von Granit wird eben jetzt geschliffen, eine schöne Victoria von Rauch wird in Erz gegossen, und das Ganze im Herbste zur Gedächtnißfeier des fünfundzwanzigjährigen Friedens aufgestellt werden. — Auch die Amazonengruppe von Kiß ist nun zum Gusse ganz bereit, und obwohl die Kosten noch nicht ganz beisammen sind, zögert man doch nicht, da wohl vorauszusehen ist, daß die Deckung nicht ausbleiben werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Beck's Saul. Brieflich aus Pesth.]

Am 4. Mai hatten wir den großen, wahrhaft poetischen Genuß, unseres Landsmanns Tragödie zum ersten Male auf der pesther Bühne zu sehen. Trotzdem der Landtag einen großen Theil der Bevölkerung nach Preßburg gerufen hatte, war das Haus überfüllt. Die Vorstellung dauerte bis elf Uhr, der Beifall, ja die Begeisterung, die das Drama hervorrief, gehört zu den interessantesten Momenten in den Annalen unseres Theaters. Die hohen Schönheiten der Diction, der Glanz und der tiefsinnige Schwung dieser üppigen, echt orientalischen Bilderspeache, erklären hinlänglich den Jubel der ungarischen Jugend, der sich an jenem Abend Luft machte. Das pesther „Tageblatt" brachte von A. Neustadt eine Kritik des Gedichtes. Eine solche bleibe Ihnen selbst zu geben überlassen, wenn das Drama im Druck erscheinen wird. Es genüge, hier die Wirkung, die der geniale Lyriker auch als Dramatiker machte, als ein Ereigniß unserer Tagesgeschichte zur öffentlichen Mittheilung gebracht zu haben. Wohl möglich auch, daß eine Kürzung des Stükkes für die wiederholte Darstellung rathsam erscheinen möchte; vor der Hand war es für uns ein schönes Zeichen der Pietät, dies Werk unseres vaterländischen Dichters ohne alle Veränderung gegeben zu haben. Herr Dietrich, zu dessen Benefiz die Darstellung veranstaltet wurde, war als Saul nicht ganz seiner Aufgabe gewachsen, Dem. Müller dagegen als David gab eine reizende Leistung. Auch Mad. Geill als Merod und Herr Wagner als Jonathan waren tödlich. Die Gewalt der Beck'schen Poesie, der Zauber seiner musikalischen Sprache, übten auf Darsteller und Schauende ihre unverkennbar große Wirkung aus.

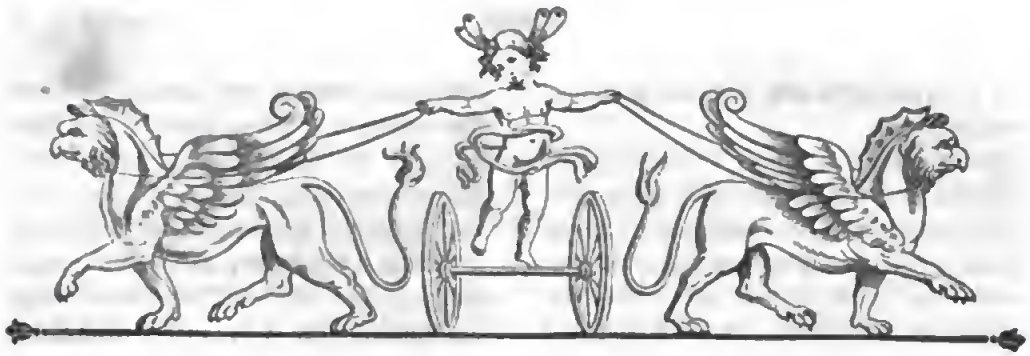
[Freiherr Stein von Altenstein.]

Gleich nach Empfang der mitgetheilten Correspondenz aus Berlin lief die Nachricht vom Tode des Ministers ein. Altenstein war 1760 geboren, er war seit 1818 Minister des Cultus. Er ist vielleicht der Letzte von den Männern, welche die Hardenberg'sche Richtung bezeichneten und festhielten. Im J. 1825 erschien seine erste Verordnung gegen den Mysticismus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Hierbei der Bücheranzeiger Nr. 22. von G. Basse in Quedlinburg.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 102. — den 25. Mai 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Ball in Nipphausen.

(Aus einem noch unvollendeten Roman von Dr. Wold. Seyffarth.)

— Auswendig kann der Mensch
Alles lernen, was er will,
Meist Bücher, die Propheten,
Und die ganze heil'ge Schrift;
Aber was er weiß, vergessen,
Wär' es Eine Sünde nur,
Das ist nicht in seiner Macht,
Und kein Arzt kann das Gedächtniß
Reinigen von seinem Aussatz.
Hugo in der „Schuld."

Am neunten Tage vor dem zum „Hippelwasser" bestimmten Abende war der Bediente des Herrn und der Frau Commerzienrath Großmann einer der pressirtesten Menschen der Handelsstadt. Früh am Morgen stürmte er aus dem Hause, ungeachtet eines tüchtigen Frostes im blauen Frack mit geiben Knöpfen und graumelirten Tuchpantalons, beides eine etatmäßige Lieferung aus der Garderobe des Commerzienrathes, in der rechten Hand ein in Makulatur geschlagenes Paket, und der linke Arm in schneller Perpendikelbewegung. Seit mehrern Jahren

„Unsres Hauses treuer Diener,"

hatte unter andern seine, mehr zu- als abgenommene Schmächtigkeit ihm die Gunst des Commerzienrathes erworben, und er dagegen dessen Gang und Haltung sich so vollkommen angeeignet, daß bei der uniformen Bekleidung nur die schwarze Cocarde an des Herrn abgetragenem Hute den Diener von ihm unterschied. Sein erster Zielpunct war das benachbarte Häuschen des Doctor Graf, wo er dem, ihm die Thür öffnenden Haberkorn aus erwähntem Pakete eine halb gedruckte, halb geschriebene Karte behändigte, um möglich schnellste Erledigung des U. A. W. G. bat, während jener die Treppe hinaufeilte, in das Unterstübchen eintrat, nahe am feuersprühenden Ofen eine, ebenfalls dem Pakete entnommene Liste aufschlug und, einen Zimmermannsrothstift in der Hand, Haberkorn's Rückkehr erwartete.

„Herr Doctor Graf wird die Ehre haben," berichtete Haberkorn.

„Kommt also," sagte der Andere, zog vor des Doctors Namen einen dicken Strich, packte im Fortgehen die Liste ein, und mißfiel Haberkorn außerordentlich, nicht blos, weil er die Hausthür offen ließ, sondern auch, weil er ohne Zwiegespräch davon gelaufen. Aber Christoph, wie das Hausgesinde ihn bei seinem Taufnamen, oder Jean, wie die Herrschaft ihn nannte, obgleich sonst ein großer Freund von Zwiegesprächen, hatte heute wirklich keine Zeit. Er war gemessenst beordert, seine Rundreise bis halb ein Uhr zu beendigen, indem sodann der Commerzienrath wegen des Resultats derselben mit seiner Frau über Tisch conferiren, für die, statt an-, durchgestrichenen Namen, aus der Reserveliste Stellvertreter wählen, und die behufigen Karten schreiben wollte, Jean aber sich flugs wieder auf die Fersen machen sollte, um sämmtliche Einladungen an Einem Tage abzugeben. Denn war es auch bei solchen Gelegenheiten allgemein Gebrauch, eine Haupt- und eine Reserveliste zu fertigen, so suchte man doch jedem Eingeladenen den Glauben zu benehmen, daß

Digitized by Google

sein Name in der Reserve gestanden, und das wurde in bemerkter Art erreicht.

Inzwischen hätten Herr und Frau Commerzienrath Großmann für diesmal ohne Gefahr vor abschlägigen Antworten sich eine Ausnahme und dem gesetzten Christoph die schmerzlich vermißte Zeit zum Plaudern gestatten können. Ehe Letzterer seine Toue antrat und vorschriftsmäßig, obwohl keuchend, vollendete, war die Fête auf dem Großmann'schen Rittersitze seit mehrern Tagen Stadtgespräch, und es nicht zu läugnen, daß lange kein Privatball ähnliches Aufsehen erregt hatte. Allerdings wußte man recht gut, daß der Banquier und Senator mit seinem einfachen Jahresbeitrage zu den Winterveegnügungen noch in Rest stand. Es war aber das Geeücht gegangen, er achte durch den Tod seiner Schwiegermuttee sich für laufendes Jahr davon befreit, und wunderte sich auch männiglich über diese feinfühlende Aufmerksamkeit, so wunderte sich doch Niemand, daß Großmann sie der Entschlafenen in solcher Weise bezeugte. Je bereitwilliger man daher dem Gerüchte geglaubt hatte, um so überraschender die schnell verbreitete Gewißheit, daß die Quote ungewöhnlich reich ausfallen, zum Behuf größerer Gesellschaft und größern Glanzes in einer splendiden, nur aus Bescheidenheit thé dansant zu nennenden Fête auf dem nahe bei der Stadt gelegenen Rittergute Ripphausen bestehen solle.

Was Großmann zu dieser — nach dem Ausdrucke der „guten Gauk" — extravagance unique bewogen, war das Räthsel der Stadt. Alle Schleusen des Scharfsinns wurden geöffnet, das Reich der Möglichkeiten geplündert, und wie nichts so stupid und bizarr ist, das nicht von einem Philosophen geglaubt und behauptet woeden, so gab es im Gebiete der Vermuthungen nichts so Kluges und nichts so Thörichtes, das nicht aus einem gequetschten Gehirn seinen Weg in die bald engeren, bald weiteeen Kreise des geselligen Lebens gefunden hätte. Die Jünglinge von der Elle, vom Syrupfasse und von der Comptoirfeder hatten nie eine strotzendere Fülle selten guten Witzes zu Tage gefördert, die jungen Damen sich nie lebhafter und geistreicher unterhalten, die älteren Frauen zu Kaffeevisiten nie dringendere Veranlassung, und die älteren Herren nie einleuchtendere Ursache gehabt, an der Schärfe ihres Verstandes zu zweifeln. Eine Hypothese folgte der andern, und wenn die eine dahin lautete, daß der Commeezieneath bei der jüngsten Verpachtung seines Gutes die Kosten des Balles mit eingehandelt, sie dem Pachter auf die Schultern geladen, so konnte hieran eben so viel Wahres als Falsches sein, als wenn Andere versicherten, die Lohnkutscher hätten ihm wegen der Vermiethung seines Wagens für Trinkgeld mit Anzüglichkeiten gedroht, und er sie durch das Versprechen eines auf seinem Gute zu gebenden Balles beschwichtigt. Dem eigentlichen Beweggrunde am nächsten kamen diejenigen, welche das Ganze für einen längst gehegten Wunsch der Commerzienräthin erklärten. Ihr Irrthum bestand blos in der Annahme, daß jene aus dem mütterlichen Nachlasse die Kosten bestreite.

Die Fête war ein Gedanke der Commerzienräthin, angeeegt durch die Aeußerung einee aus besonderen Gründen ihr unangenehmen Dame, daß, um in das Einerlei dee Winterbälle eine Abwechslung zu bringen, sie den ihrigen auf ihrem Landhause geben wolle. Großmann hatte jedoch aus ökonomischen Rücksichten seine Einwilligung so lange verweigert, bis Baron Ehrenrüssel sich den Glücklichsten allee Sterblichen genannt, falls der Commerzienrath ihm erlauben wolle, zur Erfüllung des Wunsches seiner Frau die Kleinigkeit von hundert und funfzig Louisd'or beizutragen, und so dringend gewesen war, und die Zusage so bestimmt als Beweis ungeschminkter Freundschaft gefordert hatte, daß es dem Commerzienrathe unmöglich gefallen, den Bittenden abzuweisen. Eine größere Freude hatte er dann seiner Hulda seit Jahren nicht gemacht, als an dem Abende, wo er ihrem Wunsche die Gewährung zusicherte, und herziger als an jenem Abende erinnerte sich Hulda nie ihm einen Dank auf die Wange geküßt zu haben. Auch war der Gemahl nicht unempfindlich. „Nun Du Deinen Willen haben sollst," sagte er, „magst Du auch die Ausführung besorgen. Mein Rath steht Dir zu Diensten und meine Börse kannst Du bis auf Höhe von —" er rechnete.

„Nicht zu wenig, liebes Männchen," bat Hulda und streichelte ihm die ungeküßte Wange; „bedenke, wie theuer Alles ist, und daß das Theuerste von Allem mir der Name Großmann."

„Du könntest Einem den letzten Groschen ablugsen," lächelte der Geschmeichelte; „gut denn, Du besorgst Alles, richtest Alles ein, bezahlst Alles, merke wohl, ich bezahle nichts, auch den Wein bezahlst Du, doch sollst Du den zum Einkaufspreise aus meinem Keller haben, nur die Heizung will ich extra übernehmen, und den ganzen Aufwand, Licht, Musik, nichts ausgeschlossen, und Alles gut, recht gut, bestreitest Du mit — ich wollte sagen, zweihundert und funfzig Thalern, aber ich sehe Dir es an, Du verlangst mehr, also — dreihundert Thaler. Doch nun keinen Pfennig mehr, und der Wein kommt in Abzug."

Digitized by Google

Da die gebotene Summe die Erwartung der Commerzienräthin überstieg, so drückte sie dem Gemahl einen zweiten Kuß auf die andere Wange, meinte, daß mit einiger Wirthschaftlichkeit sie gewiß auslangen und dennoch die Wirthschaftlichkeit nicht sichtbar sein werde, nahm aber im voraus Großmann's Rath vielfach in Anspruch, und zugleich sich vor, blos ihren Ansichten zu folgen und, wenn das Geld nicht reiche, einen Vorschuß auf die Wirthschaftscasse zu erheben. War übrigens die Commerzienräthin mit dem ihr gewordenen Auftrage zufrieden, so war der Commerzienrath es nicht weniger mit den abfallenden fünfhundert und einigen Thalern, die er jedoch keineswegs als reinen Gewinn, sondern als Miethe für Local und als Entschädigung für Zeit und Mühe sich gut schrieb.

Zu der Zeit, wo Christoph mit langen Schritten die Stadt durchmaß, hatten die von der Commerzienräthin gemachten „Bestellungen" jeder Art das Stattfinden der Fête bereits außer Zweifel gesetzt. Nur das Wann war noch nicht allgemein bekannt und deshalb Christoph eine eben so viel bemerkte als willkommene Erscheinung. Die gesammte fashionable Welt rechnete auf Einladung, und während Wenige sich getäuscht sahen, ließen noch Wenigere absagen. Die Rekrutirungsliste blieb zum größten Theile unbenutzt.

Eine freundliche Märzsonne führte den Tag des thé dansant herauf, und beschien eine Masse wagenwaschender Lohnkutscher. Die Vermuthung, daß der Commerzienrath zu ihren Gunsten den Ball veranstaltet, mußte fast Glauben verdienen. Was unter dem Namen Batarde oder Berline ein Scheibenwagen hieß, war ans Licht gezogen, und doch deckte der Vorrath den Bedarf nicht. Die Landaus kamen zunächst und endlich die viersitzigen Kutschen. Der Begehr hatte das Fuhrlohn um das Dreifache gesteigert, denn obgleich mehrere junge Leute zu gemeinsamen Fahrten sich zusammengethan, so achteten doch Viele, weil theurer, es vornehmer, sich allein nach Nipphausen rollen zu lassen, der Familien nicht zu gedenken, deren reichem Töchtersegen oft Ein Wagen kaum genügte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Mistreß Fry, Gefängnißwesen, Besserungsanstalten.]

Als das dritte und größte öffentliche Kunstwerk, welches die nächste Zeit bringt, darf man die Reiterstatue Friedrich's des Großen nicht vergessen, an welcher in Rauch's Atelier fleißig modellirt wird. Diese Statue wird mit dem Piedestal über 40 Fuß hoch und eine sechsjährige Arbeit ist erforderlich, um sie zu vollenden. Bis dahin wird der Streit auch wohl beendet sein, wo sie aufgestellt werden soll. Eine Soege, um welche sich schon viele den Kopf zerbrochen und die wunderlichsten Ideen ausgeheckt haben. — Wir haben jedoch so viele schöne Plätze und passende Räume, daß man zehn Statuen und Monumente vortheilhaft aufstellen mag, ohne verlegen um das Wo und Wie zu sein, besonders wenn man einige der schönsten nicht mehr zu Exercitien, Pferdedressur und Paraden brauchen wollte. — Unbegreiflich ist es fast dabei, daß mehrere der vortrefflichsten Plätze mitten in der Stadt, wie z. B. der Oper- und Wilhelmsplatz, von unermeßlichem Sand und Staub bedeckt, wie Stücke der Sahara, liegen können, ohne irgend eine Pflege und Verschönerung zu erfahren, während rund umher Alles von der glänzenden Hand der Zeit gestreichelt wird. In anderen Städten würden diese schönen Plätze Zierden und Freuden der Bewohner werden, während sie hier, rund von Palästen eingeschlossen, welche von Prinzen und Fürsten bewohnt werden, Stallknechten und Pferden überlassen bleiben, in Winterzeit große Schmutzpfützen sind, und in anderen Jahreszeiten oft nur mit Lebensgefahr passirt werden können, wenn eine Menge Bereiter und Knechte Pferde hier tummeln. — Wenn wir jedoch die Frage: Wie kann das so sein? auf das Bestehende anwenden, so dürften wir nicht bei solchen Dingen stehen bleiben und könnten wohl Anderes und Wesentlicheres zur Sprache bringen. Preußen in seiner staatlich formellen Entwicklung hat so viel Vortreffliches, daß es nicht schwer hält, vieles als Muster für die meisten andern Länder aufzustellen; dagegen ist es in Verschiedenem auch eben so weit zurück und dies hat z. B. vor einigen Wochen eine hier anwesende englische Quäkerfamilie in Betreff unseres Gefängnißwesens, wie wir glauben mit vollem Rechte, erklärt. — Master Allan und Mstrs. Fry, eine Dame von hoher Frömmigkeit und großem Vermögen, die durch die Welt reist, um die Gefängnisse zu sehen, die Unglücklichen darin zu trösten und zur Verbesserung ihrer Lage zu wirken, hatten sich um die Osterzeit auch hier eingefunden. Ihr Bestreben war auch in den höchsten Kreisen mit Theilnahme beachtet und ganz besonders war es die Prinzeß Wilhelm, Gemahlin des Bruders Sr. Majestät, deren hoher Wohlthätigkeitssinn nicht allein in Berlin bekannt ist, welche das Bestreben der guten Quäker unterstützte. Die Prinzeß begleitete selbst Mstrs. Fry durch die verschiedenen Besserungsanstalten und selbst durch die Gefängnisse. Die Urtheile der Engländerin waren jedoch keineswegs sehr schmeichelhaft über das, was sie sah, und konnten es auch nicht sein. Die Gefängnisse Berlins werden jetzt durchschnittlich wohl von tausend Gefangenen bewohnt, sie wurden aber in einer Zeit gebaut, wo man höchstens auf ein Drittheil dieser Zahl, der Größe der Stadt nach, rechnen durfte. Später hat man allerdings Einzelnes angebaut und vergrößert, nach sachverständigem Urtheil aber können die Gefängnisse, wenn sie dem Zwecke entsprechen sollen, kaum die Hälfte der Bewohner fassen, die sie doch aufnehmen müssen. Diese werden nun

Digitized by Google

zusammengedrängt, wie es geht, und die Uebelstände, welche sich in allen Beziehungen daraus entwickeln, sind so groß, daß diese Orte, nach den offen ausgesprochenen Vorstellungen der Criminalbehörden, recht eigentlich als Pflanzschulen aller Laster anzusehen sind. — Seit Jahren sind unausgesetzte Bemühungen gemacht worden, um den Bau eines zweckmäßig eingerichteten Gefängnisses möglich zu machen, aber immer noch scheitern die besten Vorschläge an dem Kostenpuncte, obwohl man kürzlich erst gesagt hat, daß der Staat auf specielle Einwirkung des Kronprinzen die Mittel bewilligen wolle. Denn gesetzlich müßte diese die Stadt tragen, allein Berlin schützt seine Armuth vor und nach der Meinung derer, die nichts geben können und wollen, ist ein Gefängniß vorhanden, das keineswegs baufällig ist und Neubau erfordert. Freilich aber ist es auch gar nicht leicht in Berlin einen passenden Punct für ein Centralgefängniß zu finden, wo zugleich die peinliche Gerichtsbarkeit verwaltet würde. Wollte man dazu, wie es vor kurzem hieß, eine Stelle an den vormaligen Pulvermühlen wählen, so bedürfte ein vorgeladener Zeuge oder Prozeßführender einen halben Tag, wenn er am entgegengesetzten Theile der Stadt wohnte, und hätte wohl einige Meilen Weges zu machen mit dem Hin und Her. Das Gefängniß muß nothwendig in der Mitte der Stadt liegen und man hat jetzt, wie man hört, eine Stelle vorgeschlagen in der Nähe des Arbeitshauses, wo ein weitläufiges, wenig benutztes Hospital steht, das leicht verlegt und entschädigt werden mag. — Hier soll ein Gefängniß nach allen Erfahrungen erbaut und das Zellensystem eingeführt werden, das unsern Herrn Verbrechern, die daran gewöhnt sind, in guter Gesellschaft Karten und Würfel zu spielen und sich die Zeit aufs angenehmste, zuweilen selbst, wie man sagt, in Damenunterhaltung zu vertreiben, durchaus nicht behagen wird. Großes Lob soll aber Mistr. Fry der Anstalt für sittlich verwahrloste Kinder gespendet haben, und diese ist in der That eine so vortreffliche und vortrefflich geleitete Anstalt, daß man nur das Rühmlichste von ihr sagen kann. — Es gibt eine Anstalt dieser Art für Mädchen, eine andere für Knaben und beide wirken gleich wohlthätig. Halbwilde kleine Geschöpfe, die vielleicht mit der Muttermilch schon die Keime des Bösen tranken, deren Ohr zuerst eine Lästerung, oder eine Schändlichkeit hörte, die nichts sahen als Sündigkeit und Verderbniß, und als Vagabonde und Taschendiebe ihre Lebensbahn begannen, werden hierher gebracht, um zur Ordnung und Sittlichkeit abgerichtet zu werden. Denn gewiß ist es eine Dressur, die Anfangs durch Furcht und Strafe bewirkt, durch Güte, Liebe und Belehrung befestigt, nach und nach die guten Keime in den weicheren Kinderherzen hervorruft und befestigt. — Der Oberinspector Kopf, der diese Anstalt leitet, vereint alle die Eigenschaften, welche ein so schwieriges Geschäft erfordert, und der sicherste Beweis für den wahren Beruf dieses würdigen Mannes ist, daß seine Eleven ihm mit großer Liebe und Verehrung zugethan sind. — Viele, sehr viele Verlorene sind in diesem Hause, wo die pünktlichste Ordnung, eine unübertreffliche Reinlichkeit, Fleiß und Ruhe herrschen, der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben worden. Das Verhältniß der Unverbesserlichen ist klein dagegen, und gewiß ist es ein rührender Anblick, die zahlreiche Schaar von Kindern zu erblicken, höflich, zur Arbeit gewöhnt, wie zur pünctlichen Ordnung und Reinlichkeit, zum Lernen angehalten in zahlreichen, festbestimmten Stunden, und doch nicht die frohen Jugendspiele entbehrend, gesund und reichlich ernährt und wohl gehalten; was einen um so tieferen Eindruck macht, wenn man bedenkt, was aus ihnen geworden wäre. — Vor einiger Zeit ist auch der Versuch gemacht worden, gesunkenen Mädchen durch Unterstützung und Arbeit wieder auf ehrlichen Weg zu helfen. In Paris sind verschiedene Anstalten dieser Art und in London das berühmte Magdalenenspital; gewiß ist es aber, daß man in der Weise, wie es hier geschieht, nicht weit kommen wird. Wie die meisten dergleichen Versuche, so geht auch diese vom Pietismus aus, wogegen, der Sache nach, wenig einzuwenden wäre. Denn wenn die Lüderlichkeit in allen Formen gebessert werden soll, so kann es nur durch einen gewissen Fanatismus der Religion geschehen. Der Glaube muß mit feuriger Ruthe, wie ein drohendes Gespenst den Sündern aufsteigen und ihnen die furchtbare Ewigkeit öffnen; das ist das einzige Mittel, Säufer sowohl wie andere Sorten von Lasterhaften zu bessern, aber man bedarf dazu auch der äußeren Mittel und namentlich gewiß der Einsamkeit, der fortgesetzten Aufsicht und strenger, unausgesetzter Lehre. Bis jetzt aber hat man hier sich begnügt, leichtsinnigen Frauenspersonen, die sich zu bessern versprachen und die Ermahnungen geduldig anhörten, Unterstützung zu reichen. Zuweilen ist diese recht ansehnlich gewesen, aber die frommen Männer haben Nesseln gesäet und Dornen geerntet, denn öfter schon hat die Polizei ihnen die besten Nachweise geliefert, daß die reuigen Magdalenen die Unterstützung nahmen, ohne im geringsten von den alten Lebenswegen zu lassen. — Einen Mangel aber, der für Berlin stets fühlbarer wird, besitzt es, trotz der großen Menge von Besserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Es gibt keinen Ort, wo Familien besserer Stände ein verwahrlostes, lasterhaftes Familienglied zur Besserung und Aufbewahrung unterbringen könnten, und doch gibt es so viele, die vergebens sich nach Hülfe sehnen. In England und Frankreich gibt es Anstalten, wo mit Zustimmung der Regierung Menschen, die ihren Familien zur Schande gereichen, zur Besserung eingesteckt werden. Niemand erfährt den Namen des Pfleglings, als der Director der Anstalt, der ihn in seiner Zelle auch allein besucht, ihn der Einsamkeit und dem Trost der Religion überläßt, bis er selbst nach Arbeit verlangt, und unter Menschen, die Bildung genossen haben, zur Erkenntniß seiner selbst und zur Kraft eines neuen Lebens geführt wird. — Unsere Gesetze sind im Punkte der persönlichen Freiheit ungemein zart, Niemand soll und darf ihrer beraubt werden, der nicht gegen die allgemeine Sicherheit oder die des Staates frevelt, und selbst wenn Säufer oder unwürdige Personen von ihren Familien ins Arbeitshaus, den einzigen Ort, der hier für die Besserung von Erwachsenen existirt, gebracht werden, muß es mit Bewilligung der zu Bessernden geschehen, die auch keineswegs dort durch Zwang zurückgehalten werden können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 103. — den 26. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Ball in Nipphausen.

(Fortsetzung.)

Laut der Einladung wurden die Gäste um sieben Uhr erwartet, und je nachdem man pünctlich oder es nicht sein wollte, dieses oder jenes für bessern Ton haltend, die Toiletten gezeitigt oder verzögert worden, und die Gäule raschen oder langsamen Gang versprachen, begannen die Abfahrten. In Nipphausen aber zündete Christoph drei Viertel auf Sieben die Wachskerzen an, welche den Tanzsaal und die sechs anstoßenden Zimmer, und that Daniel, der Gärtner, sammt seinem Weibe Barbara, ein Gleiches mit der im Vorhause aufgehangenen Lampe, mit den Lampen, welche die Treppe, und mit den Unschlittlichtern, welche die Garderobe und andere vielleicht in Anspruch genommene Gemächer erleuchten sollten. Daniel war in seinem besten Sonntagsrocke und Barbara in der eigenthümlichen Tracht, welche vor wenigen Jahren, wo sie als „Jungemagd" in der Handelsstadt diente, sie so gut gekleidet, daß der Commerzienrath nicht der Einzige gewesen war, der solches bemerkt hatte. Beiden war die Garderobe zum Wirkungskreise angewiesen, und Christoph hatte seinen Freund Daniel, und Julie, die Zofe der Commerzienräthin, Barbara unterrichtet, wie sie Mäntel, Shawls, Ueberschuhe, und was dahin gehörig, in Empfang zu nehmen und aufzubewahren hätten. Wie sie bei der Rückgabe sich zu verhalten, war als nutzlos unerwähnt geblieben, denn Beide sollten nur den Ankommenden, nicht den Abgehenden dienen, um die Zeit des Nachtessens, wo zu vermuthen, daß kein Gast das Haus verlassen werde, den Garderobenschlüssel „Herrn" Christoph überliefern, damit ihrer diesfallsigen Obliegenheit enthoben, und dann in der Küche, oder wo sie sonst zu gebrauchen, willkommen sein. Unmittelbar nach beendigter Tafel wollten Christoph und Julie die Garderobe selbst verwalten.

Christoph handhabte noch den zum Behuf des Anzündens der Keon- und Wandleuchter an einen Ausklopfer befestigten Wachsstock, als die Commerzienräthin in den Saal trat. Sie hatte eben ihre Toilette vollendet, und gewiß jede Uefache, damit zufrieden zu sein. Gleichwohl fand sie vor dem hohen Pfeilerspiegel hier und da Einiges zu ordnen, eine Locke, eine Falte anders zu legen, bis die Aenderung ihr genügte und sie Jean gebot, sich mit dem Anzünden zu sputen.

„Außer dem Hofrath Altvater sammt Frau und Tochter kommt Niemand so zeitig," antwortete Jean-Cheistoph, und betrieb sein Geschäft um nichts eiliger.

Die Commerzienräthin war bereits im nächsten Zimmer. Hier kam die Schwester, Frau von Kesla, ihr entgegen. „Schon fertig? Nun, das ist schön, liebste Ida!" rief die Commerzienräthin; plötzlich jedoch einen oder zwei Schritte zurücktretend, fuhr sie fort: „aber wie angezogen! Das ist wahr, Ida, eitel bist Du nicht, oder Du könntest Dich nicht so verpacken. Julie sagte noch heute, wie Jammerschade es sei —"

Digitized by Google

„Laß Julien ihre Meinung, mir die meinige," lächelte Frau von Kesla; „ich weiß, wir haben nicht gleichen Geschmack."

„Der Deinige mag ganz vortrefflich sein, das heißt, fürs Kloster," spottete die Commerzienräthin; „doch ballmäßig, mußt Du mir zugestehen, bist Du nicht angezogen, eingepackt wie zu einer Schlittenfahrt, zu bis an den Hals."

„Ich tanze ja nicht," erwiederte Frau von Kesla; „und für eine Person, die nicht tanzt, liebe Hulda, sollte ich meinen, sei an meinem Anzuge nichts zu tadeln."

„Nichts zu tadeln!" wiederholte die Commerzienräthin; „das nimm mir nicht übel, Ida, da bist Du sehr irre. Eine junge Frau muß zeigen, daß sie jung ist."

„Du hast wohl nie von dem Reize gehört, welchen Künstler und Epikuräer in der halben Verschleierung finden?" scherzte Frau von Kesla.

„Künstler mögen finden, was sie wollen, und Epicuriers auch," rief die Commerzienräthin; „ich, die älter bin als Du, die mehr Erfahrung hat als Du, die das besser weiß als Du, ich sage Dir, Du hast unrecht, ein Nacken, den man nicht sieht, ist kein Nacken."

„Erzürnen wir uns deshalb nicht, liebe Hulda," begütigte Frau von Kesla; „sind alle Damen, die mich heute sehen werden, Deines Glaubens, darf ich hoffen, Keiner zu mißfallen."

„Und keine zu ärgern," wollte die Commerzienräthin hinzusetzen, als ein nahender Schritt die Unterhaltung störte. Beide Schwestern wendeten sich. Das Auge der Commerzienräthin war das schnellere. „Es ist blos Großmann," sagte sie.

Beide Schwestern waren seit frühem Morgen in Nipphausen, Großmann, in full dress, eben erst angekommen. Er ging musternd durch die Zimmer, und sei es, daß er keine heitere Laune mitgebracht, oder die vorgefundene Einrichtung ihn verstimmt hatte, es lag eine Wolke auf seiner Stirn, und statt eines Wortes der Begrüßung rief er, sobald er seine Frau gewahrte: „Aber wo steckst Du, Hulda! Ich habe Dich schon überall gesucht. Und mit den Lichtern bist Du nicht sparsam umgegangen. Auch hättest Du „Achter" statt „Sechser" nehmen können. Die Menschen bleiben uns gewiß so lange über'm Halse, daß Du noch einmal aufstecken lassen mußt, und was nicht verbrennt, stehlen die Lohnbedienten. Dann die Orangerie im Hause; sage mir, ob Du klug bist? Jede Dame wird ein halbes Dutzend Blüthen abreißen; es wird hier riechen, wie eine Pomadenbüchse und der Gärtner sich das zu Nutze machen und in den nächsten sechs Monaten keinen Groschen für Orangenblüthen vereinnahmen. Desgleichen die überall aufgestapelten Blumen. Es kann kein Asch im Gewächshause geblieben sein. Das ist wider unsere Abrede. Ich werde Daniel ordentlich aufschütteln, und was verloren geht, kommt von den dreihundert in Abzug."

„Wie Du willst," versetzte die Commerzienräthin; „gelangt hat das Geld so nicht."

„Nicht gelangt? Was für Geld?" rief der Banquier.

„Die dreihundert," antwortete seine Frau.

„Und denkst Du, daß ich eine Münze habe oder einen Groschen gut thun werde?" schrie der Erzürnte.

„Keins von Beiden," sagte die Commerzienräthin mit exemplarischer Kaltblütigkeit; „der Baron bezahlt ja Alles."

„Und wer hat Dir das weis gemacht?" fragte der Banquier.

„Er selbst," versetzte die Commerzienräthin und ging nach dem Vorderzimmer, eingetretene Gesellschaft zu empfangen. „Dummer Junge," murmelte der Commerzienrath, strich den Unwillen vom Gesichte und folgte. Ein Gemisch von Erstaunen und Verachtung streifte über Ida's Mienen. Dann ging sie den Angekommenen ebenfalls entgegen. Christoph hatte recht gehabt. Es war Hofrath Altvater sammt Frau und Tochter.

Eine volle Stunde lang rollte Wagen auf Wagen vor und füller der Inhalt den Saal und die sechs Zimmer, wenn auch nicht zur Unbehaglichkeit eines englischen rout, doch zur Unbequemlichkeit für Christoph und die vier ihm beigegebenen Lohnbedienten, die häufig in Gefahr waren, ihre gewaltigen Theebretter mit Allem, was darauf, von einer freundlichen Rückenbeugung feindlich berührt zu sehen, und schnell ausweichend, wie das Klirren der Tassen hörbar bewies, aus der Scylla in die Charybdis geriethen. Nach und nach aber gestaltete sich das Ganze zu einer gewissen Ruhe und Ordnung. Man hatte sich gegenseitig begrüßt, beknixt, bekratzfußt und die Hände gereicht. Man konnte nun aufrecht einhergehen, oder seine nach Belieben mit Zucker, Milch, Rahm, Rum und Kirschwasser versetzte Tasse Thee, nebst Einback, Zwieback, einem Bretzelchen oder einem Stück Kuchen unangefochten verzehren, und Christoph und seine Gefährten zogen minder beengt und angestoßen durch die Räume, bis auch sie auf eine Viertelstunde ruhwärts, mit dem Getragenen sich näher zu befreunden. Die ältern Frauen und Herren saßen meist an Spieltischen; nur Einige hielten sich ausnahmsweise zu der jüngern Welt, unter ihnen besonders

Digitized by Google

eine Frau, hervorstechend durch fette Gestalt, die Paradiesfeder auf dem reichen Turban, das tiefgeschnittene Kleid von Rosaatlas, und ein kleiner Herr, bemerklich durch die Feinheit seines Anzuges, das Elastische seines Ganges und eine wie aus französischem Blute entsprossene Leichtigkeit der Bewegung. Beide waren in der jüngern Welt völlig heimisch; die Dame neckte und wurde geneckt, der Herr äugelte und wurde beäugelt.

Tänzer und Tänzerinnen vereinigte der Saal, in dessen einer Ecke am großen runden Tisch acht Musikanten saßen, die Kunstfertigsten des Stadtcorps, deren Leistungen heute weniger den schnöden Bezahlung, als dem kostbaren Beifalle des Senators galten. An der Hand der vornehmsten Matrone, aus edlem, wenn auch ihrem Gemahle nicht ebenbürtigen Geschlechte, eröffnete der Commerzienrath den Ball mit einer stattlichen Polonaise. Eine zweite und dritte folgte, und es war nicht zu läugnen, daß die bald schweigend, bald in Gespräch, bald nach der Vorschrift des Tanzmeisters mit heiteren Mienen, bald aus irgend einem Anlaß ernsthaft promenirenden Paare ein dem Auge wohlgefälliges Ganze bildeten. Manch' schöner Jüngling und manch' schönes Mädchen, manch' gereifter Mann, dessen Aeußeres innere Bildung, und manch' liebliche Frau, deren Blick den Liebesgott verrieth, zogen bunt gemischt vorüber. Doch gefiel namentlich die Eleganz der Erscheinung Aller. Es war damals noch die Zeit, wo auch die Bälle des höhren Mittelstandes dem männlichen Geschlechte die Verbindlichkeit eines eigenen Costüms auflegten. Man konnte nicht, wie jetzt, zum Balle reiten und in den Saal eintreten, wie man vom Pferde gestiegen. Stiefeln und Sporen und Pantalons waren verpönt. Ein feiner Schuh mit Schleife oder goldener Schnalle mußte den Fuß, ein seidener Strumpf das Bein, ein enges Kleid den Schenkel zieren, und unterm linken Arm gehörte der Claque. Ihn richtig zu tragen, war ein Studium, sich gut zu kleiden eine Kunst. Und an Beides kettete sich unwillkürlich der züchtige Anstand. Man hat den Bällen nicht den Claque allein genommen, als man ihm erst den runden Hut, später die leeren Hände folgen ließ. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Pietismus, böhmische Gemeinde, Missionsgesellschaft, Schönlein.]

Unter diesen Umständen ist bei uns für die Verirrten aus der höheren Gesellschaft keine Hülfe, und doch ist die Classe derselben größer, als man denken sollte; denn unter denen, die endlich, von Stufe zu Stufe sinkend, in den Haufen der gemeinen Elenden und Verbrecher fallen, befinden sich nicht selten Personen, die guter Leute Kind sind. — Es wäre wünschenswerth, wenn der Pietismus, der so Vieles kann, sich auch hierin ein Verdienst erwürbe, und zu den zahllosen Wohlthätigkeitsvereinen noch einen für die Bekehrung irrender Glieder der höheren Stände fügte. Für Niemand aber ist jetzt bei uns besser gesorgt als für Bekehrung der Heiden, denn drei verschiedene Missionsgesellschaften haben sich diese heilige christliche Pflicht auferlegt; sind aber sehr unchristlich neidisch die Eine auf die Andere, und saumen nicht, sich zum Exgötzen der Bösgesinnten recht gotteseifrig zu verläumden. Zum Anfang des Jahrhunderts, wo der Pietismus unter der Herrschaft des Rationalismus sich noch beugte, und sein Kreuz gen Golgatha trug, war in Berlin nur ein alter Mann, der mit unerschütterlichem Muthe für das wahre Lamm und dessen Anbetung stritt. Dieser Mann hieß Jähnicke und war Prediger an der böhmischen Kirche, einer Gemeinde, die nur aus Verfolgten, des Glaubens wegen, entstand und immer in der starrgläubigen Anbetung ihres dreieinigen Gottes verharrt ist. — In der Wilhelmsstraße gibt es lange kasernenartige Häuser mit niedrigen Fenstern und niedern Stockwerken, die sich fast bis zum hallischen Thorplatze ziehen, sich auch auf diesem Platze selbst und in den anstoßenden Straßen noch einzeln verbreitet finden. Hier ist noch immer das Reich des ersten Glaubens und der feurigen Anbetung des Herrn. — Wenn man eine Wanderung durch diese einsame Gegend macht, erblickt man überall die Webestühle hinter den Blumenfenstern und hört das Rasseln und Schnurren der Weberschiffchen und der Spulräder. Geht man Abends vorüber, so vernimmt man den leisen Gesang aus den stillen Wohnungen dieser fleißigen Webee, oder man sieht auch zu gewissen Tagen und Stunden die alten Leute mit den starren ernsten Gesichtern aus den Häusern treten und einem Ziele langsam zuwandeln. Dies Ziel ist ein dunkles stattliches Haus mit einer Inschrift, die da sagt, daß hier die Hirten der Gemeinde wohnen. Hier werden die Betstunden gehalten, mit aller der Begeisterung und dem Zorne, wie die alten Puritaner sie hielten. Die Sünder trifft der Fluch, die Eitelkeiten der Welt werden mit Verachtung belegt, die Verirrung der Menschen beweint und beklagt und die Rache des Himmels prophezeiht, dem standhaften Bekenner die wahre Seligkeit verheißen und tausend Ermahnungen und Lehren zur Buße und Reue ertheilt. — In diesem Hause wohnte Jähnicke, und hier ward das erste Missionsgeschäft angelegt, das von England Unterstützung empfing und seine ausgebildeten Schüler den Engländern überlieferte, die sie dann weiter ad partes infidelium sandten. Diese älteste Stiftung ist jedoch nicht ohne Concurrenz geblieben. Einer der eifrigsten Diener des Herren, auch an der böhmischen Kirche hat dies alte Gebäude so baufällig gefunden in Geund und Lehre, daß er eine Anstalt nach einer anderen Manier daneben gründete. Die erste Missionsgesellschaft suchte gläubige Seelen für ihre Zwecke, junge Menschen, welchen Standes sie auch waren, die Kraft in sich fühlten, Leiden und Gefahren für Christus zu tragen; aber sie ließ diese

Digitized by Google

sorgfältig unterrichten. Es mußten fähige Köpfe sein, und aus ihren Reihen ist z. B. in neuester Zeit auch Gützlaff der berühmte Missionair in China, hervorgegangen. — Die neue Missionsschule, welche von dem Prediger Goßner gestiftet ist, hat dagegen den Grundsatz angenommen, die Begeisterung allein genüge zur Bekehrung und sei mehr werth, als alle Gelehrsamkeit. — Goßner hatte mit der großen englischen Gesellschaft einen förmlichen Vertrag abgeschlossen, für so und so viel Unterstützung so und so viel Stück Missionaire jährlich zu liefern, und nun wurde die Werbetrommel rechtschaffen gerührt, und eine Anzahl auf Religion abgerichteter, aber an Kenntnissen völlig baarer Menschen aus den untersten Ständen wanderten nach England. — Durch die Unterstützung des neuen Instituts ward die englische Hülfe dem alten entzogen, aber der Vorsteher desselben reiste selbst nach London und öffnete den Leuten dort die Augen, die übrigens schon eingesehen hatten, daß sie die unwissende abgelieferte Arbeit nicht brauchen konnten. Nun wurde, wie man hört, eine gegenseitige Intrigue lange Zeit fortgesetzt, die fast in einen Prozeß ausgeartet wäre, wenn nicht Vermittelungen erfolgt wären; die Engländer aber waren wenigstens darin klüger geworden, daß sie keinen von beiden Theilen ferner Geld gaben, sondern sich mit allgemeinen Unterstützungen und frommen Wünschen begnügten, was, wenn dies System fortgesetzt wird, leicht zum Untergange der hiesigen Mission führen kann, da auch der Staat, der früher 6000 Thlr. jährlich beisteuerte, dies seit längerer Zeit nicht mehr bewilligt hat, die Privatunterstützungen aber bei der Spaltung der Missionen nicht genügen. Denn außer diesen beiden ist noch eine dritte und zwar die größte von allen vorhanden, welche auch die meisten Mittel zu haben scheine, da sie vor nicht langer Zeit ein eigenes Missionshaus erbauen ließ. — Diese vorzugsweis preußische Missionsanstalt hat auch wieder eine Anzahl pietistischer Prediger als Vorstand, aber sie unterscheidet sich von den beiden anderen, daß sie ihre Zöglinge nicht den Engländern abliefert, sondern auf eigene Rechnung und Gefahr nach Afrika befördert, um dort unter den Ashantees, Fellahs und Kaffern Christen zu bilden. Nun macht man ihr zwar den Vorwurf, bis jetzt mindestens 180,000 Thlr. für diesen heiligen Zweck ausgegeben und anscheinend gar keine Fortschritte gemacht, als höchstens dem Himmel einige Dutzend Mohren aus der niedrigsten Classe errettet zu haben, die doch sehr theuer zu stehen kommen; aber man muß nur den Muth nicht verlieren, und mit frommem Eifer weiter bauen, so wird gewiß der Segen diese Anstrengungen belohnen. Es gibt freilich hier mancherlei ruchlose Menschen, die da meinen können, bei uns im Lande wäre der Noth und des Elendes so viel, und wenn man die zwanzigtausend Thaler, welche gewiß jährlich für Heidenbekehrung verwendet werden, lieber benutzte, um die Thränen der Armen zu trocknen, und verzweifelndes Elend zur Hoffnung und zu Gott zurückzuführen, so wäre das viel vernünftiger und besser, als fanatische junge Feömaler nach anderen Welttheilen zu jagen, in Noth und Tod unter Völker, die sie weder verlangen noch irgend von Zeit und Geschichte zur Theilnahme berufen sind, und die dahin mit großem Rechte die unberufenen Propheten todtschlagen, welche ihnen eine, ihrem ganzen geselligen Zustande, ihren Bedürfnissen, natürlichen Anlagen, Entwicklungen und ihrem naturgemäßen Fortschreiten entgegengesetzte Religion aufdrangen wollen. Solcher Bösgesinnten gibt es freilich viele, aber man hört das Rabengekrächze ohne die Leiche zu wittern! Die Leiche ist das empfindungslose Herz, und in einem Zeitalter, wo das Heiligste und Höchste einer anmaßenden Kritik unterworfen wird, wo die hochgestelltesten Manner vergebens warnen, daß man den vorschnellen Verstand nicht an Dinge legen möge, die weit darüber erhaben sind, darf uns eine solche Frechheit wahrlich nicht befremden! —

Wir war es zum Beispiel erst jüngst, als Professor Schönlein hierher berufen war, der auch endlich hier eintraf. Erst wunderte man sich, daß ein solcher Mann hierher gezogen werde, und daß er es annehme; dann erfand man tausend Geschichten, wie Alles gekommen sei, welchen Widerstand es von dieser und jener Seite gefunden habe, durch welche Mittel und Wege endlich eine gewisse Vergangenheit vergessen gemacht und höchste Personen dafür gewonnen seien. Als nun Professor Schönlein zögerte, that die vielläuderische Fama erst die rechten Posaunentöne, die von Mund zu Muno durch alle Journale gingen; der Mann der Wissenschaft wurde dadurch gewissermaßen eine politische Persönlichkeit, denn gewiß ist noch niemals so viel über das Erscheinen oder Ausbleiben eines Gelehrten geschrieben und gesagt worden. Daß Schönlein lange Zeit seine besten Freunde hier mit seiner Ankunft zum Besten hatte, so daß ein berühmter Professor, wenn er merkte, daß ein besuchender Bekannter irgend den Gedanken hegen konnte, nach Schönlein zu fragen, sogleich vorbeugte und ihm beim Eintritt sagte: Eine Bitte habe ich an Sie, fragen Sie mich nicht über Schönlein's Ankunfe, denn davon weiß ich durchaus nichts; daß also diese Ankunft gleichsam etwas Mährchenhaftes hatte, und zuletzt, als sie wirklich erfolgte, von den Meisten nicht geglaubt wurde, trug auch nicht wenig zu dem Erfolge bei. Am ängstlichsten und erwartungsvollsten waren die Aerzte. Die jüngeren bildeten besonders die letzte, die an Praxis überreichen die erste Classe. Ich kenne einen ordentenden Arzt, einen Mann, der zum bon ton gehört, und bei dem diese Aengstlichkeit oft sehr komisch wurde. Leisere Gespräche mit allen möglichen Personen wurden angeknüpft, und alle über das große Thema: Kommt er, oder kommt er nicht? —

(Die Fortsetzung folgt.)

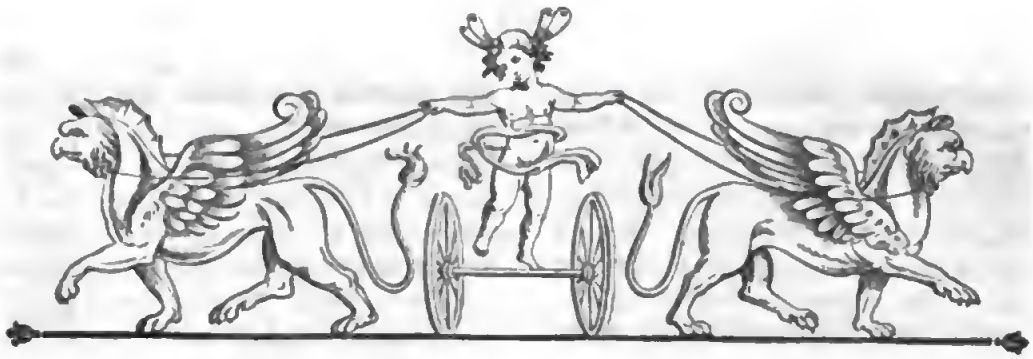
Notiz.

[Leibnitz, herausgegeben von Guhrauer.]

Der zweite Band der von Guhrauer herausgegebenen „Deutschen Schriften von Leibnitz" (Berlin, bei Veit 1840) ist Alexander von Humboldt zugeeignet, mit den kräftigsten und schönsten Widmungsworten, die mit schmeichelhafter Aufrichtigkeit gestehen, die Zueignung geschehe Leibnitzens wegen! — Am Schlusse heißt es: „Ein jeder, welcher sich in dem Gefühle des Ganzen weiß, ist gehoben in einer aus der Nation hervorgegangenen und hervorragenden Größe. Es ist ein gegenseitiges Heben und Tragen zwischen der Nation und ihren Großen; und das Monument, das sie ihnen setzt, setzt sie sich selbst."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 104. — den 28. Mai 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Ball in Nipphausen.

(Fortsetzung.)

Weder Tänzerin, noch eigentlich Zuschauerin, bewegte sich Frau von Kesla durch Saal und Zimmer, die Pflichten ihrer Schwester und ihres Schwagers theilend. Unter den anwesenden Herren kannte sie aber so wenige, daß, wenn nicht Einer und der Andere, sei es aus Rücksichten der Artigkeit, oder angezogen von ihrer leichten Gestalt, sie zum Tanz aufgefordert hätte, sie ohne den Baron Ehrenrüssel, der zwar bisweilen von ihr zu ihrer Schwester, doch immer wieder schnell zu ihr zurückflatterte, fast ausschließend mit Damen gesprochen haben würde. Auch unter diesen war die Zahl derer sehr klein, mit denen sie in früheren Jahren Umgang gehabt. Als Mädchen hatte ihre Mutter ihr solchen selten gestattet, nie zugeführt, und was eine Freundin dem gepreßten Herzen sein könne, hatte Ida nie erfahren, nie zu erfahren verlangt. Sie stand ziemlich vereinzelt im Kreise ihres Geschlechts, und was sie nie besessen, war ihr keine Entbehrung. Der Wechsel ihres Namens hatte das isolirte Verhältniß nicht geändert, und seit der Tod ihre Mutter in den Sarg gebettet, hatte sie nur einige von den Freundinnen ihrer Schwester kennen gelernt, und in deren Unterhaltung keinen Ersatz für die daran verlorene Zeit gefunden.

Heute sprach Frau von Kesla mit Jeder, deren Gesicht oder Name ihr einigermaßen erinnerlich; ja, sie fragte sogar, wer Diese oder Jene sei, und ließ sich vorstellen. Von Seiten der Damen blieb die Erwiederung nicht aus. Frau von Kesla gehörte zu den seltenen Frauen, die in gleichem Grade ungekannt und Gegenstand des Gesprächs sind. An ihre bloße Erscheinung knüpfte sich ein vielfaches Interesse. Dann kam der Wunsch, ihr gegenüber zu stehen, den Klang ihrer Stimme, den Ausdruck ihrer Worte zu vernehmen, der Wunsch, nach freier Wahl zu ihren Bekannten, oder zu denen sich zählen zu dürfen, die sie zufällig im Hause ihres Schwagers getroffen. Die Vorstellungen schienen kein Ende zu nehmen, und sie würden der Frau von Kesla lästiger gewesen sein, als sie es waren, hätten sie ihr nicht Gelegenheit geboten, den noch lästigeren „Assiduitäten" des Baron Ehrenrüssel zu entgehen. Ja, als dieser einmal gar nicht welchen, und sie ihn doch los sein wollte, war sie boshaft genug, einer tanzlustigen Dame zu versichern, wie glücklich es den Baron machen werde, zu der eben angetretenen Ecossaise ihre Hand zu erhalten. Die Dame gewährte dem Baron einen zusagenden Blick, und wie sehr auch sein Wille sich sträubte, er wußte mit süßem Lächeln sich in die Ritterlichkeit zu fügen. Bei seiner Rückkehr zu Frau von Kesla beklagte er sich zwar über ihre Grausamkeit, und drohte mit Ungehorsam. Sie aber reichte ihm die Hand, und er drückte die Hand zärtlich an seine Lippen, nannte sie eine Zauberin, sich ihren Sklaven.

Doctor Graf war nicht ausgeblieben. Keiner der Ersten und keiner der Letzten hatte er zu seinem Eintritte den Moment getroffen, wo man sich unbemerkt in

Digitized by Google

eine große Gesellschaft mischen, sich im Strome verlieren und auftauchen kann, wo man will. Der Wirthin hatte er sich allerdings sobald als möglich genaht, und war von ihr nicht blos aufs Freundlichste empfangen, sondern sogar mit dem Anbieten des dritten Walzers überrascht worden. Aber zur Begrüßung des Wirthes hatte er einen Augenblick ersehen, wo dieser im Gespräche mit einer Dame, und es Eduarden daher Pflicht war, dem Gesetze der Etiquette durch schweigende Verbeugung zu gehorsamen. Später fand er, wie Frau von Kesla ihm vorhergesagt, die Gemächer zum Ausweichen weit genug, selbst wenn der Commerzienrath, kam er langsamen Schrittes in seine Nähe, nicht immer von irgend einem plötzlichen Einfalle nach einer andern Richtung getrieben worden wäre. Das jedoch war ein sonderbarer Widerspruch, daß Eduard von ihr sich meist fern hielt, um derentwillen er eigentlich gekommen, an deren Seite er am liebsten gegangen, am liebsten gesessen, mit der er vor allen Andern gern gesprochen hätte — Frau von Kesla. Daß keine Störung ihres freundschaftlichen Verhältnisses hiervon Schuld trug, möchte ihr erstes Begegnen gezeigt haben. Es hatte das volle Maaß der Herzlichkeit, welches ein Gesellschaftssaal erlaubt. Und daß Doctor Graf wenig geneigt schien, dem Baron das Feld zu räumen, dafür konnte vielleicht seine Haltung ihm gegenüber bürgen, als jener sehr flüchtig den Gruß erwiederte, zu welchem Eduard sich gegen den Mann verpflichtet glaubte, den er auf der Maskerade kennen gelernt, und den er zwar seitdem nicht wiedergesehen, der aber jetzt neben Frau von Kesla stand. Wer freilich gehört hätte, was diese bald nach ihrem ersten Gespräche ihm in geflügelten Worten sagte, während Ehrenrüssel mit der Commerzienräthin eine „Extratour" walzte, dem würde der sonderbare Widerspruch nicht unerklärlich gewesen sein. Allein das hatte nur Eduard gehört und verstanden.

Jede Irrung in der Reihenfolge der Tänze zu vermeiden, war ein sogenanntes Reglement angeschlagen, und durch dieses eine Bernoise zum letzten, eine Tempete zum vorletzten Tanze der ersten Abtheilung: „vor Tische" bestimmt. Beide Tänze hat das Seitdem vom Ball-Repertoire gestrichen. Damals waren sie an der Ordnung, die Bernoise jedoch, die nur zwei Paare beschäftigt, mehr das coquettirende Paradepferd einiger Leichtbeschwingten als viel getanzt, wogegen la tempête schon um ihres echt menschlichen Charakters willen: „persécution violente qui s'élève contre quelqu'un pour le perdre, pour l'accabler," zahlreiche Freunde hatte. Die Tempete von damals war die jupe de dessous, der Cotillon von jetzt, und deshalb die Einrichtung sehr lobenswerth, daß zwischen den wilden Sturm, der alle Tänzer und Tänzerinnen zusammentrieb und athemlos entließ, und den Gang in den Speisesaal, oder das mit unvermeidlicher Zugluft verbundene Eintragen der, fortdauernd in Gunst stehenden kleinen Tische, ein Tanz wie die Bernoise eingeschoben wurde, welcher jene als Zuschauer um sich versammelte, und ihnen dadurch Zeit zur Abkühlung gab.

Während des dritten, der Tempete unmittelbar vorgehenden Walzers erlaubte Frau von Kesla dem Baron Ehrenrüssel, neben ihr im Tanzsaale sitzend, ihr den Inhalt eines neuen, vor wenigen Tagen zum ersten Male aufgeführten Teaterspiels zu erzählen, und der Eifer, mit welchem der sich gern sprechen Hörende die Erlaubniß benutzte, ließ ihn das Schweigen seiner unaufmerksamen Nachbarin für eine, von der Lebhaftigkeit seiner Darstellung ihr angelegte Fessel nehmen. Als jedoch sein eigenes Schweigen die Fessel nicht zerbrach, er mehrere Minuten vergebens einer Aeußerung geharrt, beschlich ihn die Besorgniß, das tragische Ende, das ihm selbst die Augen unter Wasser gesetzt, zu ergreifend geschildert zu haben, und mit einer Bewegung, die Frau von Kesla bemerken mußte, sagte er: „Man ist nicht immer seines Pathos und seiner Gefühle Meister, meine Gnädigste; mein ist die Schuld, daß ich die Rührung nicht zu beherrschen vermocht; aber der Schluß ist auch unwiderstehlich schön, und bei nächster Aufführung — wie glücklich würde es mich machen, wenn —"

„Sie wissen, Baron," fiel Frau von Kesla ein, „daß die Thüren des Theaters für mich seit lange verschlossen sind."

„So gebrauchen Sie mich als Dietrich," bat der Baron.

„Stets witzig," lächelte Frau von Kesla.

„Witzig, meine Gnädigste, sagten Sie?" rief der Baron:

„Der Aberwitz muß sich zum Witz gestalten,
Wo sich die Grazien umschlungen halten;

ich weiß nicht, wo ich das gelesen; sagen Sie aber, wo es geschrieben steht, meine Gnädigste, — in meinem Herzen. Recht unangenehm, daß der Walzer eben aus ist," setzte er verdrießlich hinzu.

„Und was ist der nächste Tanz?" fragte Frau von Kesla.

„Tanz, meine Gnädigste, sagten Sie? Tempete, glaube ich."

Digitized by Google

„O, da müssen Sie mir einen Gefallen thun, bester Baron," bat Frau von Kesla.

„Gefallen, meine Gnädigste, sagten Sie? Sagen Sie: geh' Sklav, und gehorche."

„Also, nicht wahr, Sie bitten Fräulein Altvater um die Tempete?" erwiederte Frau von Kesla mit halber Stimme.

„Ihr Götter," seufzte der Baron; „Sie wissen nicht, was Sie mir auferlegen, meine Gnädigste."

„Meinen Dank," antwortete Frau von Kesla und verließ ihren Platz.

Mit einem für die Persönlichkeit der Feäulein Altvater nicht sehr schmeichelhaften Gemurmel brach Baron Ehrenrüssel auf. Daß er die Genannte um den Tanz ansprechen und, wenn sie zusage, den Sturm mit ihr durchmachen müsse, stand, eine unantastbare Gewißheit, vor ihm. Aber es konnte dem gehoesamsten Ritter kaum eine schwerere Probe angesonnen werden, als mindestens eine volle Stunde lang Tanzgefährte der Feäulein Altvater zu sein. Ein Gemisch von Vielem machte ihre Person wie ihre Nähe gleich unangenehm. Wer sie kannte und nicht mit ihr tanzen mußte, forderte sie gewiß nicht auf, und wee, sie nicht kennend und von keinem Freunde gewarnt, sie einmal aufgefordeet, bereute seine Tanzlust, oder das Mitleid, das er mit der „Mauerblume" gehabt. Alles dies wußte der Baron.

Nur Eine Chance war möglich, den Folgen des Gehorsams zu entgehen. Ein Anderer konnte, weil er mußte, oder aus Versehen, gleichviel aus welchem Grunde, um ihre Hand bitten. An diese Hoffnung klammerte sich der Baron, und obwohl er ging, Angelika aufzusuchen, geschah es doch mit dem festen Entschlusse, die letzte Chance duech Uebereilung nicht zu vereiteln, seine einzige Hoffnung nicht selbst zu vernichten, indem er einem Andern vorgreife, den äußersten Moment dee Nothwendigkeit abzuwaeten. Eitles Hoffen, eitles Harren! Seinen Claque aus der rechten in die linke, aus der linken in die rechte Hand nehmend, von einer Himmelsgegend sich nach der andern drehend, durch keine Miene seine Absicht verrathend, stand er zehn Scheitte von ihr, auf deren momentanen Besitz er so geen verzichtet hätte, und die in das Getreibe um sie her mit dem Verlangen der Theilnahme und mit stiller Verwunderung blickte, daß Keiner komme, sie zu holen.

In der Trübsal seines Gemüths sah der Baron sehr lustig aus, lächelte jedem Bekannten zu, der seine Dame in die Reihe führte, wünschte Jedem, daß er statt der Gewählten Angelika Altvater gewählt, empfand das Unzureichende seiner nach Ergebung ringenden Kraft nur dann, wenn er das Auge wieder an Angelika vorüberstreifen ließ, und sie immer noch unbegehrt sah, und glaubte, obschon die Musik begonnen, den äußersten Moment des eisernen Muß noch nicht gekommen, als er, wie vom Zauberschlag berühet, die Worte hörte: „Ist das Ihr Gehorsam?" und gleich darauf das weiße Gewand der Frau von Kesla erblickte. Es sei, sagte er zu sich; in Minne und Kampf haben die Ehrenrüssel nie gewankt.

Zwei Minuten später geleitete der Sprosse solcher Ahnen die in Freudigkeit teippelnde Angelika zur letzten Reihe der angetretenen Paare.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Schönlein, Dieffenbach, Processe, Eisenbahnen.]

Der Thermometer fiel oder stieg je nachdem Hoffnungen erregt oder benommen wurden, und selbst als Schönlein versichern ließ, er werde sich aller Praxis enthalten, gab es bei den Herren, die Einnahmen von zehn bis zwanzigtausend Thalee haben, doch immee noch sehr schwermüthige Stunden. — Wenn man mittheilen sollte, welche Intriguen und Kabalen hier gegen Schönlein angezetteit wurden, ehe er einmal hier wae, und zwar natürlich größtentheils von Menschen, die anerkannt Pulvee nie erfunden hätten, wenn es glücklicher Weise nicht schon da wäre, so würde das keine uninteressanten Beiege über die geiehrte Bureaukratie und die mannigfachen Verzweigungen politischee Sympathieen und Antipathieen geben. Genug aber, Schönlein ist hier und hat vor einigen Tagen seine amtliche Thätigkeit begonnen, seine Vorlesungen unter dem Zuströmen aller jungen und älteren Mediciner eröffnet, und ist mit einer Zuvorkommenheit und Anerkennung aufgenommen worden, die, wie man hoffen darf, ihn begleiten, seine Reformen erleichtern und ihm selbst die Abneigung gegen mancherlei Verhältnisse und ungeahnte Lebensformen endlich ausgleichen wird. Eine der ersten Consultationen des berühmten Professors wae bei Herrn von Altenstein, einige Tage später aber auch bei Se. Majestät, wo Herr Schönlein versichern konnte, daß das Uebelbefinden Se. Majestät vollkommen gehoben und ein normaler Gesundheitszustand eingetreten sei, ein Urtheil, das sogleich überall verbreitet war und die größte Freude erregte. — In der medicinischen Welt gibt es aber überhaupt hier harte Kämpfe und zwar in Folge der Operation, durch welche Professor Dieffenbach Schielende heilt. Wenn man als Laie davon hört, wie das Auge mit einem Haken gepackt, herausgezerrt und dann der Muskel durchschnitten wird, so empfindet man allerdings einen unwillkürlichen Schauder davor. Indeß sind bis jetzt über hundert Personen operirt, ohne daß Eine gestorben wäre oder das Auge verloren hätte, vielmehr ist bei Allen die beste Hülfe erfolgt. Der Medicinairath Gräfe, der das

Digitized by Google

Verfahren als höchst gefährlich angibt, ist also gewiß im Irrthum gewesen, aber der arme Doctor, der als Champion seines berühmten Bruders eigentlich auftrat und gegen den sogenannten Charlatanismus Dieffenbach's focht, wie Don Quixote gegen die Windmühlen, muß entsetzlich viel leiden, und seine beiderliche Aufopferung hätte wohl ein besseres Schicksal verdient. — Jeder Hans Dampf von jungem Arzt, der so eben den Cursus vollendet hat, findet die schönste Gelegenheit, die frisch erlernte Weisheit an den Mann zu bringen und so wimmelten denn Wochen lang die hiesigen Zeitungen von handfesten Erwiederungen aus Süd und Nord. — Der Medicinalrath, der gewiß längst eingesehen hatte, daß er ohne Bedacht gefehlt, schwieg ganz dazu und that am besten daran, denn um so eher ist der Streit beendet. — Ein anderer Streit aber, den selbst ein Grab nicht völlig schließen konnte, ist jener mehr berühmte zwischen den Herren von Savigny und Gans. Vor Kurzem erst sind in öffentlichen Blättern die Briefe mitgetheilt, welche Gans an seinen Gegner schrieb und die stolzen ablehnenden Antworten, die er auf seine Bitte um Versöhnung empfing. — Gans hatte ein weiches Herz, das nicht zürnen konnte und Edelmuth genug, seine Schwächen zu gestehen. Wir enthalten uns des Urtheils über das Benehmen seines Gegners und fügen nur hinzu, daß über die Originalbriefe ein interessanter Proceß schwebt. Herr von Savigny verlangt die seinen zurück, die Curatoren aber haben sie nicht, denn sie sind in den Händen des Hofraths Dorow, des unermüdlichen Autographiensammlers und Herausgebers so vieler interessanten Beweise dafür. Herr Dorow will die Briefe nicht wiederherausgeben, es sind werthvolle Actenstücke für ihn, er behauptet, daß die Mutter des verstorbenen Gans sie ihm geschenkt habe; diese ist jedoch nun auch todt, und so ist es denn zu einer Klage gekommen, die ehestens entschieden werden soll; wir vermuthen fast, gegen Herrn Dorow.

Ein anderer literarischer Rechtsfall ist von dem Professor Lachmann bei der ihm übertragenen Herausgabe des Lessing zur Sprache gebracht. Die Buchhandlung hat sich erlaubt, einzelne Stücke der Gesammtausgabe, wie z. B. die Emilie Galotti, besonders abzudrucken, wie die Eigenthümer behaupten, mit Herrn Lachmann's Bewilligung, nun aber tritt derselbe auf und fordert ein besonderes Honorar dafür. Es fragt sich daher, ob Buchhändler verbunden sind, Herausgebern gesammelter Werke eines Dritten besondere Zahlung zu leisten, wenn sie einzelne Theile der Ausgabe auch besonders verkaufen, oder nicht, was jedenfalls als gesetzliche Entscheidung für alle Theile interessant sein muß. Eine Biographie Lessing's zu schreiben hatte Herr Lachmann schon früher abgelehnt, da seine vorzugsweise philologische Thätigkeit und Lebensrichtung auch wohl nicht dazu geeignet ist. Die Buchhandlung hat sich nun an David Strauß gewandt. Nimmt dieser die Aufforderung an, so darf man wohl etwas Vorzügliches erwarten, schlägt er es aus, so sollte man zur Entschädigung die kritische und biographische Beleuchtung Lessing's, welche neulich das berliner politische Wochenblatt lieferte, als ein beachtungswerthes Vorwort zu seinen Werken abdrucken lassen. — Nie hat sich der wahre Geist dieses bewunderungswerthen Organes, das seltsamer Weise von zwei Majoren und Generalstabsofficieren redigirt wird im schöneren Lichte gezeigt, und nie ist Lessing höher geehret worden, als durch den lächerlichen Schmutz dieser Eintagsfliegen. Man hat Schillern und Goethen eine ähnliche Beleuchtung zugesagt und mit wahrer Freude sieht man hier diesem Augenblick entgegen, denn es ist gar zu komisch, wenn die Regenwürmer sich gegen die Sonne verschwören, und durchaus Nacht haben wollen, um aus den Löchern zu kriechen. — Ich will hier nicht schließen, ohne noch einmal auf Eduard Gans zurückzukommen, der nun ein Jahr von uns geschieden ist, ohne daß seine Freunde gewagt haben, seine Biographie zu liefern. Aber am Jahrestage seines Todes hat man einen Granitwürfel auf sein Grab gesetzt, wie er auf den nahen Hügeln steht, wo Hegel, Fichte und Sulzer schlafen. Es sollte eine Feierlichkeit stattfinden und eine Rede gehalten werden, das ward aber nicht gestattet, und so geschah es still von Seiten der Familie und weniger Freunde. — Wer Gans auf dem Lehrstuhl ersetzen soll, ist noch immer nicht entschieden. Stahl in Erlangen, obwohl für eine norddeutsche Universität wenig passend und in Grundsätzen und Lehren der entschiedenste Gegensatz zu Gans, hat noch immer die meisten Aussichten, obgleich die Facultät seine Berufung entschieden abgelehnt hat. Wenn aber ein neues Regiment eintritt, mag Manches geschehen; schon spricht man vielfach von Heren von Altenstein's Nachfolger und nennt dafür den Grafen Stollberg oder den Präsidenten von Lamprecht, beide Herren aber würden Stahl's Berufung wohl fördern. — Was aber auch kommen und geschehen mag, die Welt strebt vorwärts und die Kraft der Regierungen, wie der Völker richtet sich auf das materielle Wohl, auf den Aufschwung der Industrieinteressen, die aber in unserer Zeit sich so fest mit allen Zuständen und Beziehungen verwebt haben, daß man das Eine nicht ohne das Andere kann. — Wie lebhaft dies hier empfunden wird, beweist, daß, nachdem man Jahre lang von mancher hohen Seite gegen die Eisenbahnen angekämpft und was nicht zu hindern war, doch verzögert hat, jetzt von Seiten des Staates selbst der Entschluß gefaßt worden ist, eine Bahn mitten durch Deutschland bis zum Rhein zu führen. Dies großartige Unternehmen, an dessen Spitze sich Herr von Nagler selbst gestellt hat, ist vor einigen Wochen vom Staatsrathe angenommen und zur sofortigen Einleitung der Arbeit geschritten, die in Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten ein Werk sein wird, das sich mit den allerkühnsten des Alterthums messen kann. Wer die Straße von Halle auf Kassel kennt, kann das leicht begreifen, und wird die veranschlagten Kosten von zehn Millionen eben so wenig zu groß finden, wie die Besorgnisse mancher kundigen Männer, daß es überhaupt unmöglich sein werde. — (D. F. f.)

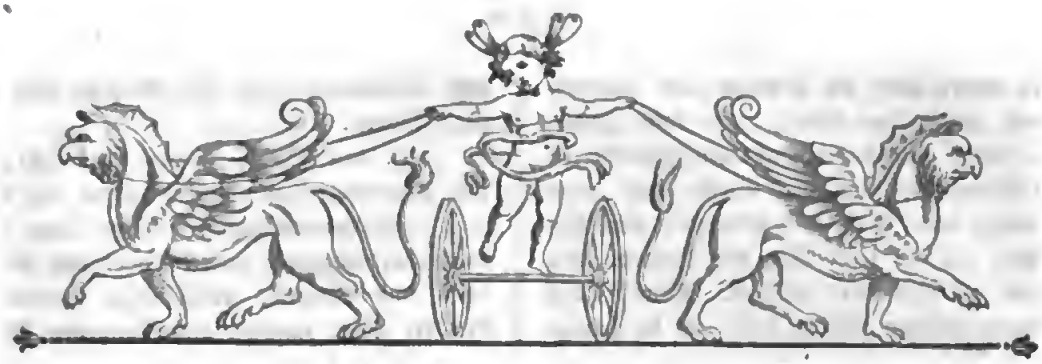
Notiz.

[Berichtigung eines Druckfehlers.]

In dem bei Bernh. Tauchnitz jun. erschienenen „Deutschen Musenalmanache" muß es in dem Gedichte: „Palliativ von N. Lenau" Vers 10 „Gras" statt „Grab" heißen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 105. — den 29. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Ball in Nipphausen.

(Fortsetzung.)

Während der Sturm die Tanzenden durch einander trieb, saßen Frau von Kesla und Doctor Graf Seite an Seite im einsam stillen Garderobenzimmer. Solches war der Zweck der beflügelten Worte, welche Ida zu Eduarden gesprochen und dieser ohne Erläuterung verstanden. Eine Antwort des Herrn von Kesla auf Eduard's Schreiben war heute an Ida eingegangen, und da sie den folgenden Tag in Nipphausen zubringen mußte, ihrem Sachwalter aber an unverzögerter Mittheilung gelegen sein konnte, und der Ausweg schriftlicher Zusendung ihr entweder nicht beigefallen oder von ihr verworfen worden, hatte sie, gedrungen von der Unstatthaftigkeit, diesen Gegenstand in den Gesellschaftszimmern zu verhandeln, gern oder ungern zur Aushülfe eines Stelldichein gegriffen. Hierüber mit sich einig, würde sie, wenn die Localität es erlaubt, ohne Bedenken ihr eigenes Zimmer gewählt, aber wegen Raumbeschränkung theilte sie Juliens Schlafgemach, und daß sie in diesem den Doctor Graf nicht sehen konnte, war außer Zweifel. Nach mancherlei Erwägen erschien die Garderobe am geeignetesten. Frau von Kesla wußte, daß bis zur Tischzeit Daniel und Barbara hier walten sollten. Aber genau so lange war deren Anwesenheit nicht nöthig. Noch vor der Tempete waren gewiß alle Gäste eingetroffen, und Barbara und Daniel konnten bereits dann in der Küche und zur Beschickung der kleinen Tische verwendet werden. Die Commerzienräthin stimmte dem Vorschlage bei, und das Ersprießliche desselben wurde noch zufällig dadurch vermehrt, daß einer der vier Lohnbedienten, vielleicht von der Farbe des Kirschwassers getäuscht, es für Brunnenwasser genommen, und sich hors de service getrunken hatte. Auch waren Daniel und Barbara so weit entfernt, gegen den diesfallsigen Befehl sich aufzulehnen, daß Frau von Kesla schon vor begonnener Tempete die Garderobe verschlossen fand, und zum Oeffnen sich des Hauptschlüssels bedienen mußte. Dies sowohl als das Unangenehme einer Unterbrechung rechtfertigte, nachdem Eduard sich eingestellt, das Verschließen von innen.

Die Antwort des Heren von Kesla erheischte mehrseitige Ueberlegung. Doctor Graf erklärte aufrichtig, daß er sich dazu im Augenblicke nicht gestimmt fühle, und Ida selbst hatte kein Hehl, daß es ihr weniger um seine unverzügliche Ansicht, als um unbemerkte Behändigung des Briefes zu thun gewesen sei. Wiewohl damit der Zweck der Zusammenkunft erreicht war, wurde sie deshalb nicht abgebrochen. Man hatte seit dreimal vierundzwanzig Stunden sich nicht gesehen, heute kaum einige Dutzend Worte gewechselt, und doch mancherlei sich mitzutheilen. Auch that es wohl, einmal auszuruhen von dem schwirrenden Getreibe, von dem ermüdenden Nichts der Unterhaltung, von den lästigen Wiederholungen eines durchgespielten Walzers, einer durchgespielten Ecossaise. Zwar hörte man die Tempete-Musik aus dem, blos durch die Wand abgetrennten

Digitized by Google

Saale; aber es waren nur die höheren und lauteren Töne, nicht hoch genug, um schrill, nicht laut genug, um störend zu sein, und dabei eine wünschenswerthe Andeutung der Dauer des Tanzes. Dieser war kaum zur Hälfte beendigt, nach Ida's und Eduard's Ermessen kaum angegangen, als das feine Ohr der Erstern einen nahenden Schritt zu vernehmen glaubte. Unwillkürlich die von Eduarden gefaßte Rechte fester in die seinige drückend und ihre Linke an seine Lippen legend, saß sie athemlos, den Blick auf die Thür gerichtet. Ein leichter Schritt kam näher; jetzt stand er still; jetzt pochte es leise; Ida zuckte krampfhaft und ihre Wangen erbleichten; Eduard selbst fühlte ein Stocken, dann einen schnelleren Schlag seines Pulses; das Klopfen an der Thür hatte wie ein Zuruf geklungen, daß er nicht sei, wo er sein solle. Und wieder pochte es.

„Wir sind entdeckt — das war der Gang meiner Schwester — wie uns retten?" flüsterte Ida, und Stimme und Gestalt bebten; „das Zimmer hat keinen zweiten Ausgang."

„Bleiben wir ruhig," antwortete Eduard; „noch dauert der Tanz, und Ihre Schwester tanzte. Erfolgt keine Antwort, wird man glauben, sich geirrt zu haben."

Wieder pochte es, und ein eisiger Schauer überrieselte Ida. Gleich nachher hat eine Stimme: „Gnädigste, machen Sie auf."

„Gott im Himmel!" zitterte Frau von Kesla; „das ist der Baron."

„Gewiß?" fragte Eduard; „auch er tanzte."

„Bitte, bitte, meine Gnädigste, machen Sie auf," rief dieselbe Stimme.

Es war der Baron. Mit dieser Ueberzeugung athmete Eduard freier. Nicht Ida. Seine Hand an ihre fliegende Brust drückend hauchte sie: „Eduard, bei unserer Liebe, bei meinem Rufe, springen Sie aus dem Fenster."

„Einen Beinbruch ist der Baron nicht werth," sagte Eduard; „vertrauen Sie mir; wenn er wieder klopft oder ruft, fragen Sie, wer es sei?"

Der Baron ließ nicht warten, bat noch flehentlicher, ihm zu öffnen, und mit so fester Stimme, mit so ruhigem Klang der Worte, als sei das stürmische Pochen ihres Herzens eine Lüge, fragte Ida, wie Eduard gerathen.

„Ihr Sklav, Gnädigste," war die Antwort.

„Ach Sie, Baron," rief Frau von Kesla, von Eduarden ermuntert, das Gespräch fortzusetzen; „wie Sie mich erschreckt haben! Gedulden Sie sich noch wenige Minuten, und Sie können mich in den Saal zurückführen.

„In den Saal, meine Gnädigste, sagten Sie? Um Himmelswillen nicht!" flehte der Baron.

„Und warum nicht?" fragte Frau von Kesla mit kaum bezwungenem Lächeln über den Klageton des Barons und Eduard's vollständige Vermummung hinter den der Thür zunächst aufgehangenen Mänteln.

„Alles das sollen Sie erfahren, Gnädigste; nur lassen Sie mich ein, ich bitte, beschwöre Sie," seufzte der Baron.

„Was soll ich thun?" flüsterte Frau von Kesla, indem sie zwei oder drei Paar Filzschuhe und Bärlatschen quer vor Eduard's Füße stellte.

„Lassen Sie ihn ein," flüsterte dieser zurück; „das widerlegt jeden Verdacht; ich bin sicher, und wenn Sie gegangen, folge ich."

„Sie sollen Ihren Willen haben, Baron, aber nur auf einige Augenblicke," sagte Frau von Kesla, indem sie die Thür aufschloß.

Der Baron trat ein. „Sie erlauben, daß ich wieder zuschließe?" fragte er, die Hand an den Schlüssel legend.

„Sind Sie klug, Baron Ehrenschlüssel? Was fällt Ihnen ein?" schalt Frau von Kesla.

„Aber Sie waren eingeschlossen, meine Gnädigste," entschuldigte der Baron.

„Das war ich," versetzte Frau von Kesla; „man schließt sich ein, um zudringliche Menschen auszuschließen."

„Aber Sie wußten ja nicht, daß ich kommen würde," warf der Baron ein.

„Und hätte ich gewußt, daß Sie kämen, mich zu examiniren, so hätte ich Ihnen gar nicht aufgeschlossen," zürnte Frau von Kesla und näherte sich der Thür.

„Gnädigste!" rief der Baron, sich an die Thür lehnend; „bleiben Sie, ich beschwöre Sie; ich wollte ja nicht wissen, warum Sie sich eingeschlossen. Ich bestehe auch nicht auf das Zuschließen. Nur bleiben Sie; vergönnen Sie Ihrem Sklaven den nie geschlürften Nektar des Alleinseins mit seiner Herrin!" So sprechend legte er beide Hände über die Brust und blickte mit seitwärts geneigtem Haupte Ida'n so schmachtend in die Augen, daß diese sich stark versucht fühlte, ihm ins Gesicht zu lachen. „Sie sind doch ein guter Mensch," lächelte sie.

„Ein guter Mensch ist eine seltene Perle," declamirte der Baron; „und nicht wahr," fuhr er vertraulich fort, „Sie bleiben und wir setzen uns dort auf

Digitized by Google

jene — 's ist ein harter Sitz, wir aber polstern ihn mit Mänteln — auf jene Gartenbank?" Und damit langte er nach den Mänteln, die Eduard verdeckten.

„Sie sind unverschämt!" rief Frau von Kesla.

Zusammenzuckend ließ der Baron die erhobene Hand fallen. „Mein innerstes Gebein haben Sie zermalmt," stammelte er.

„So führen Sie in Ihrer Zermalmung mich in den Saal," gebot Frau von Kesla.

„Hören Sie, ob ich kann," bat der Baron; „ich tanzte mit Fräulein Altvater; aber es war nicht, es war nicht zu ertragen. Alle Paare wichen uns aus; ich war es der Gesellschaft schuldig, abzutreten, und ich, der nie etwas fingire, — denken Sie, Gnädigste, ich fingirte — Nasenbluten. Gehe ich nun mit Ihnen in den Saal, kann mir doch die Nase nicht länger bluten, kommt sie gewiß spornstreichs auf mich zu, diese Fräulein Altvater, und reicht mir die Hand, sie in die Colonne zurückzuführen, was ich ihr allerdings versprochen habe."

„Das ist etwas Andres," erwiederte Frau von Kesla, zwischen den Baron und die Mäntel tretend.

„Nicht wahr, meine Gnädigste? und nun setzen wir uns," lispelte jener.

„Wenn Sie mir zuvor gesagt," bedingte Frau von Kesla, „wer Sie von meinem Hiersein unterrichtet."

„O, der Christoph, der Jean," versetzte der Baron; „er begegnete mir, ich fragte ihn, er hatte Sie nach der Garderobe gehen sehen."

„Ganz richtig, ich erinnere mich," sagte Frau von Kesla. Da neigte sich die einzige Unschlittkerze zum Verschriden. „Im Dunklen können wir nicht bleiben," fuhr Ida fort und legte die Hand ans Schloß.

„Ich gehe, Licht zu holen," rief der Baron.

„Ueberlassen Sie das mir," sagte Frau von Kesla, und ehe Jener es zu hindern vermochte, war sie auf dem dunklen Corridor verschwunden.

„Ueberlassen — Sie — das — mir," wiederholte der Baron, während er das letzte Aufglimmern des im Fette ertrinkenden Dochtes benutzte, die Gartenbank zu erreichen; „überlassen — Sie — das — mir; was kann das heißen, wenn es nicht heißt: bleiben Sie, ich komme wieder?"

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die große preußische Eisenbahn; Theater.]

Jetzt sind zwei Officiere des Ingenieurcorps und des Generalstabs beschäftigt, diese Unmöglichkeiten zu prüfen, welche, wie man glaubt, wenn auch mit großen Anstrengungen und Kosten, sich doch auflösen lassen. — Der Staat wird zu den Baukosten ein eigenthümliches Mittel anwenden, das erste Beispiel dieser Art. Er wird nämlich das Papiergeld um sechs Millionen vermehren, und diese Summe unter seiner Garantie, als Thaler- und Fünfthalerscheine auf die rheinische Eisenbahn lautend, ausgeben. Von dem Reinertrag der Bahn soll dann die Einlösung dieser Scheine in bestimmten Raten stattfinden, und als Resultat würde sich ergeben, daß die Bahn dem Staate nichts kostet, als einige Millionen Stückchen Papier. — Wir haben, dem Himmel sei Dank, eine mäßige Masse Papiergeld, jetzt 17 Millionen, so daß die zugefügten sechs Millionen keinen großen Einfluß auf Stand und Werth haben können, besonders in friedlichen Zeiten; überdies aber muß man erkennen, daß bei dem Projecte des Staates die gesammte Masse seiner Bürger Kosten und Vortheile tragen soll, daß aber wollte man die baaren Capitalien verwenden, es fast vorauszusehen ist, die Bahn werde sich bei der Größe der Summen, die sie erfordert, weit unter dem gewöhnlichen Zinsfuß rentiren. Dennoch aber ist diese Verbindung unschätzbar, sie ist gleichsam der Cardinalpunct einer innigen Völkerverbindung des Westens und Ostens, und mit dem Verkehr des Handels bringt sie auch den Strom der Ideen und der geistigen Verknüpfungen, die der Zukunft ein unermeßliches Feld von Träumen und Prophezeihungen öffnen, denen eine gewisse natürliche Wahrhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Aus diesen Gründen muß man der Sache Recht geben, obwohl das Princip, das so viel Verlockendes hat, die gefahrliche Seite nicht ganz verbergen kann. Man könnte darin eine Vermehrung der Staatsschuld sehen, und wir haben Zusicherungen, daß ohne Zuziehung der Reichsstände dies nicht geschehen soll. Daß man diese neuen Tresorscheine Eisenbahnscheine nennen wird, ist ein Ausweg, den man schon öfter beliebt hat, wie z. B. bei der Anleihe der Seehandlung auch für den Staat, wo man die Chausseen verpfändete und die eigentliche Staatsschuld außer Berührung setzte. Reichsstände haben wir freilich nicht, die gefragt werden könnten, und es ist wenigstens anerkennungswerth, daß man vor der Zusicherung derselben die Achtung hegt, bei vorkommenden Fällen die Frage zu umgehen, und so den Hoffnungen die Zukunft zu lassen. Auch die Eisenbahn nach Frankfurt ist bewilligt und diese sowohl, wie die Bahn nach Stettin werden nächstens in Angriff genommen werden, so daß in wenigen Jahren nach vier verschiedenen Seiten hin die moderne Cultur sich entwickelt hat und neue regsame Gestaltungen schaffen wird.

Ehe ich meinen Bericht schließe, wende ich mich der Vervollständigung wegen auch zu den neuen Erscheinungen, die in der letzten Zeit die dramatische Kunst brachte. — Die Oper hat in den letzten Monaten fast ganz geschwiegen. Lucrezia Borgia war das einzige Stück, wo Fräulein Löwe

Digitized by Google

in Spiel und Gesang zwar einen Triumph feierte, die Oper selbst aber so wenig ansprach, daß einige Vorstellungen genügten. — Diese Eintönigkeit ist vor wenigen Tagen durch die Aufführung eines Zwittergeschöpfes von Oper und Ballet unterbrochen worden, das seine Entstehung der Anwesenheit des Componisten Adam aus Paris verdankt. — Die Hamadryaden heißt dies chorographisch-musikalischr Intermezzo, zu welcher Herr Paul Taglioni die vortreffliche scenische Einrichtung und das Ballet geschaffen; von Gerst wurden schöne Decorationen gemalt und vom Herrn de Colombey, einem Franzosen, der auch als Vaudevilledichter bekannt ist, das miserabele Gedicht geliefert, das obenein aus anderen Sachen zusammengebettelt ist. — Die Musik von Adam, welche bei Einzelnem recht hübsch, im Ganzen das Mittelmäßige nicht übersteigt, kostet dem Theater 1000 Thlr. Gold. Wir gönnen Herrn Adam recht gern das Vergnügen, sein Talent so hoch anzuschlagen als möglich, aber es läßt sich ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, wenn man hört, daß Maria von Weber für den Oberon hundert Louisd'or erhielt, und Spohr, Marschner und alle deutsche Componisten für ihre bestrn Werke kaum hundert Ducaten empfingen. Die Bagatelle eines Franzosen, der in acht Tagen dies nichtssagende Gedudel zusammenschmierte, wird höher bezahlt, als die größten deutschen Meisterwerke. O! ihr armen bescheidenen deutschen Lumpe, ihr habt selbst daran Schuld, daß man euch so schmählich behandelt, warum seid ihr auch so bescheiden! — Dieser würdige Herr de Colombey, der die Hamadryaden zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Schwarzwaldr mehrere unschuldige Bärenjäger verführen, und Boreas als Nebenbuhler auftreten läßt, wurde, wie man hört, auf der italienischen Reise des Herrn Grafen von Redern nach Berlin eingeladen, um dem Theater seine großen Talente zu widmen. Dies Gedicht ist dir erste Probe davon; wie lächerlich es aber auch ausgefallen ist, so hat er doch eine Bezahlung dafür erhalten, wie sie der erste deutsche Dichter für ein fünfactiges Drama kaum zur Hälfte empfing. Ueberdies hat Herr Colombey dem Theater auch einen Operntext verkauft, der ihm mit 100 Friedrichsd'or bezahlt worden ist, womit man hier sonst fünf zu bezahlen pflegt. Der hier anwesende Componist Mendelssohn hatte nun mit der Bühne den Contract geschlossen, diesen Text in Musik zu setzen, sich aber, wie man hört, später eines anderen besonnen. Herr Felix Mendelssohn besucht Berlin jetzt in besonderen Interessen. Er soll hier die Stelle des verstorbenen Capellmeisters Schneider nachgesucht haben und von verschiedenen Seiten begünstigt worden sein. Dennoch stößt er auch auf Schwierigkeiten und es ist daher wahrscheinlich, daß er in Leipzig bleiben wird, obschon ein so talentvoller Mann der hiesigen Capelle wohl zu wünschen wäre. —

Was das Lustspiel betrifft, so hat der fleißige Carl Blum in seiner gewohnten leichten und anziehenden Weise uns kürzlich ein solches unter dem Titel: „Erziehungsresultate" gebracht, wo Fräulein von Hagn die ganze liebenswürdige Coquetterie ihres Spiels par excellence bewundern lassen konnte. Das ist nun Alles recht schön, aber Fräulein von Hagn kann auch zur ersten bewußten künstlerischen Leistung aufsteigen, wie dies ihr Gretchen im Faust und andere Gestaltungen bewiesen haben, und wäre ich in ihrer Stelle, so verbäte ich es meinen Freunden, mir immer wieder solche Gurlirollen zu schreiben, wo die Einfalt vom Lande nur durch Erschöpfung aller Coquetterie gefällt und die mancherlei Unnatur und Widerlichkeit kaum durch die persönliche Anmuth der Darstellerin bedeckt wird. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

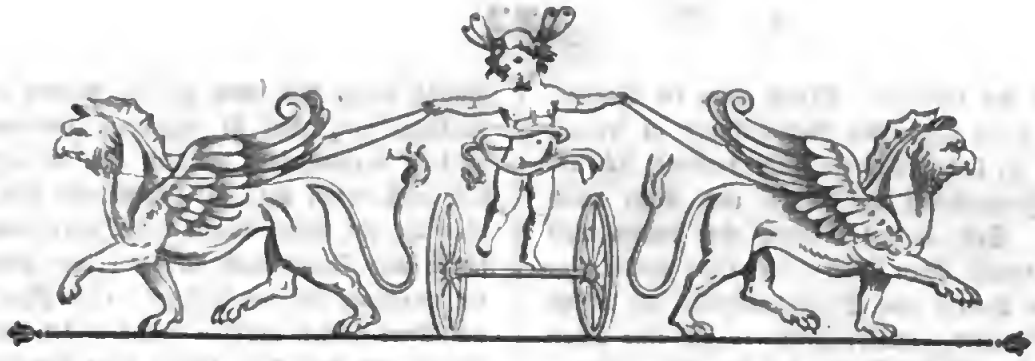
[Josika's neuester Roman.]

Es zeigt sich immer mehr, daß Nikolaus Josika kein ungarischer Walter Scott ist. Er faßt sein Ungarn nicht so ungarisch auf, wie Scott sein Schottland schottisch auffaßte; er ist vielmehr so sehr Nachahmer, daß er das ungarische Mittelalter, wie die Kinder einen auf dem Jahrmarkt gekauften Kupferstich, mit Scott'schen Farben übertüncht. Sein neuester Roman (die Böhmen in Ungarn. Uebersetzt von Herrmann Klein; Pesth, bei Heckenast) hat eine lebhaftere Gestaltung, mehr verwickelte Handlung, und zeigt mehr Erzählertalent, als der in diesen Blättern schon besprochene „Abafi"; aber Alles ist nur äußerliches Puppenwerk. Man kann fast allen Gestalten und noch mehr den Situationen ansehen, wo sie her sind; eine gute Polizei wird seinen böhmischen Freibeuter Komoróczi beim ersten Blick mit den Worten arretiren: „Halt! Sie sind der Raubritter Front-de-Boeuf aus Ivanhoe". Der Jude Abraham ist der englische Isaak aus demselben Roman; nur fehlt der belebende Humor dabei; sein Töchterlein soll die englische Rebekka vorstellen; aber wie mattherzig, wie nichtig ist diese Puppe der Rebekka gegenüber. Und dann hat er, wie die gewöhnlichen deutschen Romanarbeiter, nicht den Muth, sie ein Judenmädchen bleiben zu lassen; es wäre Schade um ihr hübsches Gesichtchen! So zeigt es sich am Ende, daß sie eine geborene Christin ist. Noch kein Romanarbeiter dieser Art kam auf die Idee, einen Christenknaben als Juden erziehen zu lassen; freilich geht es aus erklärlichen Gründen nicht so bequem, wie bei Mädchen. Auch die Katastrophe in Komoróczi's Raubschloß erinnert an die Kerkerscene in Front-de-Boeuf's Burg. Mathias Korvinus, der verwegene Adler, ist ganz wie ein bon roi, ein zweiter Heinrich IV. geschildert; sein wildes Lockenhaar hat er in anständige Papilloten gewickelt, und jede seiner Geberden begleitet er mit einer Predigt in ciceronianischen Perioden. Am gelungensten ist die Zeichnung des übrigen böhmischen Raubgesindels, von dem sich vielleicht die Antipathie der Magyaren gegen die Böhmen herschreibt, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sonst mag der Roman für die Ausbildung der magyarischen Sprache seinen Nutzen haben. — Die Uebersetzung liest sich leicht und angenehm, wie ein elegantes Originaldeutsch.

— f —.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 106. — den 30. Mai 1840.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Paris.

Von A. Weill.

Die Deutschen sind ein gutes Volk, ein Principienvolk. Dreißig Jahre schlugen sie sich um einige Glaubensartikel; um die Freiheit schlagen sie sich wahrscheinlich dreißig Jahrhunderte. Börne sagte zwar, der größte deutsche Revolutionnär würde ins Wasser springen, um eine Krone zu rapporteiren, wenn sie hineinfiele; Schiller aber, auch ein Deutscher, sagte: Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach! — In neuester Zeit haben die Deutschen wieder durch ihre Beharrlichkeit einen großen Sieg errungen. Thiers war Minister in Paris geworden! Ich spaße durchaus nicht, ich verfolge den Geist der deutschen Presse mit einer Pünctlichkeit, die einem Referendarius Ehre machen würde. Ich sehe, daß seit Thiers einige Geister wieder neuen Muth schöpfen, in Baiern haben sich sogar zwei Minister geschlagen, was wir vielleicht auch Thiers zu verdanken haben; die hallischen Jahrbücher haben gejauchzt über die Allianz zwischen Thiers und Palmerston, haben gelächelt über den Sieg des parlamentarischen Princips in Frankreich, Louis Philipp schien endlich besiegt, die Zukunft gesichert, und die augsb. Allgem. Zeitung fängt an, dem System der Gazette de France zu huldigen. Hatte sie doch neulich einen Artikel, der ganz einfach „die Zukunft" überschrieben war, in dem das Fourrier'sche System ein schmeichelhaftes Handpatschchen erhielt. Brava die Augsburgerin! Schade, daß dies Alles nur irrige Hoffnungen sind! Denn folgende Puncte bin ich so dreist zu behaupten:

1) ward Thiers Minister des Königs, weil er kein Geld hatte.
2) Thiers wird gar nichts ändern.
3) Thiers wird in einem Jahre der gehaßteste, verachteste Mann in Frankreich sein, und mithin eben so bald zu den Todten gehören.

Ein Jahr ist ja nicht lang, und bis dahin, denke ich, wird man sich dieser meiner Prophezeihung noch erinnern können.

Als die Journale ankündigten, Thiers schreibe eine Geschichte des Consulats, schrieb ich Ihnen, wenn sie in fünf Jahren erschiene, so machte ich mich anheischig, das Buch mit Haut und Haaren zu verschlingen. Bis jetzt hätte es meinen Hunger noch nicht gestillt! Die Deutschen stellen sich vor, Thiers wäre ein Mann von Grundsätzen, ich selbst glaubte es, denn, Gott sei Dank, in Deutschland muß man noch Grundsätze haben. Thiers aber ist vor Allem ein Mann, der viel Geld braucht, und durch Speculationen sein Erworbenes und zum Theil das Vermögen seines Schwiegervaters verlor. Wer aber viel braucht, kann kein Freund des Volkes sein; selbst Mirabeau mußte sich ja deshalb verkaufen. Nicht lange vor seiner Ernennung zahlten zwei Deputirten einen bedeutenden Wechsel für ihn, wenigstens hörte ich dies laut in einem Salon erzählen, und da er sonst nicht Minister werden konnte, so gab er sich den Schein eines Principienmannes, der ihm allerdings insoweit Ehre

Digitized by Google

machte, als er ihn festhielt. Thiers wäre im Stande, wie ich Ihnen schon sagte, den Republikaner zu spielen, wenn es nicht zu lange dauerte. Er verband sich daher mit den Journalisten der Linken und siegte durch einen Zufall. Den andern Morgen aber kamen diese Leute und forderten ihren Lohn; der Eine wollte eine Präfectur, der Andere eine Einnehmerstelle, der Dritte wollte gar Gesandter werden, denn es ist eine Thatsache, daß seit Girardin's System mit den Vierzig-Franken-Journalen die ganze Presse hier ruinirt, mindestens ganz heruntergekommen ist. Die Journale müssen ministeriell werden oder sterben. Thiers aber, der schon so viele geprellt, gab ihnen Hoffnungen für Hoffnungen, und bat sie, nur die fonds secrets herbeizuschaffen. Diese wurden herbeigeschafft, aber Thiers steckte sie in die Tasche, und die meisten Journalisten zogen, mit weniger Ausnahme, leer ab. Thiers sagte, jetzt könne er sich allein loben, er bedürfe ihrer nicht mehr. Einige von ihnen schickte er auf Reisen, um sie loszuwerden, und kaufte den faden „Messager". Was ihn mit Louis Philipp zusammenhält, ist das Versprechen, keinen von dessen Beamten abzusetzen und der Diplomatie im Innern und Aeußern ihren Gang zu lassen.

So steht die Sache jetzt. Das Schlimmste ist, daß diese Journale bis jetzt bonne mine à mauvais jeu machen müssen, um sich nicht zu compromittiren. Aber warten Sie nur! Nach und nach wird Thiers schon eine schwache Seite bieten, und dann wird der patriotische Eifer schon losgehen, und zwar aus der einfachen Ursache, die in Deutschland Niemand weiß, weil Thiers nicht Stellen und Geld genug gab. Die ganze dynastische Opposition der Linken, sammt der conservativen der Debats, der Legitimität und der Dynastie selbst, ist faules Gesindel, unwissendes oder kriechendes Ameisengezücht, das über die Leiche des Budgets wie Raubvögel herfallen möchte. Nur eine Partei hat bis jetzt Herz und Hand rein gehalten, die Partei Arago's, der auch, sammt Lafitte, am Geburtstage des Königs nicht in die Tuilerien ging, obschon das Loos auf Beide fiel. Jene furchtbar geräuschten Leute werden eine Zeit lang Gesichter schneiden, dann ihren Kumpan Thiers anbeißen, vielleicht auch verwunden, und das ist ein Glück für die Partei Arago's, die früh oder spät siegen wird, und zwar blos durch die Charakterlosigkeit und selbstmörderische Verworfenheit ihrer Gegner. Die hallischen Jahrbücher haben besonders den neuesten Zuständen einen bedeutenden großen Artikel gewidmet; es ist immer gut, wenn man einen Fortschritt gemacht zu haben glaubt, denn, wie schon gesagt, werden die Dinge nicht vorausgesagt, weil sie kommen, sondern sie kommen, weil sie vorausgesagt wurden. In dieser Hinsicht bin ich sehr froh, wenn man in Deutschland nicht das geringste Gewicht auf meine Worte legte, aber leider ist der Fortschritt mit Thiers nach meiner besten Ueberzeugung nur ein negativer für die Zukunft, oder Thiers müßte selbst am Ende seinen größten Feinden den dummen Streich spielen und entsagen, sobald seine Grundsätze nicht weiter mit der Krone übereinstimmen, und seine Habsucht wieder hinlänglich für sich gesorgt zu haben glaubt. Denn Thiers hat sich noch immer ein populaires Steckenpferd bereit gehalten, um Freund und Feind an der Nase herumzuführen. Doch hat er in neuester Zeit nicht über die Dummheit Dupont de l'Eure's siegen können. Er rieb sich schon die Hände, um den sogenannten tugendhaften aber beschränkten Dupont — er gilt wirklich für beschränkt — in sein bureaukratisches Netz zu ziehen; aber selig sind die Dummen; Dupont erwiederte, er möge nicht als marche-pied dienen. Diesmal hat ihn Madame Saquin nicht gut unterrichtet. Nach der „Mode" nämlich begibt sich Madame Saquin, die erste Akrobatin, jeden Tag zu Sr. Majestät dem Kaiser Thiers dem Ersten, um ihm im Balanciren Unterricht zu geben. Die Artikel in der „Mode" sind zum Todtlachen witzig, aber leider auch wahr. Hat doch Talma auch Napoleon in den verschiedenen Cäsarstellungen Unterricht gegeben; er vergaß nur die, wo er sich das Gesicht mit dem Mantel verhüllte! So denkt Thiers vielleicht, wenn ihn Madame Saquin besucht, vergißt aber auch die letzte Position einzuüben.

Wenn Deutschland glaubt, durch Thiers und dessen Freunde werde das Zeitalter etwas geringen, so irrt sich Deutschland gewaltig. Der Charivari behauptet, Thiers lobe sich selbst in der Augsburgerin. Aber dies ist bestimmt nicht der Fall, Thiers achtet sogar das deutsche Lob gering, und neulich hörte ich indirect von einem Diplomaten, Thiers habe ihm erzählt, die Deutschen liefen ihm das Haus ein mit dem Anerbieten, ihn in deutschen Blättern zu feiern; was ich nur zum Theil glauben kann, denn umgekehrt kenne ich einige der ersten Deutschen hier, welche Anerbietungen dieser Art ihrerseits abwiesen. Freilich gibt es hier der Deutschen sehr Viele und sehr Verschiedene, und ich weiß nicht, wieviel an der Sache wahr sein mag. So viel aber scheint gewiß, daß der jetzige Zustand nicht so lange dauern wird, als er schon dauerte; die Freunde der Linken werden bald genug wieder den leeren Brutushut aufsetzen, und

Digitized by Google

die Wahlreform wird den Minister stüezen *). Monate zählen hierbei nicht, und mit Thiees wird über lang oder kurz der Hanswurst der Volksrechte von der Bühne abtreten. Bis dahin wollen wir die Politik ruhen lassen und den ernstern Geschöpfen dies Beennnesseifeid überlassen. Vielleicht wird dieser Acker iegendwie einmal umgepflügt. Gebe Gott, daß er nicht mit Blut gedüngt wird!

Der Ball in Nipphausen.

(Beschluß.)

Doctor Graf, in Zweifel an der Richtigkeit dieser Auslegung, benutzte seiner Seits das Rascheln der Atlasmäntel, welche der Baeon von der Lehne der Gartenbank nahm und zu rinrm Kissen zusammenschiug, behend durch die offen gebliebene Thür zu schlüpfen, und gelangtr auf dem Umwege duech die Zimmee in den Saal, wo der Sturm im Begriffe war zu verstummen, und Feau von Kesla sehe ruhig neben der den Baron Ehreneüssel ungeduldig erwartenden Feäulein Aitvater saß. Doch kaum hatte Doctor Geaf diese zwei Bemeekungen gemacht, ais beim letzten Bogenstriche des Orchesterdirigenten der Scheei: Mörder — Diebe — Feuee! den Saal durchdrang, Tänzee und Tänzeeinnen wie bezaubert standen, die Sitzenden jach aufsprangen, der große Baß deöhnend gegen die Wand fiel, und im nächsten Augenblicke die ganze Gesellschaft der nach der Treppe führenden Thür zustüezte, von woher der Schrei gekommen. Zufällig oder rücksichtslos war der Commerzienrath der voederste. Ee riß die Thüe auf; ihm nach die Mengr. Da bog um die Ecke des Corridors, wo die Gaederobe lag, den Schrei: Mörder — Diebe — Feuer! mit keeischender Stimme wiederholend, eine weibliche Gestalt. Da der Commerzienrath ihr der nächste, flog sir an seinen Hals, fing er sie in seinen Armen auf. Es war Baebaea.

„Was gibt's, Barbara?" fragte der Commerzienrath, sobald er sie erkannt, und machte sich sanft von ihr los.

„Ach, himmlischer Jesus, Herr Commerzienrath," stotteete Baebaea, „ein geoßes Unglück. Ich gehe in die Garderobe, Daniel'n, meinem Manne, seine Dose zu holen — die Thüe wae offen — und doch sollte sie zu sein — ich hatte sie ja selbst zugeschlossen — und deinnen war's dunkel — und es sollte doch hell sein — wir hatten ein Licht beennen lassen, ein Taiglicht — ich wußte aber, wo die Dose stand — auf dem Tische neben der Gartenbank — so denke ich, es kann Jemand in dee Garderobe gewesen sein und das Licht ausgelöscht haben — und hat die Thür aufgelassen — und gehe hinein, und wie ich drin bin, packt's mich — rs müssen Zehn gewesen sein — und ich wehee mich, schlage um mich — ach, du himmiisches Christkind, da wimmerte es — ich habe gewiß ein Paar todtgeschlagen — aber Sie können mir's giauben, Herr Commeezienrath, meine Schuld ist's nicht." ·

Kopf an Kopf ragte neben dem Commerzienrath und mit verhaltenem Athem wurde Barbara's Rede gehöet. Jetzt stand sie feei, und ihre Haubr wie ihr Anzug verriethen allerdings einen gehabten Kampf.

„Wollen Sie mie einige Lichter reichen," rief der Commeezienrath hintrr sich und bemeekte seinen eeschreckten Gästen, daß, wer auch in der Gardeeobe sei, doch nue durch das Fenster entwischen könne. „Ach, Gott," seufzte Angeiika Aitvater im dichtesten Gedränge, „wenn sie doch entwischt wäeen!"

Was der Saal an erreichbaeen Lichtern besaß, wuede herbeigebracht, und der Commerzienrath voran, zwei Girandoien in den Händen, rückte die Massr foet. Wenige Schritte von der Garderobe plötzlicher Stillstand. Ein Mann teat aus der Thür, den Kopf gebückt, ein weißes Taschentuch voe dem Gesichte. Den unwillkürlich zurückgezogenen Fuß schnell vorsetzend, rief der Commerzienrath: „Was der Geier, Sie, Baron?"

Gleich als hätte noch Niemand den Baron Ehrenrüssel je gesehen, drängte Kopf über Kopf, und „Baron Ehrenrüssel" lief's von Mund zu Mund bis in den Saal. Der Vielgenanntr hob aber das Gesicht und zeigte sein edles, aus Mund und Nase teopfendes Blut. Dem Schreck foigte Mitleid, dem Mitleid Gelächter, dem Gelächter Spott. Baron Ehrenrüssel, hieß es, habe ein verliebtes Rendezvous gehabt, abrr in der Person sich vergriffen. Und ehe die Trompete das Signal zum Souper gab, rollte der Baron nach der Stadt.

*) Seitdem haben wir bereits Aeago's Rede über die Wahlreform gelesen, dies Meisterstück einee fast germanisch ruhigen, allseits gewaffneten Paelamentsedde, in welcher diejenige Partei, welche allein die Zukunft garantirt, ihe Manifest niederlegte. Man hat Aeago's Reoe zu ruhig genannt. Die Partei steht noch nicht angreifend da, sie hat in Feankreich noch nicht Boden genug; mithin kann sie vorläufig nur ihe ruhiges Glaubensbekenntniß geben. D. Red.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Neue Dramen.]

Von vermehrtem Werthe ist allerdings ein anderes Lustspiel: „die Möbernen", von einem wohlbekannten Anonymus, dem Regierungsrath v. Heiden in Breslau. — Der Stoff behandelt die Emancipationsideen, immer wieder aber ist auch hier der Bankerott und die geldbedürftige Lüderlichkeit das Loos der Emancipirten, die allerdings so verwirrte und leichtsinnige Menschen sind, daß man ihnen kein anderes Loos bereiten kann. Ein pikantes Dialog, der häufig schlagend scharf und zuweilen selbst witzig ist, muß als Hauptvorzug betrachtet werden, die Erfindung ist dagegen schwach und die Lösung gewaltsam und unschön herbeigezogen. Fräulein von Hagn als Diener Fleck, eigentlich aber ein dem elterlichen Hause entflohenes sich emancipirendes Mädchen, ist der vorzügliche Haltpunct des Ganzen und ihr vortreffliches Spiel trug auch gewiß einen guten Theil zum Erfolge bei. —

Ueber Clotilde Montalvi von Firmenich erlauben Sie mir ganz zu schweigen. Literarisches Gesindel, wie es sich an allen Orten findet, hat versucht, dem gerechten Urtheile entgegenzuwirken; das ist jedoch eine ganz nutzlose Mühe. Bei'm Erstlingsversuch eines jungen Dichters ist Milde gewiß an der Stelle, wenn ursprüngliches Talent sich zeigt, und ein völlig durchgefallenes Stück kann weit mehr dazu berechtigen, als ein anderes, das mit der nöthigen Hülfe guter Freunde Beifall hatte, und nach der zweiten oder dritten Aufführung für immer verschwindet. Firmenich's Stück zeugt jedoch von so wenigem Talent, daß es fast nothwendig wird, dies geradezu auszusprechen, um vielleicht den Verfasser zu vermögen, einen anderen Weg einzuschlagen, wo er glücklicher sein kann. — Auch Raupach's neues Drama „Boris Gudunow", der erste Theil einer Tetralogie, hat wenig Beifall gefunden. Hier können wir nicht einmal mehr die Stärke und Gewalt der Reflexion loben, die sonst so häufig in Raupach's Stücken die Stellen der Poesie vertritt, und dazu fügt sich das mancherlei Abstoßende und selbst Lächerliche, das slavische Sitten für uns haben. — Herr Raupach hat nicht vergessen, auch diesem Stück ein ganz überflüssiges Vorspiel aufzusetzen, wie der Narr nie ohne Kappe sein soll, und dieser Boris Gudunow, der im sechzehnten Jahrhundert über Vernunftideen des neunzehnten faselt, wie ein Narr seinem Schicksale zusieht und ebenso untergeht, kann unmöglich Interesse erregen oder gar poetisch sein. Die Vertheidigung des Dichters, daß er in Boris Gudunow einen Kampf des bloßen Verstandes mit der göttlichen Gewalt geschildert habe, und zeigen wolle, wie wenig der vermag, der sich selbst mehr vertraut als dem Himmel, ist das echte Bekenntniß seiner eigenen unpoetischen Natur. — Boris Gudunow mag vielleicht den Russen gefallen und würde am Don oder an der Wolga einige Begeisterung erwecken können, hier hat er keine Zukunft, er ist für immer verschwunden, eben so wohl wie Raupach's jüngstes Lustspiel: „Elisabeth Farnese", das leider auch in diesem Felde die sichtliche Erschlaffung des Dichters zeigt. Das letzt zu Erwähnende ist Gutzkow's Richard Savage, das hier mit Beifall aufgenommen ist, welcher jedoch weniger dem Stücke galt, als den besonderen Umständen, die es begleiteten. Denn fast wäre es nicht zur Aufführung gekommen, da Einspruch geschah und es erst einer speciellen Erlaubniß des Königs bedurfte. Das Publikum wußte das, und überdies ist Gutzkow ein geborener Berliner, der hier viele Freunde und Bekannte hat, die ihn sogar herausriefen. — Das Drama selbst ist ohne allen poetischen und von sehr geringem dramatischen Werth. Es ist eine Anfängerarbeit, die Menschen darin haben keine Herzen, kein wahres warmes Leben und können daher auch keines erwecken. Der Held des Stückes ist ein sentimentaler, jammervoller Pinsel, der unerträglich albern und langweilig wird; von einer tragischen Größe der Idee ist keine Spur, kaum eine leise Ahnung in dem gut angelegten, doch verkümmerten Charakter der Miß Ellen. — Sonst aber ist das Stück mit praktischem Verstand gearbeitet, der Dialog, besonders in den ersten Acten, pikant und abgerechnet einzelne Trivialitäten, wie z. B. manche Fragen des Journalisten Steel auf dem Maskenball u. s. w. wohl gelungen. Daß Gutzkow je im Trauerspiel viel leisten wird, steht zu bezweifeln, dagegen möchte das moderne Conversationsstück ihm besser zusagen, und seiner ganzen Richtung auch weit näher liegen. — Richard Savage wird einige Male gegeben werden und dann verschwinden. — In einigen Tagen kommt ein neues Lustspiel der räthselhaften A. P. zur Darstellung: „Marie, ein Schauspiel in 4 Acten". — Die Concerte, welche seit Monaten sich fast ununterbrochen folgen, wollen noch immer nicht enden. — Gestern erst gaben die Herren Spontini und Gubitz ein solches zum Besten eines verschuldeten Literaten und Beamten, und am Bußtage führt Herr Spontini, wie alljährlich die Schöpfung von Haydn für seine Unterstützungskasse auf, womit hoffentlich endlich den Concerten für diesmal ein Ziel gesetzt ist. —

***

Notiz.

[Dieffenbach. Brieflich aus Berlin.]

Dieffenbach hat jetzt nach seiner neu begründeten Methode, das Schielen mittelst Durchschneidung der Augenmuskel zu heilen, ungefähr 220 Operationen gemacht, die sämmtlich geglückt und mit dem vollkommensten Resultate gekrönt sind. Der Erfolg einer einzigen Operation dieser Art ist noch zweifelhaft; sie ward an der als Dichterin bekannten Gräfin Ida Hahn-Hahn vollführt. Die augsburger Allgemeine Zeitung und der hamburger Correspondent sprechen über diesen Fall bereits viel zu bestimmt. Das später, lange nach der vollkommen gelungenen Operation, durch fremdartige, äußere Veranlassung hinzugekommene Augenübel muß erst gehoben sein, bevor man vom Verlust des Auges sprechen darf, und dann werden die Aerzte es der guten Sache wegen auch wohl nicht unterlassen, offen und wahr es dem Publicum vorzuliegen, was an dem Mißlingen dieses einzigen Falles eigentlich schuld ist. ††.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1840, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen. Erste Abtheil.: der Tempel der Nike Apteros. Von Ludw. Ross, Ed. Schaubert u. Chr. Hansen. Mit 13 Kupfertafeln. Royal-Folio. Berlin 1839.
Ausgabe mit Titelk. in aq. tinta 10 Thlr.
— — illum. Titelk. . . 14 Thlr.

*Baer, K. E. v., Untersuchungen über die ehemalige Verbreitung u. die gänzliche Vertilgung der von Steller beobachteten nordischen Seekuh (*Rytina Ill.*). St. Petersburg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Bischoff, Th. Ldw. Wilh. Lepidosiren paradoxa. Anatomisch unters. u. beschr. Mit 7 Steindruckt. gr. 4. 1840. 4 Thlr.

*Brandt, J. F., Beiträge zur Kenntniss der Naturgeschichte der Vögel, mit besond. Beziehung auf Scelctbau u. vergleichende Zoologie. Erste Lief. Mit 19 lith. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 2 Thlr. 6 Gr.

*Bulletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Tom. Vme. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

*Bunge, Al. v., Verzeichniss der im J. 1832 im östl. Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica. gr. 8. St. Petersburg, 1836. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 10r Jahrgang für 1839. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 5r Jahrg. für 1839. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. c. 421 Abbild.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Carutti, Collectanea quaedam de phthisi pulmonum tuberculosa. Cum 3 tabb. lith. color. 4 maj. 1839. 1 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 2ter Jahrgang. 16. 1839. 1 Thlr.

*Clarus, H. M., Ectopiae cordis doctrinam observationibus illustrata. 4. maj. Lipsiae, 1839. 12 Gr.

Clarus, J. C. A., Oratio ad munus rectoris academici auspicandum habita d. 31. Oct. 1839. Praefatus est Godofr. Hermannus. 8. maj. 1839. 4 Gr.

Dalk, F. P., synopt. Tabelle über die Atomgewichte der einfachen u. mehrerer zusammengesetzter Körper. (Besonderer Abdruck aus dessen Commentar.) 4te Aufl. 4. 1839. 18 Gr.

Ehrenberg, C. G., mikroskopische Analyse des curländischen Meteorpapiers von 1686 u. Erläuterung desselben als ein Product jetzt lebender Conferven u. Infusorien. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, die Bildung der europäischen, libyschen und arabischen Kreidefelsen u. des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen, dargestellt u. physiologisch erläutert. Mit 4 Kupfertafeln u. 3 Tabellen. Fol. Berlin, 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

*Fraehn, C. M., Sammlung kleiner Abhandlungen die Muhammedanische Münzkunde betreffend. gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 2te Hälfte. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 14 Gr.

Henle, J., vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1839. 4 Thlr.

Hülsse, J. A., die Sterblichkeitsverhältnisse in Leipzig, verglichen mit denen in Berlin, in den Belgischen Staaten, im Königreich Sachsen und in Frankreich. Mit 7 Tabellen u. 3 Steindrucktafeln. 4. 1839. 16 Gr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.
V. Bd. Schriften zur Philosophie der Natur. gr. 8. 1839. Subscript.-Preis. 1 Thlr. 20 Gr.
XII. Bd. Geschichte der Kant'schen Philosophie von K. Rosenkranz. gr. 8. 1840. Subscript.-Preis. 2 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 9 Gr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Raleh, F. Schnaidder, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Walnlig und J. Waisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 1te Lief. (10 Bog.) gr. 8. 1839 Subscr.-Pr. 1 Thlr. Atlas. 1te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tome IVme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 4 Thlr. 12 Gr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 11 Thlr. 6 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XIVme. Avec le portrait de Mr. de Koehler. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

*Ménetriés, E., Catalogue d'insectes recueillis entre Constantinople et le Balcan. gr. in 4. St. Pétersb. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Mises, Dr., über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. gr. 8. 1839. 18 Gr.

Neubert, C., Chrestomathia medica. Auctorum, qui de re medica latine scripserunt, selecta capita contulit, ad normam disciplinae digessit, brevi adnotatione indicibusque instruxit. Part. Ima. 8vo. maj. 1839. 16 Gr.

Roodt, C., Helcologia universalis. Das Ganze der Lehre von den Geschwüren in tabellarischer Form. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 4. 1839. 16 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. Vus. 4maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

Pharmacopoea Borussica. Die Preussische Pharmacopöe, übersetzt u. erläutert v. Fr. Ph. Dulk. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. und Synopt. Tabelle über die Atomgewichte. 4. 1839. 8 Thlr. 18 Gr.

*Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 7—13. C. 35 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1832. Jeder Fasc. schwarz 2 Thlr. 8 Gr., col. 4 Thlr. 16 Gr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von Th. L. W. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Katalog der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W., Beobachtungen des Halley'schen Cometen bei seinem Erscheinen im J. 1835 auf der Dorpater Sternwarte angestellt. Herausgeg. von der K. Akademie der Wissenschaften. Mit 12 Steindrucktafeln. gr. Fol. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

*Die Thaten Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übersetzt v. J. J. Schmidt gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine mongolische Ausgabe erschien 1830. 3 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. In einem Bande. Erste Abth. 12 Kupfert. zur Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. Fol. 1839 3 Thlr. Zweite Abth. 8 Kupfert. zur Physiologie der Ernährung (Verdauung, Blutbildung, Kreislauf, Athmung, Absonderung). Fol. 1839. 2 Thl.

— — Lehrbuch der Physiologie für akad. Vorles. u. mit besond. Rücksicht auf das Bedürfniss der Aerzte. In einem Bande. Erste Abtheilung. Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1839. (39. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. V. VI. (ultim.) 4 maj. 1840. 3 Thlr.
Das hiermit vollständige Werk kostet 9 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 85.

Aus dem Roman: Heinrich Schwarz. Von Ernst Minneburg.
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 86.

Aus dem Romane: Heinrich Schwarz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 87.

Das gelehrte Kaninchen.
Deutsche Romane.

No. 88.

Das gelehrte Kaninchen. (Fortsetzung.)
Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn.

No. 89.

Das gelehrte Kaninchen. (Fortsetzung.)
Coleridge und Mrs. Landon-Maclean.
Notizen.

No. 90.

Das gelehrte Kaninchen. (Fortsetzung.)
Die Geisterseher in unseren Tagen.
Notiz.

No. 91.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.
Das gelehrte Kaninchen. (Beschluß.)
Notizen.

No. 92.

Oeffentliche Charaktere. Robert Peel.
Giacomo Meyerbeer in Braunschweig. Von Dr. Herm. Klencke.
Notiz.

No. 93.

Die Moosrose, eine Coquette. Novelle von Amalie Winter.
Oeffentliche Charaktere. Robert Peel. (Beschluß.)
Ein Brief aus Paris. Von A. Weill.
Notizen.

No. 94.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Der wiener Congreß.

No. 95.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Der wiener Congreß. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 96.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Der wiener Congreß. (Beschluß.)
Notizen.
Berichtigung.

No. 97.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. Von ††.
Notiz.

No. 98.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin im Mai.

No. 99.

Die Moosrose, eine Coquette. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 100.

Die Moosrose, eine Coquette. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 101.

Aus Erinnerungen an Südfrankreich. Von A. Freiherrn von Oefele.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 102.

Der Ball in Nipphausen. (Aus einem noch unvollendeten Roman von Dr. Waldemar Seyffarth.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 103.

Der Ball in Nipphausen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 104.

Der Ball in Nipphausen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 105.

Der Ball in Nipphausen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 106.

Ein Brief aus Paris. Von A. Weill.
Der Ball in Nipphausen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

(Hierbei eine Anzeige.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Vierzigster Jahrgang.

Juni.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1840.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

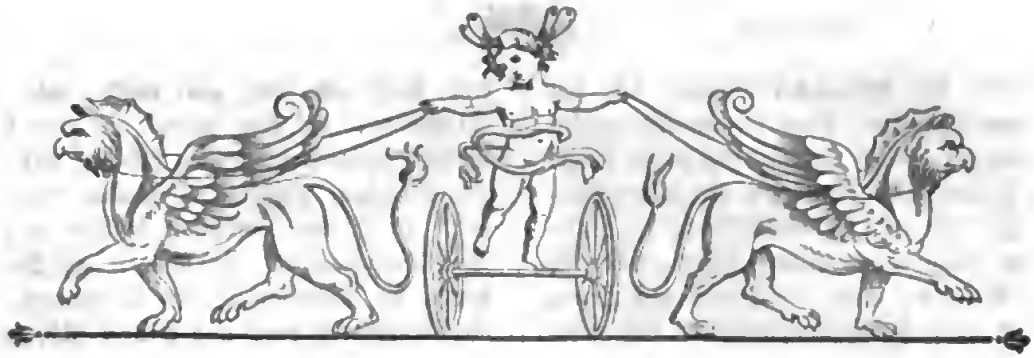
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 107. — den 1. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

2. Daniel O'Connell *).

Daniel O'Connell ist ein Name, der dem Skizzenzeichner von Zeitgenossen wohl Scheu einflößen könnte. In der That, diese historischen Charaktere sind ein wahres Kreuz für einen Schriftsteller, der nur den Zweck hat, einen hellen flüchtigen Blick auf vorübergehende Staatsmänner zu werfen. Für kleine Leute, wie D'Israeli, Borthwick und viele andere, die ihren Weg zur Vergessenheit hinabtanzen, ist ein solcher kurzer Bericht vollkommen hinreichend. Ich finde es ganz leicht, sie abzufertigen, und es ist mir nicht bange bei Peel, Stanley, Melbourne und jener Classe, die man Helden der Stimmzettelkasten zu nennen pflegt, und die nicht auf das für die Nachwelt bestimmte Verzeichniß gehören; glänzend und artig, aber doch höchstens nur Proben höchlich verfeinerter Mittelmäßigkeit. Es gibt aber eine Classe, mit welcher man sich nicht leicht die Freiheit nehmen kann. Sie gleichen jenen ehrfurchtgebietenden alten Gesellen, die ihren Platz auf dem Forum nahmen, als Brennus mit seinen Galliern in Rom einzog. Es gehört viel Entschlossenheit dazu, sie an den Bärten zu zupfen. Dies hat mich lange abgehalten, mit O'Connell mich in Berührung zu setzen, doch nun kann ich nicht länger warten, und ich gehorche.

*) Aus: St. Stephen's, or pencillings of Politicians. By Mask.

Wir nehmen unsern Platz unter der Galerie, wo uns ein befreundetes Mitglied des Hauses Eingang verschafft hat. Wir hören ein Gesumse unter den Fremden, und „das ist er — das ist O'Connell!" flüstert es von Mund zu Munde. Zu meinem Unglücke gibt es unter den lebenden Menschen nicht zwei Wesen, die nicht durch die Skizzen von H. B. *) mit O'Connell's Gesicht und Gestalt so bekannt geworden wären, wie mit ihren eigenen. Doch könnten wir Jemand finden, dem er unbekannt wäre, und hätten wie ihm gesagt, was O'Connell gewagt und gethan, welchen mächtigen Einfluß er ausgeübt hat und noch immer auf die Geschicke dieser Länder ausübt, hätten wir ihm erzählt, wie dieser Mann durch die Anstrengung seines überlegenen Verstandes, langsam und durch unbeugsame Beharrlichkeit, durch die Kraft seiner unermeßlichen innern Hülfsmittel den Einfluß erlangt hat, den er besitzt und zu dem Werkzeuge so großer Ergebnisse machte, so würde unser Begleiter mit eben so viel Ueberraschung als Neugier auf den großen, wohlbeleibten, pachterähnlichen Mann blicken, der jetzt prahlend in das Haus tritt, in seinen Mantel gewickelt, den Mann mit dem großen, breiten, mopsnasigen irländischen Gesichte, aus welchem nichts als herrlicher, kräftiger irländischer Humor spricht. Seht, wie er sich Bahn macht, von Jedem, dem er begegnet, ein Lächeln, einen Scherz, einen irländischen Gruß empfängt. Er erscheint wie der wahre Genius

*) Der witzigste Caricaturenzeichner unserer Zeit.

Digitized by Google

der Gutmüthigkeit. Die Mitglieder drängen sich um ihn, das heißt die liberalen, denn die andern werfen ihm finstere Blicke zu, als ob sie ihn für einen eingefleischten Teufel hielten, was denn auch ihre wahre Meinung von ihm ist. Er geht bis ungefähr in die Mitte des Hauses, und nimmt dann seinen Platz gewöhnlich auf der zweiten Reihe der Sitze, nicht weit von Hume, und um ihn, doch meist hinter ihm, erscheint eine kleine Schaar, die sich durch ihre eigenthümlichen Züge und ihre Kleidung augenblicklich als Einwanderer aus der Smaragdinsel, und als die berühmten Glieder des berühmten und allbekannten Schweifes verrathen. Er legt seinen Mantel ab, weil es voll und heiß im Hause ist, behält aber den breitrandigen Hut auf dem Kopfe. Er hat sich gesetzt, und hier sehen wir den Befreier und seinen Schweif.

Eine irländische Frage liegt dem Hause vor, und die Geduld der Mitglieder ist hart geprüft worden. Shaw und Jackson, Lefroy und ein Dutzend Anderer haben die Luft mit Mohnsaft gefüllt. Selbst der Sprecher nimmt vergebens Peifen und nickt —

> Ecce Deus ramum Lethaeo rore madentem,
> Vique soporatum Stygia, super utraque quassat
> Tempora —

und es gibt viele unter diesen Schwätzern, die selbst den Gott des Schlafes zum Erröthen bringen könnten. Endlich hat man einen von ihnen, der noch langweiliger als die Andern spricht, durch Husten und Scharren zum Schweigen gebracht. Als der Lärm nun ernstlicher wird und der Redner sich niedersetzt, nimmt der Befreier seinen breitrandigen Hut ab und zeigt seine beaune Perücke. Er steht auf und sechs andere erheben sich schnell, als ob in diesem Augenblicke hundert Nadeln aus den Polstern aufgestiegen wären, wo sie saßen. Die Mitglieder von seiner Seite weichen ihm augenblicklich, die Gegner sind beharrlich, doch allgemein und unwiderstehlich ruft man nach O'Connell, und er ist im unbestrittenen Besitze der Aufmerksamkeit des Hauses. Nun erhebt sich die starke und volle Stimme des Befreiers, und läßt eine Sprache hören, die kräftig nach irländischem Torfe riecht. Zehn gegen Eins, sein erster Satz ist ein Scherz, und ein Scherz so unbefangen komisch ausgesprochen, daß er unwiderstehlich ist und ein schallendes Gelächter erregt. Eine edle Gestalt für einen Mann des Volkes ist O'Connell; seine Haltung zeigt, daß er sich vollkommen in seiner Gewalt hat und auf seine eigenen Hülfsmittel durchaus vertraut. Seht, in welchem kräftigen Humor er sich ausläßt, allerdings nicht sehr fein, auch nicht zart, aber merkt, wie es wirkt. Die Senatoren, die kurz vorher auf den Bänken in der Galerie schnarchten, beugen sich vor und wollen vor Lachen vergehen. Plötzlich im nächsten Augenblicke ist alles still. Er ist aus dem humoristischen in den pathetischen Ton übergegangen. Er schildert die Leiden seiner Heimath, die Kränkungen, die sie erlitten, die Verödung, die sie erfahren hat, und wendet sich zu ihren Unterdrückern. Viele Mitglieder auf der Gegenseite haben herzlich und lange gelacht, wenn derselbe Gegenstand von andern Leuten besprochen ward, aber jetzt sieht man kein Lächeln in einem einzigen Gesichte. Selbst sie zeigen Theilnahme, obgleich sie ungläubig sind, sie verrathen auf einen Augenblick Mitgefühl, wie bei einer ergreifenden Dichtung, das aber verschwindet, sobald die Erzählung zu Ende ist, und verschmäht werden würde, wenn man sie für Wirklichkeit ausgeben wollte. Noch einmal ändert sich schnell die Scene und das Haus erschallt wieder von lautem Gelächter. Er ist im Laufe seiner Rede mit einem von Irlands Feinden zusammengekommen. O, wie er ihn hämmert! Wie fließen ihm die passendsten Spottnamen zu, welche die Sprache darbietet, um diesen Mann lächerlich zu machen! Er versetzt ihm keine Hiebe, keinen Stoß, nein, er packt ihn mit einer Herkuleskraft, drückt ihm den Athem aus und schwingt ihn dann wie in einem Beutuche hin und her. Endlich läßt er ihn los mit einem verachtenden Tritt, mit einem Spottnamen, der an ihm haftet sein Lebelang. Noch ist er nicht fertig. Das Schwingen des Oraniennannes war nur ein Zwischenspiel. Er fällt wieder in den ernsten Ton und reißt seine Zuhörer mit sich fort; verweilt noch einmal, um ein anderes Opfer in die Luft zu werfen, und kommt wieder auf seinen Gegenstand zurück. Hört auf jene starke und eifrige Anklage, auf jene kräftigen und ergreifenden Bilder, jene kühnen, männlichen und nervigen Gedanken, die schneller aus seinem Kopfe kommen, als die Zunge sie aussprechen kann, und fast formlos dem Zuhörer hingeworfen werden. Es ist ein glänzender Anblick. Ein Riesenverstand, geweckt und in voller Thätigkeit, der unbändig in seinem raschen Wirken seine Schöpfungen in so üppiger Fülle ausstößt, daß der Leib vergebens sich abmüht, sie in die Sinnenwelt zu bringen. Er ist fertig. Die Stimme schweigt. Wie kleinlich erscheint der Beifallruf, der ihn begrüßt! Wie matt und dünn ist die Stimme, die den Faden der Verhandlung wieder aufgenommen hat!

Aber dies ist nicht Beredtsamkeit! So sagen Viele, die sich für große Kenner aller Abstufungen und Abthei-

Digitized by Google

lungen der Redekunst halten. Aber, ihr guten Kenner, so sagt uns doch, was ist Beredtsamkeit? Ist Beredtsamkeit, wie Aristoteles sagt, die Kunst, zu überreden, wo findet ihr sie in größerer Vollkommenheit als bei diesem Manne? Besteht Beredtsamkeit in geglätteten Redensarten, in weichem, künstlich gewebtem und sorgfältig verfeintem Bilderschmuck, in stolzen Metaphern, die in süßen Tönen ausgesprochen werden, ist dies und nur dies Beredtsamkeit, so gebe ich zu, daß O'Connell kein beredter Mann ist, denn wie glänzend er sein mag, es fehlt dem Glanze die Vollendung, und wenn seine fließende, kräftige und ergreifende Sprache niedergeschrieben würde, wie sie aus seinem Munde kommt, so könnten unsere kleinlichen Kritiker lachen über manchen nur halb ausgedrückten Gedanken, über abgerissene Bruchstücke von Sätzen und auffallenden Unrichtigkeiten des Ausdrucks. Aber in ihren Wirkungen suche man ihre Eigenheit. Was anders als Beredtsamkeit könnte die schlummernden Träumer nach der Mahlzeit erwecken? Was anders als Beredtsamkeit hätte die hingerissene Aufmerksamkeit von Männern beherrschen können, deren Mehrzahl die Sache verachtete und den Sachwalter haßte? Was anders hätte jene Versammlung bald zu schallendem Gelächter, bald zu einem fast heiligen Schweigen hinreißen können, und dann wieder, schnell wie der Zauberer seinen Stab schwang, von Ernst zur Heiterkeit und von Heiterkeit zu Ernst? Ist dies nicht Beredtsamkeit, so ist es etwas Besseres, wofür unsere Redekünstler uns noch keinen Namen gegeben haben.

Wirksam im Unterhause zu sprechen, ist eine schwere, eine ungemein schwere Aufgabe. Aber hier ist nicht der einzige, nicht der vorzüglichste Schauplatz von O'Connell's Triumphen. Es gibt dort Viele, die durch Kunstfertigkeit, besondere Geistesgaben, durch ihre Stellung oder ihre Kenntniß der Stimmung und der Vorurtheile des Hauses auf gleicher Linie mit ihm stehen. Spricht er aber zur Menge, so ist er unvergleichlich und einzig. Ich habe gesehen, wie er mit seiner Stentorstimme unter hunderttausend Zuhörern donnerte, wie jeder unter diesen Hunderttausend sein Gesicht zu dem Redner erhob und jedes menschliche Herz in dieser mächtigen Versammlung schneller oder langsamer schlug, in Einklang mit der Leidenschaft oder dem Gefühle des Redners. Sprach er von dem elenden Zustande des gemeinschaftlichen Heimathlandes, so war Niemand, der nicht seine eigene und des Vaterlandes Herabwürdigung gefühlt und im Herzen betrauert hätte. Sprach er dann von denjenigen, die dieses Elend über Irland gebracht hatten, rief er zur Eintracht, zur Thatkraft und zur Machtentwickelung auf, um die Tyrannei zu stürzen, so war nicht einer unter ihnen, dessen Seele nicht zum Handeln wäre aufgeregt worden, dessen Ohr nicht jedes Wort getroffen hätte, wie das Schmettern der Trompete das Streitroß. Er ist ein gefährlicher Mann, dieser O'Connell, unter vertrauenden Haufen.

Auch ist seine Kraft nicht erschöpft oder unnütz, wenn er der vorherrschenden Gesinnung seiner Zuhörer entgegentritt. Nichts ist leichter, als vor einer günstig gestimmten Menge zu reden, nichts so schwer, als einen abgeneigten Haufen anzureden, ohne durch Spottgeschrei und Geheul von der Rednerbühne getrieben zu werden. Nur die außerordentlichste Geschicklichkeit — eine fast zu Genie sich erhebende Geschicklichkeit, weil sie in einem glücklichen Ausdrucke, in einem glücklichen Streiche sich zeigen muß — kann einem Sprecher unter solchen Umständen auch nur Gehör verschaffen. Hat er Gehör erlangt, so kann nur die außerordentlichste Geisteskraft es ihm möglich machen, Vortheil davon zu ziehen. Ich erinnere mich, O'Connell in einer solchen Lage gesehen zu haben. Es war bei einer öffentlichen Versammlung in der Krone und dem Anker, ich glaube nach Russell's Erklärung gegen die geheime Abstimmung, gewiß nach irgend einer sehr unbeliebten Handlung, deren der Lord und die Whigs sich schuldig gemacht hatten. O'Connell war zugegen, und mit ihm Grote, Roebuck, Molesworth und andere von dieser Abtheilung der Radicalen. Diese Männer hatten die Versammlung durch ihre Reden aufgeregt und wendeten sich an O'Connell mit der Frage: „Nun, O'Connell, was wollen Sie thun?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Theatercensur, Cosima.]

Zwischen der Revue du progrès und dem Charivari ist ein bedeutender Zwiespalt hinsichtlich der Theatercensur ausgebrochen. Den Anlaß dazu gab Balzac's Vautrin. Louis Blanc vertheidigte die präventive Theatercensur in der Republik; Altaroche erklärte sich dagegen und behauptete, nur das Publicum habe das Recht, den Censor zu spielen. Es ist dies der alte Kampf der Gironde und der Montagne, wo sonderbarerweise die Rollen verwechselt sind, da bekanntlich die Gironde gegen das Centralisationssystem und die Censur war. Alphonse Karr spöttelte ebenfalls über die Peüderie der Kritik. Kein Zeitalter, sagt er, war moralisch verdorbener als das unsrige, und dennoch fängt die Kritik an, die Demoralisirung vom Theater herab zu fürch-

Digitized by Google

ten! Karr mag witzeln; die Ursache liegt tiefer, als alle diese Herren glauben. Doch ehe ich ein Resultat ausspreche, will ich noch das Drama „Cosima" in die Wagschale legen.

Wenn man die französische Literatur hier in der Nähe betrachtet, so bekommt man ein ganz anderes Urtheil darüber. Die Literatur hat hier gleichen Schritt mit der Revolution gehalten, sie haben den alten König fortgejagt und einen neuen angenommen. Die Form nur, das Kleid wurde geändert, statt der weißen steckten sie eine dreifarbige Fahne aus, das Uebrige blieb beim Alten, mit der Ausnahme, daß so Manches schlechter wurde. Die Wahrheit ist sehr alt, die Poesie ebenfalls, die Schönheit desgleichen; denn Wahrheit, Poesie und Schönheit sind ein und dasselbe dreifaltige Blatt an dem Stamm der Natur. Diese Leute wähnten aber, gerade so wie Einige in Deutschland, das wahrhaft Schöne erst neu erfunden zu haben, sie steigerten die Nüancen bis zum Extrem, und jetzt erst sieht man, daß das Ganze wohl als Uebergang nöthig war, daß aber mit der Sache selbst gar nichts gewonnen ist, gerade so wie mit der Politik. George Sand's Frauen sind bloße Nüancen, die hier und da als Schatten in der Gesellschaft herumflattern, oft stehen sie auch als Laster da, während sie mit einem poetischen Schleier umflort sind. Der Gedanke ist wohl da, aber verkörpert hat er sich keinesfalls. Mit solchen Licht- und Schattenbildern ist gut im Romane spielen, weil der Roman hinter dem Ofen, zwischen Schlafen und Wachen gelesen wird, auf der Bühne aber verlangt man Charaktere in Blut und Fleisch, in Blut durch Gedanken, in Fleisch durch den Styl. — Während dieser Proceß sich entwickeln sollte, hatte sich auf der Bühne eine andere Partei gebildet, die Partei, die bis jetzt in Deutschland ebenfalls auf der Bühne herrschte. Diese nämlich behauptete, zu einer Komödie gehörten weder Gedanken noch Styl, sondern blos ein Zimmermannsgerüst mit Handlung ohne festen Kitt. Der Styl sollte blos eingerührter Mörtel sein, damit die Sache kleben bleibe, und mit dieser Maxime beherrschten sie die Theater auf den Boulevards, und deswegen auch schlossen die Franzosen bis jetzt alle deutschen classischen Stücke aus, oder geben sie ein solches, so ist es so entstellt, daß es Keiner mehr erkennen würde. Darauf kam die Reaction mit der deutsch declamirenden Rachel. Der erste Schritt war gethan, die Monarchie wiederhergestellt, aber man fühlt doch, daß bis jetzt noch gar kein Ganzes da war. Da kam die neue Partei mit ihren socialen Ideen; sie warf dem Theater vor, es habe einen alten Zopf, und machte Miene, ihre Interessen auf die Bühne zu bringen. Gut, sagte das Theater, aber Ihr kennt meine Bedingungen; die Scenerien, die Maschinen, alles dies bleibt beim Alten! Darauf suchten sich diese den alten Gebräuchen zu unterwerfen, sie trotzten auf ihre neuen Ideen, gaben sich alle Mühe, keinen Styl zu haben, die Scenerie zu besorgen, die Kleinigkeiten zu beobachten, und brachten lauter Mißgeburten zur Welt. — Wie anders steht in Deutschland Grabbe da, der nur seinem Instincte folgte, und lieber verkümmerte, als sich den Regisseurs zu unterwerfen. Dies ist das Malheur der Sand, die sicher viel dramatisches Talent hat, so weit eine Frau dramatisch sein kann, aber zwei Sachen vergaß, erstens, daß ihre Frauen auf dem Theater lächerlich sind, und zweitens, daß solche Charaktere nur durch die Kühnheit des Gedankens und der Sprache gerettet werden können. Balzac erlag demselben Schicksal, sein Vautrin ist gewiß weit wahrer als Cosima; immer ist Balzac ein Mann, er zeichnet mit kühnem Griffel, aber er vergaß, daß solche Charaktere auf dem Theater zu einem Gräuel herabsinken, wenn nicht eine moralische Figur ihnen durch die Beine läuft. Ich dulde einen Franz Moor nur neben einem Karl, einen Wurm, einen Präsidenten nur neben einer Louise; eben so verfuhren alle Meister der Bühne, die das Menschenherz kannten. Hätte Balzac den Vautrin seiner Eugenie Grandet entgegengesetzt, so würde er Furore gemacht haben. Uebrigens stürzte ihn Lemaitre, da er die Kühnheit hatte, in der Rolle des politischen Robert Macaire den König persönlich zu spielen, was Niemand vor der Vorstellung ahnte. Hugo, der gewiß mehr Laster auf die Bühne brachte, hat diesen Wink immer besser benutzt, er zeichnet, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe, schwarze Figuren mit weißen Flecken. — Cosima nun ist eine Frau, die einen braven Mann hat. Sie kann daher zufrieden sein, aber Cosima langweilt sich, denn sie spinnt nicht und kocht nicht, ja liest sogar Sand's Romane nicht, sonst würde sie sich durchaus nicht langweilen! Daher die Lust nach Beschäftigung. Was beschäftigt aber ein Weib mehr als die Liebe? Octavio, ein Venetianer, ist ein Wollüstling, er geht ihr in die Kirche nach und belauscht sie. Bald darauf verschwindet er, denn er hat eine reiche Erbschaft zu holen; sein Diener wird ermordet gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

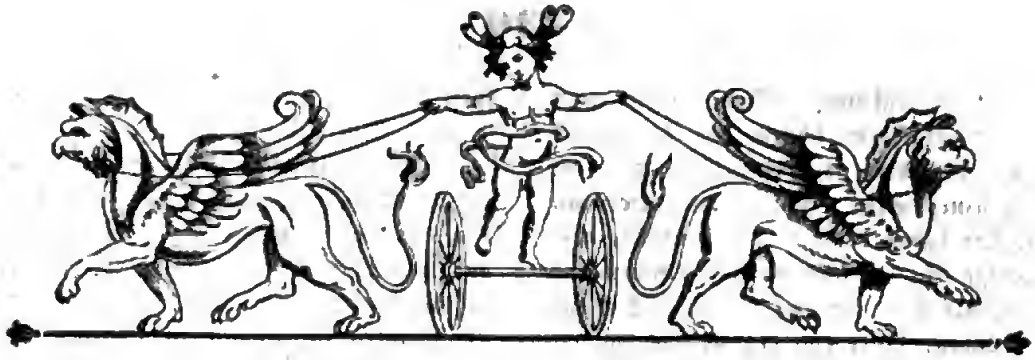
Notiz.

[Die Briefe von Gans und von Savigny. Vielleicht aus Berlin.]

Der Einsender der Briefe von Gans und von Savigny im „Telegraphen" (Nr. 54. April 1840) scheint nicht berufen gewesen zu sein, Documente so wichtiger und interessanter Art zu publiciren, ja wohl auch kein Recht dazu gehabt zu haben. Von Gans fehlt der Hauptbrief vom 28. December 1828, und in den mitgetheilten drei Briefen sind nicht allein Orthographie und Interpunction gänzlich verändert, sondern ganze Wendungen ausgefallen. Nachlässigkeiten dieser Art sollte man sich bei solchen Dokumenten nicht zu Schulden kommen lassen, besonders sind v. Savigny's Briefe durchaus ungenau abgedruckt. Flüchtig gefertigte Copien scheinen benutzt zu sein, und man hat unberufener Weise mit deren Bekanntmachung geeilt, statt ruhig abzuwarten, bis der Besitzer der Originalbriefe die Publication zu veranstalten für zeitgemäß und zweckdienlich hielt und diese dann auch wohl in der Art und Weise bewerkstelligt hätte, wie der verstorbene Gans sie gewünscht und angeordnet. Nie würde Gans seine Zustimmung zu einem so mangelhaften und incorrecten Abdruck dieser Briefe gegeben haben, besonders da der Anfang der Correspondenz fehlt. ††.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 108. — den 2. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

2. Daniel O'Connell.

(Fortsetzung.)

Diese Frage konnte nicht unbeantwortet bleiben, und doch hatte O'Connell nicht die mindeste Absicht, durch eine Erklärung gegen die Whigs die Interessen seines Vaterlandes zu gefährden. Er mußte vortreten, und als er sich mit seiner schönen gebieterischen Gestalt der Rednerbühne näherte, ward er mit einem deutlichen Ruf der Mißbilligung empfangen. O'Connell, seit Jahren gewohnt, mit einem Beifallssturm begrüßt und am Ende jedes dritten Satzes durch ermunternden Zuruf unterbrochen zu werden, wäre zu entschuldigen gewesen, wenn ein so neuer und ungewöhnlicher Empfang ihn erschreckt hätte. Doch nein, mochte man zischen wie man wollte, nicht ein Nerv in ihm schien zu zittern. Er stand da so unerschrocken, so zuversichtlich und ganz so gefaßt, als ob er über alte Gegenstände vor seinen Vertrauten und Anhängern in der Kornbörse zu Dublin gesprochen hätte. „Herr Grote," hob er endlich während einer Pause an und blickte schnell nach einer andern Seite, „Herr Grote hat gefragt: Nun, O'Connell, was wollen Sie thun? Wenn Sie Ihren lieben Jungen auf einen Augenblick einen Zügel anlegen wollen, so will ich es ihm sagen." Dies, aber mehr das Benehmen als die Worte selbst, verschaffte ihm auf einen Augenblick Gehör. Aber zu sagen, was er thun wollte, lag gar nicht in seiner Absicht. Statt sich darauf einzulassen, begann er mit einigen allgemeinen Angriffen gegen die Widersacher, bei welchen er der Zustimmung der Versammlung gewiß war, und ging dann gewandt und unmerklich zu den Unbilden des armen duldenden Irlands über. Nun wurde seine Rede eines der schönsten Kunstwerke, das ich je gehört habe. Er schlug nach allen Seiten um sich, bearbeitete die Leidenschaften und ergetzte die Phantasie seiner Zuhörer, aber nie berührte er bestimmt den Punct, der zwischen ihm und ihnen streitig war, und dies that er, ohne ins Blaue hineinzureden, oder auch nur mit einem Gegenstande hervorzutreten, den man als unerheblich für die besprochene Angelegenheit hätte bezeichnen können. Er sprach eine Stunde lang und trat unter lautem Beifallrufe zurück. Er überzeugte seine Zuhörer nicht, daß Lord John Russel recht gehandelt habe, eben so wenig, daß es unrecht sei, bei der Abstimmung dem Minister und seinen Amtsgenossen in dieser Hinsicht das Vertrauen zu verweigern, aber er hatte es glücklich verhütet, in den Tadel der Regierung verflochten zu werden, er hatte die Schmach vermieden, in einer öffentlichen Versammlung englischer Radikalen verhöhnt zu werden, und dies war ihm gelungen, ohne sich zum Widerstande gegen die Whigs zu verpflichten, ja, wiewohl er eine bestimmte Versicherung nicht wagte, mit einer hinlänglichen Andeutung, daß er fortdauernd sie unterstützen wolle.

Dies war ein großer Kunsttriumph, und O'Connell fühlte es. Sein Gesicht glühte, als der Beifallruf

Digitized by Google

ihn nach seinem Platze begleitete. „Habe ich sie nicht gut herumgekriegt?“ sprach er schnell und lachend zu Roebuck. — „Ja,“ erwiederte sein kleiner Gegner, der wie ein Atom an seiner Seite erschien, mit verdrießlicher Miene, „ja, Sie haben das sehr gut gemacht; aber lassen Sie die Frage jetzt zur Abstimmung kommen und Sie werden sehen, daß Niemand hier ist, der nach allem, was Sie gesagt haben, besser von den Whigs dächte.“ O'Connell antwortete nicht, aber das Lachen seines rollenden Auges sagte deutlicher, als Worte es vermochten, wie wenig er daran gedacht, und daß er einen ganz andern Zweck verfolgt hatte.

So ist O'Connell im Unterhause und auf der Rednerbühne in Volksversammlungen. Sein glückliches Erfolg auf diesen beiden sehr verschiedenen Schauplätzen öffentlicher Besprechung, auf welchen Wenige gleichzeitig sich auszeichnen, noch mehr aber seine siegreiche Beredtsamkeit in den Gerichtshöfen, die man mit Recht für beinahe unvereinbar mit irgend einem Gebiete der Redekunst hält, dieser Erfolg in drei verschiedenen Gebieten bezeichnet die außerordentliche Gewandtheit des Talents in dem Manne, noch mehr aber seine seltene und scharfe Auffassung des Charakters seiner Zuhörer. Niemand als ein in seinem Wesen großer Mann hätte dies bewirken können. Seine Größe hat auch einen praktischen Charakter, wie es der Fall bei allen Männern ist oder gewesen ist, welche der Welt als große Männer durch die Größe der von ihnen hervorgebrachten Wirkungen bekannt sind. Einige Geister sind für umfassendes Nachdenken geschaffen, aber unfähig zum Handeln, andere sehr mittelmäßig im Studierzimmer, aber gewaltig unter beweglichen Menschen. O'Connell gehört zu der letzten Classe. Alles, was er thut, ist auf ein Ziel gerichtet, nichts zur Schau, ausgenommen insofern diese Schau seine Absicht befördern kann. Wenn künftige Geschlechter fragen: „Wie wurden die Beschränkungen der bürgerlichen Rechte der Katholiken aufgehoben?“ so wird nur eine Antwort gegeben werden: „Daniel O'Connell entfernte sie.“ Die Emancipation der Katholiken ist so einzig und so ganz O'Connell's Werk, als eines der Sendschreiben an die „erblichen Sklaven“, die er aus Derrynam-Abbey erläßt *). Viele geschickte Männer sind um ihn, aber nicht einer hat einen Anspruch darauf, ein Blatt jenes Lorbeers mit ihm zu theilen; er allein hat es vollbracht.

Diese praktische Richtung seines Geistes hat ihn in Stand gesetzt, als Mitglied für Dublin im Unterhause zu sitzen, während hundert Männer von gleich ausgezeichneter Geistesbildung ihr ganzes Leben damit zugebracht haben würden, prächtige Reden an ergebene Volkshaufen in Dublin zu halten. Er sammelte und befestigte die Mittel, er brachte sie mit Mühe und Kraft in einen Brennpunct, und durch ihre zusammengedrängte Macht wußte er jenes Samenkorn zum Keimen zu bringen, daß es zu einem Baume aufgewachsen ist, der jetzt seine Früchte getragen hat, jenes Samenkorn, auf welches eine Million zerstreuter Beredtsamkeitsstrahlen hätten fallen können, während es welkte und verfaulte. Es ist eben diese praktische Geistesrichtung, die ihn noch immer auf der Seite der Whigs festhält. Während er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit spricht, wodurch die Redner seiner Heimath berühmt sind, richtet sich sein Benehmen nach der Antwort, die er auf die Frage geben kann: Cui bono? Bietet sich kein tüchtiger Vortheil dar, so hat das Unternehmen keinen Reiz für ihn; er liegt still, genießt, was er bereits erlangt hat, und wartet auf eine Gelegenheit, etwas mehr zu ergreifen.

So lange die Whigs die Oranienmänner gefesselt halten, und er durch eine andere Handelsweise nicht mehr gewinnen und in dieser den Beistand seines Vaterlandes behalten kann, wird er fortfahren, die Whigs zu unterstützen. Er gibt ihnen dadurch nach seiner Ansicht billigen Lohn für ihre Arbeit, und sobald er eine Partei finden kann, die mehr bietet und gleiche Macht zur Leistung hat, wird er die Whigs ihrem Schicksale überlassen, ohne einen Schatten von Reue. Sein Geist ist praktisch. Er will ein weites Gebiet gewinnen und es behalten, nicht eine große Schlacht ausfechten, sie gewinnen und dann sich zum Rückzuge gezwungen sehen.

Nichts als diese scharfe Aufmerksamkeit auf Maschinerie und Kleinigkeiten, die er mit Napoleon und mit Jedem gemein hat, der je Großes vollbrachte, konnte seine Macht in Irland sichern, wo immer Hundert getrachtet haben, sie ihm zu entreißen. Er hat sie unter Umständen behauptet, die seinen gewissen Untergang zu verkünden schienen, und hat sie auf eine so sichere Grundlage gestützt, daß er, obgleich er sie nur nach der Laune einer Demokratie besitzt, doch im Stande ist, jene langsam in die Zeit sich fügende und sich windende Politik zu befolgen, die ein praktischer Zweck verlangt, und die stets von geschickten Männern angenommen wird, welche

*) O'Connell pflegt den feurigen Schreiben an seine Landsleute als Motto Byron's Zeilen vorzusetzen:

Hereditary bondsmen, know ye not
Who will be free themselves must strike the blow.

Derrynam-Abbey heißt sein Landsitz in Connaught.

Digitized by Google

ein Ansehen geltend machen, selten aber und noch seltener glücklich gewagt wird von Männern, deren Macht gänzlich auf einen vom Volke ausgehenden Anstoß gebaut ist. Es ist ein großer Irrthum, O'Connell für geizig zu halten. Seine Zwecke sind zu groß, als daß Geiz ihn leiten könnte. Ich glaube, daß nur sehr wenig von der O'Connell-Steuer in seine Tasche fließt, wohl aber befestigt sie seine Macht. Sie hält einen bezahlten, aus den geschicktesten Männern in Irland gebildeten Generalstab zusammen, der sein Ansehen unterstützt, in seine Politik eingeht, und alle Meuterei unter seinen Anhängern unterdrückt. Sie erhält unversehrt jenen furchtbaren Einfluß, welcher, dem Anschein nach, flüchtig und unzuverlässig, jedem Angriffe getrotzt und über alles gesiegt hat, was Reichthum, Macht, Ansehen als Pflichttreue vermochten. Es ist anziehend, auf die Vergangenheit zurückzublicken und zu beobachten, wie jener Einfluß zugenommen hat.

Vor sechzig Jahren, als ein Katholik fast ein Geächteter war, als er entweder dem Papste oder seinem Erdtheile entsagen mußte, und Niemand, der an die Unfehlbarkeit des Bischofkönigs auf den sieben Hügeln glaubte, ein Pferd besteigen durfte, das mehr als fünf Pfund Sterling werth war, als die Päpstler wie Gras zertreten wurden unter den eisernen Hufen protestantischer Dragonerpferde und Protestanten wie kleine Despoten einhergingen und alles erbeuteten, was das Zeichen des Kreuzes trug, vor sechzig Jahren, in jener eisernen Zeit, wohnte in dem kleinen Dorfe Cahirciveen in der Grafschaft Kerry ein verständiges und betriebsames Paar, Morgan und Maurneen Connell. Maureen war eine muntere arbeitsame Frau, von gesundem Verstande und wenig Bildung, die besser celtisch als englisch sprach, und ihrem Manne fleißig beistand, einen Hökerhandel zu führen, der ihnen den Lebensunterhalt gab. Morgan war ein munterer und geschäftiger Mann von klugem Aussehen, ruhig, geschmeidig und schlau. Er war wie ein gewöhnlicher Landkrämer gekleidet, stattlich und glatt, trug sein Haar schlicht über die Stirn gekämmt, und sah aus, als ob man ihn nicht so leicht im Handel hätte überlisten können. Dieser Schein war nicht trügend. Morgan war weit umher bekannt wegen seiner Pünctlichkeit in Geschäften, wegen seines wohlversehenen Ladens, worin man alles fand, vom Anker bis zur Nadel, vom Wallfisch bis zum Hering, und wegen seiner Willfähigkeit, diese Waaren für zehn Pence abzusetzen, wenn sie zu haben waren, oder für Butter, Schweinefleisch oder andere landwirthschaftliche Erzeugnisse auszutauschen, wenn an zehn Pence Mangel war. Morgan war ein großer, sehr großer Mann in Cahirciveen, und es gab wenig Leute in der Grafschaft Kerry, die nicht von Morgan Connell gehört hätten.

Morgan gehörte nicht zum Landadel, weil er katholisch war, und die Engländer hatten es durch das beste Mittel zu verhindern gewußt, daß die katholische Religion eine aristokratische werde, da sie jedem Zollbreit Landes den Besitzern genommen und den Bekennern des reineren Glaubens gegeben hatten. „Beschlossen, daß des Herrn die Erde ist, und das Feld darauf — beschlossen, daß der Herr alle Dinge gegeben hat seinen Heiligen — beschlossen, daß wir seine Heiligen sind." Dies war die Schlußfolge, womit eine Versammlung religiöser Kauner *) ihr Gewissen beschwichtigte, wegen ihres Rechtsanspruches auf alle Ländereien, die sie den Rothhäuten entreißen konnten, und gerade auf dieselbe Weise hatten die gewissenhaften englischen Ansiedler den Besitz der Ländereien irländischer Wilden erlangt. Connell war einer dieser Wilden; aber nach alten Sagen waren seine Väter einst Häuptlinge gewesen, und Morgan konnte, in seinem reichlich versehenen Laden sitzend, seinen abgegriffenen Virgil lesen, ja die Ueberlieferung will sogar wissen, er habe auch in einem mit kabalistischen Zeichen geschriebenen Buche seltsame Geschichten von jenen Phönikiern gelesen, von welchen er und andere, die sonst nicht viel von sich zu rühmen hatten, ihren Ursprung ableiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Modernes Drama.]

Darauf vermuthet die Police, Alvise, Cosima's Mann sei der Mörder, und steckt ihn ein. Neri, eine Figur, wie sie Sand liebt, opfert sich für Alvise auf und gibt sich als Mörder an. Diese Figuren Sand's sind alle dem Franz in Göz von Berlichingen abgelauscht; aber welch ein Unterschied! Bald darauf erscheint Ordonio wieder und nun wohnt er im Hause selbst. Cosima aber giebt ihm wohl ihr Herz, aber nicht ihren Körper. — Sie sehen, die Sand macht Fortschritte in der Tugend! — Ordonio will aber nichts von platonischer Liebe wissen und verlangt, wer A gesagt, solle auch B sagen. In einem solchen Gespräch ertappt sie

*) Squatters nennt man in Nordamerica Leute, die sich auf Ländereien ohne Rechtstitel angesiedelt haben, um sie anzubauen. In den Vereinigten Staaten geschieht dies besonders auf Staatsländereien.

Digitized by Google

der Mann und sonderbar, dieser sagt zu Ordonio, daß, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß er sie liebe und ihrer würdig wäre, er, der Gatte, sein Recht ihm abtreten würde. Sie sehen, solche Gatten sind selten und hier zum ersten Mal wollte Sand ihr System aufgeben. Gerade aber diese Worte wurden ausgezischt. Cosima kommt immer weiter in die Schlinge des Lasters; sie besucht Ordonio selbst, ohne jedoch zu fallen, ihr Gatte ertappt sie wieder, und Cosima, ihren Fehler einsehend, glaubt sich des Gatten nicht mehr würdig, haßt den Versucher und trinkt Gift. Dies die Grundlinien. Eine metaphysische Abhandlung über die Ehe, Stoff zu einem herrlichen Roman in der Hand Sand's, den sie übrigens schon im Jacques benutzt hat, aber keine Idee von einem Drama! Wo ist die Nothwendigkeit des Giftes hier? Café hätte sie trinken und zu ihrem Mann sagen sollen: Jetzt erst seh' ich ein, was ich an Dir habe; da, lieber Mann, da hast Du auch zwei Stückchen Zucker und einen Kuß dazu! Der gute Alwise, den Madame Sand doch gar zu sehr zu einem petit bon homme machte, hätte gewiß gesagt: Nun meinetwegen, der Café ist sehr gut, der Mensch da hat sich doch geirrt in Dir und in mir; von nun an laß aber die Hand vom Feuer, liebes Kind! Stoff höchstens zu einem Lustspiel! Vielleicht machen es die deutschen Uebersetzer wider Willen dazu! — Das Resultat von alle dem ist, daß die neue Literatur gleich sehr wie die neue Monarchie ihrem Ende nahe ist, beide haben an sich selbst wie an einen Messias geglaubt, aber die Geschichte läßt sich nicht wie ein Zeisig in den Käfig sperren, vielmehr hat sie Adlerklauen nöthig, um Stürme und Ungewitter in den Lüften auszuhalten, während unten die Sonne scheint. Erst muß das ganze Lebenssystem zusammenstürzen, dann wird schon ein neues dramatisches Leben entstehen. Unsere Zeit ist überhaupt nicht für das Drama auf den Brettern geeignet, weil sie es aus unserem Leben nimmt, wir aber mit unserem ganzen Dasein spielen selbst das Drama der Revolution erst noch weiter, und so lange der alte Mirabeau wie ein Maulwurf unter dem Boden wühlt, kann er nicht auf die Bretter; nur Napoleon darf schon auf die Bühne, weil seine Zeit um ist. Zum Drama gehört überhaupt mehr als eine neue Idee; vor Allem müssen Charakter, Tugend und Aufopferung im Vordergrunde stehen, der Kampf des Zeitalters kann nur den Hintergrund abgeben, die Ideen der Zeit können nur zwischendurchlaufen, können aber nicht, so lange sie polemisch sind und nach Entscheidung ringen, das Thema selbst sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Russische Literatur.]

Bei dem jetzt in Deutschland geführten Streit russischer Literaten, über den Werth oder Unwerth mancher Richtungen und Productionen in der russischen Literatur, können wir nur ruhige Zuschauer abgeben, indem uns die Gegenstände, über die gestritten wird, zu unbekannt und fern sind. Aber dennoch wird auch den bloßen Zuschauern der Unterschied bemerklich sein und ihr Urtheil im Allgemeinen bestimmen dürfen, so daß Niemand im Zweifel zu sein braucht, wohin er sich zu stellen habe. Daß Melgunoff und Koenig, so wie des Erstern Freunde, Schewyriff, Odojefskii, Wiasemskii und Andere dieser Richtung, eine edle, geistighohe Richtung der russischen Literatur repräsentiren, ist keine Frage und die Sympathieen aller Redlichen und Geistigen, die in der Literatur das Gemeine verabscheuen, müssen sich ihnen anschließen. Die Talente der Gegner, worunter Gretsch und Bulgarin, mögen in ihrer Art bedeutend sein, aber die Art kennen wir nur allzu gut durch unsere Kotzebue, Merkel, Nicolai u. s. w., und wir können nicht versucht sein, ihren späten russischen Nachkömmlingen einen Werth anzurechnen, der uns bei jenen schon lange nichts mehr gelten durfte. Auch Verdienste können jene Schriftsteller sehr wohl haben, Gretsch z. B. um die russische Grammatik, wie unser Nicolai eine höchst verdienstliche Beschreibung von Berlin geliefert hat; die Plattheit und Verkehrtheit des Letztern in seinen sonstigen schriftstellerischen Bestrebungen wird aber dadurch nicht verändert. — Das ist eine der unglücklichen Folgen von Puschkin's frühem Tode, daß jene Leute, die er durch seinen scharfen und kernhaften Geist gewaltsam niederhielt, sich nun ungestraft zu erheben meinten, den leergewordenen Raum einzunehmen strebten, und nun gar so thaten, als habe nur der Zufall sie entfernt gehalten, als seien sie Puschkin's Freunde gewesen, und müßten nun auch um seinen Tod trauern. Nichts ist unwahrer und kläglicher, als dieses Vorgeben. Die Geißel jener Leute war Puschkin, nicht ihr Freund. — Wodurch aber die gemeine, schimpfreiche Polemik gegen die Koenig-Melgunoff'schen „Literarischen Bilder aus Rußland" sich am meisten auszeichnet, und wodurch sie sich unrettbar den Hals bricht, wenigstens auf unserm deutschen Boden, das ist die von ihr versuchte politische Verdächtigung, die von ihr angerufene Einmischung anderer als literarischer Gewalten, dadurch hat sich ihre Sache schon gerichtet! wie edel und kräftig diese unwürdige Verdächtigung durch Melgunoff zurückgewiesen wird, haben wir neulich in der augsburger Allgemeinen Zeitung gelesen. — Eine andere Beschuldigungsweise hat Gretsch noch versucht, indem er es für unerlaubt oder unritterlich ausgeben will, daß ein Russe seine Urtheile über russische Literatur im Auslande ausspricht, und sie in fremder Sprache kund werden läßt! Diese Beschuldigung aber ist geradezu lächerlich! Wenn ich in Paris bin, soll ich dort meine Urtheile über deutsche Autoren zurückhalten, oder dafür einstehen, daß kein Franzose sie in seiner Sprache auffaßt und wiedergibt? Welche verkehrte Delicatesse! — Uebrigens hat Gretsch seine Schmähschrift gegen Koenig und Melgunoff auch nur deutsch erscheinen lassen, und zwar in Berlin. Es scheint, das russische Original hat in Rußland Niemand drucken wollen! Unter allen Gebildeten ist über den Ton und Inhalt der Schmähschrift nur Eine Stimme des Verwerfens, — sofern man sich nur darum bekümmert, denn die Meisten mögen gar keinen Blick darauf verwenden, haben gar kein Interesse dafür!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 109. — den 4. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

2. Daniel O'Connell.

(Fortsetzung.)

Wie jedes zertretene und gedrückte Volk, suchten die Irländer in jener Zeit durch List es mit der Stärke und Macht ihrer Unterdrücker aufzunehmen. Juden, Griechen und Irländer sind lebendige Zeugen, wie Unterdrückung dem Charakter des tapfersten und hochherzigsten Volkes das Gepräge einer niedrigen und schleichenden List aufdrücken kann. Morgan soll geschickt in Glücksspielen gewesen sein. „Könnt Ihr Tricktrack spielen, Herr Connell?" fragte die Gemahlin des Grafen von Glandore, seines Gutsherrn, den Pachter, dem seine pünktliche Zinszahlung einen Platz an der Tafel des protestantischen Grafen verschafft hatte. „Ein Bischen, gnädige Frau," war die Antwort. Die Tricktrack-Tafel wurde gebracht, und die Gräfin, auf ihre Geschicklichkeit vertrauend, und geneigt, den wohlhabenden Handelsmann zu schröpfen, schlug einen hohen Spielsatz vor. Es zeigte sich bald, daß Morgan nicht so leicht zu fangen war. Die Gräfin verlor nach einander, das Trictrac wurde mit einem Kartenspiele vertauscht, und sie verlor wieder; die Sache ward ernsthaft, und auch der Graf machte ein bedenkliches Gesicht, denn selbst protestantische Grafen litten zu jener Zeit nicht an einer Ueberfülle von baarem Gelde. Das Glück wollte sich nicht wenden, und so wurden auch die Karten weggeworfen, und Herr Connell war so bedächtig, dem Grafen den Gefallen zu thun, Quittungen für fünfjährige Pachtzinsen statt baarer Zahlung anzunehmen. Man sagt, als Herr Connell auf seinem Klepper heimgeritten sei, habe er zuweilen die englischen Eindringlinge mit leiser Stimme verwünscht, und dann lächelnd auf die Brusttasche geschlagen und gemurmelt: „Ein Bischen, gnädige Frau!"

Als Morgan nach Hause kam und sein Auge triumphirend an dem Inhalte seiner Brieftasche sich weidete, ward er wahrscheinlich zuerst von einem kleinen breitköpfigen, mopsnasigen und unbesonnenen Jungen begrüßt, der eben laufen gelernt hatte, und seine Zeit zwischen den benachbarten Moreen und dem Hökerladen theilte. Kletterte der kleine Junge auf des Vaters Knie, so ist es sehr wahrscheinlich, daß seine nackten Füße die besten Hosen beschmutzten, in welchen Connell Zutritt im Besuchzimmer der Gräfin gefunden hatte, und eben so wahrscheinlich ist es, daß Connell auf ihn mit einem Gefühle blickte, das jener Regung verwandt war, die Hamilkar ergriff, als er Hannibal an den Altar führte und ihn ewigen Haß den Römern schwören ließ.

Das Gerücht sagt jedoch davon nichts, ausgenommen, daß Morgan Connell die Engländer haßte. Der Junge, der baarfuß über die Moore lief, ist zu jenem angesehenen Mann aufgewachsen, den ich Dir eben vorgeführt habe, lieber Leser, wie er die Leidenschaften des britischen Senates beherrscht und mit der Stimme von Millionen spricht. Zu jener Zeit war der junge Bursche ohne Zweifel unter den zerbrechlichen Vorräthen im Hö-

Digitized by Google

kerladen zu Cahiroioeen sehr im Wege; aber Morgan hatte einen älteren Bruder, der sich nicht zum Handelsgewerbe herabgelassen, das O vor seinem Geschlechtsnamen nicht aufgegeben hatte, und noch immer die Lebensweise und den Titel eines Mannes von guter Herkunft führete. Man nannte ihn O'Connell mit der Jagdmütze, oder Daniel von Derrynane. Er wohnte in einem großen, mit Stroh gedeckten Gebäude, und soll sein sehr geringes Einkommen ansehnlich durch Schleichhandel vermehrt haben. Wer mag ihn deshalb tadeln! wird jeder seiner Landsleute sagen. Von England erhielt er keinen Schutz, und er hatte keine Pflichten gegen England. Daniel von Derrynane war kinderlos, und der neuerlich ausgebrütete Befreier war der nächste Erbe dieses Zweiges des Geschlechts O'Connell. Er ward aus dem Hokerladen weggenommen, in die Schule geschickt und wie ein Mann von Stande erzogen, um sich für einen öffentlichen Beruf zu bilden. Die Oranienmänner werden lachen über diesen Ausdruck, denn bei ihnen heißt ein Mann von Stande ein menschliches Wesen, das Landeigenthum hat. Wir Engländer aber müssen dennoch uns überzeugt halten, daß der junge Daniel Counell, da er sorgfältig zum öffentlichen Dienste vorgebildet wurde, die Erziehung eines Mannes von Stande erhielt. Er war anfänglich zum Geistlichen bestimmt, und studirte, wie ich glaube, in der katholischen Lehranstalt zu St. Omer, um sich zum Empfange der geistlichen Weihen vorzubereiten. Ein Zufall aber verhinderte dies, und in einer bösen Stunde für das glorreiche protestantische Uebergewicht ging er von der Kirche zu dem Gerichtshofe über. „Er würde ein herrlicher Jesuit geworden sein," sagt ein Oberst Pereeval oder Lord Dunganon*), wenn er diese Stelle liest und einen bedauernden Seufzer ausstößt. Allerdings würde er es geworden sein, glänzend in jeder Laufbahn, die ihm Spielraum zum Handeln gegeben hätte. Wäre er Priester geworden, so würde er jetzt ohne Zweifel Erzbischof von Dublin sein, und wohl nicht minder mächtig, als das Unterhausmitglied für Dublin ist. Aber das Schicksal wollte es nicht. Er ward im Jahr 1794 Mitglied der juristischen Akademie Lincoln's Inn, und in den Büchern dieses Vereins kann man noch jetzt seinen Namen Daniel Connell geschrieben lesen.

Während der nächsten vier Jahre, wo er sich zum Sachwalterberufe vorbereitete, starb wahrscheinlich sein Oheim, und dies mag die Ursache gewesen sein, daß er im Jahre 1798 als Daniel O'Connell unter die Zahl der Sachwalter trat. Doch was auch die Ursache gewesen sein mag, die Bücher bezeugen diesen Umstand, und Daniel kehrte nach Irland zurück, durchaus befähigt, Perücke und Advocatenmantel zu tragen und sein Geld auszugeben, um den umreisenden Richtern zu folgen.

Die irländischen Genealogen legen viel Werth auf das große O, und O'Connell's Anspruch wurde sehr bezweifelt. Ein gewisser Zweig des Geschlechts O'Connell, der wegen des Besitzes einiger Morgen Landes, wie er auch dazu gekommen sein oder sie behalten haben mochte, eine sehr geachtete Familie war, erklärte nun, daß der neulich mit dem O ausgestattete Sachwalter nicht zu ihrer Sippschaft gehöre, worauf O'Connell erwiederte, er danke dem Himmel, daß dies nicht der Fall sei, und bat, sie möge mit ihrer Abläugnung warten, bis er Lust zeige, Anspruch auf die Verwandtschaft mit ihr zu machen. Er hielt hartnäckig auf die angenommene Vorsetzsylbe. Als er zum ersten Male einer gerichtlichen Verhandlung vor den Assisen beiwohnte, rief ein wegen seiner Witzreden bekannter Richter, Jerry Killer, bei Tische ihm zu: „Connell, ich will ein Glas Wein mit Ihnen trinken."

Diese Einladung erhielt keine Antwort, und der Richter wiederholte: „Connell, ich möchte gern ein Glas Wein mit Ihnen trinken."

„Wenn Sie mich meinen," erwiederte der junge Sachwalter, „so heiße ich O'Connell, nicht Connell."

„Nun denn, Herr O'Connell," hob Killer wieder an. „Will Eure Dschaft sich herablassen, ein Glas Wein mit einem Manne zu trinken, der kein O vor seinem Namen hat? Doch wahrhaftig, Sie erinnern mich an meine Prosodie:

O datur ambiguis —

und da ich einmal darauf komme, so kann ich die Zeile endigen; ich denke, sie schließt mit:

— prisci breviare solebant."

Wie O'Connell das schallende Gelächter ertrug, das darauf folgte, weiß ich nicht, aber gewiß war nie eine Anführung glücklicher. O'Connell war jedoch nicht der Mann, der sich durch einen Scherz sehr einschüchtern ließ. Wie seine Talente bekannt wurden, sagt uns das Gerücht nicht, aber ohne Zweifel wurden sie sehr bald bekannt. Trotz dem gegründeten Rufe und der unbezweifelten Geschicklichkeit seiner Mitbewerber, erwarb er sich bald einen Namen, der ihm eine Aussicht öffnete, die nur mit der Kanzlerwürde von Irland schloß. Nur eines hielt ihn davon ab, seine Religion. Dies war eine

*) Zwei conservative Mitglieder des Parlaments.

Digitized by Google

Hinderniß, das O'Connell durch eine Bekehrung zu entfernen nicht gerüstet war, und er machte sich sogleich an die Aufgabe, es aus seinem Wege wegzuschaffen.

Nun begann seine große Lebensarbeit; jene gewaltige Arbeit, welche, jetzt vollendet, ihm Unsterblichkeit gegeben hat. Es war viel für einen jungen Rechtsgelehrten, ohne aristokratische Verwandtschaft, ohne eine Partei, die ihm Unterstützung hätte geben können, und bei der heftigen Feindseligkeit aller Reichen und Edlen seines Vaterlandes und des ganzen England, auch nur daran zu denken. Es war ein Versuch, den gewöhnliche Menschen Wahnsinn nennen mochten und nannten. Wahrscheinlich hatten sie Recht. Wenn ein hoher Geist sich zu solchen Dingen wendet, so ist er mit dem Wahnsinn nahe verwandt. Widmet sich Jemand einem ungewöhnlich großen Unternehmen, so erscheint er Andern entweder als ein Verrückter oder als ein Halbgott, je nachdem der Erfolg und seine Kraft mit der Absicht in Verhältniß stehen, und dies kann er selber nicht sagen, wenn er sein Werk beginnt.

O'Connell's feuriger, lebhafter und eifriger Geist sah keinen Anlaß zur Verzweiflung. Er hatte wirklich keine Partei, keinen Beistand; er stand, wie er seitdem selber erklärt hat, ganz allein, und mußte in der Luft mit Geberden fechten und beinahe vor leeren Bänken reden. Er wurde als ein haarköpfiger Gesell ausgezischt, und wäre es möglich gewesen, ihn niederzuwerfen, so würde man ihn in seinem ersten Feldzuge vernichtet haben. Er gab nur seinen Unternehmungen eine andere Richtung. Sein Ruhm unter den umreisenden Richtern stand sehr hoch, und er benutzte ihn, um seine Aufregung zu beginnen. In jeder Gerichtsstadt, wo Sitzungen gehalten wurden, konnte er eine Versammlung bilden, und O'Connell sorgte dafür, daß die Versammlung sich nicht verflüchtigte, ohne daß er in der Brust jedes Einzelnen eine Ueberzeugung erweckt hatte, die sich weit verbreiten sollte, die Ueberzeugung, daß die einzige Quelle aller Irland drückenden Uebel die Entbehrung der Emancipation der Katholiken war.

Wer kann sich wundern, daß die Wirkung bald sichtbar wurde, wo O'Connell redete und eine unwissende Menge ihm zuhörte. Die Katholiken aus den gebildeten Classen hatten für sich gestrebt, aber nie daran gedacht, das Volk für ihre Sache zu werben. O'Connell wendete sich zuerst an das Volk, und es antwortete ihm mit einem bewillkommnenden und vertrauenden Zurufe. So war die Bahn gebrochen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Drama. Charlotte Corday. Liste.]

Wenn ich höre, daß die meisten Dramen Schiller's heute hier und da von der Censur gestrichen werden, daß es schwerer ist, die Räuber aufs Theater zu bringen, als sie damals zu schreiben, so beweist dies eben, daß die Stimmung unserer Zeit sich selbst fürchtet, daß das Zeitalter sich noch nicht ins Angesicht blicken kann. Jedenfalls aber stimme ich mit dem Charivari, daß für das Theater jede Censur verderblich ist. Das Volk ist die beste Censur, seine Sitten sind immer die besten, und wenn man noch überhaupt eine Censur nöthig hat, so kann sie nur aus einem Areopag bestehen, der selbst über dem Staate steht. Gesetze kann man leicht machen, aber Sitten nicht, und diese sind die besten Gesetze. Der Charivari ist überhaupt viel ernster, als er scheint und als man glaubt, seine Artikel über Kunst und Literatur sind die besten, die in Paris erscheinen und seine Politik immer die, die den Nagel auf den Kopf trifft.

Daß die „Braut aus der Residenz" nicht gefallen hat, die hier als „une femme charmante" gegeben wurde, war sehr natürlich, so entstellt war das Stück; das ganze Schlußmotiv fehlte. Unterdeß war Alles sogleich beruhigt, als man den Namen der Verfasserin nannte; so galant ist hier das Volk. Eine Uebersetzung erschien jedoch, die teeure war, obschon auch darin der bildliche Ausdruck: „einen Korb geben", mit „donner une corbeille de mariage" übersetzt wurde.

Von Victor Hugo erschienen neue lyrische Gedichte: „Licht und Schatten". Sonderbarerweise ist in seinen Schatten mehr Licht, in seinem Licht mehr Schatten. Ich kann mich so wenig mit der französischen Lyrik befreunden, daß ich nicht im Stande bin, sechs Seiten regelmäßig zu lesen. Ich habe zwar hier den Muth nicht, das zu sagen, denn sie lachen einen aus, aber eben in der Lyrik sieht man, wie schroff die Gegensätze zwischen deutscher und französischer Poesie sind. Mir erscheinen Lamartine und Hugo als leere Wortklapperer, ich finde nicht einmal Talent darin, geschweige Genie, eine Versefchmiederei, die kein Ende nimmt. Man braucht sie nur zu übersetzen, um das einzusehen. Das Merkwürdige ist noch, daß die Franzosen Hugo nur in seiner Lyrik anerkennen, weil er da classisch sein soll. Wie ein Begriff sinken kann, beweist das Wort „classisch". Es wird eine Zeit kommen, wo man sagen wird: abgeschmackt wie ein Classikee, und die Wörterbücher werden sagen: „Classisch", siehe „dumm" und „neue Terminologie".

Ich komme noch einmal auf mein voriges Thema zurück. Da erschien ein Buch von Esquiros: „Charlotte Corday". Hier wäre sichtbar Stoff zu einem Drama. Die Jungfrau von Orleans der Revolution scheint wie gemeißelt zu einer festen dramatischen Gestalt. Wie Jeanne d'Arc, wurde sie auf dem Lande erzogen, sog ihre erste Kraft in Wäldern und auf Matten ein, später ging sie in ein Kloster. Aber hier zeigte sie schon ihren männlichen Geist, die Nadel war ihr widerwärtig, eben so das Kloster, das sie noch vor dem Ausbruch der Revolution verließ. Einsam mit ihrer Tante lebend, las sie besonders Raynal, Corneille und

Digitized by Google

Rousseau, ihre Lieblingsschriftsteller. Ihre einzige Freundin war Eleonore von Faudoas, die schon zu sechzehn Jahren guillotinirt wurde. Ein Greis, der sie kannte, schilderte sie dem Verfasser folgendermaßen. Charlotte war schön und imponirend, man mußte sie bis zur Anbetung lieben, ohne je den Muth zu haben, es ihr zu sagen. Wir erhalten auch ihr Signalement; Haare kastanienbraun, das ovale Gesicht rosenfarbig, die Nase griechisch, ein Mund, auf dem der Adel ihrer Seele lag, und Hände so weiß und so fein ausgearbeitet, wie bei den schönsten Kindern Italiens. Was aber am Meisten an ihr bezauberte, war ihr Organ; sobald man sie einmal sprechen hörte, konnte man sie nie mehr vergessen, und dennoch sprach sie wenig und dachte viel. Sie war ein vollkommenes Weib. Bekanntlich ermordete sie, eine zweite Judith, Marat im Bade; nur ihrer Schönheit verdankte sie den Zutritt, dem man ihr streitig machen wollte. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier ihr kurzes Verhör mit ihren treffenden Antworten aus dem angeführten Buche übersetzen, doch kann ich nicht umhin, ihren Brief, den sie an Barbaroux schrieb, theilweis wiederzugeben. Barbaroux gab ihr eine Empfehlung an den Minister des Innern. „Man ist hier nicht zufrieden," schrieb sie nach ihrer Verhaftung, „nur ein Weib den Manen des großen Mannes aufopfern zu können. Verzeihung, Ihr Männer, dieser Name entehrt Euer Geschlecht. Der Tyrann war ein wildes Thier, das den Rest Frankreichs verzehrt hätte. Ich habe ihm den Kopf abgeschlagen. Dank dem Himmel, Marat ist kein geborener Franzose! — Ich gestehe, ich habe eine List angewendet, um zu ihm zu gelangen. Als ich von Caen abreiste, dachte ich, ihn auf dem Gipfel des „Berges", in der Nationalconvention, zu opfern, aber er ging nicht hin. — In Paris begreift man nicht, wie ein unnützes Mädchen so kaltblütig ihr Leben hergeben kann, um ihr Land zu retten! Ich zählte darauf, gleich ermordet zu werden; muthige Männer aber, über alles Lob erhaben, entrissen mich der Volkswuth. Da ich kaltblütig war, so duldete ich gern das Schreien einiger Weiber. Wer sein Vaterland zu retten glaubt, rechnet nicht nach, was es ihm kostet. — Möge der Friede wieder hergestellt werden, so wie ich es wünsche. Ein großer Verbrecher ist abgethan, nur so ist der Friede möglich; ich bin glücklich seit zwei Tagen; das Glück meines Landes ist das meinige. — Was mich beunruhigt, ist der Gedanke an meinen Vater. Ich bitte Sie, Bürger, und Ihre Freunde, ihn zu vertheidigen. Morgen um acht Uhr werde ich verurtheilt. Wahrscheinlich werde ich am Mittag gelebt haben, wie die Römer sagten".

Barbaroux war der Antonius der Revolution. Man verleumdete sie, aber Charlotte hatte nie geliebt, höchstens hatte sie im Verhältniß mit einem gewissen Lux nur eine Ahnung von Gefühlen solcher Art gehabt. Als der Henker ihr das Halstuch abnahm, fuhr sie vor Scham zusammen, bedeckte schnell ihre schwellende weiße Brust mit den Händen und warf sich unter die Guillotine. Sie war schon fünf Minuten guillotinirt, als auf ihrem Antlitz noch der rothe Schleier der Scham lag, bis er nach und nach wie ein Schatten von ihrem keuschen Engelsangesicht schwand. — Charlotte Corday steht als fertige plastische Gestalt vor uns. Gäbe sie nun wohl die Hauptfigur zu einem Drama heutiger Zeit? — Ich fürchte, ihr Lebensstoff ist noch zu heiß, wir fühlen ihr Blut noch zu sehr in unseren Adern rinnen! Auch sie bestätigt meine Behauptung von der Unmöglichkeit eines populären Dramas unserer Zeit.

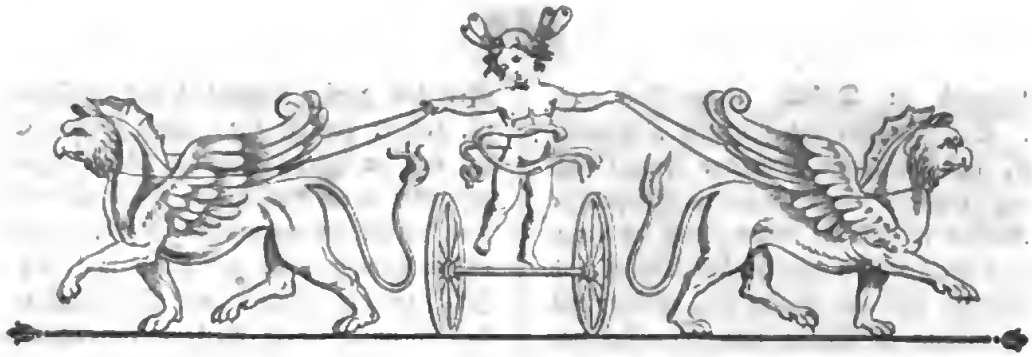
Von Mäurer, einem Deutschen, der hier eine schöne ehrenhafte Stelle in einem der ersten Häuser einnimmt, sind republikanische Briefe: „Politische Briefe aus Berlin" erschienen. Wie ich höre, durften sie unter Montalivet nicht erscheinen. Der Verfasser behandelt die Politik nur im Allgemeinen, und läßt sich auf keinen einzelnen Staat ein, seine republikanischen Ansichten betreffen Frankreich sowohl als Deutschland. Die Briefe könnten eben so gut aus Paris datirt sein, denn von Berlin und Preußen steht kein Wort darin. Sie sind freimüthig republikanisch; ich zweifle aber, ob eine Republik die Wünsche des Verfassers befriedigen würde. Wer sich des Menschengeschlechts im Allgemeinen annimmt, wird nie zufrieden werden. —

Liszt, der Autokrat des Pianos, hat nicht den Muth gehabt, hier ein Concert für Geld zu geben. Er sagte zwar zu mir, er könne kein Concert geben, ohne fünf geben zu müssen, und hierzu sei die Saison zu weit vorgerückt. Aber Liszt ist listig, er kennt Paris. Ich habe es Ihnen schon vor einem Jahre gesagt, daß hier kein Virtuose mehr Furore machen kann, daß die Instrumentalmusik hier kaum ihre Kosten herausbringt. Und das ist ein gutes Zeichen der Zeit. Man spricht so viel von Emancipation; es ist aber traurig, sagen zu müssen, daß nicht vorzugsweise der Geist der Emancipation entgegengeht; die Fingerfertigkeit wird hundertfach besser belohnt, als die Leistung des Geistes. Ja erhielte sie nur Geld, so wäre dies für den Geist noch erträglich, der sich mit der Freundschaft Jupiter's und mit der Ehre begnügt, so lange er Hosen anzuziehen hat, um in der göttlichen Gesellschaft zu erscheinen. Aber auch den Ruhm erntet dies Handwerk und der Geist soll das Lob der Technik noch durch die Welt verbreiten, und den Virtuosen vortanzen sowie sie pfeifen! Gottlob, dies wird bald ein Ende haben und ich freue mich, mein kleines Scherflein in Deutschland dazu beigetragen zu haben. — Liszt gab ein Concert, zu welchem er seine Freunde einlud. Wie es scheint, so kennt Liszt die Zeitungen nicht, denn auch ich hatte die Ehre, unter den Geladenen zu figuriren. Heine sagte zu mir: Kommen Sie, wir stellen uns hier in die Ecke, da sind wir am Besten vor der Musik geschützt! — Liszt spielte fast dasselbe, was ich in Wien von ihm hörte; der Beifall war groß — aber gratis; — und das heiße ich einen Künstler, der einem solche Genüsse verschafft! — Liszt ist im Leben wirklich genial, aber seine Genialität besteht nur in dem Geist beständiger Unruhe; zum Schaffen hat er kein Genie. Er reiste nach London. — Sie wissen, daß Ole Bull nur ein halbes Concert hier geben konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 110. — den 5. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

2. Daniel O'Connell.

(Fortsetzung.)

Es liegt nicht in meiner Aufgabe, zu erzählen, wie der Schneeball, einmal in Bewegung gesetzt, anwuchs, als er sich fortwälzte. Eine Geschichte des Kampfes, die mit der Emancipation der Katholiken endete, würde gewiß ein sehr anziehendes Werk sein, foedert aber einen größeren Raum, als mir hier zu Gebote steht. Die Hand, welche die Maschine schuf, ließ nie auf einen Augenblick die Leitung auf. Andere haben eine eben so große Kraft ins Leben gerufen, als O'Connell hervorief, aber dann, erschrocken vor ihrer That, den Muth schwinden lassen, oder die Mühe, sie zu beherrschen, stärkeren Händen überlassen. O'Connell blickte unbeirrt und mit Zuversicht darauf, und hatte kaum Gewalt darüber erlangt, als er sie benutzte, ihm zu dienen.

Nun zeigten sich sein außerordentlich praktischer Geist, seine großen, immer bereiten Hülfsmittel, seine unerschütterliche Geistesgegenwart, seine nie schlummernde Thätigkeit, seine wunderbare Befähigung zum Handeln. Nun bildete er seine Vereine, die er als Flügelmänner der Aufregung brauchte, und als sie geordnet waren, gewählt aus allen katholischen Irländern, die sich durch Geistesgaben, Eifer und Dreistigkeit auszeichneten, mußte alles, was in Irland Geistesgaben, Eifer und Dreistigkeit besaß, sich vor O'Connell als dem Meister beugen. Dies war ein gefährlicher Entscheidungsaugenblick in seiner Laufbahn. Mancher schlaue Mann würde ihm ausgewichen, mancher geschickte Mann ihm unterlegen sein. Nichts als ein tiefes Bewußtsein seiner inneren Ueberlegenheit hätte ihn in Versuchung führen können, sie auf das Spiel zu setzen, und nichts als der vollständige Besitz dieser Ueberlegenheit wäre im Stande gewesen, ihn bei dem Versuche aufrecht zu halten. Wäre unter der Menge, die den Katholikenverein bildete, ein größerer Mann als O'Connell gewesen, so würde dieser den Kranz von O'Connell's Stirn gerissen, und die Stelle eines Lenkers der Bewegung übernommen haben. In solchen Angelegenheiten ist der Sieg immer der wahre Größenmesser.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, das nicht unberührt bleiben darf, weil es einen wichtigen Einfluß auf seine Laufbahn gehabt hat. Ich meine den Zweikampf mit D'Esterre im Jahre 1815. O'Connell hatte damals eine seiner ersten Fehden mit dem Stadtrathe zu Dublin, und in einer öffentlichen Versammlung zu Gunsten der Emancipation der Katholiken gab er ihm den Beinamen Bettelrath. D'Esterre, ein eitler junger Mann von achtbarer Familie, ließ sich bereden, daß dies eine gute Gelegenheit wäre, sich auf irländische Weise zur Berühmtheit durchzufechten. Er fragte in einem Briefe, ob O'Connell die ihm beigelegten Worte gebraucht habe, und O'Connell antwortete ihm, er hätte keine Worte gebrauchen können, welche seine Verachtung

Digitized by Google

gegen den Stadtrath zu Dublin angemessen ausdrücken konnten. Den nächsten Brief schickte O'Connell unteröffnet zurück, und der kleine D'Esterre spreizte sich und drohte gereizt, er wolle dem Befreier die Reitpeitsche geben. Jeder Körner in Dublin wußte, daß es einen Zweikampf geben sollte zwischen dem großen Daniel und dem kleinen Stadtrathe, aber eine Woche ging vorüber und man hörte nichts davon. D'Esterre und seine Freunde hatten tapfer gedroht, aber es kam keine Herausforderung.

Die irländischen Burschen lassen sich nicht gern um einen Spaß bringen. Sie machten einen solchen Lärm, daß sich die Stadträthe genöthigt sahen, ihren Kämpfer hervortreten zu lassen, und endlich überbrachte Sir Eduard Stanley die lange erwartete Herausforderung. O'Connell nahm sie sogleich an. Die beiden Gegner trafen sich ungefähr dreizehn englische Meilen von Dublin, und man stellte sie zehn Schritte aus einander. Jeder erhielt zwei Pistolen und die Weisung, zu beliebiger Zeit zu feuern. D'Esterre fehlte, erhielt O'Connell's Kugel in den Schenkel und stürzte nieder. Wenige Tage nachher wurde die Wunde tödtlich.

O'Connell soll seinem Gegner viel Wohlwollen bewiesen haben, sobald dieser gefallen war, und wie man sagt, fühlte er großes Entsetzen bei dem Gedanken, die Ursache seines Todes gewesen zu sein. D'Esterre verdient vielleicht Mitleid; er war jung, eitel und thöricht, aber er ließ sich gewiß als der Raufbold einiger blutdürstigen Schufte vorschieben, die sich von einem furchtbaren Feinde zu befreien wünschten, und nicht den Muth hatten, selbst Hand an ihn zu legen.

O'Connell faßte nicht damals den Entschluß, sich nie wieder in einen Zweikampf einzulassen, aber man darf glauben, daß sich sein Haß gegen den Zweikampf von jenem Augenblicke herschreibt, wo er D'Esterre's Tod erfuhr. Bei der Aufgabe, die er sich vorgesetzt hatte, mußte er sich viele Feinde machen, und unmöglich konnte er sein Leben sichern, wenn er es gegen jeden Zänker wagte, der sich als O'Connell's Mörder Ruhm zu erwerben suchte. Für einen Mann wie O'Connell, war ein Entschluß gegen den Zweikampf durchaus nothwendig, um seinen großen Zweck, die Emancipation seiner katholischen Landsleute, standhaft verfolgen zu können. Diesen Entschluß hat er gefaßt und gehalten, trotz allen ärgernden und widersprechenden Vorwürfen der Toryzeitungen, die ihn bald O'Connell mit der blutigen Hand nannten, bald als einen Abtrünnigen und Feigling brandmarkten. O'Connell kümmert sich wenig um diese Dinge, aber der große Beweis seiner geistigen Ueberlegenheit ist, daß er gewagt hat, einen solchen Entschluß zu fassen und zu halten, trotz den Vorurtheilen der Irländer, die unter allen Völkern der Welt am meisten dazu bereit sind, den Mann auszulachen, der eine Herausforderung zu einem Kampfe nicht annehmen will. Es wird eine schöne Zeile in der Lobrede auf O'Connell's Grabmal sein, daß er unter einem Volke von Fechtern einen Entschluß gegen den Zweikampf gefaßt und gehalten hat, ohne die Verachtung seiner Landsleute sich zuzuziehen, oder ihre Liebe zu verlieren.

Noch aber war O'Connell's Einfluß nicht auf dem Höhepuncte. Er konnte die Menge aufregen und beherrschen, aber sie kannte ihn nur als einen kühnen und wagenden Anführer. Es war der Streit zwischen dem Katholiken-Verein und dem Parlament, was ganz Irland ein so festes Vertrauen auf die Geschicklichkeit und Vorsicht seines Führers einflößte, daß sie ihm folgten, wo er an der Spitze stand, auf den Sieg wie auf ihre Sicherheit vertrauend. Die Hülfsmittel seines Geistes schienen unerschöpflich zu sein. Kaum hatte ein Beschluß des Parlaments den Katholiken-Verein in einer Gestalt niedergeworfen, als er, wie ein Proteus, in einer andern wieder aufsprang, und so kaltblütig und behutsam war dieser lebhafte Geist, daß er nie einem seiner zahlreichen und stets wachsamen Feinde Gelegenheit gab, ihn oder seine Anhänger in das Netz der Gesetze zu verwickeln. Seine Landsleute sahen, wie er einen Parlamentsbeschluß nach dem andern durch seinen juristischen Scharfsinn abwehrte, bis sie über Parlamentsbeschlüsse lachten, und während O'Connell an ihrer Spitze war, sich durch die Leute in Westminster wenig erschrecken ließen. Nie gab es Jemand, der so furchtbar durch Parlamentsbeschlüsse durchzufahren wußte.

Dies war es, was seinen Einfluß vollständig machte. Er hatte Glauben und Vertrauen eingeflößt, nicht nur eine begeisterte Liebe, sondern auch eine feste unbedingte Zuversicht, wie ein Volk sie nie einem Manne geweiht hat, eine Mischung von gewöhnlich unvereinbaren Gefühlen, die nur ein Mann, dem Geist und Behutsamkeit eigen war, hätte verdienen oder erlangen können. Solche Gesinnungen hat er eingeflößt, und ich zweifle, ob selbst die deutlichste Darlegung von Verrätherei sie jetzt ausrotten könnte.

Seine Wahl für Clare, und das große Schauspiel, das darauf folgte, wo er als die Hauptfigur in dem großen historischen Gemälde stand, gegen das ganze Unterhaus kämpfend, an die Thüren desselben donnernd

Digitized by Google

und den Krieg selbst innerhalb seiner Mauern führend — dieses Schauspiel kann ich nicht malen, und ich berühre es nur, um zu zeigen, wie damals das Riesenwachsthum seiner Macht war. Dies, was nüchterne und kurzsichtige Menschen als unnütz oder übertrieben tadelten, war ein großer politischer Streich, und wirkte mehr als was durch hundert öffentliche Versammlungen und tausend Bittschriften hätte geschehen können. Das Haus der Gemeinen sah, daß der Feind in seiner Mitte war. Man hörte nicht mehr den Wiederhall des Donners schwach aus weiter Ferne, er war nahe in ihrem eigenen Saale. Der Führer der Bewegung trotzte ihnen in der Veste ihrer eignen Macht. Dann kam der letzte Streich, das Niederreißen der Schranken, der Triumph der großen Sache, die O'Connell allein aufgenommen hatte, als sie hoffnungslos und ohne Anhänger zu sein schien. Die Befestigungen des protestantischen Uebergewichts fielen in einem Augenblicke, wie die gemalten Wälle auf einem Theater am Ende eines Melodramas, und O'Connell zog hereein, wie der Teufel gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, ausgestattet mit einem gewaltigen Schweif.

Hier könnte ich ihn lassen. Als der Sohn des Hökers in das Unterhaus zog, zum Mitglied für die Grafschaft Waterford gewählt, nachdem er die Familie Beresford auf ihrem eigenen Boden geschlagen hatte, durfte er glauben, daß seine Lebensarbeit vollendet sei, und ihn kein neuer Zuwachs von Ruhm mehr erwarte. Der Befreier seines Landes und der Kaiser aller irländischen Herzen konnte eine stolzere Höhe zu ersteigen nicht hoffen. Er hatte genug gethan für ein Einzelnleben. So würden manche Menschen gefühlt haben, so fühlte der Graf Grey unter etwas ähnlichen Umständen; O'Connell's praktischer Geist aber konnte einen solchen Gedanken nicht hegen. Was er schon gewonnen hatte, bot ihm nur den Vortheil eines höheren Bodens dar, wo er von neuem hervorbrechen konnte mit günstigerer Aussicht auf praktischen Gewinn. Seine Handlungsweise änderte sich nun, und wir haben hier ein schönes Beispiel von der Gewandtheit und dem Umfange seiner Kräfte.

Als er in das Unterhaus trat, war sein Rednerstyl ganz ungeeignet, die Aufmerksamkeit der Versammlung zu gewinnen. Er kam dahin, gewöhnt an die Theaterstreiche, die auf Rednerbühnen in Volksversammlungen so gut wirken. Jeder Gegenstand, der verhandelt wurde, brachte ihn auf die Beine, und selbst ein Gesetzentwurf für die Anlegung einer Landstraße gab ihm unwiderstehliche Gelegenheit, schöne Worte über die Aufhebung der Union zu sagen. Der große Befreier war ein langweiliger Gesell. O'Connell's scharfe Auffassungsgabe verkannte den entscheidenden Augenblick nicht. Er hatte seinen Rednerstyl schon einmal geändert, als er aus dem Gerichtshofe in die Volksversammlung trat, und jetzt mußte er einen andern Styl erlernen, den so viele mit lebenslänglichen Versuchen nicht erlangt haben. Zu dieser Zeit verlachte man ihn und führte ihn als ein neues Beispiel der seither immer bewährten Regel an, daß ein großer Demagog außer dem Hause ein sehr kleiner Zwerg in St. Stephen's sei.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Meyerbeer; der Literatenverein des „Abel".]

Meyerbeer wird hier überall vermißt, sowohl der Componist als der geistreiche Mann der Gesellschaft. Man sagt, der kluge Maëstro wolle seine neue Oper noch nicht hergeben, weil ihm die Sängerinnen hier zu schlecht seien und er zu galant sei, um es zu sagen. Er wird mit Sehnsucht erwartet, denn nur durch ihn bekommt die große Oper wieder neues Leben. Trotzdem liebt Meyerbeer Deutschland mehr als Frankreich, das weiß ich sicher, und ich fürchte, er wird noch lange ausbleiben, besonders wenn die hiesigen Sängerinnen wirklich zweifelhafe sind.

Herr Stein aus Berlin hielt sich einige Zeit hier auf und scheint mit seinem Eisenbahnsystem großen Anklang beim Ministerium gefunden zu haben. Sein Project soll dahin gehen, daß nach 25 Jahren die Bahn der Regierung zufällt.

Louis Philipp hat sich an den Parisern gerächt. Die Kammer hat die Dotation Nemours' verworfen, sagte er, nun soll auch die Heirath ganz im Stillen vor sich gehen. Schreckliche Rache für die Stadt Paris, die kein Wörtchen davon erfuhr, aber sich gar nicht ärgerte. Ja, hätte das Journal des Debats nicht gesagt, um zehn und ein halb des Abends waren alle Ceremonien der Heirath vollendet, so wüßte es heute noch Niemand. Wie anders handeln darin die deutschen Journale! Der schwäbische Merkur besonders kündigt jede Ankunft eines großen Mannes von Adel mit großen Buchstaben an, wahrscheinlich um die Größe damit anzuzeigen.

Ein dritter Band von „Babel" ist erschienen. Da ich in Deutschland eine „Pandora*)" der Art angekündigt sah,

*) Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. Stuttgart, Literaturcomptoir. Erster Band. Erinnerungen aus dem Befreiungskriege; in Briefen gesammelt, von Fr. Förster. Prodikus, von F. Dingelstedt. Schiller's Bruder, ein Curiosum, von G. Schwab. Das Leben in den Sudeten, von K. v. Wachsmann. Holstein zu meiner Zeit, von Th. v. Kobbe. Erlebtes vom Jahre 1813, von F. Kölle.

Digitized by Google

so muß ich den Zweck dieses Buchs doch genauer angeben. Keineswegs ist dies eine Buchhändlerspeculation, die Beiträge zum „Babel" werden nicht honorirt und der Profit gehört rein der Gesellschaft der Literaten. Die hiesigen Schriftsteller, fast ohne Unterschied gleich viel nach der politischen wie literarischen Fäde, haben sich vereinigt, um ihr materielles Wohl zu schützen. Ein anderes Wohl hatte die Gesellschaft nicht vor Augen. Dazu braucht sie einen Fonds, erstens um die Processe gegen die nachdruckenden Journale zu führen, zweitens um gewisse Schritte bei der Regierung zu thun, drittens, und dies ist der Hauptzweck, um den Diebereien der Buchhändler zu entgehen, da kein Schriftsteller mehr einen Accord mit einem Buchhändler mache, ohne die Sanction des Vereins einzuholen, der im Nothfalle mit dem Buchhändler selbst unterhandlt. Viertens hat die Gesellschaft den Zweck, sich mit den Theaterdirectionen und den Employés der droits d'auteurs sicher zu stellen. Die Gesellschaft führt im Namen eines Jeden die Processe und hat bereits zwei solcher Processe gewonnen. Endlich will man durch dieß Unternehmung einen Fond für alte arme Schriftsteller gründen. Dies sind die Zwecke des Vereines, welcher „Babel" herausgibt. In Deutschland scheint es Niemand einzufallen, solche echt menschliche Zwecke zu verfolgen, und dem stuttgarter Literaturcomptoir, dem man die Beiträge zur „Europa" ein halbes Jahr lang bis zum Verlauf des Semesters borgen muß, fällt wohl am wenigsten ein, bei der „Pandora" Aehnliches zu bezwecken, als „Babel", obschon man bei der Pandora immer auf Babel hinweist. O, Ihr deutschen Schriftsteller, wann werdet Ihr Euere Kräfte sammeln und die kleinen Spießbürgerlichkeiten bei Seite setzen! Warum bildet sich in Deutschland kein Verein für das droit d'auteur, gegen den Journalnachdruck, gegen die Verhältnisse des Buchhandels? Glaubt Ihr, der Fürst von Thurn und Taxis dankt es Euch, daß sein Conversationsblatt jährlich nur einige Bettelgulden ausgibt, weil das „Journal" seiner Tendenz wegen die Abonnenten verliert? Glaubt Ihr, die Didaskalia und ihre unzähligen Milchschwestern lieben Euch, weil Ihr schweigt und hier und da darin gelobt werdet? Nur der Egoismus, die kleinliche Separatsucht, Euere miserablen literarischen Handel, von denen man hier sechs Tage sprechen würde, und von denen Ihr sechs Jahre sprecht, verhindern es, Euch je für Etwas zu halten, das wirklich Existenz hat. In der hiesigen Gesellschaft sind Republikaner, Legitimisten und Monarchisten nebeneinander unterzeichnet, und das geht doch tiefer ins Blut, als wenn ich neben einem stehe, der glaubt, Richard Savage wäre spottschlecht, während ich der Meinung sein möchte, er sei gut. Von Cosima spricht man hier acht Tage und dann ist's aus. In Deutschland wird man mit dem Trödel gar nicht fertig, und kein deutsches Journal wird von einer Idee sprechen, die in einem ihm feindlich gesinnten steht, so daß die Sache immer unter kleinlichen Persönlichkeiten zusammenschrumpft. Quousque tandem wird das noch dauern? Es muß doch ein großes Vergnügen sein, erst sagen zu können: Auch ich bin für das Vaterland Hungers gestorben!

A. Weill.

Notizen.

[Der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme.]

Unlängst traten einige böhmische Philologen und Historiker mit der Behauptung auf, Johann Gutenberg sei ein Böhme, gebürtig aus Kuttenberg. Sie stützten sich auf eine kuttenberger Chronik vom Jahre 1675. Gutenberg identificirten sie mit Faust; Faustus (glückselig) heißt auf böhmisch Stiaßny, welches zufällig ein noch heute unter den Czechen häufiger Eigenname ist. Dieser Stiaßny soll nach jener Chronik im Jahre 1421 aus Kuttenberg nach Straßburg ausgewandert sein, und seinen Namen nach der Sitte der Scholasten des Mittelalters in das Lateinische übersetzt haben. Nun erhob sich der Kampf. In „Ost und West", im „Oesterreichischen Morgenblatt", im „Kometen" wurde für und wider gestritten. Die armen böhmischen Philologen hatten sich den Sieg zu leicht gedacht, waren nicht hinlänglich gewappnet und machten während der Debatte ein Paar wahre böhmische Bulls. Komisch war aber auch die historische Grandezza und die Anstrengung, mit der man den armen Philologen ihren Raub wieder abjagte. Jetzt ist die Sache hoffentlich entschieden, und Deutschland, welches der modernen Welt das Schießpulver präparirte, hat auch die Druckerkunst erfunden. — Arme Teufel suchen sich gewöhnlich durch angebliche Verwandtschaft mit vornehmen Leuten einen Nimbus zu geben. Fast eben so machen es die armen Teufel unter den Völkern, und die Philologen sind dabei die besten Stammbaumfabrikanten. Eine gewisse Classe von Juden sucht jeden großen Mann, der schwarze Augen hat, zu einem Kinde Israels zu stempeln. Ein ungarischer Philologe ging in seinem Patriotismus so weit, Kain für einen Magyaren zu erklären. Ein slavischer Professor bewies nicht nur die slavische Abstammung Homer's und Ossian's, sondern auch Klopstock's. Er nannte sie: Homerovicz, Ossianovicz, und Klopstockovicz. Am verzeihlichsten sind dergleichen Einfälle bei den Böhmen. Dürften sie von ihrem Huß reden, dürften sie sich einer großen Vergangenheit rühmen, die ihnen wirklich gehört, so würden sie sich nicht den Gutenberg nehmen wollen, der als Person den Deutschen, dessen Erfindung aber am meisten censurfreien Völkern gehört. —l—.

[Hermann Schiff.]

Von der kürzlich in diesen Blättern besprochenen Novelle „Gevatter Tod" von Dr. Schiff (Hamburg, Hoffmann und Campe) erscheint zur nächsten Michaelismesse eine neue mit Holzschnitten illustrirte, von dem Verfasser bereicherte Ausgabe.

[Heinrich Koenig.]

Der „Pilot" berichtet, daß eine Sammlung von Koenig's Aufsätzen und Skizzen unter dem Titel: „Aus dem Leben" in Stuttgart unter der Presse ist. Desgleichen eine Abfertigung der russischen Polemik.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 111. — den 6. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Münchner Kunst.

Rudolf Marggraf scheint sich mit unausgesetzter Pietät zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, die Kunstschöpfungen, welche in München wie Pilze emporschießen, zu interpretiren, und dem Kunstpublicum zum anschaulichen Genuß vor Augen zu stellen. Dahin zweckt das an sich ganz löbliche und empfehlungswerthe Unternehmen der „Münchner Jahrbücher", deren drittes Heft (mit 4 Abbildungen, Leipzig, bei Rudolf Weigel und Engelmann) uns vorliegt. Nur wäre zu wünschen, daß bei so viel Eifer die Aufmerksamkeit des Cicerone auch auf die Kunstleistungen anderer Städte gerichtet würde, damit die Einseitigkeit der Betrachtung mit der Einseitigkeit der Richtung aufhörte, und statt blos münchner, uns allgemein deutsche Jahrbücher geliefert würden. Jedenfalls ist das Unternehmen auch in dieser Gestalt willkommen, da es fast das einzige ist, wodurch die münchner Kunst nicht blos in Relationen, sondern auch in trefflichen Abbildungen von Fresken, Oelbildern, Statuen und Statuetten münchner Künstler dem größern Publicum vor Augen gebracht wird. Neben der Großartigkeit der münchner Kunstleistungen, was Auffassung, Composition, Zeichnung, Umfang und innern Zusammenhang der Leistungen unter einander betrifft, dürfen wir zugleich die Einseitigkeit ihrer Erscheinung nicht verkennen; diese einseitige Richtung nach der bildenden Kunst zu schließt die Entwickelung fast aller übrigen geistigen Thätigkeiten und Kräfte aus, ohne deren Pflege, Uebung und Ausbildung es unmöglich ist, daß der Genuß am Kunstwerke ein Gemeingut des Volkes, daß das Kunstwerk verstanden und gewürdigt werden könne. Es ist aber Aufgabe einer Zeit, die eine Kunstblüthe erzielen möchte, daß alle Kräfte, die im Menschen ruhen, in harmonischer, Gewicht und Gegengewicht befördernder Weise gepflegt und entwickelt werden. So geschah es in Athen, später, im Ausgange des Mittelalters, in Florenz, wo nichts, weder Volksleben, noch Religion, noch Philosophie, noch Kunst, noch Poesie vereinzelt und unvermittelt stand; die Blüthe des einen bedingte die Blüthe des andern Elements, und Alles war auf eine gemeinsame Wurzel zurückgeführt. Man will Athen und Florenz in München mit coquetter Absichtlichkeit wieder herstellen, aber man hat keine Basis gelegt, die Kunst ist hier nur eine Tochter der Luft, und schwebt in der Luft, sie hat mit dem compacten Grund und Boden der bairischen Nationalität nichts gemein, und wenn wir auch mit Freuden gestehen, daß in München viel geleistet worden, was dem deutschen Genie, Fleiße und Kunsttriebe zur Ehre gereicht, so wird und muß es Aufgabe künftiger Herrscher sein, die Entwickelungen herbeizuführen, welche allein das jetzt noch todte Ding der münchner Kunst zu einem lebendigen Wesen im Geist und in der Wahrheit umgestalten können. Aber freilich ist fast in allen Hauptstädten Deutschlands der Kunstbestrebung die saubere Inschrift: „Zum Vergnügen und zur Ohr- und Augenlust der Einwohner" wie ein Kainsstempel aufgedrückt; Mu-

Digitized by Google

sik, Malerei, Architektur und Tanzkunst sind die politisch unschuldigsten Dinge von der Welt, liegen außer dem Bereiche der Demagogie, der Steckbriefe und der Polizei, und befördern jene süße dämmerige Ruhe, welche, wie man weiß, die erste Pflicht eines wackern deutschen Bürgers ist. — Marggraff, um auf diesen zurückzukommen, schreibt für einen kleinen, wenn auch gewählten Kreis, für die Sippschaft der Künstler vom Fach und für gelehrte Kunstfreunde. Dahin ist besonders im vorliegenden Hefte der Aufsatz über die von Fernbach erfundene Enkaustik zu rechnen, welche für die Techniker sowohl, als für die Kunstgelehrten von großer Wichtigkeit zu sein verspricht. Der Verf. liefert in diesem Aufsatze zugleich eine historische Abhandlung über alle technische Verfahrungsarten, die man seit den Anfängen der Malerkunst nach und nach in Anwendung gebracht hat, und zeigt sich darin als ein seines Gegenstandes vollkommen mächtiger Gelehrter. Die Axe der Abhandlung ist die Frage, worin die Enkaustik der Alten bestanden habe, und wie sie von neuem entdeckt werden könne, wobei Montabert's Vorschläge, Wiegmann's Stuckmalerei, Knirim's Harzmalerei u. s. s. gewürdigt werden. Zuletzt wird die Fernbach'sche Enkaustik als diejenige empfohlen, welche das Helldunkel, den Glanz, die Mannichfaltigkeit der Töne, kurz die meisten Eigenschaften, welche die Oelmalerei besitzt, mit den Vorzügen der Freskomalerei zu verbinden gestattet. Leider ist es ein Uebelstand, daß diese Fernbach'sche Enkaustik den chemischen Einflüssen des Wetters, besonders der Nässe nicht widersteht, und nur in geschlossenen, vollkommen trockenen Räumen, aber hier auch mit der sichersten Aussicht auf Erfolg und Dauer, angewendet werden kann. Bekanntlich führt Professor Schnorr mit seinen Gehülfen in den Kaisersälen des neuen Residenzbaues am Hofgarten eine Reihe von Wandgemälden in der neuen Fernbach'schen Enkaustik aus. — Ein größeres Publicum wird ein zweites biographischer Artikel über den originellen Maler Joseph Anton Koch finden, der aus handschriftlichen Quellen in einer unterhaltenden Weise zusammengetragen ist. Von Koch's in der Villa Massimi befindlichen Freskogemälde: „Die Vorhalle des Fegefeuers," zu welchem die Motive aus dem Dante'schen Gedichte genommen sind, liefert das vorliegende Heft einen sehr sauberen Umriß. Die Composition ist originell und sinnreich, doch etwas trocken. — Des Herausgebers dritter Aufsatz handelt in gründlicher und klarer Weise über die neue Marienhilfkirche in der Vorstadt Au, und der vierte über die von Heinrich Heß oder unter seiner Leitung auszuführenden Fresken in der neuen Basilica zu München. In zwölf Hauptbildern und eben so vielen kleinen Episoden wird uns hier das apostolische Leben des heiligen Bonifacius und in 36 andern Bildern die ganze legendenreiche Bekehrungsgeschichte der Deutschen bis zu Karl des Großen Krönung zu Rom vorgeführt werden. Beigegeben sind diesem Aufsatze in sehr reinen und präcisen Umrissen zwei Bilder: „Des heiligen Bonifacius Abreise von England" und „desselben Grablegung", beide sehr figurenreiche Compositionen, und durch einen Verein der trefflichsten Köpfe ausgezeichnet. Besonders sagt uns die natürliche, rein menschliche Auffassung zu, auf dem ersten Bilde zugleich eine gewisse Heiterkeit neben idyllischer Anspruchslosigkeit, und auf dem zweiten ein Ton der Rührung, der über dem Ganzen liegt und sich wohl nur in den trauernden Nonnen in einen zu grellen Ausdruck des Schmerzes verliert. — Der vierte in diesem Hefte dargebotene Umriß liefert eine Nachbildung nach F. Woltreck's Portraitstatuette, Thorwaldsen in sinnender Ruhe darstellend. Der erklärende Text gibt Auskunft über ikonische Denkmale und über den Bildhauer Franz Woltreck, der ein Schüler des französischen Bildhauers David, jetzt vom Herzoge von Anhalt-Dessau beauftragt ist, für ein Bronzecabinet Büsten und Reliefporträits in Medaillonform zu fertigen. Woltreck hat bereits zu diesem Zwecke 200 Bildnisse berühmter Personen vollendet. Berichte des Herausgebers, F. v. Rumohr's und A. E. Umbreit's über kunstliterarische Bücher schließen das Heft, welches von der objectiven, klaren, nur den gerade vorliegenden Gegenstand im Auge behaltenden, vielleicht zu vorsichtigen, aber stets gründlichen Betrachtungsweise des Herausgebers abermals ein günstiges Zeugniß ablegt. Die Umrisse, diesmal vorzüglich gelungen, sind von Joseph Unger in München auf Stein gezeichnet. †.

Oeffentliche Charaktere.

2. Daniel O'Connell.

(Beschluß.)

Die Zeitungen verhöhnten ihn unbarmherzig, und das New-Monthly-Magazine, damals wie ich glaube von Bulwer herausgegeben, zog eine Parallele in Plutarch's Weise zwischen ihm und Hunt, worin es dem Schuhwichshändler den Ehrenplatz gab. O'Connell's Scharfblick hatte gesehen, daß er sich zu einem neuen taktischen System einüben müßte, daß eintönige Heftigkeit nicht mehr für seine Zuhörer paßte, und daß er zwar seinen Reden

Digitized by Google

hinlängliche Bitterkeit geben könnte, um sie anziehend zu machen, aber sie doch in ihrem Inhalt mit den Gefühlen einer großen Partei im Hause in Einklang bringen müsse. Ich glaube, es war sein Antrag auf die Aufhebung der Union, was ihm zuerst vollständig eine Lehre gab. Seitdem hat er sie nie wieder vergessen. Er schien sogleich den Geist des Hauses aufzufassen, er schien zu wissen, so gut als Peel selbst, was in der Versammlung wirken würde; und obgleich seine Streiche natürlich in ganz anderer Art waren, so war er damit doch eben so siegreich als der Toryführer, welcher spricht, als ob er im Unterhause geboren wäre und der Speecher ihn aufgefüttert hätte. Er behält seine wilden Theorien und seine seltsamen Einfälle über Gleichheit der Volksvertretung für seine Briefe an die „erblichen Sklaven" und für die Reden in der Kornbörse auf. Im Unterhaus weiß er so geschickt Ränke zu spielen, so fein Ausflüchte zu suchen und die Geschäfesordnung des Hauses so gut zu beobachten als Lord John Russel selbst. So geht er in diesem Augenblicke zu Werke; was seine Zwecke sind, vermag ich nicht zu erforschen, und ich zweifle, ob er selber sie bestimmen kann. So viel ist gewiß, Aufregung ist ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er fortfahren wird, aufzuregen, so lange ee athmet. Hätte er die Stelle eines Obereichters in Irland angenommen, die man ihm anbot, so hätte er nicht zwei Jahre leben können, so wenig als ein Opiumesser ohne Opium leben kann.

Ich habe früher die Thatsache angeführt, daß er im Stande gewesen ist, seine Politik zu ändern, um im Unterhause wirksam zu sein und doch seinen Einfluß auch außer dem Hause zu behalten; und ich habe dies als einen Beweis seiner praktischen Kraft angeführt, eine Demokratie zu leiten, wovon man weder in älteeen noch in neueren Zeiten ein Beispiel findet. Er ist jetzt ein eben so großee Günstling des Unterhauses als einst seiner Vollmachtgeber in Gerichtsverhandlungen oder einer Versammlung in der Kornbörse.

Daß der Mann, dee all dies gethan hat, ein großer Kennee seiner Zeit sein muß, läßt sich nicht bezweifeln, und daß er seine Macht redlich und verdienstvoll erlangt hat, wird sich kaum besteelten lassen. Sehr aber wird man bestreiten, daß er dieselbe zu den möglich besten Zwecken benutzt habe. Ich bezweifle nicht, daß persönlicher Ehrgeiz ihn zuerst auf seine Laufbahn gebracht habe und darin liegt auch nichts zu seiner Unehre. Ich gebe nicht ein Bißchen Spreu für den Beistand eines Volksmannes, der für persönlichen Ehrgeiz unempfänglich wäre, abee es fragt sich, ob nicht O'Connell diesen persönlichen Ehrgeiz zu dem einzigen Gegenstande, statt nur zu einem Gegenstande seiner Handlungen gemacht habe. Irland hat noch zu fragen, warum er die Freisassen mit einer Wahlbefähigung von 40 Schillingen aufgegeben habe, und O'Connell, mag er den Frager schimpfen wie er will, kann keine befriedigende Antwort geben.

O'Connell ist ein Mann, dessen Handlungen und Beweggründe die Nachwelt mit mikroskopischer Schärfe untersuchen wird und ich zweifle nicht, das Ergebniß wird sein, daß man ihm zwar das Lob einer bewunderungswürdigen Fähigkeit nicht absprechen, aber doch sagen wird, er sei mehr der Sachwalter einer Volksclasse als eines Landes gewesen, er habe mit mächtigem Arm die ganze Bevölkerung Irlands in Bewegung gesetzt, aber ihre Anstrengungen nicht auf die allgemeine Verbesserung des Zustandes aller Katholiken, der vornehmen wie der geringen, gelenkt, sondern blos auf die Erlangung gewisser Vortheile für die vornehmen Katholiken in Irland. Ich zweifle, ob es in diesem Augenblick in Irland einen Bauer gebe, der durch alle Anstrengungen O'Connell's auch nur im mindesten in eine bessere Lage gekommen wäre.

Im Privatleben ist er, wie ich glaube, ein' herrliches Gesell und zeigt die alte irländische Gastfreiheit in Derrynane-Abbey in glänzendem Style. Kein Engländer, sei er Whig, Tory, Radicaler oder Chartist, darf sich bedenken an seine Thür zu pochen. König Daniel ist der Vertreter des Landes und macht der Gastfreundschaft Irlands Ehre. Die Times hat dem Befreier einen ernstlichen Vorwurf daraus gemacht, daß er Engländer in seine Höhle locke und sie mit Branntweinpunsch betäube, doch es wäre wohl möglich, daß ich mich selbst eines Tages bei ihm einquartierte und einen vollen Becher darbrächte O'Connell mit der Jagdmütze! **.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Italienische Musik.]

In meinen früheren Mittheilungen fand sich allerdings weder Vorliebe für die neuee italienische Musik, noch große Neigung für die Leistungen der Fräulein Sophie Löwe, und es kann Ihnen also mit Recht auffallen, im Verlauf meinee heutigen Mittheilung Enthusiasmus für italienische Oper und für Fräulein Löwe zu finden. Doch es ist die Unparteilichkeit, welche meine Feder führet und Ihnen nicht meine Ansichten über diesen Gegenstand mittheilt, sondern den Brief einer hiesigen Dame aus der haute volée, welche nicht allein alle Kunstleistungen in Deutschland, Frankreich und Italien gesehen und gehört, sondern auch tief gefühlt, in sich aufgenommen und als Dilettantin im Gesange früher neben einer Mara und Catalani mit Anerkennung und Beifall gesungen hat. Eine solche Stimme darf nicht überhört werden. Daher folge der interessante Brief mit der Bemerkung, daß mir die Erlaubniß zur Mittheilung desselben nicht versagt worden ist. „Das Gefühl für das Schöne muß anerzogen, ausgebildet werden, nicht Jeder hat es; sonst würden die Wilden wissen, daß ein weißer Mensch schö-

Digitized by Google

ner sei als ein schwarzer. Jeder spreche also aus, was er fühlt, wie ein Kunstwerk auf ihn wirkt. Es ist ja überhaupt Mode geworden, daß Jeder seine Auffassungsgabe bekannt macht, und warum sollten denn auch nur Recensenten die Richter sein über das allgemeine Gefühl? Die Bellini'schen Opern wurden mit Enthusiasmus auf allen Bühnen Europas gehört; wie kann der Recensent in der hiesigen Vossischen Zeitung behaupten, daß die Bellini'sche Musik als italienische Musik schlecht sei? Es ist also nicht das allgemeine Urtheil, was er ausspricht, sondern nur ein individuelles, es gilt auch nur für das eines Einzelnen und das ist doch wahrlich wenig! Darf nur gelehrte Musik gefallen? Die deutsche Musik ist freilich großentheils gelehrt: ich finde aber, daß Herz und Gemüth bei Musik mehr beschäftigt und angereizt sein wollen, als der Kopf; auf die Seele soll eingewirkt werden; — und ist es nicht allgemein anerkannt, daß die italienische Musik die melodieenreichste ist? daß sie das Herz, die Sinne ergreift wie keine andere? Wer die Norma von Bellini hören kann, ohne erschüttert, entzückt zu sein, muß entweder die prämeditirte Absicht zu tadeln, oder kein Herz haben; sie ist ergreifend vom Anfang bis zum Ende; ja bei jeder Strophe (d. h. nach dem italienischen Texte) sind Worte und Musik in vollkommener Uebereinstimmung. Die Italiener lieben aber nicht das Schleppen und Ziehen in der Musik, was zu der deutschen (so glauben sie es wenigstens) gehört, ja, ihnen ist sogar ausdrucksvoll und trainiren gleichbedeutend. In der Vestalin von Spontini wurden von dessen Herkunft die tempi geschleppt, daß die Oper kaum wieder zu erkennen war, als er sie persönlich dirigirte: die Hauptsächlichkeit einer Musik, der Eindruck, den sie machen soll, geht verloren, sobald ein falsches Tempo genommen wird. Die Lebhaftigkeit der Italiener gestattet kein Ziehen, kein Zerren: die Elasticität ihres Gefühls trägt sie über den Abgrund der Langenweile, in den uns das Grübeln in unserer Musik oft stürzt. Ich weine immer wieder bei dem ergreifenden letzten Duett der Norma mit Adalgise; und wahrlich, das ist keine Illusion, wenn man von Thränen über die Schönheit und Wahrheit der Musik nicht weiter singen kann! Ich will mein feines Gehör und meinen musikalischen Sinn nicht dem Urtheil dessen unterwerfen, der im Stande ist, Bellini fort und fort zu tadeln; hat dieser Recensent je in Italien eine Oper gehört, aufgeführt mit italienischen Stimmen, mit italienischem Feuer und Lebhaftigkeit? Die Norma, die Somnambula, Lucrezia Borgia werden ewig und überall gesungen werden und entzücken. Sophie Löwe ist die vortrefflichste Norma, die man sich denken kann und wahrlich, es gehört ein großes, musikalisches Genie dazu, um bei einer Umgebung und Mitwirkung wie bei unserm jetzigen Opernpersonal so zu spielen und zu singen! Man sagt, sie sei nicht musikalisch: das können nur Leute sagen, die selbst von Musik nichts verstehen: denn so, wie die Löwe, singt man nur mit einem ausgezeichneten musikalischen Talent; ihr Gedächtniß mag sie bisweilen irre führen, weil sie leidenschaftlich singt. Ihre ganze Seele strömt in ihrem Gesange aus, denn ohne Seele kann man nicht zur Seele singen; das thut sie aber! mit der schönsten, kräftigsten, umfangreichsten Stimme gibt sie in der musikalischen Begeisterung — ja Wuth — bisweilen einige hohe Töne, die sie geschmackvoller unterlassen sollte; sie weiß es aber leider zu gut, daß das hiesige applaudirende Publikum solche Knalleffekte mit Jubel belohnt. Ihre Fortschritte im letzten Jahre, besonders in mezza voce, beweisen, daß es ihr an gutem Willen zu lernen und an Geschmack nicht fehlt, was bei einer stets applaudirten Sängerin ein ungewöhnliches Verdienst ist." — ††.

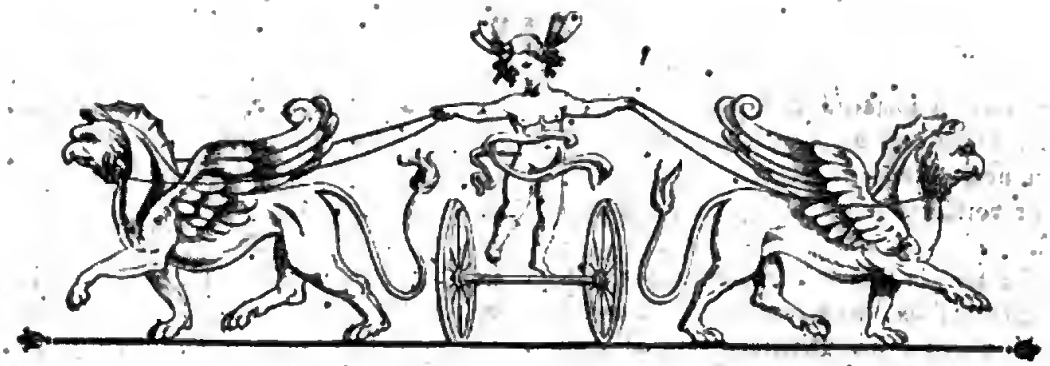
Notiz.

[Zwei Bilder.]

Es ist in diesem Augenblicke auch zu Leipzig eine kleine Gemäldeausstellung offen, und einige sehr gute Sachen darunter verdienen besondere Aufmerksamkeit. Merkwürdig! That und Sinn für gemalte Welt ist in solchem Maße gewachsen, daß es selbst in deutschen Mittelstädten nichts mehr sagen will, brav gemalte Bilder herauszuheben, auch die Mittelstadt trachtet nur nach Vorzüglichem. Besonders Leipzig, wo auf kleinen Raum und in unscheinbarer Form so große Kräfte zusammengedrängt sind. In rascherer Bewerkstelligung hat diese Stadt ein Museum begonnen, und starke Mittel dafür zu Wege gebracht, sie kann bereits ohne ökonomisches Bedenken die kaufende Hand nach dem Vorzüglichsten ausstrecken, was geboten wird. Die jetzige Ausstellung bietet dafür das Erwünschte: es ist ein vorzüglich gemaltes, und es ist unter gut gemalten Bildern ein interessantes vorhanden. Möchte sich Leipzig keins von beiden entgehen lassen! Das vorzüglich gemalte Bild ist ein Thierstück, drei Schafe darstellend, von dem belgischen Maler Verboekhoven. Es ist so vortrefflich gemalt, das Thierleben ist so frappant ächt, und durch Aechtheit unmittelbares Leben hauchend aufgefaßt, daß es den besten Meistern altniederländischer Schule an die Seite gestellt werden kann. Außerdem treibt zum Ankaufe die Wahrscheinlichkeit, daß schwerlich noch einmal ein Bild von Verboekhoven zu haben sein wird. Dieser Maler, der in Brüssel lebt, ist auf mehr denn zehn Jahre hinaus mit Bestellungen überhäuft, und erklärt obenein gut niederländisch, daß er dann genug erworben und gemalt haben und kaum noch länger für das Publikum arbeiten werde. Ein Zufall, der Verkauf einer Privatsammlung, hat dies Bild käuflich gemacht, sollte Leipzig diese günstige Gelegenheit verabsäumen?

Das zweite Bild von Becker in Düsseldorf stellt zwei Tiroler dar, die von der Alp herabkommen, einer von ihnen ist offenbar tödtlich in die Brust geschossen, jede Muskel zeigt, daß bald das ganze Gebäude des hoch gewachsenen Mannes zusammenbrechen werde. Er hängt mehr an der Schulter des Begleiters, als daß er sich darauf stützte, und das Grauen über solchen Unfall des Cameraden ist in den starr gewordenen Zügen und Muskeln dieses Begleiters eben so allgemein ausgedrückt wie dort der hereinbrechende Tod. Die Gemse, welche dem Gefunden auf der Achsel liegt, erscheint nicht mehr wie eine Beute des Gelingens, sondern wie ein Spottpreis für solchen Verlust, wie ein drohend Symbol für alles Lebende, was der Richtung einer kleinen Bleikugel unterworfen ist. So viel Sinn und Welt ist in zwei Figuren gelegt. L.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 112. — den 11. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Ungarn*).

Mit Bedauern bemerkten wir, daß die Oeffentlichkeit in Bezug auf Ungarn zu einem Schlachtfeld der Persönlichkeit ausartete, statt zur wirklichen Aufklärung und Berichtigung der vielen über dieses Land und Volk in Europa vorwaltenden Ansichten und Meinungen zu dienen.

Der Verfasser der „pia desideria“ scheint durch den vortrefflichen Aufsatz des Deputirten Pulszky sehr aufgeregt zu sein, welcher, auf seine Stellung als Vertreter seines Volkes stolz, durchdrungen von dem Pflichtgefühl, es auch auf der Arena der Publicität zu vertreten, der gedrängten Kraft seiner praktischen Ueberzeugung bewußt, sich nicht hinter den Mantel der Anonymität verbarg, sondern offen, als Mann von Geist, gleich sehr als Literat und als politischer Verfechter in Ungarn hochgeehrt, seinen rühmlich bekannten Namen nannte, als er die mancherlei über Ungarn, gleichviel ob mit oder ohne Absicht verbreiteten, theils halbrichtigen und oberflächlichen, theils ganz falschen und irrigen Meinungen zu bekämpfen sich berufen fühlte. Eben seine Stellung als Volksrepräsentant sowohl, wie seine Persönlichkeit als Staatsbürger unterscheidet ihn bei dieser Gelegenheit als „berufenen Arzt“ von dem „unberufenen Quacksalber,“ — welcher allerdings unangenehme Vergleich den Verfasser der pia desideria ziemlich scharf getroffen haben mag, da er beständig selbst auf ihn zurückkommt, und mit einem eben so bitterbösen Gesicht, als das sauere, welches er Herrn v. Pulszky zu verursachen sich schmeichele, in seiner Erwiederung*) sehr heftig gegen jenen loszieht. Ja wohl, man kann, wie der Verfasser der pia desideria uns erzählt, fünfundzwanzig Jahre mit einem Kranken leben, ohne deshalb die Mittel zu kennen, welche ihn heilen würden, man kann auch fünfundzwanzig Jahre als Fremder die Gastfreundschaft eines edlen Volkes genießen, ohne deshalb, wenn man es auch zu verunglimpfen versteht, das Panacee für alle Uebel, für alle Mißbräuche, für alle Mißstände entdeckt zu haben, welche besagtes Land ohnehin größtentheils den vielen fremden Gästen zu verdanken hat, die es, trotz seinem vermeintlich elenden Zustande, mit seiner uneigennützigen Theilnahme beschenkt. Innerlich ist das Land kerngesund; nur von außen wirken schädliche Miasmen und sichende Elemente auf dasselbe ein, denen es nur durch seine robuste, feste Constitution zu widerstehen vermag, und gerade dadurch liefert es den schlagendsten Beweis für seine rüstige Lebenskraft, für seine unverwüstliche Gesundheit.

Herr von Pulszky bedarf keines Vertheidigers, er wird über kurz oder lang in gediegenen Worten und mit der ruhigen Würde seiner öffentlichen Stellung seine Sache selbst führen. Da aber der besagte Aufsatz des „Frommwünschenden“ einen Seitenhieb auf einen an-

*) Uns indirect zugegangen. Der Verf. ist uns unbekannt. D. Red.

*) S. die Beilage der augsburger Allgemeinen Zeitung vom 11. April Nr. 102.

Digitized by Google

dern, einen der edelsten ungarischen Patrioten enthält, so ist es Pflicht, sich mit diesem „Frommen" einzulassen. Dies wird wohl noch anderweitig geschehen, wir aber erlauben uns hier vorläufig einige Worte über den vorbesagten Artikel.

Der Verfasser der pia desideria nimmt sich gewaltig des vierten Standes an, während er vom Bauernstand und dessen Mangel an Vertretung nur obenhin spricht. Dürfte der Grund nicht vielleicht darin liegen, daß wohl die finanzielle wiener Aristokratie, denen die, auf altkriegerischen und nationellen Grundlagen beruhende ungarische Lehnsverfassung ein Dorn im Auge ist, jene Aristokratie, welche durch ihre Capitalien dieses gelobte Land, wie einst Kanaan, mit seinen üppigen Triften und seinen goldenen Weingeländen, zu erobern strebt, und schon lange gern mit der ungarischen Tracht, mit Säbel, Sporen und Schnurrbart in den Prunksälen herumzuwandeln wünscht, in ihren Erwartungen mit dem Resultate der pia desideria zusammentrifft, während der fünfte Stand keine Gelegenheit hat, dem Verfasser der pia desideria sein Wohl an das Herz zu legen. Nun ist aber vermöge der ungarischen Verfassung der vierte Stand gesetzlich vertreten, und wenn wir auch annehmen, daß dies nur unvollkommen der Fall sei, so dürfte doch bei einer Reform der Constitution, wenn diese wirklich erforderlich wäre, das Bedürfniß der Repräsentirung des fünften Standes, welcher bis jetzt gar nicht, oder doch nur durch seine Grundherren oder durch einige privilegirte Distriete repräsentirt ist, ein weit dringenderes sein. Hier also scheinen die desideria nicht so ganz pia, sondern durch andere weltliche Gründe motivirt zu sein. Der Verfasser wird auch gewiß über seine nicht erfüllten Wünsche für Ungarn keine solche Thränen weinen, wie jene, welche er bei dem „ungarischen Lafayette" bespöttelt, worunter er ohne Zweifel den edlen, an Mannskraft und Biederkeit hervorragenden Baron Wesselényi meint. Wir aber hegen den frommen Wunsch, daß viele solche Persönlichkeiten, wie jene dieses hochherzigen Patrioten, die in freiem Wort und kräftiger That sich stets bewährte, den nicht Furcht beugte, nicht Eigennutz bestach, der bei der pester Ueberschwemmung mit kräftigem Arm Hunderten Hülfe und Rettung brachte, in öffentlicher Versammlung für die Ehre Ungarns die Solidarität des unglücklichen Schwesterlandes Polen als eine Ehrenschuld ansprach, und der mit dem Verluste seiner Freiheit für seine laut ausgesprochenen pia desideria büßte, wir wünschen, daß viele solche Persönlichkeiten in Ungarn erstehen mögen, daß ihre Thaten, Worte und auch ihre Thränen, welche der Verfasser der pia desideria so lächerlich findet, gewürdigt und anerkannt werden, denn gewiß, solche Männer weinen sie nicht ohne Ursache! Ist es denn so absonderlich lächerlich, wenn Polens Schicksal, wenn das Todesröcheln dieses Heldenvolkes Herzen mächtig anrege, welche für noch weitere Wünsche empfänglich sind, als für Eisenbahnen, Wechselgerichte und gute Fahrstraßen, worauf sich die „frommen" Wünsche des wiener Rathgebers für die ungarische Nation beschränken? Ist es so verwunderlich, wenn sie diesen Herzen auch Thränen erpressen, welchen durch den Anblick der erwürgten Nationalität eines Schwesterlandes, die natürliche Vorstellung der Gefahr, welche dem eigenen drohen könnte, sich aufdrängt! — Wenn sich das blutige Abendroth der untergehenden Sonne Polens im trüben Horizont der Zukunft abspiegelt, und die Möglichkeit eines solchen Tages für Ungarn sich darthut, können auch Männer, wie die, welche der „Frommwünschende" bespöttelt, eine Thräne im Auge ohne Scham zerdrücken, keineswegs beruhigt durch die glückliche Zukunft, welche der besagte „Frommwünschende" nach Aufopferung aller eigenen Volksthümlichkeit in der Einführung fremder Sprachen, Sitten, Gesetze und Einrichtungen verspricht, und die sich hauptsächlich darauf beschränken, daß durch Polizei, durch Handels- und Administrativ-Gesetze Ungarn zu einer österreichisch-deutschen Provinz werde, wofür es den reichen wiener Capitalisten einen passenden Absatzpunct für ihre Capitalien abgeben und auf besseren Landstraßen herbeifahren könne, um sich für die Wohlthaten des Absolutismus persönlich zu bedanken. Denn dies ist unstreitig die Tendenz des „Frommwünschenden": „Aufopferung der Nationalität für mögliche Verbesserung des materiellen Wohlseins in Ungarn." Glücklicherweise aber entschleierte sich diese Tendenz zu früh, und warnend guckten hinter Eisenbahnen, Dampfwägen, Creditverheißungen, Postwesen, und der Fülle goldener Handelsvortheile, der graue Rock der Polizei und die Feder der Büreaukratie hervor.

Der „Frommwünschende" ereifert sich ferner gewaltig über den Ausdruck „Geist des Orients", von welchem Herr von Pulszky richtig behauptet, daß er in Ungarn fortlebe. Der „Frommwünschende" weiß recht gut, was Herr von Pulszky damit meint, und hat nur absichtlich dessen Ansicht falsch dargestellt, indem er sie von einem mißverstandenen Gesichtspuncte zu beurtheilen sich bemüht. Was Herr von Pulszky hier unter dem Geiste des Orients versteht, ist der Gegensatz des centralisirenden, utilisirenden, nivellirenden europäischen Bureau-

Digitized by Google

und Comptoirgeistes, ist allerdings das Widerstreben gegen Philisterthum und Spießbürgerleben, ist der Widerstand der poetischen Jugendfülle eines Volkes gegen den vielleicht reiferen, ruhigeren, schwerfälligeren, aber gewiß nicht poesiereicheren Charakter des Alters. Daß Letzteres über Ersteres siegt und siegen muß, liegt in der Natur der Sache, denn was jung war, wird und muß alt werden, aber ein freudig stolzer Rückblick auf die Jugend ist dem Manne nicht verwehrt, und Niemand, wenn er auch alt wird, mag deswegen nicht jung gewesen sein. Stolz blickt der Ungar zurück auf seine orientalische Abkunft, und somit mag der „Frommwünschende" es Herrn von Pulszky nicht verübeln, wenn er diesen Ursprung nicht verläugnet; knüpfen sich doch schöne Erinnerungen daran, welche, wenn sie auch dem „Frommwünschenden" weniger interessant sind, für den echten Ungarn doch nie werthlos werden können. In dieser halborientalischen Vergangenheit, in der aus ihr entsprungenen nationellen Eigenthümlichkeit liegt das, was Herr von Pulszky den „Geist des Orients" nennt, und welcher, da er mit den büreaukratischen Verordnungen eben so wenig zusammenpaßt, wie ein deutscher Hut zu einem ungarischen Dolmény, dem „Frommwünschenden" so zuwider ist, daß er den goldverbrämten Dolmény der Nation gern ausziehen, und, damit zu dem Hut auch der Rock passe, denselben schon vorläufig nach der simpelsten Mode, nur etwas zu knapp und eng, zuschneiden will.

Der „Frommwünschende" läßt auch keine Gelegenheit vorübergehen, den ungarischen Adel zu verunglimpfen, und es ist nur zu verwundern, wie eine so vortreffliche, so classische Feder, wie die des gedachten Verfassers, sich dazu brauchen läßt, die abgedroschenen Phrasen zu wiederholen, welche seit einem halben Jahrhundert in Europa le pont des ânes aller politischen Doctrinairs sind; das Wort „Adel" ist der papierne Carrusselkopf, auf welchen alle diese Herren ihre Witzpistolen abschießen, und ihre Verstandesklingen vor dem jauchzenden Publicum exerciren, und dies ist um so gefahrloser und leichter, als der papierne Kopf nicht zurückschießen oder stechen kann. Regierungen, oder andererseits die laute Stimme der öffentlichen, sich in der demokratischen Opposition am bestigsten aussprechenden Meinung, sind allerdings gefährlichere Gegner, und da sind die Argumente wohl zu beherzigen, weshalb der Kampf gegen solche Potentaten kein bloßes Ritterspiel und Schaugefecht, sondern wirklich Kampf ist auf Blut und Leben. Der Adel aber, eine allenthalben bekämpfte, nur durch seine Nothwendigkeit in der europäischen Welt bestehende, und sich wieder erneuernde, aber nur in der Minorität lebende, allen Angriffen von Oben sowohl als von Unten ausgesetzte Institution, ist ein Gegner, gegen welchen die schönsten und blumenreichsten Redekünste gefahrlos und mit Erfolg angebracht werden können; man kann dabei auch stets mit Sicherheit auf den Beifall eines großen Theiles der Galerien rechnen, welche stets dem Rufe: „à bas les privilèges et les privilégiés!" zujauchzen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Bamberg.

[Vergangenheit und Gegenwart.]

Obgleich seit der Säcularisation durch das Verschwinden der meisten Staatsbehörden, und durch das Auswandern oder Absterben gut besoldeter Edelleute, der allgemeine Wohlstand der Einwohner sehr abgenommen hat; so ist doch die Industrie hier in allen Zweigen eben so gestiegen, wie der Luxus aller Menschenclassen. Die Stadt selbst hat sich zu ihrem Vortheile sehr verändert, sowohl im Innern, als in ihren Umgebungen. Wer sie 30 Jahre nicht sah, glaubt in eine andere Sphäre versetzt zu sein, und kann sich in mehrern Theilen, besonders wo der Säculaeisations-Vandalismus große Gebäude unnöthig zerstört hat, gar nicht mehr finden. Ganz neue Gassen und Marktplätze wurden seit 1804 geschaffen. Die vermehrte Zahl der legitimen Kinder, wie der illegitimen, forderte in jedem der 4 Stadtdistrikte die Erbauung neuer Schulhäuser; viele Private erbauten neue Wohngebäude, und nur wenige sind noch in der Gestalt des vorigen Jahrhunderts geblieben; die meisten neu decorirt. Viele neue Gewerbe sind seit 50 Jahren eingeführt; manche bestehende über den Bedarf in der Zahl der Prinzipale vermehrt, wie z. B. für 1900 Einwohner 16 Zuckerbäcker zu viel scheinen mögen, wenn auch die 4 andern als Lebküchler ihren meisten Absatz im Auslande haben. Fünf Tabaksfabriken sind ganz neue Schöpfungen, obschon die vielen hundert säculaeisirten Geistlichen, welche abstarben, durch das allgemeine Tabakschnupfen in der Vorzeit den Absatz desselben etwas vermindert haben. Die Juden waren sonst auf 2 Gassen und 84 Familien beschränkt, und froh, im unbemerkten Hintergrunde wohnen zu dürfen, nachdem ihre Voreltern im Mittelalter zweimal aus der Stadt gejagt waren. Jetzt sind sie im Besitze der größten und schönsten Gebäude in den vorzüglichsten Straßen, und theilen sich in den Handel mit Staatspapieren und Waaren, wie Güter en gros und en detail, während die Schacherjuden das Darlehen auf Pfänder, welche sie selbst wieder heimlich in das Leihhaus bringen, mit beispiellosen Zinsen forttreiben. Unter der fürstbischöflichen Regierung lebten hier kaum 200 Protestanten, größtentheils Dienstboten und Handwerksbursche, und hatten die Noth, zwei Stunden außer derselben ihren dürftigen Gottesdienst zu suchen; daher sie gewöhnlich zwei bis

dreimal dahin kamen. Seit 30 Jahren ist eine protestantische Religionsgemeinde gebildet, welche bereits auf tausend Seelen angewachsen ist, eine schöne eigene Kirche mit Pfarrer und Dekan, Vicar und Schullehrer bei anständiger Besoldung hat. Obschon alle Confessionen sehr eifrig in ihrem religiösen Wirkungskreise sind, so konnte man doch aus dem Benehmen aller Einwohner gegen einander, sie mögen Katholiken, Reformirte, Lutheraner oder Israeliten sein, fast auf praktischen Indifferentismus schließen, während diese Verträglichkeit nur Folge des reinen Bürgersinnes ist; daher auch in der sonst gut katholischen Stadt ohne Rücksicht auf Religion bei der Wahl der Gemeindebevollmächtigten, Magistrats- und Kirchenräthe, die geachtetsten Protestanten für die Collegien gewählt werden, wenn sie sich besonders durch ungewöhnliche Industrie und technische Kenntnisse auszeichnen. Kaum waren die ersten Vorarbeiten zur Zuckeraffinerie in anderen Gegenden Deutschlands geschehen, war hier schon eine Fabrik begründet, welche im vorigen Jahre durch Neubauten eine außerordentliche Erweiterung und Vervollkommnung erhielt. Sogar Leim- und Wachstuchfabriken sind entstanden, deren Gedeihen durch auswärtige Verhältnisse bedingt ist. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Holzhändler Baier außerordentlich in öffentlichen Blättern gerühmt, daß er eine kleine Anstalt zum Baden im kalten Flusse, dem Krankenhause gegenüber, errichtet hatte; jetzt hat man nicht nur eine solche Anstalt im größeren Maßstabe; sondern auch eine öffentliche Schwimmschule, unter der Leitung geschickter Männer, vorzüglich aus dem Militärstande, und man hofft, daß künftig jährliche Preise für die besten Schwimmer ertheilt werden, wie zu Wien. Nebst dem hat man noch 2 Anstalten für warme Bäder aller Art, deren eine mit 14 Zimmern so vorzüglich ist, daß sie mit den ersten von Deutschland theils durch ihre Einrichtung unter der Leitung eines Arztes, theils durch ihre Lage an einem großen, höchst sonnenreichen Garten u. sich messen kann. — Das gesellschaftliche Leben der gebildeteren Einwohner gewinnt an Lebendigkeit im Sommer durch die stets sich verschönernden Lustplätze außer der Stadt; im Winter durch die vier geschlossenen Gesellschaften der Haemonie und Concordia, des Museums und Bürgervereins, in welchen alle musikalischen Vergnügen und Privattheater durch Productionen der Mitglieder selbst statt finden. Nebst dem hat sich das öffentliche Theater, welches 1802 durch den Grafen Julius von Soden, vom berühmten Künstler Quandt, begründet wurde, jährlich in 7 Wintermonaten erhalten, weil Anfangs die Staatskasse, später jene der Herzoge Wilhelm und Max von Baiern, und die Stadtkasse selbst, Geldzuschüsse machten. Daß dessen ungeachtet der größte Theil der Directoren durch das k. Stadtgericht ihre Schulden arrangiren ließen, ist zwar wahr; allein mehrere derselben haben auch ehrenvoll sich entfernt, und dadurch bewiesen, daß das Schuldenmachen kein nothwendiges Appertinenz des Theaterpersonals ist. Außerdem sind fast in jeder Frühlings- und Herbstmesse Seiltänzer und andere Gaukler-Gesellschaften hier zu sehen gewesen, deren Fertigkeit vor zwei Jahren von der privaten Kunstreitergesellschaft des Herzogs Max unendlich übertroffen wurde.

Wie die Geschäftszweige vieler Einwohner eine vortheilhaftere Richtung durch wechselseitige Eifersucht erlangt haben; so hat auch der fortschreitende Genius unserer Zeit mehrere artistisch-literarische Verbindungen hervorgerufen, an welche unter der fürstbischöflichen Regierung nicht zu denken war. Die 155jährige Universität, welche besonders im letzten Jahrzehend durch tüchtige Professoren der vier Facultäten einen entschiedenen Ruf erlangt, und durch die medicinische während der Brown'schen Periode sich unsterblich gemacht hatte, wurde im October 1803 aus Mangel an Local- und Personalkenntniß der hiesigen und würzburger Anstalt auf den übereilten Bericht des General-Commissairs, Grafen v. Thürheim so unterdrückt, daß sogar ein Capital von 8000 Fl. fränkisch für die Stiftung eines Rechts-Collegiums an die gräfliche Familie von Schönborn zurückgezahlt werden mußte. Dagegen hat der wirksame Einfluß des damaligen Medicinaldirectors der fränkisch-bairischen Provinz, Dr. Friedrich Adalbert Marcus, eine medicinisch-chirurgische Schule hervorgerufen, von welcher die Candidaten zur Promotion auf einer Universität scheitern konnten. Eine zweite Organisation dieser Schule beschränkte die Candidaten auf einen landärztlichen Wirkungskreis, dessen Execution in den landgerichtlichen Physikaten so viele Unordnung hervorbrachte, daß eine dritte Organisation derselben Schule für einfache Chirurgen, Bader genannt, folgen mußte, welche an dem bestgegründeten allgemeinen Kranken- und Entbindungshause zugleich praktisch eingeübt werden. — Die Lehrämter der Theologie und Philosophie wurden seit der Auflösung der Universität, ebenso regelmäßig, in 3 bis 4 Vorlesungen für jeden Zweig, alle Tage fortgesetzt. Da die meisten Studenten durch die baldige Versorgung im geistlichen Stande dahier gesichert sind; so wird es an Candidaten der Philosophie und Theologie nie fehlen. Nur ist jetzt gegen die Vorzeit der Unterschied, daß zwei- bis dreijährige Theologen in das Priesterhaus, welches auf 24 Alumnen eingerichtet ist, und seinen eigenen Regens und Subregens als Repetenten und Instituenten für den praktischen Zweig in 5 wöchentlichen Stunden hat, aufgenommen und nach 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahr als Pfarrei-Gehülfen auf das Land gelassen werden, statt daß sonst kein Theolog vor 5 bis 6 Jahren, und mancher erst nach 8 bis 9 Jahren dieses Ziel erreichen konnte. Auch kommen jetzt diese Pfarrgehülfen in 4 bis 6 Jahren zum Besitze einer Pfarrei, statt daß ihre grauen Vorgänger erst nach 12 bis 16 Jahren dahin gelangen konnten. Die Theologie und Philosophie bilden das jetzige Lyceum unter einem eigenen Rector. An dasselbe schließt sich das Gymnasium, auch unter einem Rector, und endlich die lateinische Vorbereitungsschule mit 5 Classen unter einem Subrector, wenn nicht zufällig beide letzte Rectorate in einer Person vereinigt werden. Im verflossenen Studienjahre gab es 20 Theologen, 28 Philosophen, 27 Gymnasiasten in der IV. Classe, 41 in der III., 37 in der II., 48 in der I.; 56 Schüler in der V. lat. Classe, 57 in der IV., 66 in der III., 73 in der II., 46 in der I. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 113. — den 12. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Ungarn.

(Beschluß.)

Wenn es sich aber um wirkliche Abänderung wohlerwoebener rechtlich begeündetee Gerechtsame, wenn es sich um die Grundlagen der Sicherstellung der Personen und des Eigenthums handelt, genügen derlei Phrasen nicht, und können, ohne in ihrer Consequenz den vollkommenen Umstuez alles Bestehenden, — welches aber nur bis zu einem gewissen Grade in den Wünschen des „Frommwünschenden" zu liegen scheint, — herbeizuführen, nicht als Richtschnur parlamentarischer und staatsrechtlich gültiger Maßregeln angenommen werden, und es ist alsdann nicht so leicht, wie es scheint, das Recht, das geheiligte, und den wirklichen Besitz mit den feommen Wünschen für Fortschritr und Verbesseeungen zu vereinigen. Nur langsam und vorsichtig kann die That dort vorschreiten, wo das Wöet leicht hindringt, und wollte man das Ziel, welches das klare Auge schnell erspäht, im flüchtigen Laufe eereichen, dürfte man oft Gefahr laufen, den Hals früher zu brechen, als man es erfaßt. Soll und muß aber ein Adel bestehen, welches wie hiee weder als Axiom noch als Streitfrage aufstellen; so dürfte einer wie der ungaeische, welcher, ohne an frühere im Krieg und Frieden bewährte patriotische Glanzpunete zu erinnern, im Jahe 1823, als man vom nichtadeligen Volke Rekruten und Steuern begehrte, die nichtadeligen Brüder gewissenhaft und kräftig gegen die Regierung verteat, — ein Adel, dee in seinen Comitatsversammlungen Deputirte wie Déak, Béoczy, Clauzal, Wenkheim, Borschitzky, die kühnsten Wortführee dee freisinnigen und volksthümlichen Meinungen, zu den Deganen seiner Gesinnungen wählte, ein Adel, der seit funfzehn Jahren freiwillig auf jedem Landtage einen Theil seiner ursprünglichen Gerechtsame aufopfert, während er gegen äußere Eingeiffe, auch wenn sie ihm am wenigsten nachtheilig sind, fußbreit die Rechte des Landes allein veetheidigt, — ein Adel, zu dessen Häuptern Männer, wie Wesselényi, Széchény, Karoly, Balhlény zu zählen sind, welche die Initiative einee Rolle übernommen haben, deren Consequenz nur Aufopferungen für sie selbst zum allgemeinen Besten sein kann, welche das Motto: „Sic vos non vobis!" durch ihre ganze politische Laufbahn gegen ihre Mitbürger bewährt haben, — ein Adel, durch dessen Beihülfe allein bis jetzt jedes volksthümliche, geistig und materiell heilsame Unternehmen*) gegründet und befördert worden ist, ein solcher Adel verdient nicht unter die fruges consumere nati gezählt zu weeden, und sind auch die Ströme Blutes, welche er feüher allein auf so zahllosen Schlachtfeldeen zum Schutze des Vaterlandes vergossen hat, längst verraucht, so hat er doch noch andere Verdienste aufzuweisen, die zwar nicht der Flitteeglanz und das Rauschgold, mit welchen die Laune des Hofes ihee Günstlinge schmückt, umstrahlen, duech welche er aber wohl auf Aneekennung in den

*) Akademie, Landwirthschaftsgesellschaft, wohlthätige und literarische Vereine, ungarische Theater ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Herzen seiner Mitbürger und auf Würdigung in der Geschichte seines Volkes Anspruch machen darf.

Es ist keine leichte Sache, die ungarischen Zustände richtig zu beurtheilen, desto leichter aber, sie absichtlich in der öffentlichen Meinung zu entstellen. Unsere Zeit strebt ohnehin zu sehr nach allgemeinen Ansichten, Schlüssen und Sätzen, welche alsdann auf specielle Situationen angewendet, nicht passen. Für eine richtige, genaue, gewissenhafte Erörterung oder Untersuchung und Beleuchtung eines Ereignisses erscheinen zehn allgemeine Abhandlungen über dessen Resultat. Um das eigentliche Species facti bekümmert man sich wenig, aber zehn Sentenzen werden gefällt, welche man auch dann nicht zurücknehmen will, wenn die Unrichtigkeit des Thatbestandes erwiesen wird. In politischen Verhältnissen ist dies besonders auffallend. Griechenland, Spanien, der Orient, sind größtentheils falsch beurtheilt worden, weil man sich mehr damit abgibt, die eigenen, oft sehr glänzenden und scharfsinnigen Ideen, Meinungen, Ansichten, auf fremde Zustände anzuwenden, als vorher sich das richtige Bild der dortigen Verhältnisse zu entwerfen, daher findet sich meistens, daß trotz dem besten Willen dem Nachbar der Schuh nicht paßt, da man das Maß nach dem eigenen und nicht nach seinem Fuße genommen hat. Dies ist namentlich in Bezug auf Ungarn der Fall. Nicht wie bei andern constitutionellen Debatten reducirt sich hier parlamentarische Mechanik auf die Wechselwirkung der Regierungs- und Oppositionspartei. In einem solchen einfachen Verhältnisse ist es klar, daß es im Interesse des Ganzen, folglich aller Parteien liegt, am Ende doch das richtige Gleichgewicht zu erhalten. Das erste Princip, zur letzten Consequenz getrieben, würde zur Despotie des Absolutismus, das zweite zur Anarchie führen. — In solchen Verhältnissen also handelt es sich eigentlich nur um die Form. In England, Frankreich, Schweden z. B. schmeichelt sich das Ministerium eben so national zu sein, als die Opposition, und letztere kann ersterem wohl vorwerfen, das Wohl und die Würde des Landes unzweckmäßig zu vertreten; allein es ist noch keinem Oppositionsmitgliede eingefallen, zu behaupten, Canning oder Wellington, Peel oder Palmerston seien keine Engländer, kein englisches Blut rolle in ihren Adern, kein englisches Herz schlage in ihrer Brust! Kardinal Richelieu war Despot, Louvois ein Blutsauger, aber sie waren Franzosen, und was sie thaten, vermeinten sie zu Frankreichs Heil und Glanz zu thun! In dem Kampfe der ungarischen Volksvertreter aber ist es anders. Es handelt sich nicht allein um das Hebelspiel zwischen Ministerium und Opposition, absoluten und repräsentativen Regierungsformen, sondern nebstbei auch um Vertheidigung, ja um größtmöglichste Entwickelung selbstständiger Nationalität, welche Oesterreich nur bedingt zugeben und möglichst beschränken will; es handelt sich um Verschmelzung der Nationalität mit dem allgemeinen Staatsleben Oesterreichs, um Verwandlung in eine österreichische Provinz, wozu hinwieder Ungarn nie sich verstehen wird und kann. Diese verschiedenen Rücksichten complicirer die Frage wesentlich, denn oft maskirt man eine antinationale Absicht unter einer scheinbar liberalen Maßregel, und umgekehrt müssen die Stände oft einer freisinnigen Idee entsagen, durch welche die Hauptfrage der Nationalität gefährdet werden könnte. Jeder Vorschlag, er mag im liberalen oder im absolutistischen Gewande erscheinen, ist verdächtig, wenn er von der Gegenpartei gemacht wird, „timeo Danaos et dona ferentes“ ist das Losungswort eines Jeden, und auch das Wohlthätigste wird mit Mißtrauen und Abneigung, wenn es aus dem jenseitigen Lager kommt, empfangen. Und wenn wir dem „Frommwünschenden“ noch einen Wunsch dictiren dürfen, so würden wir mit ihm wünschen, daß die vielen früheren Maßregeln unterblieben wären, welche das moralische Band zwischen Hof und Nation gelockert, das Vertrauen zwischen Regierung und Volk gestört haben, und wir würden mit ihm gern hoffen, daß dies verschwinden und die alte treue Zeit wiederkehren möge. Wenn er aber Ungarn vorspiegeln will, daß es die Verbesserung seines materiellen Zustandes nur durch Aufopferung seiner nationalen Würde erkaufen, die Mißbräuche, welche in seine Constitution sich mögen eingeschlichen haben, durch deren Umwandlung in eine bureaukratische Administration verbessern, seine Selbstständigkeit, sein freies, politisches und sociales Leben hingeben soll, um etwas mehr Credit bei Wucherjuden, und besseres Postwesen und Landstraßen, nebst dem wohlthätigen Schutz der Polizei-Hofstelle dafür zu erhalten, so können wir uns seinen Wünschen nicht anschließen. Wir begreifen wohl, daß es angenehm sein mag, auf einer guten Straße von Wien nach Ungarn zu fahren, und den Ungar, der nicht Deutsch spricht, als einen Böotier zu behandeln, aber lieber mögen wir noch einige Zeit auf unsern schlechten Straßen uns fortschleppen, als zu schnell zu dem Ziele zu gelangen, wo mit dem deutschen Schlagbaum und mit dem deutschen Positarif auch Ungarns Geschichte, Wappenfarbe, Sitte und Sprache verdrängt wird. Hier gilt wiederum der Satz: timeo Danaos, und auch die erprobte Beredtsamkeit und elas-

Digitized by Google

fische Feder des „Frommwünschenden" vermag nicht, das hölzerne Pferd zu verhüllen, aus welchem die gewappneten Achäer unfehlbar herausſteigen wollen, wozu ihnen der „Frommwünschende" gern das Thürlein öffnen möchte!

Uebrigens geht es in dieſer und in ſo mancher Streitfrage, wie mit jener, welche Sancho Panſa entſchieden hat, als er fand, daß beide Antagoniſten Recht hatten. Der „Frommwünſchende" hat Recht, wenn er in Ungarn bequem reiſen, keine Comforts vermiſſen, dabei weder ungariſch lernen noch ungariſch fühlen, ſein Geld auf gute Hypothek in Ungarn ſicher anlegen darf, und ſeine angeſehene Perſönlichkeit in Wien auch als in Ungarn anerkannt genießen will. Auch wir vereinigen hier unſere Wünſche mit den ſeinigen, und finden, daß er Recht hat; allein dagegen wird er den Ungarn nicht verübeln, wenn ſie vor Allem wünſchen, Ungarn zu bleiben, wenn ſie unter ſich vorzugsweiſe ihre Sprache ſprechen, ſie nach Möglichkeit wie eine koſtbare Pflanze zu pflegen und zu ſchützen ſuchen, wenn ſie von ihren Landsleuten und nach ihren Geſetzen regiert ſein, kurz, in Charakter, Sprache, Geſetz, Sitte und Tracht ihre Selbſtſtändigkeit behaupten wollen, und da haben auch ſie wieder Recht.

Wollen die pia desideria das Gegentheil, ſo dünken ſie uns nicht pia in unſerm Sinn, außerdem aber hoffen wir, daß der „Frommwünſchende", unter welchem Namen ſich eine in Deutſchland, wo nicht in ganz Europa mit Auszeichnung genannte literariſche Illuſtration verbirgt*), einem Volke, unter welchem er ſo lange als Bruder gelebt hat, den Fehdehandſchuh nicht feiner hinwerfen möge. Wenn er der ungariſchen Nationalität mit der ſcharfen Waffe ſeiner Feder zu nahe tritt, ſo wird er es ertragen müſſen, wenn ſie ihm zuruft: „Auch Du, mein Sohn Brutus?"

Correſpondenz.

Aus Bamberg. (Fortſetz.)

[Schulweſen, Stiftungen.]

Man würde die große Zahl der lateiniſchen Vorbereitungsſchüler ſehr unverhältnißmäßig finden, wenn nicht bei den jährlichen Prüfungen viele zurückgewieſen würden, von welchen manche ſich der vor vier Jahren erſt geſchaffenen Landwirthſchafts- und Gewerbsſchule unter der Leitung neun anderer Lehrer widmeten. Auch an dieſer Schule gab es 40 ſtändige Candidaten und noch mehre Hoſpitanten, ohne die vielen Handwerkslehrlinge zu rechnen, welche ſich von denſelben Lehrern an Sonntagen in einigen Vor- und Nachmittagsſtunden weiter bilden laſſen. Wie die Forderungen und Leiſtungen bei allen dieſen genannten Anſtalten in unſerer Zeit größer ſind; als ſie vor der baieriſchen Regierung waren, ſo hat auch der Elementarunterricht für Knaben und Mädchen der vier Stadtdiſtricte ein größeres Feld gewonnen. Man zählt in den 3 Claſſen des I. Diſtricts 250 Knaben und 276 Mädchen; im II. 243 Knaben, 310 Mädchen; im III. 335 Knaben und 252 Mädchen; im IV. 100 Knaben und 138 Mädchen, im Ganzen 1800 Schüler und Schülerinnen mit Einſchluß der Proteſtanten und Iſraeliten, welche noch ihre beſonderen Lehrer haben. Außer dieſen gab es noch in dieſem Jahre 796 männliche und weibliche Sonn- und Feiertagsſchüler.

Wie die Unterrichtszweige und die Schüler ſich vermehrten; ſo auch die Gebäude und öffentlichen Anſtalten. Zu denſelben gehört eine öffentliche Bibliothek, welche zwar 1612 ſchon begründet; während und nach dem 30jährigen Kriege durch Bücher-Vermächtniſſe großer Gelehrten gepflegt; von 1701 bis 48 durch Geldſtiftungen befeſtigt, und 1733 bereits zur öffentlichen Anſtalt erhoben worden war; allein ihren jetzigen Flor erſt in dieſem Jahrhunderte erhielt. Denn nach dem Reichsdeputations-Rezeß von 1803 mußten ſämmtliche Bücher der aufgehobenen Stifte und Klöſter in die öffentlichen Bibliotheken ihrer Provinzen zum allgemeinen Gebrauche gebracht werden, welche geſetzliche Beſtimmung auch ſo vollzogen wurde, daß eine ganz neue Schöpfung hervorzugehen ſchien. Denn jetzt prangen dahier 2600 Handſchriften neben vielen tauſend Incunabeln, und mehr als 50,000 Büchern der drei letzten Jahrhunderte, deren Gebrauch dem Publikum um ſo leichter iſt, als bereits aus mehr als 150 Bänden der realiſirten Special-Katalogr Auszüge in 4 gedruckten Bänden für das auswärtige Publikum erſchienen ſind. Dieſer erfreuliche Zuſtand der öffentlichen Bibliothek lockt bisher vier Patrioten zur Nachahmung des edlen Beiſpiels ihrer Vorältern in jährlichen bedeutenden Büchergeſchenken. — Dieſem Inſtitute ſteht würdig zur Seite das öffentliche Naturalien-Cabinet, welches 1792 durch den unſterblichen Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal geſtiftet, durch die Vereinigung der adelichen Kabinette von Banz und Langheim ſehr vermehrt, durch die großmüthigen Opfer ſeines 35jährigen Verwalters, Dionys Linder, welcher im März 1838 geſtorben iſt, ſehr verherrlicht, und durch deſſen Geldſtiftung auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft befeſtigt worden iſt. — Neben dieſer Anſtalt befindet ſich ein phyſikaliſches Kabinet mit einer Lyceal-Bücheranſtalt. — Im Erdgeſchoſſe des nämlichen Gebäudes iſt ſeit 5 Jahren noch eine geſonderte Mineralien-Sammlung, durch ein Geſchenk des praktiſchen Arztes, Dr. Kirchner begründet, unter der Leitung eines naturhiſtoriſchen Vereins, welcher ſeine Schätze nächſtens dem Publicum anzeigen wird, deſſen ſachkundiger Theil auf Verlangen auch Zutritt hat. — Vom J. 1804 bis 1822 hatte der ehemalige Generalcommiſſair v. Stengel ſeine Kupferſtichſammlung mehren Kunſtverſtändigen wöchentlich ein-

*) Hier gibt der Verfaſſer des Briefes der ſchon gehegten Vermuthung Raum, die auf Hrn. v. Zedlitz fällt, die wir jedoch nicht weiter beſtätigen können.

Die Red.

Digitized by Google

mal gezeigt. Dadurch wurde der theilnehmende praktische Arzt, Dr. Ziegler, nach dessen Tode veranlaßt, einen Kunstverein zu stiften, welcher seit 1823 wöchentlich einmal in der Wohnung des Kunstforschers Heller verschiedene neue und alte Gegenstände zur Ansicht und Würdigung erhält. Deswegen haben sich auch im letzten Jahre einige Gewerbsleute von höheren, technologischen Kenntnissen angeschlossen, und die Zahl der Mitglieder mag sich auf 80 belaufen. — Eben so existirt seit 10 Jahren ein historischer Verein dahier (in Wechselwirkung mit jenem von Baireuth), von dessen Wirksamkeit bereits 3 Berichte mit den Verzeichnissen seiner Sammlungen, die Beschreibung der Burg Rabenstein, 3 Hefte des Rennere Hugo von Trimberg, v. Spruner's Gaukarte von Ostfranken, auf eigene Kosten gedeuckt, und an die Mitglieder unentgeitlich vertheilt, zeugen.

Obschon bereits in den zwei letzten Jahrzehnden des vorigen Jahehunderts auch eine Normal-Schulanstalt durch den Fürsten Franz Ludwig begründet wae, so ist doch erst 1804/5 durch den Schulrath Graser ein öffentliches Seminar für katholische Schul-Candidaten eingerichtet worden, in welchem sie, seit der Veränderung des Lokals vor etwa zehn Jahren, auch Wohnung und Nahrung auf geringe Beiträge oder gar umsonst erhalten. Im verflossenen Schuljahre belief sich die Zahl dee Candidaten beinahe auf 50.

Der religiös-politische Zustand Bambergs litt in diesem Jahehundeete eine sehr bedeutende Veränderung. Nach der Auflösung des Domstiftes, 3 Collegiatstifte, 1 Abtei in der Stadt und 2 außer derselben, 8 Klöster der Bettelmönche und 2 Nonnenklöster, gab es ein Heer von Pensionisten aller Art, deren größter Theil seine Pension in der Stadt verzehrte, und deren Wohnungen und Kirchen entweder zerstört oder zu weltlichen Zwecken veewendet wurden. Jetzt sind die meisten Pensionisten todt, und der Einfluß ihrer Institute vergessen. Deswegen widersetzten sich ouch vor zwei Jahren die Gemeindebevollmächtigten und Magistratsräthe gemeinschaftlich dem ministeriellen Ansinnen, ein Kloster für Bettelmönche hier wieder zu errichten, was selbst bei höherer Unterstützung nur mit den größten Opfeen der Stadt möglich sein würde. Dagegen hat das englische Fräuleinstift, welches 3 Schulen für theoretischen und praktischen Elementarunterricht nebst einem Pensionate für Mädchen hot, nach dem Verhältnisse des Stiftungsfonds des 120jährigen Instituts ohne Widerspruch der Einwohner durch Aufnohme von Novizen sich wiedee bevölkert. — Ebenso ist das 1804 aufgehobene von Aufseß'sche Seminar für 24 arme Studenten aus dem ehemaligen Fürstbisthume Bamberg, und für 12 aus dem Fürstbisthume Würzburg wieder so hergestellt worden, daß auch Pensionairs gegen mäßiges Kostgeld aufgenommen werden, während die gestifteten Seminaristen häuslichen Unterricht mit Nohrung und Kleidung fast unentgeitlich erhalten. — Eben so ist in Folge des 1817 abgeschlossenen Concordats aus dem ehemaligen Bisthume Bamberg im J. 1821 ein Erzbisthum geworden, welches einen Erzbischof mit 15,000 Fl. Besoldung, 2 Dignitarier als Propst und Dechant mit 3500 Fl., fünf ältere Canoniker mit 1800 Fl., fünf jüngere mit 1400 Fl., sechs Vicarier mit 600 Fl. und das nöthige Kanziei-Personale mit geeigneter Besoldung hat und als Directorium der sämmtlichen Diöcesan-Geistlichen eingesetzt ist, und zugleich die Ehestreitigkeiten zu schlichten hat. Die vielen weltlichen Ober- und Unterbedöeden, welche vor der Secularisation mit zum Theile höchst zahlreichem Personole bestanden, wie z. B. dos Hofraths-Collegium mit der adeligen und gelehrten Bank, sind ganz verschwunden oder metamorphosirt. Die höchste Justizbehörde dahier ist dos Appellationsgericht, unter welchem das hiesige und baireuther Stadtgericht; alle Land- und Herrschaftsgerichte von ganz Odeefranken stehen, während die kön. Rentämter unter der Kammer der Finonzen zu Baireuth stehen, wie alle Polizeibehörden unter jener des Innern. Die einzige Administrativbehörde dahier ist der Magistrat, und der Armenpflegschaftsrath unter diesem. (D. B. f.)

Notizen.

[Luigi Pantaleoni.]

Mit dem Epitheton eines ersten Tenoristen des italienischen Theoters in London trat Hr. Pantaleoni im Hotel de Pologne zu Leipzig auf und sang Sachen von Bellini, Paecini, Donizetti und Romonzen eigner Composition. Will man einen Urboum ins Treibhous quetschen, so hat mon die Empfindung, die ein italienisches Furore in einem deutschen Saale hervorruft. Solcher Gesang will im Raum eines Volkstheaters gehört sein; wir unsererseits sind, wie gesagt, an Treibhausziergewächse gewöhnt. Dies im Allgemeinen. Im Besonderen müssen wie gestehen, daß Pantaleoni's Gesang nach deutschem Gefühl geschmacklos genannt werden muß. Ich weiß wohl, daß Rubini eben so grell die Lichter aufzusetzen liebt; allein bei Pantaleoni streift das kolossale Falsett an Bardorei. Er hat kolossale Höhe und eine Force darin, die betäubend wirkt; allein seine mittleren Töne sind ruinirt, und wenn er die untern gurgelt, so muß man die Unnatur strafen, mit welcher eine Flöte das Hodoe spielen will. Dee Beifall war lau.

[Die augsburger Allgemeine.]

Ein wiener Correspondent der leipziger Allgemeinen gibt, wie er meint, ein Pröbchen von dem Grade der Abhängigkeit, in welcher die augsburger Allgemeine stehe. Sie veeweigerte nämlich, wie er behauptet, unter den Inseraten die Beschweede eines österreichischen Schriftstellers gegen einen k. k. Beamten, die in der leipziger Allgemeinen unlängst eingerückt wurde, und berichtete zuvor noch Wien darüber.

[Maler Meister.]

Aus Cöln hört man, daß der Maler Meister, Horace Vernet's Lieblingsschüler, aus Koblenz gebürtig, behufs eines großen Panoramas, das General Hoche's Uebergang über den Rhein darstellen soll, die Gegend von Andernach aufnimmt. Man wundert sich mit Recht darüber, daß ein Deutscher sich nicht gedrungen fühlt, Blücher's Rheinübergang zu molen. Das Panoramo wird eine Wanderschoft durch die Städte machen. In Frankreich würde ein antinationales Werk ähnlicher Art gesteinigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 114. — den 13. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Das Schiff.

Sieh dort das Schifflein kühn die Wogen theilen,
Wie es die träumerische See durchwallt!
Ich sehe Menschen durch die Fluthen eilen, —
Vielleicht, daß sie des Wassers Beute bald.
Du falsche See entführst der Mutter Erde
Die Kinder Du mit schmeichelnder Geberde?

Sie hat an ihren harten Mutterbrüsten
Die Menschenkinder liebend aufgenähret;
Gleich einer falschen Frau trägst du Gelüsten;
Hast ihren Kindern Herz und Sinn verkehrt,
Es singen Deine Wellen, die Sirenen,
Ein süßes Wiegenlied dem Menschensehnen.

Wie schön Du mit den Spiegelwogen gaukelst!
Du nimmst das Menschenkind in Deinen Arm!
Wie Du's mit weichen Händen wiegst und schaukelst,
Vergißt die Mutter es und ihren Harm,
Du wirfst zusammen Deine Silberwellen,
Daß an einander spielend sie zerschellen.

Das Meer ist ruhig. Sieh', mit leichtem Zagen
Das Schifflein treibt auf sanftbewegter Fluth,
Und tausend Wellen eifern, es zu tragen,
Und plätschern laut in frohem Uebermuth.
Da steht der Mensch auf des Verdeckes Räumen;
Ich seh' ihn in die Wogen niederträumen.

Und in die Tiefe zu den Seejungfrauen
Herniederfällt des Jünglings lächelnd Bild
Sie wahren's auf dem Meeresgrund, dem blauen,
In ihrer Grotte küssen sie es mild.
Voll Liebe wahren sie dort auf dem Grunde
Ein jedes Menschenbild in ihrer Runde.

Und ach! versunken in die Meeresstille
Liegt eine Mährchenwelt in alter Pracht,
Ruh'n stolze Schlösser in der Wogenhülle,
Und Städte birgt der Wellen tiefe Nacht.
Doch will die Sonne oftmals sich bemühen,
Aus dunkler Tiefe sie herauszuziehen.

Sie greift mit ihren lichten Strahlen nieder,
Mit ihren Fingern zitternd in die See;
Mit den versunknen Städten kehrt sie wieder,
Zieht sie empor bis zu des Meeres Höh'.
Dann sieht man schon sie auf der Fläche blinken,
Doch ist's vergeblich Müh'n, sie läßt sie sinken.

X.

Die letzte Stunde.

O, daß kein Priester meinem Lager naht,
Wenn mir des Scheidens bleicher Engel winkt,
Nicht hören will ich düstre Litaneien,
Nicht Sprüche murmelnd mich dem Jenseits weihen,
Wenn ew'ger Schlummer auf mein Auge sinkt.

Dein Arm, mein Mädchen, sei das Sterbekissen,
Das warm und weich mein mattes Haupt umschwellt,
Dein Flammenkuß, Geliebte, sei die Brücke,
Auf der mein Geist, nach süßem Erdenglücke,
Hinüberschwebt in jene andre Welt.

Und weine nicht, wenn dann mein letztes Lächeln
Sich kalt und ehern in mein Antlitz gräbt,

Digitized by Google

Da ſchließe betend mir die Augenlider,
Und kehre oft zu meinem Hügel wieder,
Bis Deine Seele auf zur meinen ſchwebt.
Joſeph Mendelsſohn, Schriftſetzer in Paris.

Album deutſcher Schriftſteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt*).

Dr. Karl Halsaus in Leipzig hat ſich mit dem Unternehmen dieſes Albums den lebhaften Dank aller derjenigen erworben, welche dem typographiſchen Feſte eine Dokumentirung der Zeitſtimmung wünſchen müſſen. In dieſem Album finden wir eine große Reihe der glänzendſten Namen, hervorragende Häupter unter den Zeitgenoſſen, welche ihr Votum über die Bedeutſamkeit der Preſſe niederlegen. Alle Parteien, jedes Glaubens, jeder politiſchen und ſocialen Meinung, haben hier ihre Vertreter und indem jedem Denkſpruch die lithographirte Handſchrift der Namenszüge des Schreibenden beigefügt iſt, wurde dieſer wichtigen Sammlung von Dokumenten unſeres Jahrzehends noch für Viele ein beſonderer Reiz gegeben, den ohnedies die ſplendide Ausſtattung in Anſpruch nimmt. Wichtig iſt dieſe Zuſammenſtellung von Glaubensſätzen, weil ſich hier für Mit- und Nachwelt das Bewußtſein der Zeit über den Werth der Preßfreiheit feſtgeſtellt hat. Man kann die Redenden, die ſich natürlich wenigre in Abhandlungen als in Epigrammen vernehmen laſſen, in ſolche theilen, die den Blick rückwärts wenden, und in Vorwärtsſchauende: oder auch in Zweifler, welche die Furcht vor Mißbrauch regiert, und in Gläubige, die mit heiliger Ueberzeugung in der Freigebung der Preſſe das Heil der Zukunft, die Rettung der Gegenwart erblicken. Ueber alle argwöhniſch engherzige Erwägung des Schadens und Nutzens, über alle Bedenklichkeit hinweg erfaßt beſonders Mittermaier den Kern der Sache, indem er Heil und Unheil der freien Preſſe mit dem ruhigen Auge des Richters abwägt. Wenn die ruhige deutſche Wiſſenſchaft dieſe Rechtsentſcheidung gibt, ſo darf die Nachwelt auch ihr nicht den Vorwurf machen, zu furchtſam geweſen zu ſein, um dem Zeitalter eine Wohlthat zuzuwenden, die der denkende Menſch als ſein Recht zu fordern hat.

„Die Weisheit der Geſetzgebung" — ſagt der heidelberger Rechtslehrer — „bewährt ſich darin, daß ſie die Vortheile eines Inſtituts, das ſie einführen will, mit den möglichen Nachtheilen vergleicht und da, wo die Erſten überwiegend ſind, durch die Zweiten ſich nicht abhalten läßt, das Inſtitut in das Leben zu rufen, den Nachtheilen deſſelben zweckmäßig vorbeugend. Wendet der Geſetzgeber dieſe Regel auf die Preßfreiheit an, ſo kann er nicht im Zweifel darüber ſein, daß ihre Vortheile weit die Nachtheile überwiegen, die ohnehin theils übertrieben ſind, theils beſeitigt werden können. Die Feinde der Preßfreiheit ſind die größten Gegner der Sache, der ſie dienen möchten. Dadurch, daß ſie denjenigen, welche etwas von ihren Anſichten Abweichendes durch den Druck verbreiten wollen, die Möglichkeit, es zu thun, rauben, zerſtören ſie das Vertrauen auf die Reinheit ihrer Abſichten und erwecken den Glauben, daß ſie nicht die Wahrheit bezwecken. Auch die noch ſo gut gehandhabte Cenſur ſetzt die Regierung in mehr Verlegenheiten, als die Preßfreiheit es kann, wenn ein gutes Preßgeſetz den Mißbrauch der Preſſe ſtraft."

Eben ſo ſchlagend, wenn nicht gewappneter noch iſt Staatsrath Falck's Ausſpruch. Dieſer Rechtslehrer der Univerſität Kiel, ein echter Danebrogsmann, äußert ſich: „Bei dem Rechte iſt nicht zu fragen: ob es nützlich ſei. Darüber hat kein Anderer zu entſcheiden als der Berechtigte ſelbſt. Wenn auch neue Einrichtungen, die eine Umwandlung des bisherigen Rechts in ſich ſchließen, noch ſo erſprießlich und wohlthätig ſein ſollten, ſo geben dieſe Vortheile doch keine Befugniß, einem Volke ſtatt ſeines bisherigen Rechts Verbeſſerungen aufzudringen. Alles Aufgedrungene hört ſchon dadurch, daß es aufgedrungen wird, auf, das Beſſere zu ſein. Denn beſſer als das Recht iſt von allen menſchlichen Dingen auch das Beſte nicht."

Friedrich von Ammon, der Oberhofprediger zu Dresden, der heitere Chriſt, der getreue Freund des Lichts und der Wahrheit, der hochbetagte Prieſter der Milde und der Liebe, ſchrieb ins Album:

„Was die Preſſe iſt für den Buchſtaben, das iſt die Freiheit für den Geiſt. Darum kann nur die freie Preſſe dem Geiſte nützen. Vierhundert Jahre haben das bewährt. Mögen das auch die Zukunft nicht vergeſſen!"

Und weil wir denn die beargwöhnten Zeugniſſe der Jugend, die ſich hier in dichter Reihe einſtellten, nicht vorführen wollen, ſo ſtehe hier auch des alten liberalen Krug Inſchrift:

„Gott ſprach zum zweiten Mal: „Es werde Licht auf Erden!"
Da ließ er Gutenberg zum Typen-Schöpfer werden:

*) Leipzig, bei Feſt, mit einem Stahlſtich Gutenbergs, von Schuler. In der Einleitung lieferte der Herausgeber eine Geſchichte der typographiſchen Kunſt.

Digitized by Google

Denn aus den Typen strahlt hervor ein Zauberlicht,
Das wundervoll die Macht der Finsterniß zerbricht."

Von Drumann, Professor der Geschichte und Bibliothekar zu Königsberg, lesen wir: „Durch den Irrthum zur Wahrheit; unter dieser Bedingung denkt der Mensch. Soll er Thier sein, weil er nicht Gott ist, nicht denken, weil er auch irrt? Unvergängliche Kronen dem Manne, der den Gedanken beflügelt und ihn unsterblich gemacht hat!"

Fichte in Bonn schrieb: „Ihr beseufzet oder bestraft die Uebergewalt der Peesse und den Schaden, welchen sie zufügt Allem, was Ihr für das Heiligste haltet. Ihr könntet Recht zu haben scheinen, wenn man auf die seltsamen Mißgeschöpfe hinblickt, welche der täglich breiter schwellende Strom der Druckliteratur mit sich daherführt! — Aber gesteht es nur, Ihr möchtet gar gern, wäre es nur möglich, den Dämon in die Büchse der Pandora wieder zurückbannen, aus der er sich vor vier Jahehunderten klein und unvermerkt hervorgestohlen, um dann gewaltsam heranwachsend Alles zu überziehen und, Euch unbeliebig, umzugestalten. Ihr Kleingläubigen, Kurzsichtigen! Die Göttergaben der Geschichte, wie ihre Mißgeschicke, vermögen es allein, dem geheimnißvollen Spere der Heroen gleich, die Wunden, die sie geschlagen, auch zu heilen u. s. w."

Jacob Grimm schrieb folgendes denkwürdige Wort:

„Ein jeglich Dine von Banden strebet
Daß gewangenliche lebet,

sagt Fridank. Das lag mir nahe auf die Bande der deutschen Presse anzuwenden, als sich meine ehrlichen Worte nach der Schweiz flüchten mußten, ehe sie gedruckt werden konnten."

Wilhelm Grimm: „Indem der Druck das Eigenthümliche und Persönliche der Handschrift vernichtet, tritt er in einen weiteren Kreis und fordert allgemeine Geltung. Daher seine sittliche, fast magische Gewalt, die selbst der Schriftsteller empfindet, wenn er den ersten Bogen seines ersten Werkes erblickt. Es hat Menschen gegeben, und ich wünsche, sie wären nicht lächerlich geworden, welche es für unmöglich hielten, daß eine Unwahrheit könne gedruckt werden, und welche selbst die rothenkircher Reden nicht bezweifelt hätten".

Rotteck schrieb: „Du, großer Mann, Gutenberg, wolltest dem Worte der Wahrheit und des Rechtes die siegende Kraft verleihen, indem Du es Tausenden und Tausentmaltausenden gleichzeitig vernehmbar machtest. Ewiger Dank und Ruhm Dir und Deinem Namen! Wer, was Du schufst, anfeindet oder unterdrückt oder zu solcher Unterdrückung die Hand bietet, will den Krieg führen gegen jene Kraft des Wortes, bei dessen Freiheit aller Vortheil auf Seite des Rechts und der Wahrheit ist; er ermuntert daher oder fordert auf zur vermessenen und verhängnißschweren — hier freiheitmörderischen, dort freiheitrettenden — That. Schutzgeist Deutschlands! beschirme die Peesse, den Stolz des deutschen Geistes, vor Fessel und Fälschung im eigenen Mutterlande, und erhalte die deutsche Nation würdig ihres Gutenberg und seines Geschenks!"

Welcker, der freiburger Professor, ruft uns zu: „Wohl mögen die Deutschen mit Dank und Stolz das Fest Gutenberg's und seiner großen Erfindung feiern! Nur muß der Dank, — soll er des Wohlthäters der Menschheit würdig sein, — sich mit dem energischen Streben verbinden, gleich ihm für die Freiheit und Verbreitung der Wahrheit zu wirken, und deshalb vor Allem seine dazu erfundene Presse zu entfesseln. Der Stolz aber, will er nicht eine lächerliche Ruhmredigkeit werden, darf die tiefe Scham nicht verläugnen, daß, fast allein unter den gesitteten Völkern, das deutsche zum freien Gebrauch jenes von ihm der Welt geschenkten Rüstzeuges der Wahrheit für unfähig und unwürdig erklärt wird, und daß deshalb dasselbe bei uns so vielfach nicht der Wahrheit und dem freien Aufschwunge zum Edlen, sondern der Lüge und Unterdrückung dient. Er muß sich auf das feste Bewußtsein gründen, daß wir solche Erniedrigung nicht verdienen, und die sittliche Kraft besitzen, uns baldigst auf würdige Weise aus derselben zu erheben."

Friedrich Hermann, Professor der Philologie zu Marburg: „Wollte Gott, spricht der platonische Sokrates von den Athenern seiner Zeit, sie könnten viel Uebles thun, dann wären sie auch im Stande, viel Gutes zu thun; so aber vermögen sie keines von Beiden! Mit der großen Wahrheit, die diesen Worten eines tiefen Menschenbeobachters zu Grunde liegt, wollen wir auch den Kurzsichtigen begegnen, welche Gutenberg's unsterbliche Erfindung um des Bösen willen schmähen, das sie allerdings auch wohl mitunter verrichtet. Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten; wer wollte aber darum das Licht unter den Scheffel stellen, auf daß statt des Schattens allgemeine Finsterniß eintrete?"

In Bezug auf Forderung und Gewährung sagt Heinrich von Schubert, der münchner Bergrath:

Digitized by Google

„Wer recht verlangt, der wird erlangen; wer Alles dargibt, wird gewinnen.“

Marheinrke schrieb: „Durch den Gedanken, im Wort offenbart, durch den Logos hat Gott die Welt erschaffen.“

Correspondenz.

Aus Bamberg. (Beschluß.)

[Literatur.]

Noch ist der artistisch-literaeischen Verhältnisse zu erwähnen. Während dieses Jahrhunderts zeichnete sich unter den Malern vorzüglich der berühmte Restaurator Doen, zum Theil auch durch das Cabinet seiner eigenen Gemälde nach Tenier's Manier aus; der verstorbene Zeichnenlehrer Scharnagel durch Thierstücke; der ältere Mattenheimer (jetzt Galleriedirektor zu München) durch unübertreffliche Blumen- und Fruchtgemälde, der jüngere Bruder durch höchst feine und gelungene Portraits, wie der gleichfallsige Galeriedirector Günther (jetzt zu München), an welche sich jetzt auch der Zeichnenlehrer Krug als trefflicher Landschaftsmaler anreiht. Die höchste theoretische Bildung erprobte in vielen Fällen der Kupfer-Aetzer und Maler Rupprecht, welcher leider! zu früh duech die mit unendlicher Mühe besorgte Restauration der Domkirche seinen Tod fand. Unter den 5 Lithographen erlangte Röbert eine ausgezeichnete Fertigkeit, welche er besondees in Adressen der Stadt Bamberg bewies. Von einem Kunsthandel ist hier keine Rede, obschon die mit Pappwaaren und Schreibmaterialien handelnden Bürger diese Firma führen. Gute Kupferstiche, Steindrücke und Holzschnitte werden den wenigen Liebhabern entweder direct zugesendet, oder aus den zwei thätigsten Buchhandlungen bezogen, deren im Ganzen drei hier sind. Die älteste Göhhardt'sche pflanzte sich durch Wesche auf Dresch fort; die nächste am Alter lebt noch im Sohne Oederich, die dritte in den Brüdern Lachmüller staeb aus; die vierte wurde durch den ausgewanderten Franzosen und Stifter unserer Zeitung Gerard Grey am Ende des vorigen Jahehunderts begonnen, ging 1803 auf Schneiderdanger, 1819 auf Drausnick, und 1835 auf v. Hornthal mit der Zeitung über, welcher beide Institute mit solchem Muthe, Fond und Thätigkeit übernahm, daß des Publicums Erwartung übertroffen wurde. Während diese Buchhandlungen von 1815 bis 25 etwas schlummerten, griff ein Fünfter mit ungewöhnlichem Glücke in das Rad der Unternehmungen duech mehrere höchst gehaltreiche literarisch-humoristische Werke ein. Die habituelle Schriftstellerei unserer Eingebornen eröffneten Gönnee, Weber, Röschlaub und Markus am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein unvergänglicher Stern wurde der Theolog und Pädagog Johann Friedrich Bat durch seinen kleinen und großen Katechismus in 30 bis 40 Auflagen von mehreren hunderttausend Exemplaren ungeachtet des wiederholten Nachdruckes derselben. Ihr edles Muster belebte einige ihrer Schüler und Freunde zur Nachahmung. Unter denselben hat der Domcapitular Brenner durch die 3 Auflagen seiner Dogmatik (neben einem Nachdrucke) sein bestimmtes Publicum. Der Domcapitular Eisenmann setzte seine früher begonnenen geographisch-statistischen Arbeiten muthig fort. Heller gewann als Kunstforscher ein offenes Feld und macht sich als statistischer Schriftsteller fast jährlich mehr bekannt. Zu bedauern ist, daß zu viele praktische Geschäfte die schriftstelleeischen Arbeiten der Doctoren v. Hornthal, Pfeufer ꝛc. unterbrechen. Prof. Rudhart hat sich als gründlicher Geschichtforscher duech mehrere kleine Schriften bewährt, und wird durch seine nächstens erscheinende Geschichte von Baiern Epoche machen. Mühlich's latein. Sprachlehren wurden wiederholt aufgelegt. v. Spruner bewahrte sich als einen ganz vorzüglichen Chartogeaphen, und wird nach Vollendung der angekündigten 54 histoeischen Charten aller Länder auch ein erlauterndes Handbuch bei Perthes folgen lassen. Seinem historischen Atlas von Baiern fügte er eine skizzirte Geschichte von Baiern in fast zu verjüngtem Maßstade bei. Der Archivar Oesterreicher nutzte dem Publikum vorzüglich durch seine offizielle Mitwirkung zu den berühmten Regesten Baierns, welche der verstoebene v. Lang begonnen, und der jetzige Reichsarchivar v. Feeybeeg mit Eifer foetgesetzt hat. Daß der Bibliothekar Jäck als Schriftsteller in viele wissenschaftliche Zweige sich einließ, war eine Folge seiner Berufsverhältnisse, und zum Theil auch seiner Pflichten. — Die ehemalige Liebhaberei vieler Stadtbewohner für den Besitz von Gemälden stiebt allmälig ab. Dagegen erhält sich noch muthig in mehreren Partiruliers die Vorliebe für eine Sammlung von Münzen, unter welchen die bambergischen am meisten berücksichtigt werden.

Notiz.

[Feargus O'Conner.]

Das neueste Heft des Brockhaus'schen Conversationslexikons der Gegenwart bringt einen Artikel über diesen politischen Aufreger aus Irland, der unter den englischen Handwerkern einen zweiten O'Connell abgeben möchte, jetzt aber durch seine gefängliche Einziehung doppelt Aufmerksamkeit eeregt. Eine solche ist nämlich bloßer politischer Broschüren willen, unerhört in England. Der Artikel im Lexikon sagt nichts von einer Verwandtschaft dieses O'Connor mit einem weit bedeutendern Mann dieses Namens, jenem Arthur O'Connor, der die „Presse“ redigirte und in der Verschwörung von 1798 in Irland eine wichtige Rolle spielte. In dem großen Werke von Barrington über die Union, Historic Memoirs of Ireland, ist dieser Arthur im französischen Husarenrostum abgebildet. Er ging nach dem traurigen Verlauf der Rebellion in franzöfische Dienste, stieg bis zum General und lebt vielleicht noch. Wie ist Feargus O'Connor mit ihm verwandt? Die Engländer sind — zum Theil aus Beschämung — so unwissend über Irland, daß man unter ihnen vielleicht eben so vergeblich wie in Deutschland Fragen über irländische Zustände erhebt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 115. — den 15. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige *).

Sittengemälde aus dem Elsaß, von A. Weill.

Nicht weit vom Dorfe Rohrwiller steht mitten in einem Eichenwäldchen eine Mühle, die Bruchmühle genannt. Von jeher war diese Mühle die reichste im Elsaß, sie hat sieben Gänge, sieben Reibsteine für den Hanf, zwei Sägemühlen, und fast der ganze Bann eine halbe Stunde in der Runde gehört ihrem Eigenthümer, der vor der Revolution ein adeliger Herr war. Sogar das Bosquete ist ihr Eigenthum, und da ein jeder Gang stündlich dreißig bis vierzig Sous einträgt, ohne die Reibsteine und die Sägemühlen zu rechnen, so wirft sie eine jährliche Rente von mehr als 30,000 Franken ab. Die Mühle selbst bildet einen Hof, wie man es im Elsaß nennt, und in diesem Hofe werden täglich mehr als hundert Tagelöhner beschäftigt. Im Jahre 1828 gehörte sie einem reichen Bauer, der sich zwar nie auf die Deputirtenliste stellte, — er konnte nicht einmal Französisch sprechen — der aber oft lächelnd zu den Juden, die ihn besuchten und mit ihm Piquet spielten, sagte, er könnte, wenn er wollte, die halbe Deputirtenkammer auskaufen. Niemand wußte oder sprach seinen Namen aus, man hieß ihn schlechtweg den Bruchmüller. Dieser hatte eine einzige Tochter, Namens Salamal, elsassisch Selmei; und es ist die Geschichte dieses Mädchens, die ich hier erzählen will. Ich werde so viel als möglich den Charakter der Personen festhalten, und sie so schlicht schildern, als sie sind. Die Natur gleicht sich ja überall, nur die Sitten geben ihr Kraft und Stärke. Die Geschichte eines Herzen aber ist auch zugleich die Geschichte aller Menschen, die ein Herz haben, folglich die Geschichte der Menschheit.

*) Diese Novelle ist eine Schwester der „Stasi", die im Telegraphen stand, und der „Idille und Geertrude", die in Lewald's „Europa" abgedruckt war. Ich habe mir bei diesen Novellen eine besondere Aufgabe gestellt. Erstens sollten sie Sittenschilderungen sein, zweitens in jeder Situation ein neues plastisches Bild bringen und das dramatisch-idyllische Interesse bis zur Entwickelung steigern. Ob ich diese Aufgabe gelöst, weiß ich nicht, und ich zweifle sogar daran, bitte aber die kritischen Richter in Deutschland, diese drei Novellen als Buch zu betrachten und ihr Urtheil zu fällen. A. W.

Selmel hatte zur Erzieherin die Natur und ihre gute Mutter, und obwohl sehr reich, hatte sie doch keinen andern Lehrer als den Dorfschulmeister von Rohrwiller gehabt, und wenn sie in etwas sich vor andern Mädchen auszeichnete, so war es durch ihre Herzensgüte, ihre Entschlossenheit, dir der Dorfschullehrer Eigensinn nannte, und endlich durch ihre Kleidung, die beinahe an das Städtische gränzte. Sie hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht und konnte kaum einige Phrasen Französisch sprechen, die derselbe Dorfschullehrer ihr so oft vorsprach; sie konnte auch nicht rechnen, und behauptete, sie werde es nie lernen; sie hatte zwar ein kleines Klavier, das ihr der Vater in Straßburg für 200 Franken kaufte, obschon es, beiläufig gesagt, keine funfzig werth war;

Digitized by Google

aber Selmel hatte wenig Luſt, das Techniſche im Klavierſpiele zu überwinden, und zu ihrem Muſiklehrer, wieder demſelben Dorfſchulleheer, ſagte ſie, das Inſtrument wäre verſtimmt, der Vater müſſe einen Stimmer von Straßburg holen laſſen, es ſtrenge ihn zu ſehr an; da ſie, aber eine natürliche, ſchöne Stimme beſaß, ſo beſtürmte ſie ihn ſo lange mit Bitten, bis er ſich ans Klavier ſetzte, um ſie zu begleiten, was keine Kleinigkeit war, da ſie weder Takt noch Maß hielt. Gewöhnlich ſing ſie mit dem elſäſſiſchen Kuckuckliedchen an:

Marie, Maele,
Komm mit mir ins Geas
Dort pfeifen die Vögel,
Dort klöppert der Haſ.

Nach und nach jedoch verfiel ſie ins Pathetiſche und ſang das Lied:

Du, du liegſt mir am Herzen
Du, du liegſt mir im Sinn
Du, du machſt mir viel Schmeezen
Weißt nicht wie gut ich dir bin.

Man hörte ihr deutlich an, daß ſie innerlich ein Objeet hatte, das dem Du als wahres Subſtantiv untergelegt werden konnte. Auch hielt der Lehrer ſtill, ließ die Hände geſpenſteraetig auf den ſtaubigen Taſten liegen, bog den Kopf um und warf einen ſtarren, durchdringenden Blick auf ſie, als hätte er eine der wichtigſten Entdeckungen gemacht. Selmel aber lachte laut auf, lief hinter den Tiſch, wo eine geoße dicke Bibel ſtand, und lud den Lehrer, der jetzt nur noch Privatlehrer war, zum Zuhören ein. Vergebens betheuerte er, er kenne ſie auswendig; die Geſchichte Ruth's und die David's, erwiederte ſie, lernt man nie auswendig genug. Der Lehrer ſtaunte nicht wenig; denn die Bibel hatte ſie, wie man ſagt, hinter ihm geleſen, er ließ ſich beſonders David's Geſchichte von ihr erzählen, und Selmel las ihm die Stelle vor, wo David den Wahnſinnigen ſpielt. Selmel ließ immer ihren Lehrer durch zwei Knechte bis nach Rohrwiller begleiten; ſo oft er jedoch die Schwelle verließ, ſchuttelte er bedeutend den Kopf.

Außer der Bibel hatte Selmel noch einige Ritterbücher geleſen, die ihr der Oberknecht der Mühle von Biſchwiller mitbrachte, und dies war ihre ganze Bildung.

Aber Selmel war deſto mehr von der Natur ausgeſtattet. Viele meiner Leſer werden lachen, wenn ich als erſte Tugend dieſes Mädchens — Geſundheit anführe. Ich geſtehe, es klingt nicht ſehr romantiſch, aber manche Städterin, die vier Sprachen ſpeicht, würde Selmel beneidet haben, die nie in ihrem Leben weder über Kopf-, noch über Zahn-, noch über Magenſchmerzen klagte, denn Selmel hatte ſich nie gelangweilt, höchſtens einmal in der Schule, aus der ſie oft nach Hauſe lief, mit den Mägden ins Heumachen oder ins Kornſchneiden ging, und ihrem Vater einen Strauß nichtriechender Kornblumen mitbrachte, ihrer Mutter aber Erdbeeren, die ſie ſelbſt in den Grasgräben des Wäldchens gepflückt hatte.

Sie war nicht ſehr ſchlank, wie dies ſelten die Elſäſſerinnen ſind, aber gut gewachſen. Den Kopf trug ſie frei und ſtolz, die Naſe war ſtumpf, aber zieelich geformt, die Lippen ſtark aufgeworfen, das Auge blau, wie die Flamme echten Weingeiſtes, das Haar kaſtanienbraun, die Farbe des Geſichts je nach der Jahreszeit, im Winter blaß, im Sommer braun, im Herbſt und Feühling roſenroth, und die Füße klein, der Mund endlich zwar geoß, aber ihre Zähne ſchienen ihn nur geſpalten zu haben, um ſich recht ſehen zu laſſen. Von dieſem Allen aber wußte Selmel nichts, und es fiel ihr nie ein, Jemanden zu fragen, ob ſie ſchön ſei. In der Stadt wäre Selmel eine der erſten Schönheiten geweſen.

Wenn ſie lachte, ſo lachte ſie mit dem ganzen Körper, beſondees aber mit der Bruſt, die ſie in heißen Tagen nur mit einem blendendweißen, leinwandnen Hemd bedeckt hatte, das die Jungfeauen in dieſer Gegend am Halſe zuſchnüren, da ſie kein Mieder tragen.

Die Bewegungen und Geſten eines Dorfmädchengeſichtes ſind ſchroffer und kerniger als die einer Städterin. Die Linien der Wangen, das Aufrollen der Augenbrauen, die Bewegungen der Hände, alles dies iſt ſo zu ſagen roher Marmoe, aber doch Marmor. Doch gibt es auf dem Lande auch geborne Grazien, Bauermädchen, die geboene Gräfinnen ſcheinen, die den Adel an der Stirn tragen, und jeden Schritt im zierlichſten Versmaß machen. Ein ſolches Mädchen war Selmel, alle ihre Bewegungen waren raſch, aber wie gegoſſen, nichts ſchlug ihr fehl, nie zerbrach ſie etwas, und nur eine eigenthümliche Bewegung war ihr außer dem Lachen noch eigen; ſie zog nämlich den rechten Mundwinkel beſtändig ſpöttiſch in die Höhe. Ein Fremder hätte ſie nach dieſem Zuge für ein liſtiges, durchtriebenes Mädchen gehalten, ſie war aber nur entſchloſſen, geſcheidt und, wie man zu ſagen pflegt, etwas tief, in welcher Bedeutung die Elſaſſer dieſes Wort mit ſief überſetzen.

Nie hatten ihr die Eltern etwas abgeſchlagen, aber Selmel hatte auch nie abſonderliche Wünſche, und ſie wurde achtzehn Jahre alt, ohne es zu wiſſen. Das

Digitized by Google

war Selmel, die reiche Tochter des reichen Bruchmüllers.

Lichtmeß war schon längst vorüber, die Spinnrädchen im Dorfe wueden nach und nach auf den Speicher grtragen, der gesponnene Hanf und Flachs dem Weber gegeben, und schon versprach die Märzsonne schönen Frühlingslattich und baidigr Blüthe an den Bäumen. Der geoße Garten des Beuchmüllees wuede bereits zu unterst und oberst gekehet, Selmel war den ganzen Tag darin beschäftigt, sir hatte dir Fußwegr mit Buchsbaum besetzen lassen, hatte sich in der Mittr des Gartens selbst rin Heez mit Buchsbaum umzäunt, um ihre Blumen darin zu pflanzen; dir Samenweibchen aus Baden und Würtembeeg, die mit jedem Jahrr den Feühling nach dem Elsaß bringen, hatten ihr schon oft zugesprochen und reichliches Geid grlöst; ja einige ließen es sich angelegen sein, neuen Samen von einer ganz neuen Blume zu bringen, deren Foem sie ihuen in iheer schlichten aber ausdeucksoollen Weisr beschrieben hatte. Srlmel ließ sir nie an einen andern kommen. Die Johannis- und Stacheibeerstauden wurden gestutzt, die Reben um das kleinr Gartenhäuschen frisch zurechtgebogen, dir neuen Beete abgemessen; denn nun ging es schnell den Maitagrn zu, und der Gaeten mußte frisch umgestochen werden, rinr Arbeit, dir Selmrl immer leitetr und selbst mit verrichtete. Die Mutter durfte nicht in den Garten, rhe Alles fertig war; dee Vater aber wandelte schmunzelnd darin umher und besorgte mit eigener Hand dir neue Umzäunung aus feischen Eichenpfählen, dir am untern Endr im Feuer hart gebrannt wueden, damit sir in der feuchten Eedr nicht zu schnell verfaulten. — Einr Lehre für die Menschen! — Eine Ueberraschung hatte rr aber doch für seine Tochtee. Neben der Scheunr nämlich bautr er mit Hülfr seines Obeeknechtes Gressian rinen ungeheuren Popanz auf, der den Bürgermeister aus Schildenberg — so heißt das rlsäsfische Krähwinkel — vorstellte, wie er mit riner langen Ruthr in der Hand, den Hühneen nachläuft und sir fortjagt, damit sir mit ihren Füßen nicht dir Saat zertreten. Es kostetr keinr geeinge Mühe, diesen Strohkerl gehörig auszufüllen, Gressian aber strengte seinen ganzen schöpferischen Verstand an, vollendete glücklich sein Werk, und dann sprach ee selbstzufrirden zu seinem Meistrr: „Nun sehen wir wieder einmal dir Selmel von Kopf bis Füßen lachen, das grschieht doch so seiten.“ —

Selmel wähltr sich zwei Gehülfen unter den Tagelöhnrrinnrn aus. Marir, die Köchin und Melkerin zugleich, ein liebliches Mädchen aus Herlsheim, bat sich die besonderr Gunst aus, den Garten umstechen zu helfen. Seit einiger Zeit vreior Marir die etwas starke Röthe iheer Wangen, sie wurde still, in sich gekehrt, und ihr Lird rrscholl nicht mehr aus der großen hohen Küche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Die deutsche Oper in London.]

Wenn die Dampfschiffe abgehen, ist unser Hafen zwar immer ein Bienenkoeb; wer indeß die Rheindrücke am letzten Gründonneestage Morgens vor sechs Uhr passirte und sobald er Kastel im Rücken hatte, den Kometen, einen stattlichen Dampfee der düsseldorfer Gesellschaft, von Passagieren überladen und den Kai von Menschenhunderten wimmelnd sah, dee hat sich gewiß beim Conducteur oder Schwager Postillion Raths über die fragliche Erscheinung geholt und sichee die richtige Antwort erhalten, selbst wenn das Postindividuum kein „Mainzer Bub“ wae. Denn dieser Auszug der Kinder Apollo's ins gelobte England wae längst so laut an die große Glocke geschlagen, daß Groß und Klein zehn Meilen in der Runde die Ohren davon gellten.

Die mainzer Oper nach London! — wie viele Variationen waren seit Monaten über dieses Thema abgeleiert worden, wie manche Ansicht hatte dadurch eine neue verdesseete oder verdalhornisirte Auflage erlebt, wie mancher Schoppen Wein wae dadurch in den hiesigen Weinschenken mehr als gewöhnlich in Saft und Blut transsubstantiirt worden! Die Mainzer, die deutsche Oper, Director Schumann und Dummheiten, täglich 1 Gulden und 30 Kreuzer Diäten, wovon der Achtzehnhundertguidensänger wie dee Zweihundertguidenchorist im großen Pfundsterlingslondon leben sollte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Bühne, das Alles und tausend Anderes wurde so lange gedroschen, bis auch nicht einmal ein Köechen Witz mehr heeauskam. Der Patriotismus wuede mit der Philisteeei, dee Verstand mit der Altklugheit, die Opeen- mit der Antiopernliebhaberei hand- oder besser wortgemein; wo so viel Köche wochenlang den Brei eines Tagsgespräches rühren, da mußte wohl ein curioses Gericht zu Tafel kommen. Nur dee Sachverständige, welcher ein mephistopheliisches Gelüst verspürte, konnte sich in den Wortwirrwarr hineinwagen. Es wae ein wahrer babylonischer Thuembau; chaeakteeistisch abee jedenfalls für das muntere Völkchen der guten Stadt Mainz, welches an Allem, was eine Aet von Oeffentlichkeit hat und Debatten gestattet, das lebhafteste Interesse findet. Hier handelte es sich zwar nur um eine Theatergeschichte; aber ist es nicht ein Jammer, daß so viel Regsamkeit, die eines ernsteren Gegenstandes werth wäre, sich in solchen Kleinigkeiten todtjagen muß, weil politisches Leben in Deutschland noch immer ein Keäutchen Rühr-mich-nicht-an ist! — —

Von einiger Bedeutung für das hiesige Leben war die Theaterangelegenheit übrigens doch, obgleich die Wichtigthuerei

Digitized by Google

hier, wie sonst in der Regel, aus der Maus einen Elephanten machte und unsere „ministeriellen" Theaterjournale weidlich Tusch dazu bliesen.

In der Sommerzeit besucht der Mainzer lieber das herrlichste Theater, welches je eine deutsche Stadt aufzuweisen hat — die Natur, deren Prachtcoulissen die lieblichen Rebhügel, Burgruinen, Städte und Villen sind, welche von hier aus den grünen Rhein hinan bekränzen. Welch eine Oper, wenn der Allerweltskünstler, Gott genannt, auf dieser Bühne durch seine Sänger, Nachtigallen und Lerchen, und durch seine zahllosen Choristen, die jauchzenden Wellen, eine Composition nach seinem Geschmacke aufführen läßt! Und wie billig sind die Eintrittspreise in dieses riesige, einfachschöne, unvergleichlichste Theaterhaus! Standespersonen zahlen nach Belieben gar nichts oder höchstens zwei Kreuzer Brückengeld in Kastel und einige Batzen mehr für ein Schöppchin Rheingauer; die Sitzplätze sind ebenfalls spottwohlfeil, besonders jetzt, wo die Concurrenz der kölnischen und düsseldorfer Dampfschifffahrtsgesellschaften dem Publikum halbe Preise erobert hat. Für einen Gulden, höchstens für einen berliner Thaler, fährt man nach Bingen hin und zurück, hat in zehn Stunden das Rheingau gesehen, im deutschen Paradiese gegessen und getrunken und sich in fröhlicher Gesellschaft wie ein Halbgott behaglich gefühlt. Dahin steht unser Sinn in der guten Jahreszeit; erst wenn das große Naturschauspielhaus geschlossen wird, geht der mainzer Naturalist in sich und wird Kunstfreund. Im Winter besuchen wir dann freilich die Theatervorstellungen, welche uns nach Paris und Wien, Neapel und Sevilla, Tunis und Bagdad und was weiß ich wohin noch sonst führen, eben so fleißig wie sonst Bingen, Rüdesheim, den Johannisberg oder auf der Eisenbahn Wiesbaden und Frankfurt. Dieser Wechsel ist für das hiesige Genießen eben so angenehm, wie er den Wechseln des Theaterunternehmers gefährlich wird. Denn wie in den mageren Monaten Gagen zahlen? — Sonst ging die mainzer Gesellschaft in der Badezeit nach Wiesbaden; seit dem letzten Jahre hat sich diese wilde Ehe aber gelöst, Wiesbaden sich emancipirt und eine eigene Gesellschaft engagirt. Wir leben nun einmal im Emancipationsjahrhundert; die Wiesbadener gratulirten sich zu dieser Selbstständigkeit und die Mainzer haben auch nicht darüber geweint. Zwei Wege blieben aber jetzt dem hiesigen Theaterunternehmer allein offen; entweder mußte er sich mit unserem Publikum so stellen, daß er auch im Sommer bestehen konnte, oder er mußte auswandern. Hätten die Winterabonnenten Ursache gehabt, auch Sommerabonnenten zu werden, so wäre Ersteres gelungen; dazu war aber der Director der Mann nicht, seiner Regsamkeit fehlte das Princip, der Sachverstand, der Kunstsinn; er that manches, verfehlte aber noch viel mehr. Genug, das Messer saß ihm an der Kehle; er mußte in der Fremde eine fette Weide für seine Heerde suchen. Nun hieß es: „Straßburg!" dann: „London!" später: „Straßburg für das Schauspiel, London für die Oper!" und dann: „Weder eins, noch keins!" Daher das viele Hin- und Herreden bis es ward, wie es nun ist: mit Straßburg wurde contrahirt, aber nicht hingegangen; die Oper zog nach London, das Schauspiel blieb auf gut Glück an Ort und Stelle und ironisirte sich selbst, indem es die Wintersaison mit „Ich bleibe todig!" schloß und den Sommercyklus mit dem „Taugenichts" eröffnete. —

Die mainzer Oper war für hiesige Verhältnisse zwar viel erträglicher als das Schauspiel; daß sie aber in London Glück machen würde, konnte mit Recht bezweifelt werden. Eine deutsche Oper! das ließ sich hören. Also eine deutsche Oper. Dafür sollte nun gewonnen werden, was Deutschland Tüchtigstes hat; alle erdenklichen Gesangberühmtheiten wurden aufgetischt; bei den Namen blieb es aber, weil die Ansprüche der Herren und Damen enorm und die Forderungen von Vorauszahlung, halb oder ganz, Unmöglichkeiten waren; der Unternehmer trieb ja nur mit Mühe so viel Geld auf, um seine engagirten Mitglieder zu Schiffe zu bringen. Endlich ließen sich Mad. Fischer-Schwarzböck aus Karlsruhe, die Herren Schmetzer und Pöck aus Braunschweig, Eicke aus Wiesbaden und Krieg aus Kassel bereit finden; die Chöre wurden durch unsere bisherigen Solosänger und neue Zuzucht verstärkt, das Orchester wurde mobil gemacht: so kam das Ding, welches sich in London jetzt „die deutsche Oper" nennt, zu Stande.

Warum sollte aber eine „deutsche Oper" in London kein Glück machen? Deutschland ist ja in England jetzt Mode! Wer besucht die deutsche Natur lebhafter und anhaltender als das England des neunzehnten Jahrhunderts? In den vereinigten drei Königreichen finden deutsche Sprache und Literatur immer mehr Anklang, neugierig sind die Herren Mackintoshträger auch ganz und gar nicht wenig, und das junge Deutschland ist jetzt in London so sehr zur Liebhaberei geworden, daß sich sogar „die kleine Königin" die selbst eine halbe, wie ihre Mutter eine ganze Deutsche ist, einen jungen Deutschen zum Manne genommen hat. Deutsche Tondichter wie Haydn, Weber, Spohr, Mendelssohn-Bartholdy waren den Engländern längst willkommene Gäste. Wußte die Oper also die deutsche Musik würdig zu repräsentiren, so ließ sich einer günstigen Aufnahme entgegensehen. — Den Kräften entspricht nun auch der Erfolg; doch davon nachher. Es ist die höchste Zeit, daß ich von meinem langathmigen Excurse wieder einlenke und Sie in den mainzer Hafen, wo die Expedition sich zur Abfahrt anschickt, zurückführe. Die Ausführlichkeit halten Sie mir wohl deshalb zu Gute, weil es sich denn doch um eine Oper handelt, welche sich in London als die deutsche geltend macht, in dortigen Blättern so behandelt und auch in deutschen Journalen so besprochen wird. Bei der Bekanntmachung dieser Verhältnisse wurde mir die ganze Kleinbürgerlichkeit des Theatertreibens in den meisten deutschen Städten einmal recht anschaulich. — (D. F. f.)

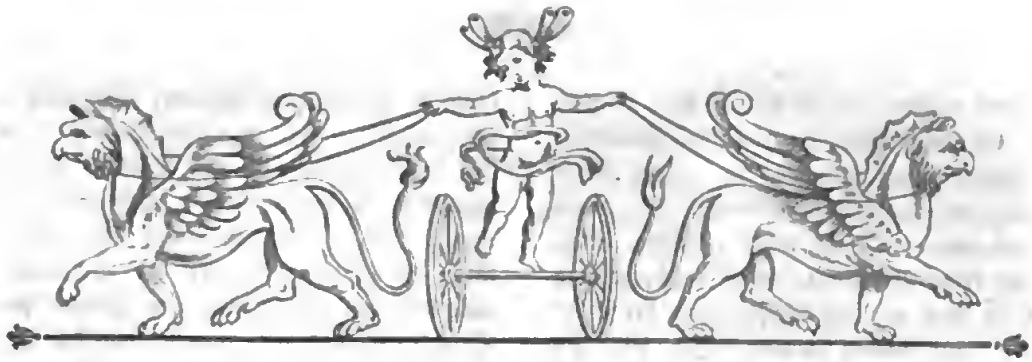
Notiz.

[Walther von Goethe.]

Das österreichische Morgenblatt, redigirt von Frankl, brachte in der Beilage zu Nr. 52. die neueste Compositeion von Goethe's älterem Enkel: altdeutsches Lied, Text von Kaltenbaek.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 116. — den 16. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

(Fortsetzung.)

Man glaube nicht, daß die Mädchen auf dem Lande mit ihrer Naivetät auch immer die Unschuld verbinden; sie zitteen zu siebzehn Jahren nicht mehe, wenn sie ein Bursche küßt, sie bieten ihm dreist und vor aller Welt ihren Aem zum Spazierengeben, sind aber so kindisch und spielen hernach Lauferls mit einander, ein elsassisches Spiei, das ich später beschreiben werde. Seimel, obwohi unschuidig wie ein Kind im Mutterleibe, machte hiervon keine Ausnahme; zwar hatte noch kein Buesche den Muth gehabt, das reiche, stoize Seimel zu küssen, aber sie wußte und kannte alle Liebesgeschichten ihres Dorfes, und oft sind diese der Art, daß sie vor sittsamen Augen eines Schleiers bedürften. Auf dem Lande aber genirt man sich nicht, da nennt man jedes Kind bei seinem Namen, und wenn es auch ein Bastard wäre.

Die beiden Tagelöhnerinnen hatten sich entfernt, um in der Ecke auf der Grasbank einen Topf Sauermiich, den ihnen Marie gebracht, zu leeren. Ohne dabei abzurechnen, nahm keine einen Löffei voll mehr ais die andere, Maeie aber stach heftig mit der breiten Schaufel in die Eede, während Seimel mit dem Rechen die etwas dicken Schollen abrahmte.

Da pioßlich warf Marie mit der Schaufel einen großen dicken Wuem heeaus, sie wollte ihn mit einem zweiten Hiebe zerhauen, der Wurm aber keümmte sich so gewaltig und näherte sich so rasch der Person, die hier über Leben und Tod zu gebieten hatte, ais wollte er um sein kümmeeliches Daiein bitten. Selmel bemeekte dies Spiel und eief Maeien zu, ihn gehen zu iaffen. „Was hat Dir der Wuem zu Leide gethan?" fragte sie in ihrer natürlichen Aet, „siehst Du nicht, daß er sich kiein macht, damit man ihn nicht treffe? Ein Giück, daß Du ihn beim ersten Stich nicht entzwei gehauen hast." Marie blickte tief in das Auge ihrer Heerin, eine Theäne floß über ihee Wange, und sie ließ die Schaufel fallen. „Was hast Du denn," rief Seimel, „Du wiest ja ganz biaß!" — „Ach, Seimei," seufzte diese, „Du bist gewiß ein gutes Mädchen," — sie sagte Du zu ihr, da sie schon sechs Jahre im Hause war — „Du erbarmst Dich eines Wurmes, so hiifst Du gewiß auch mir, denn baid — —" — Selmel hatte in diesem Augenbiicke schon Alles errathen, troß iheer achtzehn Jahee. „Bieibe still, Marie," veesetzte sie, „nimm die Schaufel wieder, stelle Dich an, ais wäre nichts voegefallen, denn da kommen die beiden Tagelöhnerinnen." Seimel nahm eine zweite Schaufei und arbeitete dicht neben Marien. „Wer ist Dein Liebster?" feagte sie leise. — „Ratzi," antwortete Marie, „Gressian's Bruder, eester Knecht auf der Hanfreibe." Selmel erblaßte. „Das ist schimm," versetzte sie, „will er Dich heieathen?" — „Seit vierzehn Tagen sieht er mich nicht mehr an. Sage Du es seinem Bruder, wenn der's weiß, so muß er Wort haiten, sonst schiägt er ihn todt." — „Woher kennst Du den Gressian so genau?" feagte

Digitized by Google

das schlaue Mädchen wieder. — „Ach," versetzte Marie, „wer kennt den Gressian nicht, den bravsten Burschen auf zwanzig Stunden in der Runde?" — „Aber Ratzi ist doch nicht Gressian," antwortete Selmel. — „Nun freilich nicht, sonst hätte er mich nicht verführt. Ach, Selmel mache mir keine Vorwürfe, weiß nicht, wie so es kam, Du bist ja auch nur ein Mädel, und der Pfarrer sagt ja immer, wir wären schwach. Ich hab' ihn gern, den Ratzi, und wäre in den Rhein für ihn gesprungen, jetzt wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben —". — „Schweig still," versetzte Selmel, „geh in dir Stube, das Arbeiten ist Dir nicht gesund, ich will Alles gut machen, eh es der Vater und die Mutter erfahren, und wenn Du aus drm Hause mußt, — denn der Vater ist streng — so gebe ich Dir Geld, daß Du gehörig auskommen kannst, jetzt geh' und weine nicht, sonst machst Du mich auch weinen, und dann sieht es es der Vater." Aber diese Worte brachten gerade das Gegentheil von dem hervor, was sie bezweckten, wie gewöhnlich bei Naturmenschen geschieht; Marie fing laut zu schluchzen an und fiel Selmel um den Hals, die beiden andern Mädchen liefen hinzu und staunten. Selmel suchte sich den Umarmungen Mariens zu entwinden, aber da sie selbst weinte, so war sie zu schwach dazu, und da Marie immer excentrischer in ihrem Schmerz wurde, so fielen beide der Länge nach auf die Erde. Trotz des tragischen Moments fingen sie doch Alle zu lachen an, besonders die beiden Tagelöhnerinnen; Selmel benutzte die glückliche Wendung und behauptete, sie hätte mit Marien gerungen, um zu sehen, wer stärker sei. Marie entschlüpfte nun, während die beiden andern Mädchen Selmel von den Erdschollen reinigten, worauf sie aus drm Garten in den Hof trat.

Dort saßen vor dem Fenster auf einem großen eichenen Block der Bruchmüller und der Dorfschullehrer. Als Selmel sich ihrem Vater näherte und ihm einen Kuß geben wollte, legte dieser seine rechte Hand auf ihre Stirn, indem er sie rückwärts bog. „Ei, Selmel, Deine Augen schwimmen ja in Wasser —" — „Besser als in Wein," versetzte sie rasch, „unsere Mühle schwimmt ja auch im Wasser, und trägt doch mehr ein als meine Augen." So wandte sie das Gespräch von ihren Thränen ab. „Weißt Du, Selmel, was der Schullehrer eben zu mir sagte? Es wärr Zeit, daß ich Dich verheirathe, Du fingest an zu klug zu werden." — „Und da will mich der liebe Schullehrer zur Närrin machen, nä, nä (statt nein, nein), ich heirathe noch nicht." Das Gesicht des Vaters verdunkelte sich. „Hör' einmal, Selmel," sagte er mit ernsten Worten, „ich habr Dir nie etwas abgeschlagen, aber was das Heirathen betrifft, so lass' ich Dir durchaus nicht die Wahl. Wenn ich sage, Du heirathest, so heirathest Du, und wenn ich sage, Du heirathest den, so heirathest Du den und keinen Andern. Bis jetzt aber hat's nur der Schullehrer gesagt." — „Vater," rief die Mutter zum Fenster heraus, „sag' der Selmel, sie soll doch zum Mittagessen kommen, und Du hast auch lange genug geschwatzt, das Essen wird kalt." Selmel gab diesmal ihrer Mutter zwei Küsse.

Gressian, drr Oberknecht der Mühle, war einer von jenen Burschen, aus denen gewöhnlich in Kriegszeiten die Helden hervorgehen. Gerade, offen, stolz und ehrlich. Nie hätte er die geringste Beleidigung erduldet, ohne sie scharf zu ahnden, nie aber hatte er selbst eine Fliege beleidigt. Er machte keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, bei ihm galt das Sprichwort: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aber so gewissenhaft war Gressian in seinem Geschäft, daß auch nicht eine Hand voll Kleien in der Mühle blieb, die ihr nicht gehörte. Ratzl, sein Bruder, der die Hanfreibe zu besorgen hatte, war schon anderer Art. Gewöhnlich hat man es bei diesem Geschäft mit Mädchen zu thun, die beständig um drn schnell wie der Wind herumlaufenden Klopfstein herumgehen, um den Hanf zu wenden, eine sehr gefährliche Arbeit, wenn man nicht flink ist. Kam dahrr ein schönes Maidele mit einigen Centnern Hanf, so war der lustigr Ratzl so gut und drehte den Hanf selbst um, wofür man ihm reichlichen Dank wußte. Gressian hingegen war nie lustig, aber fast immer heiterer Laune, er antwortete mit ruhigen Worten und hatte nie einen Streit mit den mahlenden Bauern. Auch erlangte die Bruchmühlr unter ihm einen Ruf, wie sie ihn früher nie hatte. Beide Brüder sahen sich sonst wohl ähnlich, obwohl Gressian viel älter war, abrr was in Gressian's Gesicht auf Gemüthlichkeit deutete, ward in dem Ratzi's durch einen geheimen Zug zur böswilligen Ironie. Ratzl schien immer zu lächeln, während Gressian immer ruhig schien. In größerem Maßstabe findet man diesen Unterschied scharf markirt zwischen den Königen Franz dem Ersten und Heinrich dem Vierten von Frankreich, einen Linienunterschied, den ich oft bei Familienähnlichkeiten herausfand, und der stets die tiefern Eigenschaften des Herzens verrieth. Beide Brüder stammten übrigens aus einer ehrbaren aber mittelmäßig begüterten Bauernfamilie. Wenn Gressian ausging, was, den sonntäglichen Kirchengang abgerechnet, selten geschah, so besuchte er fri-

Digitized by Google

nen Oheim, Stiefbruder seiner seligen Mutter in Rohrwiller, und plauderte mit ihm. Nie ging er zum Dorftanz, nie berauschte er sich, nie spielte er Karten, drei Laster, die im Elsaß ziemlich allgemein sind; er sprach mit seinem Oheim von den Angelegenheiten der Gemeinde, oft sogar von Staatsaffairen. Seine Cousine Katharine lauschte ihm das Wort von den Lippen ab, allein obgleich Katharine ein schönes Mädchen war, machte er ihr doch nie den Hof. Dies fiel selbst ihrem Vater auf, und wenn er ihm sagte: „Na, Gressian, wann denken wir denn ans Heirathen?" so antwortete er: „Ich denke wohl daran, aber ich heirathe nicht." — „Wissen Sie, Vatze," flüsterte Katharine, „daß der Gressian stolz ist? Er hat hohe Dinge im Kopf; es ist schade, daß er kein großer Herr geworden ist." Der Vater verstand seine Tochter, aber Gressian that, als hörte er nichts, und versetzte: „Ich bin ja nur ein Knecht und arm." — „Das thut nichts," versetzte sein Oheim, „es gibt wenig Bursche, wie Du, Gressian, Deine Mutter selig hat's immer gesagt, aus meinem Gressian wird etwas oder nichts. Weißt Du, daß ich stolz auf Dich bin? Du bist übrigens dreißig Jahre alt. Na, wenn Du mein Katharinel willst, so sollst Du es haben, es ist meine einzige Tochter, so gut wie das Selmel, wenn auch nicht so reich." — „Und nicht so schön," fügte Katharinel hinzu, indem sie ihm einen bedeutenden Blick zuwarf. Gressian fühlte sich von diesen Worten beleidigt. „Wer spricht denn von Selmel?" versetzte er rasch, „ich denke noch nicht ans Heirathen." — „Höre, Gressian," sagte der Onkel etwas leiser, „wenn Du Dir die Idee mit dem Selmel in den Kopf gesetzt hast, so halte ich Dich für einen Narren; der Bruchmüller gibt sie Dir nie, er will einen großen Herrn in Straßburg zum Tochtermann, bei ihm bist Du Knecht, bei mir bist Du der Gressian von Sesenheim. Selmel hat Sprünge im Kopfe, sie fährt zweispännig spazieren, läßt sich auf dem Wasser in einem angestrichenen Nachen schaukeln, trägt Strohhüte und singt zum Klavier; mein Katharinel hingegen spinnt Hanf, geht ins Feld, führt sogar den Pflug, wenn's sein muß; Du kannst nun leicht denken, welche von Beiden besser für einen Bauernburschen paßt. Uebrigens hast Du bei mir zu leben. Ist's aber wahr, was Katharinel mir sagte, daß Du in die Selmel vernarrt bist, so bedauere ich Dich. Geh, noch einmal trage ich Dir meine Tochter an, auf heute übers Jahr, wenn sie neunzehn Jahre alt wird. Dann aber schweig' ich, bis Du zu mir kommst und weinst und bittest, ich solle Dir doch meine Tochter zur Frau geben, wenn sie noch ledig ist, und Dich noch liebt. Dann will ich mir's überlegen. Jetzt geh". — Als Gressian nach Hause gehen wollte, begleitete ihn Katharine bis in die Mühle, um ihre Freundin Selmel zu besuchen; denn Selmel hatte sich Katharinel, Gressian's Cousine, zur Freundin gewählt, ohne daß Jemand wußte warum. Die Unterhaltung zwischen Katharine und Gressian ist leicht zu schildern; sie sprachen kein Wort miteinander.

Als Gressian mit Katharine in den Hof der Mühle trat, stand Selmel auf der Hausthürtreppe. Eine leichte Röthe überflog sie, die Niemand merkte; endlich rief sie Katharine'n zu: „Du kommst gerade Recht, ich wollte Dich eben holen lassen. Es ist schönes Wetter heute Abend; das Wasser ist ziemlich groß; wir gehen auf den Fischfang; der Gressian und der Nazi führen uns, es ist schon alles bereit, sogar der Hellmond". Gressian antwortete, er habe keine Zeit; aber Selmel bestand darauf, da der Nazi zu wild sei, und Gressian konnte ihr am Ende nichts abschlagen. Katharine willigte gern ein, doch nur unter der Bedingung, daß Niemand etwas davon ihrem Vater sage, und dies ward ihr versprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschl.)

[Abzug der Oper, Vorbereitung zum Buchdruckerfest.]

Also zum Hafen zurück! — Der Gründonnerstagmorgen war so schön, wie Neuglee und Schaulust ihn sich nur wünschen können, wenn sie um fünf Uhr mit dem Morgenschlafe in Zwiespalt gerathen und der Monolog: „Aufstehn, oder nicht aufstehn — das ist die Frage!" seine vollste Berechtigung hat. Die Frühlingssonne schmeichelte so „lieb und goldig" aus den warmen Betten heraus, man „wollte doch schauen, ob wohl Viele an den Rhein kämen", um die fahrenden Thespisjünger fortziehen zu sehen; so dachte Einer, Mehrere, Viele — ehe man sich's versah, wogte das Ufer von Menschen.

Der Dampf, welcher aus dem Kometen wie ein langer Schweif zum blauen Himmel aufwiebelte und mit den Wellen Zwiesprache hielt, die Karren, welche mit Kisten und Kasten der Kunstpilger daher rollten, die verschlafenen, verweinten, wimselgen Augen, die unruhigen Gesichter boten einen ergetzlichen Anblick. Schluchzen hier, Gelächter dort, ein herzlicher Händedruck, eine theatralische Umarmung, Neckerei und Pathos und dazwischen ein vom Abschiedsmahle noch übernächtlicher Coulissenkobold, eine kokette Sylphe, bedenkliche Liebhaber und hoffnungsfrohe Schönen — das Alles summte am Ufer und auf dem Schiffe durcheinander. Denken Sie sich nun noch das Halbnegligé der Zuschauer, die bald nachlässigen, bald hochphantastischen Reisekleider der Abziehenden hinzu, so haben Sie ein Schauspiel, das jedenfalls das

Digitized by Google

Beste war, was wir von unsern Kunsthelden seit lange gesehen hatten. —

Das bunte Durcheinander hat jetzt den höchsten Grad erreicht; hier kommt noch ein Choreist nebst Sack und Pack mit seiner Liebsten; dort nimmt ein ehrsames Orchestermitglied von Weib und Kind Abschied — da klingt das Glöcklein zum dritten, zum letzten Male, die Dampfkugeln ecken, die Räder werden laut, das Schiff stößt vom Ufer ab und macht eine graziöse Schwenkung: Lebewohl, Tücherwehen, Hutschwenken, fünf Kanonenschüsse! Der Ranzengardistenmarsch aus der Carnevalszeit wird am Bord gespielt und unter Jubel und Herzklopfen der fahrenden Ritter und Fräulein schwebt der Komet schwerbeladen den Rhein hinab; die mainzer Thürme schwinden, das Rheingau fliegt vorüber — eine neue Welt thut sich auf! Ja, eine neue Welt; denn Dreiviertel der Truppe sind so gute mainzer Kinder, daß sie über Bingen noch nie hinauskamen. Cöln, Rotterdam, die Seefahrt, London — welche Perspective! Unterwegs mag es bei dem ungenirten Völkchen dann auch bunt genug gegangen sein; an burlesken Situationen soll besonders die Seekrankheit, welche fast Alle befiel, reich gewesen sein.

Der Unternehmer des Argonautenzuges nach dem goldenen Vließe der Guineenstadt mag leichter aufgeathmet haben, als er endlich flott wurde. Wenn das Gerücht Wahrheit hat, so wollte ihm der Huissier noch auf dem Schiffe, kurz vor der Abfahrt, die Sachen mit Beschlag belegen und ihm endlich, um doch ein Pfandstück zu haben, den Rock ausziehen, weil die straßburger Direction auf 7000 Francs Schadenersatz klagt, da der Director der mainzer Bühne die für Straßburg eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt läßt.

Daß seitdem zwischen London und Mainz eine lebhafte Correspondenz stattfindet, versteht sich von selbst. Viel tolles Zeug kommt dabei zum Vorschein. Nach sachkundigen Augenzeugen und Berichten zu schließen, erfreut sich die deutsche Oper in London, obschon sie in dem kleinen Prince's-Theater, einer Bühne vierten Ranges, spielt, eines bescheidenen Glückes. Männerchor und Orchester gefallen am meisten. Wiederholt wurden der Freischütz, Don Juan, Fidelio und das Nachtlager von Granada gegeben. —

So die Oper. Das hier gebliebene Schauspiel hat in dem spärlichen Sommerabonnement erst drei Vorstellungen gegeben: der pariser Taugenichts taugte wirklich nichts; zwei andere Lustspiele gingen erträglich. Es fehlt an tüchtigen Kräften und an einer energischen, kunstverständigen Leitung. Ob Gastspiele, wie das angekündigte Pauli's, das Interesse im Publikum heben werden, muß die Zukunft lehren.

Seit die Oper fort, das Schauspiel so gut wie nicht da ist, wird die Theilnahme der Mainzer fast ausschließlich von der Dampfschifffahrt, der Eisenbahn und besonders von den Vorbereitungen zum Buchdruckerjubiläum in Anspruch genommen.

Mainz ist die Wiege der Buchdruckerkunst; der alte Gutenberg ist der weltliche Schutzpatron der Stadt. Sie finden seine Bildsäule nicht blos vor unserem Theater durch Thorwaldsen's Meisterhand gebildet, sie finden seine Statuen und Statuetten neben dem Bilde Napoleon's in jedem guten mainzer Wohnzimmer, und Sie finden des Vater Johannes Gegenwart nicht allein an der Wand, sondern auch im Herzen jedes echten Mainzers. Der Gutenberg ist ihr Stolz; er ist die Hand, welche Mainz bei der Weltgeschichte mit im Spiele hat. Und wahrlich, wenn eine Stadt das Recht der Geschichte und Pietät zur Feier des Buchdruckerjubiläums für sich hat, so ist es diese. Das fühlen sie Alle, Groß und Klein, und in diesem Geiste werden die Vorkehrungen getroffen. Ein Volksfest soll es werden; sie sind die Leute, es dazu zu machen; sie verstehen es, Feste zu ordnen, Haltung mit Ungezwungenheit zu paaren, aus Kleinem Viel zu machen und Alles zu nehmen, wie es gegeben wird, von Herzen. — Soll ich Ihnen die Thätigkeit der verschiedenen Festcomités, deren es fast ein Dutzend für die verschiedenen Zweige der dreitägigen Feier gibt, schildern? Ich ziehe es vor, die Sache demnächst selbst reden zu lassen. Wie werden Festzüge, Ausstellungen von Gemälden und Drucken, ein großartiges Oratorium, einen prachtvollen Ball, Festjubel im Freien auf der neuen Anlage und was Alles noch erleben! Wir Alle freuen uns auf diese drei Junitage; aber das Volk, welches unbefangen die Sache nimmt, wie sie ist und munter auf der Oberfläche schwimmt, hat doch das meiste Wohlbehagen daran. Wer aus dieser unbefangenen Naivetät jedoch verleiden und zum Denken und Reflexblicken gebracht wird, dem wird das Buchdruckerjubiläum freilich weniger eine Jubelhymne, als eine Elegie werden. In Mainz erfand Johannes Gutenberg die Kunst, welche zum Pfluge wurde, den Acker der Neuzeit rasch zu bestellen, die Kunst, welche der Sperr der Reformation wurde und auch in Deutschland, wie in den Nachbarländern, die Schutz- und Trutzwaffe der Nationalregeneration hätte werden können, wenn, wo der Herrgott eine Kirche baute, der Teufel nicht gleich eine Capelle daneben stellte. Gutenberg entdeckte eine neue Welt, wie Columbus; die Hand des deutschen Mannes that einen Fund, welcher sich dem des Genuesers nicht nur kühn an die Seite stellen durfte, sondern so viel mehr bedeutet, als das Ideelle im Vergleich mit dem Materiellen. Aber in Amerika klirren noch Sklavenketten, knallt noch die Peitsche des Weißen, obgleich sich die Freiheit der Neuzeit in den Vereinigten Staaten den ersten Tempel erbaute; auch die Buchdruckerkunst, welche im Auslande längst ward, was sie ist, eine *freie* Kunst, welche der Glaubensfreiheit als Laufstuhl diente und sie gehen und stehen lehrte, auch sie seufzt noch unter dem Fluche der Sklaverei, der Censur. — Was könnte dieses vierte Buchdruckerjubiläum werden! Was würde das deutsche Vaterland sein, wenn wir Alle, Alle aus freier Brust mit einstimmen, wenn wir uns ganz der Gegenwart freuen könnten und unsere liebsten Wünsche und Hoffnungen nicht blos Wechsel, auf die Zukunft ausgestellt, waren! — Doch hinweg mit den trüben Gedanken! Endlich muß dem Rechte doch sein Recht werden; stirbt auch der Einzelne in der Wüste, das Volk erreicht das gelobte Land doch; nur Menschen sind sterblich, Ideen sind ewig, wie die Gottheit, wenn sie göttlicher Natur sind. Der alte Gott lebt noch! — —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 117. — den 18. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

(Fortsetzung.)

Die Zorn, welche die Mühle trieb, ist ein schmaler, aber ziemlich tiefer Bach und da er oft sein Bett überfluthet, so kann man ihn leicht mit großen Nachen befahren, ein Vergnügen, das sich Selmel oft machte, da sie selbst gut zu rudern verstand. Ihr Nachen war übrigens, wie gesagt, angestrichen und an einem Ende mit einem Tuche bespannt, um vor dem Regen zu schützen. Nazi kam singend vom Bach und kündigte seinem Bruder an, daß er alles in Bereitschaft habe und recht viel Forellen zu fangen wünsche. Sonst begnügte er sich wohl auch mit Schleien, die ihm Marie dann in Butter röstete. Diesmal jedoch wußte er nicht, daß das Fischen ihm galt.

Gerssian stieg in den Nachen, wenn auch mit Widerwillen. Bald erschienen Selmel und Katharine, Nazi sprang endlich auch hinein und nun wurde kräftig stromaufwärts gerudert. Selmel, die ihre besondere Absicht hatte, neckte Katharine, daß sie nicht rudern könne, was diese nicht zugab, da sie ihrer Freundin, im Sinne aber ihrer Nebenbuhlerin, nicht nachstehen wollte, und somit führte sie das Ruder, während Nazi statt Forellen Frösche fing, worüber Selmel immer so unwillkürlich zu lachen anfing, daß der Nachen schaukelte. Der Mond ging hell auf und beleuchtete die Gruppe mit seinem falben Schimmer, von allen Seiten blinkten die Lichter der umliegenden Dörfer, und hier und da blieb ein Bauer, der längs des Baches nach Hause ging, eine Weile stehen, um den Erfolg des Fanges mit abzuwarten.

„Bist Du müde, Katharine?" sagte Selmel, „lege Dich dort auf das trockene Bret unter dem Dache, ich will rudern." — „Nein," sagte Gerssian, „gib mir das Ruder." — Katharine legte sich auf das Bret und stellte sich an, als ob sie schliefe; sie hatte im Stillen eine besondere Absicht Selmel's gemerkt und wollte sie belauschen. Eine lange Pause trat ein, während welcher Nazi das Netz auswarf und drei Frösche auf einmal fing. — „Nazi ist glücklicher im Mädchenfang," sagte Selmel, „als im Fischfang." — „Ei, wie die Selmel so klug ist," antwortete dieser. — „Still," versetzte sie rasch, und schaute sich nach Katharine um, sich von ihrem Schlaf zu überzeugen. „Was hältst Du, Gerssian," — sie sagte ebenfalls Du zu ihm, da sie ihn schon als Kind gekannt hatte — „was hältst Du von einem Burschen, der ein armes Mädchen verführt und verläßt?" — Nazi verfärbte sich und warf das Netz weg, Gerssian zog das Ruder ein und ließ den Nachen abwärts gleiten. „Was willst Du damit sagen?" versetzte er. — „Lacifari," fiel Nazi ins Wort, „Dummheiten." — „Hast auch noch ein großes Maul, liederliche Bube Du!" erwiederte Selmel rasch, „weißt wohl, wo ich hinaus will." — „Was geht vor, Selmel?" fragte Gerssian, „wenn mein Bruder etwas Schlimmes gethan hat, so ertränke ich ihn hier, ehe wir an die Mühle kommen." — „Das thut mir eben weh," versetzte Selmel, indem ihr die Thränen über die Wangen

Digitized by Google

flossrn, „es thut mir sehr weh, daß es Dein Bruder ist; denke Dir, die arme Marie ist von ihm —" Bei diesen Worten veränderte sich Gressian's Farbe, Zorn und Scham stiegen ihm hochroth bis über die Stirn; er griff nach dem Ruder, das neben ihm lag. Nazi, der ihn wie einen Gott fürchtete, merkte es, besann sich nicht lange und sprang ins Wasser. Gressian warf ihm wüthend das Ruder nach und verwundete ihn am Kopfe, daß sich der Bach sogleich von seinem Blute röthete. In einem Nu war Nazi, trotz der Wunde, am Ufer, Katharine erwachte, oder stellte sich so, und schien ganz verdutzt. — „Wirf mir das Ruder zu," schrie jetzt Gressian, „Du Schandbube, wirf mir das Ruder zu, oder ich springe Dir nach und erwürgr Dich." — Katharine schrie laut um Hülfe, denn der Nachen flog in die Kreuz und Quere stromabwärts. Srlmel zuckte nicht, der gerechte Zorn Grrssian's machte ihr eine innere Freude. Nazi betastete seine Kopfwunde, besann sich eine Weile, wagte es aber nicht, seinrm Bruder nicht zu gehorchrn. Noch einmal sprang er in den Bach, ergriff das Ruder, schluderte es in den Nachen, suchte aber Selmel damit zu trffen. Gressian fing es auf, aber Selmel hatte srine Absicht grmerkt und schwieg, ohne Gressian zu danken. „Laß Dich im ersten Viertelsahr nicht vor meinen Augen sehen," schrir ihm Grrssian nach, „sonst kannst Du Dir eine Todtenmrsse brstellen." — „Nun ja," antwortrte Nazi vom andern Ufrr, „Du bist so zornig, weil Dir die hoffärtigr Selmel etwas ins Ohr gebiasen hat. Du bekommst sie ja doch nicht, wenn's dazu kommt; ist sie doch des Bruchmüllers Tochtrr, drm Du als Knecht dirnst. Nun ja, ich gehe fort, suche mir einen andern Platz, wer bezahlt Dir aber Drine Pferdearbeit, Du Narr, Du? Etwa das Vrrgnügen, daß Du Selmel spazieren fährst?" Nie hatte Nazi früher den Muth gehabt, dies zu sagen. Nachdem er im Zorn die Worte so hingeschleudert, lief er, was er laufen konnte, dem Dorfe Herlsheim zu. Katharine freute sich im Innern dieser Geschichte. Sie gelangten bald darauf an der Mühle an, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Als sie aber ausstiegen, befahl Gressian Katharinen, nichts von dem Vorgefallenen zu erzählen. Marie wurde den folgenden Tag im Stillen aus dem Hause geschickt, Gressian gab ihr Mittel, um in einem benachbarten Dorfe sich zu pflegen. Auch Srimel unterstützte sie heimlich. Acht Tage später erfuhr Gressian, daß sein Bruder Oberknecht in einer Mühle bei Straßburg geworden. Er schickte ihm seine Kleider und befahl ihm, sich nie vor ihm sehen zu lassen, ehe er Marie als seine Frau wieder zu Ehren gebracht hätte. Selmei's Eltern erfuhren nichts von dem Allen.

Es fällt kein Baum vom ersten Schlage, sagt der Bauer mit Recht. Marie, die verlassene, that wohl daran, ihren Geliebten nicht zu vrrfolgen. Sie gebar ihm ganz im Stillen ein Knäblein, das mit seinem Namen getauft ward; auf Gott vertrauend, hoffte sie immer noch zu Ehrrn gebracht zu werden, und nahm einstweilen einen Dienst nicht weit von ihrem Geburtsorte an. Der Sommer hatte unterdessen schon manches Gesicht grbräunt, die Heidelbeeren, Brombeeren, Himbeeren und Erdbeeren tratrn sich wechsrlseitig den Ehrenplatz auf der Bauerntafel ab, und die Mädchen des Dorfes gingrn oft aus dem Heu in das Hridrlbeerenhoirn, wie man dort ungrammatikalisch sagt. Eines Tages mischte sich auch die arme Marie in die Heidelbrerengrsellschaft. Zehn bis zwölf Mädchen, groß und klrin, einige Knaben daruntrr, nrhmrn jrder einen länglichen, lrdenen, aber gefirnißten Milchtopf, und drrhen ein Seil als Handhabe um den Hals. Mristrntheils baarfuß odrr ohne Strümpfe in den Schuhen, wandern sie in den Wald, drr nicht weit vom Dorfe ilrgt. Die verschiedenen Richtungen meilenweiter Waldungrn sind ihnen so bekannt, wie die Wege des Mreres drm Schiffer, sir wissen genau, welcher Theil bereits ausgrbrutet wurde, überspringrn aber, wie es gewöhnlich im Leben grschieht, die näherliegenden Theile, um sich weit in die Mitte des Waldes zu vrrtiefrn. Manche Brombeere — schwarze Himberre — wird unterwegs vrrschluckt, mancher Heidelbeerstrauß muthwillig zertreten; hier zeigt man eine Erdbeere, die, o Wunder, noch so schön und unverlrzt prangt, obschon die unersättliche Caravane täglich vorüberzirht; dort wird aus dem Rohre des Waldbrünnchens, wie an der Muttrrbrust mit Wonne gesaugt, Schlüsselblumen werden grknickt, Waldrosen entblättert, während Einige sich skandalöse Dorfgeschichtchen erzählen, und Andere wieder still sinnrnd und ihrrn Topf wiegend, der Truppe folgen. Endlich erreicht man die richtige Stelle. Hier wird eine riesige Eiche zum Sammelplatze bestimmt. Jedes Mitglied strllt seinen großen Topf rings um den Baum, nimmt ein kleines Töpfchen aus srinem Grunde und bindet es mit einrm Selle durch die Handhabe um den Lrib. In einem Nu hat sich die Gesellschaft nach allen Seitrn im Walde zerstreut, gebückt und im Gehen pflückt man die schwarzen Beeren eine nach der andern, und wirft sie in das Töpfchen, man pflückt mit beiden Händen, und hütet

Digitized by Google

sich ja, Heidelbeeren während des Pflückens zu naschen. Sobald das Töpfchen voll ist, kehet man zu dem Baume zurück. Selten verirret sich Einer; diese Leute bedürfen des Compasses nicht, sie merken sich die Bäume, die Hügel, die Physiognomie der Aeste, die abgehauenen Stämme, und finden so immer wieder ihren Weg. Oft füllen einige ihre Töpfe gemeinschaftlich, einer nach dem andern, wie aber auch die Ernte ausfallen mag, so setzt sich die Heidelbeerkaravane nicht in Bewegung, bis alle, ohne Ausnahme, mit ihren Schätzen eingetroffen sind. Sollte sich einer absichtlich entfernen, so würde er nie mehr mitgenommen. Nachdem man einen Heidelbeerstrauß gebrochen, den einen für seine kleine Cousine, den anderen für sein Brüderchen, den dritten für sein Kind, werden noch Erdbeeren gepflückt, um die schwarzen Heidelbeeren mit ihrer Rosenfarbe zu schmücken. Dann flicht man oft eine schwebende Handhabe mit einem farbigen Band um den Topf, und so geht es dann unter Gesang nach Hause zurück. Unterwegs aber versäumt man nicht, zwei- bis dreimal an bestimmten Plätzen zu rasten, besonders an den feischen Waldquellen, wo Jeder das helle Wasser aus der Hand schlürft, um den heißen Durst zu löschen. — Marie wollte einmal wieder Heidelbeerkuchen essen und beschloß, sich die Beeren dazu selbst zu holen. Zweimal hatte sie schon ihren Topf geleert, aber beim dritten Male entdeckte sie eine so fruchtbare Heidelbeergegend hinter einem Hügel, daß sie nicht Hände genug zum Pflücken hatte. So oft sie eine Beere pflücken wollte, stand neben dieser eine noch größere, noch schwärzere, noch vollere; die Wahl that ihr weh, mit wahrer Wuth oder Begeisterung riß sie eine nach der andern ab, sprang von einem Heidelbeerstrauche zum andern; sie brauchte sonst eine halbe Stunde, ihr Pflücktöpfchen zu füllen, diesmal war es in zehn Minuten gethan. Aber, o arme Marie, sie hatte sich in ihrem Eifer zu weit von der Stelldichein-Eiche entfernt, die Gegend schien ihr fremd, und während sie dem Baum entgegenzugehen glaubte, entfernte sie sich immer mehr von ihm. Sie hatte in ihrem Eifer, statt dem Baume dem Rücken zu kehren, ihm das Gesicht zugewandt, und jetzt, da sie umkehren wollte, kam sie immer weiter ab. Eine halbe Stunde mochte sie gegangen sein, als sie endlich still hielt. Noch hatte sie keine Furcht, noch glaubte sie sich nicht verirrt; das Dorfmädchen verzagt nicht so leicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

[Albrecht Dürer.]

Das alte freundliche Nürnberg hat seine Thore geöffnet für die Gäste, welche es aus der Nähe und Ferne zu einem seiner, wie es hofft, schönsten Tage eingeladen hat. Seinem Albrecht-Dürer hat es ein Denkmal errichtet. Der spricht Jahrhunderten der Ruhm seiner Vaterstadt war, sollte ihm aufs Neue zur Zierde sein. Das Diplom in der Hand vom Albrecht-Dürers-Verein, dessen schönste Aufgabe eben dieses Denkmal war, dürfen wir ja wohl getrost die freundliche Aufnahme hoffen, welche wir ohnedies von den guten Nürnbergern erwarten mögen. So betreten wir denn am Vorabend der Feste die Stadt, die uns von den hübschen Kleinigkeiten unserer Jugend her so theuer, durch die Erinnerungen, welche die Geschichte an sie knüpft, so bewunderungswürdig, durch Sinn und Art ihrer Bewohner so lieb und durch ihr Aeußeres vom ersten Eindruck an so anziehend und ansprechend ist.

In der That eine einzige Stadt. Und wenn die eine oder die andere ihrer Schwestern den Lehrn, der Wissenschaft, der Kunst auch mehr Kinder geboren hätte, als Nürnberg, wenn andere Städte durch Artigkeit, Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Bürger ihm nicht nachstehen, oder es gar zu überbieten wüßten, Eines hat Nürnberg vor Allen voraus, es ist die seltene Einstimmigkeit, mit welcher sich das Aeußere dieser durch und durch alterthümlichen Stadt dem Beschauer bietet. Vor zwei und drei Jahrhunderten konnte sie nicht anders aussehen, als heute. Diese schmalen, hohen Häuser mit ihren hellen Fenstern und tirolischen Erkern, von denen schlanke, blondlockige Gestalten herunterlugen, sind fast nirgends durch die Sünden moderner Baukunst verunziert. Da ist nichts von jenen alten verrufenen Giebelhäusern, welche kopfüber die engen Straßen verfinstern, sondern in geraden Reihen ziehen sich die reinlichen Straßen entlang helle, wohnliche Gebäude in ununterbrochenen Linien fort. Zwischen jenem kleinen, zwar vier Stock hohen, aber nur ein Fenster breiten Gebäude, das man uns in einer Straße als Merkwürdigkeit zeigt, und zwischen den Casernen moderner Straßen hält sich Alles in einer einfachen, soliden Mitte, nett und sauber, ja kunstreich verziert, aber ohne Prunk und Pracht. Und dazu die Kirchen in schönster gothischer Vollendung mit ihren wundervollen Sacramentshäuschen, Altären, Kanzeln und Grabmälern; und über all hervorragend die alte feste Kaiserburg auf der mächtigen Felsenhöhe.

Auch das hat Nürnberg voraus, daß ein Mann, wie Karl Heidloff seiner Alterthümer wartet. Mit Genialität hat sich derselbe in die gothische Kunst hineingelebt und so sind schon tausende der schönsten Blumen, welche dem Mittelalter entsproßt, aber vom Sturm der Zeit und des Vandalismus geknickt und zerstört waren, unter seiner Leitung wieder zum Leben erstanden. Das Platner'sche und Schwarz'sche Haus, der neue Altar in der St. Sebaldus- und die neue steinerne Kanzel in der St. Lorenzkirche knüpfen den Namen des Biedern, in Art und Form seltsamen Schwaben an Nürnbergs Glanz. Ein besonderes Verdienst hat sich

der Unermüdliche, dessen glühende Kunstbegeisterung sich Form und Ausdruck nicht in seinem schweren, ungelenken Sprachorgan, wohl aber in einem gelenklosen Arme und gekrümmten Finger zu erringen weiß — ein besonderes Verdienst hat er sich als zweiter Director des Albrecht-Dürer-Vereins erworben, der ihm zumeist die ungemeine Verbreitung und Belebung seit etlichen Jahren verdankt.

Dieser Kunstverein entstand über dem Grabe Albrecht Dürer's mit dem besonderen Zwecke, dem großen Meister ein würdiges Denkmal zu setzen, zu welchem König Ludwig die Idee angeregt hat. Am 6. April 1828, zur dreihundertjährigen Todesfeier Dürer's ward der Grundstein zu dem Monument gelegt, das nun im 12. Jahre seine Vollendung erreichte. Von münchner Künstlern wurden bei jener Gelegenheit Compositionen aus Dürer's nicht unbewegtem Leben auf dem Rathhaussaale ausgestellt, — heute sind sie in dem großen Kaisersaale der Burg zu sehen; versäumen wir nicht, zu ihnen zu wallfahrten.

Auch bei Dürer regte sich der Genius schon in frühster Zeit. Was bereits der Knabe liebgewonnen, das mußte der Lehrjunge in der Goldschmiedswerkstätte seines tüchtigen Vaters wenigstens nebenbei forttreiben, bis er dem Drange seiner Bestimmung folgend endlich den Vater vermochte, ihn einem Maler in die Lehre zu geben (1486). Da sehen wir nun den hübschen, blondlockigen Jungen an der Hand des Vaters in die Werkstatt des wackern Michael Wohlgemuth treten und mit freudigem Handschlag auf eine dreijährige Lehrzeit sich verpflichten. Das goldene Ziel ließ ihn die Dornen vergessen, welche ihm die Rohheit in den harmlosen Weg streuen sollte. — Er hat sein Gesellenstück geliefert und wandert nach alter Handwerkssitte auf vier Jahre nach Basel in die Fremde. Unterdessen hat ihn der gute Vater an die schöne Tochter des Mechanikus und Musikus Hans Frei um 200 Gulden Mitgift verkuppelt und schickt nun den heimberufenen freudelosen aber gehorsamen Albrecht an den Traualtar. — Zwölf Jahr trägt er geduldig das bittere Joch, das die geizige, rohe Agnes von Tag zu Tag ihn fühlen läßt. Zwar hat Archiv-Sekretär Mayer so eben eine Lanze für sie eingelegt, aber für seine Behauptungen ist er den Beweis schuldig geblieben. Es sollte ihm schwer werden, in seinem Sinn die Briefe zu commentiren, welche der gute Dürer an seinen Freund Pirkheimer auch in häuslichen Angelegenheiten in so rührender Weise von Venedig aus geschrieben. Hieher nämlich, nach der Sonne Italiens hatte es ihn gezogen, hier fand er Verdienst und Ehre, hier ging ihm das classische Ideal der Schönheit auf, im Verkehr mit Meistern wie Tizian und Rafael, bei denen er Bewunderung fand und was noch mehr, Kritik. — Auch die niederländische Kunst wollte der Strebende von Angesicht zu Angesicht schauen, und auf seiner Reise, die er mit Weib und Magd (1520 und 21) bis nach Antwerpen ausdehnte, fand sein Selbstgefühl von Seiten der Künstler und Laien süße Genugthuung; und was er für seine Kunst zu beobachten fand, muß man in seinen naiven Briefen selber lesen. — In einem Seesturm, der ihn traf, bewährte sich die Ruhe und Besonnenheit des Meisters, der nicht umsonst am St. Prudentia-Tag geboren schien. — Schon vorher begleiteten wir ihn an das Sterbebette des Vaters, um Zeuge zu sein von der rührenden Scene, wo gegenseitige Liebe und Verehrung alle Täuschungen des Lebens, alle Leiden und Freuden in einer höhern Hoffnung aufgehen läßt; — und nun stehen wir vor seinem eigenen Sarge, um aus diesem milden Antlitz ein Bild der Ruhe, des Friedens, der stillen Harmonie, wie nur die Kunst selber es bieten kann, mit an das Grab des Künstlers hinwegzunehmen.

Denn unterdessen ist die Aufführung von Haydn's Schöpfung beendigt, mit welcher in würdiger und passender Weise die festlichen Erinnerungen an einen schöpferischen Genius beginnen sollten. Glänzend zwar warf sich hier die Kunst in ihrem eignen Gebiete ihre Reflexe zu, aber immer nur, um auch die größten der Geister an den untersten Stufen des Thrones zu versammeln, auf dessen Höhe der schaffende Urgeist Welten in das Dasein ruft.... Nächtliches Dunkel bedeckt die Erde, da setzen sich hunderte von Fackeln in Bewegung, um einer ungezählten Menschenmenge durch die Stadt hinaus zum Kirchhof St. Johannis zu leuchten.

Hier am Grabe Dürer's, über das schon drei Jahrhunderte geschritten, das so viele Geschlechter dem Orte der Vergessenheit zuwanken sah, hier singt eine späte Zeit dem Genius den Gruß des Lebens hinüber! Wenn Er aus dem Orte der Verklärung herniederschaute auf die Stätte der Andacht, wo in nächtlicher Feier der Mensch dem Menschen den Tribut der Liebe und Verehrung darzubringen sich bemühte.... „Er lebt, und ist nicht gestorben"; was will Geburts- und Todestag, was will die Wiege und was will das Grab von dem ewigen Geiste? Und was sollen unsere ärmlichen Lichter, unsere spärlichen Fackeln, mit denen wir kaum die vier Ecken seines Grabsteines zu erhellen im Stande sind, bei einer Glorie, welche ihren Strahlenglanz über Jahrhunderte hinweg in die Ewigkeiten wirft? — (D. F. f.)

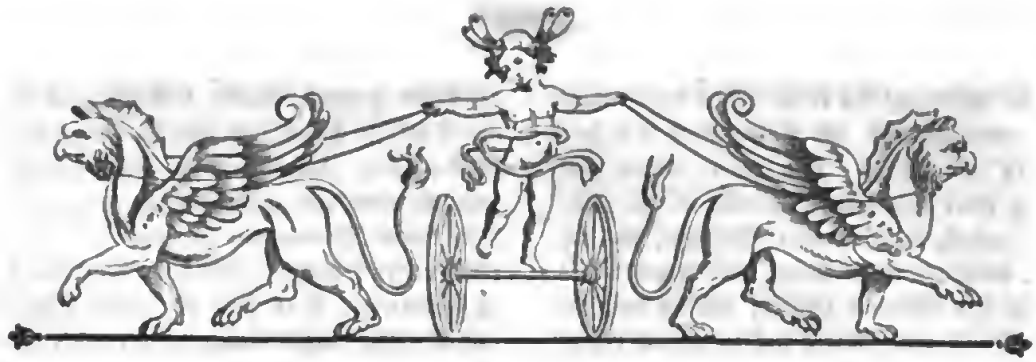
Notiz.

[Die freie Universität Brüssel]

Das letzte Heft des „Freihafens" enthält einen interessanten Bericht über die Stellung der neuen, 1834 zu Brüssel von den Liberalen gestifteten Universität. Sie ist gänzlich vom Staate unabhängig, und hat daher noch keine allzugroßen Mittel; indem sie aber, so wie die neue londoner Universität der orthodoxen erforderlichen, sich der katholischen Universität Löwen als einer Schutzpatronin der freien, wissenschaftlichen Forschung entgegenstellte, löste sie das unselige und unnatürliche Bündniß zwischen dem belgischen Pfaffenthum und dem Liberalismus. Ersteres läßt auch allmälig die liberale Maske fallen. Diese brüsseler Universität könnte leicht als eine junge, thatlustige Schule, welche dabei den Vorzug eines freien politischen Geistes besitzt, unsere alten deutschen Universitäten überflügeln, denen sie jetzo, was den Geist der Wissenschaft betrifft, noch nacheifern muß. Am 14. October 1839 feierte sie das Fest ihres fünfjährigen Bestehens. In dem bei dieser Gelegenheit erschienenen Programm liest man die polemische Bemerkung, daß der Professor der Astronomie zu Löwen die Sonne sich noch um die Erde drehen lassen müßte, wenn Galilei's System nicht im Jahre 1811 die Genehmigung des Papstes erhalten hätte. —f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 118. — den 19. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

(Fortsetzung.)

Endlich aber sah Maeie gar keine Heidelbeeehügel mehr, und in der Ferne hörte sie die dumpfen Schläge der Holzhauer, die in der Coupe sein mußten, wie es dort heißt. Sie blieb stehen und rief laut alle Namen der Mädchen und Feauen in der Gesellschaft, aber nur das Echo antwortete ihr. Noch verzagte sie nicht; als sie aber kurz darauf die Sonne unteegehen sah, fing ihr das Heez an zu pochen; die Aexte hallten nicht mehe, und nun wußte sie gar keinen Weg. Schnell wie ein Reh lief Marie in den Holzschlag, aber der Holzschlag selbst mochte eine ganze Stunde im Umfange haben, und der Abend lief ihr auf den Fersen nach. „Holla, ho!" schrie sie ein- über das andere Mal, „Bauer hilf!" Abee Niemand antwortete ihr. Nun erst behauptete die Mädchennatur ihee Rechte. Schon flirrte es ihr vor den Augen, alle Holzhauer schienen beeeits nach Hause gegangen zu sein, in ein fremdes Doef, wohin sie den Weg nicht kannte, sie sah in iheer schwindelnden Angst Wölfe und Schlangen und Füchse, sie verlor die Geistesgegenwart, sank auf den Geasboden nieder und fing laut zu schluchzen an. „Mein armes Würmchen," schrie sie weinend, „mein armes Kind wird Duest haben, die kleine Stasi kann ihm nicht zu trinken geben; o, mein Gott, stehe mir bei, damit ich bald zu meinem Kinde komme, ich will mich nie mehe so lange von ihm entfernen." Es fiel ihr ein, zu beten. Als sie das Vaterunsee hergesagt hatte, erblickte sie in der Ferne Rauch, der mitten unter Bäumen emporkräuselte. Es wae bereits Dämmerung, und die Zweige flüsterten einander ihe Abendgebet zu. Aufstehen, die Schürze um den Leib gürten, die Heidelbeeren wegwerfen und im Fluge dem Rauche zueiten, wär das Werk eines Augenblickes. Ganz athemlos stand sie jetzt vor einer Hütte, die dem Waidhüter gewöhnlich zue Wohnung dient. Diese Hütte ist aus einigen rohen Baumstämmen gebaut und mit Erde überworfen, so daß sie einem in den Boden gegrabenen Kellee gleicht. Meist bauten die Köhler sich solche Hütten, wie sie noch heutigen Tages im Elsaß anzutreffen sind. Aber nun fand sich eine andere Schwierigkeit. Marie sah keine Thür, denn auch diese ist mit Erde und Weiden überdeckt, so daß man sie, wenn sie zufällt — die Hütte ist schräg wie ein Dach — nicht mehr sehen kann. Sie schlich um die Hütte und suchte den Eingang, als sie Männerstimmen zu hören glaubte. Sie legte ihr Ohr haet an die Wand, und glaubte die Worte: „Trumpf aus!" zu unterscheiden. Die Worte wiedeeholten sich mehrmals, und sogar die Stimme schien ihr bekannt. Immer aufmerksamer horchte sie, und nun kam es ihr vor, als sei es die Stimme ihres Nazi. Aber wie sollte der in die Waldhütte kommen, da er doch viee Stunden weit von hier Oberknecht wae? Andere Stimmen antworteten, ein Gemurmel entstand, das Wort Spitzbub' fiel, ein dumpfee Schlag — Gebrüll — Murren, ein Lärm, der so stark waed, daß sie die Worte verstand, sie hörte bald, daß die Leute drinnen sich schlugen, und

einer von ihnen so schrie, als sei er zu Tode verwundet. Wie eine Löwin umeannte sie die Hütte, stieß mit beiden Fäusten gegen dir Wand, und fand endlich die Thür, die sie trotz ihrer ungeheuren Wucht in die Höhe hob. Als sie sie aufriß, fand sie vier Männer, die sich blutig geschlagen, darunter ihren Nazi, der in einer Ecke besinnungslos lag. Die Männer stutzten, als sie erschien, und es trat eine Pause ein. Marie lief zu ihrem Nazi, richtete ihn auf und wischte ihm den Schweiß und das Blut von der Stirn. Als er zur Besinnung kam und Marien erblickte, glaubte er gestorben und im Himmel zu sein, wo er Rechenschaft ablegen sollte; bald aber gemahnten ihn die Gestalten seiner Kameraden, daß er noch auf Erden sei. Nicht genug, hieß es, daß er ein Betrüger im Spiel ist, dieser Flausenbursche, er verführet auch noch die Mädels im Dorfe und läßt sie sitzen. Zu Rohrwiller hat er eine so ins Unglück gestürzt, jetzt will er uns noch das Geld abstehlen, damit er seinen Pferden, mit denen er Holz holt, Hafer geben kann, weil er das Hafergeld immer vertrunken hat." — „Das ist gelogen," schrie Marie, „Nazi ist mein Bruder, und nicht so schlecht, wie Ihr sagt. Pfui, schämt Ihr Euch nicht, Drei gegen Einen, ist das eine Kunst, Einen zu bezwingen!" — „Meiner Seel'," antwortete Michel, „ich hab' nicht mehr gewußt, wo ich hingeschlagen habe, ich glaube, Fritz, Du hast mehr als einen Nasenstüber bekommen, das macht mehr als Kreuzaß." — „Aber, Teufelsmädel," sagte Fritz zu Marien, „wo kammst Du denn daher, wie hast Du die Thür hier aufbrechen können, die war doch von inwendig zu!" — „Ich habe mir es gedacht, daß mein Bruder hier sitzt und spielt. Im Wirthshause ist es verboten, darum setzt Ihr Euch in den Wald, Ihr liederlichen Kerle." — „Meiner Seel'," sagte Michel, „Du hast Recht, der Anton hier macht ein Maul, als wollte er den Rhein austrinken, es ist aber blos aufgeschwollen, wir sind halt alle keinen Heller werth. Komm, Nazi, gib die Karte, es war halt nur Spaß." Aber Nazi antwortete nicht, es schien ihm alles ein Traum, dabei hatte er Schmerzen an der Stirn, die so stark blutete, daß ihm jeder Spaß verging. „Marie, Marie!" scholl es jetzt von allen Seiten aus der Ferne, das Waldecho wiederholte den Namen zwanzig Mal nach einander, je nachdem der Rufer ein Mädchen oder ein Mann war. Es war die Heidelbeergesellschaft, die Marien suchte, und trotz der einbrechenden Nacht nicht ohne sie nach Hause gehen wollte. Marie antwortete laut, „hier", doch um der Ankunft der Gesellschaft zuvorzukommen, lief sie ihr entgegen. Sie hatte Nazi aus der Hütte gezogen; dieser, beschämt, lud sie ein, mit ihm ins Dorf zu gehen, wo sein Wagen stünde, um mit ihr zu plaudern. „Und Du fragst nicht nach Deinem Kinde?" warf sie ihm vor, „Du hast so weit zu mit, als ich zu Die, komm Du morgen zu mie." — „Ich komme, Marie," versetzte Nazi, „und bald heirathen wie, sonst werde ich liederlich. Das sehe ich jeden Tag mehr ein." — „Nun gehe," sagte diese, „wenn die Leute mich mit Dir sähen, so hieße es, ich wäer mit einem Burschen getroffen worden. Ach, die Leute sind so böse. Gute Nacht!" Marie lief nach einer entgegengesetzten Seite, antwortete laut „hier" und traf ihre Gesellschaft wieder. Als sie nach Hause kamen, spazierte ihnen fast das ganze Dorf entgegen, das sie verloren glaubte.

Fast seit drei Monaten schon hatte Gressian, den sonntäglichen Kirchgang abgerechnet, seine Mühle nicht verlassen, weder seinen Oheim noch Katharinen besucht, während dieser Zrit aber auch die Stube seines Herrn nicht betreten und die Gegenwart Selmel's so viel als möglich gemieden. Diese sah und merkte dies wohl, vermied aber seinen Anblick ebenfalls, denn sie wußte, daß er es so wollte. Aber sie mied auch jedes andere Vergnügen, als das, mit ihrer Mutter zuweilen durch das kleine Wäldchen zu schlendern, Blumen und Pflanzen zu ziehen. Seit einiger Zeit jedoch hatte das unruhige Mädchen wieder besondere Freude an der Feldarbeit, und als die Heuernte kam, ging sie jeden Tag mit den Mägden auf die Matten, half ihnen das Gras auf Schichten rechen, trank aus ihrem Wasserkruge, aß von ihrem Brot, schlürfte von ihrer Butter- und Sauermilch, und trug sogar den gewöhnlichen breiträndrigen Strohhut, obgleich sie einen weit feineren Florentiner hatte. Warum Selmel dies that? Das hatte seine Gründe. Der Dorfschulmeister kam seit einiger Zrit sehr oft zu ihrem Vater, da wurde ein Langes und Breites über einen Herrn Knoterer aus Straßburg gesprochen, und das kluge Mädchen ahnte, daß sie eine Stadtdame werden sollte, was sie gerade nicht sehr zu wünschen schien. Eines Morgens, als die Sonne blutheiß aufging, fragte der Bruchmüller seine Frau, warum er denn den Gressian gar nicht sähe? Das Wasser sei klein, die Mühle stehe schon seit zwei Tagen still; ob denn der Herr Oberknecht spazieren gehe, er könne sich wohl mit ins Heu trollen und so einen Tagelöhner ersparen.

Selmel's Mutter aber antwortete, Gressian sei blos für die Mühle da, er sei zu stolz im Felde zu arbeiten. Man dürfe ihm übrigens kein böses Wörtchen geben, da

Digitized by Google

ihn die ganze Umgegend liebe, und er ungemein empfindlich sei. — „Ei was", versetzte Selmel, „ich wette, wenn Sie ihn, liebe Mutter, einladen, so geht er mit ins Heu; er ist ja übrigens unser Knecht und wir können mit ihm machen, was wir wollen, nicht wahr Vater?" — „Ei Selmel", sagte dieser, „Du wirst ja ganz und gar böse, Du warst doch sonst so weich, übrigens hast Du Recht. Wenn das Ding so fort geht, so ist Gressian Herr und ich sein Knecht; habe ich ihn doch in zwei Monaten nicht gesehen. Was macht er denn da droben in seiner Mühle?" — „Ich wiederhole Dir," versetzte die Mutter, „daß wenn Du ihm ein böses Wörtel gibst, er die Mühle verläßt, und das wollen ja nur die Müller alle in der Umgegend. Der Ratzi, so liederlich er war, hat Dir mehr als einen Kunden vertrieben; geht aber der Gressian fort, dann gute Nacht, Mühle, dann kann die Zorn lange fasten, denn die Bauern lieben Dich nicht, Alter! Du bist ihnen zu hoffärtig und unterhältst Dich nur mit dem Schullehrer, der blos den Reichen schmeichelt. Uebrigens will ich's dem Gressian sagen, nur halte Du das Maul, und Du, Selmel, auch." Indem sie dies sagte, winkte sie ihr mit dem Zeigefinger. Wie wäre es einem Mädchen auch möglich, ihrer guten Mutter ein Geheimniß verborgen zu halten? „Laß die Mutter nur machen", sagte jetzt Selmel zu ihrem Vater im Schmeicheltone, „sie weiß alles besser einzurichten". — „Ja", versetzte dieser, „daß ich mein Wort nicht vergesse, Selmel! Es kommt bald ein Herr aus Straßburg, der Dich heirathen möchte; ich will sehen! Wenn er mir gefällt, dann heirathest Du ihn, aber ziehe Dich immer ein Bischen ordentlich an. Wenn er dumm ist, so ein Kreuzbeiner, so brauchst Du keine Sorge zu haben, ich kenne schon Deinen Geschmack." — „Meinen Geschmack?" versetzte Selmel fragend. „Ei, wissen Sie denn nicht, Vater, daß ich ein dummes Mädel bin, und daß mir ein schöner braver Bauernbursche lieber ist, als so ein Städter? Ja, wenn ich Französisch verstünde, wenn ich schön sprechen könnte, ich möcht' schon in der Stadt wohnen; aber wissen Sie noch, Vater, wie sie mich einmal im Theater zu Straßburg ausgelacht haben, als ich laut aufschrie, wie sich der weiße Marmorstein in einer Oper in die Höhe richtete? Seit dieser Zeit kann ich die Stadt nicht mehr leiden." — „Ei", antwortete der Alte, „Du kannst hier bleiben, ich suche nur einen reichen Mann, der was ist, so einen Maire, einen General, einen Deputirten! Du bist ja reicher als alle die Scharwenzler. Dann heißt's, des Bruchmüllers Selmel heirathet den und den großen Herrn, ja der kann's einmal, und, das habe ich gern." — Die Mutter kam indessen zurück und verkündigte, der Gressian werde heute mit ins Heu gehen. „Damit es aber nicht aussieht, als ginge er als Knecht, so gehst Du auch mit, Selmel," fügte die gute Mutter hinzu. „Mir an" (statt was liegt daran), sagte der Alte, „ich komme selbst auf die Matten; es ist jetzt doch nichts zu Hause zu thun. Also schnell den Kaffee her! Gressian kann mittrinken, weil ihn doch die Mutter für etwas Apartes hält."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg. (Forts.)

[Dürerfest.]

Endlich setzt sich die Menge zum Rückzug in Bewegung. Die Fackeln ziehen dem Thore zu, an den drei steinernen Crucifixen vorbei, welche die Stationen von Meister Adam Kraft beschließen. Ein Anblick voll Größe und Bedeutung um dieses Christusbild, wie es in der Mitte der zwei Schächer, die schwarze Nacht zum Hintergrund, im vollen Fackelscheine hinüber zu dem Grabe des frommen Dürer leuchtet, der lebenslang mit seinem Freunde Luther den Wahlspruch theilen mochte:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn 's mitten unterm Kreuze steht.

Musik von den Thürmen, der Klang aller Glocken sollte den 21. Mai als einen Festtag für die Stadt verkündigen. Geistlichkeit und Regierung benahmen ihm die kirchliche Feier. Dafür pfiff ein kalter Nordwind eisig ein unerquickliches Morgenlied. Der Menge, welche im Ganzen so wenig tieferes Interesse, so wenig auch nur patriotische Theilnahme kund zu geben wußte, blieb nichts übrig, als sich an den 179 Dutzend Bratwürsten, welche an diesem Vormittag allein in dem bekannten „Glöcklein" zu Sauerkraut und Eier gegessen wurden, sich während der langen Enthüllungsreden und Cantaten schadlos zu halten. Und sie that recht daran. Da lesen sie halbstündige Reden ab, die der tausendste Theil kaum vernimmt, da singen sie Solos und Quaetette auf öffentlichem Markte, von denen Niemand auch nur in einiger Entfernung etwas hört! In der That, wir sind an unsern Festen recht langweilig. —

Wie ganz anders stellt sich nun erst das Schillerfest vorm Jahre dar, im Vergleich mit dem Dürerfest. Wenn da am schönsten Maimorgen zu allen Thoren Stuttgarts Alles aus der Nähe und Ferne herbeizog, wie da die Banner der Sängee aus dem ganzen Schwabenlande so fröhlich wehten und festliche Kleidre und festliche Mienen eine wirkliche Theilnahme verriethen! Es hatte in der That etwas Großartiges, es war wirklich das Fest einer Nation, die sich stolz und freudig um den stolzesten ihrer Geister schaarte. Freilich wußte da ein Jeder, wer es war, dem seine Theilnahme galt und es konnte das Jedee wissen von der Zeit ab, da er die ersten Gedichte Schiller's beim Schulexamen deklamiren hörte bis da, wo auch er mit dee neuen Cotta'schen

Digitized by Google

Taschenausgabe wenigstens sein Bücherbret zu zieren beschloß.

Aber wer kannte den Dürer, dem dieser Tag geweiht war? Und wie Viele, die von dem Maler wußten, kannten seine Werke? Und wie Viele, die von seinen Werken wußten, hatten das Verständniß von denselben? Tausende können es nicht und nie begreifen, wie man einen vor dreihundert Jahren gestorbenen Maler heute noch in Erz gegossen auf den Markt hinstellen konnte. Die Menge, das Volk vermochte sich bei diesem Feste durchaus nicht wesentlich zu betheiligen, sie konnte höchstens den Landsmann in ihm anerkennen.

Albrecht Dürer's Statue steht auf der Höhe des sogenannten Milchmarktes. Der Platz, nicht zu stark abschüssig, in der Nähe der alten, noch jetzt erhaltenen Wohnung Dürer's, in der Tiefe begränzt von der St. Sebalduskirche, oben und auf den Seiten von stattlichen, in der alten saubern und schlichten nürnberger Bauart geradegereihten Häusern umschlossen, auf den vier Ecken durch eben solche Straßen zugänglich, reinlich, belebt, überschaulich, konnte kaum bessee gewählt sein. Und hier erhebt sich auf einfachem Piedestal von regensburger Marmor leicht aber majestätisch das Erzbild. Heideloff hatte das Schwere, Breitmassige des Schillerpiedestals vermeiden wollen und hätte sich dafür allerdings um ein Haar der Gefahr ausgesetzt, dem Fußgestell etwas zu viel von dem schlanken Streben gothischer Säulen geliehen zu haben. Doch reicht bei näherer Bezugnahme auf Verhältniß und Localität an das Geleistete schwerlich ein Vorwurf hin. Statt des Schillerreliefs steht auf der Vorderseite einfach der Name A. Düerr's und auf der Rückseite Jahr und Tag der Errichtung. Etliche Stufen führen von unten her an den Fuß des Postaments und gleichen die Unebenheit des Ortes passend aus. Ein einfaches Geländer umschließt das Ganze.

Und nun die Statue. Prof. Rauch in Berlin hatte eine eigene Skizze Dürer's vor sich, auf welcher sich der Maler selbst in vollem Costüm dargestellt hatte. Das schöne Haupt mit dem gescheitelten reichen Lockenhaar und dem kräftigen Bart, worauf Dürer von jeher stolz war, mit der kühnen Adlernase, dem offenen aber stillen Blick, von keinem Kranze, wie Schiller belastet, — hat in seiner ganz leichten Senkung den vollen Ausdruck des bescheidenen, stillen, harmonisch gestimmten Gemüthes, so wie des entschiedenen, keck nach dem Höchsten ringenden Meisters. Um die breite, volle, majestätische Gestalt wirft sich stattlich der pelzverbrämte Mantel, den die Linke vorn zusammenhält und bis gegen das Knie in einfachen anmuthigen Falten heraufzieht. Der linke Fuß tritt unternehmend hervor, während auf dem rechten das volle Gewicht der gediegenen Persönlichkeit ruht. Ist schon hier überall weises Maß gehalten, damit der schlichte Künstler, obwohl ein König in seinem Reiche, doch nicht den äußerlichen Character des weltlich Dictatorischen und Imperatorischen erhalte, so stellt vollends die mälige Senkung des rechten Armes, und die leichte Hebung der rechten Hand, in welcher sich das Lorbeerblatt um Reißfeder und Pinsel schlingt, das ganze Bild in sein natürliches Verhältniß. Diese stille Größe, die kraftschwere Ruhe, mit welcher sich das Ganze frei und entschieden, aber schlicht und harmlos, königlich stolz, aber bürgerlich bescheiden, so imposant und doch so einfach dem Beschauer bietet, übt einen unbeschreiblichen Zauber auf das Auge, verbreitet ein süßes Wohlbehagen über die Empfindungen, welche das Gemüth demüthigend und erhebend durchziehen.

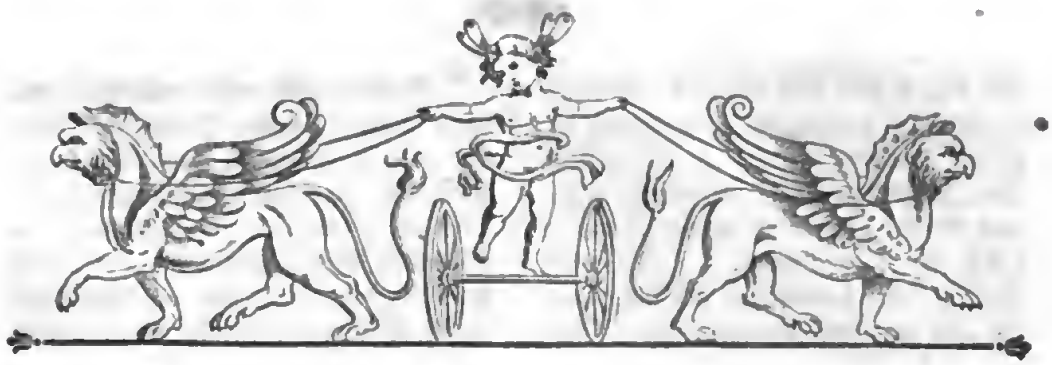
Der Meister darf von dem Meister den Preis des Gelingens hinnehmen. Und unser Burgschmit theilt mit Rauch den Lorbeer. Man muß diesen seltenen Mann kennen, wie er in schlichter Bürgerlichkeit ein anderer Peter Vischer, vom Kleinsten zum Größten durchgedrungen, wie er aus sich selber die Hülfsmittel schöpfte, um aus einem ärmlichen Marionettenspieler der kunstreiche Bildschnitzer und Bildhauer und nun gar auch der gefeierte Bildgießer zu werden. Man muß ihn aber auch in Mitten des Werkes, an das er das Höchste seines Lebens gesetzt hatte, gesehen haben, wie er weder Ruhe noch Rast mehr hatte, ehe das große Werk vollendet war, auf das nicht blos die Gegenwart mit ihrem Zweifel und Neid, mit ihrer Hoffnung und ihrem Beifall blickte, das nicht blos der Zukunft, sondern vornehmlich einer großen Vergangenheit ins Angesicht zu schauen hatte. Der kunstreiche Mann hat mit muthiger Bedächtigkeit ein Werk geschaffen, dem aus Stiglmaier's eignem Munde sein schönstes Lob geworden ist. Er hat es in 4 Stücken und wie es aus dem Guß gekommen, ohne die Nachhülfe des Ciselirers, im Schmuck des edlen Rostbraun zur Stelle geliefert.

So scheint auch nicht das Geringste zu fehlen zu einem des Künstlers und der Kunst selber würdigen Denkmal. Der Eremit von Gauting hat es das einzige in neuerer Zeit in Deutschland gelungene Monument genannt. Und dies ist es denn auch, was einen reichen Ersatz bietet, für das Aermliche und Peinliche, dessen wir oben in Beziehung auf die Theilnahme an der Festfeier erwähnten. An ein solches Werk, an solche Geister reicht eine stupide, banausische Menge nicht hinan — doppelt gut, daß es aus doppelter Höhe über die Kleinen hinschaut.

Und kehren wir nun noch einmal zu einer Vergleichung des Schiller- und des Dürer-Denkmals zurück; sehen wir dort den Dichter der Ideale gefeiert von seinem poetisch bewegten, tief innerlichen Volke, das von allen Gauen des Vaterlandes zu Gesang und Freude herbeiströmt; — hier dagegen den Maler, dem das wirkliche Leben, die Wahrheit der Natur die höchste Aufgabe seines bewährten Strebens war, den sein Volk zwar schätzt und ehrt, dem es aber immerhin einen Chor von Meistern aus seiner Mitte zur Seite stellt; — dort am Schillerfeste die Leistungen ausländischer Meister mit ihren Mängeln und Vorzüglichkeiten vergessen oder wenigstens in den Hintergrund gestellt vor einer gemüthlich und festlich gehobenen Begeisterung; — hier die Vollendung der Kunst, wie sie sich selbst genug einer prosaischen Masse entzieht; ist es nicht erlaubt, auch hier in den beiderseitigen Vorgängen, Erfolgen und Bethätigungen schwäbisches und fränkisches Wesen in ihrem charakteristischen Unterschied sowohl als in ihrer gegenseitigen Ausgleichung und Ergänzung wieder zu erkennen? . . . (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 119. — den 20. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

(Fortsetzung.)

Gressian aber willigte ein, mit ins Heu zu gehen, schlug jedoch den Kaffee ab, indem er vorgab, bereits gefrühstückt zu haben. Der Wagen stand angespannt vor der Thür, die beiden Schimmel scharrten und schnaubten vor Ungeduld, denn die Sonne brannte glühend auf sie nieder. Selmel ließ diesmal das Wasserfaß mit Wein füllen und bald schwangen sich einige Mägde und Knechte auf den Wagen, unter ihnen Selmel und Gressian, und so fuhr man ins Heu.

Sie waren kaum eine halbe Stunde auf den Matten, das Heu war kaum auf Schichten gerechet, als Ratzi und Marie Arm in Arm auf die Wiesen kamen. Groß war die Freude Selmel's bei diesem Anblick. Ratzi ging gerade auf seinen Bruder zu, der auf dem Wagen stand, um das Heu gleich zu legen, und kündigte ihm an, daß er Marien heirathen werde, und das je eher je lieber. Diese fröhliche Begegnung brachte eine lange Pause in die Arbeit. Selmel ließ alle Arbeiter auf einem Platze zusammenkommen; bald hörte man das Sausen der unbarmherzigen Sense nicht mehr, das regelmäßige Getön des Senseschleifens verstummte ebenfalls, hier verließ man die Grasschichte, dort warf man den Rechen weg und lief in den Graben, den Selmel zum gemüthlichen Trinkplatz auserlesen hatte. Der Hahn am Fäßchen weinte bald nicht mehr, denn der Durst war größer als die Arbeit, und dann galt es ja, auf das Wohl des neuen Paares zu trinken. Man wälzte sich auf dem Grasboden, warf einander muthwillig ins Heu, hier schnitt man sich eine Pfeife aus dickem Haferhalm, dort krähte ein anderer, in zwei Grasblätter künstlich blasend, Alles war ausgelassen, sogar die Pferde wieherten laut dazwischen, nur Gressian blieb in seinem Ernst und unterhielt sich mit seinem Bruder. „Wer kommt von dort oben?" rief endlich Selmel, „drei Männer —

Es fuhren drei Schneider wohl über den Rhein!

Jesus Maria, es ist der Vater, der Schullehrer und noch Jemand. Schnell an die Arbeit, Ihr Leute, sonst geht's los, der Vater kommt." In einem Nu hatte Jeder ein Werkzeug zur Hand, Selmel selbst rechte Heu, und mit einer Wuth, als zahlte man 's ihr; Gressian stand wieder auf dem Wagen, und diesmal reichte ihm Ratzi das Heu hinauf. Als die Schichte aufgeladen war, führte Ratzi die Pferde dahin, wo Selmel allein arbeitete. Der Vater kam endlich mit seinen Gefährten und stellte dem fremden Herrn seine Tochter und seine Matten vor. Er hätte gern Ratzi zur Red' gestellt, aber des Fremden Gegenwart hinderte ihn daran. Selmel machte einen excentrischen Knix und rechte weiter. Der Fremde knüpfte sogleich mit ihr ein Gespräch an, denn sie gefiel ihm ungemein. Warum sollte sie auch nicht? Denn daß Selmel für ein Dorfmädchen ungemein reizend war, konnte Niemand läugnen. „Braucht man in der Stadt auch Heu?" fragte sie absichtlich, nicht naiv, ihren Freier; denn daß es ein Freier war, hatte sie augenblicklich errathen. — „Gewiß," versetzte

Digitized by Google

der Herr, wir haben auch Ochsen und Esel in der Stadt." — „Ei was das nicht ist," versetzte sie, „ich dachte, in der Stadt gäb' es nur gescheidte Leute." — „O, nein," erwiederte dieser. — „Ich glaub's schon," versetzte sie rasch, aber die Gescheidten bleiben gewöhnlich in der Stadt." — Der Fremde biß sich in die Lippen. — „Selmel," murmelte der Vater; sie aber bekümmerte sich nicht darum und fuhr fort: „Es thut mir leid, mein Herr," sagte sie, „daß ich Ihnen mit nichts aufwaeten kann. Unsee Wasser ist ausgetrunken, alles was ich Ihnen anbieten kann, ist mein Rechen hier. Da nehmen Sie, ich will Ihnen einmal zusehen." — Wie behext stand der fremde, geputzte Herr da. — „Bist Du närrisch?" schrie der Vater, „behandelt man so einen großen Herrn?" Der Schulmeister stutzte und schwieg. „Gressian!" rief Selmel, „komm herab, der Herr hier hat Durst, wir wollen ihn in die Zorn fahren." Dabei lachte sie laut auf, daß Gressian selbst nicht wußte, was ee sagen sollte. Der fremde Herr verstand ebenfalls nicht, wo das hinauswollte, und flüsteete mit dem Dorfschullehrer, der immer noch die Achsel zuckte. „Selmel," murmelte der Vater leise, „wenu Du so fortfährst, bekommst Du eine Ohfeige von mir." Selmel aber hörte nicht. Unter öfterem Lachen und Schütteln, fing sie endlich laut zu singen an, und sang das Lied von den drei Schneidern mit gellender Stimme. Ihr Vater hielt endlich Wort und gab ihr eine Ohrfeige, als der Fremde hinzusprang. „Unglückseliger Vater!" schrie er, „sehen Sie denn nicht, daß Ihre Tochter eine Närrin, daß sie wahnsinnig ist? Holen Sie ihr einen Aezt, das ist besser, als Ohrfeigen. Was mich betrifft, so empfehle ich mich Ihnen, lassen Sie meinen char à banc vorfahren; ich kehre wieder nach Hause zurück." Bei den Worten: Närin, wahnsinnig, lachten alle Arbeiter laut auf, Selmel selbst lachte herzlich, nahm ihre Ohrfeige gutwillig, sprach aber den ganzen Tag hindurch nicht eine Sylbe mehr. Der Fremde entfernte sich, Selmel blieb, aber da sie in einen düstern Trübsinn verfiel, so glaubte man am Ende, es sei doch etwas Wahres an der Sache. Von Zeit zu Zeit warf sie einen starren, tiefen Blick auf Gressian, der allein sie verstand, aber den Muth nicht hatte, oder besser, zu stolz war, sie anzureden. Selmel fuhr mit dem Vater und dem Schullehrer nach Hause, Gressian hingegen folgte ganz allein dem Heuwagen nach. Die Mutter erschrak, der Vater war wüthend, Selmel mußte acht Tage lang das Zimmer hüten, und war darauf wieder vollkommen genesen. —

Mancher Leser wird nach dieser skizzenhaften Zeichnung fragen: warum Selmel und Gressian, wenn sie, wie nicht zu verkennen, einander liebten, nicht mit einer Sylbe sich über das Geheimniß ihrer stummen Liebe zu verständigen wagten? — Allein auf dem Dorfe sind die Charaktere stets schroffer, die Herzen offener, aber seine Leidenschaften tiefer und die Vorurtheile mächtiger als in der Stadt; die kleinen Städte stehen in der Mitte und prunken mit den Lächerlichkeiten und Vorurtheilen beider. Ein Land mit lauter Dörfern oder lauter Städten wäre ohne Vorurtheile, weil seine Vorurtheile zur Sitte, d. h. zum Gesetz würden. So aber verlacht der Eine, was dem Andeen heilig ist, und Stadt und Land sind, man sage was man will, geheime Feinde; ein Land aber mit vielen kleinen Städten ist das unglückseligste von allen, weil es sich nur durch den Egoismus, den Großvater aller Vorurtheile, erhält, weil es mit einem Worte krähwinkelhaft ist, und von Spießbürgern regiert wird, die sich für Könige der Erde halten.

Selmel wäre lieber in die Erde gesunken, ehe sie Gressian ihre Liebe gestanden hätte; denn Selmel war nur ein Landmädchen, gescheidt, aber eingebildet, und Gressian wae ihr Knecht, während sie über Hunderttausende gebot. Die Natur freilich kümmert sich nicht um solche Albeenheiten; aber das Vorurtheil ist stärker als die Natur, besiegt und tödtet sie oft, und wenn es sie nicht tödtet, so verschließt es ihr doch die Lippen. Selmel öffnete daher ihr Herz sogae ihrer Mutter nicht, obschon diese von Allem wußte, und nur deswegen schwieg, weil sie einsah, daß ein einziges Wörtchen die Wunde verschlimmern würde.

Gressian hingegen war viel zu stolz, um einen Korb zu ertragen. Das Mädchen verführen? Eher hätte er sich von den Mühlsteinen zermalmen lassen. Ihr seine Liebe gestehen? Nein, dachte er, sie muß den Anfang machen, sie weiß, daß ich sie liebe. Dann wollte er nicht aus dem Hause und Selmel nicht in den Augen des Dorfes bloßstellen. Denn nicht ein Mädchen wäre im Dorfe gewesen, das nicht schadenfroh, statt an Selmel's Glück, sich an ihres Vaters Unglück geweidet und triumphirt hätte, daß sein Bauernstolz so tief gedemüthigt sei. Dann dachte Gressian, das Dorf soll nicht sagen, der Gressian freite um ein reiches Mädel, und zog mit einer langen Nase ab. Selmel selbst wußte dies alles, und freute sich innerlich über den Charakter ihres Geliebten, ohne es ihm sagen zu dürfen. Sie beschloß daher, vorerst zu warten. Lebt doch die Liebe nur von der Hoffnung! Ferner beschloß sie in ihrer Ein-

Digitized by Google

fachheit, sich alle Liebhaber, auf welche Weise es immer sei, vom Halse zu schaffen. Die Geschichte David's, der sich verrückt stellte, um sich zu retten, und die sie vielleicht hundert Mal gelesen, gab den Gedanken ein, die Wahnsinnige zu spielen. Aber das Dorfmädchen bedachte die Folgen nicht. Wie sollte sie die Rolle vor ihren Eltern durchführen? Oder wird Gressian das Spiel durchschauen, und ebenfalls warten? Sie wußte, daß Katharina ihn liebte, und daß sein Oheim ihn zum Tochtermanne verlangte. Indessen stellte sie Alles dem Zufall anheim, im Dorfe aber hieß es, Seimel sei tiefsinnig geworden.

Jener Tag auf der Wiese war ihr letzter Freudentag, die Lösung rückte unaufhaltsam immer näher. Ratzi kam den folgenden Tag ins Haus, nahm wieder Dienste bei dem Bruchmüller, der ihn geen aufnahm, und verkündete, er werde seine Hochzeit in vierzehn Tagen feiern. Es lag in Gressian's Ehrgefühl, die Hochzeit so glänzend als möglich zu machen, und obwohl dies gegen die jungfräuliche Sitte und Mariens Zustand verstoßen hätte, so veranstaltete er doch wenigstens einen Tanz für die jungen Leute. Der Dorfschullehrer, den Seimel jetzt nicht mehr nach Hause begleiten ließ, kam indessen noch oft zum Besuch, ohne daß seine ehemalige Schülerin ein Wort mie ihm sprach; er schrieb es ihrem Tiefsinn zu, allein es war Verachtung. Der Schullehrer machte nämlich den Kuppler; er hatte zehn Kinder zu ernähren und nur 300 Fr. von der Regierung und 200 von der Gemeinde; hier konnte er spielend 2 bis 300 Fr. auf einmal verdienen. Seimei konnte es nicht abschlagen, die Hochzeit Ratzi's, dem sie bereits den Ruderwurf verziehen hatte, mitzufeiern, ja sie beschloß, da Ratzi um ihr Geheimniß wußte, sich ihm ganz anzuvertrauen, und dieser sagte zu ihr: „Seimei, ich thue Alles!" — Er hätte, ohne zu zucken, auf einen Wink von ihr die größte Sünde begangen, so wie das größte Opfer gebracht.

Am Hochzeitstage Ratzi's fuhr Katharinen's Vater über die Brücke der Bruchmühle. Gressian stand auf dem Mühlengang, Seimei auf der Haustreppe, der Vater Katharinens aufrecht auf dem Wagen, die Zügel der Pferde in der Hand haltend. „Gressian," rief er, „willst Du das Katharinei noch nicht? Heute noch einmal trage ich es Dir an, dann warte ich noch sechs Monate; denn das Mädei weint um Dich. Dann aber wirst Du kommen und um sie betteln, aber umsonst, denn" — hier warf er einen Blick auf Seimei — „Deine Pläne, Gressian, sind lauter Flausen, die Welt bleibt Welt, der Bruchmüller bleibt Bruchmüller, und der Gressian der Gressian. Ich sag's, wie ich's denk', nichts für ungut — hopp!" Somit knallte er mit der Peitsche und fuhr im Galopp nach Rohrwiller, was seinen Pferden schon lange nicht passirt war. Gressian antwortete nicht und Seimei schwieg ebenfalls. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg. (Beschluß.)

[Dürerfest.]

Am Abend war das Monument und der ganze Platz festlich beleuchtet. Ein wirklich schöner Anblick, und geeignet, die Harmonie, in welcher Umgebung und Denkmal zu einander stehen, aufs anmuthigste hervortreten zu lassen. Auch dee Himmel hatte seine Freude daran, wenigstens blickten die Sterne wetteifernd in vollem Glanz aus dem tiefblauen Himmel auf das Standbild ihres Liedlings herunter. —

Vergnügungen und Lustbarkeiten hatte der kalte Tag unmöglich gemacht. Der folgende wurde vollends durch Regen ungenießlich. Um so mehr Muße blieb zur Besichtigung der neu eröffneten städtischen Gemäldegaterie im Landauer Kloster, worin unter trefflichen Niederländern drei schätzbare Bilder von Dürer, eine Scene am Kreuz, Kaiser Karl d. Große und Rudolf, sich befinden; so wie zu einem Gang auf die Burg, um die vom Dürerverein veranstaltete Kunstausstellung zu mustern.

Aber welch eine Armuth in dieser Masse! Der Katalog führt eine Zahl von mehr als 300 Kunstgegenständen auf, unter denen viel Unbedeutendes, wenig Mittelgutes, nichts Ausgezeichnetes sich findet. Kein einziger unserer bekannteren und bedeutenderen Künstler hatte sich entschlossen, den Tagen Albrecht Dürer's seine Theilnahme zu schenken. Zu bescheiden waren sie gewiß nicht dazu. Außer Oppenheim's bekanntem Bilde: die Heimkehe eines jüdischen Freiwilligen, war in der That nichts von tieferer Auffassung und nur ein Bischen eindringlicher Wirkung da, obgleich sich manche technische Fertigkeit nicht verkennen ließ. Porträts, Stillleben, Landschaften, Copien, Aquarell- und Crayonzeichnungen und Gott weiß, was Alles noch von Künstlern und Künstlerinnen, aber außer dem genäschigen Knaben von E. Ritter nicht einmal ein ordentliches Genrebild — wie gar vollends ein tüchtiges historisches Gemälde! Eine Auszeichnung verdient dagegen die Ophelia von Teichs in Frankfurt a. M. und die Begegnung von Jakob und Rahel am Brunnen von Prof. Müller in Cassel; Tobias erschickt vor dem Fische, von Fritz in München, und eine Warburgsscene aus dem 30jährigen Kriege, von Brunner aus München.

Mehr als 50 Beiträge zur Ausstellung sind zu spät gekommen, als daß ihnen sogleich hätte ein Raum in dem beschränkten Raume angewiesen werden können. Aber wenn dadurch die Ausstellung intensiv reichhaltiger geworden wäre, warum hat man sich nicht beeilt, das wirklich Ausgezeichnete, das nachkam, an die Stelle früherer Mittelmäßigkeiten und Unbedeutendheiten zu hängen? Und warum hat man nicht auch den obern Kaisersaal der Burg, warum nicht die Lo-

Digitized by Google

calitäten des A. Dürerhauses dazu genommen, um die Festtage in Wahrheit durch die Kunstausstellung, welche ausdrücklich darauf verlegt wurde, weiter zu verherrlichen? warum hebt man das Bessere auf die Tage auf, wo die Fremden bereits wieder die Stadt verlassen haben — wenn wirklich Besseres noch nachgekommen ist?

Noch eine Frage. Warum hat man nicht daran gedacht, zur Feier der Enthüllung von A. Dürer's Statue eine Kunstausstellung zu veranstalten, welche Dürer's am würdigsten gewesen wäre? Ich meine eine Ausstellung aller seiner Werke, so weit sie authentisch sind und soweit sie zusammengebracht werden konnten. Oder sollte es eine Unmöglichkeit gewesen sein, die Besitzer und Directoren der verschiedenen Galerien dahin zu bewegen, daß sie gegen hinreichende Bürgschaften in jeder Beziehung, was sie von Dürer besitzen, auf einige Tage nach Nürnberg verabfolgen ließen? Welch ein Festgenuß wäre das für Genossen und Freunde der Kunst gewesen, die Reihe unsterblicher Schöpfungen verfolgen zu können, von den ersten Keimen bis zur höchsten Blüthe der Entwicklung! Was Jahre lange Reisen dem Einzelnen auch im glücklichsten Falle kaum erreichen lassen, das hätten Hunderte hier in einigen Tagen gewonnen und genossen. Für Kunstbildung und Kunstgeschichte hätte sich der A. Dürer-Verein dadurch sicherlich ein größeres, bleibenderes Verdienst erworben, als durch ein Paar Dutzend solcher Ausstellungen, wie die Dürer-Tage sie sehen mußten. Wie es denn überhaupt für die Interessen der Kunst sowohl als des Vereines selbst ganz gewiß ersprießlicher, im Allgemeinen aber jedenfalls großartiger wäre, statt der unbedeutenden Vorwürfe, die er aus Werken jetziger Künstler für seine Gedenkblätter nimmt, tüchtige Copien von Dürer's Werken selbst in Stahl oder Kupfer oder Stein zum Besten der Mitglieder wenigstens abwechslungsweise anfertigen zu lassen.

Den dritten Tag und die Feste überhaupt schloß ein Ball, den der Verein seinen Mitgliedern und den Fremden im Theater veranstaltete. Das läßt sich die Menge nicht nehmen, so lange sie lebt, über Gräber und Ewigkeiten hinwegzutanzen. Und der Lebende hat Recht. Glücklich, wer bei den geschmacklosen Walzern und Gallopaden nicht an griechische Feste denkt, und sich an den schlanken Gestalten und blonden Lockenköpfen erfreuen kann! In solche treue blaue Augen schaute auch Albrecht Dürer einst.

Notiz.

[Politische Symptome und Vermuthungen.]

Während das orientalische Fragezeichen immer spitziger wird, und die Türkei fast schon ein hippokratisches Gesicht macht, sucht man auf den Fall einer europäischen Feuersbrunst für die entfernteren Zukunft zu sorgen, und bringt einen großen Theil unseres Reichthums an Civilisation und Humanität bei den ehelichen Wilden fremder Welttheile in Sicherheit. Zu diesem Zweck colonisirt Rußland Khiwa und den Kaukasus, findet aber ungehorsame Schüler. Fast eben so schlimm geht es den Franzosen, die mit ihrer Campagne in Algerien noch immer nicht fertig sind. Am meisten Glück haben die modernen Phönicier, die mit der Elle in der Hand dem englischen Interesse und Christenthum einen Weg bahnen. In Neuseeland wird es bald torystische und ministerielle Journale geben. Wichtig sind Burton's von der Regierung angenommene Vorschläge, zur völligen Vernichtung des Sklavenhandels, zur Civilisirung Afrikas und zum Abschluß von Handelsverträgen mit den Negerstaaten. In Liberien soll es schon einige vortreffliche, schwarze Seelsorger geben.

Der gemüthvolle Banquier Montefiore geht damit um, Palästina zu einer jüdischen Colonie zu machen. Wie es aber heißt, werden die reichen Juden in Europa bleiben; nur die Bettler und Schreier, die man gerne los wäre, werden Pässe bekommen. Damit sie übrigens auf der Reise mit ihren Menschenrechten, mit denen sie noch nicht umzugehen wissen, keinen Mißbrauch treiben, wird man sie ihnen erst herausgeben, wenn sie an Ort und Stelle sind. Rothschild ist pfiffiger als Montefiore; er bleibt im Lande und nährt sich redlich. Eben hat Oesterreich bei ihm eine Anleihe erhoben, um die unsichtbaren Feinde in seinem Innern zu bekämpfen. Wie Jehovah einst zu Moses, so soll unlängst der Gesandte einer großen Macht zum Baron gesagt haben: Sei Du kein Narr und kümmere Dich nicht um die Juden. Ich will dieses halsstarrige Volk, das so lange nicht sterben wollte, ausrotten. Die einen werden sich taufen, die anderen Kosmopoliten, Doctoren, Schriftsteller oder glückliche Menschen werden, und so werden sie alle untergehen. Aus Deinen Nachkommen aber will ich ein großes Volk machen, sie sollen wachsen, und immer reicher werden. Und ich fürchte nicht, daß sie ihren Gott vergessen und das goldene Kalb anbeten; denn jeder wird selbst ein goldenes Kalb sein, um das die Mächtigen der Erde tanzen!" —

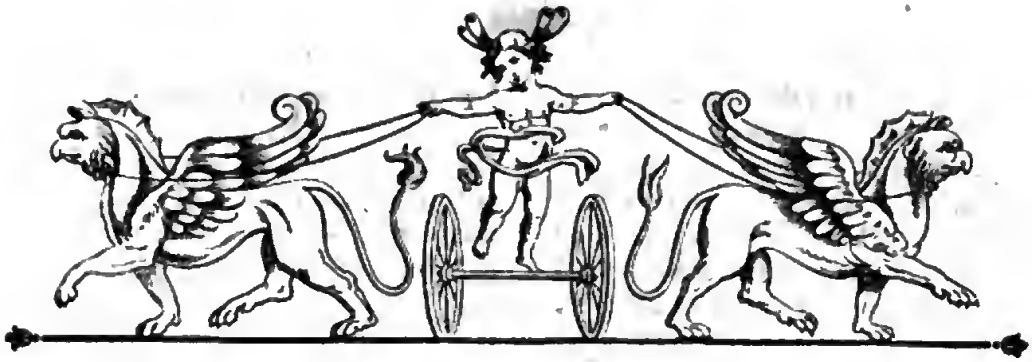
Deutschlands Genius sitzt und träumt. Zufällig naht jetzt das Gutenbergfest. Ob der Genius dem Feste beiwohnen wird, ist noch nicht bekannt. In Leipzig wird auf dem Markte blos ein Buchdrucker eine Rede halten, Gutenberg wird versteinert daneben stehen und zuhören. Aber er wird sich trösten müssen, wenn man ihm sagt, daß er ja auch nur ein Buchdrucker war, und man seinetwegen es veranstaltet hat, daß die Literatur auf dem Markte keinen Platz findet, um mit drein zu reden. Faust aber, Gutenberg's alter Kamerade, hat sich vorgenommen, in Auerbach's Keller mit Mephisto das Fest in seiner Weise zu begehen.

Kein Wörtchen über Napoleon's Asche, bevor sie in Paris ist! die Folgen mögen selbst sprechen. Der ganze Plan, so sehr er blos Theatercoup ist, wächst den Unternehmern über den Kopf und verwirrt den Franzosen die Köpfe und Zungen. Die Legitimisten möchten mit Napoleon's Gebeinen die Revolution, die Radikalen den Absolutismus, und die Ministeriellen jeden Oppositionsmann begraben. In den Tuilerien aber wird man zur Begräbnißfeier privatim den Hamlet aufführen. Louis Philipp wird den König, ein Unbekannter den Prinzen, Hr. Thiers den Laertes, das Journal des Débats den Polonius, und Mlle. Charte Verité die Ophelia spielen. Den Geist Hamlet's soll der ernste Arago, oder der düstere Pagès geben. Journale, die bescheiden darüber referiren, ohne Allegorien zu machen, erhalten zur Belohnung den Hosen- und Zungenbandorden. Honi soit, qui mal y pense! —

— f —.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 120. — den 22. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

Sittengemälde aus dem Elsaß, von A. Weill.

(Fortsetzung.)

Als Gressian beim Tanze, den er diesmal mitmachen mußte, mit Katharinen walzte, da erwachte die Eifersucht Selmel's, die als Zuschauerin und Beaufführerin zugegen war; die Natur überwand ihre Eitelkeit, und sie tanzte zuerst mit Nazi, zum Erstaunen aller Burschen und Mädchen. Dann flüsterte Nazi Gressian etwas ins Ohr, und dann hatte dieser den Muth, sie zum Tanze aufzufordern, wobei er zehnmal die Farbe wechselte. Sie schlug es nicht ab. Gressian tanzte wie ein Held, flink und frei, Selmel flog ihm nach. Im Taumel drückte er sie an sein Herz, stieß sich durch die Menge mit dem zitternden Mädchen, dem das Herz im Busen selbst mittanzte; seine Arme sprachen statt der Lippen das Wort: ich liebe Dich; ihr stilles Dulden ersparte die Antwort, und so verlebten beide zum ersten Male eine glückliche Viertelstunde mit einander. Als der Walzer aufhörte und Gressian sie in das Trinkzimmer führte, setzte sie sich blaß nieder, ließ ihren Arm auf die Schulter ihres Tänzers fallen und rief seufzend: „O, Gressian!"; das waren die einzigen Liebesworte, die sie an ihn richtete; aber ihre ganze Seele lag im Ton dieses Wortes. Gressian wollte eben Muth fassen und antworten, als eine Magd kam und Selmel im Namen des Vaters vom Tanze abholte, da fremde Herrschaften angekommen seitn. Bei dieser Nachricht schwand die süße Täuschung des Augenblicks. — Gressian selbst entfernte sich, Katharina kam weinend nach Hause.

Diesmal war es der Unterpräfect von Weissenburg, ein herabgekommener Adeliger, der um die reiche Hand der Müllerstochter warb. Sie war ihm schon im voraus zugesagt, und er kam nicht, um zu freien, sondern um zu sehen, ob er auch sich herablassen solle, dieses Mädchen als Braut heimzuführen. Er kam fast nachlässig gekleidet in einem Einspänner vorgefahren und belächelte die ganze Wirthschaft, während ihm die Hunderttausende, von denen der Alte prahlte, doch sehr gut schmeckten. Als er Selmel erblickte, die erhitzt vom Tanze kam, stutzte er. Wenn ich sie ein wenig zurechtschneiden lasse, dachte er, verdunkelt sie alle Weiber in Weissenburg; le fait est, murmelte er hinzu, qu'elle a une taille à ravir; c'est un beau corps de femme; allons, je l'emanciperai et je l'épouserai. — So dachte er bei sich, denn sein Deutsch war noch schlechter als das des Bruchmüllers. Aber Selmel ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen, der Abend, der Morgen und wieder ein Abend verging und Selmel hatte noch keine Sylbe gesprochen. Der Unterpräfect wittert Hartnäckigkeit und meinte, er kenne das schon, es verginge wieder. Der Vater hatte ihr indessen im Stillen einige Ohrfeigen gegeben, und die Mutter schwieg dazu. Zwei Tage verstrichen und Selmel hatte noch keine Sylbe gesprochen; endlich sann der schlaue, junge Präfect auf ein anderes Mittel. Ueber Tische warf er dem Vater

Digitized by Google

in Gegenwart Selmei's voe, ee habe ihm geschrieben, seine Tochter sei schön und gut erzogen, während sie häßlich und grob sei. Das Mittel wirkte fast; Selmei machte ein Bewegung, ihee Lippen bebten, aber sie faßte sich schnell und beschloß, sich an ihm zu eächen. Eine Grobheit veezeiht kein Fraueuzimmee, und wäre es auch in Paraguai eezogen, ja es oegäße eher Haß und Liebe als eine Grobheit.

Selmei speach noch deuselben Abend, und zwae sehe viel und lauge mit Ratzi. —

Um Mitternacht stiegen drei Sechsmannskeele in das Zimmee des Präfeeten, holten ihn aus dem Bette, drohten ihm mit dem Tode, weun ee einen Schrei thäte, banden ihm einen Strick um den Leib, trugen ihn an das liser dee Zorn und tauften ihn deeimal in der schaumigen Fluth des Mühlganges. Darauf trugen sie ihn wiedee ins Bett, deckten ihn warm zu und wünschten ihm guten Abend im Namen der Braut. Ratzi wae der Anführee gewesen.

Als den andern Moegen der Präfect das ganze Haus veefluchte, mit einem Proceesse drohte, wozu ihm die Zeugen fehlten, und anspannen ließ, hatte sein Pfeed kein Härchen mehr am Leibe, wedee am Schweif noch am Kamm. Dee Alte selbst lachte sich den Rücken voll und der Präfeet erkrankte an einem Gallenfieber. — „Sehe," eief ihm Ratzi nach, „so schafft man sich auf dem Dorfe die Feeier vom Halse!"

Dee Vatee Bruchmüllee hatte eine sonderbaee Gewohnheit. Abends, ehe ee zu Bette ging, zog ee sich bis aufs Hemd und die Unterhosen aus, setzte sich so in seinen Fauteuil und schwatzte odee spielte noch eine Stunde. Oft übernachteten seine herisheimer Spielkameraden in der Mühle, um mit ihm bis spät in die Nacht eine Paetie Piquet spielen zu können. Heute abee dachte er nicht ans Spielen, sondern saß im Lehnstuhle, beide Hände hohl auf die Armlehnen gestützt, und grübelte so ernst, als gält' es, eine große Entdeckung zu machen. Die Mutter hatte sich bereits zu Bette gelegt, als ee sich plötzlich erhob, sie scharf ansah und fragte: „Sag' einmal, Alte, erinnerst Du Dich nicht, in Deinee Familie einen Wahnsinnigen gehabt zu haben?" — „Wie kommst Du auf diesen Gedanken?" antwortete diese, indem sie sich zue Hälfte erhob und ihee Haube zuecht machte. — „Die Leute sagen," rewiedeete ee, „unseee Selmei sei wahnsinnig, und nach Allem, was ich sehe, bin ich fast geneigt, es zu glauben; sie geht heeum, speicht kein Wort, gehorcht Niemanden, und verscheucht mir die besten Partieen, die ich im Kopfe für sie habe." — „Ei, altee Narr," scheie sie, „Du willst doch so klug sein, verstehst Alles, was in Paris vorgeht, und weißt am Ende nicht, was in Deinem eigenen Hause geschieht. Siehst Du denn nicht, daß die Selmei den Greffian gern hat, ja in ihn veramouriet ist?" — Wie von einem elektrischen Schlag beeührt, that dee Alte einen Sprung eückwäets und schleudeete maschinenmäßig den Sessel unee den Tisch. „In den Greffian, unsern Knecht, ist sie veenaret! Und das sagst Du mie erst jetzt? Sie hat Dir's gar gestanden? Du bist so ein Weib aus Milch und Buttee! Nicht wahr? sie hat geweint und Du hast ihe noch Hoffnung gemacht; ehee abee erschlage sie das zehntausendfache Kreuzdonnerwettee, als ich sie meinem Knecht zue Frau gebe. Das wäre mir eine schöne Heirath!" — „Die Selmei hat mie gae nichts gesagt," versetzte die Muttee, „ich hab's blos gemerkt, und das schon längst. Das Mädel hat übrigens Deinen Kopf auf sich, es ist stolz und eigensinnig, und, wie ich die Sachen sehe, nimmt sie keinen andern, und läßt sich nicht zwingen." — „Was," schrie diesee auf, „Du selbst glaubst daeau? Auf der Stelle muß mir dee Bursche aus dem Hause, nicht über Nacht bleibt ee mie mehr in meiner Gerechtigkeit; hinauf gehe ich und weese ihn zum Bette hinaus, sonst veeführet mir der Bursche noch mein Mädel, daß ich mich schämen muß, unter die Leute zu gehen." — Schon wae ee an dee Thüe, aber die alte Mutter sprang wie ein junges Mädchen aus dem Bette, faßte ihren Mann um den Leib und zog ihn von dee Thür weg. „Du seagst noch," schrie sie ihm zu, „ob keiner in unserer Familie veerückt ist, ei, Du bist's ja, kennst Du denn den Greffian nicht mehr? weißt Du nicht, daß er stolz und hochsahend ist und sich nichts gefallen läßt, und daß ee sechs, so wie Du bist, mit einem Finger zur Mühle hinauswirft, und dann, was werden die Leute sagen? des Bruchmüllers Selmei hat Bekanntschaft mit dem Greffian gehabt und dee Bruchmüller hat ihn darum fortgejagt. Ist das eine Ehee füe Dich? Schände ich meine Nase, so schände ich mein Gesicht, sagt das Speichwoet, merk' Die das, denn Du wiest mir mit jedem Tag schlimmee, und was noch schlimmee, Du wirst beständig dümmer. Gehr's mie nach, so heieathet die Selmei den Greffian; ich war auch aem, als Du Dich, alter Naee, in mich verschamerirt hast, waeum soll die Selmei, die eben so reich ist, nicht einen armen Burschen heirathen dürfen? — Greffian ist ein braver Ehrenbuesche; wenn er sie verführen wollte, so

Digitized by Google

wäe's schon geschehen; ja die Selmei selbst wäee, glaube ich, froh darum; er aber hat den Muth nicht gehabt, ihr's zu sagen. Also leg' Dich ins Bett und überlege Die's andees; über Nacht kommt Rath." — „Ueber Nacht kommt Unheil," veesetzte diesee rasch, „was schwatzt Du mir ein Langes und Breites da voe, ich verstehe kein Wort davon!" — „Ich wiedeehole Dir," versetzte sie, „daß der Gressian sechs Bruchmüller wie Du bist, mit einer Hand zu Kleien macht. Nun geh und wirf ihn zue Mühle hinaus." — Der Alte setzte sich wieder in den Lehnstuhl, den er untee dem Tisch hervorholte, und seine Frau, die ihren Zweck erreichte, legte sich wiedee ins Bett, nachdem sie die Thüe von innen veeschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte. Den andern Morgen ließ sich der Beuchmüllee früh seinen Rappen sattein, um nach Drusenheim zu reiten. Als ee aufsaß, wünschte ihm Gressian einen guten Morgen, den er freundlich eewiedeete. Folgendes hatte er beschlossen. Der Notaeius in Drusenheim freite schon längst um Selmei's Hand, abee ee schien nicht reich genug. Jetzt aber, da es allenthalben hieß, Selmei sei tiefsinnig, konnte ee schon einige Thalee übeesehen. Dee Rath seinee Frau, den Gressian nicht so aus dem Hause zu schicken, hatte im Veelauf der Nacht seinen Beifall gefunden; um ihn abee doch los zu werden, beschloß ee, ohne Wissen seinee Frau, Selmei mit dem Notarius zu verloben und dann erst Gressian zu verabschieden. Dee Notarius fand sich nicht so leicht zufeieden, Selmei sei wahnsinnig, hieß es, ja die Leute sagten sogae, es wäre ein Familienfehler. Der Beuchmüllee aber erzählte ihm dann die Liebesgeschichte mit Gressian und versicheete ihm, es sei Alles puee Veestellung, worauf der Verspruch mit Zrugen statt fand. Der Bruchmüller versprach 20,000 Fr. baae — er hatte mehe als eine halbe Million im Vermögen — funfzig Aeckee und Wiesen, zwei Pferde und zwei Kühe nebst Haus und Stallung. Der Notarius brachte ebenfalls 20,000 Fr. Im Contrat de mariage sollte festgesetzt weeden, daß wenn Selmei ohne Kindee steeben sollte, dies Alles der Familie des Notaeius anheimfalle, sonst aber nichts, da dee Beuchmüller selbst vor seinem Tode noch darübee veefügen wollte. So wurde der Handel geschlossen. Der Notaeius begleitete seinen Schwiegervater nach Hause und somit teaten beide zusammen ins Haus, das bereits einen unheilvollen Anstrich hatte. Man sieht es den Häusern gleich an, wenn ihnen ein finsteres Unglück naht. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein.

[Reformen, Criminalgesetzgebung.]

Seit letzter Mittheilung ist ein Viertelsahe und darübee veeflossen. Man gab sich damals, wie berichtet wurde, großen politischen Hoffnungen hin, glaubte selbst vielfach eine ganz ausnehmende Neigung für Constitutionen beim neuen Staatsoberhaupte entdeckt zu haben und hegte in dieser Beziehung solche ganz überschwengliche und alles Maß überschreitende Erwartungen, daß ein ruhiger und nüchternee Sinn sich schon gleich Anfangs damit wohl schwerlich einverstanden eeklären konnte. Die inzwischen verflossene Zeit hat denn auch nur dazu gedieue, die Wahrheit dieser letztern Ansicht in ein immer helleres Licht zu setzen und alle hierauf bezüglichen Hoffnungen gae sehr zu ermäßigen. Niemand möchte mehr sondeeiich geneigt sein, Actien auf eine zu erwartende Constitution zu nehmen, das demokratische Princip dürfte vielmehe noch fortwährend dem hiesigen Staatsleben ein fremdes bleiben und von allen jenen der hiesigen Krone vermöge des „Königsgesetzes" zustehenden Rechten auch nicht ein einziges der Zukunft verloren gehen. Es darf jedoch ebensowenig unerwähnt bleiben, und verdient es die dankbarste Aneekennung, daß die gegenwärtige Regierung seit der Thronbestelgung des neuen Königs eine hier früher ganz ungewohnte Thailgkeit entfaltet und durch rasch auf einandee folgende reformatorische Anordnungen manchen Uebeln und Mängeln im Staatskörper abzuhelfen sich bestrebt, so daß gewiß vieten desfalls gehegten Wünschen auf eine sehe erfreuliche Weise entsprochen wird. Aber diese Reformen beziehen sich mit großer Ausschließlichkeit nur auf finanzielle und administrative Gegenstände und beeinträchtigen augenscheinlich die Verfassung selbst so wenig, daß man sie wohl zu den eigentlich sogenannten politischen Reformen im strengsten Sinne des Worts nicht zählen kann. Diese Reformen könnten nämlich selbst in irgend einem asiatischen Staate, in China oder Japan vorgenommen werden, ohne daß den dortigen respectiven Verfassungen ein sondeeiicher Abbruch geschähe und sich zwischen ihnen und der Machtvollkommenheit dasigee Herrscher ein bedenklicher logischer Widerspruch erheben würde. Nun aber fehit es auch hier nicht ganz an Leuten, die sich hieran nicht genügen lassen, die noch überdies nach einee constitutionellen Zuthat veelangen, wenn auch dadurch das hiesige so sanft und ruhig in seinee stillen Beschaulichkeit dahinschleichende öffentliche Leben, das gae sehe einem Gemälde aus dee niederländischen Schule gleicht, gestört und namentlich einee höchst fatalen Oeffentlichkeit Thor und Thür geöffnet werden sollte. Es ist freilich gewiß, daß die Forderung der materiellen Interessen überwichtig und unerlässig ist und nie als eine Nebensache betrachtet werden darf; aber auf der anderen Seite unterliegt es doch ebensowenig einem Zweifel, daß der Mensch nicht, wie die Schrift sagt, vom Brote allein lebt, und es neben jenen materiellen, auf sein thieriſches Dasein zunächst Bezug nehmenden Interessen noch anderweltige, nicht minder wichtige geistige für ihn gibt, deren Vernachlässigung sich empfindlich rächt und durch deren dauernde Nichtachtung und Beiseitesetzung das hiesige Volk endlich gänzlich politisch demoralisirt

Digitized by Google

und aller Bürgertugenden los und ledig werden muß. Eine irdische Unsterblichkeit gehört zudem nicht unter die Prärogative eines absoluten Herrschers, und ein noch so glücklicher Zustand eines Landes muß ebendarum mehr oder minder problematisch und gefahrdet erscheinen, wenn nicht die Verfassung es ist, die ihn gewährleistet, sondern einzig und allein nur die Persönlichkeit des jedesmaligen Regenten. Für diejenigen aber, denen das Königsgesetz, dieser einzig legitime politische Katechismus des dänischen Staates mit seinem „du sollst nicht andre Götter haben neben mir" als der beste Weg zum Heile gilt, möchte vorstehendes Räsonnement ein sehr exaltirtes sein. Uebrigens mag jenes Gesetz bei Lichte betrachtet vielleicht nicht so gar schlecht sein. Urtheilt doch der große Historiograph Adolph Hojer, dessen berühmtes Geschichtswerk Anno 1717 zu Flensburg in Schweinsleder erschien und dessen Autorität hoffentlich nicht bezweifelt wird, folgendermaßen über dasselbe: „dieses fürtreffliche Gesetz ist so deutlich und zureichend, daß schwerlich ein Reich in Europa dergleichen Gesetz aufweisen kann, und dabei so fundamental, daß es durch keine anderweitige Verordnung kann gehoben werden". Und fügt sodann weiter sehr naiv hinzu: „und der König recompensirte alle, so daran gearbeitet hatten". Er „regalirte sie nämlich mit hohen Chargen, mit Carrossen, die bis dahin in Kopenhagen ungewöhnlich gewesen, mit ansehnlichen Summen Geldes, ohne was ihnen sonst für Gnade widerfuhr." So groß diese Recompension auch erscheinen mag, so ist sie doch in der That noch zu geringe gewesen, erwägt man dagegen das don gratuit eines ganzen Königreichs und die Erlangung einer Verfassung, worauf, wie Adolph Hojer sagt, „die Ruhe des Reiches und das Glück der Unterthanen, ja die Sicherheit von Europa gegründet ist". Sollte es daher wirklich gegründet sein, daß das Königsgesetz durchaus keine rechtliche Geltung in den Herzogthümern habe, sondern vielmehr nur durch eine fehlerhafte Praxis allmälig mit auf sie übertragen sei, so müßte man vor allen Dingen dahin streben, sich dasselbe rechtlich zu erwerben, um sich seiner Wohlthat gleichfalls ungestört für alle Zeiten erfreuen zu können. Dem Adel verdanken die Völker doch Vieles! Erzeigt er ihnen nicht direct Wohlthaten, so kann man doch gewiß darauf rechnen, daß es indirect geschieht, wie im vorliegenden Falle. Wäre die dänische Aristokratie nicht in ihren Anforderungen so überaus unverschämt gewesen, hätten ihre Privilegien nicht fast den Untergang des Reichs herbeigeführt, so würden die kopenhagener Bürger wohl schwerlich im Jahre 1660 auf den guten Einfall gekommen sein, die Monarchie mit der unbeschränkten Souveränität zu beschenken.

Unter den bis jetzt vorgenommenen, oder vielmehr bevorstehenden Reformen möchte die anbefohlene Abfassung eines neuen Criminalgesetzbuches vorzugsweise einer Erwähnung verdienen.

Die zu dem Ende für die Herzogthümer ernannte Commission, in der man auch die achtungswerthe Persönlichkeit des Etatsraths und Professors Falck erblickt, soll sich mit der für den gleichen Endzweck in Dänemark eingesetzten in Correspondenz begeben, damit die Gesetzgebung beider Länder in dieser Beziehung eine möglichst gleichartige werde. Die Humanität und, warum könnte man nicht selbst sagen, die Religiosität unserer Zeit offenbart sich gewiß nirgends reiner und glänzender, als in der Criminalgesetzgebung, und nirgends möchte die Gegenwart einen größeren moralischen Sieg über die Vergangenheit davongetragen haben, als gerade auf dem Felde der peinlichen Rechtspflege. Mag selbst das sociale Leben der Vorzeit immerhin in einzelnen Partien einen Vorzug vor der Jetztzeit verdienen, mag namentlich das aus heimischen Gewohnheiten und volksthümlichen Ansichten einst so lauter und unvermischt hervorgegangene Civilrecht der früheren Zeit in seiner gesunden Natürlichkeit und seiner schlichten Einfachheit in vielfacher Hinsicht besser gewesen sein, als das so gelehrt casuistische der jetzigen, so bleibt es doch nur zu gewiß, daß die so häßlich grausame, in Wildheit, Blut und Marter aller Art sich recht eigentlich ergehende Criminaljustiz der Vergangenheit, in der wir den Henker immer mit aufgestreiften Aermeln stehen sehen, hierauf keinen Anspruch machen kann und uns selbst den so laut gepriesenen christlichen Sinn der damaligen Zeit gar sehr verdächtigen muß. Wahrlich, bedenkt man die so überaus leichtfertige und frivole Weise, womit damals ein Todesurtheil gefällt und blutige Sentenzen abgegeben wurden, so hat man gegründete Ursache, sich mit Gesterding darüber zu wundern, daß überhaupt noch Menschen nachgeblieben sind, und nicht vielmehr die Henker endlich auch die Richter und dann sich unter einander selbst hingerichtet haben. Daß nun das neue Gesetzbuch nicht allzuweit hinter dem Geiste des Jahrhunderts und den Ansichten der Gegenwart zurückbleiben werde, dürfen wir wohl zuversichtlich von den mit seiner Abfassung beauftragten Männern erwarten, und wenn auch nicht die Todesstrafe selbst, so möchte doch alle und jede Schärfung derselben nunmehr auch gesetzlich abgeschafft werden, wie meistentheils die hiesige Praxis eine solche schon längst verwarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

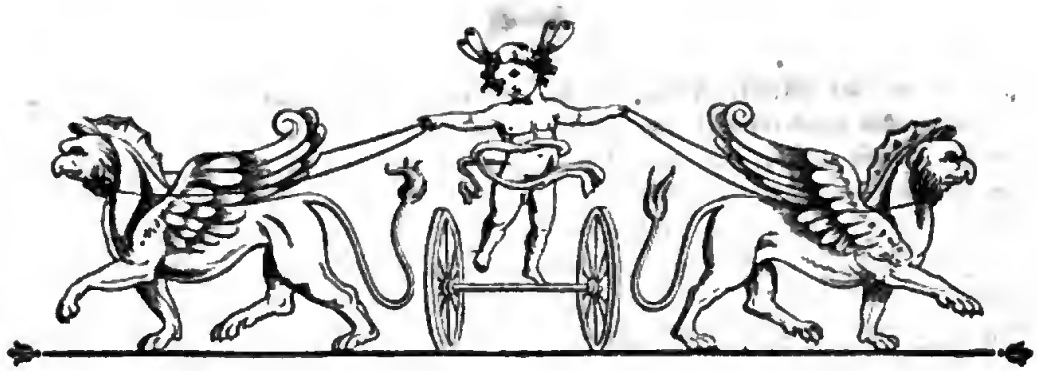
Notiz.

[Der Dichter des Don Juan.]

Das berliner „Magazin für Literatur des Auslandes" bringt in Nr. 57 einen interessanten Artikel über Tirso de Molina, den spanischen Dichter, der zuerst den großartigen Stoff des Don Juan dramatisirte. Nach diesem Drama arbeitete Molière sein Festin de Pierre, das dann allen spätern Don Juan's und namentlich auch der Oper aller Opern als Grundlage gedient hat. Don Juan ist durchaus eine historische Person, sein Familienname war Tenorio, Sevilla der vornehmste Schauplatz seiner Abenteuer. Die Verhöhnung der Bildsäule, die sich dann als Gast einstellt, hat schon der erste Bearbeiter dem Munde des Volks entnommen. Sein Name ist vergessen, von seinen 300 dramatischen Gedichten, die er geschrieben haben soll, er schrieb theils geistlichen, theils historischen, theils niedrig komischen Inhalts, hat man in Spanien nur noch 80, in Deutschland kennt man kein einziges. Tirso de Molina war Mönch, er starb 1648 als Superior eines Klosters; sein eigentlicher Name war Gabriel Tellez.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 121. — den 23. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selmel, die Wahnsinnige.

(Fortsetzung.)

Selmel zuckte nicht, als ihr der Vater ihren neuen Stand ankündigte, der ironische Zug um ihren Mundwinkel hatte sich seither bedeutend ausgebildet und ward fast zur Grimasse. Sie spielte schon längst eine passive Rolle im Hause, arbeitete wenig, dachte viel und blieb wie immer finster und grollend, sogar gegen ihre Mutter, die es nicht wagte, herzhaft mit ihrer Tochter zu sprechen, weil sie noch immer wünschte und hoffte, die Sache werde sich sacht zum Guten wenden. Abends jedoch kündigte der Vater in Gegenwart Selmel's dem Bräutigam an, daß die Leute zwar sagen, seine Tochter liebe den Oberknecht seiner Mühle, er habe es aber nie geglaubt und sei überzeugt, daß dieser Starrsinn nach der Hochzeit verschwinden werde. Selmel zuckte wieder mit den Lippen, aber sie schwieg.

Am andern Morgen, als Vater und Mutter, Bräutigam und Braut beim Kaffee saßen, trat unerwartet Geessian, geputzt und den Wichsbut in der Hand, in die Stube; ihm nach kamen Ratzi, sein Bruder, und noch zwei Knechte. Der Notarius, der Selmel's Geschichte kannte, errieth gleich, daß dies der Oberknecht sei, denn sie erröthete bis über die Stirn, und erblaßte gleich darauf. Er faßte ihn daher scharf in's Auge. „Was willst Du, Gressian?" fragte der Müller, „hast ja uns noch nicht einmal Glück gewünscht?" —

„Ich verlange meinen Lohn, Herr. Von diesem Augenblick an bin ich Ihr Knecht nicht mehr, ich gehe fort. Die vierzehn letzten Tage schenke ich Euch, Herr Müller." Selmel nickte mit dem Kopfe; der Ton Geessian's gefiel ihr.

„Na," sagte der Alte, „wenn Du's duechaus haben willst, so laß' ich Dich ziehen, obschon es mir leid thut, herzlich leid, denn Du warst mir ein treuer Knecht."

„Larifari," murmelte Ratzi, „Essig mit Honig, gut für die Fliegen."

„Was bin ich Dir schuldig, mein lieber Gressian?" fragte der Alte.

„Ich habe Euch zehn Jahre und einige Tage gedient, tausend Franken." — Der Alte erhob sich, ging in den Alkoven, holte einen Sack mit Geld, zählte tausend Franken und stellte sie hin.

„Und die Zinsen?" rief Ratzi. „Zehn Jahre, das trägt Zinsen."

„Halt's Maul," schrie ihm Geessian entgegen, „ich verlange keine Zinsen." —

„Weil Du ein Narr bist," versetzte dieser.

„Und was thust Du jetzt, Gressian, wo gehst Du hin?" fragte der Alte. — Gressian schwieg. — „Sage mir Geessian aufrichtig, wie viel Trinkgeld hast Du in den zehn Jahren verdient? Die Mühle hat sieben Gänge." — Selmel stand vom Tische auf.

„Zehntausend Franken, Herr," erwiederte Gressian kurz.

Digitized by Google

„Herr Notarius!“ rief der Müller seinem Bräutigam entgegen, „werden Sie Müllersknecht, ich zweifle, ob sie zehntausend Fr. in so kurzer Zeit zurücklegen. Du bist ein braver Bursche, Gressian, ich hätte in meinem Leben es nicht geglaubt, daß meine Mühle tausend Fr. jährlich an Trinkgeldern einträgt. — Und wo hast Du dieses Geld?“

„Ich habe mir Aecker im rohrwiller Bann von den Juden gekauft, die ich nach und nach abzahlte, und die jetzt ein Drittheil mehr werth sind.“

„Und was machst Du jetzt?“ fragte der Alte noch einmal.

„Ei,“ erwiederte Gressian mit Unwillen, „ich heirathe meine Cousine, die Katharine in Rohrwiller.“ — In diesem Augenblicke stieß Selmel einen gellenden Schrei aus und lief in den Alkoven, wo sie schluchzend und laut weinend niedersank auf das Kissen ihres Vaters. Der Alte ließ sich nichts merken, aber die Mutter und der Notarius liefen ihr nach, um sie zu trösten. Selmel stieß Beide, Anfangs sanft, dann aber heftiger zurück, und lief hinaus in den Garten.

„Was er thut?“ schrie jetzt Ratzi. „Ei, Herr Müller, Sie haben nicht alle Mühlen gebaut: der Gressian und ich, wir bauen uns eine neue, mit 15000 Fr. kann man schon eine mit vier Gängen bauen, das Wasser steht auch nicht in des Bruchmüllers Dienst, und dann wird die Bruchmühle oft Sonntag haben, ich bin gut dafür.“

Das war ein Stich in das Herz des Müllers, der ihm wehe that, als der Schrei seiner Tochter. —

„Eine Mühle bauen, Narr, feiger Bursche Du?“ schrie er Ratzi entgegen, „wenn der Gressian Muth und Verstand gehabt hätte, so wäre er selbst Bruchmüller jetzt. Warum kam er nicht und bat mich um die Selmel, die er ohnedies behext hat? Ich hätte sie ihm wahrlich nicht abgeschlagen; jetzt aber ist's zu spät, Selmel ist Braut, ich habe mein Wort gegeben, und das breche ich nicht, das weiß der Gressian.“

Diese Worte, so falsch sie gemeint waren, verfehlten ihren Eindruck nicht auf Gressian, den geraden schlichten Mann; aber Ratzi, der selbst ein Spitzbube war, ließ sich nicht täuschen. „Jetzt haben Sie gut schwatzen, Herr Bruchmüller, weil die Selmel Braut ist; meinen Sie, ich wüßte nicht, daß Sie meinen Bruder zur Mühle hinauswerfen wollten? Meinen Sie, alter Spitzbube, ich wüßte nicht, daß Selmel's Mutter gern Ihre Tochter meinem Bruder gegeben hätte? Ich weiß Alles, und wenn ich es meinem Bruder nicht sagte, so ist's darum, weil er ein Narr ist. Aber nehmt Euch in Acht, alter Spieler, Ihr kommt mir noch einmal unter die Hände, dann will ich Euch die Ohren reiben, daß man Kartoffelbrei aus Euch machen kann. Wäre ich an meines Bruders Stelle, so hätte ich Euer Tochter verführt und Euch obendrein eine lange Nase gedreht.“ — Diese Worte klapperten wie Mühlräder schnell aufeinander; der Alte schäumte vor Wuth, Gressian aber besann sich nicht lange, öffnete die Thür und warf mit einem Arm seinen Bruder hinaus, der übrigens keinen Widerstand leistete. Dies gefiel dem Alten. Er war noch mehr erstaunt, als Gressian zu ihm sagte: „Herr, glaubt nicht, was mein Bruder da gesagt. Er will schon längst eine Mühle bauen, ich thue es nicht, so lange Ihr lebt; deß Brot ich gegessen, deß Lied ich singe. Ich werde Euch nie mit Eurem Gelde Schaden thun; ich gehe nach Rohrwiller, heirathe meine Cousine und werde Bauer. Adieu, Herr Bruchmüller, sein Sie nicht böse über mich. Gott befohlen!“ — Somit schob er sein Geld in die Tasche und sprang der Thür zu. „Gressian!“ schrie der Alte, dem jetzt die Thränen in den Augen standen, „gib mir Deine Hand! Bei Gott, Du bist ein braver Bursche und ich that Dir Unrecht!“ Aber Gressian hatte schon die Klinke in der Hand und entfernte sich rasch. Zwei andere Knechte nahmen ebenfalls ihren Abschied und begleiteten ihn, seinen Bruder und dessen Frau Marie nach Rohrwiller. Marie erzählte, daß die Selmel wie wüthend auf den Matten herumliefe, und daß der Alte Reue zu haben scheine. „Was geht das mich an?“ sagte endlich Gressian, „er darf mögen kommen und mir seine Tochter anbieten, ich bin ein Schuft, wenn ich sie nehme. Der Stolz reißt sie alle auf, sogar die Mutter und die Selmel selbst waren immer zu stolz, mit mir davon zu sprechen. Katharinel hat Recht. In vierzehn Tagen bin ich ihr Mann, und somit will ich von der ganzen Familie nichts mehr wissen. —“

Vierzehn Tage darauf heirathete Gressian in Rohrwiller, und Selmel, die sich nun ausgeweint hatte und still zu sein schien, in Druffenheim. Der ganze Roman schien zu Ende, und Selmel selbst gesund und zufrieden.

In der gebildeten Welt ist der Verstand, das heißt, das Verständniß stärker ausgebildet als das Herz, wenn letzteres nicht von Natur groß ist; beim Volke hingegen steigt der Verstand bis auf einen gewissen Grad, unterliegt aber immer dem Herzen. Der gebildete Mensch raisonnirt und sucht Optimist zu werden; er unterwirft sich mit der Zeit den Thatsachen, und sucht durch Ge-

Digitized by Google

wohnheit ihrer Meister zu werden, das Volk hingegen hat diesen Vortheil nicht; entweder es siegt oder stiebt; denn ein Mann aus dem Volke raisonnirt nue bis zu einem gewissen Puncte; dann stüezt das ganze Kaetenhaus vom Hauch eines Seufzees zusammen, und die Natur behauptet ihr Recht. Deswegen kann man es wohl mit einer Rede fesseln, kommt aber am Ende dieser Rede nur ein Wöetchen vor, das seine Vorurtheile, die Träume seines Heezens veelezt, dann war alles umsonst.

Selmel war ein Volksmädchen, stolz, pfiffig, klug, aber dennoch gerade und gut. Ihee Bildung ging bis zu einem gewissen Geabe; hatte sie doch die Bibel gelesen, aber diese Bildung deang nicht bis in das Innere ihres Heezens. Die Voruetheile blieben dieselben, die Leidenschaften äußeeten sich auf dieselbe Aet, und wenn sie auch füe das klügste Mädchen im ganzen Kanton galt, so hätte sie in der Stadt doch für ein dummes, unwissendes Gänschen gegolten. Ihee Natur war mehr weeth, als alle erkünstelte Bildung. Dies eben war ihe Unglück. Schon seit Monden ließ sie sich gehen, sie hatte sich in den Kopf gesezt, sie würde Geessian nie heirathen düefen, und that deswegen keinen Schritt zu diesem Zweck; ein Stadtmädchen wäee am Ende den Eltern zu Füßen gefallen; von solchen Dingen weiß man nichts auf dem Dorfe. Sie hatte sich fernee vorgenommen, ihre Freier durch List und Grobheit los zu werden, und sie that es teotz ihrer Eltern; nun aber der Kampf vorüber war, erschlaffte in ihr alle Thätigkeit, und sie ward nun wieklich tiefsinnig. Als Gressian eekläete, ee heiratbe Katharinen, fühlte sie etwas wie schneidende Messer im Heezen; der Schmeez gab ihr neue Keaft, und sie konnte weinen, eine Linderung füe ihren Teübsinn. Den Notarius heirathete sie aus Gleichgültigkeit, und weil sie vom Leben nichts mehr zu hoffen hatte. Sie spielte dabei eine ganz leidende Rolle, wie ein Stadtmädchen von sechzehn Jahren, was auf dem Lande selten geschieht, wo die Mädchen, was man übeehaupt in der Stadt nicht glauben will, mehr nach der Stimme ihres Herzens wählen.

(Dee Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein. (Foetsezung.)

[Einfluß der Geistlichkeit, Lottospiel, Separatisten.]

Es ist unlängst eine Veroednung in der Form eines sogenannten Cieculärs erschienen, die bestimmt aus sehr achtungswerther Quelle geflossen ist, dennoch aber nicht von Allen in die Kategorie heilsamer Reformen gerechnet werden dürfte, vielmehr hin und wieder selbst eine gewisse Erbitterung und Aufregung der Gemüther verursacht hat. Es sind nämlich die hiesigen Geistlichen ermächtige worden, Gemeindegliedee nach Willkür zu sich citiren zu lassen, falls es für nöthig defunden würde, denselben hinsichtlich ihres Lebenswandels, ihres mangelhaften Kirchenbesuchs, oder in sonst einer Rücksicht Vermahnungen und Zurechtweisungen zu ertheilen. Da überdies der Polizeibehörde aufgegeben ist, der Geistlichkeit behufs einer solchen Citation nöthigenfalls zu assistiren, so laßt sich das artige Schauspiel erwarten, etwanige Renitenten duech den Häschee vor die geistliche Behörde geschleppt zu seben, um dort sittlich gebessert zu werden. Es ist selbstverständlich, daß einsichtsvolle, vernünftige Geistliche die Unfeuchtbaekeit des ganzen Verfahrens einsehen werden. Sie werden eine Veroednung, deren Mißbrauch augenscheinlich nahe genug liegt, wogegen ihe wieklicher Nutzen sich schwee ermitteln lassen möchte, möglichst enge interpretiren und somit keinen Gebrauch von der ihnen so verschwenderisch beigelegten Machtvollkommenheit machen. Ihnen möchte die Kanzel und der Beichtstuhl für diesen Zweck vollkommen hineichend erscheinen, sowie ein eelner Lebenswandel und ein ehrwürdigee Beruf ihnen stets so viele Achtung und so vieles Vertrauen unter iheen Pfarrkindern sichern düefee, um denselben etwa dienlich befundene Ermahnungen auf eine mehr geeignete und eben deshalb auch allein nur fruchtbringende Weise zukommen zu lassen. Leidee dürfte abee die hiesige sogenannte geistliche Orthodoxie und unter ihr namentlich die jüngeren Mitglieder leicht anderer Ansicht sein und diese ihnen dargebotene Gelegenheit begierig dazu benutzen, um ihrem geistlichen Dünkel nach Heezenslust nachzuleben und an Andersglaubenden ihr Müthchen zu kühlen, obschon diese Heeren von der christlichen Demuth sich selbst nur daduech die größten Unannehmlichkeiten bereiten würden, da es an passenden Repliken nicht ganz fehlen möchte, und es selbst noch immer etwas zweifelhaft bleiben muß, ob wirklich ein Jeder einer solchen Ladung sich gefügig dezeigen und nicht vielmehr derselben einen hartnäckigen, wenn auch nur passiven Widerstand entgegensetzen sollte. Dieser Anoednung kann nicht zur Entschuldigung gereichen, daß ähnliche Verfügungen unter Christian dem Sechsten erlassen wurden, daduech möchte vielmehe ihre Unzweckmäßigkeit am schlagendsten constatirt werden, weil niegends wohl ein hundertjährigee Archaismus sich greller zeigt und in einen größeren Conteast mit der Gegenwart tritt, als in religiösen und kirchlichen Dingen, und während derartige Veranstaltungen, wie die desprochene, dem Geschmacke und dem Glauben des Jahres 1740 vollkommen conform waren, stehen sie zu unserer Zeit außer allem Rapport mit ihren Umgebungen. Wenn es nun schon eine ganz eigenthümliche Ansicht genannt werden muß, Religiosität und Sittlichkeit in dem Grade mit einer bestimmten Confession zu identificieen, daß man dieselben nicht ohne die leztree zu denken vermag, so ist es doch gewiß noch bei weitem seltsamee, das Reich der Tugend und Religiosität untee den Menschen durch Ordonnanzen begründen zu wollen. Noch anderweitige Ereignisse ukid Veefügungen scheinen es überhaupt klar zu machen, daß man ernstlich damit umgehe, das einst so übeeaus stattliche Gebäude der hie-

Digitized by Google

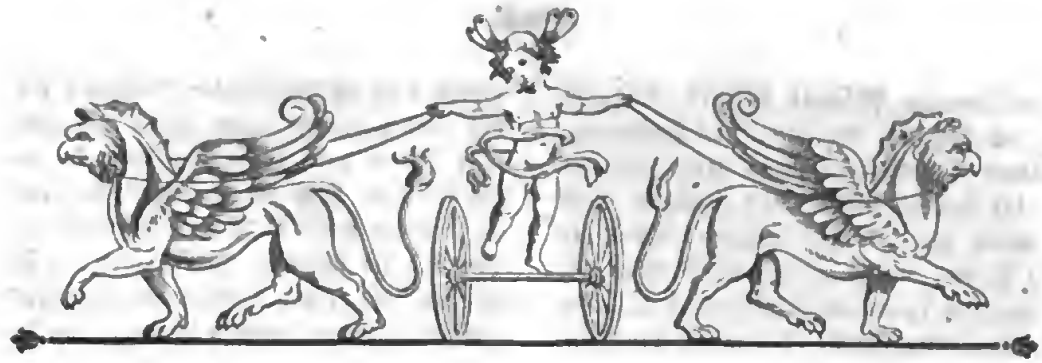
sigen lutherischen Kirche, das aber in den letzten funfzig Jahren so bedeutende Risse bekommen hat und fast mit Einsturz droht, möglichst zu restauriren und eine Confession nicht untergehen zu lassen, die der Krone so große Vortheile augenscheinlich darbietet und auf das königliche Diadem noch die geistliche Mitra drückt. Sollte man jedoch an einer Religion nicht billig verzweifeln müssen, die ungeachtet ihres ausschließlichen Patents und des Genusses der Zehnten und unter dem Beistande von vielen tausend Predigern, Hunderten von Pröbsten und einem Dutzend von Bischöfen und Generalsuperintendenten sich dennoch nicht in der öffentlichen Meinung zu halten vermochte? Man möchte wirklich der Ansicht sein, daß eine solche rettungslos verloren sei und daß keine Veranstaltungen ihr jemals wieder zu ihrer früheren Ausbreitung und zur Herrschaft in den Gemüthern verhelfen können.

Regierungen lieben häufig Monopole. Die eine liebt ein Reis- und Baumwollenmonopol, die andere ein Holzmonopol, die dritte sogar ein Druk- und Preßmonopol, und die dänische Regierung scheint nun ihrerseits dem Hasardspielmonopole vorzugsweise gewogen zu sein. Denn während sie alle und jede Glücksspiele mit dem rühmlichsten moralischen Eifer bis in die Wohnung des Privatmannes verfolgt, spielt sie selbst sehr ungenirt mit dem hiesigen Publikum das verderblichste Hasardspiel von allen, das Lottospiel. Das ist gewiß eine große Inconsequenz, die durch finanzielle Gründe nur schlecht entschuldigt werden kann; denn an eine moralische Rechtfertigung dieses Spiels denkt bestimmt die Regierung so wenig, wie ein anderer, und wenn nichtsdestoweniger auch eine solche in einer so eben hier erschienenen Schrift versucht wird, so muß man diese wohl nur als eine dialektische Uebung, als eine zweite Lobrede auf den ungelobten Busiris betrachten. Freilich möchte die Erwartung derer nicht unbegründet sein, die eine Aufhebung des Lottos von der landesväterlichen Gesinnung des gegenwärtigen Königs fest entgegensehen, doch ist bis jetzt noch nichts hierin geschehen, sondern es schienen einige neu erlassene Verfügungen lediglich zu beabsichtigen, dies Monopol dem Staate immer mehr zu sichern und darin alle Conkurrenz von Privaten aufzuheben. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß an dem grünen Tische, woran der Staat dem pointirenden Publikum Bank hält, das für die Pointeurs am allernachtheiligste Spiel gespielt wird, und daß hier unter hundert Chancen kaum eine auf Seiten der Pointeurs ist. Aber offenbar kommt alles Geld, was an dieser Bank verloren geht, dem Gemeinwesen, und mithin indirect auch den Spielern, zu Nutzen, während dies an der Bank eines Privaten durchaus nicht der Fall ist. Je mehr das Publikum gegen die Regierung verliert, je weniger braucht es sonst an Steuern zu bezahlen, und das Ganze kann demnach gewissermaßen als eine patriotische Handlung angesehen werden, wo Einzelne für Alle auf dem Altar des Vaterlandes Geldopfer bringen. Diese Ansicht gewinnt noch mehr Kraft, bedenkt man, daß ja niemand zu diesem Spiele geradezu gezwungen wird, sondern die Regierung vielmehr nur einem Jeden, selbst den ärmsten Tagelöhner nicht ausgeschlossen, eine möglichst bequeme Gelegenheit darbietet, sich patriotisch zu geriren. Es wäre jedoch zu wünschen, daß einerseits diesem Principe eine größere Ausdehnung und andererseits auch noch daneben ein minder nachtheiliges Spiel dem Publicum proponirt würde. Wie wäre es z. B., wenn überdies noch jede Hebungsbeamte gesetzlich dazu verpflichtet würde, anderweitige etwas humanere Hazardspiele, als Faro, Roulette u. s. w. mit dem Publikum auf Verlangen zu spielen und den Gewinn davon an die Staatskasse abzuliefern. Alle Hasardspiele an Privatbanken würden dann von selbst aufhören; jeder würde zum ersten besten Hebungsbeamten gehen und bei ihm sein Glück versuchen.

Es muß noch einer gewissen Secte in den Herzogthümern hier gedacht werden, der sogenannten Separatisten, einer Secte, die sehr zahlreich ist, ja, wenn man die Wahrheit gestehen will, wohl bei weitem den größten Theil der hiesigen Bevölkerung umfaßt. Kopenhagener Blätter erwähnen ihrer in neuester Zeit oft in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken und bezeichnen den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als die Fleischwerdung der von ihren Mitgliedern gehegten Hoffnungen. Wir lassen die Wahrheit dieser Behauptung dahingestellt sein, und finden nur den Ton, womit dänischerseits der Gegenstand verhandelt wird, sehr unpassend und unzweckmäßig. Diese nur durch eine einzige allen gemeinsame Idee zusammengehaltene Secte ist keine religiöse, wie man erwarten sollte, und ebensowenig gehören ihre Mitglieder nothwendig einer bestimmten politischen Reaction an. Sie sind weder Aristokraten noch Demokraten, weder Servile noch Liberale, weder Absolutisten noch Constitutionelle, weder Conservative noch Radicale, weder Männer des Stillstandes noch der Bewegung, sondern nur ganz einfache Separatisten, d. h. Leute, deren ganzes politisches Glaubensbekenntniß lediglich darin besteht, daß sie in der größtmöglichsten Trennung der Herzogthümer von Dänemark das einzige Heil erblicken und ohne eine derartige an keine politische Seligkeit glauben. Sie sind der Ansicht, daß an der bisherigen engen Verbindung mit Dänemark die materiellen Interessen der Herzogthümer nicht weniger, als ihre Nationalität einen argen Schiffbruch gelitten haben und sind gar nicht für die bestehende Gütergemeinschaft. Es sind im Allgemeinen sehr ruhige, fleißige, gefügige, friedfertige und ihren sonstigen politischen Anforderungen nach sehr bescheidene Leute, kurz die besten Unterthanen, die sich ein Fürst nur wünschen kann, die offenbar lieber regirt werden als selbst regieren, die gerne der lieben Ruhe und Bequemlichkeit wegen Fünf gerade sein lassen, die aber bei alledem gute Rechner sind und nicht gern ein fremdes Volk mit unterhalten, und die es verdrießt, daß dieses Volk sie ungeachtet aller ihrer Wohlthaten noch obendrein geringschätzig behandelt und ihnen nicht einmal ihre vaterländischen Eigenthümlichkeiten gönnt. Inwieweit nun der jetzige König die Wünsche dieser guten Leute berücksichtigen sollte, steht freilich zu erwarten; soviel indessen möchte gewiß sein, daß derselbe schon jetzt in sprachlicher Hinsicht manche frühern Unbilligkeiten beseitigt hat und auch noch anderweitige Beeinträchtigungen der hiesigen Interessen zu entfernen gesonnen scheint. — (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags. — 122. — den 25. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Ungarn*).

1.

Nationalcharakter und politische Bildung.

Den Ungarn fehlt vor Allem eine vermittelnde Presse, die das Leben und Streben ihrer Gegenwart vor dem Auslande und vor ihrem eigenen Bewußtsein verträte. Das Ausland macht sich oft sonderbare Bilder von dem Treiben dieser Magyaren, die noch weit hinter den Phäaken wohnen, eben so sonderbare aber malt ihnen oft ihre eigene glühende Einbildung vor. Jene Völker, und zwar die tüchtigsten Völker, sind wie Individuen in ihrer Sturm- und Drangperiode, sich selbst unklar über das, was in ihrem Innern gährt, und kennen selbst am wenigsten ihre starke, und noch weniger ihre schwache Seite. Da ich nun zwar selbst Ungarn angehöre, aber jenem modernen Ungarn, welches sein geistiges Antlitz auch gern der übrigen Welt zuwendet, so dürfte ich vielleicht, bis ein Edlerer sich dem Geschäfte unterzieht, berufen sein, über dies Land, welches gewiß zu den eigenthümlichsten Europas gehört, dem deutschen Publicum einige Bemerkungen mitzutheilen. Ich sage einige — denn wer darf über Alles sprechen, was er weiß, und wer darf Alles aufschreiben, worüber er vielleicht zu sprechen wagt? —

*) Uns ebenfalls indirect aus Preßburg zugegangen, aber aus einer andern Feder geflossen, als der in Nr. 112 und 113 mitgetheilte Brief. D. Red.

Wenn man von den Ungarn spricht, so versteht man darunter ja nicht jenen Urstamm, der aus den Hochsteppen Asiens, von sieben Feldhauptleuten geführt, bis an die Ufer der Donau und Theiß herabstieg und das fette Pannonien als sein gelobtes Land und ewiges Erbtheil proclamirte. Was ist im Laufe der Zeit aus jenem Urstamm geworden? Die Magyaren muß man unter den Ungarn erst suchen — Ungarn nennen sich alle Bewohner Ungarns, darunter jedoch sind fast zwei Drittheile slavischen und der übrige Drittheil zur Hälfte germanischen, romanischen oder sonst fremdartigen Ursprunges. Dennoch nennt sich jeder Eingeborne mit Stolz einen Ungar, und schließt sich, selbst seinen eigentlichen ausländischen Stammverwandten zum Trotz, auf das Entschiedenste den Magyaren an. Das Nationalgefühl äußert sich vielleicht nirgends so leidenschaftlich, wie im Ungarlande; es liegt in seiner Geschichte, die dem Volke stets ein eng umgränztes Dasein, ein immer wieder in sich selbst zurückkehrendes Leben anwies. Das politische, alles sonstige Wissen und Denkende ersetzende Glaubensbekenntniß des Ungarn ist einfach folgendes: „Ich bin ein Ungar und habe mein Vaterland und meine Nation; diese Nation hat einen Gott und einen König, und dieser König herrscht über ein Land, welches das schönste der Erde ist, und welchem auch ich angehöre.“ So hört er denn wieder da auf, wo er angefangen hat — und er fängt auch zum zweiten Male nicht leicht anders an, als mit dem pathetischen: Magyar vagyok (ich bin ein Magyar). So engherzig diese

Digitized by Google

nationelle Weltanschauung Anfangs scheinen mag, so sehr verträgt sie sich doch mit der ritterlichen Hochherzigkeit des ungarischen Charakters. Nicht leicht gibt es einen offneren, für fremde Größe und fremden Geist empfänglichern Sinn als den des Ungarn, sobald er nur erst für den Punct, wo er am empfindlichsten ist, für sein Nationalgefühl nichts zu befürchten hat. Dafür zeugt schon die gastfreundliche Aufnahme blutfremder Völker von jeder Abstammung und von den verschiedensten Religionen und Sitten, der Schwaben, Slaven, Raizen, Juden und Zigeuner, die mitten im Schooße des Landes die buntesten Contraste bilden — und in neuester Zeit wurden wohl in keinem Lande die modernsten Erscheinungen der Zeit mit solcher Theilnahme beobachtet, mit solcher Begier ergriffen, wie in dem so eigenen volksthümlichen Lande der Magyaren. Der fremde Abenteurer hat niegends ein leichteres Spiel als hier — wenn er nur jenen einen kitzlichen Punct nicht mit unzarter Hand berührt. Aber von der zahllosen Menge fremder Industrieritter aus Osten und Westen, die Jahr aus Jahr ein Ungarn zum Markte ihrer allzukühnen Speculation machen möchten, scheitert die Hälfte auf das Erbärmlichste, und es wird der Kaufplatz für sie zum Kampfplatze, von dem sie mit blutigen Köpfen heimkehren. Und durch die gemeinsten Lügen über Unduldsamkeit und lächerlichen Fremdenhaß der Magyaren rächt sich diese Classe von Menschen dann für die erfahrene Täuschung. Der Ungar will, daß jeder es redlich mit ihm meine — er weiß, daß er Dir einen guten Theil seines Besitzes überlassen muß, civilisirter, listiger Fremdling! Doch überläßt er ihn gern, denn er ist reich und verschwenderisch, wie die Natur seines Landes! Suche ihm nicht auch den letzten Rest zu entlocken, denn er weiß dann, daß du ihn betrügst, daß du ihn für albern hältst, und dies ist ein Ehrenpunct bei ihm, ja ein Attentat gegen sein unantastbares Nationalbewußtsein. So lange du als schlichter Geschäftsmann mit ihm verkehrst, bist du wohl gelitten, denn der Ungar selbst verschmäht es, Handel zu treiben, und der Vollblut-Magyar, als echtes Kind eines kriegerischen Nomadenvolkes, verachtet sogar Alles, was Handel heißt; sobald Dein Handwerk jedoch die Gränze eines rechtmäßigen Erwerbes überschreitet und zum Wucher wird, bist Du gehaßt, verfolgt, verloren. Daher ist der Kipper und Wipper in deutschen Orten selten, in magyarischen gar nicht zu finden. Niemand kennt die Geschichte seines Landes, seine Institutionen und Gerechtsame besser als der Ungar. Es ist fast zum Sprichwort geworden, daß hier Jedermann, vom goldstrahlenden Regenten bis zum speckessenden Bauer herab, Latein spricht und studirt hat — wer aber studirt hat, der wird, wenn er auch sonst nichts gelernt hat, doch die Geschichte Ungarns auf Lateinisch zu recitiren wissen. Der Vater erzählt sie seinen Kleinen und im siebenten Jahre hören sie sie wieder in der Schule: im 1. und 2. Gymnasialjahr wird historia Hungariae in Compendialform tractirt — im 3. und 4. ausführlicher und in der 5. und 6. Gymnasialclasse pragmatisch vorgetragen. Von der Weltgeschichte hingegen braucht er nur das zu wissen, was für Ungarn wichtig ist. Jeder Ungar ist ein kleiner Historiker, Statistiker und Publicist seines Vaterlandes, er studirt, wofern er sich nicht (was jedoch meist geschieht) der Jurisprudenz widmet, dieselbe auf dem Wege der Geschichtspraxis, und kann jeden Augenblick als Abiegat beim Landtage auftreten — wozu er freilich vor Allem adelig (die wenigen Städte zählen kaum) sein muß. — Indessen da wir hier nur von der Tüchtigkeit der Landesinder zur öffentlichen Wirksamkeit reden, so wollen wir uns über die Vertheilung politischer Rechte für jetzt in keine weitern Erörterungen einlassen. Wozu auch? — Woher kommt es nun dennoch, daß bei dieser evidenten politischen Ausbildung gleichwohl so wenig sichtbare Neigung, dieses politische Wissen geltend zu machen, im Volke bemerkt wird. Nirgends wird weniger von öffentlichen Dingen gesprochen als in Ungarn, — nirgends erscheint ein so geringes Verlangen nach thätiger Theilnahme an den Verhandlungen der Landesvertretung, wir besitzen kaum genügende Berichte über die Landtagsdebatten — und doch würde sie die Regierung gewiß nicht verweigern, sofern sich nur ein allgemeines Verlangen danach kund gäbe; sie könnte und dürfte es nicht, weil es den Gesetzen zuwider liefe. — Ach, der Geist ist wohl vorhanden, aber es ist ein unterdrückter, ein lang unterdrückter Geist, der seine Spannkraft verloren hat, die aber Umstände ihm wieder geben können und werden. Dies hat sich wenigstens in einzelnen Beispielen bewährt; man kennt die jungen, glänzenden Namen nur zu gut. Wir dürfen sie hier verschweigen. — (D. F. f.)

Selmel, die Wahnsinnige.

(Beschluß.)

Selmel dachte von jetzt an gar nichts, sogar nicht an Gressiau, denn nun war Selmel wirklich wahnsinnig, obwohl es ihr Niemand ansah. Von dem Augenblicke an, wo sie Jedermann für genesen hielt, fand diese Revolution in ihrem Gemüthe Statt, während sie

Digitized by Google

früher gesund war, und doch für wahnsinnig galt. — Sie ließ sich gehen, die arme Seimel, und der Notarius hielt sich für den glücklichsten Mann im Elsaß. Eines Abends jedoch fragte sie ihren Mann, was er eigentlich von ihr wolle? Lächelnd erwiederte dieser, er wolle seine geliebte Frau umarmen, — das Wort Frau erschütterte Leib und Seele des unglückseligen Geschöpfes. Wuthend und mit Riesenkraft sprang sie auf ihn zu und verwundete mit einer Haarnadel ihn so heftig am Arme, daß er ein Mann des Todes war, wenn nicht Leute zu Hülfe gekommen wären. „Jesus Marie!" schrie jetzt der Notarius, „meine Frau ist wirklich toll, ich bin betrogen!" Die Leute hatten Mühe, sie zu bezwingen; sie banden sie mit Stricken, und riefen den Cantonsarzt aus Bischwiller. Man sah indessen, daß nur der Anblick eines Mannes Seimel in Wuth brachte, und daß sie unter Frauen geduldig und sanft, wenn auch still wie ein Schäfchen, war. Wie ein Lauffeuer flog diese Kunde von Dorf zu Dorf, und Jeder sagte, ich hab's schon längst gewußt, sie war schon vor einem Jahre toll". Der Arzt kam und ging, und erfuhr endlich ihre Liebesgeschichte mit Gressian. Sie wurde daher auf die Mühle gebracht, wo ihr Vater aber nicht vor ihr erscheinen durfte. Ihre Mutter und Marie, Ratzi's Frau, allein blieben bei ihr; Trank und Speise nahm sie nur von der letztern an.

Bald darauf starb die Mutter vor Gram. Katharina, Gressian's Frau ersetzte sie und sonderbarer Weise liebte sie Seimel und schmeichelte ihr, wie einem Mann, was dem Arzte sehr wichtig schien. Nun erst sah der alte Bruchmüller seinen Fehler ein. Die Mühle ging schlecht, er selbst wußte nicht, wie er seine Zeit verleben sollte, jetzt wo ihm Tochter und Gattin fehlten. Da ging er selbst hinüber nach Rohrwiller, zog den Hut vor Gressian ab und bat ihn, die Mühle wieder zu übernehmen und mit ihm zu leben, er könne es sonst nicht aushalten. Die Thränen standen ihm in den Augen und sein Haupt war schneeweiß vor Kummer. Gressian schlug es nicht ab, und bezog wieder die Mühle. Einst versuchte es der Arzt, Gressian und den Bruchmüller Seimel vorzustellen; diesmal wüthete sie nicht, sondern lächelte bitter und zeigte auf Katharinen, die sie küßte. Nach und nach erschien sie wieder in der Wohnstube und ward ruhig, nur wenn die Heuernte kam, mußte sie genau bewacht werden. Gressian hat bereits vier Kinder, von denen die älteste Tochter Seimel heißt. Der alte Bruchmüller starb vor sechs Monaten und verschrieb sein ganzes Vermögen Gressian unter der Bedingung, daß er Seimel erhalte und pflege bis zu ihrem Tod oder ihrer Besserung. Der Notarius befindet sich sehr wohl bei seinen 20,000 Fr. und 50 Morgen Acker und wohnt in Straßburg. Seimel hingegen ist noch immer wahnsinnig, und immer noch schön, obwohl sie zweiunddreißig Jahre alt ist und viel — sehr viel gelitten hat. Seit zehn Jahren verließ sie ihr Zimmer nicht und ist ruhig, wenn Gressian erscheint, so lange Katharine oder die kleine Seimel bei ihr sind. Allein, bricht sie in Wuth aus. Bittet für sie!

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

[Dahlmann's Geschichte von Dänemark, Gardenhausen.]

Von Dahlmann's Geschichte Dänemarks erscheint bereits eine dänische Uebersetzung in Heften, vom Major von Jenssen. Es war vorauszusehen, daß die Dänen bei dem so großen Mangel an neuen einheimischen Werken über die Geschichte ihres Landes begierig ihrer Sprache ein Buch aneignen würden, das offenbar einem so fühlbaren Bedürfnisse abhilft und noch dazu aus der Feder eines so renommirten Geschichtsforschers geflossen ist. Während die Herzogthümer sich in neuerer Zeit außer den Handbüchern von Roß und Forchhammer der ausführlichen Geschichte von v. Kobbe, sowie sehr ausgezeichneter geschichtlicher Monographien erfreuten, war die dänische Geschichtschreibung so ziemlich da stehen geblieben, wo Suhm sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gelassen hatte und war daher der Kritik und einer unserer Zeit angemessenen Behandlungsweise in etwas fremd geblieben. Ueber Parteilichkeit haben die Dänen sich, soweit das Werk vorliegt, wohl nicht zu beschweren, obgleich sie eine solche vielleicht von dem frühern kieler Professor, dem Mitarbeiter an den kieler Blättern und dem vormaligen Secretair der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, von dem Manne, der einst so kräftig und beredt die deutsche Nationalität und die politischen Rechte der Herzogthümer den Dänen gegenüber vertheidigte, befürchtet hatten. Doch erst nach der Vereinigung dieser Lande mit dem dänischen Staate erhoben sich die mannigfachen staatsrechtlichen Conflicte zwischen beiden Völkern, die bis auf diesen Tag fortdauern, und da der bis jetzt erschienene Theil des Dahlmann'schen Geschichtswerks nur die ältere dänische Geschichte bis zu der Regierung Waldemar des Dritten oder Atterdag's umfaßt, so läße sich auch darüber bis jetzt noch kein sicheres Urtheil abgeben. Die einst so verschwenderisch zur Verherrlichung der ältesten dänischen Vorzeit ersonnenen geschichtlichen Fictionen des Saxo Grammaticus hatte eine gesunde Kritik schon früher für das erkennen lassen, was sie sind, und selbst trotz dieser Einbuße an Macht und Herrlichkeit bleibt die älteste dänische Geschichte noch immer reich genug an großen, dem Nationalgefühle schmeichelnden Thaten und Ereignissen, um mit Gelassenheit diesen Verlust ertragen zu können. Nachher gestaltete sich freilich die Sache um vieles anders, und die Geschichte Dänemarks bietet im Ganzen und Großen seit Waldemar dem Sieger eigentlich nur Eine große Tragö-

Digitized by Google

die dem Auge des Beobachters dar, worin die calmarische so unglücklich endende Union, die Vereinigung der Herzogthümer mit Dänemark, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Seeschlacht vor Kopenhagen nur einzelne Partien zu erhellen vermögen. Dänemarks Ruhm und Glanz liegt im Dunkel der Vorzeit begraben, seit mehreren Jahrhunderten lösten die Ereignisse eine Provinz nach der andern vom Reichskörper ab; zuerst die überostseeischen Provinzen, Livland und Esthland, sodann gar Halland, Blekingen und Schonen, so daß Kopenhagen die äußerste Grenzstadt wurde, endlich ging auch das große Norwegen, ein ganzes Königreich, verloren, und Dänemark sank allmälig von einem Staate ersten Ranges zu seiner gegenwärtigen so bescheidenen Stellung herab. Der ehemaligen Herrschaft über England wollen wir, als einer allzutief in die Nebel der Vergangenheit zurücktretenden, gar nicht einmal gedenken. Wollen wir Deutschen uns an unserer Gesammtgeschichte laben, so müssen wir bis auf den dreißigjaheigen Krieg und selbst bis auf die Reformation bekanntlich zurückgehen, die Dänen haben aber einen noch viel weiteren Weg zu gehen, sie müssen bis ins dreizehnte Jahrhundert hinab in ihren Geschichtsbüchern deshalb zurückblatteen.

Um vieles gesicherter und begründeter erscheint durch Dahlmann die Annahme, welche die Dänen von jeher so eifrig bestritten, daß die dänischen Könige in früherer Zeit eigentlich Vasallen des deutschen Reichs gewesen seien und ihre Würde von deutschen Kaisern zu Lehn getragen haben. Ganz neu ist aber die von Dahlmann aufgestellte Hypothese über den Ursprung des Danewirks, das er nach der Analogie von ähnlichen Wällen in England den Angelsachsen zuschreiben will, obgleich ein geschichtlicher Beweis hiefür fehlt, und wir rücksichtlich der ersten Aufführung desselben und seines Fortbaues durch die Dänen ziemlich zuverlässige historische Nachrichten besitzen.

Der bislang zwischen dem kieler Correspondenzblatte und namentlich den hamburger politischen Tagesschriften wegen der Richtung einer künftigen Eisendahn geführte Kampf, hat freilich seine Endschaft noch immer nicht erreicht, doch scheinen sich die Parteien so ziemlich ausgesprochen zu haben, und es möchten sich nachgerade wohl schwerlich besonders wichtige Momente für das eine und andere Interesse mehr anführen lassen. Neuerdings ist nun noch eine andere literarische Fehde hinzugekommen, die jedoch nicht sowohl dem Gebiete der Materie als des Geistes angehört und worin es sich gewissermaßen um einen Ehrenpunkt handelt. Den anonymen Verfassern verschiedener, mehr oder weniger gut geschriebener Aufsätze in den Blattern der Börsenhalle, in denen man trotz der abweichenden Signaturen den Herrn von Florencourt wiedererkennen will, ist es nämlich so vorgekommen, als ob die Holsteiner zwar den nöthigen hausbackenen Verstand nebst einer gewissen Dosis von Brotkenntnissen besäßen, anderweitig aber eine etwas geistig verkrüppelte, der Philisterhaftigkeit tief verfallene Menschengattung seien, die namentlich von dem, was man wohl Poesie zu nennen pflegt, auch nicht den geringsten Begriff hätten, geschweige denn ein Talent dafür offenbarten. Mit dieser eben nicht sehr schmeichelhaften Ansicht stimmt auch ein vor längerer Zeit in der Töpfer'schen Thalia enthaltener Aufsatz überein, sowie überdies ein Anonymus sich unlängst im Telegraphen darüber her machte, „Kiel von der Abendseite" aufzunehmen, in welcher abendlichen Beleuchtung aber sich die gute Stadt Kiel und ganz vorzüglich die dortige Akademie eben nicht am vortheilhaftesten ausnahm. Eine Zeit lang schienen diese verschiedenen Ausfälle mit großer stoischer Ruhe ignorirt zu werden, bis endlich dem kieler Correspondenzblatte doch die Sache zu arg wurde, es auf einen Augenblick die Eisenbahn Eisenbahn sein ließ und sich in einem kurzen, aber sehr energischen Artikel mit den verkappten Gegnern pro patria schlug. Später ist nun auch die hamburger Neue Zeitung fürs hiesige Land in die Schranken getreten, und eine Brochüre unter dem Titel: „Ein Wort aus Holstein. Gegen Hrn. v. Florencourt, von W. Castagne", sucht des Weiteren die Beschuldigungen zu widerlegen. Was zuvörderst die Recension der „Ostsee" in den Blättern der Börsenhalle betrifft, so scheint dieselbe freilich in einer höchst üblen Laune geschrieben zu sein und möchte zudem nicht zu denen gehören, die sich durch Unparteilichkeit auszeichnen. Das geflissentliche Uebergehen des Bessern und das ersichtliche Wohlgefallen, womit die Schwächen des Gedichts hervorgehoben werden, lassen fast vermuthen, daß der Recensent sich mehr von diesen als von jenem angesprochen gefühlt hat. Das Gedicht ist gewiß nicht so schlecht, wie der Recensent in den Blättern der Börsenhalle, und nicht so gut, wie der Lobredner im kieler Correspondenzblatt will; denn es muß als eine große Lächerlichkeit erscheinen, sieht man am letzteren Orte den Verfasser mit Byron in Parallele gestellt, ein Parallelismus, wofür sich Herr Gardthausen nicht bei seinem Freunde zu bedanken hat und der nothwendig eine Reaction hervorrufen mußte. Einen Byron gebiert die Zeit erst nach einem gewissen Verlaufe und man hat allen Grund anzunehmen, daß man nicht in dem Verfasser der „Ostsee" diesen Dichterphönix wiederum zu begrüßen habe. Die milde und der Gesinnung und den Verdiensten des Verfassers Anerkennung schenkende Beurtheilung dieses Gedichts in der Zeit. für die elegante Welt hat sehr gefallen und ist von hiesigen Blättern lobend erwähnt worden. Darin ist aber der Verfasser derselben in einem entschiedenen Irrthume, wenn er anzunehmen scheint, daß Gardthausen seines Gedichts halber aus der Liste der Candidaten des Predigtamts gestrichen sei. Das wäre eine arge Beschuldigung für die hiesige geistliche Behörde, die aber von einem solchen Bootismus weit entfernt ist, und die, wäre sie begründet, selbst einen guten Theil der wider uns vorgebrachten Anklagen rechefertigen würde. Dem Vernehmen nach ist Herr Gardthausen nur deshalb in der Liste gestrichen, weil er nicht allein die von den hiesigen Candidaten der Theologen gesetzlich alljährlich einzuliefernden Abhandlungen ungeachtet der an ihn ergangenen desfälligen Aufforderungen nicht eingesandt hat, sondern sich sogar brieflich dahin geäußert haben soll, daß er dies verweigern müsse, weil ja doch alle derartigen Abhandlungen von Seiten des Herrn Generalsuperintendenten zu einem sehr unästhetischen Zwecke verwandt würden, für welchen Zweck er aber seinerseits durchaus keine Neigung verspüre, thätig zu sein.

(Der Beschluß folge.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 123. — den 26. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Ungarn.

(Fortsetzung.)

Dieses politische Streben ausgenommen, regt sich wenig geistiges Leben in Ungarn. Man weiß dafür zu sorgen, daß die ungarischen Gymnasialschulen noch immer nicht die wahren Quellen reiner Intelligenz sind, und sich größtentheils nur auf Althergebrachtes, anerkannt Gefahrloses beschränken. Am schlimmsten kommt die philosophische und ästhetische Bildung weg. Literatur wird, wie man keck sagen könnte, gar nicht betrieben, wenn man die römischen und griechischen (??) Autoren nicht etwa rechnet, aus denen einzelne Fragmente von den Professoren vorgeradebrecht werden. Von deutscher Lesewuth weiß man daher unter den Leuten dieser Bildung wenig, so daß Leihbibliotheken und Buchhandel im Verhältniß zur Bevölkerung des Landes eben nicht floriren. Am meisten wendet man sich hier noch dem Theater zu, welches aber, wie unsere Erfahrung lehrt, nur eine unbedeutende Vorschule für eine durchgreifendere Bildung ist, und in gewisser Rücksicht auf Kosten der Denklust die bloße Schaulust sättigt. Wenigstens weiß man die Macht dieser Institute so zu regieren, daß ihrer Wirksamkeit jede höhere Bedeutung fehlt. — Der solchergestalt in seine niedrigste Sphäre zurückgewiesene Thätigkeitssinn wendet sich nicht selten auf die rein körperlichen, wenn auch nicht olympischen Spiele; Jagd, Reiten, Hazardspiel, Zechen und Müßiggang füllen in dem noch halb mittelalterlichen Ungarn das Leben der Mittelclassen, während der fast gleichmäßig gestellte Wiener ein wenigstens raffinirteres Genußleben hat. — Wahrhaft aufgeklärte, hochgebildete Männer trifft man daher hier zu Lande nur in geringerer Zahl, als anderswo, und nur in den Hauptstädten oder Adelssitzen; — eine gewisse eigenthümliche, nationale Bildung jedoch zeigt sich, wie schon erwähnt, fast überall, und läßt in ihrer Art jedes andere Land zurück.

2.

Der Palatin und der Primas, gegenüber der Opposition.

Seit jeher war es den Ungarn eigenthümlich, daß Einzelne unverhältnißmäßig über die Masse hervorragten. In den meisten, geistig verhüllten Ländern begegnet man einer ähnlichen Erscheinung; denn es scheint, als ob die von dem Forum der Weltgeschichte verstoßenen Potenzen ihren ganzen geistigen Gehalt nur in einzelnen Individualitäten concentrirten. Wahrhaft große Männer glänzen schon in der ältesten Geschichte Ungarns, und es gibt bis auf unsere Tage fast keinen Zeitraum, der nicht seine Helden und seine gefeierten Palladine gehabt hätte. Betrachten wir nun die Helden und Palladine, welche die Gegenwart Ungarns aufweist. — Die Patrioten, die den heilsamen Gährungsstoff in der Masse des Volkes vermissen, trösten sich damit, daß es bei einer geringen Anzahl glänzender Individuen um so tiefer und feuriger gähre; man erlasse uns abermals die Nennung der auf der Oppositionsliste des Landtages

Digitized by Google

deutlich genug aufgezeichneten Namen, um an ihrer Compromittirung keine Schuld zu haben — es bleibt gewiß, daß keine neuere Epoche der österreichischen Regierung eine so heftige und standhafte Opposition entgegensetzte, als die des eben geschlossenen Landtages. — Bei der Pietät, die der Ungar für seine populairen Männer hegt, bei der Begeisterung, mit der er für sie und die Verwirklichung ihrer Ideen Tod und Leben wagt, bleibt noch einige Hoffnung für das Gedeihen der öffentlichen Dinge, so lange noch der letzte jener Volksmänner nicht vom Schauplatze abgetreten ist. — Als die bedeutendste Stütze der Regierung, namentlich, wo es offenen Kampf gegen ihre Gegner gilt, muß der Palatin, Erzherzog Joseph, angesehen werdrn. In ihm vereinigt sich ein kräftiger, klarer, durch lange Erfahrungen geschulter Geist mit jener Energie, die sich gleich fern von leidenschaftlicher Uebertreibung wie von lästiger Ruhe hält. Da der Palatin in der Opposition meist junge Männer zu bekämpfen hat, so legt er ihnen für ihr gutes argloses Recht eine um so größere Dosis praktischer Erfahrung und schlauer Dialektik in die Schale — so daß die Waage nicht selten sich zu seinem Vortheile neigt. Freilich finden diese Siege keinen Glauben, und noch viel weniger Sympathien in der Nation, aber es sind doch immer Siege, wenn auch nur von momentaner Dauer, und fristen, obgleich sie nur Stückwerk zu Stande bringen, seiner Partei schon seit Jahrzehenden vielleicht das Leben. Als Redner besitzt Erzherzog Joseph jene Eigenschaft, die den ungarischen Rednern gewöhnlich nur zu sehr fehlt: langmüthige, kluge Besonnenheit. Gewöhnlich stürmen die magyarischen Oratoren mit ihrer schwülen Bilderpracht und mit dem groben Geschütz ihrer gedankenüberladenen Perioden ungestüm, wie das Ungewitter auf der Haide, schon im Anfange über die Gränzen ihres Stoffes hinaus — und dann müssen sie dem listigen Gegner das ganze Schlachtfeld überlassen, an dessen Behauptung sich der Vortheil des Sieges knüpfte. Solchen Wortkämpfern konnte der Palatin seit jeher leicht die Spitze bieten, und da ihre Anzahl auf dem Reichstage die ganzen Plätze der Opposition füllt, so bin ich der Meinung, daß man von einer wesentlichen Umwandlung oder Umwälzung ungarischer Verhältnisse in so lange sich nichts träumen lassen darf, bis nicht der größte Theil der Sitze an den zwei Tafeln von (ungarisch sogenannten) schlechtern Rednern eingenommen sein wird.

Ueberhaupt wäre ich geneigt zu behaupten, daß der eben berührte parlamentarische Grundfehler der Ungarn, als das Hauptmotiv aller unseligen Mängel in den bestehenden Verhältnissen anzusehen sei. Denn würde man ihnen ihr Recht nehmen können, wenn sie es besser zu vertreten wüßten? — Ihr so klares, so heiliges Recht! — Selbst Männer wie Veselényi mußten in zügellosem Ungestüm das verderben, was sie so klug und so erfolgreich begonnen hatten. Einen jungen Abgeordneten, der zum Reichstage ging, ertheilte sein greiser Vater unter andern die Lehre: „Laß Dich nicht hinreißen von Deinem guten Rechte, damit Du nicht in seiner, sondern es in Deiner Gewalt bleibe!" — Nur ein Ungar konnte so sprechen, weil nur ein Ungar diese Erfahrung am nachdrücklichsten gemacht haben konnte.

Der zweite, auf den die Regierung unter allen Umständen rechnen kann, ist der Primas des Reichs, gegenwärtig der Erzbischof Michael Kopácsy. Sein Ansehen gilt nur so weit, als er es durch persönliche Vorzüge zu behaupten weiß, denn die ehemals fast allmächtigen Waffen des Priesterthums sind nunmehr zum Kinderspielzeuge geworden, mit welchem eine reifere, männlichere Zeit zu behelligen, das Oberhaupt der Prälaten zu klug ist. Es ist beispiellos, wie tief das parlamentarische Gewicht der Geistlichkeit in Ungarn gesunken ist; England und die aufgeklärtesten Staaten, die den Priester noch bei der Volksvertretung zulassen, stehen in dieser Hinsicht weit zurück. Die Bischöfe und Erzbischöfe des ungarischen Landtages sind zu bloßen Zeugen herabgesunken, die es stillschweigend mit ansehen müssen, wie man ihnen einen Morgen Landes nach dem andern von ihren fetten Domainen im Himmel und auf Erden abnimmt. So äußerte neulich ein aus altkatholischer Familie stammender Magnat, der, wie ich glaube, unter seinen Ahnen sogar einen Beatificirten (einen Heiligsprechungs-Candidaten) besitzt, sich gegen den Primas: „Eure Eminenz sind zu gut in der Geschichte bewandert, als daß Sie jenes Augustinermönchleins vergessen hätten, das mit 95 Lehrsätzen größere Eroberungen machte, als die Hierarchie mit allen ihren Donnern und Bannstrahlen." — Das politische und parlamentarische Talent des Erzbischofs Kopácsy ist ein dem Palatin Joseph verwandtes, nur hat es sich noch nicht die einflußreiche Anerkennung und Autorität des letztern errungen; dann scheint es mit seinen Beziehungen, die sich mehr dem Himmel als der Erde nähern, auf dieser auch nicht so durchgreifen zu können, wie das bei dem recht praktischen profanen Palatinus der Fall ist. Es ist oft recht drollig zu sehen, wenn dieser in derselben Streitsache das römische Recht vorrücken läßt,

Digitized by Google

jener den römischen Kanon commandirt. Der geistliche Anwalt der Regierung hat nun zwar auch seinen Anhang, seinen tail, wie man in England sagen würde, aber keinen so bedeutenden, als der weltliche. Der politische Einfluß der Geistlichkeit erlitt seine letzte Schlappe, an der er lange noch bluten wird, in der nun fast entschiedenen Protestantenfrage, wo der Klerus so heftig das Feuer einer fanatischen Opposition schürte. Möge es noch so neu klingen, man findet niegendswo eine reinere und unbeschränktere Toleranz in religiösen Dingen als bei dem aufgeklärten Theile der Ungarn. Den Ungarn ist eine Art von Indifferentismus gegen das bloße, dürre Dogma angeboren, von Bigotterie findet man kaum in den niedersten Ständen eine leise Spur, wie aus einem Vergleiche mit den nachbarlichen Slaven erhellt, die seit jeher unter dem Pantoffel der Pfaffen- und Kirchendienerei standen, und daher ein Spott des unwissenden, gemeinsten Ungarn sind. Was die Nation so lange unter dem Drucke der Hierarchie erhielt, lag mehr in Eigenthümlichkeiten der Constitution, die man aus traditioneller Pietät nicht mit einem Hauch anzutasten wagte, und die von Hause aus den Priestern wie dem Adel eine zu große Gewalt einräumte. Was bisher die Adelsherrschaft stützte, hielt auch die Herrschaft der Geistlichen aufrecht — und will man aufrichtig sein, so möge man das Ansehen der letztern eher aus einem wohlunterhaltenen politischen Knechtssinne, als aus dem Einfluß eines religiösen Obscurantismus erklären. — Da jener nun im Laufe der Zeiten immer mehr in den blauen Dunst einer fabelhaften Vergangenheit verschwindet, wird auch dieser mit seinem letzten Schatten vergehen, und in wenigen Jahren gibt es vielleicht kein Volk der Erde, das in puncto quaestionis so freisinnig dächte und handelte, wie die Ungarn. Dieser Geist verkündigt sich jetzt schon theilweise durch eine Erscheinung, die man am dunklen Horizonte Ungarns wohl nicht zu sehen erwartet hatte; ich meine das allgemeine Verlangen nach einer Emancipation der Juden in Ungarn. — Sollte sie durchgehen, und sie wird sich nicht lange aufhalten lassen, so wäre das der letzte Stoß für das magyarische Pfaffenthum, und die Kaste der römischen Hierarchen, so wie ihre Verbündeten, könnten sodann mit Fug und Recht ein Miserere über das klägliche Ende ihrer absoluten Herrschaft anstimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein. (Beschluß.)

[Gardthausen und Teuffer.]

Mag es sich nun auch damit verhalten, wie es will, so ist diese Removirung sicherlich nicht allein schlimm für Herrn Gardthausen, sondern noch weit mehr für das kirchliche Interesse, denn die hiesige Theologie möchte keineswegs so ergiebig an guten Köpfen und so reich an Kanzelberedtsamkeit sein, um den Verlust des Herrn Gardthausen nicht als einen solchen betrachten zu müssen. Wenn übrigens Mancher rücksichtlich des poetischen Talents von Gardthausen noch immer etwas in Zweifel sein mochte, so liefert ein jüngst erschienenes Gedicht desselben unstreitig einen so schönen Beweis für dasselbe, daß man an die dichterische Weihe des Verfassers sich zu glauben gemüßigt fühlt und an den Herrn Gardthausen den Wunsch richten muß, das Publicum bald in reichlicherem Maaße mit seinen poetischen Productionen erfreuen zu wollen. Der Gegenstand des zuletzt erschienenen Gedichts ist der, zumal auf den deutschen Universitäten einst so sehr bekannte Ferdinand Teuffer, ein Genie, wie es deren wohl wenige gab. Seinen zahlreichen Bekannten in Deutschland diene zur Nachricht, daß er bald irrsinnig und dem Elende verfallen zu Pinneberg im Holsteinischen im Gefängnisse am letzten Febr. d. J. verstarb, nachdem er früher sich zu Glückstadt der Advocatur gewidmet hatte. Sein Benehmen soll von der Art gewesen sein, daß die Behörde endlich nicht mehr umhin konnte, ihn verhaften zu lassen, weshalb denn auch der Vorwurf der Härte sie nicht treffen mag. F. Teuffer veröffentlichte von seinen vielen Productionen nur eine einzige Schrift: „Fahneneide auf dem Capitole der Welt", welche vor Jahren bei Hoffmann und Campe erschien. Ein Artikel der Neuen Zeitung schlägt vor, dies Buch aufs neue herauszugeben und für den muthmaßlichen Erlös auf Teuffer's Grabe ein passendes Denkmal zu errichten. Dieses Buch wird als ein Werk bezeichnet, das aus Rhapsodieen besteht, die zwar wild, stürmisch, monoton und uferlos, aber auch groß und erhaben wie das Meer sind; ungeheure Gedanken tauchen wie Riesengeschöpfe aus diesem Meere auf, und wie wild auch die Wogen toben, am Rande des Horizonts liegt immer ein schönes Morgenroth, der Gedanke einer ewigen Bestimmung des Menschen und der Unsterblichkeit des Geistes. Teuffer war eine Individualität, die sich selbst verzehrte und vernichtete, ein Charakter, der sich überhaupt in keine irdischen Verhältnisse zu finden wußte, eine Persönlichkeit, die ihrer Stellung zur Welt sich nicht bewußt werden konnte, die daher nothwendig untergehen mußte und deren Umgebungen keine Schuld trifft. Mag er immerhin eine große Idee wie sich in seinem Innern herumgetragen haben, so war doch diese Idee gewiß etwas monströser Art und für eine Realität nicht geeignet, sowie denn auch sein wie unter dämonischen Einflüssen stehender Geist seinem ganzen Sein und Wesen ein unheimliches Gepräge gab und nothwendig zurückstoßen mußte.

Eben so schön wie treffend spricht sich übrigens Gardthausen in nachstehenden Versen, die sich in der Melodie eines alten Kirchenliedes fortbewegen, über Teuffer aus, und können sie zugleich als eine poetische Probe einer Parenta-

Digitized by Google

tion dienen, die wohl auf weitere Bekanntwerdung Anspruch hätte:

.... „Zerrüttet und umnachtet,
Verstoßen und verachtet,
Gemieden und gehaßt;
Erkrankt, verarmt, gefangen,
So ist er heimgegangen,
Seit lange schon sich selbst zur Last."

. . . . . .

„Man trug ihn still von hinnen,
Sah keine Thräne rinnen,
Kein Leid um seinen frühen Tod."

„Nur nackte Trauerweiden
Bestreiften noch im Scheiden
Den fortgetrag'nen Sarg,
Auf den in wirren Spielen
Schneeflocken niederfielen,
Bis ihn die schwarze Erde barg."

„Ein Vaterunser leise
Im fremden Männerkreise —
Dann ging die kleine Schaar.
Man schloß die Kirchhofspforte,
Ließ ihn an seinem Orte
Verlassen, wie er's lange war."

„Doch Nachts aus dunkler Ferne
Beglänzten Gottes Sterne
Des ganz Verlass'nen Grab.
Zu denen er hienieden
Oft aufsah ohne Frieden, —
In Frieden schauten sie herab."

. . . . . .

. . . . . .

„Weh, jene Sphinx, die immer
Mit blut'gem Irrlichtschimmer
Durchs Leben ihn gehetzt,
Die er berief als Knabe,
Sie liegt auf seinem Grabe,
Dasselbe Schreckbild noch zuletzt."

„Mir ist es, schau' ich nieder,
Als zuckte hin und wieder
Ein Flämmchen auf, das zischt;
Als leckten Baku's Flammen
Mit Zungen, die da stammen
Vom Feuer her, das nie verlischt."

„Als hört' ich eines Kranken
Pulsschläge, Nachtgedanken,
Verwünschung und Gebet,
Bejahen und Verneinen
Und schauerliches Weinen,
Ach, um ein Leben, nun zu spät."

„Mir ist, als müßt' ich ringen,
Das Schreckbild zu bezwingen,
Das nicht will untergeh'n;
Als müßt' ich, sieggeleitet,
Die Arme ausgebreitet,
Ein Kreuz auf seinem Grabe seh'n!"

„Ja, ja, es ist errungen,
Der Tod in Sieg verschlungen,
Die Sphinx, sie ist nicht mehr.
Zum Niederblick der Sterne
Weht Lenzluft aus der Ferne
Enträthselte Gedanken her."

. . . . . .

E. C.

Notizen.

[Preßfreiheit.]

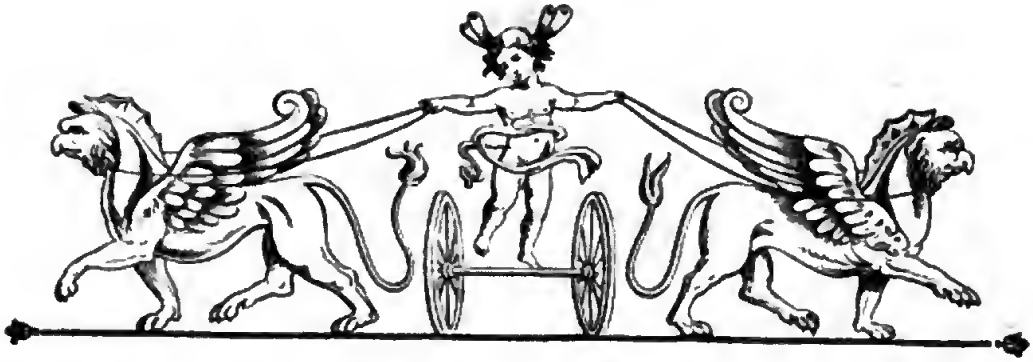
Im dritten Hefte des Freihafens 1840 finden wir eine publicistische Uebersicht der neuesten Zeitereignisse und socialen Zustände. Der Verfasser behauptet, die beste Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst wäre, dem deutschen Bunde von allen Seiten den Antrag zu stellen, den 18. §. der Bundesacte, der Preßfreiheit verspricht, in Ausführung zu bringen. „Das Recht zur Preßfreiheit" — äußert der Verfasser, ein preußischer Jurist, — „als ein Ausfluß der individuellen Freiheit, bestreitet selbst Herr v. Gentz nicht, behauptet aber, daß es unmöglich sei, ein gutes Preßgesetz zu Stande zu bringen. Wir haben eine so bedeutende Schwierigkeit, wenn man sich mit deren Lösung nur ernstlich beschäftigen will, nie finden können. Man braucht nur von dem obersten Grundsatz alles Rechts auszugehen: daß jede zu erreichende Thatsache, mithin die objective Wahrheit, immer gesagt werden könne, und nur wirkliche Verläumdungen mit einer Criminalstrafe belegt werden dürfen. Fügt man noch eine geringere Polizeistrafe für Beleidigungen, welche nur in der ungebührlichen Form liegen, oder für die Bekanntmachung solcher, wenn auch unschuldiger Thatsachen, die zum reinen Privatleben gehören, so könnte die so gestellte Aufgabe, mit Benutzung der bereits vorhandenen reichen Materialien, sogar mit vieler Umsicht und Gründlichkeit baldigst gelöst werden. Die Lehren von Real-, Verbal- und symbolischen Injurien bieten wahrlich mehr Schwierigkeiten dar, als gedruckte Beleidigungen, und doch finden sich über erstere in allen Criminalbüchern hinreichende gesetzliche Bestimmungen."

[Meyer's Universallexikon.]

Von diesem encyclopädischen Wörterbuch ist eine zweite, völlig umgearbeitete Auflage im Werke, von der bereits die drei ersten Hefte des ersten Bandes erschienen sind. Der Atlas wird 50 lithographirte Tafeln in Querfolio mit 2500 Gegenständen bringen und hat gegen die eleganten Stahlstiche des Meyer'schen Unternehmens ähnlicher Art allerdings voraus, daß er sich an das wesentliche Bedürfniß hält. Auch der Text stellt sich diese Grenze und greift nicht, wie das Brockhaus'sche Conversationslexikon der Gegenwart, in leidenschaftlich polemische Abhandlungen über.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 124. — den 27. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Des Pilgers Nachtmahl.

Von J. M. Hutterus.

Drei Tage sonder Trank und Speise irrte
Ein Pilger durch die Wüste kreuz und quer,
Und jetzt zu Ende neigte sich der vierte.

Doch wie umher die matten Blicke schweifen,
Noch dehnet endlos sich das Sandmeer aus,
Umspannet von des Himmels goldnem Reifen.

Daß sicher er den Weg des Heiles wähle,
Hat er gelobt, an des Erlösers Grab
Dem Ew'gen zu versöhnen seine Seele.

Auf einen Steen, wie zu des Heeren Wiege
Die Kön'ge einst geführt aus Morgenland,
Hatt' er gehofft, die Hoffnung ward zur Lüge;

Und trägt ihm jetzt der Rabe des Propheten
Aus Himmelshöhen nicht die Nahrung zu,
Nicht wird er je der Wüste Saum betreten.

An seinem Stabe sinkt der Pilger nieder,
Im glühn'den Sande ein versengter Halm,
Und Nacht umdüstert seine Augenlieder.

So lag er, sinnberaubt, bis auf die Dünen
Im Kreise sich die Schatten lagerten,
Und hell die Sterne durch die Wildniß schienen.

Der Nachtthau netzte kühlend ihm die Wangen,
Da wieder faßt' ihn des Bewußtseins Qual,
Und auf ihn ein des Todes Schauer drangen.

„Zu Zion, Herr! dein heilig Grab zu grüßen,
Gedacht ich, doch nicht also wolltest du,
Und ach! das eigne starrt zu meinen Füßen."

„Mir graut, doch nicht vor seinen Finsternissen,
Nicht, daß ich scheide, von der Heimath fern,
Und mir die Erde dient als Sterbekissen;"

„Daß mir kein Diener deines Worts zur Seite,
Der das Bekenntniß höre meiner Schuld,
Und zu dem letzten Gange mich bereite;"

„Daß ich nicht deinen heil'gen Leib empfangen,
Dein heilig Blut noch einmal trinken soll,
O, das nur macht die Seele mir erbangen."

Er schweigt, die Hände faltend zum Gebete,
Und wie gen Ost sein brechend Auge schaut,
Beginnt zu fluthen dort die Morgenröthe.

Da ist es ihm, als ob aus goldner Schale,
Ein Engel reiche ihm den Lebenstrank,
Und ob er sitze an des Herren Mahle;

Da ist es ihm, als ob der Kindheit Frieden,
Und Glaub' und Hoffnung und der Liebe Glück
In aller Reinheit wieder ihm beschieden.

Versunken ist gleich einem nächt'gen Schatten
Die Wüste rings, ein wogend Glanzmeer trägt
Ihn hoch empor auf grünen Inselmatten;

Und leise wallet eine Purpurwelle
Des Morgenroths heran zu ihm, und führt
Den Geist zurück zu seiner ewgen Quelle.

Digitized by Google

Oeffentliche Charaktere.

3. Lord Palmerston*).

Komm Cupido!**) nein, zittere nicht, ich packe Dich deeb an, aber es ist redlich gemeint. Ich könnte Deine Flügel zerknittern, den zarten Flaum ein wenig von Deinen Schwingen abschütteln, und Deinen Bogen mit einer zu kräftigen Hand erdröhnen machen, aber mein Griff soll Dein Herzchen nicht sprengen, wenn es anders nicht kläglich ungesund ist. Ich möchte in Deinen Busen blicken, hübscher Schmeichler, und was ich von Thorheit darin fände, herauszupfen und dem Gelächter der Welt hingeben, aber ich verspreche Dir gute und volle Anerkennung jedes Stäubchens von Reinungsbeständigkeit, Ehrgefühl und Gemeingeist, das vor mein Auge kommt. Nein, Cupido, Du bist über das Mannesalter hinaus, und selbst Deine zärtliche Mutter, die Mater saeva cupidinum, fängt an sich Deiner zu schämen. Das Jubelfest Deiner Geburt naht heran, vergebens verschwendet der Künstler seine Geschicklichkeit an Deine dunklen Locken oder an jenen Schnuebart, der einst so gewaltig war gegen die Vesten dir Rähterinnen, vergeblich ist der zierliche breitrandige Hut, und der Rock, das Meisterstück des berühmten Stultz, vergeblich die Stickerei der jugendlichen Weste, vergeblich, ach! die engen, gewatteten Beinkleider, die den hagern Inhalt verbergen sollen.

> Labuntur anni, nec pietas moram
> Rugis et instanti senectae
> Adferet.

Doch wahrlich, Cupido, Du kannst Dich eben nicht, großer Pietät rühmen! Darum schaffe Dir eine schlichte braune Perrücke an, hülle Dich in eine weite Weste mit geräumigen Taschen, trage Rockfohlen und Lammwolle und laß Deinen Oberrock von angemessener Weite sein. Die Glocke schlägt für Dich ein halbes Jahehundert, die Krähenfüße sammeln sich in Menge unter Deinen Augen, Du bist nicht mehr behende im Laufen, und Dein Fechtmeister kann Dich treffen, wo er will. Bessere Dich also, bessere Dich, sei ein Mann wenigstens ehe Du stirbst.

Palmerston ist ein Mann, den man auslachen, aber nicht verachten kann. Schlank, hübsch, dunkelgelockt und gut gekleidet, wie er vor zwanzig Jaheen war, denkt er sich noch immer; aber in einem Punete irrt er sich, vor zwanzig Jahren war er gut gekleidet, weil er angemessen gekleidet war. Ich habe mir einige Mühe mit dem Loed gegeben, und kann ihm versichern, daß ich nach langem Suchen unter einer sehr zahlreichen Bekanntschaft nicht eine Frau finden konnte, die nicht einen hübschen Mann von mittlern Jahren einem verwelkten jungen Manne voegezogen hätte. Im. Unterhause ist Palmerston ein träger Mann. Er theilt die Streiche seiner Beredtsamkeit nicht schonungslos aus, und wenn er einem pfuschenden Amtsgenossen, der von Dingen spricht, wovon er gar nichts veesteht, aufhelfen und beistehen muß, stockt und stottert er auf die merkwürdigste Weise. Ich glaube, es war bei den Verhandlungen über die Reformbill, als er in ein ruhiges Schläfchen gefallen war, während eben ein Toryredner von Bedeutung sich vernehmen ließ, und aus Versehen Niemand zugegen war, der ihm antworten konnte. „Sie müssen es thun, Palmerston," sprach Loed J. Russel, der die Erstarrung des edlen Lords nicht gewahr geworden war und ihn so heftig schüttelte, daß er aufsprang. Palmerston erschrak, als ob eine Pulvermühle vor seinen Ohren in die Luft geflogen wäre, und hatte des Sprechers Auge gefaßt*), ehe er selbst gefaßt war. „Zum Teufel, wer war zuletzt daran, und wovon hat er geschwatzt?" fragte er seinen Nachbar, während nach dem Ende der Torrede gehustet, gegangen und die Thür zugeworfen ward. Es wurde ihm etwas zugeflüstert, und der Loed fing an. Nie hat man eine solche Rede gehört; es war, als ob ein leichtes Tilbury über die zerbrochenen Massen einer alten römischen Straße gerumpelt wäre. Sein Freund hinter ihm gab ihm den Stoff an, und Palmerston, bald höerend, bald mißverstehend, fiel aus Verwirrung in schlimmere Verwirrung. Das Haus glaubte offenbar, Palmerston sei verrückt geworden, und Arthur Trevor habe ihn gebissen, hörte man Peel deutlich flüstern. Als der Staatssecretär völlig erwacht war, riß er sich verzweifelt von dem Zwange los, warf den Gegner, dem er zu antworten hatte, über Bord und schlüpfte glatt in den Strom allgemeiner Gründe. Wenn es aber an ihm ist, zu kämpfen, weiß Palmerston seine Rolle ohne Einhelfer. Nie macht ein hitzköpfiger Tory einen Angriff auf Palmerston's eigenes Amtsgebiet, nie tritt Donald Maclean hervor, der den ganzen Tag in Westminster-Hall sitzt, und aus alten Protokollen und veralteten Stücken der Morningpost Stoff sammelt, ehe er in das Unterhaus eilt, nie tritt er oder einer von seiner unbedeu-

*) Aus: St. Stephen's, or pencillings of Politicians.
**) Spottname Palmerston's in den Torpzeitungen.

*) Caught the speaker's eye — der gewöhnliche Ausdruck für: das Wort erhalten.

Digitized by Google

tenden Sippschaft hervor, um unwissend über Spanien oder Rußland zu schwatzen, so weiß Palmerston ihn gehörig abzuschildern. Er behandelt seine Leute zart, mit äußerster Feinheit, gerade wie ein junges Mädchen eine vollblühende Rose, der sie nachlässig ein Blatt nach dem andern abrupfe, bis der nackte Blumenkelch übrig bleibt, den sie dann lächelnd wegwirft. Er lacht über ihren tugendhaften Unwillen, macht höhnend ihre Thatsachen zu Mondschein, schmelzt all ihre schweren Gründe mit ein wenig Spott, und nachdem er seine Zuhörer höchlich ergetzt hat, setzt er sich ganz selbstgefällig nieder. Maske stimmt keineswegs in das allgemeine Geschrei gegen Palmerston's auswärtige Politik ein. Was konnte verächtlicher sein als Wellington's, was abscheulicher als Aberdeen's Politik? Palmerston hat in seinem Geschäfte eine lange Lehrzeit bestanden, und weiß wenigstens mehr davon als diejenigen, die ihn schmähen. Seine Protokolle, die bewundere ich. So lange die „schweinische Menge" *) eine abgeschmackte Abneigung zeigt, jährlich 10 bis 12 Millionen zu bezahlen, um irgend eine wichtige Frage zu entscheiden, über welche die Leutchen gestritten haben, womit soll der gute Mann anders fechten? Ich freue mich, wenn ich sehe, mit welcher Kraft er seine einzige Waffe schwingt, und lange möge er leben, seine Gewandtheit zu zeigen. Zum Unglück ist dies der beste Theil von Palmerston's Charakter. Bei einem Rückblicke auf sein Leben würden wir ihn als einen feilen Staatsmann sehen. O, über den argen Torysmus, womit der Mann seine Laufbahn betrat! Wie er sich plackte und stimmte und lispelte für die Tories, bis er den unbefleckten Lord Liverpool dahin brachte, ihn zu seinem Kriegssecretär zu machen! Wie er mit Canning umänderte, sich an Huskisson's Rockschoß heftete, dem Papste Wellington die große Zehe küßte, und dem Grafen Grey kläglich ins Angesicht schaute! Wie geschickt und meinungstreu er es zu machen wußte, um sein Amt unter Wellington zu behalten, indem er für die Emancipation der Katholiken stimmte, die eine offene Frage war, in der Ueberzeugung, daß sie nicht durchgehen würde, und gegen die Aufhebung der Corporations- und Testacte, die nicht eine offene Frage war, und bei welcher man eine hitzige Abstimmung erwartete! Als Lord John Russel und die Whigs dem Herzoge von Wellington und den Tories die Aufhebung abzwangen, vermehrte Palmerston's Widerstand ihre Schwierigkeiten. Ihm hat die Glaubensduldung nichts zu verdanken. Zu den Whigs sage ich: Hütet Euch vor Palmerston! So lange er mit Euch ist, gut, aber gebt ihm keinen Einfluß auf Euer Walten, laßt die Furcht von seinem Abfalle Euch nicht einen fingerbreit von Eurem Wege ableiten. Er ist ein Medio-tutissimus-Mann, und hält sich immer den Rückzug offen in die feindlichen Reihen. Ich fürchte, er folgt keinem andern Grundsatze, als sein Amt zu behalten; er diente früher unter Peel, und würde morgen wieder unter ihm dienen; sein Eifer richtet sich nach Euren Glücksaussichten; Ihr steht fest, und er ist eifrig, Ihr wankt, und er wird kalt. Ist die Volksstimme mächtig, so ermuntert er euch im Globe zu kühnen Thaten mit einem kecken und lustigen Schrei, wird sie schwach, oder ist der Erfolg der Wahlen zweifelhaft, so gibt er in demselben Globe Peel zu verstehen, auch er sei immer conservativ gewesen. Er würde sich vereinigen, ja wahrlich, und sicher sein, aber Ihr wäret verloren für immer. Sollte Palmerston je im Wege stehen, wo es vorwärts gilt — und ich glaube, er würde es, da er sich sonst den Rückzu zu den Tories abschneiden würde — weg mit ihm ohne Bedenken! Ihm selbst, dem Belesenen, meinen unmaßgeblichen Rath! Nehmen Sie eine männliche Haltung an, einen männlichen Gang in der Politik; geben Sie alte Liebelei mit dem Torysmus auf und stellen Sie sich aufrichtig und ohne Rückhalt in die erste Reihe der Whigs mit Howick und Normanby. Prüfen Sie noch einmal Ihre Meinung über die geheime Abstimmung. Sie sind ein geschickter Mann und ein nützlicher Beamter. Erinnern Sie sich, erinnern Sie sich stets, daß zwar Ihr früheres Schwanken abgebüßt, ja gesühnt werden kann durch künftige Rechtlichkeit, aber wie eine verstoßene Dirne verachtet wird, würde man den Platz auf der Schatzkammerbank, wo alle nach einander Folgenden sitzen, für eine bloße Convenienz halten, und Lord Palmerston weder in einem Tory-Cabinet noch in einer glücklichen Tory-Opposition eine Rolle spielen können. **.

*) Burke's bekannte Bezeichnung des großen Haufens.

Correspondenz.

Aus Paris.

Dellove, der Verleger Victor Hugo's, hat das großartige Project, den belgischen Nachdruck unmöglich zu machen, bereits in Ausführung zu setzen angefangen. Er wird bessere Ausgaben um ein Drittheil wohlfeiler liefern. Vorläufig kann er freilich nur Werke bringen, die er wohlfeil von den

Digitized by Google

Verfassern erhält, oder classische, deren Autoren todt sind. Bis jetzt erschienen die Mémoires de St. Simon. Diese kosteten 150 Fr. und Dellope liefert sie für 70. Ferner die Memoiren der Marquise von Créquy; für 15 Fr., während sie 52 kosteten. Dellope gedenkt auch eine Sammlung der deutschen populären Philosophen zu veranstalten, wenn er von der Regierung hierbei unterstützt wird, woran ich zweifle. Ich unternahm es einmal mit Lerminier, Hegel's Geschichte der Philosophie zu übersetzen. Hiezu bedurften wir auch der Begünstigung von Seiten der Regierung. Allein Cousin sitzt im Rath des öffentlichen Unterrichts. Hr. Cousin hat so manches von Hegel geborgt und gestohlen, daß er es ungern sieht, vor Frankreich die Quelle aufzuzeigen. Für Bücher solcher Art gibt es aber nicht genug Publikum hier, um sie ohne Unterstützung vom Gouvernement ins Leben treten zu lassen.

Man weiß jetzt, warum Dumas seine Geliebte, die Ida, heirathete. Sie hatte in den sechs Jahren, wo sie mit ihm lebte, von dem, was er ihr gab, ungefähr 80,000 Fr. erspart und auf die Bank gebracht. Der arme Dumas hatte nie einen Heller übrig; sein Schneider arretirte ihn einmal auf der Straße und Ida fuhr in Carrossen aus. Endlich erklärte sie ihm, er müsse sie entweder heirathen oder sie verlasse ihn mit 80,000 Fr., die sie sich erspart habe. Dumas machte große Augen, und um sein Geld wieder zu erhalten, heirathete er sie. Neulich erhielt Dumas im Stillen die Hälfte des Privilegiums des italienischen Theaters, die er für 30,000 Fr. verkaufte, aber die, die das Geld lösten, flohen nach London und arrangirten sich mit dem neuen Pächter. Dumas reiste ihnen nach und soll nicht viel erhalten haben, da er bis jetzt seine beabsichtigte Reise nach Italien noch nicht angetreten hat. Hinter dieser Privilegiumsgeschichte steckt übrigens ein anderes Motiv; sonst wüßten die Journale davon. Dumas schweigt aber.

Theophile Gautier ist nach Spanien gereist, mein Freund Gerard versieht sein Feuilleton. Hugo ist aufs Land gezogen, Balzac wohnt in Sèvre und Soulier soll das Theatre de la Renaissance übernehmen; ich glaube aber, er wird es abschlagen. Ein junger Dichter, Maurin, der bis jetzt noch in einer Dachkammer mit seinem Liebchen wohnt, aber viel Talent hat, gibt „eine Gelbe" in Versen heraus. Henri Blaze wird bald seine Uebersetzung beider Theile des Goethe'schen Faust erscheinen lassen. Unterdeß wird man ihm sicher mit verschiedenen andern Uebersetzungen Faust's zuvorkommen, und, um das Publikum zu fesseln, wird eine kleine Geschichte der deutschen Lyrik angehängt werden. Ampère schrieb einen schönen Artikel über Chamisso in der Revue des deux Mondes. Heine's Buch über Börne wird, wie ich höre, nächstens bei Campe in Hamburg erscheinen.

Die bekannte Flora Tristan hat ein Werk über England angekündigt. Ich las einen Auszug daraus, und wollte, die Deutschen übersetzten ihn, damit sie einen Begriff von den englischen Gesetzen erhielten. Flora beweist so treffend, daß es tausend Mal besser, ein Pflanzensklave zu sein, als ein englischer Ouvrier in einer Manufactur. Und dies Alles ist so ruhig, mit so viel Wahrheitsliebe geschrieben, daß jeder Stockengländer die Augen niederschlagen muß. Rousseau sagte schon: Unmenschlich und Englisch wird einst im Dictionnaire dieselbe Bedeutung erhalten. A. W.

Notizen.

[Thiers und die Leipziger Allgemeine.]

In Nr. 119 und 120 der von Robert Heller redigirten „Rosen" finden wir einen Brief aus Paris, der über Thiers wichtige Aufschlüsse gibt. „Thiers", heißt es dort, „hat keinen kleineren Gedanken, als den Rheinbund unter seinem Protectorate wieder herzustellen. Erschiene Ihr Blatt nicht in Deutschland, ich wollte Ihnen Wunderdinge darüber erzählen, aber andeuten wenigstens kann ich Ihnen, daß im Süden propagirt und intriguirt wird in diesem Sinne" u. s. w. „Thiers bezeichnet seinen und seiner Verwaltung Lobhudel in deutschen Zeitungen systematisch, was Sie am deutlichsten in Ihrer „Leipziger Allgemeinen Zeitung" bewährt finden können, wo Thiers' Hof- und Leibcorrespondent, Hr. Richard Otto Spazier, alle Tage einige Spalten Lobqualm loslaßt, in denen dieser — wie er behauptet — ganz unabhängige Mann förmlich schwarz weiß und weiß schwarz macht."

[Uebersetzersünden.]

Uebersetzervergehen sind meist witzig. Man weiß die französischen Sünden dieser Art. In England sind sie seltener. Man weiß zwar von einer Stelle im Faust, wo Gretchen, ohnmächtig, in die Worte: „Nachbarin, Euer Fläschchen!" ausbricht; dieses Fläschchen nahm man für Schnapsflasche. Ein Herr Merrivale übersetzte „zähe Glockenspeise" in Schiller's Glocke mit: „dicke Grütze" (thick gruel). Ein neuer englischer Commentar zu Schiller's Gedichten, der kürzlich von einem Beamten des britischen Museums, Edmund Bach, herauskam, rügt dies, wie das „berliner Magazin für Literatur des Auslandes" angibt.

[„Junges England."]

Im Zimmer jenes Verbrechers, der unlängst ein Attentat gegen die Königin von England versuchte, fanden sich Briefe und Documente mit der Aufschrift: „Junges England". Sollten alte Deutsche, die im Geheimen oder offenkundig gegen die Jugend ihrer Nation zu wüthen alle Mittel aufbieten, nicht auch hier Gelegenheit finden, um ihren Verdächtigungen Raum zu geben?

[Hofrath Dorow.]

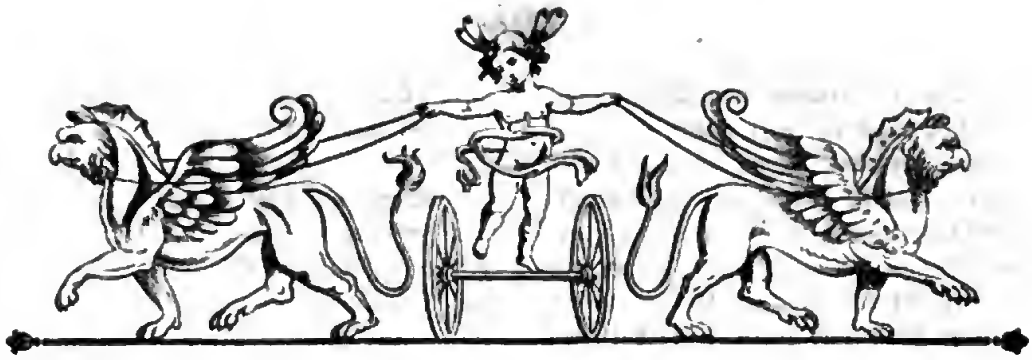
In Nr. 104 berichteten wir aus Berlin von einem Processe, der wegen der Briefe von Gans und Savigny eingeleitet sein sollte. Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß dies leerthümlich ist, auch gar kein Grund aufzufinden sein würde, einen Proceß hierüber zu führen.

[Die Universität Göttingen.]

Die Anzahl der in Göttingen Studirenden beläuft sich gegenwärtig auf 693. Vor den großen Störungen des wissenschaftlichen Lebens belief sich die Anzahl derselben auf 1550.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 125. — den 29. Juni 1840.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

4. Lord Brougham *).

Solltest Du, lieber Leser, einen besonders herablassenden Peer bewegen, seinen und Deinen Namen vereint auf ein Stückchen Papier zu schreiben, und es an den Thürsteher des Oberhauses zu adressiren, so wirst Du ohne Zweifel mit zitterndem Tritte über die Schwelle gehen und mit banger Scheu in das Innere treten. Wenn Du das Haupt über die starken Schranken streckst, über welche, wie über Mohammed's Lotusbaum, Niemand hinauskann, so wirst Du viele Dinge sehen, die Dir auffallen, zum Beispiel einen Mann mit einer Perrücke, der auf einem großen rothen, mit Wolle ausgestopften Polster sitzt, und einige Leute von ganz gewöhnlichem Aussehen, die zwischen den Bänken schlendern und so unbekümmert schwatzen und lachen, als ob sie all ihre Würde einstweilen in den Wollsack gestopft hätten; aber freilich liegen sie nicht da, schnarchend wie die unanständigen Mitglieder des Unterhauses, sondern geben Dir ein Bild freundlicher Herren von mittlerem Alter, die mit Lebenssorgen nicht allzusehr beladen sind.

Einen Mann aber kann der Fremde nicht übersehen. Das Gesicht dieses Mannes macht keinen Anspruch auf schöne Züge; sein Mund verspricht wenig Redergabe, seine Augen sagen nicht, daß eine große Seele aus ihnen blicke, seine Stirn ist auf keine Weise bemerkenswerth, vielmehr breit und zusammengedrückt, aber nicht hoch, seine Nase lang, auffallend gebildet und etwas aufgestülpt, seine Oberlippe lang, sein Mund zusammengepreßt, seine Farbe sehr bleich, seine Gestalt hagee und fleischlos, und sein ganzer Körper scheint nur eine Wohnung für die Seele zu sein, eine Wohnung, die mit der geizigsten Sparsamkeit gewährt ist, blos zu den nothwendigsten Verrichtungen passend und zu weiter nichts. Er schlendert nicht umher mit den übrigen. Er hat ein Papier in der Hand, auf welches er zuweilen einen raschen Blick wirft, als ob plötzlich ein Gedanke über irgend einen Gegenstand ihn ergriffen hätte, wovon er Gewißheit erlangen wollte, und dann verfällt er wieder in ein mehr rifriges als tiefes Nachdenken. Es ist keine Ruhe in seinem Ausruhen. Sein Auge schweift unstet unter seinen großen Brauen; er sitzt da in keiner behaglichen Stellung, und man sieht das unabläßige Arbeiten seines Geistes so deutlich in dem Ausruhen dieses Körpers, als die Schläge des Herzens in der Brust eines Schlafenden. Es scheint ihm unbequem auf seinem Sitze zu sein. Er kreuzt seine Beine und wendet sein Gesicht gegen die Schranken. Jetzt siehst Du ihn deutlich. Du bemerkst jenes seltsame krampfhafte Zwicken der Nase, wovon Jedermann gehört hat, und das Niemand verkennen kann. Fremdling, ich brauche Dir nicht zu sagen: dieser Mann heißt Brougham.

*) Aus: St. Stephen's, or pencillings of Politicians.

Digitized by Google

Der alte Herr mit den Aermeln von Schleiertuch, der eben spricht, obgleich man in dieser Ferne nicht ein Wort von seiner Rede verstehen kann, ist der Erzbischof von Canterbury. Endlich kommt er zum Schlusse, Brougham's Unruhe sagt mir, daß er schon lange ungeduldig gewesen ist und selbst zu sprechen wünscht. Horch, jetzt kommt er! Nun höre auf den Redner. Er beginnt in leisem und gemessenem Tone, und zuerst fällt Dir sein breiter nordbritischer Dialekt auf. Er scheint einen Augenblick ungewiß zu sein, ob er auch recht gethan habe, sich zum Redner zu erheben, und es nicht besser sein würde, sich wieder zu setzen. Er stellt nun Sätze auf, die wohl nur wenige Menschen ableugnen würden, aber gewiß nicht die mindeste Beziehung zu der vorliegenden Frage oder zu einander zu haben scheinen. Beobachte ihn, wie er weiter geht. Bemerke seine langen, mit Einschiebseln überladenen Sätze, die doch durch seinen Vortrag so klar werden. Jetzt siehst Du, was die abgerissenen, unerheblichen und scheinbar unverbundenen Sätze, womit er begann, bedeuten sollen; sie sind jetzt die Träger seiner Beweisführung. Wie geschickt er sie verknüpft, wie leicht er die Zwischenräume ausfüllt, wie er Dich durch die Angemessenheit gerade des Punctes überrascht, den Du für den unerheblichsten hieltest! Er wird warm, während er fortfährt, er erhebt seine Stimme, wird lebhafter in seinem Vortrage, reißt Dich mit sich fort, nicht weil er Lord Brougham, nicht weil er ein großer Redner ist, was Du nicht fühlst, sondern, weil Du es nicht ändern kannst, weil Du nicht mit ihm, sondern mit seiner Sache Mitgefühl hast. Er schließt und setzt sich wieder, aber nicht mit selbstgefälliger Miene, nein, er sieht vielmehr aus, als ob er sich entlastet fühlte, und etwas in seiner Brust gewesen wäre, was sich Luft machen wollte.

Ist dies alles? ruft unser Fremder aus. Ist dies der große Redner? Wo ist das Spiel der Phantasie, wo die zierliche Sprache, die epigrammatische Wendung? Wo sind die glühenden Gedanken, die reichen und glänzenden Ideen, die tiefen Ansichten, die neuen Wahrheiten? Ich habe keinen Beweis von dem Dasein dieser Erfordernisse der Redekunst erhalten. Alte Wahrheiten, in ein helles und glänzendes Licht gestellt, einzelne und unzusammenhangende Kenntnißtheilchen, wie sie in einer Encyklopädie zerstreut sind, und nun augenblicklich durch eine Napoleonische Gewalt in Massen auf einen Punct in Bewegung gesetzt werden; gesunde Logik, excentrische Manier — dies scheinen mir die Hauptverdienste Eures Redners zu sein. Er ist ein langer Mann, aber ein Riese ist er nicht.

Warte nur eine Weile, steeng kritischer Fremdling, Du hast den Löwen nur in seiner ruhigen Stimmung gesehen. Während Du Deinen Tadel aussprachest, hat ein langweiliger alter Lord in einer entferntern Ecke erklärt, Brougham's Maßregel sei nicht so gut, als sie sein sollte, und er selber nicht viel besser als seine Maßregel. Der Lord sprach so leise, daß ich nicht ein Wort von seiner Rede verstand, aber ich konnte alles in Brougham's Auge lesen. Ein anderer, und noch einer und wieder einer — von allen Seiten des Hauses kommen, einander drängend und schnell, Spöttereien gegen den neuen Vorschlag. Wie die meisten Menschen, die gern andere quälen, ist Brougham selbst sehr empfindlich. Der einfältig aussehende Gesell mit dem Lockenkopfe hat ihn scharf berührt. Sieh nun, wie Brougham aussieht, wenn er gereizt wird! Platz gemacht, ihr Leute, der Stier kommt, gefesselt oder frei, im Recht oder im Unrecht, er kann sich nicht länger halten; mit einem Sprunge übersteigt er jedes Hinderniß, und da ist er mit aufgerichtetem Schweife und niedergebeugtem Kopfe, schnaubend mitten in der Kampfbahn. Jetzt siehst Du Brougham selbst; seine Augen scheinen zu blitzen, auf seiner Stirn wird es finster wie von Donnerwolken, sein dunkles halb ergrautes Haar scheint sich zu sträuben bei der unterdrückten Wuth in seinem Innern; sein Arm erhebt sich, seine Stimme ist hoch. Dies ist der Anfang des Sturmes. Der erste Satz führt mitten in den Gegenstand. Horch, mit welchem derben und betäubenden Ausfall von verachtendem Hohn er beginnt! Sieh, wie der Lord, der eben noch so schnippisch war, zusammenbebt, wie erschrocken er aussieht, während sein Bischen Redekunst in Stückchen um seine Ohren klappert, und mit welcher feuchtbaren Theilnahme er an den Lippen seines Züchtigers zu hangen scheint, in angstvoller Erwartung, was der nächste Augenblick beingen werde. Blicke auf die andern Mitglieder, die umher sitzen. Mag Brougham sie „seine edlen Freunde" oder die „edlen Lords" nennen, sie scheinen sich sehr unbehaglich zu fühlen, wenn ihre Namen in seinem Munde sind; denn Brougham ist in vollem Rennen; er hat Sarkasmen auf der Zunge und Galle im Herzen; er sprüht griechisches Feuer, und wohin es fällt, auf Freund oder Feind, es dringt tief ein und läßt seine Spur zurück. Er gleicht einem Elephanten in einer indischen Schlacht, der jeden Feind auf seinem Pfade niedertritte, während die Pfeile, die von

Digitized by Google

den Geschossen auf seinem Rücken fliegen, Wunden unter entfernten Schaaren verbreiten.

Ja, dies ist Heinrich Brougham. So theilt er seine Streiche aus und seine Wurfgeschosse fallen wie Apollo's Pfeile unter das Heer der Griechen. Wie er Hohn auf das Haupt des Opfers häuft, das er jetzt gefaßt hat! Nun schildert er den Gegner mit geschickter Keckheit und ungemeinem Glücke, Zug für Zug, bis das Bild eine Carieatur wird, halb Mensch, halb Gewürm, aber doch vollkommen in der Uebertreibung, unverkennbar in der Aehnlichkeit, und wenn nun das Bild dem Gemüthe der Zuhörer eingeprägt ist, siehe, da drängt sich der Hohn in seinen Zügen zusammen und er zeigt mit dem dürren knöchernen Finger auf die Stelle, wo das Urbild sitzt. Ich habe einen solchen Auftritt oft gesehen, aber die Wirkung, die er hervorbringt, kann ich nicht beschreiben. Man muß sie sehen, um sie zu fühlen, denn für diejenigen, die nicht selbst sie empfunden haben, muß jede Beschreibung übertrieben erscheinen. Es ist nicht Bewunderung, oder Mitgefühl, oder Unwille, es ist Furcht.

Zuweilen aber schweigen die Lords nicht, wenn sie solche Hiebe fühlen. Brougham wird von einem Geschrei angefallen, das man lange nicht in dem Hause gehört hat. Der laute Ruf: „Ordnung!", das Geschrei: „Gesprochen! gesprochen!" *) erschallt; zwanzig Mitglieder reden auf einmal mit hellen Stimmen. Bei solchen Gelegenheiten ist Brougham sehr groß. Er steht da so kaltblütig und gefaßt, als ob die Unterbrechungen blos zufällig wären, gießt eine aufgesparte Giftschale auf das gesammte Haus, sagt seinen Genossen, daß sie dem gemeinen Haufen gleichen, erinnert sie, daß er seine Gewohnheiten im Unterhause angenommen hat, und macht eine nicht sehr schmeichelhafte Vergleichung zwischen dem Auftritte, den er vor sich sieht, und den ruhigen Erörterungen in einem Handwerkerverein. Es ist ein schöner Anblick, Brougham in solchen Augenblicken zu sehen, wie er allein da steht und das ganze Haus gegen ihn wüthet. Er scheint stolz auf seine Stellung zu sein und des Dichters Tenax propositi vir sich in ihm zu verkörpern. Sieht man seine trotzige Haltung, so wird man versucht, bewundernd zu glauben:

Si fractus illabitur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

So ist Lord Brougham im Oberhause. Er wird wenig geliebt, aber sehr gefürchtet; sein Bündniß wird nicht gesucht, ja fast so sehr als seine Freundschaft gescheut; denn es gibt Niemand, mit welchem Brougham sich herzlich verbinden könnte. Seine Seele ist aus andern Stoffen gebildet, als seine Umgebungen. Sie sind Leute von Takt, Geistesgaben, Erfahrung und Geschicklichkeit, aber er ist ein Mann von schöpferischem Geiste, der einzige Mann von Genie unter den öffentlichen Charakteren seiner Zeit. Doch nein, ich muß O'Connell ausnehmen, denn der ist ein Mann von Genie, doch keineswegs ein verwandter Geist. Auch einige Andere sollte ich unter die Ausnahmen stellen, aber ihr Genie hat sich nicht in der Leitung öffentlicher Angelegenheiten entwickelt. Brougham ist ein Mann von hohem Geiste. Alles was er berührt, wird mit den Strahlen seines Geistes gefärbt, jede Rede, die er gehalten hat, so viele Ungereimtheiten einige auch enthielten, zeugte für den Geist des Redners. „Seine Hand ist gegen Jedermann und jede Hand ist gegen ihn."

(Der Beschluß folgt.)

*) Der übliche Ruf, wenn ein Mitglied zum zweiten Male über denselben Gegenstand sprechen will.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. *)

[Das Standbild Goethe's; neue Gemälde.]

Was zum Lebensgenuß, wenigstens zum Wohlleben, zum Raffinement des Luxus, gehört, ist von Wichtigkeit in Frankfurt. Davon überzeugt ein einziger Spaziergang durch die Promenaden, wo die Prachtgebäude sich in Formen und Farben üppig um den Beschauer drängen, fast wie eine Tropenvegetation den Blick überfüllend. Die Pracht der mit höchster Beflissenheit gepflegten Anlagen sucht Ihresgleichen, Alles athmet den Uebermuth des Reichthums und dessen Ostentation. Diese Alleen rothblühender Kastanien, diese Teiche mit Schilf, Wasserlilien und Wasserpflanzen aller Art, der betäubende Duft dieser blaßblauen Irisbeete, die in Gold und Feuerroth prangenden Feuröfen, die seltenen und kostbaren Gewächse überall, und rechts und links Säulenordnungen, geschmückte Balcone, Hallen in stetem Wettkampf und Rangstreit, wahrlich, man könnte in Frankfurt ein Heimweh bekommen nach irgend einem räucherigen Winkel, nach engen Gassen und thurmhohen Dächern, die das Licht dieses grellen Tages etwas dämpften und in heilsamem Dämmer Träume pflegten, aus denen leichter klare Gedanken sich entwickeln möchten, als aus dieser überaus reichen, blendenden und dennoch nüchternen Wirklichkeit.

Wir fuhren zuerst nach der Bibliothek, wo die von Macchesi in Mailand trefflich aus cararischem Marmor gearbeitete Statue Goethe's aufgestellt ist. Das Werk ist ein Geschenk des Herrn Mylius in Mailand, aus Frankfurt ge-

*) Von einem Durcheeisenden. D. Red.

Digitized by Google

bürtig, und der Herren Seufferheld und Rüppell. Goethe ist als Greis, etwas übernatürlicher Größe, in majestätischer Jupiterhaltung sitzend, dargestellt. Die Haltung erinnert in etwas an Bettina's Zeichnung. Die Linke, ein Buch haltend, ruht auf dem Knie, die Rechte lehnt auf dem Rücken des Sessels und hält den Griffel. Eine Art Schlafrock ist, wie mir scheint, sehr glücklich drapirt, so daß er einem römischen Mantel gleicht, die Brust sehr frei, was mir zu dem Greiseskopf nicht recht zu passen scheint, den ich doch um zehn Jahre jünger gewünscht hätte, obschon ich mir für unsere Zeit im Standbild und Brustbild keinen andeeen als den alten Goethe denken kann. Kehle und untere Wangenpartie sind bei alle dem zu welk und runzelig. Viele tadeln es, daß der Künstler dem Dichter Stiefeln anzog. Welche Fußbekleidung hätte er ihm aber geben sollen, um nicht affectirt oder lächerlich zu werden? Und alle diese Fragen und Einwürfe sind Ergebnisse der Reflexion; der erste Eindruck der Statue war ein befriedigender, durchaus wohlthuender, und die Aehnlichkeit mit dem Stieler'schen Goethe ist vollkommen.

Von der Bibliothek ging's nach dem Dom, den ich noch nie im Innern genau betrachtet. Es ist eine recht hübsche Kirche, doch zeichnet sie sich nicht eben aus. Die Stelle, wo voedem die Kaiser gekrönt wurden, sieht jetzt alltäglich genug aus; auch den Grabstein Günther's v. Schwarzburg zeigte man uns und eine heilige Familie von Rubens, eigentlich wohl die Familie des Malers selbst; Helene Formann ist nicht zu verkennen; das Christkind ist gewiß auch ein kleiner Rubens, und Joseph hat etwas von den Zügen des Meisters selbst.

In dem Städel'schen Museum waren mir eine Lessing'sche Waldeinsamkeit neu, mir viel lieber als die, welche man in der letzten leipziger Kunstausstellung sah. Der blaue Himmel bricht hier ein wenig durch die Wipfel. Im Vorgrund ruht ein irrender Ritter, von seinem Pferde abgestiegen, auf kühlem Moose. Lessing's geistige Entwickelungsgeschichte muß aus seinen Landschaften herauszulesen sein; hätte man sie alle beisammen, oder doch aus jedem Jahee eine, es müßte ein interessantes Studium werden. Hier glaubte ich ein mit sich ziemlich einig gewordenes und in seinem Hange nach Einsamkeit und Stille mehr befriedigtes Gemüth zu finden, als in mehreren früheren. Ein Bild von Alfred Rethel, David in der Löwengrube, hätte mich länger beschäftigen sollen, doch es zog mich jetzt vor allem nach dem Saal, wo die Freskobilder von Veit und die erst unlängst erworbenen Gypsabgüsse florentinischer Kunstwerke befindlich. Diese Proben italienischer Vorrathskammern erwecken die mächtigste Sehnsucht nach dem an Wunderwerken der Kunst so überreichen Florenz. Die Bronzethüeme der florentinischen Taufkapelle von Ghiberti sind in einem trefflichen Abguß im Städel'schen Museum aufgestellt, man hätte einen Tag zu thun, diese nur zu sehen, glaube ich; wie lange sie zu studiren, vermag ich nicht zu ermessen. Ich hatte nur eine Stunde, konnte an den kleinern Haut- und Bas-reliefs, alle aus Florenz entnommen, nur flüchtig vorübergehen und wandte mich zu Veit's Freskobild, dessen Gegenstand: Veredlung und Bildung des Menschengeschlechts durch Religion. Das Ganze ist schön gedacht und harmonisch geordnet. Wie bei allen modernen Kunstproductionen sieht und fühlt man den ordnenden Verstand, die eigentliche Naivität fehlt, und deshalb ist die Wirkung nicht die höchste, obwohl eine sehr erfreuliche, Anerkennung, vielleicht Bewunderung erheischendt. Es liegt ja im Gegenstande dieses Bildes, daß die Erfindung mehr eine gedachte als aus Unmittelbarkeit des Gefühls geborene sein mußte. Die Köpfe und Gestalten sind zum Theil, ja meistens von vorzüglicher Schönheit; herrlich ist ein alter Barde, der über die zersprungene Harfe dahingesunken, wie der letzte Nachhall einer großen romantischen Vorzeit zu verschwinden scheint. Die Färbung modern matt, wie ich sie in München wohl gesehen; ein grau-grün-bräunlicher Ton ist vorherrschend und meist blondes Haar. Unter den Künsten im Gefolge der Religion repräsentirt Fr. Rückert die Dichtkunst, — eine riesige Gestalt, Kopf, im Profil, strenge, sonst nicht eben sehr bedeutsam, viel weniger schöne Züge, aber ein düster blitzendes Auge, dem man wohl Dichtertrunkenheit zutrauen kann. — Eine Kindergruppe von Th. Hildebrand, seine eigenen Kinder, wie ich höre, ist sehr anziehend. Die Kinder harren der Christbescheerung, man sieht den Lichterbaum hinter dem verhangenen Thürfenster brennen, sein Licht gibt die Beleuchtung. Zwei italienische Landschaften von Morgenstern, eine Zeichnung von Veit, Christus und Thomas, verdienten nähere Erwähnung, besonders die vortreffliche Zeichnung.

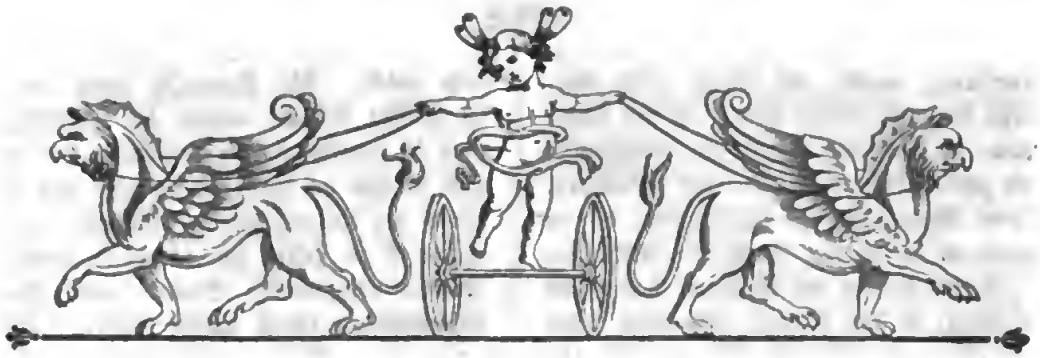
Wir besuchten noch Alfr. Rethel's und Drost's Atelier, wo wir die beiden für den Römer gemalten Kaiser, Max II. und Karl V. sahen, beide von Drost. Max sieht blaß und kränklich aus. Sein Auge aber ist fest und klar und der Mund sehr wohlwollend. Karl V., fast in Profil, ein dunkles, lauerndes Auge, das ganze Gesicht sehr charaktervoll. Der Mund ist vielleicht etwas minder ausdrucksvoll als das Auge, das indeß mehr starre und vorsichtige Consequenz als Energie ausdrückt. Außerdem von A. Rethel Otto I. mit seinem Bruder Heinrich, der in der Christnacht reuig zurückkehrt und vor dem Kaiser niedergesunken ist. Die Gestalt des Kaisers ist sehr schön, die Miene drückt edlen strafenden Ernst aus; er beugt sich zu dem Bruder nieder, dessen Blick es zweifelhaft läßt, ob ihn das Gefühl seiner Verschuldung oder die Demüthigung tiefer schmerzt. Die Scene begab sich zu Frankfurt. — Von Drost ein noch unvollendetes Bild, tyroler Wildschützen, ihren Raub in ihrer Hütte vor nahenden Jägern verbergend.

Seit drei Jahren etwa beginnt auch hier, wo man Wein und für die Armen Aepfelwein genug hat, das Biertrinken. Man macht darin unglaubliche Geschäfte. Wer zweifelt daran, daß die Bierpflege den sanguinischen Charakter des Rheinlandes verändern wird.

Ein Culturmoment anderer Art ist die vorherrschende Neigung für Aufhebung des Zunftzwanges und für Gewerbefreiheit, welche an den jüngeren Mitgliedern des frankfurter Senates ihre Beschützer findet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 126. — den 30. Juni 1840.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Oeffentliche Charaktere.

4. Lord Brougham.

(Beschluß.)

Es gibt keinen Mann im öffentlichen Leben, der nicht zu irgend einer Zeit, sei es öffentlich oder im Privatverkehr, bitter gegen Brougham sich ausgelassen hätte. Aber selbst seine erklärten Feinde geben wider Willen Zeugniß für ihn; denn nie versetzt er einem Opfer von einer Partei einen Streich, so hört man diejenigen von der andern Partei, welche kurz vorher dieselbe Züchtigung von seiner quälenden Zunge erlitten haben, laut und freudig den Streich preisen und über den sich windenden Gegenstand des Spottes jubeln. Brougham wird, wie Themistokles, einmüthig der Vorrang zugesprochen; jeder leugnet ihn ab, wenn er selbst dabei betheiligt ist, jeder verkündigt ihn, wenn Andere im Spiele sind.

Es wäre ein vergeblicher Versuch, einen Umriß von Brougham's Leben in einer Skizze zu liefern, der ein so beschränkter Raum zugemessen ist. Er wird künftig ein edler Gegenstand für die Biographie sein. Könnte irgend etwas den Wunsch in mir erwecken, wieder jung zu sein, so wäre es die Hoffnung, ihn zu überleben, die Hoffnung, meinen Namen mit dem seinigen in Verbindung zu setzen, wäre es auch nur als der bescheidene Erzähler seiner Thaten, um so beide vereint auf die Nachwelt zu bringen.

Brougham wird, wie alle Männer von Genie, von augenblicklichen Antrieben geleitet. Er ist nicht der hartnäckige Thor, der sich mit der Versicherung brüstet, daß er immer der einmal behaupteten Meinung treu geblieben sei, ohne sich zu fragen, ob er auch einen Augenblick lang vor seiner ersten Rede nachgedacht habe. Er hat seine Meinungen über viele Gegenstände oft geändert, aber ich glaube nicht, daß er je etwas gesagt hat, was er nicht fühlte. Gewiß ist er nicht, wie Burdett und andere verächtliche Menschen in einem launischen Augenblicke von einer Reihe von Grundsätzen zu einer andern übergegangen, er hat nicht, um seiner gekränkten Eitelkeit zu fröhnen, alle gereiften Meinungen seines frühern Lebens weggeworfen, sondern eifrig die Wahrheit gesucht, und wer immer aufrichtig diesem Streben sich weiht, muß seine Ansichten oft umwandeln oder verändern.

Eine von Brougham's frühesten öffentlichen Erklärungen war in einem der ersten Stücke des Edinburgh Review zum Gunsten des Systems der Sklaverei in unsern Colonien ausgesprochen. Der Verfasser dieser Skizze glaubte damals mit Brougham, daß das Geschrei, welches man erhob, und die Wahrheiten, die man in dem verdächtigen Gewande puritanischer Heiligkeit vorbrachte, nichts als feile Prahlereien einer Classe von Kaufleuten gegen die andere, des ostindischen Interesse gegen das westindische wären. Beide haben ihren Irrthum bereuen gelernt und eingesehen, daß zwar die Beweggründe des großen Haufens der ersten Gegner der

Digitized by Google

Sklaverei nichtswürdig waren, die Sache selbst aber, die man als Hülle benutzte, einen hohen Werth hatte. Brougham's Name ist jetzt mit vielen der wirksamsten Maßregeln gegen jenen abscheulichen Verkehr verbunden.

Aber wer wird Brougham den Lohn geben, den er für seine Leistungen in der großen Sache der Volkserziehung verdient? Dieses Gebiet des Ruhmes, das größte in der gesitteten Welt, ist das seinige; Niemand kann es ihm streitig machen, der thätigste Arbeiter für dieselbe Sache wird nach ihm vergebens sich abmühen und kann zu dem Anblicke des Punctes gelangen, wo Brougham glänzend mit seinen Siegeszeichen steht. Ihr sprecht von den früheren Reformfreunden, von Jebb, Cartwright und Horne Tooke. Brougham hat seine Gattung reformirt: er hat die große Masse seiner Landsleute von bloßen Thieren zu vernünftigen Menschen erhoben und die schlummernde Seele erweckt. Tooke erhob für die Reform eine einzelne Stimme, Brougham erregte für sie den Donner eines Volksrufes. Tooke forderte Menschen auf, daß sie mit ihm handeln sollten, Brougham lehrte sie für sich selbst denken. Tooke ward überwältigt, auf die Seite geschoben, fast erdrückt, Brougham war siegreich. Die Geschichte wird von Lord John Russell reden, denn er hat den Takt gehabt, als Urheber wichtiger Anträge, wichtiger Gesetzentwürfe hervorzutreten; der Geschichtschreiber kann seinen Namen nicht übergehen, und der Leser muß erwarten, ihm oft in dem gewöhnlichen Gange der Geschichtserzählung zu begegnen; Brougham aber wird mit ergreifender Wirkung erscheinen, nicht wie einer der vielen Lords, die über die Bühne gehen und vergessen werden; er wird als ein Charakter dastehen, als ein Mann, dessen Beweggründe der Beobachter erwägen wird, dessen Handlungen Stoff zum Nachdenken geben, wenn er das Buch aus der Hand gelegt hat. Möge Brougham nicht vergessen, daß der Schauplatz seiner Thaten von den Strahlen seines Geistes erleuchtet ist. Die Mehrzahl derjenigen, die ihn umgeben, handelt auf einer Stelle, auf welche bald eine finstere Wolke sich lagern wird; sie können ihre seltsamen Anträge machen und ungestraft die Thoren spielen; aber für ihn ist keine Vergessenheit. Er hat ein stolzes Loos, aber eine furchtbare Verantwortlichkeit.

Ich weiß sehr wohl, daß auch Brougham in das lächerliche Licht gestellt werden kann, das ich auf so viele Andere geworfen habe, aber der Gegenstand ist sehr verschieden. Was belustigend und passend ist, wenn man es auf einen sehr kleinen Mann anwendet, wird leeres Geschwätz, wenn man es gegen einen sehr großen geltend macht. Als Grimaldi durch ein Dachfenster auf die Bühne stürzte, lachten die Verständigsten im Parterre so herzlich als die Zuschauer auf der Galerie, als aber Talma im Coriolan ausglitt und fiel, lachte Niemand als ein englischer Fuchsjäger. Jeder Mann von Genie ist zu Zeiten sehr lächerlich, denn er handelt verschieden von andern Leuten, und Sonderbarkeit oder Uebertreibung erregt immer Lachen. Ehe wir ein würdigeres Zeugniß vor uns haben, als die Versicherung der Times, werde ich jedoch nicht glauben, daß Brougham sich je der kleinlichen und armseligen Gaukeleien schuldig gemacht habe, die man ihm vorwirft. Aber konnte man es auch beweisen, daß er wirklich mit Extrapost von London bis auf den halben Weg nach Windsor gefahren wäre, um auf den Glauben zu führen, er habe dem Könige einen Besuch abgestattet, daß er wirklich die hundert andern Dinge gethan habe, welche er nach der Versicherung der Tories gethan haben soll, um die Meinung zu erwecken, daß er am Hofe etwas gelte, wäre es wirklich erwiesen, daß er all diese Thorheiten und dreimal dreihundert andere begangen hätte, so könnten sie doch Brougham's Ruhm nicht stürzen oder seine Größe vernichten. Gibt es Jemand unter allen Günstlingen des Ruhmes, dem Neider und selbst gerechte Beurtheiler nicht viele Fehler vorwerfen könnten? Unsere Natur ist ja leider so unvollkommen, daß diejenigen, die sich durch die höchsten Fähigkeiten auszeichnen, oft durch die unwürdigsten Handlungen sich entehren. Mögen diejenigen, die über Bacon's Verbrechen seufzen, sich gewöhnen, wenig an die zweifelhaften Geschichten von Brougham zu denken. Einer der größten Fehler, den Brougham beging, war sein Kampf gegen die Times; aber die Strafe fiel auf die Partei, mit welcher er damals verbunden war, nicht auf ihn, und durch die Kraft seines Charakters kam er unversehrt davon. Die Raufbolde jenes grundsatzlosen Blattes erregten den Wirbelwind, der so viele zerstört hat, aber als der Sturm seine Wuth verloren hatte, knirschten sie mit den Zähnen in ohnmächtigem Grimm, da sie sahen, daß Brougham ihrer Bosheit unbeschädigt entgangen war. Tag für Tag griffen sie ihn in langen Schmähspalten mit glänzendem Talent an. Aber sie hätten ihre Artikel eben so gut gegen einen Stern richten können. Brougham wendete sich mit Verachtung von ihren Angriffen weg. Er behauptet die Stellung, die er immer hatte, der Einfluß der Times ist vorüber. Noch immer ein glänzendes Blatt, das seinen Unternehmern Gewinn bringt, aber ohne Einfluß. Selbst die-

Digitized by Google

jenigen, die dieſe Zeitung unterſtützen, lachen über die Behauptungen derſelben, und wenn ein Tory, der Charakter hat, durch die Zeitungen etwas veröffentlichen will, wählt er den Standard. Dies iſt ein Sieg, den nur noch ein anderer Mann hätte erringen können.

Unter allen Erſcheinungen, die uns auffallen, wenn wir Brougham's Leben überblicken, iſt die wunderbarſte wohl ſeine eifrige Betriebſamkeit. Wäre es möglich, die literariſchen Arbeiten dieſes Mannes zu ſammeln, ſo würden ſie eine Maſſe bilden, welche die zahlreichen Werke eines Origines beſchämen, oder mit dem ſchreibluſtigſten unter den Kirchenvätern wetteifern könnte, deſſen Schriften zu ſehr geehrt wurden, als man ſie zum Heizen der Bäder in Alexandrien benutzte.

Brougham ſcheint ſeine Augenblicke bewacht zu haben, wie der Geizige ſein Gold hütet; nicht einer ging verloren, ohne vollſtändig ſeine Dienſte geleiſtet zu haben; jeder ließ ſeinen Gleichwerth an erlangter oder mitgetheilter Kenntniß, an vertheidigter Wahrheit oder verfochtenem politiſchen Rechte zurück. Seine Forſchungen haben ſich über das ganze Gebiet der Politik, der Rechtsgelehrſamkeit und des Wiſſens überhaupt erſtreckt; alle Gebiete konnte er nicht ausbeuten, aber in jedes hatte er einen tiefen Schacht abgeteuft.

Es würde anmaßend ſein, über den Weg, den Brougham jetzt eingeſchlagen hat, ein beſtimmtes Urtheil auszuſprechen. Er hat zum Glück jene geiſtigen Kräfte, die auf einige Zeit unter körperlicher Schwäche gelitten hatten, vollſtändig wieder erlangt. Künftige Richter werden zu entſcheiden haben, ob der Gebrauch, den er jetzt von jenen Kräften macht, nicht etwas von den Unvollkommenheiten ſeines Weſens an ſich trage, ob ſich nicht zu viel perſönlicher Groll verrathe, ob nicht etwas von der Bitterkeit eines getäuſchten Ehrgeizes in den giftigen Angriffen ſich zeige, die er täglich gegen ſeine ehemaligen Amtsgenoſſen richtet. Dies würde bei Brougham unverzeihlich ſein. Er braucht weder Amt noch Rang, um groß zu ſein, und ſelbſt die höchſte Stelle könnte ſeinen Ruhm nicht vermehren, aber es würde dieſen Ruhm vermindern, wenn man wüßte, daß er nach einem ſolchen Ziele ungeduldig geſtrebt habe. Es iſt einer von den wenigen Männern, die ſich ihrem Vaterlande ausſchließend widmen können, mit der ſicheren Ausſicht auf angemeſſenen Lohn. Ich hoffe, er wird nie vergeſſen, daß dies und nur dies ſein wahres Intereſſe iſt. Es würde mir leid thun, wenn ich Brougham in irgend einem Verwaltungsamte ſähe, außer dem Miniſterium des öffentlichen Unterrichts. Für dieſes Amt und nur für dieſes iſt er ganz und vollkommen befähigt. **

Correſpondenz.

Aus Hamburg.

[Hannöverſche Patrioten und hamburger Liberalität.]

Ein artiges Intermezzo gab unlängſt eine Art meeting, eine Verſammlung von circa anderthalbhundert hannoverſchen Patrioten, die mit Vorwiſſen der Regierung, eine, auf vaterländiſchem Boden unmöglich gemachte Zuſammenkunft, auf holſteiniſcher Erde, in Nienſtedten eine Meile von Hamburg an der Elbe gelegen, abhielten. — Schon am Tage vorher war die Sache in Hamburg ein öffentliches Geheimniß, und wohl an funfzig feelſinnige Männer zogen hinaus, um an dem ſplendiden Mittagsmahle Theil zu nehmen. Um 1 Uhr war die dieſſeitige Geſellſchaft nebſt einigen wenigen ſchlichten hannoverſchen Landleuten verſammelt, und lugte vom hohen Elbgeſtade hinaus nach dem Dampfſchiff Peiſmus, daß an den verſchiedenen Uferpunkten die Patrioten einnehmen ſollte. — Noch immer indeß war das Fahrzeug nicht im Geſicht, und bange Befürchtungen ſtiegen auf, es möchten drüben doch gewaltſame Hemmniſſe eingetreten ſein. Gegen 1½ Uhr indeß tauchte der Schlottfang in der Ferne auf; Kopf an Kopf berichtete das Fernrohr und nach einer halben Stunde landete die wackere Mannſchaft, größtentheils kernige, ausgeprägte gebräunte Männer, denen ein edler Trotz auf der Stirn geſchrieben ſtand; an ihrer Spitze Freudentheil, Wieneke und Haltermann; — Chriſtiani und Stüve waren leider ausgeblieben. Ein dreimaliges, begeiſterndes Hurrah! war das Zeichen der Gleichgeſinnten, und heitern Muthes ging es nach ſchneller Landung in den Speiſeſaal hoch oben, hart am Ufer. — Zwei combinirte Säle vereinigten die 150 Köpfe ſtarke Geſellſchaft, und wir republikaniſchen Hamburger waren voll Neugier, die ſpecielle Tendenz dieſer verbrüderten Männer aus den verſchiedenſten Ständen kennen zu lernen, und ob wir hier denn vielleicht etwas Hambachiſches zu erwarten hätten? — Aber mit nichten! — Schon vor Beginn des Diners begann Freudentheil, ein kleiner unterſetzter, bärtiger Mann, eine Begrüßungsrede über das in einem recitirten Gedichte vorkommende Thema: „Getheilte Freud' iſt doppelt Freud', getheilter Schmerz iſt halber Schmerz", deſſen Tendenz darauf ausging, dieſe Vereinigung nicht ſowohl dem betäubenden Ernſt als vielmehr der heitern Freude zu widmen. Viele oft wiederkehrende Bilder, vornehmlich des ruhig dahinwallenden Elbſtroms als Symbol ihres eigenen Seins und Strebens, machten einen nicht eben günſtigen aufmunternden Eindruck; man hörte, daß die Vorſicht dem Schreiber der Rede auf die Finger geſehen hatte. — Ja, das iſt, — wie Börne richtig ſagt — die ſchlimmſte Cenſur, die ſchon die Gedanken ſtreicht und ſie nicht herauslaßt aus der Feder. Wahrlich man ſieht es dieſem ängſtlichen Muthe an, daß es drüben gar arg hergehen muß. — Ein vorhandenes Programm ſagte nunmehr das Hoch des Königs an. Wieneke, ein Mann, der, wie wir

Digitized by Google

nachher vernommen — in Untersuchung steht, und mystischen Tendenzen huldigt, nahm das Wort, den Toast auf des Königs Wohl christlich zu motiviren. — Diese feommen Motive wirkten jedoch übel....

....die Gesellschaft erhob sich und der Beifallsturm wollte nicht enden, als ein hamburger Arzt ein Gedicht sprach, das die Hoffnung auf das Festhalten deutscher Treue und deutschen Biedersinns rekeäftigte. Der Frohsinn kehete zurück, und von nun an wurden meheeee Toasts ausgebeacht. Der für den König von Dänemaek, auf dessen Geund und Boden man sich eben befand, wuede ledhaft auch von uns aufgenommen. Dee des Heezogs von Cambridge, feühern Vicekönigs von Hannover etwas mindee. Enthusiastisch das Hoch der sieben Peofessoren; eben so Thiers', des Beesöhnees der Asche Napoleon's u. s. w. — Nach fünf Uhr beach die ganze Gesellschaft freisinniger Männer auf, um in das hamburger Stadttheater zu fahren, wo die Stumme von Portici, jene Persiflage der Revolution gegeben wuede, da das Teauerspiel: Tell so schnell, als die Umstände sich gemacht hatten, nicht in Scene gesetzt weeden konnte. — Am folgenden Tage, nach einem splendiden Frühstück in dee London-Taveene an der Elbe, trug das Dampfboot die hannöverschen Patrioten in die Heimath zueück. Von den hamburger Joutnalen hat nur dir „Neue Zeitung" Notiz von der Sache genommen.

Sie sehen daeaus, wie es hier mit der Liberalität unserer Jouenalistik steht. Dagegen sind die hiesigen Zeitungen, mit Ausnahme der „Neuen Zeitung", der literaeischen Blätter dee Börsenhalle und des Argos, höchst liberal in Lobhudeleien, dir oft mit einer wahehaft empöeenden Feechheit getrieben werden. Es scheint nämlich Geundsatz bei den Redactionen, jedem Lobhudelartikel die Spalten zu öffnen, sofern der Verfasseee ihr seinen wertheesten oder unweertheesten Namen heimlich ins Ohe geflüstert hat, wobuech denn nun auf die Dauer alles, seldst das gerechte Lob so sehr veedächtigt wied, daß das Lesepublikum beim Andlick desselben mitleidig die Achsel zuckt, und Feilheit seldst da vermuthet, wo sie ausnahmsweisr einmal nicht Statt findet. Schlimm genug ist es dabei, daß auch dem, nicht selten aus Privatrücksichten gehässigen Tadel, unter gleicher Bedingung wie dort die Bekanzung, hier dir Knute seeistehr, die dann auch nicht selten ohne Urtheil und Recht mit waheer Barbarei geschwungen, und durch alles solches Tceiben zuletzt eine Verwirrung angerichtet wied, die alle Keitik veedächtigt und ihee Bestimmung keaftlos macht. Leider sind es die beiden vorzüglichsten Organe unserer Stadt, der hamburger Coeeespondent und die wöchentliche Nacheicht, die — und vorzüglich Erstere — nicht behutsam in Aufnahme keitischer Aufsätze sind, und es wied wahrlich wenig odee nichts damit gut gemacht, wenn sie hinteedrein auch den zurechtweisenden Aufsätzen Raum vergönnen, denn eben dadurch erst wird die Verwirrung noch viel ärger, indem das Publikum dann nicht weiß, ob sir Hinz oder Kunz Glauben schenken soll, und um sicher zu gehen, den ganzen Plunder verwieft. Dadurch wird natürlich die Theilnahme des Publikums für literarische Interessen von Grund aus zerstöet, ohne daß die angeprieseneu Eescheinungen dadnech Glück machten. Man lernt nur dadurch, das öffentliche Urtheil beargwöhnen, jede literarische Fürsprache verachten.

Ein literarisches Unternehmen, ganz im Sinne der Zeitrichtung, vedient Erwähnung, ich meine die von der hiesigen Beendsohn'schen Buchhandlung veranstaltete „Volksbibliothek", zu deren Druck in einer Auflage von 15,000 Exemplaeen eigens eine Schnellpeeßmaschine angeschafft wuede. Sie umfaßt dem Plane nach die interessantesten Persönlichkeiten der Geschichte, und nebendei Cultur-Momente derselben, z. B. die Buchdruckekunst, das Judenthum ꝛc. Dee Betrieb dieser Volksbibliothek im sogenannten Schillerformat, schön und beispiellos wohlfeil, dehnt sich mit großer Umsicht auch auf die Vereinigten Staaten von Noedameeika aus, wo troz der Unzahl deutscher Zungen wenig odee nichts für bezügliche Literatur gethan wied, und man sich bei dem Sinn dee Ameeikaner für Oekonomie großen bedeutenden Eefolg verspricht. — Zwei jüngere Mitaedeiter äußeeten den Wunsch, bei dem populäeen Unternehmen pseudonym betheiligt zu sein. Der Veefasser der Geschichte der Buchdruckerkunst: Ed, ein Name, der wohl wenigen voegekommen sein wied, obgleich er neulich im „Piloten" stand, gab nach, und ereeute die Welt nach vielem Zureden duech seine zwei Buchstaben. Der Zweite, der schon etwas öfter genannte Hrdbrl (feüher Hauslehrer im Holsteinischen), der die Geschichte der Jungfeau von Orleans und den dreißigjährigen Keieg bearbeitet, ist, höre ich, auf keine Weise zu bewegen, seinen Namen der Volksunternehmung anzueeihen, und wied nur als Pseudonymus die Bibliothek beglücken. Von Dr. Salomo's Feder erscheint in der Bibliothek die Geschichte des jüdischen Volkes; von einem Sohne des preußischen Bischofs die Geschichte Feiedrich's des Großen in zwei Bändchen. Dr. Maetin Luther's Leben bearbeitet Fr. Clemens.

Notiz.

[Aristokratie im Himmel und auf Erden.]

Folgende Betrachtungen entlehnen wie wörtlich aus dem Schwedischen. „Als die Päpste gewisse fromme Seelen zu Heiligen erhoben und dadurch gleichsam Lords und Pairs für das Himmelreich schufen, befolgten sie gänzlich denselben Grundsatz, den man noch heutigen Tages in der Staatslehee feststellt, daß nämlich zwischen König nnd Volk ein Veemittlungsgeienk, eine Aeistokeatie, stattfinden müsse; sie fuechteten veemuthlich, daß das Himmelreich ohne den gehörigen Zusatz von aeistokeatischem Element gae zu demokeatisch werden möchte. Diese himmlische Aristokratie eehielt einen gefährlichen Stoß durch die Luther'sche Reformation. Wie es mit der iedischen aussehen könne, scheint noch nicht ausgemacht. Gewöhnlich pflegt es doch so zu gehen, daß, nachdem eine Sache richtig im Himmel durchgeführet ist, sie auch jederzeit auf der Eede gut durchgeht. Daher kommt auch die Meinung, daß Alles, was hienteden geschieht, zuvor dort oben beschlossen sei, und eben deshalb kann man auch ziemlich sicher sein, daß, sobald die höheren Räume der Ideen vom Unkraut gehörig gesäudert sind, dies auch nicht gar lange mehr auf den niedrigeren Feidern wuchern oder gedeihen werde." ††.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1840, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen, Erste Abtheil.: der Tempel der Nike Apteros. Von Ludw. Ross, Ed. Schaubert u. Chr. Hansen. Mit 13 Kupfertafeln. Royal-Folio. Berlin 1839.
Ausgabe mit Titelk. in sq. tinta 10 Thlr.
— — illum. Titelk. . . 14 Thlr.

*Baer, K. E. v., Untersuchungen über die ehemalige Verbreitung u. die gänzliche Vertilgung der von Steller beobachteten nordischen Seekuh (*Rytina Ill.*). St. Petersburg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Bischoff, Th. Ldw. Wilh. Lepidosiren paradoxa. Anatomisch unters. u. beschr. Mit 7 Steindruckt. gr. 4. 1840. 4 Thlr.

*Brandt, J. F., Beiträge zur Kenntniss der Naturgeschichte der Vögel, mit besond. Beziehung auf Scelethau u. vergleichende Zoologie. Erste Lief. Mit 19 litb. Tafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 2 Thlr. 0 Gr.

*Bolletin scientifique publié par l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Tom. Vme. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

*Bunge, Al. v., Verzeichniss der im J. 1832 im östl. Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica. gr. 8. St. Petersburg, 1836. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 10r Jahrgang für 1839. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 5r Jahrg. für 1839. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftig. Lief. (75 Bog. u. 421 Abbild.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Cerotti, Collectanea quaedam de phthisi pulmonum tuberculosa. Cum 3 tabb. lith. color. 4 maj. 1839. 1 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 2ter Jahrgang. 16. 1839. 1 Thlr.

*Clarus, H. M., Ectopiae cordis doctrina observationibus illustrata. 4. maj. Lipsiae, 1839. 12 Gr.

Clarus, J. C. A., Oratio ad munus rectoris academici anspicandum habita d. 31. Oct. 1839. Praefatus est Godofr. Hermannus. 8. maj. 1839. 4 Gr.

Dulk, F. P., synopt. Tabelle über die Atomgewichte der einfachen u. mehrerer zusammengesetzter Körper. (Besonderer Abdruck aus dessen Commentar.) 4te Aufl. 4. 1839. 18 Gr.

Ehrenberg, C. G., mikroskopische Analyse des curländischen Meteorpapiers von 1686 u. Erläuterung desselben als ein Product jetzt lebender Conferven u. Infusorien. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, die Bildung der europäischen, libyschen und arabischen Kreidefelsen u. des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen, dargestellt u. physiologisch erläutert. Mit 4 Kupfertafeln u. 3 Tabellen. Fol. Berlin, 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

*Fraehn, C. M., Sammlung kleiner Abhandlungen die Muhammedanische Münzkunde betreffend. gr. 8 St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 2te Hälfte. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 14 Gr.

Henle, J., vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1839. 4 Thlr.

Hülsse, J. A., die Sterblichkeitsverhältnisse in Leipzig, verglichen mit denen in Berlin, in den Belgischen Staaten, im Königreich Sachsen und in Frankreich. Mit 7 Tabellen u. 3 Steindrucktafeln. 4. 1839. 16 Gr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.
V. Bd. Schriften zur Philosophie der Natur. gr. 8. 1839. Subscript.-Preis. 1 Thlr. 20 Gr.
XII. Bd. Geschichte der Kant'schen Philosophie von K. Rosenkranz. gr. 8. 1840. Subscript.-Preis. 2 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1839 1 Thlr. 9 Gr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 1te Lief. (10 Bog.) gr. 8. 1839. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. 1te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tome IVme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 4 Thlr. 12 Gr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersboorg, 1839. 11 Thlr. 8 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XIVme. Avec le portrait de Mr. de Koehler. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

*Ménetriés, E., Catalogue d'Insectes recueillis entre Constantinople et le Balcan. gr. in 4. St. Pétersb. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Mises, Dr., über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. gr. 8. 1839. 18 Gr.

Neubert, C., Chrestomathia medica. Auctorum, qui de re medica latine scripserunt, selecta capita contulit, ad normam disciplinae digessit, brevi adnotatione indicibusque instruxit. Part. Ima. 8vo. maj. 1839. 16 Gr.

Noodt, C., Helcologia universalis. Das Ganze der Lehre von den Geschwüren in tabellarischer Form. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 4. 1839. 16 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad zoographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. Vus. 4maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr. 21 Gr.

Pharmacopoea Borussica. Die Preussische Pharmacopöe, übersetzt u. erläutert v. Fr. Ph. Dulk. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. nad Synopt. Tabelle über die Atomgewichte. 4. 1839. 8 Thlr. 18 Gr.

*Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. gr. 4. St. Petersburg, 1839. 3 Thlr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatoi vel usui inservientes. Digessit J. G. Zoccarini. Fasc. 7—13. C. 35 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1832. Jeder Fasc. schwarz 2 Thlr. 8 Gr., col. 4 Thlr. 16 Gr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von Th. L. W. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, J. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Katalog der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W., Beobachtungen des Halley'schen Cometen bei seinem Erscheinen im J. 1835 auf der Dorpater Sternwarte angestellt. Herausgeg. von der K. Akademie der Wissenschaften. Mit 12 Staindrucktafeln. gr. Fol. St. tersburg, 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

*Die Thaten Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übersezt v. J. J. Schmidt gr. 8. St. Petersburg, 1839. 1 Thlr. 8 Gr.
Eine mongolische Ausgabe erschien 1836. 8 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. In einem Bande. Erste Abth. 12 Kupfrtf. zur Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. Fol. 1839 3 Thlr. Zweite Abth. 8 Kupfert. zur Physiologie der Ernährung (Verdauung, Blutbildung, Kreislauf, Athmung, Absonderung). Fol. 1839. 2 Thl.

— — Lehrbuch der Physiologie für akad. Vorles. u. mit besond. Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte. In einem Bande. Erste Abtheilung. Physiologie der Zeugung u. Entwickelung. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1839. (39. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. V. VI. (ultim.) 4 maj. 1840. 3 Thlr.
Das hiermit vollständige Werk kostet 9 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 107.
Oeffentliche Charaktere. Daniel O'Connell.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 108.
Oeffentliche Charaktere. Daniel O'Connell. (Foetsetz.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 109.
Oeffentliche Charaktere. Daniel O'Connell. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 110.
Oeffentliche Charaktere. Daniel O'Connell. (Foetsetz.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 111.
Münchner Kunst. Von †.
Oeffentliche Charaktere. Daniel O'Connell. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 112.
Ein Brief aus Ungarn.
Correspondenz. Aus Bamberg.

No. 113.
Ein Brief aus Ungaen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Bamberg. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 114.
Vermischte Gedichte.
Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säculaefeier der Buchdruckerkunst.
Correspondenz. Aus Bamberg. (Beschluß.)
Notiz.

No. 115.
Selmel, die Wahnsinnige. Sittengemälde aus dem Elsaß, von A. Weill.
Correspondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 116.
Selmel, die Wahnsinnige. (Foetsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)

No. 117.
Selmel, die Wahnsinnige. (Foetsetzung.)
Correspondenz. Aus Nürnberg.
Notiz.

No. 118.
Selmel, die Wahnsinnige. (Foetsetzung.)
Correspondenz. Aus Nürnberg. (Fortsetzung.)

No. 119.
Selmel, die Wahnsinnige. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Nürnberg. (Beschluß.)
Notiz.

No. 120.
Selmel, die Wahnsinnige. (Foetsetzung.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein.
Notiz.

No. 121.
Selmel, die Wahnsinnige. (Foetsetzung.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

No. 122.
Briefe über Ungarn.
Selmel, die Wahnsinnige. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

No. 123.
Briefe über Ungarn. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Beschluß.)
Notizen.

No. 124.
Des Pilgers Nachtmahl. Von J. M. Hutterus.
Oeffentliche Charaktere. Lord Palmerston.
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 125.
Oeffentliche Charaktere. Lord Brougham.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.

No. 126.
Oeffentliche Charaktere. Lord Brougham. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notiz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 076534849

Digitized by Google

Digitized by Google